

0902
444
v.16



Library of



Princeton University.





Heimgarten.



Eine Monatschrift

gegründet und geleitet

von

D. K. Rosegger.

XVI. Jahrgang.



Graz.

Druck und Verlag von „Leylam“.

1892.

Inhalts-Verzeichnis

des

Heimgarten, XVI. Jahrgang.

Novellen und Erzählungen.	Seite
Ein Rebell. Geschichte aus deutscher Heldenzzeit von P. K. Rosegger 1, 81, 161 241, 321, 401, 481, 561, 641, 721	
Die weiße Frau im Schlosse von Collalto. Eine venezianische Sage von Robert Hammerling	18, 96
Der hinkende Schimmel. Eine Erzählung von Hans Malsfer	24
Der Pfarrer von Cucugnan. Von Alphonse Daudet	56
Der Egeltrieb. In den Druck gegeben von R.	60
Wia da Fronz Diaderl ins Hornhaus gführ't is worn. In da steirischen Gmoan- sprod' dazählt	73
Daphne. Novelle von Sophie v. Rhuenberg	103
Brennende Liebe. Eine anspruchslöse Geschichte von P. Hann	178
Das Meisterstück des Zimmermanns. Ein biblischer Weihnachtstraum von P. K. Rosegger	188
Die Beichte der Sammetweste. Belauscht von Josef Lewinsky	253
Sein Geld will er haben. Eine Geschichte aus Alt-Oesterreich von P. K. Rosegger	264
Verrath. Novelle von Richard Graf Sermage	334, 419
Unterm Apfelbaum. Von P. K. Rosegger	345
Die verzagten Liebesleut. Ein Bildchen aus dem Volke von Josef Friedrich Lentner	415
Die Geister-Klage. Erzählung von Heinrich Noë	494, 580
Der Gang nach Emaus. Eine Oestererinnerung von P. K. Rosegger	502
Ein armer Schullehrer. Erzählung von Karl Guntram	507
Der Onkel aus Amerika. Eine heitere Geschichte von Ludwig Hevesi	575
Der weibliche Klosterbruder. Geschichte von P. von Lügenburg, verbessert von P. Martin von Cochem	658
Sachen für den Christtag. Eine Erinnerung aus der Waldheimat von P. K. Rosegger	664
Das fünffache Schwein! Ein Volksschwank, nacherzählt von R.	699
Hochwasser. Novelle von Ernst Kauscher	744, 801, 860
Die Liebe ist stärker als der Tod. Eine Erzählung aus dem Waldlande. Von P. K. Rosegger	812
Der Bicyclist. Ein Wiener Straßenbild von Ottokar Lann-Bergler	819
Poesie. Novelle von E. Salzburg	851
Die Geschichte eines Kammerdieners. Dem Leben fast wörtlich nacherzählt	869
Eine Komödiantenehe. Von Alphonso Daudet	875
Naturforscher auf der Alm	924
Däsen. Eine grauenhafte Geschichte von P. K. Rosegger	934
Drei Leut und a vierts. A wohri Gschicht, de sich oba nit gor oust zuatrog'n wird	942

(RECAP)



Dramatisches.

Seite

Die Tarquinier. Ein Trauerspiel von Adolf Pichler	117, 200
Aug' um Auge. Lustspiel in einem Aufzuge von Sophie v. Rhuenberg . .	272
Luisa. Schauspiel in einem Aufzuge von Sophie von Rhuenberg	734

Alpines und Volksthümlisches aus den Alpen.

Wie's bei uns daheim der Brauch ist. Volksitten und Gebräuche aus Obersteiermark. Mitgetheilt von Ferdinand Krauß	42
Trug und Scherz. Volkslieder aus Steiermark	52
Das Marterl. Ein Bild aus dem Volke. Von Karl Wolf	54
Neue Hoamatliada von Maria Kartsch	148
's Heimgarteln im steirischen Ennsthale. Geschildert von Karl Reiterer . .	214
Die neue Weltstadt Hartberg. Ein Spaziergang in der Heimat von P. K. Rosegger	219
Eine Wanderung zu meinem Geburtshause. Stimmungsbild aus der Heimat von P. K. Rosegger	351
Eine obersteirische Bauernhochzeit vor hundert Jahren. Von Hans von der Sann	441
Die Bettelänger. (Ein Bildchen aus dem Waldlande.)	469
In Seppn sei Jagagoll. Jagdgeschichtn aus n Flochlond von E. J. Freunthaller	554
's Swasser und die Leut. Von E. Wolf	616
Er hat ein schön's Röckl an — und ein schön's Knöpfel dran. Eine Unterhaltung aus dem ländlichen Leben von P. K. Rosegger	618
Der Lebenslauf im Aberglauben. Eine Schilderung aus dem Volke der Alpen nach Dr. B. Fössel. Von Arthur Schleitner	688
Bei der Wahl. Ein Sittl steirisches Volksleben. Vom Volksschullehrer Karl Reiterer	693
Dirndl, mir hobn a jehns Hoamatlond! Gedicht von R.	703
Da Hoadbauer und seine Oren. In niederösterreichischer Bauernsprach von Philipp Waldbach	715
Auf der Alm, da gibt's la Säud. Volkslied	775
Worum da Steghofa-Zocharl Ioani Fisch mog! A Fischarei-Gschicht von E. J. Freunthaller	796
Der Palbauer. Ein Bild aus den Alpen von Hans Fraungruber	837
Lichtbratel-Abende. Erinnerung aus der Handwerkerzeit von P. K. Rosegger	842
Auf dem Hochschwab. Von Reinhard E. Petermann.	849
Die Erzbergbahn. Eine Spaziersahrt in der Heimat	853
Foppen! Ein Alpenidyll	874
Steinklauer und Erzbrocker. Zwei Gestalten aus dem Volke der Alpen. Von August Brunlechner	931
's Moasjerl. In da steirischn Gmoansproch	949

Land und Leute. Charakterbilder.

Todtenbretter im Böhmerwalde. Von Dr. Wilhelm Hein	149
Die Heide. Ein Landschaftsbild von Adalbert Stifter	184
Weihnacht im hohen Norden. Von H. Albrecht.	194
Drei Monate unter Fabrikarbeitern	300
Neue Aussichtswaggonn	388
Berlin die Stimme Deutschlands?	430
Urban Offenluger. Eine Erinnerung von P. K. Rosegger	607
Daniel Siebenstern. Eine Sondergestalt von Heinrich Seidel	782

Cultur- und Naturgeschichtliches.

Über deutsche Geschlechtsnamen. Von Theodor Vernaleken	30
Wer hat im grauen Alterthume geherrscht?	147
Briefe von Goethes Mutter an ihren Sohn	225

	<u>Seite</u>
Die Wunder der Biennstadt. Von Joh. Ph. Glod	434
Die Zukunft unseres Bauernstandes. Eine Erwägung von P. K. Hofegger	529
Das Urbild Ehyloks	551
Nachstücke zum Capitel „Die Zukunft unseres Bauernstandes“. Wiedergegeben von P. K. Hofegger	599
Über die Träume. Von Theodor Bernaleken	625
Aus der Volksschule der alten Zeit	627
Menschen oder Hirsche?	630
Sind die preussischen Gymnasien besser als die österreichischen?	709
Das Gastmahl des Emporkömmlings. Ein Sittenbild aus dem alten Rom	763
Die drei Bevölkerungsstufen. Von Franz Schlinkert	831
Der deutsche Brief seit sechshundert Jahren. Von M.	882
Altdeutsches Handwerk. Von M.	947

Über Sitten und Unsitten. Plaudersames.

Mein schwarzer Kamerad. Eine Laune von P. K. Hofegger	38
Krieg dem Kriege!	127
Der Dorfbahnhof. Eine Plauderei	137
Widerliches auf Dorffriedhöfen. Eine Zuschrift	141
Die Waffen nieder!	144
Erbarmen! Ein Entrüstungsruf und eine Fürbitte	209
Ein Stück Schopenhauer und ein ganz klein bißchen Gegenmeinung	293
Ein Schreiben des Finanzministers an den Unterrichtsminister	307
Friedfertige Antwort auf eine kriegerische Zuschrift	308
Ist das Tanzen eine Sünde? Ein Gespräch zur Carnevalszeit	360
Was deutsche Dichter und Denker über den Antisemitismus sagen	363
Geschichten aus der Schulstube. Von Josef Altram	369
Trauer auf Termin. Schreiben einer Stadtdame an eine Landfrau	375
Aus dem Tagebuche eines Kinderfreundes. Von Robert Hamerling	378
Wenn das Schlachtfeld raucht!	385
Eine Sylvester-Plage	387
Wie ich die Volksschule denke. Von P. K. Hofegger	444
Mach' dir die Welt, wie du sie haben willst! Ein Zwiegespräch	448
Über unsere neuen Stadthäuser	451
Alkohol. Ein wirtschaftlicher Briefwechsel zwischen dem Teufel und seiner Großmutter	453
Dienstboten sind auch Menschen — so zu jagen	464
Krieg oder Schiedsgericht. Ein Wort an die Presse und deren Leser	465
O, dieser Winter! Aus dem Tagebuche eines Mißvergnügten	525
Tauben-Mord. Eine Culturskizze aus der eleganten Welt	535
Was sagen Sie zur Kaltwassercur?	552
Die Prahlucht am Grabe	553
Der Zeitgeist und die öffentliche Meinung. Von Josef Freiherrn v. Kalchberg	594
Grazer Brief an einen Vetter in Linz	630
Was Adam im Paradiese ohne Eva gemacht hätte? Ein trauriger Gedanke	632
Ist die Börse ein Gistbaum?	672
Rückkehr zur Natur. Ein Zwiegespräch	677
Eins vom Pfarrer Kneipp	681
Die Zeitung. Klüchtige Gedanken über eine klüchtige Sache	754
Alte Briefe. Von Max von Weisenthurn	769
Meine Meinung über die Verechtigung der Friedensfreunde. Eine Plauderei, gehalten in der Versammlung der „Friedensfreunde“ zu Wien am 26. Mai 1892 von P. K. Hofegger	772
Ein bißchen Schulmeisterei über deutsche Sprachfehler und Modewörter von Dr. Gustav Wustmann	776
Anonyme Briefe. Von P. K. Hofegger	823
Müßige Reden oder das Urtheil der Welt von Weisenthurn	828
Der Alkohol standrechtlich verurtheilt	866
Deutsche Amazonen. Betrachtung über den deutschen Frauenverein „Reform“	916

Kunst und Literatur. Aus dem Künstler- und Schriftstellerleben.

Nächtlicher Besuch. Ein Erlebnis von P. K. Rosegger	69
Was hat nach Ihrer Meinung die deutsche Literatur für eine Zukunft?	71
Dichten lernen!	151
Ein Classifier der Wiener Literatur. Von Gust. Andr. Kessel	207
Ein wohlgemeinter Vorschlag in Sachen der Theaterkritik	233
Ein vergessener vaterländischer Poet. Literarische Studie von Prof. Alexander Pucsko	287
Theodor Vernaleken. Biographische Skizze von Koloman Kaiser	357
Deniekt der Schriftsteller die gebührende Achtung?	386
Wie der Almpeterl gedichtet hat. Eine Studie über die literarischen Flegeljahre von P. K. Rosegger	457, 540
Erinnerungen an Ludwig Anzengruber. Von P. K. Rosegger	515
Robert Hamerling als Orientalist. Von einem Orientalisten	548
Sprachverwirrung	551
Hans von Vintler. Von Dr. Ernst Gnad	589
Matthias von Lerer. Ein deutscher Gelehrter aus den österreichischen Alpen. Von Johann Neubauer	792
Ein russischer Dichter	865
Ein Brief Anzengrubers	946
Zum Schluß des Jahrganges	952
Bücher	75, 155, 236, 313, 396, 474, 555, 635, 717, 797, 875, 950

Gedichte.

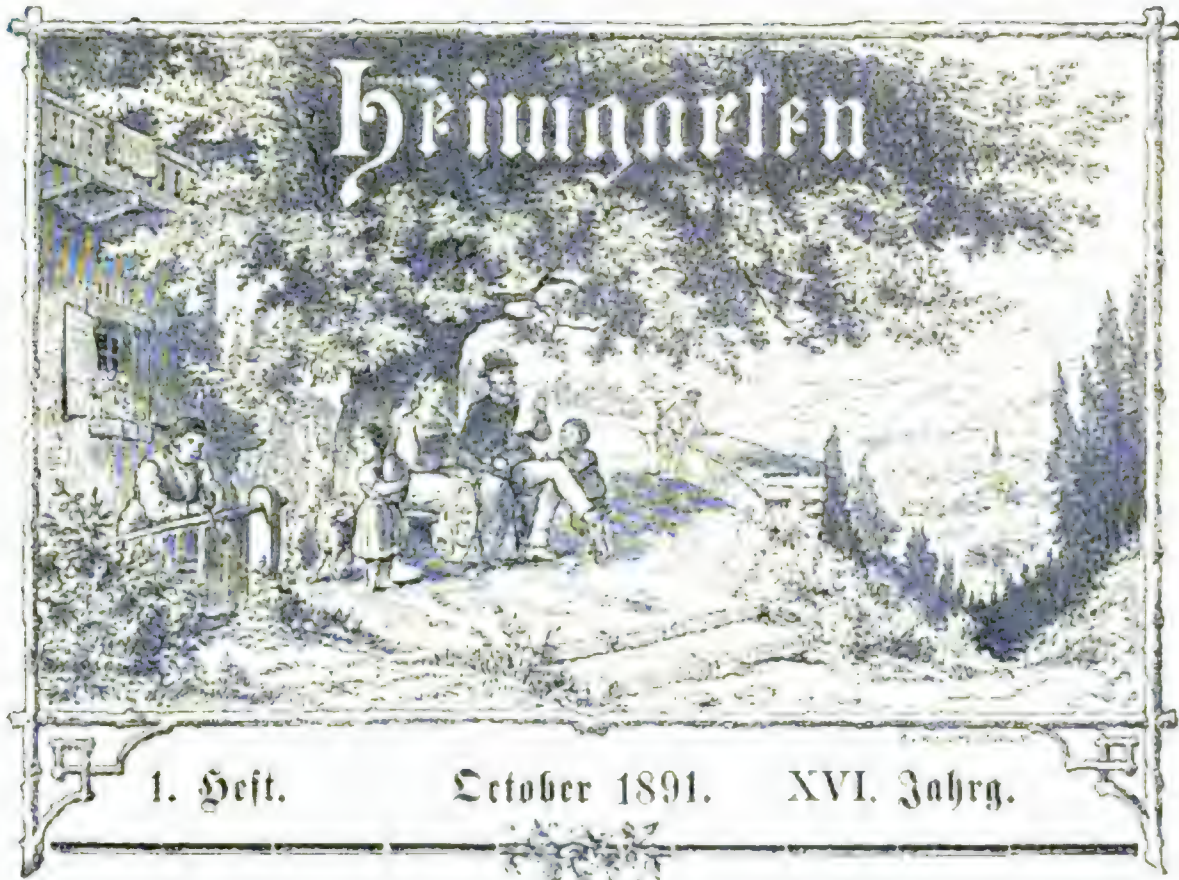
's frum Dirndl. (Steirisch.)	29
An Mozart. Zum hundertjährigen Jubiläum der „Zauberflöte“	70
Lieder des Leides. Von Hieronymus Vorm	122
Da Steirerbua in a Stombua	136
Was, o Mensch, hast du gesündigt!	144
Abschied von Griechenland. Von Heinrich Vierordi	146
Der Poetenwinkel:	
Orgie im Licht. Von Maurice von Stern	153
Waldrauß. Von Hans Fraungruber	153
Dämmerstunde. Von E. Salzburg	153
Sehnsuchtsqualen. Von Franz Tiefenbacher	153
In deine Augen laß mich sehen —. Von Starnfeld	154
Spruch. Von A. Klaus	154
Wunsch. Von Koloman Kaiser	154
Memento. Von G. Maljer	154
Friedhof in der Wachau. Von Hermann Hango	174
Da Saufans. (Niederösterreichisch.) Von J. P.	155
Die rechte Gh'. Von Amalie v. Felbinger-Wlaissal	155
Die unbegreifliche Muskel. Von K.	394
Kurzer Groll! Von O. von der Sieg	394
O frage nicht! Von V. Dil-Pero	394
Burschen-Sinn	394
Nordlandsonne. Von X.	394
Als ich geglaubt, ich sei dir fremd. Von X.	395
Sommeriontagsfrühe. Von Pfarrer Konrad Scipio	395
I waß nir, i ton nir. Von Hedwig Materna	395
Mozarts Schädel. Von Jenny von Reuß	472
Märzlied. Von Raimund Mayr	473
Warum? Von Hans Fraungruber	473
Ein Klang. Von Franz Herold	473
Gingeregnet. Von Franz Herold	473

Kleine Geschichten, Sagen, Märchen. Schwänke.

Zur Lust und Lehr. Erzählungen von Josef Wichter	63
Purzelbäume der Schulweisheit	129
Nicht böß' sein! Eine Plauderei von Franz Josef Koch	235
Der ewige Jude im Hausleiten-Wald. Volksmärchen aus Niederösterreich, erzählt von Koloman Kaiser	305
Eine sonderbare Ordination	310
Lustige Zeitung	310
Die drei Seufzer. Einem Steirer nachzählt von Hans Frauengruber	312
Thiergeschichten. Erzählt von Koloman Kaiser	390
Die verschollene Million. Von Josef Wichter	471
Humor im Gerichtssaale	704
Drei Tollschwänke. Aus „Sagen Niederösterreichs“ von P. W. L. Leeb	789
Der furchtbare Held	789
Der Lügenbold	789
Der vergessene Nix	789
G'hovst wie g'sprung	790

Verschiedene Sachen.

Denkspruch. Von Paul Hense	68
Einfälle und Schlagfäße. Von Ludwig Anzengruber	72
Weise und wunderliche Aussprüche von Grillparzer	231
Eine Bitte für die Schulkinder	234
Aphorismen von Konrad Tinn	309
Vollsmund. Sprichwörter und Redensarten aus den Alpenländern von Ludwig von Hörmann	383
Sinnprüche. Von Conrad Tinn	467
Leumundszeugnisse von Heimatgemeinden	554
In stiller Stunde. Sinnprüche von Gertrud Tripel	711
Die Frau im Sprichworte der Völker	712
Ein Denkmal für Peter Mayr, den Märtyrer der Wahrheit. Von P. K. Kofegger	791
Gedankensplitter. Von Adolf Frankl	792
Mundart ist härter als Hochdeutsch	796
Dattel und Cypresse. Eine Studie von Heinrich Koe	859
Die Unentschlossenheit	869
Friedrich der Große hat das Wort!	870
Aus der Kinderstube	873
Ein- und Ausfälle	947
Postkarten des „Heimgarten“ 80, 159, 240, 320, 400, 479, 560, 640, 720, 800, 879, 951	



Ein Rebell.

Geschichte aus deutscher Heldenzeit von P. A. Hofegger.

Herr, bleib' bei uns!

Als in der ersten Zeit dieses Jahrhunderts unser deutsches Vaterland zerrissen und zertreten unter der Gewalt des Corsen lag, da wird wohl mancher Deutsche gegen Süden geblickt haben, wo in der Vorzeit die Helden gestanden und mit unvergänglicher Ruhme betränkt gefallen sind. Vielleicht auch du, mein Leser, würdest als Sohn jener Zeit einer von denen gewesen sein, welche ohnmächtigen Grimmes voll die geschändete Scholle der Heimat verlassen haben, flüchtend unter die heldenreisende Sonne Homers.

Dein Weg dahin hätte dich durch ein Gebirgsland geführt, wie es herrlicher auf Erden nicht zu finden. Dämmernde Waldwüsten an steilen Hängen, unendlich mannigfaltiges

Felsgebilde, von Wolken und Adlern umkreist, weite Thäler mit fruchtbaren Alpentristen, brausenden Flüssen, in welchen das Wasser grau ist, weil es herabkommt von der ewigen Eiszwelt. Ringsum eingefriedet ist dieses Land von hohen Gebirgstämmen, und wo aus der weiten Welt Straßen einziehen, da rauschen und schäumen durch finstere Schluchten trockige Wässer hervor, als wollten sie zurückstoßen und von sich schwemmen alles Fremde, das mit Gewalt oder List Eingang heischt.

Und in dieser ungeheureren Felsenburg lebt ein Volk von Bauern und Hirten, arm doch urkräftig, fromm und heiter, strenge und treu, in patriarchalischer Einfachheit und alter Sitte sich selbst genügend.

Tirol! Das schöne Land Tirol. Doch in jenen Tagen leuchteten

die im Morgen- oder Abendgolde erglühenden Eisgipfel des Alpenrundes nieder auf ein geknechtetes Volk.

Zu Innsbruck, im Herzen des Landes saß der Feind, der Baiern, welchem im politischen Würfelspiele der Großen und durch den Machtpruch des Gewaltmenschen aus Corsica das Land Tirol zugefallen war. Die Tiroler waren nicht befragt worden, ob es ihnen recht sei, aber sie wollten unbefragt eine Antwort geben. — Unter Hindernissen und in Hast eilest du dem Brenner zu, hinter welchem die Lüfte des Südens dich grüßen. Noch ein unheimlicher Weg dem schäumenden, schreienden Eisack entlang durch schauerliche, endlose Schluchten. Endlich öffnet sich vor dir ein weites Thal mit Rebengeländen; das erstemal sieht der Sohn des Nordens den Aprikosenbaum, den üppigen Pfirsich, im Haine den prangenden Ebenbaum und in sonnigen Felsmulden den immergrünen Lorbeer. Doch auf den hohen Bergen, welche dieses Thal einfrieden, liegt immer noch der Schnee, und es ist in den Tagen des August. Mitten im Thale, vertrauend hingeschmiegt an den ungebändigten Fluß, ruht die Bischofsstadt Brixen mit ihren zahlreichen Klöstern und Thürmen. Stattliche Bauernhöfe besäen das Thal, auf den Hügelu stehen Schlösser und alte Burgen und auf den Hängen, oft hoch an Bergesbrust, weisen der Wallfahrtskirchen spitze Thürmchen himmelan. Von den Bergen eingeeengt haben die Bewohner dieser Gegenden gelernt, an die Kirchtürme rankend wie die Rebe an den Stab, ihren Blick aufwärts zu richten, und mit dem Blicke ihr Herz. Doch fest auf herbem Boden steht ihr Fuß und ob ihrer himmlischen Seelenheimat vergessen sie nicht, was das Ihre ist auf Erden.

Wenn du von Brixen gegen Süden eine halbe Stunde lang dahingewandelt bist, so steht rechts an der Straße

ein Wirtshaus. Knapp hinter demselben steigt eine rostbraune schrundige Felswand auf, die stellenweise mit Immergrün berankt ist; über der breit sich hinziehenden Wand beginnt steiler Bergwald bis hoch hinan zu den Älmen des Hilm. Dem Hause gegenüber links an der Heeresstraße sind die buschig bewachsenen Ufer des Eisack. Hinter dem Wasser liegt das breite wiesenreiche Thal und darüber sich gewaltig erhebend der Gebirgszug des Plossach. Vor dir, wenige Schritte vom Hause entfernt, kommt von rechts ein Wässerlein behendig hüpfend herab und weiterhin auf der Anhöhe steht das Kirchlein des heiligen Jacobus. Das Haus an der Straße mit den danebenstehenden Wirtschaftsgebäuden ist im Stile tirolischer Bauernhäuser erbaut, aus rohen Steinen gemauert, einen Stock hoch, mit einer stattlichen Fensterreihe und dem Erker; das halbflache Schindeldach ist mit Steinen beschwert. An der Straßenseite sind zwischen Fenstern auf die Mauer mit unbehilflicher Hand und kindlichem Sinne zwei Bilder gemalt, das eine stellt die Muttergottes dar, wie sie mit gefalteten Händen auf der Weltkugel stehend der Schlange den Kopf zertritt, das andere den heiligen Martin, der auf einem Pferde reitend mit dem Schwerte seinen Mantel entzweischneidet, um mit dem losgetrennten Stück Tuche einen davor knienden halbnaekten Bettler zu beschenken. — Die Ortschaft heißt An der Mahr.

Warum ich diese Stätte so genau beschreibe? Weil ich glaube, mein Leser, daß du, nach dem Süden wandernd, um Gelden zu suchen, hier Halt machen wirst auf längere Zeit. Denn die Sonne ist schon hinter das Gebirge gesunken, so daß sie dort drüben in der Stadt nur noch die goldenen Thurmköpfe des Bischofsdomes bestrahlt, und über dem Eingange in dieses Haus steht der Spruch: „Herr, bleib' bei uns, denn es will Abend werden.“

In diesem Lande, in diesem Thale und endlich in diesem Hause hat sich einst ein Drama abgespielt, das in seinen Ursachen und Wirkungen, in seinen folgerichtigen Einzelheiten vom Historiker gewissenhaft aufgezeichnet worden ist.

Diese Historie hat in brennendem Wissensdurst auch der Dichter gelesen. Die Botschaft ist seither in ihm nie mehr verklungen und drängte fort und fort nach Ausdruck in einem Liede von dem Heldenkampfe der Tiroler. Doch siehe, die Historie stand der Dichtung im Wege. Die Historie ragte so gewaltig und gebieterisch auf und dabei in ihrem politischen Geiste und in ihren realen Gliederungen so unkünstlerisch, daß der Poet rathlos vor ihr stand. Endlich kam er mit sich dahin ins Reine, daß der Dichter — wie bei allen geschichtlichen Stoffen — die profane Historie vergessen und warten müsse, bis die Geschichte zur Sage geworden, dann sei die Zeit gekommen, sein Lied zu singen.

Ich singe das meine schon heute. Mögen die lieben Tiroler, die an den Stätten jener Ereignisse noch leben und die „actenmäßigen“ Urkunden besitzen, nicht zu sehr entsetzt sein, wenn der Dichter bei dem revolutionären Stoff selbst revolutionär wird, Berge versetzt, Zeiten verschiebt, Personen und Ereignisse umstellt. Die Karten sind gemischt worden für das Spiel, aber echt sind sie doch. Der Erzähler hat sich unter den Tirolerhelden einen ganz besonderen ausgesucht und um denselben anderes einfach und einfältig gruppiert, vor allem gedenkend der allgemein menschlichen, der poetischen Wahrheit.

**Heilig, heilig, heilig ist der Herr
Napoleon Bonaparte!**

In der Stube des Wirtshauses an der Mahr, um einen großen Tisch sind mehrere Männer versammelt. Ein wuchtiger Laib Brot mit dem dazu ge-

hörigen Schnittmesser liegt auf dem Tische und ein großer Krug steht daneben; jedoch die Männer haben sich nicht, als wären sie zusammengekommen zum Essen und Trinken. Lauter markige Bauerngestalten sind es in der malerischen Tracht; kurze braune Joppen mit rothen oder grauen Aufschlägen, Knielederhosen, weißen Strümpfen, niedrigen Bindschuhen; über dem rothen Brustfleck der grüne oder braunlederne Hosenträger und über den Lenden einen breiten Ledergurt. Mehrere haben ihre hohen Spizhüte mit Schnur und Hahnenfeder auf. Die Gesichter sonngebräunt, knochig, bebartet, die Züge gutmüthig, aber jetzt voll tiefen Ernstes. Ein paar haben kurze Tabakspfeifen in der Hand, vergessen aber, sie zum Munde zu heben, denn lebhaft führen sie ein leises Gespräch, und wer mit dem Munde schweigt, der spricht mit den Augen, mit dem Neigen des Hauptes, mit dem Zucken der Hände; ganz und gar ist jeder bei dem Gegenstande, der wohl ein sehr wichtiger sein muß.

Während die übrigen saßen, stand einer aufrecht und stützte seine Faust an die Ecke des Tisches. Das war ein schlank, stark und schön gebauter Mensch von etwa fünfunddreißig Jahren. Sein Gesicht war länglich, von einem blonden, kurzgestutzten Vollbart eingefasst; über der breiten Stirn hiengen quer ein paar Haarlocken herein bis zu den runden, ziemlich tiefliegenden, feurigen Augen. Die Nase sprang aus dem Stirnwinkel kühn hervor und gieng dann in gerader Linie nieder bis zur etwas stumpfen Spitze über dem weichen, nach beiden Seiten hin ausgestrichenen Schnurrbart. Wenn er sprach, so sah man die obere Reihe weißer Zähne. Sein Anzug unterschied sich von dem der anderen dadurch, daß er jetzt keine Joppe anhatte, sondern in bloßen weiten aber an den Knöcheln enggebundenen Hemdärmeln war.

„Verschmäht mir Brot und Wein nicht“, sagte nun dieser Mann mit etwas dumpfer Stimme. „Auf die Körperkraft müssen wir auch denken, die werden wir wohl zu brauchen haben.“

Auf solches Wort faßte der älteste unter den Männern den Brotsaib und das Messer, machte mit der Spitze des letzteren das Zeichen des Kreuzes auf den ersteren und feierlich, als begehre er eine heilige Handlung, schnitt er ein Stück ab.

In demselben Augenblick gieng die Thür auf, und wer nun eintrat, der wurde mit dem Zeichen großer Überraschung empfangen.

Was war ihm eingefallen? Ist dies eine Zeit für Fastnachtscherze?

„Herr Pfarrer, was soll das bedeuten?“ fragte der Aufrechtstehende, welcher der Wirt war, den Eintretenden.

Dieser, ein Mann mit rundem glattem Gesichte, hatte die zerfahrene Gewandung eines armen Hirten. An einem Fuße hatte er grobe durchlöcherete Beschuhung, am andern war er barfuß; auf dem Rücken schleppte er einen Korb mit Kräutern, daraus ragte der rostige Stiel einer Pfanne hervor, wie solche Hirten zur Bereitung ihrer Kräutersuppe mit sich zu tragen pflegen. In der Hand hatte er einen langen Gebirgsstock.

„Ist es sicher bei euch, Peter?“ fragte der Eingetretene den Wirt. „Dann schließt die Thür ab.“

Der Wirt that es allsogleich.

„Wie sollen wir denn das deuten?“ fragten andere und waren fast starr vor Staunen.

„So weit ist es gekommen“, sagte der Ankömmling, indem er seine Sachen ablegte, „so weit unter dieser französisch-bayerischen Herrschaft, daß euer von Papst und Kaiser aufgestellter Pfarrer verummmt wie ein Schelm muß umherschleichen in seiner Gemeinde. Da sehet. Seit heute morgens bin ich vom Freimaurer-Papst zu

München meines Amtes entkleidet und soll gehen, um mich vor dem sauberen Herrn Kreisrichter zu verantworten, was mir aber nicht einfällt.“

„Wofür verantworten?“ brauste einer am Tische auf.

„Dass wir in unserer Kirche am fünfundzwanzigsten Juli das Fest des Apostels Jacobus gefeiert haben. Die Feiertage sind gesetzlich abgeschafft. Auch das Indiekirchgehen an den Werktagen. Gerade vor einer Stunde ist der Klausen-Oswald nach Brixen getrieben worden, weil ihm die baierischen Büttel im Sonntagsgewand auf dem Kirchweg begegnet sind. Hat wollen heute, als am Oswaldi-Tag, zu Ehren seines Namenspatrons ein Vaterunser beten gehen. Dafür sieht er jetzt im Klotter.“

„Steht es so?“ sagte einer der Männer, er flüsterle es fast und erhob sich langsam von seinem Sitze.

„Es ist wohl noch mehr“, fuhr der Priester fort. „Männer von der Mahr und von St. Jakob und von Schalders, ich sage es euch: Wenn wieder Winter kommt und die Weihnachtszeit, wird uns Tirolern kein Christ mehr geboren werden.“

„Wie ist das zu verstehen, Pfarrer?“ fragte der Wirt an der Mahr.

„Es darf keine Korate mehr abgehalten werden im Advente und kein Mitternachtsgottesdienst in der Christnacht. Kein Glockenklang darf sein und kein Orgelton und kein Freuden- gesang. Alles todtenstill, nur der baierische Adler will krähen auf den Thürmen und die Freimaurer wollen den Antichrist predigen und der Bonaparte wird das Jesulind aus der heiligen Krippe reißen und tödten lassen, wie es einst der Herodes im Sinne gehabt. Denn der Napoleon will alleiniger König sein im Himmel und auf Erden, nur der fünfzehnte August soll der einzige große Festtag sein, an welchem auf dem Angesichte liegen alle Völker des Erdkreises.“

„Am fünfzehnten August“, sagte

einer der Bauern nach. „So hält er wenigstens noch etwas auf unsere liebe Frau.“

„O mein Rampezbauer!“ rief der Pfarrer dem Manne zu, „du glaubst, weil am fünfzehnten August das Fest Maria-Himmelfahrt ist. Das ist vorbei, mein Lieber! Der neue Heiland ist geboren am fünfzehnten August, der neue Herrgott — Kaiser Napoleon Bonaparte. O, freut euch nur auf den nächsten Maria-Himmelfahrts-Tag, da werden die hellen Glocken läuten im ganzen Land; die Franzosen und Baiern werden uns in die Kirchen geleiten mit gepflanzten Bajonnetten, auf dem Opferstisch wird man katholische Christen schänden und die fromme Gemeinde wird vor seinem Bildnisse singen: Heilig, heilig, heilig ist der Herr Napoleon Bonaparte!“

Während der Pfarrer in Erregung so gesprochen, waren am Tische nach und nach alle aufgestanden und unruhig geworden. Nur Peter der Wirt hatte seinen Gleichmuth bewahrt. „Das ist übertrieben“, sagte er, „geredet wird gar viel; bis so etwas geschieht in Tirol, rinnt noch viel Wasser hinab den Eisack. Das neu-modisch' Evangelium wird auch noch seinen Herrn finden. Wollen einmal hören, was die Bischöfe sagen.“

„Die Bischöfe? Welche Bischöfe?“ fragte ihm der Pfarrer entgegen. „Glaubet denn ihr wirklich, ich treibe mich aus Spass umher in diesem Gewand? Und mir wäre Hirn und Herz in die Stiefel geronnen, daß ich gar nicht mehr wüßte, wo ich Beschwerde führen und Zuflucht nehmen könnte? Wisset: Die Bischöfe sind abgesetzt, verfolgt; auch der unsere zu Brixen hat sich ins Gebirge geflüchtet; werden sie erwischt, so ergeht's ihnen wie dem heiligen Vater. — Gefangen! Wenn nicht gar hingerichtet!“

„Was ist das für eine Zeit!“ rief der alte Rampezbauer mit gerungenen Händen, „was haben wir an-

gestellt, daß uns Gott so verlassen kann!“

„Haus Österreich allein ist unser Schutz und Schirm“, jagte der Pfarrer, „so wie Tirol Österreichs Herz und Schild ist. Das gehört zusammen, solange die Berge stehen.“ Und ganz leise, aber mit einer leidenschaftlichen Handbewegung, setzte er bei: „Auf müssen wir!“

„Das meine ich auch“, entgegnete der Wirt, „dieser gottverdammte Pressburger Frieden! Es ist nicht wahr, er gilt nicht! denn die Baiern halten's nicht, was sie versprochen, sie halten's nicht! Wie steht's in der Schrift? Daß Tirol alle Titel und Rechte hat und haben soll, wie bisher, und nicht anders! Daß ihm sein Glauben und seine Freiheiten gewahrt sind und sein sollen wie bisher und nicht anders! Daß wir Tiroler nur zum Schutz unseres eigenen Landes sind und sein sollen und nicht anders! So steht's in der Schrift. — Erliegen ist es und dreimal erliegen, was sie haben zugesagt. Zu Knechten wollen sie uns haben, zu Hunden wollen sie uns machen, zu Hunden, die den österreichischen Bruder in die Waden beißen und schweifwedeln vor den Tyrannen. Nichts lassen sie uns von unseren alten Rechten und Freiheiten, gar den Namen haben sie uns genommen, so daß unser Heimatland nicht mehr Tirol soll heißen, sondern Südbaiern — der Teufel soll's holen! Und für so eine schandvolle Falschheit verlangen sie von uns Treue! — Der Frieden gilt nicht, wir erkennen nicht den Baiern an und nicht den Franzosen, wir sind kaiserlich, Männer, wir sind kaiserlich!“

Also sprach der Wirt an der Wahr. Nicht laut geschrien, aber schwer betont war die Rede, als wäre jedes Wort aus Stein und Erz.

„Wir sind kaiserlich!“ sagten es die anderen nach.

Zu demselben Augenblicke hörte

man von der Gasse herein das Geschrei einer dünnen, näselnden Stimme.

„Wer kauft, wer kauft!“ rief sie. „Schöne Cruzifixeln und Kelche, neu und sakramentiert! Der Gnadenchristus aus der Josephi-Kapelle — um sechs- unddreißig Kreuzer schlechtes Geld! Christen, wer kauft? Und eine Nonstranze! An drei güldene Pfund wiegt das Sanctissimum! Für fünfzig Gulden! So viel als geschenkt! Mehr als geschenkt! Um diesen Preis — Gott, wie bin ich leichtsinnig! — nur die braven Tiroler sollen es haben um diesen Preis. Die Baiern nicht! Sind hunds schlecht, die Baiern! Kaufet, Tiroler, kaufet! Was ich heute nicht verkaufe, wird morgen zerhämmeret und eingeschmolzen! Wie schade! — und sakramentiert! Wer kauft?“

Ein Jüdlein kam des Weges gehumpelt, im Arm das dunkelgrüne Bündel, aus welchem zwischen Tuchrändern der Arm eines Cruzifixes, die Krone einer gothischen Nonstranze hervorstanden.

Die Bauern in der Stube blickten durch das Fenster hinaus, und einer, der Straucher aus Sarns, ein hagerer, gebückter Mann, dem Haupt und Arme vor Aufregung zitterten, packte den Wirt am Gurte und sprach: „Peter, leih' mir einen Stuken! Diesen verbluderten Wichtling muß ich niederlegen.“

„Den Juden?“ fragte der Wirt. „Der thut ja nur, was seines Amtes ist. Er schwachert. Ihm ist das Kreuz und der Kelch Gold und nichts als Gold, er hat sonst nichts und weiß von sonst nichts — er ist halt der Jud'. Jedoch aber, die Baiern mußst du niederlegen, Straucher von Sarns. Die Baiern haben Tauf' und Chrifam in der Haut und rauben die Kirchen aus, nennen sich katholische Christen und verkaufen unsere Heiligtümer an den Juden. Die Baiern mußst du niederlegen, Straucher von Sarns!“

Sie giengen hinaus und schickten sich an, dem Jüdlein die Sachen ab-

zunehmen. Das erhob ein Klageschrei und lief die Straße zurück gegen St. Jakob, von woher eine Truppe bairischer Soldaten kam.

Der Rampusbauer nickte mit dem Haupt und sagte: „Aha, sie sind schon wieder da. Hätt' mich wohl gewundert, daß der Jud' in solchem Handelsgeschäft sich so weit ab begeben thät von seinen braunhoheten Schutzengeln, die anstatt Flügeln lange Messer hinter den Schultern haben. Jezzo, Jud', ist dein Messias erschienen, er heißt Napoleon Bonaparte.“

Sie zogen sich wieder sachte ins Haus zurück. Da kam bei der hinteren Thür der Messner von Schnauders hereingeschlichen. Er habe gehört, es sei der Herr Pfarrer im Hause. Nach dem Herrn Pfarrer sei Nachfrage.

„Ja ich glaub's, daß die Baiern ihm nachfragen“, antwortete der Wirt.

„Nicht die Baiern“, begehrte der Messner auf, „da möcht' ich wohl nicht so dumm sein und ihn suchen helfen. Daß ich's sage: Wallfahrer sind gekommen. Ihrer etliche Frauen, vom Pusterthal her, glaube ich. Bessere Leut' müssen es sein, nach dem Aussehen. Sind heute Mittags angekommen. Beten fleißig, haben auch schon was geopfert, glaube ich. Jezt wollen sie halt ihre Sünden ausleeren (beichten) und morgen, ehe sie davonziehen, die heilige Messe hören und communicieren. Und ist kein Pfarrer da. Davor müßt ihr euch bei den Baiern bedanken, habe ich gesagt. Diese gottverfluchten Baiern! haben sie gesagt, und die Baiern verfluchen, das wär' keine Sünde.“

„Das Fluchen hilft nichts. Zuschlagen müssen wir“, entgegnete der Wirt.

„Wenn ich ihnen den Herrn Pfarrer kumt schaffen, den Wallfahrern, sie wollten schon erkenntlich sein und nichts verrathen, haben sie gesagt. Ist recht, sage ich, will ihn suchen gehen, vielleicht finde ich ihn. Die

Gegend um unsere Kirche ist heute baierisch, glaube ich."

Also der Mesner von Schnauders. Der Pfarrer gieng hervor und erklärte sich bereit, hinaufzusteigen. „Wo Christgläubige Seelen die heiligen Gnadenmittel verlangen, da darf der Priester nicht erst fragen, ob's den Baiern recht ist. Allsogleich gehe ich hinauf.“

„Für alle Fälle ist oben auf der Mahralm in der hintern Heuhütte Brot und Speck zu finden. Auch ein Stutzen und Pulver.“ So sagte der Wirt.

„Vergelt's Gott!“ antwortete der Pfarrer und gieng in seiner abenteuerlichen Tracht mit dem Mesner davon.

Sei bereit zum Kampfe!

Als die beiden Männer gegen ihren Pfarrort kamen, schlichen sie durch den Schachen zur Kirche hin, der Sakristei zu, in welcher der Pfarrer sein Hirtengewand gegen die kirchliche Kleidung vertauschte. Der Mesner spähte ringsum in die Gegend aus und da er nichts Verdächtiges bemerkte, gieng er in die Tafelne, wo bei Brot und Wein die Wallfahrer harrten, und zeigte ihnen an, daß der Herr Pfarrer bereit wäre, die Beichte abzuhören.

Ein alter Mann und drei stattliche Matronen waren es, die fern aus dem Pusterthale hergekommen, um die Wallfahrt zu verrichten; sie waren in würdiger dunkler Gewandung mit Bündeln und Pilgerstäben und um ihre sonnenverbraunten Hände hatten sie den Rosenkranz gewunden. Eine der Frauen hatte über das Gesicht einen langen Schleier, wie Klosterinnen. Der alte Mann hatte bei seiner Ankunft die bestaubten Stiefel zusammengebunden über der Achsel hängen gehabt, um im barfüßigen Wandern Sünden abzubüßen. Sie mußten schwer tragen an ihrer Last, denn sie waren gar zerknirscht und

einsilbig, und als jetzt die Nachricht kam, der Pfarrer sei schon bereit, eilten sie ohne Säumen in die Kirche.

Der Priester saß, Chorhemd und Stola am Leibe, im Beichtstuhle, dessen offene Vorderseite durch einen blauen Vorhang verhüllt war, und an dessen beiden Nebenseiten die mit Holzspänen vergitterten Fensterchen waren, durch welche das Beichtkind kniend mit dem Geweihten, der da drinnen anstatt Gottes saß, verkehren konnte. Die vier Wallfahrer stellten sich in die Nähe des Beichtstuhles; der alte Mann ließ den Frauen Vortritt. Die Kirche dämmerte schon, so daß man die Altäre und die zahlreichen Bilder an der Wand nur in dunklen Umrissen sah. Die rothe Ampel vor dem Hochaltare fladerte ein wenig, weil draußen sich ein Wind erhoben hatte, der vom Gischlande kam und manchmal jetzt durch eine Fensterfuge winselnd hereinspüß.

Während die eine Wallfahrerin vor dem Beichtstuhle kniete, flüsterten die übrigen miteinander, sie machten wahrscheinlich ihre Bemerkungen über die reiche und kunstvolle Ausstattung der Kirche und über die Darstellungen aus der heiligen Geschichte, die für eine Dorfkirche wohl prunkhaft genannt werden konnten.

Das erste Beichtkind war ohne weiteres absolviert worden. Beim zweiten wurde der Beichtvater laut. „Ich kann dich nur absolvieren, wenn du als Tiroler den heiligen Glauben hältst, wie es unsere Vorfahren gehalten haben im Lande Tirol!“ So hörte man den Priester sagen. Die Beichtende gab das Versprechen und erhielt den Segen.

Und noch lebhafter gieng es bei dem dritten Beichtkinde her. Da sagte der Pfarrer ein- um das anderemal: „Du mußt lauter sprechen, ich verstehe dich nicht.“

Hierauf sprach die Beichtende so laut, daß es auch die Umstehenden hören konnten: „Aber mein Gewissen,

Hochwürden, wie soll ich mich denn zu-
rechtfinden? Die Österreicher haben
Frieden gemacht und das Tirolerland
an Baiern abgetreten und der König
von Baiern ist jetzt unsere von Gott
eingesezte Obrigkeit. Und in Tirol
heißt's, wir sollen gegen die Baiern
aufstehen und sie aus dem Land ver-
treiben. Aber das kommt mir wie
Empörung vor und mein Gewissen
sagt: der von Gottes- und Gesetzes-
wegen aufgestellten Obrigkeit sollst du
unterthan sein. Jetzt wie soll ich das
halten?"

Hierauf antwortete der Priester eben
auch verständlich: „O sündiger Mensch,
wie bist du verblendet! So sonnenklar ist
die Sache, daß man nicht einen Augen-
blick zweifeln kann, ja daß der Zweifel
für sich schon eine Todsünde wäre.
Der von Gotteswegen aufgestellten
Obrigkeit sollst du unterthan sein.
Ganz recht. Wer aber ist die von
Gott über uns katholische Christen
aufgestellte Obrigkeit, seine apostolische
Majestät, des heiligen Römischen Rei-
ches Kaiser, oder der durch den Em-
pörer Napoleon abtrünnig gewordene
Baiernkönig? Oder hast du dem Baiern-
könig den Eid geschworen? Nein, du
hast ihn nicht geschworen. Und hättest
du es thun müssen, so wäre es ein
erzwungener Eid gewesen, und ein
solcher gilt nicht vor Gott und gilt
nicht vor dem irdischen Gesetze. Den
Eid hingegen aber hast du geschwo-
ren bei der heiligen Taufe der katholi-
schen Kirche, die nun von den Baiern
verfolgt wird, hast du geschworen
deinem rechtmäßigen Landesherrn,
dem Kaiser Franz. Was uns Tiroler
von ihm trennt, das ist die Gewalt.
Wenn der Räuber dir die Herde aus
dem Stalle führt, gehört sie deshalb
schon ihm? Nimmermehr, sie gehört
dein, und deine Sache ist es, mit
Gewalt sie wieder zurückzunehmen.
Sei bereit zum Kampfe!“

„Ich kann das wohl begreifen“, ent-
gegnete die Beichtende verzagt, „aber wir
sind ganz ohnmächtig. Das kleine arme

Tirol kann den allmächtigen Fran-
zosen und alle übrigen großen Völker,
die mit ihm vereinigt sind, nicht
überwinden. Wir werden zertreten wie
ein Bium.“

„O kleingläubiger Christ!“ rief
der Beichtvater. „Also kleinmüthig
sind auch die Jünger gewesen auf
dem Meere, als der Sturm war; aber
der Herr im Schiffelein Petri hat den
Sturm überwunden. Nur dürfen wir
die Hände nicht in den Schoß legen.
Es wird schon alles bereitet zum
Aufstande und wir stehen nicht allein.
Österreich ist mit uns. Kaiser Franz
hat uns sagen lassen, wir wären und
blieben seine treuen Tiroler, er würde
uns schon beistehen im Kampfe. Der
Erzherzog Johann ist im Anzuge mit
einer großen Armee; es ist schon alles
verabredet, sobald das Zeichen gege-
ben wird, stehen wir auf. Da muß
jeder Tiroler zum Stutzen greifen und
zum Messer. Gott selbst hat uns das
Bergland Tirol gebaut als eine un-
überwindliche Feste, und wer in die-
sem heiligen Kampfe für Gott, Kaiser
und Vaterland fällt, der kommt vom
Mund auf in den Himmel. Weib,
wenn du einen Gatten hast oder Kin-
der, oder andere, mit denen du schaf-
fen kannst: Schicke sie in den Kampf.
Der Herr wird mit euch sein. Gehe
selber mit, lade die Gewehre, trage
ihnen Erfrischung zu, rolle Steine
von den Bergen nieder auf die Hee-
resstraße, wo die Feinde marschieren.
Keiner und Keine bleibe daheim; die-
ser Streit ist verdienstlicher als alle
Wallfahrt und Buße; jede Sünde ist
dem Kämpfenden vergeben. Weib, die
du als arme Sünderin kniest vor
dem Priester, der im Namen Gottes
zu dir spricht: Ich gebe dir keine
andere Buße und Genugthuung auf,
als die: Sei bereit zum heiligen
Kampfe!“

Als der Beichtvater so gesprochen
hatte, erhob das Weib sich von den
Stufen des Beichtstuhles, trat zu den
Genossen hin und sagte: „Wir haben

es gehört. Selbst der Beichtstuhl wird benützt zur Volksaufwiegelung. Was soll es weiter, wir führen den Befehl aus."

Der Pfarrer war nicht wenig überrascht, als er anstatt der Matronen drei wohlgerüstete bayerische Soldaten vor sich stehen sah, welche die Vermuthung von sich geworfen hatten und nun den Priester aus dem Beichtstuhle rissen.

"Pfaffe, du bist uns in die Falle gegangen", riefen sie, ihm die Hände übereinanderbindend. "Du sollst es wohl selbst natürlich finden, wenn man dich und deinesgleichen in den Kerker wirft und erschießen wird."

"Ich finde es ganz natürlich", gab der Pfarrer ruhig zur Antwort. "Und ihr müsstet es auch natürlich finden, wenn wir katholischen Priester gegen eine Gewalt Herrschaft protestieren, der nichts heilig ist, die ihre Spione frevlerisch in Kirche und Beichtstuhl schickt, um die Diener des Herrn zu belauern. Erschießet mich nur. Ihr ohnmächtigen Kriegsknechte, die ihr nur den Leib tödten könnet. Der Geist wird euch doch besiegen, ich sage es euch."

"Wir werden dich vor den Richter bringen", sagte nun das alte Männlein, "dort wirst du uns alles erzählen, was du von den Vorbereitungen zum Aufstande, von den Österreichern und dem Erzherzog Johann weißt."

Auf solches Wort hatte der Pfarrer nichts als ein mitleidiges Lächeln.

"Du wirst scharf befragt werden, Pfaffe", sagte einer der Soldaten.

"Ich kann mir's denken", gab der Priester gleichmüthig zur Antwort.

"Lasset das", versetzte nun wieder der Greis. "Der Mann that nur, was seines Amtes war. In der Kirche, im Beichtstuhle darf er nicht anders sprechen. Die fanatischen Tiroler selbst würden ihn steinigen. Außerhalb seines Amtes ist er Mensch und Staatsbürger, der auch seinen Vortheil nicht

unterschätzen wird, wenn er den Plan der Empörer mittheilt. Unser Herr ist nicht bloß mächtig, er ist auch gütig und dankbar. Und der Seelsorger kann seiner Gemeinde keinen christlicheren Dienst erweisen, als wenn er ein Verbrechen vereitelt, das sie im Begriffe ist zu begehen."

Der Priester hob erregt die gebundenen Arme gegen den Sprecher und schrie: "Beleidige mich nicht! Ich bin ein Tiroler, und ihr solltet noch erfahren, was das heißt."

In dem Augenblicke schlug auf dem Thurme die Glode an, in heftigen, unregelmäßigen Schlägen. Der Messner hatte die Gefahr gemerkt und läutete Sturm. Die Baiern legten ihm bald das Handwerk, allein von den Häusern heran eilten schon bewaffnete Bauern und fragten einander, was es gebe.

"Unseren Pfarrer haben sie eingefangen!" berichtete der Messner, "sie führen ihn gerade da hinten durch den Wald hinaus." Darauf ein anderer: "Wenn wir eilen, vielleicht erlangen wir sie noch, ehe sie auf der Straße zu den Truppen stoßen. Wohlfeil geben wir unseren Pfarrer nicht."

Sie stürmten voran. Aber es war die Nacht da. Sie standen still und horchten; kein Laut, als vom Thale her das Rauschen des Eisack.

"Melde dich, Pfarrer!" schrie ein Bursche gegen den Wald hin.

"Melde dich!" riefen die Bauern zurück. Er konnte sich nicht melden, weil er die Ruße nicht hörte, und so hatten sie die Spur verloren und der Pfarrer von Schnauders wurde entgegengeführt dem Gerichte der Baiern.

**Ich bin ein Bürgersohn aus
Innsbruck.**

In denselben Tagen war es, daß eines Abends vor dem Wirtshause an der Mahr neben der Holzplante, wo die Pferde angehängt zu werden pflegten, ein fremder junger Mensch

faß. Er hatte graue staubige Kleider an und über der Schulter ein Ledertäschchen hangen; die Stiefel machten bei den Behen ihre Schnäbel auf, wie zwei hungerige Krokodile. Das Gesicht war blaß und eingefallen, doch sah man den braunen Haaren und dem Schnurrbärtchen an, daß sie gepflegt wurden. Der Fremde lehnte zusammengesauert an der Mauer und schien sehr erschöpft zu sein.

Die Kellnerin kam und fragte ihn, ob er etwas schaffe.

Der junge Mensch schüttelte müde sein Haupt — er schaffe nichts.

Als später der Wirt das Haus- thor schloß, saß der Fremde immer noch da. Also gieng Peter zu ihm mit der Laterne und fragte: „Was ist's denn mit Euch? Da könnt Ihr doch nicht sitzen bleiben über die Nacht.“

Der Fremde war bei dieser Anrede aus dem Halbschlummer aufgefahren und schaute betroffen auf den Mann, der ihn von dieser Ruhestätte verschrecken wollte.

„Seid Ihr krank?“ fragte ihn der Wirt.

Der Fremde schüttelte das Haupt.

„Warum geht Ihr nicht ins Haus? Wir haben ja Betten. Und sollt auch was essen.“

„Nein“, antwortete der junge Mensch. „Ich kann wohl auch im Freien schlafen.“

„Im Freien? Ihr kommt mir ja nicht ganz gesund vor. Geht nur mit hinein.“

Nach einigem Zögern gestand der Fremde, er hätte nicht viel Geld bei sich. Da lachte der Wirt, nahm ihn am Arm und führte ihn in die Stube. Dort ließ er ihm etwas zu essen und zu trinken vorsehen; der Fremde genoß nur wenige Bissen, dabei fielen ihm schier die Augen zu. Peter brachte ihn in eine kühle Dachkammer, wo ein reines, wohlaußgeschichtetes Bett stand, stellte dort die Kerze auf den Tisch und sagte: „Ruhet Euch nur aus. Gute Nacht.“

Am nächsten Morgen, als der Fremde gefragt wurde, was er zum Frühstück wünsche, begehrte er allein mit dem Wirt sprechen zu können. Er sah heute recht erfrischt aus und sagte, als er vor dem Mahrwirt stand: „Geruht hätte ich sehr gut, aber in einer großen Verlegenheit bin ich. Bezahlen kann ich jetzt nicht.“

Peter hielt die Arme über die Brust gekreuzt, wie er gerne that, schaute freundlich auf den jungen Mann und sagte endlich: „Was glaubt Ihr denn eigentlich von mir? — Wenn der Herr Jesus heute bei mir einkehrt, daß er sich in der Pilgerfahrt auf Erden ein wenig laße und ausruhe in meinem Haus: Wird er beim Fortgehen in seinen Hosensack greifen, den Geldbeutel herausziehen und mir für die Nachtherberge fünf baierische Groschen vorzählen? — Woher und wohin denn die Reij', wenn man fragen darf?“

„Mir geht's halt auch nicht viel besser jetzt, wie vielen andern“, antwortete der Fremde, nachdem er eingeladen worden war, sich wieder zu setzen. „Ich bin ein Bürgerzsohn aus Innsbruck und heiße Josef Dörninger, Student. Weil mein Vater gegen die Franzosen war, so hat der General Dittfurt unser Vermögen eingezogen. Meinen Vater hat er hängen lassen wollen, der ist aber von dem Bauer Spedbacher heimlich entführt worden und mit der Mutter und meinen Geschwistert ins Pagnanthal zu einem Verwandten. Ich kann nicht mehr weiter studieren und will jetzt nach Bozen.“

„Was wollt Ihr denn in Bozen?“

Jetzt zögerte der junge Mann mit der Antwort.

„Ihr wollt mit der Sprache nicht heraus“, sagte Peter, „da kann ich mir's schon denken. Ihr geht zum Sandwirt.“

Dörninger ergriff schweigend des Wirtes Hand. Die beiden Männer schauten sich fest und ernst an und verstanden sich.

„Der Sandwirt ist jetzt dort, ich weiß es. Und ihr müßet ihm von mir Nachrichten mitnehmen. Vorerst aber solltet ihr euch ein paar Tage bei mir stärken. Es ist ohnehin noch nicht reif. Und nun wollen wir miteinander frühstücken.“

Also der Mahrwirt. Und Josef Dörninger, der versprengte Student, blieb etliche Tage im Wirtshaus an der Mahr. Bald gewannen die beiden Männer einander lieb; schon am zweiten Tage tranken sie einen Krug auf treue Kameradschaft. Manche Stunde saßen sie hinter verschlossener Thür und beredeten vieles. Dörninger hatte sich bald ganz erholt und nun zeigte es sich, daß er ein hübscher Mann war. Die hungerigen Krotodile waren auch verschwunden; Peters Stiefel waren ihm zwar zu groß, aber da umwickelte er seine Füße mit Stroh, und es gieng sich prächtig. Gerne that der junge Mann mit seines Gastherren Kinder um, und diese nannten ihn den Better Josef.

„Nur einen Fehler hat er“, also sagte in seiner Gegenwart Peter zu seiner Frau Nothburga, „auf seinem wichtigen Weg verhungert er lieber, als von einem Tiroler Mahrung zu begehren. — Das mußt du dir wohl abgewöhnen, Josef. Wer fürs Land was thut, der ist in jedes Tirolers Haus daheim. Da hat keiner was extra für sich, da ist alles gemeinsam. Verstehst?“

Also war es, da hielt einmal eine vornehme Kutsche vor dem Mahrwirtshause. Ein Diener und zwei fremdartig gekleidete Frauen stiegen aus, sie sprachen auch ein fremdartiges Deutsch. Die eine war jung, hatte ein sehr blaßes Gesicht und ein sehr schwarzes Haar und sehr lebhaftige Augen. Die andere war älter, gewöhnlicher und mochte zu der ersteren in einem abhängigen Verhältnisse stehen. Als sie ins Haus traten, waren sie überaus erregt. Das wäre ein unerhörtes Land! riefen sie beide.

Sie seien auf der Reise nach Milano, und nun unterwegs angefallen worden. Angefallen mitten im tiefsten Frieden! Weniger das bißchen Wertfachen wäre in Gefahr gewesen, als vielmehr ihre Fraulichkeiten. Nur zur Noth hätten sie sich durch den braven Kutscher und die schnellen Pferde noch retten können vor den Wüßlingen.

„Das sind Baiern gewesen!“ sagte Peter kurz.

Es würde wohl richtig sein, meinte die jüngere Frau, aber nun müsse es sich weisen, ob die Tiroler besser wären und wirklich ein so ritterliches Volk, wie man höre. „Wir sind hilflose Frauen und begehren Schutz.“

„In meinem Hause sollt ihr ihn haben“, versetzte der Wirt, sein braunes Käppchen höflich in der Hand haltend. „Für den weiteren Weg habe ich keine Verantwortlichkeit. Zu einer solchen Zeit sollen Weibsbilder nicht reisen und wenn sie glauben, daß jetzt tiefer Frieden ist bei uns . . .“ Er brach ab.

Hernach trat der versprengte Student vor, machte seine Verbeugung vor den Frauen und sprach: „Ich reise auch nach dem Süden. So weit unser gemeinsamer Weg ist, will ich mit Ihnen fahren und es soll Ihnen nichts geschehen. Wird das angenommen?“

Die Frauen betrachteten den jungen Mann ein Weilchen und dann sagte die eine: „Wir werden außerordentlich verbunden sein.“

Am nächsten Morgen reiste die Gesellschaft ab. Dörninger schied vom Mahrwirtshause wie ein alter Freund, der sich nie wieder lösen wird von diesen Leuten. In der großen Kutsche wurde ihm ein ziemlich bequemer Platz angewiesen. Zuerst hatte er sich der älteren Dame gegenübergesetzt, später verordnete die jüngere aus Rücksicht für die größere Bequemlichkeit der Genossin, daß der Mitreisende sich ihr gegenüber setze. Dörninger

schwieg zumeist, war ernsthaft und die Fahrt gieng ruhig vor sich.

In Weidbruck nahmen sie Nachtherberge. Dörninger wohnte in einem Nebenzimmer vom Schlafgemache der Frauen, er legte neben sein Bett auf den Tisch eine geladene Pistole.

Mitten in der Nacht weckte ihn ein Schrei. Eine der Frauen hatte ihn ausgestoßen. Dörninger faßte die Waffe und eilte sofort ins Zimmer. Die junge schwarze Dame saß halb angekleidet auf ihrem Bette. Sie war verwirrt und gestand nun, daß sie einen schweren Traum gehabt habe; es seien ihr wieder die Begegerer vorgekommen. — Sonst war es nichts, und der junge Mann gieng wieder zurück in seine Kammer.

„Ich bin beruhigt“, flüsterte hierauf die junge Frau zur älteren, „ich weiß nun, daß er wachsam ist.“

Am nächsten Tage auf der Weiterfahrt durch die wilden, endlos langen Schluchten des Eisack, genannt der Runterweg, wurde die junge Dame vertraulicher mit dem ritterlichen Reisegenossen. Sie hatte schon gestern erwartet, daß er nach ihrer Herkunft fragen werde, da das nicht geschehen war und der Tiroler sich gar nicht neugierig zeigte, so begann sie nun von selbst. Sie sei aus Lothringen, einem Lande, das jenseits des Rheines liege und zum glorreichen Frankreich gehöre. Sie entstamme einer Kaufmannsfamilie, die im südlichen Frankreich Güter besitze; sie liebe aber ein außerordentliches Leben und sei mit einem Bruder, der Officier wäre, in die bayerische Hauptstadt gekommen. Ihr Bruder sei nach dem Norden commandirt worden, so reise sie jetzt zu Verwandten nach Milano. Das sei aber gegen den Willen des Bruders, der sie gerne an einen österreichischen General verheiratet hätte. Der General sei ihr aber schon zu ehrwürdig und darum gehe sie nach Milano. Dort sei der Vicetönig, auch ein Bonaparte. — Als sie vom Bona-

parte sprach, da begann ihr Auge zu lodern wie ein doppeltes Freudenfeuer. Auch die Begleiterin stimmte mit ein: Napoleon sei ein Held, wie ihn die Welt bisher nicht gesehen. „Ein Gott im Himmel und ein König auf Erden! Wer hat je ein so stolzes Wort gesprochen! Er erobert die Völker, nicht um sie zu zertreten, sondern um sie glücklich zu machen. Darum jubeln ihm die Menschen zu, wie dem Erlöser, und seine Soldaten lieben ihn mit einer Leidenschaft, die keine Grenzen hat. Die wenigen Thoren, die ihm entgegen sind, müssen vernichtet werden; wie gering ist ein solches Opfer im Vergleiche zum großen, göttlichen Zeitalter, das eintreten wird. Dann wird kein Schlagbaum mehr sein zwischen den Ländern und kein Krieg zwischen den Völkern. Ein Gott im Himmel und ein König auf Erden, und eine glückselige Menschheit!“

Erstaunt blickte Dörninger die glühenden Sprecherinnen an.

„Wenn Napoleon um den Erdball seinen Siegeszug macht“, sagte die ältere der Frauen, „so werfe ich mich jubelnd vor die Räder seines goldenen Wagens und lasse mich zermalmen!“

„Und was würden Sie thun?“ wandte Dörninger sich nun an die jüngere.

„Unbedenklich dasselbe“, war ihre Antwort.

Er schwieg.

Wiederholt begegneten sie auf der Straße betenden Scharen von Bauernleuten. Diese trugen rothe Kirchenfahnen voraus, welche sie vor jedem Kirchlein und vor jeder Kreuzsäule tief verneigten. Sie sangen Marienlieder, die seltsam in den Felsen der Schlucht wiederhallten.

Da bemerkte die jüngere Dame einmal: „Ein bigottes Volk, diese Tiroler! Ein abscheuliches Volk!“

Dem jungen Manne war's, als hätte er einen Schlag bekommen, so fuhr es ihm durch den Leib. Ein Weilchen noch war er still,

dann begann er, rauh und ungefügt die Worte sagend, so zu sprechen: „Ein abscheuliches Volk?! Bigott, weil es vor Gott kniet und nicht vor einem wahrwichtigen Abenteuerer! Ich sage es Ihnen: Menschen, die betend und singend durch ihr geliebtes Heimathland ziehen, fallen keinen Wanderer an, und keinen Wagen auf der Straße. Aber Fremde thun das, Fremde sind gekommen, um fromme Sitten auszurotten und aller Begier zu fröhnen. Starr halten diese Tiroler an ihrem Herkommen, an sinnlosem Aberglauben auch, aber die Lüge kennen sie nicht und die Treue brechen sie nicht. Allein wenn jene hohen Herren, die ihr eigenes Land verrathen und verkauft haben an den corsischen Räuberhauptmann, wenn jene noch länger regieren, dann wird auch bei uns die Falschheit angehen, kein Gut wird mehr sicher sein in den Truhen, kein Weib vor dem Wüßling, kein Mensch vor dem Verrathe seines Bruders. Hin wird alles sein, was uns bisher stark hat gehalten, redlich und wahr! Hin wird es sein und ein Lumpenvolk wird freveln zwischen diesen ewigen Bergen! — Napoleon! Wie beispiellos hat er Deutschland geschändet! Welch grenzenloses Unglück hat er gebracht über unser armes Tirol!“

Die Kehle krampfte es ihm zusammen, da er also sprach, die beiden Fäuste schlug er sich ins Angesicht und stieß einen schrilltönigen Schrei aus. Die beiden Frauen stuzten. Da sprang er plötzlich von seinem Sitze auf, hob die Rechte zur Faust geballt gegen Himmel und rief: „Bei unserem gekreuzigten Heiland! Es kommt die Rache!“

Die Frauen zuckten zusammen und wimmerten: „Wir sind verloren!“

Als Dörninger sich ein wenig gefaßt hatte, blickte er mit einem verachtenden Auge auf die beiden und sagte bitter lachend: „Sie fürchten sich vor mir. Höflich und schmeichelnd, wie es der Welshen Art, kann ich

meine Red' nicht setzen. Was jedoch die That ist, so halte ich, was ich versprochen habe. In meiner Gegenwart wird Ihnen nichts geschehen.“

Die Frauen schlugen ihre Augen nieder und die jüngere war insgeheim sehr empört über die Demüthigung, die sie sich gefallen lassen mußte. Kein Wort sagten sie mehr gegen Land und Volk, bis sie nach Bozen kamen, in die alte Stadt auf dem traubenprangenden Gelände der Etsch, wo in besonntem Versteck schon der Lorbeer grünt und die Palme.

Dort empfahl Dörninger die Reisenden dem Schutze eines tirolischen Pferdehändlers, der mit seinem Wäglein gen Trient fuhr. Zu Trient würden die Frauen schon auf Landsleute stoßen, denen sie sich anvertrauen könnten für die weitere Reise. —

Sehr kurz und ernst gab Dörninger diesen Rathschlag und wendete sich ab.

Die jüngere Frau trat einen Schritt hin gegen ihn und zagend sprach sie: „Wir sollten freundlicher von einander scheiden.“

„Glück auf die Reise!“ antwortete der junge Mann und schwenkte seinen Hut zum Gruße.

„Na, wollt's mit, so ist's Zeit!“ drängte der dicke Pferdehändler. Die Frauen stiegen in ihren Wagen. Josef Dörninger suchte den Sandwirt auf, um sich seiner Mission zu entledigen.

Nach Tagen, als er zufällig dem zurückgekehrten Pferdehändler begegnete, war wohl gleich seine Frage, ob die beiden Frauen gut nach Trient gekommen wären?

„Ich kann nicht schwören darauf, ob die Stadt Verona noch steht, oder ob sie das große Wasser davongetragen hat, das auf der Etsch ist hinabgeronnen“, antwortete der Pferdehändler. „Augenwässer hat's viel gegeben bei der Jungen, wie wir von Bozen sind abgereist.“

Das war der Bescheid. Dörninger wurde nachdenklich.

Bei dem Faulenzen wird man verdammt müde.

Wie ein Netz war es gezogen über die weite ländliche Fläche hin. In unzähligen Reihen standen Stangen aufrecht, und darüber wieder Stangen wagrecht, ein unendliches Gitter. Dann rankten sich aufrecht und wagrecht hin die hellgrünen Reben des Weines. Die Trauben daran begannen schon zu blauen.

In den Gründen dieses ungeheueren Netzes war jetzt das Trillern einer menschlichen Stimme zu hören; in weichen melodischen Tönen sang sie, dann wieder ein kurz und hell ausgestoßenes Jauchzen, und dann Stille.

Über der Gegend lag der heiße, veilchenblaue Hochsommerhimmel, ganz wolkenlos und leblos; und dort wo vom felsigen Bergrunfen her ein Luftzug strich, merkte man erst, wie heiß der Hauch des Südens ist. Auf den hohen Almen, in den Schründen der blauenden Wände war zu solcher Jahreszeit der letzte Rest von Schnee verschwunden und die grauen Tafeln, die in Mulden lagen, waren selbst ehern wie Gestein, waren die ewigen Gletscher, die keine Sommerglut vermag zu lösen. Die Dörfer, welche an den niedrigeren Hängen klebten, sie lagen wie ausgestorben, die Thürme, die gegen Himmel ragten, hatten keinen Glockenklang zu solcher Stunde; denn alles ruhte, es war die grelle heiße Nacht des Hochsommermittags.

Und im grünen Nebenneze sang doch etwas:

„Mein Dirndl hat a Rinn,
Wo a Grüabei ist drin;
Und ich kann's gar nit sogn,
Wie guat ich ihr bin,
Wie guat ich, wie guat ich, wie guat ich
ihr bin.“

„Dein Grüabei, liabs Dirndl,
Das ist schon a Pracht,
Und ich bitt dich, gib nur auf dein
Grüabei schön acht,
Auf dein Grüabei, dein Grüabei, dein
Grüabei schön acht.“

Also sang ein junger Bursche, der im Schatten des Weinlaubes auf dem Rasen lag. Neben sich hatte er eine Guitarre lehnen, aber es schien ihm zu mühsam zu sein, mit ihren Saiten den Gesang zu begleiten. Eine weite blaue Leinwandhose und ein grobes Hemd, sonst hatte er nichts am Leibe; seine breite Brust, sein rundes, noch bartloses Gesicht war bräunlich gefärbt und das schwarze üppige Haar hing in dichten Ringellocken nieder über die Stirn, fast bis an das große, dunkle glühende Auge. Die Arme als Rissen unter dem Haupte, den linken Fuß ausgestreckt, den rechten in einem Knie gegen Himmel gereckt, so lag er da und sang.

Er wußte wohl, wem seine Locken galten. Derselbigen galten sie, die dort am Berghange unter den Kastanien saß und nähte. Wenn sie sich ohnehin keine Last gönnt an diesem Sonntage nach dem Gottesdienst, warum soll sie nicht neben ihm sitzen unter dem Weinlaub?

Dieselbige, die unter den Kastanien saß, hatte auch nicht mehr an, als ein blaues Kittelchen und ein weißes Hemde, welches den zarten Busen leicht umspann, aber sie hatte kein braunes Gesicht, sondern ein rosafarbiges, und hatte kein schwarzes Haar, sondern ein flachfüßes, röthlich schimmerndes, das glatt gekämmt und gescheitelt war, und in einem Kränzlein gebunden am Hinterhaupte. Ihr rundes braunes Auge blickte lech leuchtend aus, der Mund unter dem Stumpfnäschen hatte schmale Lippen und ließ die obere Zahnreihe ein wenig sehen.

Und mitten im runden Rinne hatte sie richtig das Grübchen.

Der Bursche unter dem Weinlaube sang:

„Hätt' jüngst a Heirat kriagt,
Drin in der Stadt,
Aber ich hab's nit mögn,
Weil's ja Grüabei ghabt hat,
Ja Grüabei, ja Grüabei, ja Grüabei
ghabt hat.“

— Der Lotter ist's, der Antonio! so dachte sich das Mädchen, welches diesen Gesang hörte. Soll sie hinabgehen zu ihm und fragen, ob er denn kein anderes Lied wisse zur Sonntagsheiligung? Es ist ein rechtes Elend mit diesem Menschen. Strommert in der Gegend umher und thut nichts, als alleweil Schelmenlieder singen und manchmal dazu mit der Klampfen klimpfern. Und spottschlechte noch dazu. Man kann ihm aber nicht Feind sein. Nachlaufen werde ich ihm nicht. Einmal wird man ihm die Leviten schon lesen, daß er ordentlich werden soll. Wenn dieser schöne lustige Mensch auch noch ordentlich wär' — hell aus wär's! Einmal muß ich es ihm aber sagen. Oh, dem sag' ich's! vor dem fürcht' ich mich schon lange nicht. Diesen Antonio, wenn ich unter die Hände bekäm, den wollt' ich schon herrichten!

So dachte das Mädchen unter den Kastanien und nähte emsig weiter. Nur am Sonntage hat sie Zeit, ihr Gewand auszubessern. Sie ist die Stallmagd beim Wirt an der Mahr, hat auch die Wiese und den Garten zu besorgen, da gibt's viel zu thun. Sie ist aber nur froh, daß sie nicht auch noch an Sonn- und Feiertagen eine Kellnerin machen muß.

Das wäre so was, Kellnerin, bei diesen herlebigen Mannskenten, wenn sie um einen Krug zu viel getrunken haben. Und daß sie jetzt bei der Zeit noch Lust haben für solche Dummheiten! Sie mag das nicht. Was man an solcher Umschmiererei hat zwischen Manns- und Weibsbildern, sie versteht es nicht. Wenn sie einmal einen Liebsten hätt', den wollt' sie schon lehren. Unterm Weinlaub dürste er ihr nicht umherliegen wie ein Nichtsnutz!

— So schön, jetzt kraucht er hervor. Jetzt geht er daher gegen die Kastanien. In der größten Sonnenhitze, und wie flink. Ein Mensch, der

so flinke Glieder hat, sollt' doch was arbeiten.

„Hanai, Hanai!“ rief er ihr entgegen, der Schwarze der Blonden. „Wenn du wüßtest!“

„Was soll ich denn schon wieder wissen?“ fragte das Mädchen.

„Wie gut sich's unter dem Weinlaub rastet!“

„Wirst dich gewiß wieder ausrasten müssen vom Nichtsthun!“ sagte sie.

„Hanai, glaube mir“, rief er lustig, „bei dem Umherfaulenzeln auf der Welt wird man verdammt müd.“

„Auch noch fluchen dabei, natürlich! Und bist heute gewiß wieder in keiner Kirchen gewesen, weil du deine jauberer Messgesänge unter den Neben singst.“

„Hanai, Hanai!“ sagte er, „kann sie wohl auch unter den Kastanien singen:

Und wenn ich so dürst'
Grad ganz nach mein Will'n,
Ist that ich dein Ortlabei
Mit Bussertln ausfüll'n,
Mit Bussertln, mit Bussertln, mit Bussertln
ausfüll'n.“

Ein Weilchen schwieg die Hanai nach solchem Singen und nähte emsig. Der Zwirn knotete sich, sie fuhr fast zornig mit den Fingern glättend darüber hin.

„Antonio, ich begreife dich nicht“, sprach sie dann. „Ich, wenn ich Mannsbild wär'!“

„Nun? Was thätest denn nachher? Wenn du Mannsbild wärest, was wolltest denn besseres thun als Weiberleut' gern haben!“

„Ja, pfeifen!“ sagte sie und nadelte. „Hast du's schon gehört, daß das Mitterfräulein wieder weint?“

„Was für ein Mitterfräulein?“ fragte der Bursche.

„Das Mitterfräulein in der alten Burg Stein auf dem Ritten. Um drei Uhr nachmittags, wenn du vorbeigehst, kannst sie hören, herzbrecherisch thut sie weinen.“

„Ja warum denn?“ fragte der Antonio.

„Wer kann's wissen!“ seufzte die Hanai. „Geschehen wird halt was. Ehe vor Zeiten ist's auch so gewesen, wenn man das Fräulein auf dem Steiner-Schloß hat weinen gehört, da ist nachher allemal was Großes geschehen auf der Welt. Im Fünferjahr, und wie die Franzosen das erstemal sind gekommen, hat sie auch geweint. Und früher hat sie lange Jahr geweint, und was g'schieht? Der Bonaparte hat den heiligen Vater in die Gefangenschaft führen lassen. Chevor in Frankreich der wilde Aufruhr ist ausgebrochen, wo sie so viel tausend Menschenköpfe haben abschlagen lassen, daß sie dazu, wie man hört, eine eigene Maschine erfunden, da hat das Fräulein auch jämmerlich geweint. Und jetzt wieder, seit einem halben Jahr schon, und kein Mensch weiß warum. Eine Bedeutung wird's wohl haben und weiß Gott, was geschieht, die Zeiten sind schreckbar. Es hat eine Bedeutung.“

„Ich will auf das Schloß gehen und dem Fräulein was Lustiges vormachen“, meinte der Bursche schalkhaft.

„Ja, probier's nur, ein Geist läßt mit sich nit spotten!“

„Ein Geist ist's?“ fragte der Antonio. „Da will ich doch lieber nicht aufs alte G'schloß gehen.“

Er legte sich zu ihren Füßen hin und schaute mit gutmüthigen aber heißen Augen zu ihr auf.

Da warf sie plötzlich ihr Nähzeug von sich, sprang von ihrem Sitz empor und mit finsterner Stirn sagte sie: „Antonio! Schämst du dich denn gar nicht? Ist der Feind mitten im Land, und du, ein junger starker Mensch, lungerst umher, thust nichts als das Obst von den Bäumen naschen und denkst nichts, als wie an die Weibskent.“

„Aber Hanai“, entgegnete der Bursche völlig überrascht, „woran soll man denn sonst denken?“

„An die Baiern, du Tropf! An die Franzosen! Da hast du zu denken genug. Und mit der Hand denken, nicht mit dem Kopf oder auf dem Papier etwa wie die Stadtherren, nein besser, mit dem Stutzen in der Hand.“

„Ah freilich, ich werd' Leut erschießen!“ versetzte der Antonio abwehrend. „Werd' mich hinstellen vor die Baiernkugeln. Thät mir wohl leid um mein junges Leben. Sollen machen was sie wollen, mich geht's nichts an.“

Fast erschrak er über den ingrinnigen Blick, den die Hanai ihm jetzt zugeschleudert. Aber nur einen Augenblick war der Blick ingrinnig, dann wurde er mitleidig. — Ihn geht's nichts an. Das Tirolerland richten sie zu schanden und ihn geht's nichts an.

„Das Heimatland!“ schrie sie auf und begann zu schluchzen.

Der Bursche sagte hierauf ernsthaft und traurig: „Heimatland? Ich habe keins. Meine Mutter ist aus dem Süden gekommen und vor der Kirchenthür zu Sanct Jakob gestorben. Ihre welke Brust, eine andere Heimat habe ich nicht gehabt. Niemand, der sich meiner angenommen. Als Kind an Klosterschüren gebettelt, als Vagabund umhergezogen, oft getreten wie ein herrenloser Hund — ich mag nicht daran denken. Hanai!“ Schier wie drohend sprang er auf und stellte sich mit geballter Faust vor das Mädchen. „Was gönnt du mir meine Lustigkeit nicht! Das bissel Singen und Musizieren! Geh', laß mir die Freud', hat ja niemand einen Schaden davon! Es muß ja doch auch wer sein, der noch ein Tirolerliedl singt. Gerade im Singen hab' ich das Tirol am liebsten.“

Jetzt haschte sie nach seiner Faust, die im Augenblicke sich löste zur weichen offenen Hand, und sagte: „So habe ich's nie gesehen als jetzt. Du armer Antonio! — Du armer Antonio! — Um so viel höher stehst, als andere!“

Andere müßten verzagen, wenn sie so arm wären wie du. Und du bist noch lustig, singst im Weinlaub wie eine Grille. Antonio, ich will dir dein Lustigsein nicht mehr verübeln, ich will mir denken, das ist dein Reichthum, dein Daheim. Schau, Gott muß dich lieb haben, daß er dir ein leichtes Herz schenkt und du sollst ihn auch lieb haben, er wird dir noch einmal etwas viel Besseres geben, als was du jetzt hast."

"Und glaubst du, Hanai, daß Gott mir auch einmal ein schönes herzliebtes Weib gibt?"

"Das wird er sehr gern thun", antwortete das Mädchen, "aber du mußt auf ihn nicht vergessen. Und deswegen, Antonio, gehen dich die Baiern und die Franzosen doch was an. Hast noch nie was vom Antichrist gehört?"

"Einmal bei einer Predigt im Kapuzinerkloster", antwortete der Antonio, "der Antichrist, der das Reich Gottes zerstören will und die Kirchen niederreißen und die Christen martern."

"Gut hast du dir's gemerkt, brav bist!" belobte die Hanai den Burschen. "Und weißt du auch, Antonio, daß der Antichrist schon da ist? Du hast ja doch schon davon gehört, wie von den Franzosen und Baiern die Geistlichkeit verfolgt wird, die Kirchen entheiligt, die alten frommen Bräuche verboten. Vom Altar reißen sie das silberne Kreuzifix herab. Zu Sanct Barbara oben sollen sie sogar das hochwürdigste Gut aus dem Tabernakel genommen und mit der heiligen Hostie Schimpf und Spott getrieben haben. Ein Christenmensch, der bei solchen Sachen zuschauen kann, dem sollte man die allerschlechtesten Namen ins Gesicht spucken und er ist nichts Besseres wert. Wenn's recht hergienge, so müßst' alles was Hosen trägt in Tirol, mit dem Gewehr ausrücken."

Auf solches entgegnete der Antonio: "Ihr Weibskent habt leicht reden. Ihr spürt nicht viel davon, wenn dem

Soldaten eine Kugel in den Schädel geschossen oder ein Spieß in die Brust gestochen wird."

Als der Bursche dieses Wort gesagt hatte, packte ihn das Mädchen bei den Brustfalten des Hemdes, rüttelte ihn und sprach: "Antonio schau mich an! Schau mich an! — Glaubst du, daß wir Weibskente daheim bleiben und unser Haar strahlen, dieweilen das Mannsvolk vor dem Feinde steht? Und wenn mir schon kein Stutzen und kein Schlagprügel, kein Säbel und keine Senze mehr übrig bleibt, so ruck' ich mit der Mistgabel aus und stell' mich vor die Kirchenthür und renn jedem Baiernhund, der hinein will, auf einmal drei Löcher in den Bauch. Und wenn's ernst wird, Antonio, und ich finde dich anstatt auf dem Schlachtfelde unter dem Weinlaub, nachher sollst auch du meine Gabel kosten!"

"Und wenn ich auf dem Schlachtfeld steh' und Baiern derschieße? Was bekomme ich nachher zu Lohn?"

"Den Himmel, wenn du gefallen bist."

"Und wenn ich nicht gefallen bin?"

"Das Heimatland Tirol", antwortete die Hanai. "Schau, Antonio, du hast keine Heimat, sagst, und wahr ist's, du hast auch keine. Wie du jetzt bist und nichts nuzest, hast auch keine. Aber paß auf, von dem Tag an, da du einen Tropfen Blut hast verspricht für Tirol, von dem Tag an hast ein Heimatland und glücklich wirst es verspüren, bist nimmer fremd und mit Lust und Stolz wirst du als Tiroler leben und sterben."

Der Bursche schmiegte sich an das Mädchen hin und sagte mit leise zitternder Stimme: "Ganz warm machen kannst du einem mit deinen Reden. Kein Pfarrer kann's so wie du. Du bist eine ganz Besondere, das hab' ich mir immer gedacht. Hanai,

wenn's Ernst wird gegen die Baiern, ich geh' mit."

"Und Ernst wird's!"

"Ich geh' mit", sagte der Antonio.

"Wenn ich nur schon einen Stutzen hätt'!"

Die Hanai fuhr sich rasch in den Kittelsack, zog einen ledernen Beutel heraus, zog den Bindriemen auseinander und nestelte ein paar Silbermünzen hervor. „Baiersch Geld. Grad gestern hat mir's der Währwirt als Leihkauf gegeben für nächstes Dienstjahr. Ich brauche im Sack kein baiersch Geld, ist just gut genug, daß du dir davon einen Kugelstutzen kaufst. Da, nimm den Bettel.“

„Kaufen, meinst? einen Kugel-

stutzen? Wenn ich aber nicht schießen kann?"

„Auf der Kreuzwiesalm wird Scheiben geschossen. Geh' hinauf und lern's! Lernst es nicht, so wirst es von selber können, wenn du vor dem Feinde stehst; schießen ist keine Kunst.

— Jetzt kannst schon gehen, Antonio!"

Er blieb aber noch vor ihr stehen und sagte — ganz schüchtern sagte er es — indem er unverwandt auf ihr Grübchen im Sinn blickte: „Hanai, nimmst mich nachher?"

Sie antwortete: „Erst zeig', daß du ein Mann bist, nachher kannst wieder anfragen.“

(Fortsetzung folgt.)

Die weiße Frau im Schlosse von Collalto.

Eine venezianische Sage von Robert Hamerling.

Vor einigen Jahrhunderten lebte der Ritter Guiscard, aus der uralten Familie der Grafen von Collalto, einer Familie, die später unter die Patriziergeschlechter Venedigs aufgenommen wurde, und ihren bleibenden Wohnsitz in Venedig aufschlug. In sehr jugendlichem Alter war Graf Guiscard Erbe vieler Dörfer geworden, über welche er die feudale Gerichtsbarkeit ausübte. Zum Manne herangereift, besuchte er die vornehmsten Städte und Höfe Deutschlands, um dort den Glanz seines Reichthums und seiner ritterlichen Tapferkeit in den öffentlichen Turnieren zu zeigen. Dort begegnete es ihm auch, und zwar am Hofe zu Dresden, daß er für die schöne Hildegunde entbrannte, die einem der edelsten sächsischen Geschlechter entstammt war. Die Wechsel-

seitigkeit der Neigung führte bald zu einer Vermählung, und Hildegunde folgte ihrem Gemahl, um fortan mit ihm das geräumige Schloß von Collalto, in der Nähe von Treviso, zu bewohnen. Die Neuvermählte war auf ihre hohe Abkunft und ihre großen Besitztümer nicht wenig stolz, und dabei von wilder, leidenschaftlicher Sinnesart. Ihrem Gatten aber war sie mit warmer Neigung zugethan.

Der Graf von Collalto hatte, dem Brauch jener Zeiten gemäß, Feste und Spiele in seiner reizend gelegenen Burg angeordnet, zu Ehren derjenigen, die an seiner Seite mit den Rechten der Gemahlin und als Theilhaberin seiner Macht einzog. Die Bewaffneten der Burg, in Reihen aufgestellt, prunkten im Glanze ihrer Rüstungen und stählernen Waffen mit reicher

Gold- und Silberverzierung. Die gesamte Dienerschaft des Hauses harrte, nicht minder festlich gekleidet, am Ausgang der Zugbrücke ehrfurchtsvoll der nahenden Herrin. Die Straße, die zur Burg emporführte, war von Landleuten besetzt, die als erste Huldigungs- spende Blumenkränze und weiße Körbchen mit ausgewählten Früchten in Händen trugen.

Verangezogen kam die lange Reihe der Gefährte, in deren prächtigstem, von sechs glänzenden Rappen gezogenen, das Brautpaar sich befand. Als dasselbe an der Brücke angelangt war, brachte der Schloßvogt seinem Herrn und seiner Herrin eine kurze Huldigung dar, und der Kapellan, mit den heiligen Gewanden angethan, besprengte sie mit geweihtem Wasser.

Als der Zug den ersten Hof des Schlosses erreicht hatte, stieg man von den Wagen. Man begab sich die Treppen hinauf, die mit kostbaren Teppichen belegt waren, und trat in einen großen Saal ein, an dessen gothisch verzierten Wänden und hohen Säulen Standarten, Wappen und alte Trophäen aufgehängt waren, und die nun überdies mit Sammt, Damast und goldenen Fransen, mit Lorbeer- und Blumenkränzen ausgeschmückt, dem Blicke sich in schönster Anordnung darstellten. Hier saßen auf hohen Thronesseln die Neuvermählten, die Grafenkrone auf dem Haupte und von zahlreichen Verwandten und Angehörigen umgeben, die feierlichen Huldigungen ihrer Untergebenen entgegennehmend.

Die stolze Hildegunde fand großes Wohlgefallen an dieser Ceremonie. Sie ließ ihre großen und lebhaften Augen bald im Kreise mit ernstem Selbstgefühl schweifen, bald auf den Personen ruhen, die sich demüthig vor ihr neigten.

Unter den letzten der huldigenden Personen befand sich, in einfacher Kleidung, eine Frau von vorgerücktem Alter, die an ihrer Seite, nicht minder

einfach gekleidet, ein junges Mädchen hatte. Beide machten eine sehr tiefe Verbeugung und drückten sodann in schüchternen Weise den Wunsch aus, ihrer jungen Herrin die Hand küssen zu dürfen. Hildegunde gewährte ihnen dies Verlangen und musterte mit einem scharfen Blicke das Mädchen, das ihr sehr anmuthig schien. Als die beiden Frauen sich zurückzogen, wendete Hildegunde sich an ihren Gemahl mit der Frage, wer sie wären.

Der Graf bezeichnete die alte Frau als die Schaffnerin des Schlosses, und als diejenige, die nach dem Verluste seiner Mutter, der ihn schon als Kind getroffen, ihn mit großer Aufopferung und Liebe gepflegt hatte.

„Und das junge Mädchen? . . .“ fragte Hildegunde.

„Das junge Mädchen?“ wiederholte der Graf, wie in Gedanken versunken.

„Wer ist es? Warum zögert Ihr mir's zu sagen?“

„Ihr sollt es sogleich vernehmen“, erwiderte der Graf. „Es ist die einzige Tochter Annas, der alten Schaffnerin, und nennt sich Blanka. Sie ist mit mir fast im gleichen Alter. Wir wurden zusammen erzogen und ich liebe sie wie eine Schwester. Schwerlich würde man einen Charakter finden können, so engelgut und rein wie der ihrige. Ihre Schönheit ist ihr geringster Vorzug.“

„Sie ist Euch also sehr theuer?“

„Sie ist mir theuer — ich habe Euch gesagt, in welchem Sinne. Blanka ist die Besonnenheit selbst. Wollt Ihr selbst sie unter Eurer Aufsicht, unter Eurer Obforge behalten, wollt Ihr sie in Eure Dienste nehmen, so könnt Ihr ihres Eifers und ihrer Anhänglichkeit versichert sein.“

Ein großartiges Gelage folgte diesen Festlichkeiten und darauf fand noch auf dem großen Schloßplatze ein förmliches Turnier statt. Die stolze Hildegunde beschaute vom hohen Altan das ritterliche Kampfspiel, und spendete

dann mit eigener Hand den reichen Dank, den die Freigebigkeit des Grafen von Collalto den Siegern bestimmt hatte.

Abends erklang das mit Fackeln und tausend Lichtern erhellte Schloß von Saitenspiel und Gesang und ein fröhlicher Reigentanz währte bis tief in die Nacht.

Hildegunde hatte sich in ein Gemach zurückgezogen, um ihre Prunkgewänder abzulegen. Sie fand dort Blanka, die mit andern Dienerinnen sie erwartete. Nochmals faßte die Gräfin das Mädchen scharf ins Auge, während diese ihren Blick zu Boden senkte und in ehrfurchtsvoller Haltung da stand.

Die Neuvermählte nahm jetzt auf einem prächtigen, mit Gold verzierten Sessel platz, vor welchem ein breiter kristallheller Spiegel sich erhob. Blanka nahm Hildegunden die mit Edelsteinen besetzten Nadeln und das Diadem vom Haupte und löste ihr vom Halse den schweren goldenen Schmuck. Inzwischen betrachtete die schweigende und ernste junge Frau im Spiegel ihr eigenes Bild und zugleich das der bescheidenen Blanka, beide hell beleuchtet vom Strahl der Silberleuchter zu beiden Seiten des Spiegels. Obgleich nun Hildegunde von ihren körperlichen Vorzügen die günstigste Meinung hegte, schien es ihr doch, als würden dieselben von denen Blankas einigermassen verdunkelt, und dieser Gedanke war für das Gemüth des stolzen Weibes kein geringer Stachel.

Noch denselben Abend fragte der Graf seine Gemahlin, als er mit ihr im ehelichen Gemach allein war, wie sie mit ihrer neuen Gose zufrieden sei. Sie bejahte die Frage, doch beunruhigte sie dieser Eifer des Grafen und schürte die Flamme einer entbrennenden Eifersucht.

Ein Gefühl von ganz verschiedener Art hatte Blankas Anblick in einer andern Person wachgerufen. Guiscard brachte aus Deutschland einige

tapfere Kämpen mit, die er unter seinen Knappen einreichte. Unter diesen zeichnete sich durch colossalen Gliederbau, außerordentliche Stärke und wegenste Tapferkeit ein gewisser Sinibald aus. Er war im Dienste von Hildegundens Familie gestanden, und hatte sich von letzterer, als sie mit dem Grafen von Collalto sich vermählte, die Gnade erbeten, in die Dienste ihres Gemahls treten und sie nach Italien begleiten zu dürfen. Guiscard nahm das Anerbieten des waderen Kriegsmannes mit Freuden auf und gab ihm unter seinen Knappen den ersten Platz.

Bei dem Einzuge der Neuvermählten ritt Sinibald zur Rechten des Galawagens, und beim Eintritte derselben in den großen Saal nahm er stehend seinen Platz, als erster Knappe, in der Nähe des gräßlichen Thronsessels ein. Über alle Umstehenden erhob Sinibald sein Haupt in stolzer Haltung. Das erhobene Visier seines Helmes ließ einen Mann von etwa vier Jahrzehnten in ihm erkennen und zeigte eine Miene, derb und ungeschlacht, aber doch nicht ohne einen Anflug von Biederkeit und Gemüthlichkeit.

Nur vertraut mit Streit und Blutvergießen, schien dieser Mann nicht eben geschaffen für zartere Gefühle. Und doch war jetzt die Stunde gekommen, wo sein Gemüth einer weichen Regung sich öffnen sollte. Der Anblick der sanften und schönen Blanka machte auf das Herz des rauhen Kriegers einen ungewöhnlichen Eindruck. Er wendete kein Auge von ihr ab, solange sie ihm Saale weilte und suchte später mit Eifer eine Gelegenheit, sie zu sehen und zu sprechen.

Aber Blanka war zu sehr um die Gräfin beschäftigt, und wenn dies nicht der Fall, so kam sie nicht von der Seite ihrer Mutter.

Eines Abends jedoch, als Blanka in Begleitung ihrer Mutter sich zur Erholung in den Gärten begab, folgte

ihr der Knappe heimlich und während die beiden Frauen plaudernd durch einen Baumgang schritten, stand plötzlich die herkulische Gestalt Sinibalds mit freundlichem Grinsen vor ihnen. Die Frauen waren fast erschrocken, aber Sinibald suchte sie zu beruhigen, indem er in möglichst zutraulicher, und, soweit ihm dies möglich war, galanter Weise mit ihnen eine Unterredung anknüpfte. Er beschränkte sich jedoch für diesmal auf ein ganz allgemein gehaltenes, gewöhnliches Gespräch.

Indessen versäumte er nicht, Blanka jedesmal getreulich im Garten aufzusuchen, so oft sie sich nach Sonnenuntergang dahin begab. Er hatte es ernstlich darauf abgesehen, im Herzen des jungen Mädchens eine Liebesneigung für sich zu erwecken. Freilich war er in der Wahl der Mittel, diesen Zweck zu erreichen, nicht eben glücklich. Der gutmüthige, aber ungeschlachte Rede erzählte seiner Herzensgebietetin fortwährend von den tapferen Thaten seines Armes, von seinen Zweikämpfen und von den tausendfachen Gefahren, die er mit Glück und Ruhm bestanden hatte. Ueberdies erbot er sich wiederholt, sie an jedem zu rächen, der ihr nur das mindeste Leid verursachte und verlangte beharrlich, sie solle ihm eine Person anzeigen, die ihr nicht gefiele; binnen kürzester Frist versprach er, ihr den Kopf dieser Person zu Füßen zu legen.

Diese Auerbietungen machten auf das zarte Gemüth des Mädchens einen ganz anderen Eindruck, als der tapfere Sinibald sich einbildete. Von geheimem Schauer vor der blutgierigen Wildheit des Mannes ergriffen, wies sie seine Dienstfertigkeit mit kühler Zurückhaltung ab, was ihn nicht wenig kränkte, doch hoffte er durch weitere Großthaten sie wohl noch günstiger für sich zu stimmen.

Ohnehin ließ sich Sinibald durch seine Leidenschaft für Blanka seinen ursprünglichen Neigungen und Ge-

wöhnungen nicht entfremden. Er machte sich durch Zweikämpfe und Schlägereien nicht bloß in Collalto, sondern auch in der ganzen Umgebung gefürchtet. — Alles zitterte vor ihm, nur der Graf und die Gräfin hatten Wohlgefallen an ihm und freuten sich, einen tüchtigen Krieger seines Schlages zu besitzen. Blankas Abneigung vor ihm wuchs indessen von Tag zu Tag, besonders seit er es einigemale für passend gehalten hatte, um sich bei ihr in Gunst zu setzen, mit dem Blute seiner Feinde bespritzt vor ihr zu erscheinen und das noch blutige Schwert vor ihren Augen zu schwenken und blitzen zu lassen.

Häufig begleitete dieser muthige Kriegermann die Gräfin auf ihren Gängen oder Fahrten in der Umgebung des Schlosses. Eines Tages kehrte sie unter seiner Begleitung von der Messe zurück, die sie in einem dem Schlosse nahe gelegenen Flecken gehört hatte. Es war ein schöner Herbsttag. Hildegunde stieg vom Wagen und beschloß, einen Theil des Heimweges zu Fuß zurückzulegen. Sinibald stieg von seinem Pferde und begleitete seine Herrin zu Fuße, während der leere Wagen und etliche Bewaffnete zu Pferde in einiger Entfernung folgten.

Da stürzte plötzlich aus einer am Wege gelegenen Hütte ein gewaltiger Hund hervor, der aus Leibeskraften bellend auf die Gräfin zuellte und sie anzufallen sich anschickte. Hildegunde ließ einen Schreckensruf vernehmen, aber rasch beruhigte sie das Schwert Sinibalds, dem Thiere kräftig in den Leib gestoßen. Dieser Zwischenfall setzte den Knappen in noch größere Gunst bei seiner Herrin. Er durfte sich ihr mit größerer Freiheit nähern, und benützte diesen Umstand, um ihr das heimliche Leid zu klagen, das ihn seit einiger Zeit bedrückte.

Er gestand ihr seine bisher unerwiderte Neigung für Blanka und bat sie um ihre Fürsprache. Die Gräfin sagte ihm sehr bereitwillig ihre Ver-

wendung zu und fragte in der That Blanka bei sich bietender Gelegenheit, ob sie geneigt wäre, Sinibalds Gattin zu werden. Blanka verhüllte sich das Gesicht mit den Händen, wie von Schauder ergriffen, und drückte unverborgen ihren Abscheu vor einem Manne aus, der nichts kenne als Roheit und wildes Blutvergießen.

„Hegst du vielleicht im Herzen eine andere Neigung?“ fragte die Gräfin mit durchbohrendem Blicke das junge Mädchen.

„Herrin“, versetzte Blanka, „ich schwöre, daß ich weder Sinibald noch einen anderen heiraten will, daß es mein Wunsch ist, immer frei und unvermählt zu bleiben.“

„Frei und unvermählt?“ rief die Gräfin mit fast höhnischem Ausdruck und versank darauf in düsteres Schweigen. Die Weigerung Blankas gab ihrer geheimen Eifersucht neue Nahrung.

Sinibald vernahm den ihm gewordenen Bescheid aus dem Munde der Gräfin mit nicht geringem Verzeleid; er schrieb seine Zurückweisung dem Vorhandensein eines glücklichen Nebenbuhlers zu, an dem er sich blutig zu rächen schwur, wenn er ihn nur erst entdeckt hätte.

Bald darauf ereignete es sich, daß Anna, Blankas Mutter, starb. Auf ihrem Sterbelager hatte sie sich die Gnade erbeten, mit ihrem theuren Herrn und einstigen Pflegling noch einige Worte sprechen zu dürfen. Der Graf, der Anna fast wie eine Mutter liebte, begab sich eilig und mit aufrichtiger Betrübnis an das Lager der Sterbenden, um ihren letzten Willen zu vernehmen. Anna streckte ihm ihre matte Rechte entgegen und empfahl ihm mit ersterbender Miene ihre Tochter. Der Graf beruhigte sie durch das feierliche Versprechen, daß er sich Blankas wie einer Schwester annehmen und ihr niemals ein Leid widerfahren lassen werde.

Blanka war lange Zeit untröstlich über den Verlust ihrer geliebten Mutter. Leider vermochte der tiefe Schmerz des Mädchens nicht, ihre Gebieterin zum Mitgefühl zu bewegen. Sie gönnte der Armen, die sie keinen Augenblick aus den Augen lassen wollte, nach dem Tode ihrer Mutter nicht einen einzigen Ruhetag, und wenn nun Blanka die Verrichtungen ihres Dienstes mit den Klügelungen ihres noch frischen Jammers unterbrach, so schien das alles Hildegundens Ungeduld und geheimen Groll nur noch zu vermehren. Schon von Natur aufbrausend und launenhaft, quälte sie Blanka doppelt, die ihr niemals etwas zu Danke machen konnte. Wenn Blanka das Haar der Gräfin ordnete und den grillenhaften Wünschen und Einbildungen derselben nicht immer gleich zu entsprechen imstande war, so wurde sie mit Scheltworten überhäuft. Blanka schwieg, verdoppelte ihren Eifer und bat oft den Himmel mit Thränen, er möge ihr die Gabe gewähren, den Ansprüchen ihrer Herrin ganz zu genügen. Sie hatte keine Ahnung davon, daß nicht ihre Unfähigkeit es war, was ihr den Groll der Dame zuzog, sondern ihre Schönheit, ihre Tugend und ihre Herzengüte, die ihr die lebhaftesten Sympathien aller Bewohner des Schlosses gewann, während die Gräfin selbst ob ihres hochfahrenden Wesens von allen gehaßt war.

Eines Tages erhielt der Graf ein prächtiges ausländisches Pferd zum Geschenke. Während er den Kenner in einem der Höfe des Schlosses zur Probe tummelte, wurde derselbe plötzlich wild, bäumte sich ungestüm, und selbst die jugendliche Kraft Guiscards vermochte nicht, ihn zu bändigen. Der Graf wurde vom Rücken des Thieres herabgeschleudert, verletzte sich im Sturze das Haupt und blieb bejammungslos auf dem Boden ausgestreckt. Hildegunde und Blanka, die ihm vom Altane zusehen hatten,

erhoben beide ein durchdringendes Geschrei. Blanka aber eilte im Fluge die Stiege hinab auf den ohnmächtig Daliegenden zu, und da sie sah, daß das Blut in großer Menge aus der Wunde strömte, riß sie ihren Schleier herab, tauchte ihn in frisches Wasser und umwand damit das Haupt des Verwundeten. Indessen war auch Hildegunde mit den übrigen Hausgenossen herbeigeeilt. Man trug den Grafen hinauf und legte ihn auf sein Bett, wo er langsam seine Besinnung wieder erlangte. Blanka vergoß Freundenthränen, als sie dies neue Lebenszeichen an ihm bemerkte. Hildegunden war Blankas Aufregung trotz der eigenen Erschütterung nicht entgangen, und wie ein Dolchstoß durchfuhr sie die Wahrnehmung einer leidenschaftlichen Theilnahme, zu welcher sie sich allein berechtigt glaubte.

In kurzer Zeit war der Graf wieder hergestellt. Stumm hatte Hildegunde die Qual der Eifersucht noch einige Zeit in sich gewahrt, als aber der Graf erfuhr, daß Blanka es gewesen, die ihm die erste Hilfe geleistet, und ihr deshalb mit freundlichen Worten und Geschenken einige Beweise seines Dankes gab, konnte jene ihre Empfindungen nicht länger bemeistern, und beschloß, sich der verhassten Nebenbuhlerin zu entledigen, oder wenigstens vorerst über die Gesinnungen ihres Gemahls sich Gewißheit zu verschaffen.

„Ich bin unzufrieden mit Blanka“, sagte sie dem Grafen mit kurzen Worten, „und verlange, daß sie aus dem Schlosse entfernt wird.“

Der Graf war anfangs bestürzt über diese Axtede, während Hildegunde ihn mit ihren großen Augen scharf anblickte, begierig, seine geheimsten Gedanken und Empfindungen zu erspähen. „Unzufrieden mit Blanka?“ erwiderte zuletzt der Graf. „Wer vermag unzufrieden zu sein mit dieser treuen, geduldigen Seele, diesem engelguten Geschöpfe? . . . Wenn Ihr sie übrigens nicht mehr um Euch sehen

wollt, so kann Euer Begehren erfüllt werden. Aber bedenkt, daß mir Blanka fast wie eine Schwester theuer ist, daß ihre Mutter, eine Frau, der ich so viel verdanke, sie sterbend meiner Obforge, meinem Schutz empfahl. Möge Blanka das Schloß verlassen, aber wo immer hin sie sich begibt, nirgends werde ich es an der Sorge für sie fehlen lassen, die ich ihr schuldig bin. Erwäget also, ob es nicht besser sei, den Ungestüm Eures Wesens einigermaßen zu dämpfen und Eure Anforderungen an das gute Mädchen ihren Kräften entsprechend einzurichten.“

Hildegunde schwieg; ein Strahl des Zornes blitzte in ihren Augen, aber sie kannte den festen Sinn des Grafen und zügelte ihre Aufwallung. Sie hielt sich im übrigen von der Schuld ihres Vatters zur Genüge überzeugt, und brütete nun insgeheim über Rachepläne.

Fürs erste verdoppelte sie gegen Blanka die Strenge und Grausamkeit ihres Benehmens. Sie trug ihr lange und sehr beschwerliche Arbeiten auf und zwang sie, dieselben in unverhältnismäßig kurzer Zeit zu vollenden. Sie ging sogar soweit, Blanka ihren Groll durch Mißhandlungen der schimpflichsten Art empfinden zu lassen. Blanka duldete alles und brachte ganze Nächte an ihrem Arbeitstische zu. Ihre Gesundheit litt unter den beständigen Nachtwachen sowohl als unter den übermäßigen Anstrengungen. Niemals fand sie Gelegenheit, den Grafen zu sprechen und ihm ihre unerträgliche Lage zu schildern.

Eines Tages verlangte sie selbst in ihrer Verzweiflung, von ihrer Gebieterin entlassen zu werden. Es lag aber nicht mehr im Plane des rachebrütenden Weibes, ihr Opfer aus den Händen zu lassen, besonders da sie befürchtete, daß Blanka, einmal aus ihrem Dienst entlassen, Gelegenheit finden würde, das von ihr vorausgesetzte Liebesverhältnis mit dem Grafen

im geheimen noch ungehinderter fortzusetzen.

Blanka wußte nun nicht mehr, was sie beginnen sollte. Endlich entschloß sie sich, folgende Zeilen an den Grafen zu Papier zu bringen:

„Herr Graf! Nur wenige Augenblicke wünscht sehulichst mit Euch insgeheim sprechen zu dürfen die unglückliche Blanka.“

Wie aber sollte sie diese Zeilen in seine Hände bringen? Nach langer Überlegung vertraute sie sich einem alten, ihr sehr gewogenen Diener des Hauses an, der die Beforgung des Briefes an den Grafen auf sich nahm.

Guiscard war, nachdem er die Zuschrift Blankas gelesen, keinen Augenblick über den Gegenstand im Zweifel, über den sie eine Unterredung wünschte. Einige Tage lang überlegte er, wie er es anstellen solle, mit Blanka

ohne Zeugen zu sprechen, denn Hildegunde ließ das Mädchen den ganzen Tag über nicht aus den Augen. Zuletzt wendete sich der Graf an den schon von Blanka ins Vertrauen gezogenen Diener, der ihm den Brief übergeben hatte, und theilte diesem mit, wie schwer es ihm falle, eine günstige Stunde für die Zusammenkunft mit Blanka zu finden. Der alte Diener sagte ihm, daß Blanka jede Nacht, oft bis zu Tagesanbruch, am Arbeitstische in ihrer Kammer wache.

In der nächsten Nacht, als der Graf Hildegunde in tiefen Schlaf versunken sah, erhob er sich leise von seinem Lager, warf ein leichtes Gewand um und stieg in Begleitung jenes Dieners zum Gemache Blankas empor.

(Schluß folgt.)

Der hinkende Schimmel.

Eine Erzählung von Hans Malser.

— und jagte sich aus dem Revolver eine Kugel in die Brust.

Ein Stümper in der Selbstverneinung. Schon während des Losdrückens reute es ihn, aber die Kugel war schon da, klopfte unsanft an und ohne auf das „Herein“ zu warten, sprang sie in die Brust. Wie einen Todten trugen ihn zwei Holzknechte hinab in das Vaterhaus, wo ein unendlicher Jammer entstand. Denn es war das einzige, liebe Kind, ein schöner Jüngling von vierundzwanzig Jahren. Der unendliche Jammer währte nur eine Viertelstunde, um einer unendlichen Freude zu weichen, wie eine so groß und heftig in diesem sonst

doch glücklichen Hause nie gewesen war. Die Kugel hatte das Herz verfehlt, war zwischen den Rippen hinein und rückwärts zwischen den Rippen hinaus gefahren, und der Arzt sagte, es sei nichts weiter als ein neumodischer Ueberlaß, weil ja der altmodische nicht mehr beliebt wäre.

Der Vater kniete beinahe nieder vor seinem schwerwunden Sohne und rief: „Wer hat dir denn so wehe gethan, mein Julius, daß du mich auf solche Weise hast verlassen wollen? Kannst du denn nicht alles haben, was dein Herz begehrt?“

„Vater, verzeihe mir!“ antwortete der junge Mann mit schwacher Stimme.

„Du bist ja mein guter, theurer Vater. Doch eben weil ich alles haben kann, eben darum ist mir so langweilig geworden auf der Welt, daß ich es nicht mehr ertragen konnte.“

Weil die Mutter nicht mehr am Leben war, so wurde von der Stadt vermittelt Eisenbahn und Pferde eine barmherzige Schwester geholt, daß sie den Kranken pflege und betreue oder wenigstens die Pflege überwache, denn der Vater hatte als Hammerherr seine täglichen Obliegenheiten.

Die barmherzige Schwester war im Brautstand mit dem Heilande und in ihrer blühenden unschuldigen Jugend war sie auch bräutlich anzusehen. Das schwarze Klostergewand um den Leib selbst schien zu zagen ob der Schönheit, die es bewachen sollte, und der schneeweiße Schild ihrer Haube stand weit hinaus, ängstlich bestrebt, dieses rosige Gesichtlein vor irdischem Staube und die sanften himmelblauen Augen vor den blendenden und versengenden Funken der weltlichen Sonne zu schützen. Das war die Klosterjungfrau, die barmherzige Schwester.

Nur so lange durfte sie bei ihm bleiben, als er sehr schwer krank war. Wenn er schlafend dalag und blaß war, der Athem, schwach wie ein Lichtlein, das auslöschten wollte, da schaute sie von ihrem Plaze am Tischrande auf ihn hin. Ganz verstohlen, als ob es etwas Unrechtes wäre, blickte sie ihn an. — Und es ist so schade um ihn. Ehe ich fort muß, will ich ihm noch etwas sagen, denn er hat keine Mutter und keine Schwester.

Und eines Morgens, als er in seinem weißen Hemde ziemlich aufrecht saß auf dem Bette und mit einem Silberlöffelchen den Thee schlürfte, in welchen sie ihm mürbes Gebäck hineingebröckelt hatte mit ihren zarten Fingern, da sagte sie: „Heute gehe ich fort, Herr Julius.“

Er bat nicht, daß sie bleibe, er

sagte nur ganz leise: „Ich bin noch krank.“

„Wenn Sie mir nur das Eine versprechen wollten, Herr Julius —“ Sie brach ab, es war nicht die rechte Art. Wieso konnte sie begehren, daß er ihr, die ihm so fremd war, etwas verspreche?

Der Kranke reichte ihr die magere Hand: „Ich werde es nie vergessen.“

„Herr Julius, ich habe eine große Angst, daß Sie es wieder thun könnten. Sie sollten den ernstlichen Vorsatz fassen, das nicht mehr zu thun.“

Er antwortete: „Es war aber doch etwas Gutes. Hätte ichs nicht gethan, so wäre ich nicht krank gewesen. Und dieses Kranksein war das Beste, was ich je noch erlebt habe.“

Die Schwester gieng nicht darauf ein, sondern sagte: „Sie haben Ihr Herz zu sehr an die falsche Welt gehangen. Darum sind Sie früh enttäuscht worden und haben verzagt. Von diesem Leben darf man nichts Gutes hoffen, es ist ein irdisches Fegefeuer, daß wir in demselben gereinigt und gebessert werden und würdig der ewigen Seligkeit.“

„Sie sind so jung, Schwester, und so gesund und Ihr Auge schaut so froh und frisch, und Sie sprechen so! Sie müßten doch glücklich sein.“

„Ich bin sehr glücklich.“

„Also warum verachten Sie dieses Leben, in dem Sie so glücklich sind?“

„Das Leben kann freilich nicht glücklich machen. Ich halte mich an den lieben Herrn Jesum. Der Heiland hat mir die Nichtigkeit dieser Welt gezeigt und mir das Kreuz gegeben. Ich bin nur so glücklich, weil ich entsage und mich willig dem Leide ergebe. Wenn ich des Abends vor dem Einschlafen mir sagen kann: Heute hast du viel gelitten, so ist meine Seligkeit groß.“

„Wenn Sie Ihr Glück im Leide finden, dann können Sie freilich unendlich glücklich sein auf Erden.“

„Das darf ich aber wieder nicht“,

flüsterte die Schwester. „Wenn ich ein Glücksbewußtsein hätte, das hieße ja nicht leiden.“

Nach einem Weilchen fragte der Kranke: „Schwester, haben Sie auch in diesem Hause zu leiden gehabt?“ Denn sie war bedient und geehrt und von allen liebevoll behandelt worden. Die Schwester antwortete rasch: „Mehr als irgend einmal.“ Doch sofort setzte sie bei: „Denn wenn man jemand leiden sieht, der nicht leiden will, das thut nicht wohl.“

Er reichte ihr wieder die Hand: „Wie Sie gut sind!“ Sie war aber in ihrem Ausspruche nicht ganz aufrichtig gewesen, daher nahm sie seine Hand nicht an.

Er fuhr fort: „Es ist doch eine verfluchte Welt. Gerade die Besten müssen am meisten leiden, weil sie auch das Weh der anderen tragen. Und wenn doch einmal ein Augenblick der Freude kommt, da müssen sie ihn ängstlich fliehen, weil das Glücksbewußtsein als solches schon wieder Unruhe und Leid macht. Das bißchen, was süß, ist der Keim zahlloser Qualen. Es ist eine unergründliche Tiefe von Elend. Und das soll so fort gehen? Fast keiner erreicht die Größe, das Erlösungswerk an sich selber zu vollbringen.“

„Das Erlösungswerk für uns hat schon ein anderer vollbracht“, antwortete die Schwester.

„Es ist seit zweitausend Jahren nicht besser, als es früher war.“

„Erst jenseits, Herr Julius!“

„Darum rasch hinüber! Ich wollte es ja, doch ihr haltet mich hier fest. — Schwester, liebe Schwester, Sie haben sich ins Kloster geflüchtet. Das Lebendigbegrabensein ziehen Sie vor den Freuden der Welt. Ich wollte einen Selbstmord begehen, Sie haben ihn begangen.“

Sie antwortete: „Mein Selbstmord heißt — jungfräulich bleiben.“

„Schopenhauer!“ rief der Kranke aus. „Aber die Natur will ein un-

sterbliches Menschengeschlecht. Ein Geschlecht von lauter Elenden, die immer wieder sterben und immer wieder geboren werden müssen.“

„Müssen?“

„Sterben müssen wir. Geboren werden? In Zukunft wieder geboren werden, das ist unser eigener Wille. Verneinen wir den Willen zum Leben!“

„Jungfräulich sein“, flüsterte sie.

„Aber die Natur sagt, Liebe wäre das einzige, was sich der Mühe lohnt.“

„Der Natur muß man nicht alles glauben.“

„Sie sagt, Liebe wäre unsere Lebensaufgabe, unsere Pflicht und die höchste Lust, mit keiner anderen Freude vergleichbar.“

„Herr Julius, der Natur muß man nicht alles glauben!“ sagte die Schwester gedämpft. Es war wie ein halberstickter Nothschrei.

„Schwester, man muß ihr gar nichts glauben, man muß ihr Feind sein. Ach, und wenn man so ganz allein ist in der Feindschaft gegen die starke gewaltige Natur, da muß man verzagen.“

„Sie sehen ja, daß Sie hierin nicht allein sind“, antwortete die Schwester.

„Ich sehe, daß ich an Ihnen einen Genossen habe, Rosalia, und darum habe ich gesagt, daß mein Kranksein das beste ist, was ich je erlebt habe.“

„Und weil mir Angst war im Streite mit der Natur, darum habe ich gesagt, ich hätte in diesem Hause zu leiden gehabt mehr als irgend einmal. Aber jetzt, da ich Sie stark sehe, Julius, jetzt bin ich ganz muthig.“

„Wir wollen zusammenhalten, Rosalia!“

„Das wollen wir, Julius. Und recht für einander beten, das versprechen wir uns zum Abschied.“

„Zusammenhalten und auseinandergehen?“

„Wir können ja doch im Himmel wieder zusammenkommen“, sagte sie.

„Wozu bedürfte man im Himmel Kampfgenossen, wenn dort keine Natur zu bekämpfen ist?“

„Im Himmel keine Natur? Auch nicht ein bißchen eine?“

„Das Leben im Himmel ist ja ein übernatürliches.“

„Es ist wahr“, entgegnete die Schwester leise. „Ah, ich fange schon an, sündig zu denken, ich muß bald zurück ins Kloster.“

„Was haben Sie denn in Ihrem jungen Leben Partes erfahren, daß Sie ins Kloster gegangen sind?“

„Was soll ich erfahren haben? Eine Base habe ich gehabt und diese hat gemeint, ich sollte den Fehltritt meiner Eltern büßen und mein Leben lang beten, daß sie in den Himmel kämen. Daher gab sie mich schon früh ins Kloster.“

„Also wieder die Erbsünde! Und diese wollen Sie nicht weiter vererben. Gute, tapfere Schwester! Und da haben Sie eben viel nachgedacht über den Jammer der Welt?“

„Wir hören das in unseren Betrachtungen.“

„Und ist im Kloster denn immer der himmlische Frieden?“

„Ei, im Kloster nicht. Aber nach dem Frieden im Herzen sollen wir streben. Darum beten wir und üben gute Werke.“

„Und ist im eingesperreten jungen Blute denn nie ein Bangen nach den Freuden der Welt?“

„Die Freuden der Welt sind nicht zu vergleichen mit den himmlischen Freuden.“

„Und wenn Sie arme Sünder pflegen, wie mich, die so weltlich sind — so weltlich!“

„Aber Sie verachten ja auch die Welt, Julius! Eben darum darf ich Ihnen vertrauen. Und darf Sie bitten: wenn Sie aus der bösen Welt davon wollen, gehen Sie nicht die finstere Straße abwärts, gehen Sie dem Himmel zu.“

„Gibt es im Kloster denn gar kein sündig Denken?“

„Ferne vom Abgrund ist Schwindel nicht gefährlich.“

„Ist kein unseliges Weltkind unter euch, das sich selbst zu täuschen sucht mit Entfagung?“

„Kein Weltkind, Julius, nur Jungfrauen und Büßerinnen.“

„Büßerinnen müssen wohl die größere Seligkeit genießen.“

„Wie meinen Sie das, Julius?“

„Weil den Himmel nur der erst recht würdigen kann, welcher vorher die Erde kennen gelernt hat.“

Hierauf schwieg Schwester Rosalia.

„Es muß ja so unruhig machen, immer von der Sünde zu hören und sie nicht zu kennen.“

„Wünschen Sie noch etwas, Herr Julius? Ich will Sie jetzt allein lassen, man läutet zur Messe.“

Er ergriff ihre zarte weiße Hand: „Schwester, es ist furchtbar! Immer zwischen Todessehnsucht und Liebespein hin- und herzutaumeln!“

„Julius, Sie müssen mir den Gefallen thun, öfters im Evangeliumsbuche zu lesen, ich lasse es Ihnen zum Andenken zurück.“

„Ich nehme das Geschenk nur an, wenn ich Ihnen hingegen den Schopenhauer verehren darf.“

„Was soll ich mit Schopenhauer? Mein Lehrer ist Jesu.“

„Mir wäre so viel daran gelegen, daß Sie mich verstehen könnten. Nur Schopenhauer lehrt, wie man gegen die Natur siegreich kämpfen kann.“

„So will ich Ihnen zuliebe einmal ein ganz klein wenig aus dem Buche lesen. — Jetzt aber ruhen Sie, Herr Julius, Sie haben heute schon zu viel gesprochen.“

Es steht zu vermuthen, daß die Schwester recht hatte. Denn der Genesende war in den folgenden Tagen unruhig überaus. — Hat sie nicht gefragt, ob denn im Himmel gar keine Natur wäre? Und diese Natur, nach der sich jeglich Wesen offen und

heimlich seht, wie das Kind nach dem Busen der Mutter, diese Natur soll verleugnet, bekämpft werden, so lange sie noch liebevoll ihre Arme nach uns ausstreckt? — Was kümmern mich die Leiden eines zukünftigen Geschlechtes! Es soll sie ertragen, wie wir sie ertragen müssen. Wenn ich schon immer so viel muß, so will ich auch einmal etwas wollen. Ich wollte nicht wollen, da haben sie mich zurückgeschleudert in das Leben; gut, wenn sie mein Nein nicht gelten ließen, so will ich Ja sagen. — Es war gerade, als ob der junge Mann verzweifelte an seinem Pessimismus, so erwachte in ihm plötzlich die Weltlust.

Endlich war Julius soweit genesen, daß die Klosterjungfrau abreisen konnte. An einem schwülen Juliabend trabten die zwei feurigen Schimmel vor und die junge Schwester stieg in den geschlossenen Wagen, um dem eine Stunde weit entfernten Bahnhofe zuzufahren.

Herr Julius, noch ein wenig blaß, aber sonst aufrecht, stand vor dem Schlage und beide waren schweigsam. Er hatte ihr danken wollen für die liebevolle Wartung, die unter ihrer Aufsicht ihm zutheil geworden war, er dankte nicht. Sie hatte ihn bitten wollen, ihren Dank dem zur Zeit auf einer Geschäftsreise begriffenen Vater auszurichten für das viele Gute, welches sie in diesem Hause genossen, sie bat nicht. Er schaute sie nur traurig an, sie schlug ihre Augen zu Boden und langte nach dem Rosenkranz, um unterwegs ihre Andacht zu verrichten.

Mittlerweile that der alte, schwerfällige Kutscher bei den Pferden um und begann zu brummen: „Da haben wir den Bettel! Jetzt ist der Schimmel krumm! der rechte Vorderfuß, just der! Accurat der rechte! Auf und auf geschwollen. Das kommt vom höllischen Reiten auf dem steinigen Bergweg. Ich lass' keinen mehr her zum Reiten, und den Herrn selber

auch nit. Ist mir alles eins. Die Köffer lass' ich mir nicht ruinieren. Jetzt kann ich die Weissen ausspannen und die Rappen einspannen, die heut schon einmal haben hinauszulaufen müssen. Eine saubere Wirtschaft! Na, kommt's, Bürschel!“

Damit spannte der Alte die Schimmel mit vieler Umständlichkeit los und führte sie um die Hausede gegen die Stallungen.

Und als der Wagen allein dastand auf dem weißen Kiesplatze und nur der junge Herr Julius daneben, sprach dieser zum Schlage hinein: „Schwester, steigen Sie doch noch einmal aus. Die Rappen sind sicher auf der Weide, bis er sie bringt, das dauert eine Weile.“

Die Schwester stieg aus und sie gingen beide nebeneinander still durch den Wildgarten unter alten Ulmen und Linden dahin in Schlangenvindungen bis zur Hohlunderlaube. Hier wuchs aus dem Sandwege Gras hervor und hier waren Spinnweben gezogen im Geäste und im Laubwerk und auf dem moderigen Rundtische, der in der Laube stand, liefen geschäftige Waldameisen. Bis zu dieser Laube waren sie gegangen und davor blieben sie ein wenig unsicher stehen. Sie brach das Schweigen und sagte ganz leise: „Diese Zeit war nicht ohne Gefahr, nicht wahr Julius? Doch wir haben gewacht und gebetet und uns stets vor Augen gehalten, daß wir Bruder und Schwester sind vor Gott im Himmel.“

„Du solltest nicht fortgehen, Rosalia“, sagte er. „Ich weiß nicht, ob ich stark genug sein werde für das, was wir uns gelobt haben.“

„Gieß nur fleißig im Evangelium, ich werde es auch thun, und dabei wollen wir an einander denken.“

„Darfst du denn an mich denken im Kloster?“

„Warum denn nicht? Du bist ja mein lieber Kamerad auf der Reise

zu Gott. Und im Himmel werden wir uns gewiß noch näher stehen.“

„Wenn wir uns bis hin nur nicht zu sehr verändert haben!“ meinte Julius. „Gerade so, wie wir heute sind, wollte ich am liebsten bei dir sein.“

„Wir müssen uns in acht nehmen, Julius. Wenn du dich etwa nicht ganz sicher fühlen solltest, so gehen wir lieber rasch auseinander.“

„Ich fühle mich ganz sicher“, sagte er.

„Ich habe schon etwas gelesen aus Deinem Philosophen. Der Mann sagt, daß die Natur schrecklich falsch wäre. Anfangs lockt sie so fromm und kindlich, plötzlich sei man in ihrer Schlinge und sie ziehe unbarmherzig zusammen. Wir müssen uns in acht nehmen!“

„Wenn man sich der Gefahr bewußt ist, besiegt man sie am sichersten“, sagte Julius. „Christus und der Philosoph haben uns zusammengeführt, daß wir Bruder und Schwester seien und dieses elende Leben verleugnen. — Rosalia, unser Bund

sei in Ewigkeit!“ — Auf der Laubenbank saßen sie jetzt, Julius legte seinen Arm um die Mitte ihres Leibes, der mit dem schwarzen Gewande verhüllt war und flüsterte: „Und auf daß unser Bund geschlossen und gesiegelt sei in Ewigkeit, wollen wir uns jetzt den Bruderkuß geben.“ Auf die Stirn war er vermeint gewesen, der Bruderkuß, traf aber mit glühendheißen Lippen auf den Mund, so schaurig süß und herb, daß die Schwester einen tiefen Seufzer that, dann mit wildem Schrei aufsprang und davon lief gegen den Wagen hin, um zu fliehen. — Der Wagen stand nicht mehr an der Stelle. Er rollte mit den Rappen bespannt schon draußen auf der staubigen Straße; der Kutscher knallte mit der Peitsche in dem schönen Bewußtsein, eine Klosterjungfrau im Kobel zu haben.

Die Klosterjungfrau aber mußte bis zum nächsten Morgen in dem Herrenhause verbleiben, um endlich doch mit dem hinkenden Schimmel abzureisen gegen die dunklen Klostermauern — zu den Bürgerinnen.

's frum Dirndl.

(Steirisch).

Mei Moam, de fluacht scha spot und frua.
's Fluachn is Sünd!
Und s Büabel winkt ma gllati zua.
's Büabel is frum.

Es thuat ma douh la Wohl nit weh,
Mit wem ih geh.

Ih möcht mit cahm ins Kircherl gschwind.
's Kircherl is liab,
Weil selm da Pfora d Leut zombindt,

Da Pforer is brav.
Da Bua führt mi ins Waldl 'nein,
Wo d Bögerler sein.

Hiaz will er mir a Bussel gleich —
Du, s Busseln is Sünd!
Nu, Büabel, gib a Rua — ih schrei!
— Do hon ih s gschwind.
Und wir ih s hon, do bin ih still.
Na, wie Goud will!

R.

Über Deutsche Geschlechtsnamen.

Von Theodor Vernaleken.

I.

Jedes Ding in der Welt und jedes Geschöpf muß seinen Namen haben, damit man es vom anderen unterscheidet. Das berichtet schon das Alte Testament, wo es im 1. Buche Moses, 2, 20, heißt: „Denn als Gott der Herr gemacht hatte von der Erde allerlei Thiere auf dem Felde und allerlei Vögel unter dem Himmel, brachte er sie zu dem Menschen, daß er sähe, wie er sie nennete; denn wie der Mensch allerlei Thiere nennen würde, so sollten sie heißen. Und der Mensch gab einem jeglichen Vieh seinen Namen.“

Eine Namengebung ward dann auch auf Personen übertragen, und zwar bei jedem Volke auf eigene Weise. Bei den alten Griechen z. B. gab es keine Familiennamen, sondern dem neugeborenen Kinde wurde nach freier Wahl der Eltern sein Name gegeben, wie bei uns die Vornamen. So entspricht z. B. Thrasybulos unserem Konrat = Kühner Rath. Bei Griechen, wie auch bei Ägyptern wählte man häufig Namen, welche mit einem Götternamen zusammengesetzt oder davon abgeleitet waren, wie Diodoros, Herodotos, Diogenes zc. Zuweilen wurde das Kind auch nach dem Feste eines Gottes, an dem es geboren war, benannt, wie bei uns in der römischen Kirche nach dem Heiligen im Kalender. Außerdem wählte man gerne Namen, welche für die Zukunft des Kindes von guter Vorbedeutung waren. Die Griechen hatten in der Regel nur

einen Namen, dem dann der Name des Vaters beigefügt wurde.

Die Römer hielten sich mehr an Außerlichkeiten und führten gewöhnlich drei Namen, von denen der Vorname (z. B. Marcus) am neunten Tage nach der Geburt den Söhnen beigelegt wurde. Der zweite Name ist der der gens, d. h. des Stammes einer Familie, Abkömmling eines Geschlechtes (z. B. Cornelius oder Claudius). Der dritte Name ist ein Beinamen (cognomen). Cicero gehörte zur gens Tullia, er hieß also: Marcus Tullius Cicero. Einzelne hatten noch einen Zunamen (agnomen) zur Verherrlichung ihrer Thaten, z. B. die Scipionen hießen Africanus zc. Die Töchter führten den Geschlechtsnamen, z. B. Cornelia, so hieß die jüngste Tochter des P. Cornelius Scipio.

Und wie war es bei den alten Israeliten? Sie hießen damals noch nicht Goldberg, Silberstein, Rosenthal zc. In alttestamentlichen Zeiten, als der Engel des Herrn noch zu ihnen sprach, erhielten sie die Namen durch diese Vermittlung, z. B. im 1. Buche Moses „Ismael, Abraham und sein Weib Sarah“. Auch noch im Neuen Testamente läßt Matthäus durch den Engel dem Vater Josef den Namen „Jesus“ sagen, das bedeutet etwa Gott helf.

Wer die schöne alttestamentliche Erzählung von Georg Ebers, „Josua“ betitelt, gelesen hat, der weiß, daß der Hauptheld Josua anfangs Hosen geheißt, d. h. der als Helfer seines Volkes von Jehova erkoren war. Der Dichter weist schließlich darauf hin, daß nach Jahrhunderten ein anderer

Jehoschua zu Bethlehem geboren sei, der Liebe und Erlösung der ganzen Menschheit gebracht habe.

Der Name Jesus tritt hier als Bezeichnung der Heilsbedeutung seines Trägers auf. Sein Ehren- und Amtsname ist „Christos“, die griechische Übersetzung des hebräischen Messias, der Gesalbte, weil er nach der Kirchenlehre vom heiligen Geist zum König, Priester und Propheten gesalbt ist. Die leiblichen Brüder Jesu hatten die Namen Jakobus, Josef, Juda und Simon. Wer's nicht glauben will, der lese Matthäus 12, 46; 13, 54; Marcus 6, 3; Paulus an die Galater 1, 19.

Nach der Zerstreuung der Juden im Mittelalter und in der Neuzeit hörte bei ihnen die Eigenthümlichkeit in der Namengebung auf und sie bequerten sich diesfalls demjenigen Volke an, unter dem sie lebten. Es gehörte dies auch zum Geschäfte. Wir Deutsche dürfen deshalb keinen Stein auf den Juden werfen, indem Hunderte von Deutschen schwach genug sind, ihre ehrlichen Erbnamen zu verwältschen, zu magyarisieren oder gar zu slavifizieren.

Wer unsere deutschen Personennamen geschichtlich in Betracht zieht, müßte mit den Vornamen (Taufnamen) beginnen, welche anfangs als wirkliche Eigennamen galten. Wir wollen das einmal später ausführlich darlegen; heute beschränken wir uns auf mehr bekannte Geschlechts- oder Familiennamen, wobei wir auch auf Steiermark Rücksicht nehmen.

Die Personennamen gemischtsprachiger Länder bieten ebenso viele Schwierigkeiten, wie die Ortsnamen. Es ist zu bedenken, daß die Länder Steiermark, Kärnten und Krain nacheinander von Kelten, Römern, slavischen und deutschen Stämmen besiedelt waren, und daß insbesondere die Namen der Ortschaften, Berge und Flüsse geändert wurden. Außerdem haben bei den meisten Personennamen

im Laufe der Zeit viele Umgestaltungen stattgefunden; auch gewisse Umdenkungen, z. B. der Ort Glanfurt ward in Klagenfurt umgeändert. Der Schreiber hat wahrscheinlich das Flüsschen nicht gekannt und die Glanfurter haben sich über die Fälschung nicht beklagt. Die Lage an der Glan hatte Veranlassung zu der Benennung gegeben. Überhaupt ist kein Orts- und Geschlechtsname ursprünglich ohne Sinn, d. h. für jede Bezeichnung hatte der Namengeber eine thatsächlich bestehende Veranlassung. Nicht so bei dem Vornamen der Person, der häufig gleichsam als wünschendes Angebinde dem Kinde in die Wiege gelegt ist.

Bezüglich der Bestandtheile des Namens ist zu bemerken, daß bei uns die Namen mit der Ableitungssilbe —er vorwalten, z. B. Huber (von Hube = Acker), Glaser, Lackner, Langer, Singer, Payer etc. Weniger vertreten ist die Ableitung auf —ing und —inger, —ling und —linger, z. B. Dorninger, Holzinger, Wölfling. Gar häufig findet sich die Endung —ing und —ingen in Ortsnamen Schwabens, aber auch mitunter in Osterreich, z. B. Penzing. Penz oder Benz ist Bernhart, das —ing bezeichnet Angehörigkeit und Nachkommenschaft. Dazu stimmt dann der Geschlechtsname auf —inger. In Kärnten sind Orte namens Edling, daher der Personennamen Edlinger (in Kärnten und Graz).

Anderer Geschlechtsnamen sind aus zwei Wörtern zusammengesetzt, z. B. Fruh—wirth, Hof—mann, Lutten—berger etc. Diesen entsprechen häufig die Ortsnamen mit Berg, Bach etc. Die Abstammung des Geschlechtsnamens vom Ortsnamen ist nicht selten, z. B. von denen auf —egg: Rosegg—Rosegger, Sonnegg—Sonnegger, Schönegg—Schönegger, Mitteregg—Mitteregger, Hausegg—Hausegger. Solche Namen sind in Flachländern nicht heimisch.

Wie die Mundart in jedem deut-

ischen Landestheile und selbst in jeder Stadt ihr eigenthümliches Gepräge hat, so haben auch die Namen, wenigstens der festschaften Bürger, ihr Besonderes, was sich freilich mit der Freizügigkeit und infolge der neuen Verkehrsverhältnisse immer mehr vermischt.

Werfen wir einen Blick in unser Grazer Adressbuch, so bemerken wir, daß manche Geschlechtsnamen in verschiedener Schreibung auftreten, daß andere bis zur Unkenntlichkeit entstellt sind. Dazu kommt, daß die Mischung slavischer und deutscher Geschlechter auch bei den Namen hervortritt, nicht bloß in Osterreich, sondern in allen östlichen Landestheilen Mitteleuropas, wo die Sprachverhältnisse ungestört ihren Gang genommen haben.

Besonders zahlreich finden wir in Graz die Namen: Vauer, Baumgartner, Bayer, Bed, Berger, Binder, Braun, Brunner, Burger, Egger, Ertl, Fasching, Fink, Fischer, Frank, Friedrich, Fröhlich, Fuchs, Graf, Groß, Gruber, Haas, Hammer, Hartmann, Hödl, Hofner, Hofmann, Huber, Kaiser, Koch, König, Koller, Kraus, Krenn, Lang, Leitner, Meier, Müller (nicht weniger als 115), Neubauer, Ortner, Pichler (45), Pollak, Rath, Resch, Richter, Riedl, Schmidt, Schneider, Schreiner, Schulz, Schuster, Schwarz, Sommer, Stadler, Steiner, Suppan, Trummer, Wagner, Wallner, Walter, Weber, Weiß, Winter, Wolf.

Man sieht, die Stadt hat einen echt bürgerlich deutschen Charakter.*) Wir wollen versuchen, einige näher zu erklären. Vorwiegend hat die Beschäftigung des ersten Namensträgers zu der Benennung verholfen, dann auch der Wohnort des Vorfahren,

*) Nach der Volkszählung 1890 haben 96.433 die deutsche Umgangssprache, während 607 angeblich slovenisch sprechen und 154 italienisch.

persönliche Eigenschaften und anderes, was in der Folge zu erwähnen ist.

Leicht erkennbare Geschlechtsnamen sind folgende, nach Gattungen geordnet:

A. Nach Beschäftigung, Gewerbe und Stand der ursprünglichen Namensträger. In Graz z. B.: Bauer, Bed, Binder, Bogner; Ferk (sonst auch Ferg, Fersch dürfte Führer bedeuten), Fiedler, Fischer, Forster und Forstner, Glaser, Hafner; der häufig vorkommende Name Hödl bedeutet Kleinhändler, wie auch Fragner, eigentlich Pfragner aus dem alten phragen, d. h. Markt. Jäger; Kaufmann; Kürschner (offenbar verändert aus Kürsener (alt Kürsener). Koch; Kramer; die Moser sind vielleicht auf das alte mós (unser Mus) zurückzuführen und bezeichnete demnach Gemüsehändler oder -bebauer. Zahlreich sind die Müller, aber am zahlreichsten in Süd- und Norddeutschland sind die Meier, Maier, Mayr, Meyer, so daß zur genauen Bezeichnung der Meierperson entweder zwei Vornamen nöthig wären oder ein Beisatz (aus oder von N.).

Bekanntlich stammt dieser Name vom lateinischen major und bedeutet den Vorsteher oder Obersten eines landwirtschaftlichen Hofhaltes. In Baiern und Steiermark ist der Meier der erste unter den Dienstboten einer größeren Wirtschaft, auch einer, der ein Gut auf Pacht zu bebauen übernimmt, ferner der Besitzer eines ländlichen Anwesens überhaupt. Die Angst- und Vereinsmeier gehören in eine andere Menschenklasse. In Oberösterreich habe ich einen Bauern Namens Kumpelmeier kennen gelernt, der freilich keine Ahnung davon hatte, daß sein Vorname aus dem alten Eigennamen Kumpold (d. h. Ruhmkühn) abstammt.

Die Hofmann sind nicht etwa Männer, die an Fürstenhöfen weilten (Höflinge), sondern waren Hörige, die auf einem ländlichen Herrenhose ihren Unterhalt empfiengen. Die Na-

men Bischof, Abt, Kaiser, König, Herzog, Fürst und Graf mögen theilweise von alten Hauschildern herühren, wodurch Gewerbe kenntlich gemacht waren (mit vorgefetztem zum —).

B. Nach Örtlichkeiten, Herkunft, ursprünglichen Wohnplätzen. In Graz z. B.: Andorfer, Auer, Auerbach und Auerberg, Bayer, Böhm, Brandstätter, Edlinger, abstammend von den geschichtlich bekannten Freibauern in Kärnten, die auf den Edlinghuben wohnten; das Ed, öd, od bedeutet Erbbesitz, wobei es bemerkenswert ist, daß das oberdeutsche Edling dem niederdeutschen Adeling entspricht; Franz und Frenz sind Vor- und Geschlechtsnamen, wahrscheinlich aber entstanden aus der mittelalterlichen Benennung Franzen statt Franzosen, wie französisch statt fränkisch, Franciscus und Francisca sind nur latinisierte Formen für Franz und Fränzchen. Hofner, Hofbauer. Huber in älterer Schreibung Hueber, Luttenberger. Die Eder sind eigentlich Söhne der Ed oder Öde. Die Dichter Hamerling und Stelzhamer schreiben sich richtiger mit Einem m, denn solche Namen haben nichts mit einem Hammer und den Hammerwerken zu thun, sondern sie waren ursprünglich —heimer, mundartlich —hoamer; nach Hause = niederösterreichisch ham. Heim, Heimat lautete im Angelsächsischen ham oder haem, zu Hause = althochdeutsch haima oder heim. Wir finden es in vielen Ortsnamen: Hildesheim zc.

Hierher gehören auch die in Österreich bekannten Namen: Stradner, Kremser, Prager, Hinterberger zc.

Es gibt in Graz mehr als 40 Pichler. Der Name ist leicht zu deuten, man braucht nur an die windisch Picheln, d. h. an die Büheln zu denken. Bühel ist gleich Hügel. Die Pichler-Vorfahren waren also Büheler aus verschiedenen Gegenden.

War der Bühel sandig, so hieß der Mann Sandbichler. Wohnte jemand am Abhange eines Bühels, so hieß er Pichlwanger; der Wang ist die abhängige Fläche eines Hügels; ein weidenreiches Bergthal heißt Gräs-wang. Wang oder Wangen kommt als Ortsname in Österreich und Baiern vor und wer weiß, ob das benachbarte „Straßgang“ nicht entstellte ist aus Strägwang? Die Lage spricht dafür.

Ein mit Pichlwanger verwandter Name ist Leitner, denn die Leitn bedeutet Seite eines Hügels, Bergabhang, aber auch ein Acker, der auf einer solchen schrägen Fläche liegt. In der Nähe liegt Frohnleiten, d. h. Herren-Abhang (vergl. Frondienst, Fronleichenam zc.)

Von Leitn ist zu unterscheiden das Leit— im Namen Leitgeb. Leit, altddeutsch lit ist Obstwein, geistiges Getränk überhaupt. Leitgeb oder Leitgeber ist also Schankwirt, der Leitkauf oder Leitkauf bezieht sich auf den Gelöbnistrunk beim Abschlusse eines Handels.

II.

Wir kommen nun zu der wichtigsten Classe der Geschlechtsnamen, nämlich jener, die sich aus alten Personennamen entwickelt haben, und das gibt Gelegenheit, einiges Geschichtliche beizufügen.

Die im Osten und Süden deutschen Landes vorkommenden undeutschen Namen, die schon durch ihre Endungen kenntlich sind, müssen wir ganz ausschließen. Jede Nation geht dabei ihre eigenen Wege.*)

Bei uns ist es, wie oben schon erwähnt, ein wesentlicher Vorgang, daß viele deutsche Geschlechtsnamen aus alten Vornamen (Taufnamen)

*) über das Folgende könnte man ein dickes Buch schreiben. Hier haben wir nur das größere Publicum im Auge, dessen Geduld wir nicht zu sehr in Anspruch nehmen dürfen.

hergeleitet sind. Die Scheidung in Vorname und Zuname, wie sie jetzt besteht, ist erst im Laufe der Jahrhunderte entstanden. Vordem waren die Konrat, die Hermann, die Lienhart zc. die wirklichen Eigennamen; erst in zweiter Linie stehen die Zunamen, Geschlechts- oder Familien-Namen. Es war nicht immer so, daß das Söhnchen des Herrn Müller auch Müller hieß. Müller ist ja kein Eigennamen im strengsten Sinne, er ist als Familienname eine für mehrere Menschen gemeinsame Bezeichnung. Ursprünglich gab es nur Einzelnamen und das sind unsere Vornamen. Der ausschließliche Gebrauch derselben reicht noch bis in unsere Tage, und zwar beim Adel und bei den conservativen Landleuten. Damit man einen Josef (Pepi) von anderen gleiches Vornamens unterscheiden kann, setzt man den Vornamen seines Vaters hinzu, oft sogar noch den des Großvaters. In der Schweiz habe ich das noch vor 40 Jahren gehört, z. B. 's Jodeli (nach dem Großvater) Jakobe (nach dem Vater) Heiri. So weiß man, welcher Heinrich gemeint ist. Auch in Schlesien finden wir auf dem Lande „Leopoldens Hannesens Sef“ und man meint den Josef, Sohn des Johann und den Enkel des Leopold. In Steiermark und wohl auch anderwärts finden wir Bulgarnamen, die gleichsam am Hause kleben, wenn auch der Besitzer wechselt, z. B. in Straden: gibt es einen Puttscherl-Nagl (Puttscherl = kleines Schwein), obgleich der Besitzer nicht Ignaz heißt, sondern Josef; ferner einen Almfriedl, Sulzmichel zc., je nach der Gegend oder der Stellung des Hauses oder je nach dem Handwerk eines früheren Besitzers. Auch in Deutschland finden wir Ähnliches. So berichtet z. B. Zimmermann in dem Buche „Münchhausen“: „Nur der Hof hat meistens einen Namen, der Name des Besitzers geht in dem der Scholle unter; daher das Erdgeborene und Dauerbare des hiesigen Geschlechtes.“

Führen wir noch eine Anzahl solcher Einzelnamen vor, die nur das Individuum benannten, sich nicht auf Mitglieder der Familie erstreckten.

In Graz z. B. Adam und Adamer, Adler (aus Adelter), Albert (Albrecht), Appell (Kürzung aus Adelbert), Bendl und Benz (Koseformen aus Bernhard und Berngar), Conrad (richtiger Kon- oder Kuntat); Dietrich = Dittrich; die zahlreichen Egger und Eder hängen vermutlich mit dem alten Mannesnamen Ego (Egon), Eginno zusammen, ebenso Eichel und Eichler; Ertl oder Ertel hat sonst auch die Schreibung Örtel und stimmt zu dem alten Einzelnamen Ortilo, dessen Stamm Ort, Schärfe oder Spitze bedeutet und auch in Geschlechtsnamen, wie: Ortlepp, Ortlieb, Ortwein vorkommt; Friedrich und Friß; letzteres auch als Frisch und Frisch; Ludwig; Oswald.

Bei vielen Eigennamen kommen alte Haupt- und Eigenschaftswörter in Betracht, z. B.:

hart in der Bedeutung stark oder kühn: Bernhart, Eberhart, Leonhart. Dieses hart, später hard geschrieben, gieng dann in ein tonloses ert über: Burkhart in Burkert, Echart in Eckert, Reinhart in Reinert.

mar = berühmt. Wie Bollmar zu Bollmer ward, so finden wir heute meistens: Pammer, Hammer (aus Hademar), Hilmer (aus Hildemar), Kummer (aus Kunimar), Keimer (aus Keimar), Kaumer (aus Kudmar), Dietmar (aus Thudemar), Vollmer (aus Volkmar). Gold: Reinhold und daraus Reinelt.

pold, bold = tapfer, kühn: Humbold. Brecht, bert = prächtig, glänzend: Albrecht, Albert, Ruprecht. gar, ger = Speer: Garibald (also auch Garibaldi ist germanischer Abkunft), Gerhard, Gertrud. Hari, Her = Heer: Walther, Günther, Heiner (aus Reginher), Herbert, Hermann (aus Harimann). Win, wein = Freund: Weinhold, Trautwein.

Viele Namen sind sehr gekürzt, das sind die sogenannten Koseformen, z. B. aus Bero ward Beer, Bär; aus Friedrich: Friß und Friedl; aus Kuntat: Kuno, Kuhn, Kunz; aus Markwart: Mark, Markl; aus Otmar: Ott und Otto; aus Michilo: Mechl; aus Marold: Merz.

Der Volksmund, dem es bekanntlich auf eine „Handvoll Noten“ nicht ankommt, schlägt bei der Namenbildung oft eigenthümliche Wege ein, z. B. bei dem in Graz vorkommenden Namen Thamm scheint das oben erwähnte Wort —mar abgeschliffen zu sein und ursprünglich mit Dantmar (Tanemar in Urkunden), d. h. der Gedanken-Berühmte, zusammenzuhängen. Daraus entstand die gekürzte Form Damm oder Tamm, wie aus Dietmar — Diemer und Diem. Ein ähnlicher Vorgang bei Ratbot = Rathgebieter — Raab und Rabl.

So noch andere, bei denen auch häufig ein Buchstabenwechsel eintritt. Solche Deutungswege sind übrigens mit großer Vorsicht einzuschlagen.

Nicht bloß männliche Eigennamen, sondern auch weibliche pflanzen sich als Familiennamen fort. In früheren Zeitaltern ward vor dem weiblichen Namen das Wort Frau gern gekürzt in Fer (Fer), z. B. Verhilde, d. h. Frau Hilde, wie wir jetzt noch sagen Jungfer für Jungfrau. Im deutschen Norden, namentlich in Friesland, war Aleken der volkstümliche Ausdruck für Adelheid; wird nun der Genitiv von Ver, also Bern vorgelegt, so haben wir Bernaleken. Mein hochverehrter Lehrer Jakob Grimm — und der mußte das wissen — sagt daher in seinem deutschen Wörterbuche (IV. S. 72): „Theodor Bernaleken ist also Sohn von Frau Aleke, wie ich Sohn der Framtmännin.“ Grimms Mutter hieß nämlich beim Volke in Hessen nur Fer — oder Frau Amtmännin.

Die Fürsten und die Angehörigen ihres Hauses tragen jetzt noch

ausschließlich ihren Vornamen und fügen ihr Besizthum hinzu. Dieses war im deutschen Alterthum das Herrngut, Alod, das Gut eines freien Mannes, von dem die Eroberer einen Theil ihrem Gefolge zur Nutznießung, zu Lehen gaben, wofür die Lehensmänner sich zum besonderen Kriegsdienste verpflichteten. Daraus ist dann der (erst später erbliche) Dienstadel (Lehens- oder Feudaladel) hervorgegangen. Das Besizthum der Fürsten bestand aus Grundeigenthum, Land und Leuten; der Herrschende war Herr von N. und nannte sich mit seinem Eigennamen Friedrich oder Konrad zc. von N. (Franken, Sachsen zc.).

Es hat Fürsten gegeben, die Land und Leute so sehr als ihren Besiz betrachteten, daß sie ihre Unterthanen an England als Soldaten verkauften, und noch 1867 wollte der König von Holland, der zugleich Herr von Lüttelburg (franzosiert Luxemburg) war, letzteres an Napoleon verschachern.

Seit dem 10. Jahrhunderte hatte sich der Erbadel immer mächtiger erhoben. Zum hohen Adel gehören in Deutschland Herzoge, Fürsten und reichsunmittelbare Grafen; der niedere Adel zerfällt in Grafen, Freiherren und Ritter, die anfangs oft nichts als eine kleine Burg besaßen. Besiz gehört zum eigentlichen Adel; der Brief- oder Titeladel ist erst nach dem 15. Jahrhunderte aufgekomen. Deutsche Könige konnten nur aus edlem Geschlechte (reges ex nobilitate sagt Tacitus in Germ. 7), Herzoge aber auch aus bloß Freien genommen werden.

In vergangener Zeit hatten auch Bischöfe weltliche Besizungen und setzten nach fürstlichem Gebrauche dem Vornamen das betreffende geistliche Gebiet als Zunamen bei. Heutzutage haben sie, obgleich sie einen Vornamen beibehalten, nur noch Titel und Würde

und diesen gehört ein gewisser realer Besitz, nicht der Person.

Was den niederen Adel betrifft, so erlangten in der Folge viele die Erblichkeit.

Die Geschichtsurkunden des niederen Adels und der Bürger, wo solche vorhanden sind, reichen meist auf kurze Zeit zurück. Erst in der Hohenstaufenzeit (um 1200) beginnen in Urkunden Zunamen der Familien. Zuerst zeigt sich in Urkunden adelicher Aussteller oder Zeugen, daß dem Vornamen mit Verknüpfung durch „von“ der Name eines Gutes oder Schlosses beigelegt wird. Dies wurde im Laufe der Zeit mehr und mehr Herkommen und der Gutsbesitz gab den Namen her und die Angehörigen eines Geschlechtes benannten sich nach ihrem Erbgute oder nach ihrer Heimat. Wir sehen dieß auch bei den mittelalterlichen Dichtern, mochten sie Bürgerliche oder Edle sein, z. B. Konrad von Würzburg, Rudolf von Ems, Gottfried von Straßburg zc.

Bei den früheren Kurfürsten, Prälaten, Grafen und Herren des heiligen römischen Reiches deutscher Nation wechselt von und zu. Der Reichstagsabschied zu Augsburg 1530 war z. B. unterschrieben: Albrecht zu Mainz, Erzbischof; Ludwig von Fleckenstein, Christoff Erzbischof zu Bremen; Ernst, Administrator zu Passau.

Zu derselben Zeit, als die Ritterbürtigen ihre Gutsnamen setzten, fiengen die Städter an, einen Bei- oder Zunamen anzunehmen. Dies war eine Nothwendigkeit, denn wo viele Siegfriede oder Heinriche zc. beisammen wohnten, bedurfte es einer näheren Bezeichnung, damit man wußte, welcher gemeint sei. Der Zuname wurde zunächst vom Vater hergenommen, z. B. Werners Dimar, aber auch von der Mutter, wie vorhin bei Erklärung meines Namens gezeigt wurde. Sodann entstanden die Geschlechtsnamen nach dem Orte, den

Wohnstellen, nach dem Berufe, wie oben unter A und B gezeigt ist.

Erwähnenswert sind auch die Bezeichnungen nach der körperlichen Beschaffenheit: Weiß, Schwarz, Groß, Klein, Kurz, Grob, Michel (=Groß). Ferner die launigen, scherzhaften, wie z. B. Hartnagel, Fröhlich, Gutgesell. Einzelne waren anfangs nur sogenannte Spitznamen, z. B. Schmiermaul, Großschedel. Vielleicht kann man hieher auch zählen die Namen: Schlagintweit, Suchenwirt, Leidenfrost und den in der Reformationszeit auf gekommenen Namen Hebenstreit, d. h. Hebbenstreit.

In den Dörfern dauerte es noch lange Zeit, bis man Zunamen wählte. Dagegen beginnen bei den Bürger- und Bauernfrauen schon im 14. Jahrhunderte anstatt der deutschen Vornamen die fremden Heiligennamen beliebt zu werden, noch mehr bei den Klosterfrauen und Mönchen.

Am Schlusse des Mittelalters führte also jeder Städter zwei Namen, einen Vornamen und einen Zu- oder Beinamen, nur die hartnäckigen Friesen, wie auch die Juden ließen sich erst im vorigen Jahrhundert bewegen, Beinamen einzuführen.

Das im 16. Jahrhundert häufige Bibellesen der Evangelischen hatte zur Folge, daß Eltern oder Pathen den Kindern häufiger biblische Namen beilegten. Und als der dreißigjährige Krieg alles Nationale erstickte, griff man zu dem Durcheinander der ausländischen Namen, die heute noch ihr klägliches Dasein behaupten. Wir sehen also, daß diese Wandlung der Namenwahl auch ein Stück Kulturgeschichte ist und zu dem Gange unserer Literaturgeschichte vollkommen stimmt.

Die Änderung des Namens hatte auch Einfluß auf die Persönlichkeit und die Auffassungsweise, für die Gesellschaftsverfassung und das Kulturleben. Änderung des Namens ist fast immer eine nationale Charakter-

losigkeit. Damit meine ich nicht die unschuldige Gelehrtenchrulle in der Reformationszeit, als z. B. der wadere Gelehrte Schwarzert, die letzte Silbe mißverstehend, sich als Melanchthon, d. h. Schwarzerd, übersekte, oder spätere Schriftsteller das lateinische —us (Gerwin—us) ihrem Namen anhefteten, ich meine nur das mit Änderung des Namens übereinstimmende Entnationalisieren auch der Gesinnung. Das Wiederzunehmen der altdeutschen Vornamen seit den Befreiungskriegen und seit der Neugründung des Deutschen Reiches hat gewiß seine schönen nationalen Gründe, über die wir uns freuen können.

Abgesehen von manchen Theater- oder Geschäftsleuten liegt einer Namensänderung auch eine kleine Eitelkeit zu Grunde, eine bei Deutschen häufige Eigenschaft. Fremd und vornehm sind bei vielen ganz gleiche Begriffe. Es ist gewiß schon aufgefallen, daß einzelne Namen auf —er in —ar verwandelt sind, weil man sich einbildet, das fremde —ar sei vornehmer. Aus Vogner machte man Vognar; das —er war im Mittelalter —aere und den Namen bekam einer, der Vogen macht. So wird auch Gieslar, Schlossar (statt Schlosser), Cäsar (statt Sesser) u. entstanden sein. Die Nachkommen müssen solche Änderungen freilich beibehalten.

Manche Namen haben nur einen fremden Anstrich. Forscht man aber weiter nach, so kommt man auf deutschen Ursprung. Als Beispiel wähle ich den in Graz bekannten Namen Gieslar. Unser Kiesel war vor Alters kīsil, Kīsel, im Angelsächsischen cīsil. Schon das verkleinerte Stück vom Kiesel ist als Weiterbildung zu Kieseling geworden und als Geschlechtsname bekannt. Von jenem sächsischen cīsil ward das Zeitwort eislieren gebildet, d. h. mit Kiesel (Feuerstein) einrißen, meißeln. Einer, der sich damit beschäftigte, war ein Eiseler, d. i.

Metallschneider; Eislierung ist das Schneiden in Metall, die Erzmeißelung, Verzierung. Wenn also die ausgewanderten Angelsachsen ihren Meißel Ehsel nennen und die Franzosen ihren Eislierer oder Eiseler in eiseleur umwandeln, so haben sie das dem deutschen Worte zu verdanken, weil ihr Sprachschatz dadurch bereichert ist.

Was geschieht nun, wenn in einem Landestheile viele gleichnamige Geschlechter vorkommen? Heißt einer K. Wolf, so hilft er sich zuweilen, wenn er Karl August Wolf benannt ist. In der Schweiz, wo ich 14 Jahre heimisch war, habe ich den Gebrauch gefunden, daß der Name der Gattin hinzutritt, z. B. wenn die Frau eine geborne Bürkli ist, so schreibt ihr Mann K. Escher-Bürkli. Wäre sie auch eine Escher, so findet man sogar K. Escher-Escher. Ich finde das ganz in der Ordnung. Wenn die Frau in der Gemeinde auch nicht stimmfähig ist — es heißt ja in der Bibel: mulier taceat in ecclesia, d. h. das Weib schweige in der Gemeinde — so darf sie wenigstens in der Familie genannt werden.

Vereinzelt findet man zur Unterscheidung den Ort der Abstammung des Mannes, z. B. Gerold Meyer von Knonan, was nicht gerade als Adel anzusehen ist, den es in der ganzen Schweiz jetzt nicht mehr gibt, obgleich einige Familien, z. B. Georg v. Wyß, sich noch so schreiben. Häufig vorkommende Namen, wie z. B. Keller, erhalten den Zusatz vom Hausnamen, als Keller vom Steinbock, Bodmer von Bindeck. Ähnliche Zusätze erhalten auch Grazer Edle, z. B. Ludwig v. Kurz zu Thurn u. Goldenstein. Bei uns wäre es ganz praktisch, wenn die unzähligen Meier zur Unterscheidung sich einen Zusatz mit zu, von oder aus wählten, — natürlich mit Genehmigung der Behörde — wobei freilich kein Adelstand gemeint ist, sondern lediglich zur Unterscheidung diente, wie es der Dichter Hofmann

gethan hat, der als Kind des Dorfes Fallerleben sich Heinrich von Fallerleben nannte. Mit mehr Recht schreibt sich ein Hofmann, der einen Besitz Wellenhof hat: Hofmann v. Wellenhof. Die vielen Egger, Bauer, Hofer, Müller, Pichler u. a. in Graz könnten auch, mit einem Gedanken-

strich verbunden, den Namen der lieben Gattin hinzufügen, die ja auch ein Besitzthum ist, und zwar das theuerste, was der Mann hat. Wenn der Frauen Name auch nicht voran steht, ein Gebiet fällt ihr doch zu:

Wer ist's, von dem das Haus am besten wird regiert?
Die Mutter, wenn sie mild der Eilte Scepter führt.

Mein schwarzer Kamerad.

Eine Laune von P. K. Rosegger.

Da saßen wir nun wieder beisammen, mein lieber Alter. Schon lange haben wir uns nicht mehr gesehen, nicht wahr? In dunklen, stürmischen Zeiten, da verläßt du mich; nur die schönen Stunden, den holden Sonnenschein theilst du mit mir. Ja ja, man kennt das, andere machen es auch so. Laß es gut sein. Sage, was hast du den Winter über gemacht? In Nacht und Nebel geschlafen? Es sieht dir ähnlich. Wenn ich am Schreibtische bei der Studierlampe gearbeitet, wärest du doch immer hinter mir gefessen, meinst du? Mag wohl wahr sein, ich sah mich nicht um. Deine Gegenwart stört mich nicht, dir traue ich all meine Geheimnisse an, du verstehst zu schweigen.

Ja, ja, mein Lieber, du bist mein ältester Freund. Wir müssen von gleichem Alter sein, denke ich. Als ich noch im Kinderkittel auf der Wiese Blumen gepflückt, und dann mit den anderen blinde Kuh gespielt, bist du schon mit mir herumgelaufen. Weißt du noch, wie wir manchmal zusammen hinpurzelten auf den Rasen, just als ob einer dem andern das Bein

gestellt hätte? Aber immer hübsch miteinander vertragen. Offen gestehe ich dies, einen treueren Kameraden als dich, kenne ich nicht. Allerdings — und das magst du gestehen — bist du auf mich angewiesen. Oder glaubst du, faul ausgestreckt in der Sonne zu liegen, würdest du just auch noch ohne mich zusammenbringen? Versuch's einmal. Nun, solange ich lebe und Gott seinen Tag vom Himmel gibt, soll's dir nicht fehlen. Zwar, dick und fett wirst du bei mir nicht werden und wenn die Leute sagen, du gingest neben mir herum wie ein Schatten, so lasse sie reden, sie haben schon Unwahreres gesagt. — Ah, jetzt ist er auf einmal verschwunden. So macht er's öfter. Etwas blutarm muß er sein, sobald sich die Sonne auch nur auf einen Augenblick verzieht, trollt er sich davon. Sollte er denn so stark gelebt haben? Noch in den besten Jahren und kann ohne Sonne auch nicht einen Augenblick existieren. — Na, die Wolke ist vorüber und du bist wieder da. Eigentlich ein drolliger Bursche! Seit vierzig Jahren geht er mir nach auf Schritt und Tritt, guckt mir alles ab, macht mir

jede Bewegung nach und kann selbstständig noch immer nicht den einfachsten Handgriff machen. Von den Gelehrtesten ist er wahrlich keiner. Seine Anhänglichkeit ist aber so groß, daß — als ich letztes vom Kirschbaum herabfiel, er pflichtschuldigst mitpurzelte. Obzwar ich glaube, daß er nicht so schwer gefallen ist als ich, rieb er sich doch den Rücken und ging hinkend von der Stelle.

Na, mein Junge, erinnerst du dich noch, wie ich dazumal — o wie lange schon ist das her! — als Ministrant den Priester bei der Frohnleichnamsp procession begleitete? Ich hatte ein schneeweißes Chorhemd an, du giengst neben mir her, schwarz wie der Teufel. Hab' mich arg für dich genirt! Schon damals ist das Bedenken ausgesprochen worden über meinen kameradschaftlichen Umgang. Wer schon in früher Jugend mit dem Schwarzen umgeht! Da wird man etwas erleben.

Hernach wie wir selbender bei der Nacht im Mondenschein das erste mal zu Nachbars Grethlein gegangen sind. Auf dem Hinwege liefest du mir mit langem Stragen voraus, am Fenster warst du schon drinnen, bevor sie noch das Glas aufmachte. Dich ließ sie aber an der Wand stehen, während sie mit mir plauderte.

„Hansel!“ flüsterte sie heraus, „was fällt dir denn ein? Bei der Nacht schlafen die ordentlichen Leut'!“

„Sollen nur gut schlafen“, antwortete ich, „es muß auch unordentliche geben, sonst thät' der liebe Herrgott sein Nachtlcht umsonst brennen lassen.“

„Der Herrgott ein Nachtlcht! was du aber dalkert daherred'st.“

„Schau, wie der Mond so schön scheint. Heiß macht er. Geh, Grethel, laß mich hinein zu dir in den Schatten.“

„O nein!“ sagte sie.

Das große Fenster stand in aller Weiten offen, aber das Hineinsteigen erlaubte sie nicht und so blieb ich

herausen stehen, bis mir die Zeit lang ward. Dann sagte ich: „Gute Nacht, gestrenges Grethel!“ und gieng traurig davon. Du warst aus dem Fenster gesprungen und schier klein geworden zappeltest du mir nach auf den Fersen. Unterwegs dachte ich darüber nach, warum sie just mich nicht hineingelassen hat? Andere Burschen kommen doch zu ihren Dirndeln. Mein schwarzer Kamerad ist drinnen gewesen. Ja, aber — fiel es mir ein — der hat auch nicht lange gefragt.

Das nächstemal wollte ich klüger sein, etwas weniger reden und etwas mehr handeln. Da begegneten mir zu nachtschlafender Stund zwei Nachbarsburschen, die fragten mich: Wohin des Weges?

„Ich geh' halt zu der Grethel“, war mein redlicher Bescheid.

„Nein mein Lieber, zu der Grethel gehst du nicht!“ sagten sie, „wir wollen dir einen anderen Weg weisen.“

Ja, das wäre schon recht gewesen, wenn ihre hölzernen Wegweiser nicht gar so eindringliche Weisung gegeben hätten. Ich bedankte mich für die gütige Auskunft mit den Fäusten, auch du, mein Kamerad, schlugst wacker zu, leider so rücksichtsvoll, daß du ihnen nicht ein Haar gekrümmt haben wirst, während sie mich über und über blau gerbten. — Ja, mein lieber Alter, das waren noch schöne Zeiten!

Ein Jahr später ist die Grethel gestorben, das junge Blut. Man sagt, das offene Fenster, die Nachtlust hätte ihr geschadet. Ein kleines Kindlein hatte sie noch zur Kirche geschickt, um an diesem unschuldigen Wesen die Erbsünde abwaschen zu lassen. O Freund, wie bin ich froh gewesen, daß die hölzernen Wegweiser mich beizeiten zurechtgewiesen haben, hätten nur auch die Nachbarsburschen denselben Weg eingeschlagen. Und wie bin ich betrübt gewesen, als wir so hinten drein gingen an ihrem Sarge. Du bist auch still neben mir daher-

gegangen im Schnee, den Hut in der Hand, das Haupt etwas nach vorne geneigt. So hast du ausgehalten bei mir in Freud und Leid.

Allmählich tröstet man sich wieder. Du hast es ja auch gethan. Weißt du es noch? Wieder in einer anderen mailichen Mondnacht war's, wie du dem Schatten der feinen Angla den Hof gemacht hast? Zuerst ein Strahfuß, dann ein Tänzchen, dann ein Handkuss, dann ein Mundküssl, und auf einmal ist da, wo du und der Schatten der Angla zierliches Spiel getrieben, nur mehr ein einziger schwarzer Fleck. — Ganz sachte hast du dich losgelöst und wieder zu mir gestellt, allein lange hernach habe ich den Verdacht mit mir herumgetragen, du wärest mir ausgewechselt, wärest nicht mein Schatten, sondern jener der Angla, denn so oft ich dich gesehen, habe ich an sie denken müssen.

Richtig, eines Tages sah ich neben ihr einen andern gehen. Einen dicken Brausführer, der seine Brust von Silberketten und Hänkelthalern voll behangen hatte. Ein compacter Schatten! Ich trat zu ihr, gratulierte ihr dazu und es war weiter keine Feindschaft nicht.

Und wir beide, du und ich, giengen wieder unserer Wege. Wir wanderten in der weiten Welt umher. Auf einer nordischen Ebene begegnete uns, wie du dich erinnern wirst, der alte Schlemihl. Der blieb stehen, schaute uns eine Weile zu, wie wir so gemüthlich nebeneinander einhermarschierten, und fragte mich zuletzt, ob ich meinen Schatten nicht verkaufen wollte. Das schlug ich rundweg ab. „Den Schatten verkaufen hieße das Licht verkaufen“, sagte ich äußerst feinsinnig, „wehe dem Manne, der keine Schattenseiten hat, er hat auch keine Lichtseiten.“

„In diesem Falle bin ich“, versetzte Schlemihl, wendete sich dann zu dir, meinem schwarzen Kameraden, und begann dir schmeichlerisch zuzu-

reden, deinen Freund zu verlassen und mit ihm zu gehen. Er würde dich besser halten, als ein deutscher Poet es thun könne, er würde dich dick und stattlich machen und zu hohen Würden bringen. Der Schatten eines Krösus! Die halbe Welt würde vor dir kriechen, dem Schatten eines reichen Mannes folgen sogar die schönsten Frauen. — Du schwanktest so ein wenig hin und her, ich fürchtete schon, du würdest mit ihm gehen und ich stünde im nächsten Augenblicke mitterseelenallein auf der sonnigen Heide. Aber als ich davonschritt, giengest du ruhig mit mir.

Später habe ich gehört, daß Schlemihl auf freier Straße einen Mann getödtet hätte, um sich seines Schattens zu bemächtigen. Der Schatten aber legte sich zur Leiche wie ein treuer Hund und ließ sich begraben mit seinem Herrn.

Ein einzigesmal auf kurze Zeit war mein Leben schattenlos, ohne so öde zu sein wie das des Schlemihl. Auf der einen Seite leuchteten die milden Augen einer süßen Lebensgenossin, auf der anderen Seite glänzten die hellen Anglein des Erstgeborenen, mitten in solchem Lichte schwebte ich wie ein seliger Geist. Es ist lange vorbei. Es sind nachher Zeitläufte gekommen, wo ich Schatten sah nicht bloß auf einer Seite, sondern auf jeder; glaubte manchmal versinken zu müssen im Dunkel noch bei lebendigem Leibe. Und doch gieng wieder die Sonne auf, und da hast du dich wieder zu mir gesellt, alter, guter Alltagskamerad, und wir haben miteinander manch ernstes Tagewerk vollbracht und manches Schelmstücklein ausgeführt.

Ich gedenke dir auch deinen Beistand in jener Unglücksnacht, da der Blik vom Himmel fuhr. Mein Haus und Heim, all mein Gut sah ich zusammenbrechen in den Flammen. In der weiten Öde stand ich hilflos da, niemand kam, um zu retten, zu trösten,

nur du — du allein standest zitternd hinter mir. Und also war dein Trösten: Was dahin ist, laß es dahin sein und klage nicht. Alles auf dieser Welt ist Schatten. Stelle dein Glück nicht auf Körper, sie stürzen. Jegliches Wesen ist wandelbar, beständig nur ist das Wesenlose. Alles ist Schatten. Dein eigener Leib ist Schatten, er ist Schatten des Irdischen. Deine Seele ist Schatten, sie ist der Schatten Gottes. Der Herr wandelt in großer Unendlichkeit durch Raum und Zeiten, so wandle deine Seele ihm zur Seite in schweigender Demuth. Er ist dein Ursprung und dein Vorbild, und deine Wesenheit liegt nur in ihm. Dieses Haus, welches du in Mühsal liebevoll gebaut hast, daß es versank in Asche, es ist kein Verlust für den, in dem du lebst, deß Eigenthum Himmel und Erde ist und der aus Asche Welten erschaffen kann. Menschlicher Schatten, du hast einen guten, starken Kameraden, und was des Herrn ist, das ist dein. — Also sprachest du, schweigender Schatten, damals zu mir. Da schnitt ich mir einen Wanderstab und wendete mich der aufgehenden Morgenröthe zu, und als die Sonne aufstieg, da giengest du wie ein stiller Schleppträger hinter mir her.

Es kamen andere Zeiten.

Als später der oben angedeutete Erstgeborene zu einem findigen Knäblein herangewachsen war, und ich eines Tages mit ihm auf der glatten kiesweißen Reichsstraße stand, sah er, daß du, mein lieber Schwarzer, an einigem Mangel littest. Den Menschen habe Gott nach seinem Ebenbilde erschaffen und ausgebildet und der Mensch wieder müsse nach seinem Ebenbilde den Schatten erschaffen und ausbilden. Also mochte der Kleine denken und war das im Grunde nicht so übel. Er nahm hernach eine Kohle und zeichnete dir, meinem Schatten, Augen, Nase und Mund mit Schnurrbart ins Gesicht und in einer Umwandlung von Ausgelassenheit aufs Haupt noch ein paar

Hörner. Ein ganz prächtiger Kerl war's; zum Sprechen ähnlich! Nur wußten wir nicht genau, wem. Wie war aber der Kleine überrascht, als der Schatten mit mir davon gieng und Augen, Nase, Mund, Schnurrbart und Hörner auf der Straße liegen ließ! —

Ich bin wählerisch geworden, mir ist lange nicht jeder recht und lange nicht jedem bin ich recht. Je größer die Kreise meiner Bekannten, desto einsamer bin ich geworden. Durch eigene Wahl; die Einsamkeit ist meine Freundin, meine Vertraute, meine Geliebte geworden und du, der Mohr, unser Hausfreund. Diesen Hausfreund kann ich jedem Liebhaber, jedem Ehemann bestens empfehlen. Allerdings hat er auch seine Charakterschwächen. In den Stunden des Glückes, wenn die Sonne im Zenith steht, schrumpft der Mohr vor eitel Demuth in sich zusammen und kriecht ganz an die Fußsohlen des Herrn. Ist die Sonne im Sinken, dann geht er freier aus sich heraus, wächst schlank, bäumt sich trotzig weit über das Feld hin, und wenn er aufsteht, seine Riesengestalt würde hoch in den Himmel ragen.

Ja, mein lieber Alter, so geht's. Aber in die Ruhmeshalle will ich dich am liebsten nicht mehr mitnehmen. Weißt du noch, wie du mich geäfft hast an jenem Festabende, als die „dankbare Mitwelt“ dem Poeten den Lorbeerkranz auf das Haupt legte? Standest du nicht hinter mir und schnittest vor den Augen aller Welt aus den Lorbeerblättern die schönsten Gelsöhren? Es sei dir verziehen, ein Poet, der sich den Lorbeerkranz bei lebendigem Leibe aufs Haupt setzen läßt, verdient keine andere Silhouette. Der Bekränzte mag dann dasitzen auf dem öffentlichen Piedestal, und die Böcke und die Minder werden kommen und ihm Blatt für Blatt herabzausen zum allgemeinen Gaudium. Bald wird er um die Stirne nur

mehr einen kahlen Besen haben, weniger mit einem Lorbeerkränze vergleichbar, als mit einer Dornenkrone. Zum Bekränzen eignet sich ein Todtenschädel viel besser, als ein lockiges Haupt mit Wangen, die noch erröthen, mit Augen, die noch weinen können.

Wenn ich — es geschieht freilich nicht — in meinen alten Tagen mir noch einmal den Hochzeitskranz auf die schimmelnden Locken legen sollte, dann, guter Freund, lade ich dich zum Feste, dann spiegle du das mit Rosen und grünen Zweigen bekränzte Haupt an der Kirchenwand, aber mache es nicht ungeschickt; solche

Silhouetten können nur allzuleicht wie Hirschgeweihe aussehen. Wenn du mir so etwas ant hättest, Kamerad, wir wären geschiedene Leute!

Geschiedene Leute! Kein Ehebund hält so fest, als der zwischen dem Mann und seinem Schatten, es ist in Wahrheit ein Band, das nur der Tod scheidet. Ja ich glaube sogar, mein guter, alter Freund, auch der Tod wird uns nicht scheiden. An dem Tage, wenn sie mich auf den Kirchhof tragen, wird auch dein Sarg dahinschwanken neben dem meinen und still werden wir miteinander eingehen zu den ewigen Schatten.

Wie's bei uns daheim der Brauch ist.

Volksfitten und Gebräuche aus Obersteiermark. Mitgetheilt von Ferdinand Krauß.*)

Nur einige allgemein beobachtete, daher besonders verbreitete Gebräuche sollen hier angeführt werden. Ich beginne mit der Jahreswende.

Die kirchlichen Festzeiten werden mit Aufmerksamkeit beachtet und es kommen da Gebräuche vor, die seit Urabnzeiten dieselben sind.

Die Vorabende vom Weihnachtsfeste, Neujahrstage und dem Feste der heil. drei Könige sind sogenannte „Rauchnächte“. Bei Eintritt der Dunkelheit besprengt an diesen Tagen der Hausvater mit Weihwasser und erfüllt mit wohlriechendem Rauch alle Gemächer des Gehöftes, wie die Stallungen und den Getreidekasten. Es dienen als Rauchwert Weihrauch,

Speit und Wacholderwipfel. Das ganze Gehöfte wird vom Dufte eingehüllt und überall herrscht heilige Stille, da alles Lärmen strenge untersagt ist.

Am Hausaltar in der Ecke der gemeinschaftlichen Hausstube, prangt von Wachskerzen gar feierlich beleuchtet, ein Kripplein. Das Gebet dauert an diesen Abenden länger als sonst, und in manchen Gegenden geht der Hausvater vorbetend und Weihwasser sprengend, an der Spitze seiner Hausleute, selbst bei stürmischem Wetter, auf seinen Wiesen und Feldern herum. In diesen Nächten legt man sich auch Abbruch an Schlaf auf und vielleicht daß auch Krippenlieder gesungen werden. Es wird aus

*) Aus dessen im Erscheinen begriffenem Werke: „Die cherne Mark.“

einem religiösen Buche vorgelesen und werden religiöse Gespräche geführt und heilige Geschichten erzählt.

Am Palmsonntage läßt man in großer Menge „Palmen“ (Weidenzweige, die Blütenfähnen tragen), weihen. Knaben und Jünglinge tragen diese Zweige in großen Büschen zusammengebunden und mit Bändern geschmückt auf hohen Stielen herum, und man steckt mit frommem Sinne Palmen auf den Feldern in die Erde. Andere bewahrt man auf, um sie im Sommer beim Herannahen von Gewittern auf dem Herde unter Gebet zu verbrennen.

Am Ostermorgen, schon bald nach Mitternacht, werden auf den Bergeshöhen Freudenfeuer (Osterfeuer) angezündet. Dabei wird mit Pöllern geschossen und öfters auch gebetet und gesungen.

In den letzten Nächten der Charwoche oder wohl auch in der Ostersnacht werden von vielen unter lautem Gebete die Calvarienberge besucht.

An den Osterfeiertagen gehen die Kinder zu ihren Vätern auf Besuch und lassen sich von denselben bewirten. In diesen Tagen ist auch die Unterhaltung des „Eierkuzens“ oder „Eierdutschens“ üblich. Man stößt dabei mit den Spitzen der rothen Eier zusammen, derjenige, dessen Ei unverletzt geblieben ist, gewinnt das zerbrochene Ei des anderen. Diese Unterhaltung findet häufig auf den Kirchplätzen und in den Gaststuben statt.

In manchen Gegenden wird das „rothe Eierführen“ getrieben. In der Nacht vom Ostermontag auf den Osterdienstag gehen muthwillige Bursche herum und treiben allerlei Unfug. Z. B. sie zerlegen einen Leiterwagen, bringen die Wagentheile auf einen hohen Dachfirst, und stellen sie dort wieder zusammen, so daß dann am Morgen ein Leiterwagen hoch oben am Dachfirst zu sehen ist, und dessen Eigenthümer seine liebe Noth hat, ihn wieder herabzuschaffen.

In der ersten Mainacht wird häufig von Burschen, soviel als möglich heimlich, ein „Maibaum“ gesetzt.

Am Pfingstsonntage ist's eine große Schande, derjenige zu sein, der zuletzt vom Schlafe aufsteht. Er wird „Pfingstluden“, „Pfingstnudel“ oder „Pfingstkönig“ geschimpft und oft spottweise mit Strohkränzen beschenkt.

Am Pfingstsonntage nachmittags geht man in manchen Gegenden zu einem Waldbrünnlein, das man „Pfingstbrünnl“ nennt, und unterhält sich dort mit „Ringen“ und Singen, wobei dem Wässerlein, das an diesem Tage eine besondere Heilkraft besitzen soll, wader zugesprochen wird.

Am Frohnleichnamstage werden allerorts vor den Hausthüren zarte Fichten- oder Laubholzbäume eingesetzt.

Am Tage des heil. Johannes des Täufers, 24. Juni, genannt der „Sonnenwendtag“*), werden vielfach die „Sonnenwendfeuer“ von den Sennerrinnen angezündet, besonders geschieht dieses im Guntsthal und in der Außerer Gegend auf hohen Alpen. Auch am Jacobi- und Annatag zünden die Almerinnen gerne Feuer an und lassen ihre Lieder und Jodler ins Thal herabtönen. In diesen Tagen kommen die Thalbewohner gern zu Besuch auf die Alpen.

Im Monate August gibt es da und dort eine Primizfeierlichkeit. Um zu einer solchen zu kommen, sagen die Leute, soll man gerne ein neues Paar Schuhe zerreißen.

Zu Mariä Geburt, sagt man, ziehen die Schwalben fort. Zu Mariä Verkündigung kommen die Schwalben wiederum. Von Mariä Verkündigung

*) Die Sonnenwende tritt jedoch bekanntlich schon am 21. Juni ein.

heißt es, daß an diesem Tage die Mutter Gottes einen Brand (Feuerfackel) in die Erde stecke.

Am Rosenkranzsonntage (1. Sonntag im October) oder am Kirchweihsonntage (3. Sonntag im October) wird in den meisten Pfarren das Erntefest gefeiert. Dazu werden, um den Altar zu schmücken, alle Garten- und Feldfrüchte des Pfarrensprengels in die Kirche gebracht. Da und dort wird wohl auch eine Procession abgehalten, wobei Jungfrauen die Früchte als Opfergaben tragen. Zu Allerheiligen freuen sich Diensthöfen und Kinder auf die Heiligenstrüßel und am 11. November wird der heil. Martin durch ein besseres Essen „gelobt“.

Am Allerheiligentage nachmittags und am Allerseelestage vormittags werden die Gräber der verstorbenen Angehörigen mit Kerzenlichtern und Blumen geschmückt. Es wird viel gebetet und gemüthvolle Seelen besprechen die Sage, daß vom Allerseelestagevorabende an bis zum Abende des anderen Tages das Fegfeuer ausgelöscht sei und dann für jene wieder neu beginne, die noch nicht erlöst worden sind. Für alle sei der Allerseelestage ein Ruhetag.

Vom Katharinatag, dem 25. November, sagt man: „Katharein sperrt den Tanz ein.“ Es beginnt der Advent, und in dieser heil. Zeit tanzt selbst der tollste Bursche nicht.

Am 6. December ist der für alle Kinder erwartungsvolle Nikolaitag. Im Ennsthale, besonders aber im Ausseer Viertel, geht abends vorher in mehreren Orten der heil. Bischof Nikolaus, begleitet von seinem Hofkaplane und darauf der „Bartel“ (Teufel), begleitet von allerlei Schreckensgestalten, von Familie zu Familie. Dabei wird unter Geläute von Viehlocken ein schrecklicher Lärm gemacht. Im Murthale geht es stiller zu; es treten Nikolo und Bartel maßvoller auf, und häufig

wird zu den Kindern davon nur gesprochen, ohne daß sie wirklich auftreten. Es stellen die Kinder abends ihre Schuhe auf, und in der Nacht legt dann der Nikolo in dieselben Obst oder ein Kleidungsstück ein, und wohl auch eine Ruthe dazu.

Im Advente unterlassen viele nicht, täglich die Adventmesse (Korate) zu besuchen, selbst wenn sie weit von einem Berge herab oder von einem Graben herauskommen müssen. In Hinterberg (das ist das Thal zwischen dem Grimming und zwischen Aussee) und in manchen Gegenden des Ennsthales ist es Brauch, am ersten Adventsonntage eine Wurstmahlzeit abzuhalten. Man nennt diese Würste „Koratenwürste“.

Für das Weihnachtsfest wird in den Häusern und Stallungen alles mit großer Sorgfalt gesäubert, gebessert und in Ordnung gebracht. Um die Kinder zu dieser Arbeit anzueifern, wird gesagt, daß in der heil. Nacht die Berchtel herumgehe, den liegengebliebenen Kehrriecht und Schmutz sammle und selben den faumseligen Leuten in den aufgeschnittenen Bauch einmache.

Am Unschuldigenkindertage (28. December) pflegt man sich, sobald man am Morgen zusammenkommt, gegenseitig mit Ruthen zu schlagen und dabei zu rufen: „Frisk und g'sund! Frisk und g'sund!“ Arme Leute gehen in die Häuser, um „Frisk und g'sund“ zu geben und dafür ein Almosen (Klezenbrot) zu bekommen. Diese Art des Almosen sammelns nennt man im Bezirke Murau „Bisnen“ und den Unschuldigenkindertag „Bisen-tag“.

Vom Weihnachtstage an bis zum heil. drei Königstage gehen manchemal Krippelspieler und Sänger herum.

Im ganzen Ennsthale und Hinterbergerthale besteht die Sitte des „Klödelns“. „Zelt, Zelt in aller Welt! Zelt, Zelt in aller Welt! bitt' gar

schön um einen Klößkrapsen!" ist der Spruch, mit welchem am Vortage der heil. drei Könige eine Anzahl von Armen und Kindern an den Hausthüren erscheint. Mit diesem Spruche wollen sie sagen, daß sie wie das Christkindlein kein heimatliches Obdach haben oder doch wenigstens recht arm sind und sich daher mit Brot, Obst, Geld, vorzüglich aber mit Krapsen beschenken lassen möchten. Manche Hausmutter steht dann den ganzen Tag beim Herde und bacht eine Unmenge von Krapsen, um sie dann unter die „Klößler“ zu verteilen.

An manche Arbeiten sind ebenfalls bestimmte Gebräuche gebunden.

Wenn die Knechte mit dem Dreschen im Winter eher fertig werden, als die Mägde mit dem Spinnen, so kommen in manchen Gegenden die Knechte mit „Drischeln“ oder Strohbandern zu den Mägden in die Stube und „klemmen“, das heißt würgen sie. Werden aber die Mägde früher fertig, so suchen sie einen Knecht, auf den sie sich getrauen, in die Hühnersteige zu stecken.

Zur Zeit des Haarbrechens laufen die „Brechelweiber“ den Vorübergehenden nach, werfen sie mit Flachs abfällen (was „Weizengeben“ heißt) und wollen dafür Krapsen oder Geldgeschenke erhalten. Nach vollendetem „Brecheln“ gibt es in manchen Gegenden ein Mahl mit Krapsen (Brechelkrapsen). Auch besteht da und dort der Brauch des „Brechelschreckens“, das ist ein Mummenschanz, der mit einem Tanze endet.

Mit den wichtigen Momenten des Lebens sind natürlich auch allerlei Gebräuche verbunden.

Die Pathe müssen dem Täufling ein „Göthenhemd“ und vielleicht andere Kleidungsstücke geben, vor allem aber ein Geldstück, etwa einen Thaler; es wird dieses Geldstück „Chrisengeld“ genannt und häufig schon bei der Taufe dem Kinde auf die Brust ge-

legt oder unter den Windeltüchern verborgen. Einige Zeit nach der Geburt des Kindes, wenn die Mutter schon herum gehen kann, wird in vielen Gegenden den Pathe von den Kindeseltern ein Mahl bereitet. Die Patheleute hingegen schicken der Wöchnerin einen großen Korb voll mürrer Äpfeln und anderer Bäckereien. Man nennt dies Gebäck „Weiffert“.

Wenn ein Mann um eine Braut anhält, so heißt man dieses „Bitteln“, oder wenn es ein anderer für ihn thut, so heißt man diesen „Bittlermann“. Wenn der Bittler Gehör findet, so wird ihm ein Essen vorgesetzt. Die Brautleute schaffen sich für die Hochzeit einen ganz neuen Anzug, das „Brautgewand“ an.

Nacht sich der Tag der Hochzeit, so tritt an Stelle des Bittlers der Hochzeitslader, der nun bis Ende der Hochzeitsfeierlichkeiten die Hauptrolle spielt. Es muß ein findiger, witziger Bursch sein, der seine Redegewandtheit schon bei ähnlichen Gelegenheiten vielfach erprobt hat.

Etwa acht Tage vor dem Hochzeitsfeste geht der Hochzeitslader im besten Sonntagsstaat, den Steirerhut mit langen farbigen Seidenbändern und die rechte Brustseite mit einem Blumenstrauß (wenn er verheiratet ist) geziert, in der Hand zumeist einen mit Bändern und Blumen reich geschmückten Stock tragend, mit der gleichfalls festlich herausgeputzten Braut (in manchen Gegenden auch allein) von Haus zu Haus, um die Verwandtschaft und Bekanntschaft zur Hochzeit zu laden und betritt das Haus mit nachstehendem Spruch:

„I bitt um Verzeihung, daß i hereintret'n bin, ohne erlaubt zu fragen;
I bin da im Namen des Bräutigams mit der gegenwärtigen Braut.
Darüber mach' i meine freundliche Einladung,
Hin zum Herrn Ehtreiber zum Fruahstuck.
Dann geh' i auch das Geleit über die Gass'n und Straß'n,

Zum hochwürdigen Gotteshaus, wo der heil. Bischof Ruperti Pfarrpatron ist. Dies Brautpaar wird eintreten in das heilige Sacrament der Ehe, Wo sie mit der Priester Stola verbunden und geheiligt werden. Dann wünschen wir ihnen Glück und Segen, Fried und Einigkeit durch ihr ganzes Leben; Und dann werden wir herausziehen Über die ganzn Gass'n und Straß'n und wieder zum Herrn Ehtreiber Auf eine Gabel voll Supp'n und bissl a Leberstec und a Trümmerl Wein, Da soll der N. N. lustig und fröhlich sein." —

Am Tage der Trauung wird morgens in dem Gasthause, wo das Hochzeitsmahl stattfindet, von den versammelten Hochzeitsleuten, welche durch den Hochzeitsbuschen, den jeder Gast aufgesteckt hat, gekennzeichnet werden, ein Frühstück, bestehend in Kaffee, Rahm (Schmalz) — Koch, Wein, Gugelhupf, bei Sang und Klang eingenommen.

Unter Pöllerschießen und Musikklang erfolgt hierauf der Zug zur Kirche. Der Bräutigam wird dabei meist vom Priester begleitet, während beiderseits der Braut der Brautführer und die Brautmutter einherschreiten, um sie herum gehen die kleinen und großen Kranzjungfrauen.

In der Kirche werden die Brautleute nach dem Hochamte copuliert. Nun folgt unter Musikklang der Aufzug aus der Kirche ins Gasthaus, wobei dem Zuge allerlei Hindernisse bereitet werden. So finden sich Seile über den Weg gespannt, oder Schalknarren suchen die Braut zu stehlen und haben nun die Brautführer ihre liebe Noth, diesem Unfuge zu steuern und die Hindernisse durch kleine Geldgeschenke zu beseitigen.

Kommt man dem Ziele näher, so wird oft auf einem grünen Ager Rast gehalten und bei den Klängen der Musikbande steirisch getanzt. Endlich ist man am Ausgangspunkt angelangt, wo der Wirt die Gäste begrüßt.

Der größte Theil der Hochzeitsleute mit Ausschluss der Braut, Brautmutter und Brautführer, begibt sich nun auf den Tanzboden, wo man sich einstweilen bei Spiel und Wein unterhält, andere wieder gehen in die Küche. Zu diesem Durcheinander suchen nun junge Burschen abermals die Braut zu stehlen, welche, falls dies gelungen ist, dieselbe nur gegen ein Lösegeld freigeben, welches letzteres abermals die Brautführer zu entrichten haben.

Nachdem, wie oben erwähnt, die meisten Hochzeitspersonen am Tanzboden versammelt sind, gehen die Braut, die Brautmutter und der Brautführer in die Küche, um das Kraut zu salzen. Auf einen mit Kraut angefüllten Teller wird dabei meist eine mit Draht durchgezogene große Wurst gelegt; die Braut mit der Brautmutter salzen nun das Kraut und legen auch ein Trinkgeld hinzu, welches dem Küchenpersonal zugedacht ist. Die Versammelten beginnen nun die Wurst zu essen, was aber nicht leicht von statten geht. Dierauf begibt sich alles zum Hochzeitsmahl.

Wieder ist es nun unser Hochzeitslader, welcher den weiteren Verlauf der Hochzeit in seiner Hand hält und denselben geschickt weiterführt, so daß Trinksprüche, Musik und Festreden entsprechend abwechseln. Die Hauptsache aber kommt erst. Nachdem sich schon viele Gerichte gegenseitig den Platz abtraten, kommt endlich das langersehnte „Bratl“, dessen Erscheinen bei großen Hochzeiten auch durch Pöllerschüsse kundgegeben wird. Dierauf steigt der Hochzeitslader auf einen Stuhl und recitiert von dieser Thronhöhe einen Spruch zu Ehren des verehrten Brautpaares und der Brautmutter den Gästen hernieder, begibt sich hierauf auf seinen Platz und bringt sein Glas den Brautleuten, der Brautmutter u. s. w., wobei jeder Trinkspruch von der Musikbande mit einem kräftigen Tusch begleitet wird.

Der Spruch, welcher recitiert wurde, lautet folgendermaßen:

„I bitt meine liab'n Hochzeitsleut,
Um a kloan Geduld und Aufmerksamkeit!
Heut um Mitternacht hat mir der Engel
die Botschaft bracht;
Auf oamal fallt mir ein, daß 'n N. N.
sein' Hochzeit soll sein.
Da wünsch' i ihm an groß'n vieredig'n
Tisch,
Und bei jed'n End oan brot'nau Fisch;
In der Mitt'n a Flasch'n Wein;
Da soll der Herr Bräutigam mit seina viel-
geliebten Braut lustig und fidel
sein.
Dann wünsch' i ihnen Glück und Segen
Durch ihr ganzes Leben und an Binkel
Geld daneb'n.
Die Thaler soll'n sich z'reit'n und a Stuab'n
voll Rinder,
Am Boden ob'n a a Hauf'n; ban Fenster
soll'ns aufigud'n;
Das wünsch' i ihnen zu einem glückseligen,
heil'gen Ehestand!“

Die letzten Accorde der Musik sind verklungen und der Hochzeitslader geht nun mit einer Tasse zu den Brautleuten, um das Spielgeld für die Musikanten einzusammeln. In erster Linie ist es die Braut, welcher es gebührt, den Anfang zu machen. Ihr schließen sich der Bräutigam und die Brautmutter an. Vor dieser muß unser Hochzeitslader einen Spruch sagen, der in folgenden Zeilen seinen Ausdruck findet:

„Jetzt bin i herüba g'rathen und wer frag'n:
was die Brautmuata wird sag'n:
A lustiga Bua bin i mei Lebtag g'wes'n;
Bei jed'n Wirt auf da Thür könnt's mi
abalej'n.
Jetzt is ma nig übri bliedn, als a Duck-
korb; —
Da geh' i noch Untasteier und lauf ma
Hähnl und Pauna;
Wie i dos hob banaunda, bin i aufu groast
bis Niklasdorf.
Im Lärchenwald'l hob i mi ausg'ruaht.
Da ist a Schock Schneef'n daher troch'n,
Die hob'm mi mit meini Hähnl und Pauna
in d' Mur obi g'stoch'n.
Bin oarm banaund!
Jetzt hob i mir denkt, jetzt geh i auf'n
N. N. sei Hochzeit.
Da wär'n viel Leut banaund.
Sie dürsten mir nit all gleich blül geb'n,
Vielleicht oan Thoal 100 Kreuzer, oda
andere 10 Sechserla,

Die andern oan Guld'n, oft that da ormi
Hähnlhandler
Und die Spielleut a g'fulg'n.“

Nach diesem Spruch spendet die Brautmutter einen Beitrag für die Spielleute. Von dieser begibt sich der Hochzeitslader zu den Beiständen und Brautführern, wendet sich hierauf zu den anderen Hochzeitsleuten und heimst bei jedermann sein Scherflein ein. Nachdem das „Bratl“ aufgezehrt ist und Mehlspeisen u. s. f. an dessen Stelle treten, beginnt eine andere Wendung. Die Musikbande wird abgelöst und an deren Stelle tritt unser Hochzeitslader auf, welcher von seiner Rednerbühne aus den Leuten in ziemlich langer Rede nach altem Herkommen und in alter überlieferter Form die Hochzeitsdankagung im Namen der Brautleute ausspricht. Hierin wird stets auch die Hochzeit von Kanaan verflochten, gesagt, daß der Speisemeister sich alle Mühe gab, ein rechtschaffenes Hochzeitsmahl beizustellen, was ihm aber nicht recht gelungen sei, da der Jäger nichts getroffen, die Fischer nichts gefangen und die Vogelfänger statt der Leimspindel Wolfseisen aufgerichtet haben, daher man mit dem guten Willen vorlieb nehmen möge. Nun werden die Brautleute an die Pflichten des Ehestandes erinnert, zu Friede und Eintracht ermahnt, und es beschließt hierauf der Hochzeitslader seine Rede mit einem Glückwunsch auf das Brautpaar. Er wünscht dabei demselben viel Hühner, Ziegen, Schafe, Schweine und allerhand Rinder und dazu auch ein Duzend Rinder.

Die Zwischenpausen des Hochzeitsmahles werden mit Tanz ausgefüllt, und wo sich nur eine Gelegenheit findet, eilt das junge Volk auf den festlich geschmückten Tanzboden.

Die Tanzweise wird dabei häufig von einem Tänzer angegeben und gezahlt. Es tritt nämlich ein Tänzer zum Musikantentisch und ruft, ein Geldstück hinwerfend: „Einen Steirer“,

„Einen Walzer“ oder „Eine Polka“, worauf die Musikanten sofort die verlangte Weise aufspielen. Oder es gibt ein Tänzer durch ein Liedlein die Weise an, etwa wie:

„'s Dirnd'l hat Strümpfle an,
Strümpfle schneeweiß,
Und wann's mit mir tanzen thuat,
Gibt's an Reid aus der Weis.“

Ein anderer Tänzer singt vielleicht dabei ein Liedlein, womit er stänkert:

„Wo die N. Duam tanz'n thoan,
Tanz i nit mit,
Man muasst sie ja fürcht'n,
Man kriegat an Tritt.“

Gegen Mitternacht beschließt der Brauttanz die Hochzeitsfeierlichkeit. Die Braut tanzt dabei zuerst mit dem Brautführer, dann mit den Beiständen u. s. w., und zuletzt erst mit ihrem Bräutigam.

Nun kommt der Gastwirt und sagt an, was ein jeder Hochzeitsgast zu weisen, zu zahlen habe und geht dann das Geld mit dem Teller ab sammeln. Da und dort kommen hierauf wohl auch die Köchinnen und sammeln mit Kochlöffeln unter allerlei Scherzen ein Trinkgeld ab.

Während sich nun die Brautleute und die älteren Hochzeitsgäste nach Hause begeben, tanzt das junge Volk noch tapfer bis in den hellen Tag hinein und läßt sich sodann von den Spielleuten noch heimblasen oder heimgeigen.

Am Namenstage eines reicheren Bauers stellt sich nicht selten ein witziger Bursche mit einem Glückwunsch in Unwarttschaft auf ein Geschenk oder „gut Speis und Trant“ ein, und wir werden in diesem Gratulanten ohne Zweifel unseren Hochzeitslader, den Schalksnarren der Gegend, zu suchen haben. Sein Spruch wird etwa lauten (aus der Gegend von Schöder bei Murau):

„Geunt Nacht um Mitternacht hat mir der Engel die Botschaft bracht.

I roat hin, i roat her, was das für a Botschaft wär,
Endli fallt's mir ein, dazs Euer Namens-
tag soll sein.

Zan Duandguat wünsch i an goldenen
Tisch,

Aj jed'n Ed an bachenen Fisch,
In da Mittn a Glasch'n Wein — das
soll Euer Duandguat sein.

Dann wünsch i a lange Stiegn, af jeder
Stajfl a Wiagn,

Und überall a Kind drein, das soll auch a
Duandguat sein.

Dann wünsch i an großn Stadl voll Ochsn
mit broate Budl und lange
Bachn (Hintertheil),

Dass sie die Stallthürn alle weiter müasjn
machn.

Dann wünsch i an großn Stadl voll Küah
Und a niadi Kuah 2 Kälba und an niads
(jedes) Raibl a Stier,

Dann könnt's Os alle Tag trinken Wein
oder Bier.

Dann wünsch i noch an groß'n Stall voll
Sau und a Gluck dazua,

Ast habt's von Hinwerd'n a a Kuah.

Wünsch an groß'n Stall voll Schaf mit
langer Wolln,

Dass d' Weiberleut mit'n Schuren das ganze
Jahr net kinnen g'folgn.

Wünsch an groß'n Stall voll Goas, braune
und mitunter ane roatn (rothe),

Ast mög'n sie die Milch af da Rindl (Kinne)
ins Haus eine loatn.

Hirz wünsch i a große Steig'n voll Hean
(Hühner) und a jede Henn soll
alle Tag zwoa Da leg'n,

So groß, dass es nüt kinnen aufdabeh'n.

Gott soll Ent beschüg'n vor all'n Unglück,
vo da Feuersbrunst und Vieh-
krankheit,

Und soll Ent einführ'n za da ewig'n
Seligkeit.

A niada Mensch hat an Namenstag, is
angeordnet von Gott,

Auf dazs er sich erinnere af seinen Tod.

Lebt der Mensch wie Er will, — so wird er
belohnt nach seinem Lebensziel.

Lebt Ihr in Kummer, Kreuz und Leid'n,
So wird's auch belohnt werden mit die
himmlischen Freud'n.

Nun zum Schluss wünsch ich Euch 30 Pöller-
schuss und die Schuss soll'n be-
deut'n

Aj Eurer leyten Sterbstund, wies Ent
werd'n in Himmel begleit'n.

Dann wünsch i Euch a g'undes und
langes Leb'n,

Das soll Euch Gott vom Himmel zan an
Duandguat geb'n.

Vivat Hoch! — Er soll leb'n!“ —

Wenn jemand gestorben ist, kommen
alle Abende bis zum Begräbnistage

beim Dunkelwerden Leute aus der Nachbarschaft zur Todtenwache ins Sterbehause und verbleiben dort zwei bis drei Stunden. Es wird vorgelesen, gesungen und zuletzt gebetet. Bevor sie gehen, erhalten sie eine kleine Tausche; zum Begräbnisse geschehen Einladungen. Am Begräbnistage versammeln sich die Eingeladenen und wohl auch andere beim Trauerhause, um die Leiche unter Gebet auf den Gottesacker zu begleiten. Bevor der Sarg mit der Leiche aus dem Hause getragen wird, wird damit auf der Hausthürschwelle dreimal ein Kreuz gemacht. In manchen Gegenden hält der Leichenzug bei jeder Kapelle und Bildsäule, wo er vorbeigeht, unter längerem Gebete stille.

Nach vollendeter Begräbnisfeierlichkeit in der Kirche ist in einem Gasthause das Todtenmahl („Bestattung“, „Todtenzehrung“), das oftmals sehr kostspielig ist und von den Erben des Verstorbenen bestritten wird. Zum Schlusse des Mahles hält jemand eine Ansprache („Dankagung“) und alle beten noch einmal für den Verstorbenen.

In den letzten drei Faschingstagen gibt es da und dort Nummenjanz, besonders im oberen Murthale („Faschingrennen“) und im Ennsthale und am allermeisten in der Ausseer Gegend („Mokkern“).

Im Frühjahre und Sommer wird in manchen Gegenden des Murthales das „Ringeln“ geübt. Zwei Bursche fassen sich an den Achseln und suchen sich gegenseitig bald mit den Händen, bald mit den Füßen zu Falle zu bringen.

Im Frühjahre gibt es eine Unterhaltung, die man im ganzen Murthale das „Goneßrennen“ oder „Goneßspringen“ und im Ennsthale das „Dritte = Mann = Laufen“ nennt. Leute stellen sich paarweise auf einer Wiese oder einem Ager auf, ein Paar hinter dem anderen. Vor dem ersten Paare steht einer und ruft:

„Kikeriki, 's hintere herfü!“ — Auf diesen Ruf laufen die zwei zu hinterst Aufgestellten, ein jeder auf seiner Seite vorwärts und suchen zusammenzukommen, aber der Ausrufer, „Ganerl“ genannt, strebt es zu verhindern, indem er einen von den beiden Laufenden fängt. Der Abgefangene muß dann Ganerl werden, der andere von dem Paare und der gewesene Ganerl stellen sich nun als das erste Paar vor der Zeile auf. Hat der Ganerl das Zusammenkommen der Laufenden nicht verhindern können, muß er abermals das letzte Paar vorwärts rufen u. s. w. Sonntag nachmittags sieht man häufig ganze Scharen von Burschen und Mägden Ganerlrennen oder Goneßrennen.

Auch das „Brudenspringen“ kommt im Frühjahre vor. Eine Menge Bursche stellen sich in gewissen Abständen und in gebückter Haltung auf der Straße oder auf einem langen Ager auf. Der letzte fängt zu laufen an und springt über alle hinüber und stellt sich dann wieder an der Spitze aller her, währenddem schon der vorletzte und drittletzte u. s. w. nachspringen.

Wenn Bohnen auf den Tisch kommen, so sucht man zwei heraus, welche weiße Keimstriche haben und „Böhninnen“ genannt werden. Eine Böhnin behält man bei sich und die anderen gibt man einem Tischgenossen und sagt zu ihm: „Am künftigen Sonntage um einen Krapsen (oder sonst was) auf einen Laden (oder auf einer Bank, oder auf einer Stiege u. s. w.).“ Wenn die Wette angenommen wird, essen beide die Böhninnen und geben am bestimmten Tage acht, daß sie auf einen Boden zu stehen (oder einer Bank zu sitzen oder auf einer Stiege zu gehen) kommen, und wer dann zuerst ausruft: „Zahl mir meine Böhnin!“ der hat die Wette gewonnen. Zuweilen wetten alle Dienstboten, Knechte und Mägde untereinander, so daß ein allgemeines, überaus lächerliches Nacht-

wachen, Ausspähen und Überlisten stattfindet.

In den Alpenthälern ist es für alt und jung eine Ehrensache, zur Sommerzeit einmal auf eine hohe Bergspitze aufzusteigen, Alpenblumen, und zwar zum mindesten Speit, wenn nicht Edelweiß und Raute zu holen. Dabei wird auf allen Almten Einkehr gehalten. Diese Alpenblumen werden dann am nächsten Sonntage am Hute getragen. Überhaupt ist es in ganz Obersteiermark häufiger Brauch, daß die Burtschen an den Sonn- und Feiertagen ein Sträußchen frischer Zierblumen, und zwar insbesondere von Nelken, am Hute haben. Die Weiberleute tragen es ebenfalls oft am Hute oder am Nieder.

Sonntag nachmittags und an Werttagen zur Winterszeit abends, wenn die Mägde in der Stube spinnen, unterhalten sich die Mannsleute mit dem Kartenspiel, und zwar sind: Mariaschen, Zwickeln, Mauscheln, Färbeln, Brandeln, Sauluckenfahren, Schafköpfen, Bauernabschaken, Schwarzpeterln und Präferenzen die beliebtesten Spiele. — Wenn ein hausierender Krämer übernachtet, werden gerne Tücheln, Tabakspfeifen u. s. w. ausgespielt.

Zum Kartenspiele werden stets die deutschen Karten benützt.

In den schönen Jahreszeiten lassen, auf Anhöhen stehend, oder auf der Gasse einhergehend, abends die Knechte und Mägde ihre Lieder und Jodler erschallen, im Ennsthale noch mehr als im Murthale, vorzüglich gerne aber, wenn sie auf die Alpen kommen. Alm-, Jäger- und Wildschützenlieder und erotische Lieder werden am öftesten gesungen — auch Schnadahüpfeln, „Tanzeln“ genannt.

„Das Schnadahüpfel ist ein Kind der Alpe“, sagt Dr. Anton Werle in seiner vortrefflichen Sammlung steirischer Almlieder „Almrausch“. „Es wird mit dem Gesange geboren und erhält von diesem auch die Weihe,

es gehört zu dem Besten, was die Dialektliteratur zu bieten vermag, und hat das Volk selbst zum Dichter. Es ist die ureigentlichste Form der Volkspoesie und wurzelt ausschließlich im Volke.“ Über die Bezeichnung „Schnadahüpfel“ ist bisher viel gestritten worden. Nach den einen soll es „Schnittertanz“, nach den anderen „Schnatterlied“ oder „Spottlied“ bedeuten. Daß es bei den mittelalterlichen feierabendlichen Schnittertänzen (daher auch „Schnitterhüpfel“ benannt) zu Trommel, Pseife und Saitenspiel gesungen wurde, steht urkundlich fest. Zunächst ist das „Schnadahüpfel“ ein Tanzlied, eine Tanzweise. Die heutigen Bauerntänze sind im Dreivierteltact und dieser ist denn auch dem Schnadahüpfel eigen. Tanz und Schnadahüpfel treffen einander und decken sich meist, sind aber längst auch von einander unabhängig geworden. Das Versmaß des Schnadahüpfels ist jenes der altdeutschen Minnesänger, z. B. „Walthers von der Vogelweide“ u. s. w.; es zählt die Silben, aber wägt sie nicht; es kennt nur Hebungen und Senkungen und setzt entweder mit dem Tact ein oder beginnt mit Auftacten. Was die Reimkunst beim Schnadahüpfel anbelangt, wäre zu sagen, daß sie sehr mannigfaltig ist, oft sich sogar auf bloßen Gleichklang beschränkt. Das „Schnadahüpfel“ behandelt oft sehr Verschiedenartiges, je nach des Sängers Phantasie und Laune und nach zufälligen Anregungen und Einflüssen von außen.

„So fest wie die Berg,
Für die ewige Zeit,
So steahn für iar Landl
Die steirisch'n Leit.“

„Stork fand die Steirerleit,
Friedli und treu,
Den, der'n Roaja schimpft,
Prügeln ma glei.“

So singt der Steirer von seiner Heimat, so äußert sich sein Patriotismus.

Dann tönt es wieder beim Fenster seiner Herzliebsten:

„Diandle, geh' her zan Jaun,
Lais dar in d'Augla schau'n
Was für a Farb je hab'n,
Schwarz oder braun?“

Frisch singt „sie“ hernach zurück:

„Ih bin a kloans Dirndl,
Drum muass ih mi wihrn,
Denn sist that'n mi d'Groß'n
In Sod einischiab'n.“

Auch gar schelmisch weiß der Alpensohn zu singen:

„Und's Dirndl hat's kränkt,
Dass ma a Bußl hat gichentt;
Is ma gar nig dran gleg'n,
Kann dir's glei wieda geb'n.“

„Gelt, du Schwarzaugati,
Gelt, für dih taugat i,
Gelt, für dih war ih recht,
Wann ih dih möcht.“

Und so liegen sich noch viele aufzählen! Der Steirer legt in diesen vier Zeilen alles nieder, was er denkt und fühlt, ja oft sein tiefstes Geheimnis, seine Lust und Liebe, seinen Schmerz, seine Freude; alles was ihn bewegt und am Herzen liegt, spricht er hier in schlichten Worten aus, und, wo das Wort nicht ausreicht für die Tiefe der Empfindung, da ergänzt es der folgende Jodler oder Jauchzer. Es springt bei einem Liebesgespräch beim „Fensterln“ hin und her als launige, oft trügige Red' und Gegentred', oft in wahrhaft unerschöpflicher und erstaunlich schlagfertiger Weise. In seinem erweiterten Wirkungsbereich ist das vielnamige Schnadahüpfeln nun des Bauers lyrisches Epigramm; es ist, wie unser trefflicher Hans Grassberger so prächtig kennzeichnet, „sein Liebeslied, seine Humoreske, seine Aufforderung zum Spiel und Kampf, seine Spruchweisheit. Es ist des Auplers Erkennungszeichen, sein Stolz

und sein Tröster, sowie in der Fremde sein klingendes Heimweh.“ Solang der Alpensohn singen kann, ist ihm wohl; alles, was er auf der Seele hat, wird zum Lied:

„Und a Schnadahüpfel
Is a offas Briast,
Und da steht's deutli drinn,
Wias dir is in dein Sinn.“

Vor allem ist es aber doch Frohsinn und Lebenslust, so diese Liedlein atmen:

„A Schnadahüpfel is
A Vogel im Wald,
Bald er trauri will wer'n,
Nocha stirbt er a bald.“

In der Samstagnacht geht jeder Bursche, oft hohe Gebirgskämme übersteigend, zu seinem Schatz „Fensterln“ oder „Gasseln“ und spielt dabei nicht selten vor dem Kammerfenster ein Stücklein auf der Maultrommel. Ein richtiger Gasselnbua muß auch eine Menge Gasselsprüche und Liedlein kennen, sonst gilt er als blöde und ungalant.

„Dirndle, sei nôt sou stulz,
Dein Bettstattl is eh glei von Hulz.
Meins is ehe goa woach und lind,
Won i a loa Ruah drein find.“

„Bst! Dirndl mach auf, lass mi nôt frei
lang loahn
Sou schneidmag wie ih bin, derglengst do
mehr loan,
Bst! Dirndl mach auf, lass mi nôt frei
lang steh'n,
Muass sist za der Nachbarsdirn anfensterln
gehn.“

„Menscha, hab's ghört,
Wo is denn enla Fensta,
Wo is denn enla Gatta,
Liegt's schon wieder drein
Als a kloan vadrahta?“

„Menscha, hob's g'hört,
Is heuer a so wie fert,
Ist's fert a so wie heuer,
Seid's heuer a no so theuer?“

Truh und Scherz.

Volkslieder aus Steiermark.

Das Weink.

Weinl, du bist guat,
I las mir noch lan Guat,
I lass an alten puzen,
Is no a Jahrl guat.

O Weink, du schmedst guat,
I las mir noch kein Schuah,
I lass die alten fiden,
Aft halten's wieder guat.

O Weink, du bist iuaß,
Du machst mir gringi Fuaß,
Hat glei der Rod a Luden,
I lass ihn halt austuden.

Verstehst!

Mein Lieber, wannst mich so gern häst,
verstehst,
So kummeß viel öfter zu mir,
Wennst allweil mit anderen gehst, verstehst,
So is mir nig g'holfen mit dir.
Mit dein schön Benehmen
Da derißt ma nit lemme,
Du machst mirs hiaß schon an weng did,
Von Geld bist a allweil entblöht, verstehst,
Da machet i weiter kein Glück.

Bist eppa so stolz auf dein Größ, verstehst,
Da is mir nig g'holfen damit,
Wennst nur keine Schulden nit hättst,
verstehst,
So hättst do von Leuten an Fried.
Gelt du Rabenbratl,
I war dir a Madl,
I that dir ja alls, was d' gern hättst,
I hätt dir dein Röckel ausg'löst, verstehst,
Und zahlst in Schneider sein Rest.

Wennst allewal zum Wirth umi gehst,
verstehst,
Und halist mit'n Wirth seiner Frau,
Da wird dir dein Leberl noch g'röst,
verstehst,
Und schlag dir den Buakl no blau.

Mit deine schön Sticha
Und allerhand Sprüchla
Da laßt du den Leuten la Ruah,
Du kommst no binein in Arrest, verstehst,
Da lach i von Herzen dazua.

Auf d' Nacht kommst und da holst dir dein
Nest, verstehst,
I siach schon, es muß a so g'segn,
Du thuast als wennst no so viel hättst,
verstehst,

Das hab i mein Lebtag nit g'jegn
Und deine Paar Klehln,
Und deine Paar Fegeln,
Die sein schon in Blückerl z'jamm g'richt,
Und also marsch aus, hiazten gehst, verstehst,
Und kommst mir nit mehr unters G'richt.

Der Vogelliebhaber.

Es jan halt in menschlichn Löhn
Die Freuden bei alli nit gleich,
Wia i bin, wirds no Mehras göbn,
Sie können sein arm oder reich.
Bei mir lann si Roana einbettln,
Der was ma nit beistimma thuat;
I hab halt mei Freud an die Bögl;
Wanns fingan, döß g'fallt ma so guat.

Mei Bruada, der thuat si z'tod lachn,
Grad wögn meina narrischen Freud,
I sag: du hast anderi Sachn,
Bist anbrennt und jälwa nit g'scheid;
Du schlagst oft an ganzn Tag Nögl;
Geh sag ma, was hast denn davon?
I hab halt mei Freud an die Bögl,
Döß geht gar loan Mensch'n nig an.

Mei Nachba thuat gar so gern fischn,
Er muak oft an ganzn Tag stehn,
Er glaubt halt, er muak was dawischn
Und mächt, i sollt a mit eahm gehn.
Wögn meina fangst Fisch oda Egl,
Zu so was nimm i ma loa Zeit,
Denn i hab mei Freud an die Bögl,
Döß is halt mein oanzige Freud.

In Fröhjahr da geh i bei Zeit'n
Mit meiner schön'n Lini aufs Feld,
Da hab i so hoamlische Freudn,
Wann in Baman da Voglsfang gällt.
I mächt ma oft d' Augn auslögln,
Wann i so a Kohlmoasn fiach,
I hab halt mei Freud an die Bögl,
Is geit gar loa liabliches Vieach.

Mei Frau steht in Stüwerl bein Ladn,
Sie brummt grad und zankt mit ihrn
Mann,

Mei Gimpl, der thuat si grad badn
Und spriht sie ganz waschelnass an.
Si wails grad bein Fönsta muach bögln,
Sie kennt do mein Vogl sei Spiel.
I hab halt mei Freud an die Bögl,
Die Alti soll brumma wias müll.

Da Voglsfang gfreut mi halt imma,
I gieb a bei Nacht no loa Ruah,
Bagrath schier ihuats mar gar nimma,
I kumm ent gar bülli dazua.
I hab d' ganzi Stubn voller Bögl,
Dös is ent o Gihra, meini Leut,
I hab halt mei Freud an die Bögl
Und kenn gar loa größeri Freud!

Ums Geld.

So zwoa, wie mir zwoa,
Solch findt ma nit bald,
Dan Herz und van Sinn
Und ah sunst noh nit alt.
So zwoa, wie wir zwoa —
Is a Freud auf der Welt,
Und wann mas ban Liecht betracht:
Is a Freud auf der Welt.

Wir wohn' zwoa Jahr schon
Aufn Zins in oan Haus,
Wir rechten nit gern,
Drum ziehma ah nit aus.
Den Zins bleib ma schuldig,
Können nit zahl'n auf der Welt;
Und wann mas ban Liecht betracht:
Es handelt sich als um Geld.

Der Herr Wirt, unser Nachbar,
Der hat uns recht gern;
Er sagt: Lassst nur ent zwoa
Van Trinken nit störn.
Seids nur brav lusti,
Seids gscheit auf der Welt.
Und oft wanns zan Zahl'n kimmt,
Handelt sichs ah wieder ums Geld.

A so lebn ma furt halt
Bis wir alli zwoa sterbn;
Wir möchten uns auf der Welt
Wohl ah was derwerbn.

Afn Grabstoan muß drausstean:
Is a Freud auf der Welt!
Und oft wanns zan Eingravn kimmt,
Handelt sichs ah wieder ums Geld.

Nachtwächter-Lied.

Hörts ihr Herrn und lasst's euch sagn,
Der Hammer, der hat neune gschlagn,
Kein braver Mann bleibt länger aus,
Denn Frau und Kinder warten z' Haus.
Ein kleines Nachtmahl, dann ins Rest;
Früh bei der Arbeit, ist das Best,
Hat neune gschlagn.

Hörts ihr Herrn und lasst's euch sagn,
Der Hammer, der hat zehne gschlagn;
Mit gute Freund und gscheite Herrn
Verplaudert man sich gar zu gern;
Nur manchmal schweigt das Weib dazu.
Zehnt marsch nach Haus und gebts ein Ruh.
Hat zehne gschlagn.

Hörts ihr Herrn und lasst's euch sagn,
Der Hammer, der hat eilse gschlagn.
Zehnt steigt der Wein schon ins Gehirn;
Man hört nur schrein und disputiern;
Run gleich nach Haus im Hundetrab,
Dort zehnt's ein Brummelsuppen ab.
Hat eilse gschlagn.

Hörts ihr Herrn und lasst's euch sagn,
Der Hammer, der hat zwölfe gschlagn;
Ist das zum z' Haus gehn wohl ein' Stund?
Wo bist du gwest, du Lumpenhund?
Versaufst das Geld, als hätt'st du's gestohln?
Ich lass dich mit der Wacht noch holn.
Hat zwölfe gschlagn.

Hörts ihr Herrn und lasst's euch sagn,
Der Hammer der hat ein Uhr gschlagn;
Der eine singt, der andre schlaft,
Die andern trinlen Bruderschaft.
Ihr Lumpen geht und macht zu Haus
Aus ein Paar Watschen euch nichts draus.
Hat ein Uhr gschlagn.

Hörts ihr Herrn und lasst's euch sagn,
Der Hammer, der hat zwei Uhr gschlagn.
Die Rechten sitzen iht beinand;
Sie halten 's Lumpen für keine Schand:
Ein Lump bin ich, bist du, ist er.
Drum bringts noch mehr zum Trinken her.
Hat zwei Uhr gschlagn.

Hörts ihr Herrn und lasst's euch sagn,
Der Hammer, der hat drei Uhr gschlagn.
Die Frau, die schließt das Zimmer zu,
Der Mann, der pflügt im Stall der Ruh.
Schlaf zu! Wer schwelgt in später Stund,
Der kommt noch sicher auf den Hund.
Hat drei Uhr gschlagn.

Das Marterl. *)

Ein Bild aus dem Volke von Carl Wolf in Meran.

Am Thale rauschte der Bach, die Paffer war es, welche über Gestein und Felsen, durch enge Schluchten oder das ausgeweitete Thal, oft auch stürmisch über Wies und Felder, ihren Weg gegen Meran zu suchte.

Am Hange stand eine kleine Kirche, das Schulhaus, das kleine weiße Häuschen des Curaten und das große Haus des Scheizenbauern.

Das kleine Örtchen nannte man Schweinsteg, am Eingange des innern Pafferrthales, und wenn man so von unten hinauffah, vermeinte man, einen friedlicheren, stilleren Ort könne es kaum geben im Tiroler Land!

Ja, wenn man hinauffah! Ich aber saß oben auf dem Sölder, unter dem weitvorspringenden Dache des Scheizenhofer.

Wirtshaus war keines im Orte und so beanspruchte ich die Gastlichkeit der Bauern; wie es schien, aber vergebens, denn keine menschliche Seele ließ sich blicken — dafür aber hören.

„Und a End muß es haben, sag i dir, a End“, leiste eine Frauenstimme in der anstoßenden „Kemenatten (Kammer). Bäurin auf'n Hof bin i, verstehst mi? I bin die Bäurin, heut, morgen, die nächste Woch, 's nächste Jahr, immerling. Zu was hast mi gnommen als Bäurin? Gell', weil meine Groschen braucht hast, den

derlatterten (herunter gekommenen) Hofzamm zu flid'n. Hast gmeint, ja die Schildhofer Leni, wenn i sie nimm, selb ist a gute Haut, sagt halt alleweil ja und alleweil ja.“

„Aber Leni“, antwortete schüchtern eine Männerstimme, „thu i denn nit alles, was i dir lei an die Augen abseh?“

„So“, leiste das Weib weiter, „was mir an die Augen absehen thust! Warum wirfst nachher die Alte nit außi aus der Hütt'?“

„Aber geh, sei fein, Leni, mein Mutterl laß doch in Ruh. Das arme alte Weiberl legt kein Menschen was in Weg um.“

„Nit fein bin i, 'justament nit fein! Außi muß die alte Hex, sag i dir! Die ganze Zeit stift's Unfrieden und schörgt (schimpft) über mi, bei dir und beim Curaten.“

„Gwiß nit Leni thut sie das, ganz gwiß nit.“

„So, nit thun thut sie's? Hat sie mi nit erst gestern verschörgt bei dir? Kannst es leugnen?“

„Hast ihr aber a an Essig in Kaffee eini gschüttet, rein zu Fleiß! Selb ist halt schon lei a Zuchtigkeit (Bosheit).“

„Gist, wenn i gehabt hätt, hätt i ihr einithan, Gist, dass du 's weißt!“

„Aber Leni, fürchtest di nit vor der Sünd!“

„Na nit fürcht'n thu i mi, nit

*) Marterln nennt man im Hochgebirge die Erinnerungstafeln, welche an Stellen, leider sehr zahlreich, angemacht werden, wo ein Unglück geschah. Selbe sind zumcißt in Text und Malerei ungemein originell.

fürcht'n. Wenn man in Teuffl leibhaftig in der Hütt hat, ist man so schon in der Höll."

Der Brunnen rauschte vor dem Stadel, hie und da klingelte eine Kuh im Stalle leise mit ihrer um den Hals gehängten Glocke, emsig summten die Bienen um die Wiesenblumen und zwischen den Feldern wanderte, sein Breviarium lesend, der alte Curat. Vom kleinen Thurm klang die Ave-glocke, ein fröhlicher Jodler von der Alee wiese aber fand sein Echo in einem hellen Jauchzer von drüben aus dem Hochwalde.

Das Dirndl und der Bub sagten sich auf diese Weise allerlei Liebes und sie verstanden sich auch.

Still, wie ich gekommen, verließ ich das Haus.

So gerne, wie ich eine Schüssel kühler Milch getrunken hätte, in diesem Hause, so gewiß hätte sie mir wie Galle geschmeckt.

So wanderte ich wieder meines Weges. Vorbei an der schnatternden Mühle, über bebaute Kornfelder und blumige Wiesen, hinein in den Tannenwald, auf dessen Grund Mengen von Alpenrosen glühten. Wilde Bäche, vielleicht auch niedersausende Lavinen haben tiefe Abgründe eingeschnitten in den Berg, und auf schwindelnder Höhe biegt mein Pfad in eine solche Nure ein.

Knapp neben dem Weg und an einen kräftigen Fichtenstamm genagelt befindet sich ein Marterl.

In den Wolken schwebt ein Engel, der winkt einen unten knienden jungen Burschen zu sich.

Im Hintergrunde sieht man, wie derselbe Bursche mit einer gefällten Fichte in einen Abgrund stürzt.

Darunter ist zu lesen:

Alda an dieser Stoa,
Ging zu Grund ein braver Gsöll,
Er fiel mit einem Fichtenbaum,
Hinab in einen tiefen Raum,
Und wir Christen hoffen,
Der Himmel steht ihm offen.

Wanderer, bel ein Vaterunser und ein Ave Maria.

Länge stand ich mit abgezogenem Hute vor dem Marterl und gedachte des Jammerz, welchen dieser Unglücksfall in dem betreffenden Hause angerichtet haben wird.

Als ich mich zum Gehen wendete, sagte eine Stimme hinter mir: „Halt recht vergelt's Gott, jag i, hundert tausendmal vergelt's Gott, in Himmel aufi.“

Ein kleines, altes, runzliges Mutterl hatte am Steig gekauert, ich bemerkte es gar nicht früher, und da es meinte, ich hätte das erbetene Vaterunser der armen Seele zugewendet, dankte sie mir auf echt tirolische Weise.

Sie war die Mutter des Verunglückten, die alte Bäurin aus dem Scheitzenhose und weil sie im Hause, vor der bösen Schwiegertochter keine Ruhe fand und keinen Schutz bei ihrem Sohne, verbotte sie die meiste Zeit bei dem Marterl ihres verunglückten Kindes.

Ich versuchte sie zu trösten.

„Mei“, sagte sie, „hart ist's schon, frei gar hart.“

„A kernfrischer Bub ist's gwest, der Hans, und am selbigen Tag, wo ihn der liebe Herrgott gnommen hat, ist er just noch in die Stubn kommen. Mutterl, hat er gesagt, geht's, thut's mir an Segen geben und an Weihbrunn. Es ist mir immerling leichter, wenn i ins Holzen geh. Ja, ja, 's ist a gfarliche Arbeit, so in die Berg herum. Und schaut's, lieber Herr, rein sein Schutzengel muß es ihm eingeben haben, daß er no an Segen verlangt und an Weihbrunn. Am selbigen Tag ist er verunglückt. 's Herz hab i gmeint sprengt's mir, wie sie ihn bracht haben, so jung, so frisch und gsund war er und so brav. Und so ein gaches End hat er gnommen. Aber vom Mund auf ist er in Himmel kommen, rein vom Mund auf. Alle Leut habm's g sagt und der Herr Curat a. Gelt, meinst halt, ja warum

síht's denn da, 's Mutterl, Tag für Tag bei dem Marterl. Wenn der Hans in Himmel kemmen ist, von Mund auf, braucht er sie ja nimmer, die Vaterunser. Ja, i hab no an Bubm, und derselb ist der Scheißbauer drin im Ort und hat halt a Weib. Mei, der eine daglangt halt oft

a Feinere und der andere a Züchtere. Für den, weißt, betracht i 's Marterl und wenn einer bei Lebzeiten a Marterl hat, zelm ist er schon recht zu erbarmen. Drum, wenn halt a Wanderer stehn bleibt und betet, sag i schon recht aufrichtig: In Himmel tausendmal vergelt's Gott."

Der Pfarrer von Cucugnan.

Von Alphonse Daudet. *)

jedes Jahr zu Lichtmess geben die provençalischen Dichter in Avignon ein lustiges kleines Büchelchen voller schöner Verse und hübscher Geschichten heraus. Das diesjährige kommt mir soeben in die Hände und ich finde darin ein entzückendes Fabliau, das ich versuchen will euch etwas verkürzt zu übersetzen . . . Pariser, reicht euere Körbe her, diesmal sollt ihr die Blume des provençalischen Mehls vorgekostet bekommen . . .

* * *

Der Abbé Martin war Pfarrer . . . von Cucugnan.

Gut wie das liebe Brot, lauter wie Gold, liebte er seine Cucugnanesen väterlich; sein Cucugnan wäre für ihn das Paradies auf Erden gewesen, wenn er mit den Cucugnanesen etwas zufriedener hätte sein können.

Aber ach! in seinem Beichtstuhl saßen die Spinnen und am schönen Osterfeiertage blieben die Hostien ruhig in seiner Monstranz liegen. Das fraß dem guten Priester das Herz ab und er betete fortwährend zu Gott, er möchte ihn nicht sterben lassen, ehe er seine zerstreute Herde in den Schafstall zurückgeführt hätte.

Nun, ihr sollt sehen, daß Gott ihn erhörte.

Eines Tages nach dem Evangelium trat unser Martin auf die Kanzel und sprach:

* * *

„Meine lieben Brüder, ihr mögt es mir nun glauben oder nicht: vorige Woche stand ich an der Pforte des Paradieses.

Ich klopfte, der heilige Petrus öffnete mir.

*) Briefe aus meiner Mühle von Alphonse Daudet. Deutsch von Theodor Vergfeldt. Halle a. S. Otto Hendel.

„Sieh da, Sie sind es, mein braver Herr Martin“, sagte er zu mir; „das ist ja schön . . . und womit kann ich Ihnen dienen?“

„Lieber heiliger Petrus, der Sie das große Buch und den Schlüssel in Verwahrung haben, können Sie mir vielleicht sagen, wenn ich mit einer so neugierigen Frage erlauben darf, wieviel Cucugnanesen Sie im Paradiese haben?“

„Ich brauche Ihnen nichts abzuschlagen, Herr Martin; sehen Sie sich, wir wollen gemeinschaftlich nachsehen.“

Und der heilige Petrus nahm sein großes Buch, öffnete es und setzte sich die Brille auf.

„Lassen Sie uns sehen: also Cucugnan. Cu . . . Cu . . . Cucugnan. Da haben wir's. Cucugnan . . . Mein braver Herr Martin, die Seite ist ganz leer. Keine einzige Seele . . . Nicht mehr Cucugnanesen wie Gräten in einer Pute.“

„Was! Niemand aus Cucugnan hier? Niemand? Das ist nicht möglich! Sehen Sie gefälligst genauer nach.“

„Niemand, mein heiliger Mann. Sehen Sie selbst nach, wenn Sie meinen, daß ich scherze.“

Da stampfte ich armer Teufel mit den Füßen, rang die Hände und rief: „Ewige Barmherzigkeit!“

Petrus aber sagte: „Glauben Sie mir, Herr Martin, Sie müssen sich nicht so das Herz zerfleischen, Sie könnten sich einen Blutschlag zuziehen. Es ist ja doch nicht Ihre Schuld. Ihre Cucugnanesen werden gewiß ihre kleine Quarantaine im Fegfeuer durchmachen müssen.“

„O! haben Sie Mitleid, heiliger Petrus und sorgen Sie dafür, daß ich sie wenigstens sehen und trösten kann.“

„Gern, mein Freund . . . Da, ziehen Sie schnell diese Sandalen an, denn die Wege sind nicht sehr besonders . . . So wird es sich machen . . .

Jetzt gehen Sie immer gerade aus. Sehen Sie dort unten, im Hintergrunde, werden Sie, wenn Sie sich rechts wenden, eine silberne Pforte finden, die ganz mit schwarzen Kreuzen besät ist . . . Da klopfen Sie an, und man wird Ihnen öffnen . . .“

„Adessias!*) Und nun bleiben Sie gesund und munter.“

* * *

Und ich gieng und gieng! Was für ein Weg! ich bekomme eine Gänsehaut, wenn ich nur daran denke. Ein schmaler Fußsteig voller Dornen, leuchtender Stacheln und zischender Schlangen führte mich bis an die silberne Pforte.

Pan! pan!

„Wer klopft!“ ruft eine rauhe, klägliche Stimme.

„Der Pfarrer von Cucugnan.“

„Von . . .?“

„Von Cucugnan.“

„Ah! . . . Treten Sie ein.“

Ich trat ein. Ein großer, schöner Engel mit Flügeln, dunkel wie die Nacht, in einem Gewande das wie der Tag strahlte, mit einem diamantenen Schlüssel am Gürtel, schrieb cra-cra in ein Buch, das noch größer war als das des heiligen Petrus . . . „Kurz und gut, was wollen Sie und was wünschen Sie?“ sagte der Engel.

„Schöner Gottesengel, ich möchte wissen — es ist vielleicht neugierig von mir — ob Sie die Cucugnanesen hier haben?“

„Die? . . .“

„Die Cucugnanesen, die Leute von Cucugnan . . . da ich doch ihr Pfarrer bin.“

„Ah! der Abbé Martin, nicht wahr?“

„Ihnen zu dienen, Herr Engel.“

* * *

„Cucugnan sagen Sie also . . .“

*) Provençalisch für Adieu.

Und der Engel öffnet und durchblättert sein großes Buch, wobei er sich den Finger mit Speichel neht, damit die Blätter besser gleiten . . .

„Cucugnan“, sagte er und stieß einen langen Seufzer aus . . . „Wir haben im Fegfeuer niemand aus Cucugnan, Herr Martin.“

„Jesus! Maria! Joseph! niemand aus Cucugnan im Fegfeuer! o Gott! o großer Gott! aber wo sind sie denn?“

„Nun, mein heiliger Mann, sie sind im Paradies! Wo zum Kukud sollten sie denn sonst sein?“

„Aber ich komme ja aus dem Paradies . . .“

„Sie kommen von dort!! . . . Nun?“

„Nun! dort sind sie nicht! . . . O! gute Engelmutter! . . .“

„Was wollen Sie, Herr Pfarrer? wenn sie weder im Paradies noch im Fegfeuer sind, dann bleibt nichts übrig, sie müssen . . .“

„Heiliges Kreuz! Jesus, Sohn Davids! ach! ach! ach! ist es möglich? . . . Sollte der heilige Petrus gelogen haben? . . . aber ich habe doch den Hahn nicht krähen hören! . . . Ach! wir Armen! wie soll ich ins Paradies kommen, wenn meine Cucugnanesen nicht dort sind?“

„Hören Sie, mein armer Herr Martin, da Sie sich unter allen Umständen Gewissheit verschaffen und sehen wollen, was Trumpf ist, so schlagen Sie diesen Fußsteig ein, laufen Sie immer gerade aus, wenn Sie zu laufen verstehen . . . Sie treffen dann zur Linken ein großes Thor an. Dort werden Sie sich von allem überzeugen können. Gott sei mit Ihnen.“

Und damit schloß der Engel die Thür.

* * *

Es war ein langer Fußsteig, der ganz mit glühenden Kohlen gepflastert war. Ich schwankte, als wenn ich ge-

trunken hätte; bei jedem Schritt mußte ich stolpern; ich war wie aus dem Wasser gezogen, an jedem Härchen meines Körpers hieng ein Schweißtropfen und dabei verkam ich vor Durst. . . Aber dank den Sandalen, die der gute heilige Petrus mir geliehen hatte, verbrannte ich mir doch nicht die Füße.

Als ich nun bei diesem Gehumpel eine ziemliche Menge Fehltritte gemacht hatte, sah ich zur linken Hand eine Thür . . . nein, ein Portal, das weit offen stand, wie die Öffnung eines großen Backofens. O! meine Kinder, was für ein Anblick! . . . Dort fragt man mich nicht nach dem Namen; dort gibt es kein Verzeichnis. Schubweise und durch die weitgeöffnete Thür kommt man dort hinein, wie ihr des Sonntags ins Wirtshaus kommt.

Ich schwamm in Schweiß, und doch war ich starr und es überlief mich eiskalt. Mein Haar sträubte sich. Ich empfand den Brandgeruch, das gebratene Fleisch, so etwas wie den Geruch, den man in unserm Cucugnan spürt, wenn der Schmied Eloy den Huf eines alten Esels vor dem Beschlagen brennt! Mir vergieng in dieser verpesteten, brenzlichen Luft der Athem; ich hörte ein entsetzliches Geschrei, Seufzer, Geheul und Flüche.

„Nun! kommst du, oder kommst du nicht, du?“ — ruft mir ein gehörnter Teufel zu und sticht mich dabei mit seiner Gabel.

„Ich? Ich komme nicht hinein. Ich bin ein Freund Gottes!“

„Du bist ein Freund Gottes! . . . Aber wozu kommst du denn her, du schwarzes B . . .?“ . . .

„Ich komme . . . o! ich kann mich kaum mehr auf den Füßen halten . . . Ich komme . . . ich komme von weither . . . und wollte Sie nur ganz ergebenst fragen . . . ob . . . ob Sie hier zufällig . . . jemand . . . jemand aus Cucugnan hätten! . . .“

„O! Gottes Feuer! du willst wohl den Dummen spielen, als wenn du nicht wüßtest, daß ganz Cucugnan hier ist. Da schau her, du häßlicher Rabe, dann wirst du sehen, wie wir sie hier zurichten, deine famosen Cucugnanesen! . . .“

* * *

Und mitten in einem entsetzlichen Flammenmeer sah ich:

Den langen Coq-Galine — ihr habt ihn alle gekannt, meine lieben Brüder — Coq-Galine, der sich so oft betrank, und seiner armen Clairon so oft die Flöhe abschüttelte.

Ich sah Katharinen . . . die kleine Lumpendirne . . . mit ihrem frechen Gesicht . . . die ganz allein in einer Scheune schlief . . . Ihr befinnt euch auf sie, meine lieben Leuten? . . . Aber weiter, ich habe schon zuviel von ihr geredet.

Ich sah Pascal Pechfinger, der sich sein Öl aus Herrn Juliens Oliven machte.

Ich sah die Ahrenleserin Babette, die beim Ahrenlesen, um ihr Bund schneller voll zu bekommen, händevoll aus den Stiegen nahm.

Ich sah den Meister Crapasi, der seinen Schubkarren so gut zu ölen verstand.

Und Dauphine, die das Wasser aus ihrem Brunnen so theuer verkaufte.

Und auch den Tortillard, der, wenn er mich mit dem Allerheiligsten kommen sah . . . mit der Mühe auf dem Kopf und der Pfeife im Schnabel seines Begeß gieng . . . stolz wie Artaban . . . als wäre er einem Hunde begegnet.

Und Coulau mit seiner Zette und Jakob und Peter und Toni . . .“

* * *

Bewegt, freideweiß vor Angst feußte die Zuhörerschaft, als sie so in der offenen Hölle, der seinen Vater

und der seine Mutter, dieser seinen Großvater und jener seine Schwester sah.

„Ihr seht wohl ein, meine lieben Brüder“, fuhr der gute Abbé Martin fort, „daß das nicht länger so weiter gehen kann. Die Seelen sind mir anvertraut und ich will, ja ich will euch vor dem Abgrund retten, in den ihr alle im besten Zuge seid, euch kopfüber zu stürzen. Morgen geh' ich an die Arbeit, keinen Tag später. Und es wird nicht an Arbeit fehlen! Laßt euch sagen, wie ich es einrichten werde. Denn alles, was gutgemacht werden soll, muß ordnungsmäßig gemacht werden. Wir werden der Reihe nach gehen, wie in Jonquières beim Tanzen.“

Also morgen, am Montag, werde ich den Greisen und Greisinnen die Beichte abnehmen. Das ist gar nichts.

Dienstag den Kindern. Damit werde ich auch bald fertig werden.

Mittwoch den jungen Männern und Mädchen. Das kann lange dauern.

Donnerstag den Männern. Wir wollen es kurz machen.

Freitag den Frauen. Da werd' ich sagen: keine Geschichten!

Sonnabend dem Müller! . . . Ein ganzer Tag wird für den nicht zu viel sein.

Seht ihr, liebe Kinder, wenn das Korn reif ist, muß man es schneiden; wenn der Wein abgezogen ist, muß er getrunken werden. Wir haben jetzt genug schmutzige Wäsche, also müssen wir sie waschen, und gut waschen.

Und nun empfehle ich euch der göttlichen Gnade, Amen.“

* * *

Gesagt, gethan. Die Lauge wurde ausgegossen.

Seit jenem denkwürdigen Sonntag spürt man den Geruch der Tugenden von Cucugnan auf zehn Meilen in der Runde.

Und vorige Nacht träumte dem

guten Pfarrer Martin, der jetzt glücklich und seelenvergnügt ist, er stiege mit seiner ganzen Herde hinter sich in glänzender Procession zwischen brennenden Kerzen, in einer dichten Weihrauchwolke unter dem Ge-

sänge der Chorknaben, die das Te Deum angestimmt hatten, den sternbesetzten Weg zur Stadt Gottes empor.

Und das ist die Geschichte des Pfarrers von Cucugnau.

Der Eseltrieb.

In den Druck gegeben von H.

Und den Esel meinem lieben Bruder Stephan! So hatte er noch gesagt und dann war er gestorben.

Einen Tag später erhielt ich die Nachricht vom Tode des älteren Bruders, am zweiten Tage war ich als ein Hauptleidtragender unter den Erben beim Leichenbegängnisse und am dritten Tage nahm ich sein theures Vermächtnis in Empfang — den stattlichen mausfarbigen Esel. So rührend war es, daß der Bruder mit dem Esel an mich gedacht hatte und ich faßte den Entschluß, solches Andenken an ihn heilig zu halten.

„Jetzt, mein lieber Grauer, jetzt gehören wir zwei zusammen“, sagte ich zum freundlichen Thiere und legte ihm das Stricklein um den Hals, was es, die Ohren spitzend, ruhig geschehen ließ. Und dann machten wir uns auf den Weg nach Sichel-dorf, wo ich daheim bin. Ein sechs Stunden langer Weg — schier zuviel Ehre für das kleine Sichel-dorf, und was wird der Esel sagen, wenn er nach so vielen Umständlichkeiten nur eine kümmerliche Hütte findet! Freilich ein schlechtes Haus, aber einen guten Herrn! Schon im ersten Augenblicke, als ich es sah, hatte ich das Thier lieb und die Zuneigung wuchs

von Schritt zu Schritt, die wir selb-ander weghin trabten.

Als wir aber zur Flussbrücke von Ladelbach kamen, da blieb der Esel stehen und schüttelte sein ehrwürdiges Haupt. Ich that anfangs, als verstände ich das nicht, aber er schüttelte es zum zweitenmale und das bedeutete: Nein, mein Lieber, da gehe ich nicht hinüber! — Ich gieng voraus und zerrte am Strick, mußte aber doch zu wenig Anziehungskraft für ihn haben, denn er stemmte die Vorderfüße ein und stand fest.

Ein Schock Schulkinder kam des Weges, die Kinder stellten sich um uns herum und waren sehr lustig über das anziehende Schauspiel, das ich ihnen bot und über die strenge Zurückhaltung, die der Esel sich auferlegte. Ich schämte mich so viel, daß ich mit der linken Hand mein Gesicht verdeckte, während die Rechte den Strick hielt. Die Kinder neckten ihn mit Ruthenzweigen, da schlug er die Hinterfüße aus und hierauf lachten sie noch mehr. Endlich kamen drei Holzknechte des Weges, die eben in den Wald giengen.

„Wenn du deinen Kamerden über die Brücken haben willst, so mußt ihn hinübertragen“, sagte einer der Männer. „Will er nicht gehen, so geht

er nicht, ein ordentlicher Esel läßt sich zu nichts zwingen."

Was ich mich da geniert hab, daß der Eselbesitzer sich so über den Esel muß belehren lassen von stockfremden Leuten — es ist nicht zu sagen. Ich steckte mein Gesicht nur so zwischen die Achseln hinein und brummte: „Wie kommt ich ihn denn tragen, wo er vier Füße hat und ich nur zwei!“ Pakteten sie auch schon an, hoben das Thier an Füßen, Bauch und Kragen in die Höhe und trugen es sachte über die Brücke.

Als der Graue wieder auf festem Erdboden stand, neigte er in würdevoller Selbstgefälligkeit das Haupt und trabte wieder ruhig seine Straße. Die Holzhauer giengen ebenfalls ihres Weges und ich hörte sie noch lachen von weitem.

Der Graue hatte Charakter gezeigt und mir einen gewissen Respekt eingeflößt; allein je näher wir dem Aubache kamen, der wieder auf einer Brücke zu überschreiten war, desto eifriger sann ich auf ein Mittel, den strammen Charakter des Genossen ein wenig zu biegen. Mit Brot und Salz, so ich mit hatte, wurden Bestechungsversuche gemacht, zugleich aber auch eine Executionsanstalt gegründet. Ich schnitt eine Birkengerste, streifte das Laub herab und flocht sie zierlich zu einer Ruthe. Der Esel schaute mir dabei ziemlich gleichgiltig zu. Dann nahen wir uns der Aubachbrücke. Da war Einsicht und kein Mensch, der mir das Thier über die Brücke tragen und mich hätte auslachen können. Wollten wir halt einmal sehen, Grauer, wer von uns beiden nachgibt. Ich that nichts dergleichen und wollte mit ihm nur so forttraben, als ob die Brücke nichts als der gewöhnliche Kiesweg wäre. Zwei Schritte vor derselben blieb er stehen und stand. Das Brot fraß er mir aus der Hand und stand ruhig da; die Gerste bekam er in die Weichen, das erstemal zuckte er ein bißchen,

das zweitemal nicht mehr, sondern stand fest angenagelt auf dem Fleck.

„Ja“, fragte ich ihn, „was glaubst du denn? Sollen wir da stehen bleiben selbender, bis die Bäche versiegen?“

Er schüttelte das graue Haupt.

„Nun, mein Lieber, wenn du keinen eigenen Antrieb spürst, zu gehorchen, so sollst du fremden wahrnehmen.“ — Hinter ihn stellte ich mich, spuckte mir in die hohlen Hände, wand die Ruthe und ließ sie mit aller Macht hinpfeifen auf die mausgraue Creatur. Diese hüpfte zuerst mit den Hinterbeinen empor, dann mit den Vorderfüßen, that eine Wendung, sprang in den Fluß und watete dann ruhig durch das Wasser hinüber ans andere Ufer. Dort stand sie, schüttelte von ihrem Leib das Wasser und schaute zu mir herüber — gerade als ob sie sagen wollte: Damit du nicht glaubst, ich fürchte mich vor dem Wasser; du sollst nur wissen, daß ich principiell über keine Brücke gehe!

Ich hinwiederum springe principiell nicht in den Fluß, sondern gehe über die Brücke. Also gieng ich hinüber und wir waren zusammen gute Kameraden. Anfangs stapfte der Graue wieder leidlich voran, erhaschte unterwegs manchmal eine Schnauze voll Heidelkraut, das am Wege stand, endlich hub er an stehen zu bleiben und stehen zu bleiben. Mit guten Worten versuchte ich es, begann ihm seine neue Heimat zu schildern, das duftige Heu, das er fressen werde, das weiche Stroh, auf dem er liegen werde; von den Disteln, die am Raine wachsen, sagte ich nichts, weil ich nicht weiß, ob man einen Esel nicht etwa beleidigt, wenn man mit ihm von Disteln spricht. Zwar heißt es, er fresse sie gern, doch ich machte keine Anspielung. Auch den Karren, an den ich ihn spannen, die Säcke, die ich ihm aufladen wollte, wurden verschwiegen, weil ich nicht glaube, daß diese Dinge ein wesentlicher Beweggrund gewesen wären.

Auf die Länge fruchtete auch der brüderliche Zuspruch nichts, das Vieh wurde immer stutziger und war endlich gar nicht mehr von der Stelle zu bringen.

In dieser Noth bemerkte mich ein alter Schäfer, der auf der Heide ein Rudel Schafe weidete. Anfangs sah er mir eine Weile zu, dann kam er herbei und sagte: „Schredlich plagt ihr euch, all zwei. Du kannst dir's nicht anschicken, verstehst den Esel nicht. Der Esel ist ein praktischer Mann, der nicht alleweil so ins Ungewisse fortgehen mag. Er will wissen wofür. Paß einmal auf, ich werde ihm jetzt ein Versprechen machen, das der Graue lieber glauben wird, als deine Redereien. Paß nur auf!“

Ein Bündchen Heu, wie es auf der Au zum Trocknen lag, machte er zusammen, befestigte es an ein Stänglein und band mit dem Stricke das Stänglein so an den Nacken und Kopf des Esels, daß das Heubündel zwei Spannen lang vor den Augen des Thieres baumelte. Früher als ich verstand diese Anstalt der Esel. Er hob sofort die Schnauze nach dem Heu, aber in demselben Augenblick gieng das Bündel in die Höhe. That der Esel ein paar Schritte nach vorwärts, um es zu erlangen, allein das Bündel ließ sich nicht so leicht erwischen, schnellte immer weiter und weiter.

„Jetzt wird er schon gehen“, sagte der alte Schäfer, und ich sagte zu mir:

Wenn mir das selber eingefallen wäre, ich müßte mich mein Lebtag in Ehren halten. Dem dummen Schäfer konnte es freilich leicht einfallen, der hat immer mit Heu zu thun. Heiß war es geworden, ich zog meinen Rock aus und hieng ihn meiner Bequemlichkeit halber auf den Rücken des Grauen. Dem war's ganz einerlei, ihm gieng's nur nach dem Heubüschel und diesem eilte er nach, daß wir schneller vorwärts kamen, als mir selber lieb war. Denn weil dieses verdammte Heu, das immer vor den Augen hin

und her baumelte, nicht zu erreichen war, so fieng der Esel endlich an zu laufen, sprang bei einer Biegung vom Wege ab und galoppierte über die Heide hin, wie ein tolles Rindvieh.

Ich natürlich ihm nach; wie dem Esel mit dem Heu, gieng's mir mit dem Esel, ich sah ihn vor mir und konnte ihn doch nicht einholen. Schließlich sah ich ihn auch nicht mehr, denn er war ins Gebüsch hinein gefahren — und ich stand da ohne Esel und ohne Rock. Ersterer wäre zu ersetzen gewesen — einstweilen durch mich selber — allein im Rock sack war meine Briefftasche, und diese konnte so leicht nicht ersetzt werden, denn sie barg all mein Zurückgelegtes, für die Sparcasse Bestimmtes.

Als ich nun so da stand — einsam auf Erden, — hub ich an zu fluchen. Ich fluchte gut und scharf, half aber nicht viel, oder eigentlich gar nichts. So versuchte ich ein anderes Mittel, um wieder zu meinem Esel zu kommen, ich kroch ins Gebüsch und suchte ihn. Im Strup, so meinte ich, wird er ja hängen, oder im Moor stecken, oder im Brombeerengeischlinge liegen bleiben. Der Strup kam, zerkrachte mir das Gesicht, aber der Esel hieng nicht; das Moor kam, ich versank in den Morast bis über die Waden, aber der Esel stak nicht; das Brombeerengeischlinge kam, zersekte mir die Hosen, aber der Esel lag nirgends herum. — „In dem Thiere steckt der Satan, anders könnte ich mir's auf natürliche Weise nicht erklären!“

Es erklärte sich selbst. In einem Lärchendiacht stand er und fraß behaglich an dem Heubüschel, welches hier abgeworfen auf dem Boden lag. Ich habe sofort meinen Rock vom Strick losgerissen, dann den Strick fest in die Hand gefaßt und folgendermaßen zum Grauen gesprochen: „Lieber Freund, ich sollte dich jetzt eigentlich todt schlagen, aber es hilft nichts, deshalb würdest du nicht dümmer und ich nicht klüger. Du bist eine ganz vertrackte Bestie. Ich habe dir's gut gemeint, wollte dich

nicht ausnutzen gleich am ersten Tage, habe dir die Ehre erwiesen, neben dir gemüthlich auf der Straße daherzuspazieren. Und du thust mir alles Schlechte und Niederträchtige an. Bei der ersten Brücke hast du mich vor den Leuten zuschanden gemacht, bei der zweiten Brücke hast du mich gefoppt, nachher bist halsstarrig gewesen wie ein Stier, endlich bist du mir gar mit Rod und Geld davongelaufen, wie ein Schelm. Dafs es solchergestalt mit unjerer Freundschaft aus ist, wirst du einsehen. In diesem Augenblick — das Heu hast du gefressen — trittst du deinen Dienst an. Wir haben noch ein gut Stück Wegs, den wirst du für uns beide machen. Wollen doch sehen, wer von uns beiden über ist!“

Und damit schwang ich mich auf den Rücken des Esels, dafs er schier einknickte unter meiner Last.

„Also vorwärts, Creatur!“

Was geschah? Der Esel hub sachte an auszusprechen, ernst und ruhig

trabte er mit mir davon. Auf das Ergebenste liefs er sich leiten, zeigte sich sehr unterrichtet, schaute nicht nach links und nicht nach rechts, er streckte seinen Kragen nach keinem Grasbüschel aus, er blieb nicht stehen und er lief nicht, er trabte ernst und ruhig des Weges. Zu einem Tümpel kamen wir, den ein ausgetretener Mühlbach auf die Straße gegossen, er trug mich gemessen hinüber; zu einer Brücke kamen wir; da sezt's was, dachte ich, aber er zögerte nicht einen Augenblick, trabte ernst und ruhig über die Brücke. In großer Eintracht gieng die Strecke von sich, bis wir gegen Abend wohlbehalten nach Sigeldorf kamen.

Heute ist der Graue lange schon todt. Ich werde ihm meine Hochachtung bewahren, wie jedem, von dem man etwas Rechtes gelernt hat. Ich habe von ihm gelernt, dafs der Esel ein gutes und nützliches Thier ist, wenn man ihn — als Esel behandelt.

Bur Pust und Pehr.

Erzählungen von Josef Widner. *)

Einer, dem's Geld nachläuft.

Von Leuten, denen das Geld nachläuft, läfst sich der Leser gerne erzählen, eben weil ihm so etwas gar seltsam und fast wie ein Weltwunder vorkommt; denn beim Leser und beim Schreiber ist's meist umgekehrt. Das Geld rennt und rinnt ihm davon, und wenn's im Sprichwort heifs: „Der eine hat den Beutel, der andere hat's Geld“, so ist er ge-

wöhnlich der eine und kann tief hinein schauen bis auf den Grund, und drin ist es wie im Anfange der Schöpfung wüst und leer.

Darum ärgert sich der Leser auch manchmal darüber, dafs das Geld nur dorthin zu rennen pflegt, wo schon genug ist, und dafs der Teufel, wie man sagt, das Laub immer auf die großen Haufen trägt.

Läuft das Geld aber einmal einem armen Menschen zu, der's so nöthig hat, wie der Fisch das Wasser, dann

*) Entlehnt dessen neuem und ausgezeichnetem Buche: „Aus der Mappe eines Volksfreundes.“ Neue lehrreiche Erzählungen und lustige Schwänke. (Wien. Heinrich Kirsch. 1891.)

kennt der Leser weiters keinen Neid, und er gönnt's ihm von Herzen, wie dem Wiener Schlossergesellen.

Einem blutarmen Schlossergesellen in Wien starb seine Mutter, und weil er dieselbe mehr geliebt hatte, als alles in der Welt, so wurde er von Stunde an trübsinnig, weinte unaufhörlich und hinter sann sich endlich ganz.

In seiner Verzweiflung lief er dem Donaucanale zu, und es wäre sein Tod gewesen, hätte ihn nicht einer von der berühmten Wiener Polizei beobachtet und mit eigener Lebensgefahr herausgezogen.

Am nämlichen Tage noch stand die Geschichte in allen Wiener Zeitungen, und einige Tage darauf las sie in Marseille ein reicher Fabrikherr und gebürtiger Wiener und trank schwarzen Kaffee dazu.

Dieser reiche Fabrikbesitzer aber trug das gute Wiener Herz auch in der Fremde mit sich herum, und da er in zarter Jugend am Grabe seiner Eltern gestanden war und sich als verlassene Waise jahrelang gar armfelig hatte durchschlagen müssen, bis das Glück den Weg zu ihm gefunden hatte, wurde er durch das erbarmungswürdige Schicksal seines jungen Landmannes tief gerührt.

Eine mitleidige Thräne stahl sich aus seinem Auge, und er steckte zwei Banknoten, jede tausend Gulden an Wert, in eine Briefhülle und schrieb darauf, die Post möge das Geld an die Wiener Polizeidirection schicken, auf daß sie den armen Schlosser ausfindig mache.

Nun geschah es aber, daß der Herr plötzlich in seine Fabrik abberufen wurde. Er schloß also in Gedanken den Brief in seine feuerichere Cassé, wo er unter andere Brieffschaften zu liegen kam und, weil der Herr seiner vergessen hatte oder glauben mochte, er habe ihn bereits auf die Post tragen lassen, so lange schlief, bis der Herr nach einem Jahre etwa

verstarb und seine Erben Nachschau hielten.

Vor diesen blieb denn freilich nichts verborgen, weil in solchen Fällen selbst die Stochblinden scharfsichtig zu werden pflegen. Da sie aber ehrlich waren und den Willen des Verstorbeneu achteten, fuhr der Geldbrief jetzt, so schnell er konnte, durch Frankreich und durch die Schweiz und durchs große Loch im Arlberg und am Inn, an der Salzach und an der Donau vorbei nach Wien und kam ganz athemlos auf den Schottenring Hausnummer elf.

Richtig konnten sie sich dort erinnern, daß vor einem Jahre ein ruhiger Bursche aus dem Wasser gezogen und dann im allgemeinen Krankenhause bis zu seiner völligen Genesung verpflegt worden sei. Auch wußten sie, daß er bald darauf einen Paß in die Türkei genommen habe und jetzt wahrscheinlich dem türkischen Kaiser die hohe Pforte ausbessere, weil sie schon so lange wackele und aus den Fugen gehen wolle.

Das ließ sich der Brief nicht zweimal sagen; denn nach Constantinopel ist's gar weit und der Schlossergeselle brauchte Geld.

Wie er aber in die schöne Türkenstadt kam und beim österreichischen Consul Nachfrage hielt, meinte dieser, die ottomanische Pforte sei nimmer zu fliden, und so habe sich der Schlosser nach Triest eingeschifft, und dort werde er wohl noch irgendwo herum pumpern, wenn er nicht schon wieder fort sei.

Also schiffte sich der Geldbrief auch ein, fuhr, ohne die Seckrankheit zu bekommen, durchs Marmarameer und an den Dardanellenschlössern vorbei ins Ägäische Meer, dann um Morea und durch die waschelnaße Straße von Otranto in die Adria, und kam glücklich nach Triest.

Aber der unstete Geselle war schon wieder auf und davon. Die Triester Polizei wollte wissen, daß er nach Graz gewandert sei, und die

Grazerin meinte, es sei ihr vorgekommen, als ob der junge Mensch am Heimweh gelitten habe nach der lieben, schönen, einzigen Wienerstadt. Wenigstens habe er blaß und verweint ausgesehen, und, nach dem zerflossenen Rode zu urtheilen, habe er keine Goldfische gefangen in der Türkei und auf dem weiten Meere.

So setzte sich denn der Brief in Gottes Namen halt noch einmal auf die Eisenbahn, kutschte über den Semmering hinauf, ließ Baden Baden sein, obschon sonst das Geld gerne dorthin pilgert, und war auf einmal wieder auf dem Schottentinge Hausnummer elf.

Diesmal hatte er's endlich getroffen. Denn der gute Geselle stand bereits wieder in einer Werkstätte und hämmerte drauf los und dachte sich: „Die ganze Welt kann mich Buckeltragen tragen, seit ich nur wieder daheim bin und an einem grünenden, blühenden Grabe weinen kann alle Sonntag und alles hinabsagen, was mich drückt! Und wenn ich ein Geldlein hätte und könnte Meister werden, so wär's mir auch recht, und ich thät' nimmer von Wien fortgehen, bis sie mich auch hinausführen zum lieben Mütterlein.“

Und wie er so hin und her dachte und nach einer Feile langte, um einen Schlüsselbart zu glätten, da gieng die Thüre auf, und der Brief mit dem vielen Gelde war da.

Der gute Brief sah beinahe aus wie Johann Nepomuk Vogls Wanderbursch. Er war staubig und schmierig und mit schwarzen Kreisen, Buchstaben und fremdländischen Schnörkeln überdeckt, wie es einem halt geht, wenn man lange auf dem Wege ist bei allem Wind und Wetter und immer hinter einem Burschen einherhastet, der gerne ein Geldlein hätte und ihm doch davonläuft, ohne es zu wissen.

Nicht lange Zeit ist vergangen, da ist der Geselle wirklich ein braver Meister worden und hat sogar eine

liebe Meisterin zu sich genommen. Die hat ihr Redwerk am rechten Fleck gehabt; denn sie hat ihm den Trübsinn ausgerebet, so daß ihm das Leben wieder recht lieb geworden ist und er über den Donaucanal hat gehen können, ohne nochmals hinabspringen zu müssen.

Belohnte Liebe.

Bei einem Rasierer in der Josefstadt, die aber nicht mir gehört, sondern eine Vorstadt vom großen Wien ist, da saß an einem brennheißen Sommertage ein braun- und gelbgestreifter Engländer in einem Drehsessel, streckte seine endlosen Beine durch die Stube hin und ließ das Kinn ausschaben, und der Bube hüpfte mit Schaumshale und Pinsel über die britischen Zollschranken, und der Meister strich sein Messer, daß es blitzte, wie wenn die Sonne über einen grüßenden Officierssäbel fährt.

Da trat ein schönes blaßes Mädchen zur Thüre herein und begann mit dem Meister einen heimlichen, verschämten Handel, bot ihm tief erröthend sein prachtvolles Blondhaar zum Kaufe an; „denn“, sagte es, „meine arme Mutter ist schwer krank, und sie mag nimmer gesunden, wenn ich das Heilmittel nicht bezahlen und gute Kost schaffen kann, und zwanzig Gulden wären wohl nicht zu viel für meine Haare.“

Dem Rasiermeister waren dergleichen Angebote wohl nichts Neues, und darum ließ er, ohne des Mädchens holde Verschämtheit zu achten, das Haar auflösen, und da es in herrlicher Fülle bis auf die Knie wallte und der armen Unschuld gleichsam ein Mantel war, so bot er zehn Gulden ein für allemal, keinen Kreuzer mehr und keinen weniger.

Der Engländer aber hatte ob seinem Vadenbarte gute Ohren und unter seinem gestreiften Rod ein gutes

Herz. Darum schleuderte er den Seifenbuben mit seinem rechten Beine in eine Zimmerede und stand plötzlich, vollständig eingeseift, so groß da, daß sein Haupt das runde Ziffern Gesicht der Wanduhr berührte, und sagte höflich:

„Mein Fräulein, geben Sie Ihre schönen Haare mir! Ich zahle hundert und schneide gleich ab.“

Wie glücklich war da das arme Mädchen! Mit zitternden Händen langte es nach den Geldnoten, die der hagere Engländer kaltblütig aus seiner Tasche zählte, mit bebenden Lippen stammelte es tiefgefühlte Dankesworte, mit niedergeschlagenen Augen harrete es des Augenblickes, der es seines schönsten Schmuckes berauben sollte.

Und der Sohn Albions griff auch wirklich recht geschäftsmäßig nach der Scheere; aber . . . er schnitt nur eines der Haare ab und legte es behutsam in seine Brieftasche zwischen zwei unbeschriebene Blätter des Merkbüchleins.

„Dieses eine“, sagte er freundlich, „behalte ich mir zum Andenken an Sie, liebes Fräulein; die anderen aber tragen Sie zum Andenken an mich und auf daß Ihre Frau Mutter Sie wieder erkenne und an ihrem guten Kinde nichts vermissen. Leben Sie wohl, mein Fräulein, und schab' zu, Bartpufer; aber schneid' mich nicht, sonst lehr' ich dich borgen, wie's bei uns Brauch ist!“

So ward die kindliche Liebe belohnt, eigentlich noch mehr; denn wie das gute Mädchen eine Note für das Heilmittel hinbot, klärte sich's auf, daß der Engländer nicht hundert Gulden, sondern hundert Pfunde gegeben hatte, und das ist schon ein Unterschied, wie's jeder leicht ausrechnen kann, wenn er weiß, daß ein Pfund zehn Gulden und zwanzig Kreuzer ausmacht.

Und jetzt fragt mich eine Leserin:

— „Wann hat er sie denn geheiratet?“
Darauf sage ich:

„Mir scheint, du weißt auch nichts Besseres zu lesen, als dumme Zeitungsromane und hirnberrückte Liebesgeschichten, wie sie die Hausierer herumtragen und in denen jedes Wäschermädel einen Hofrath, jede Fabriklerin einen General und jedes Stadelweib einen Prinzen kriegt, und darum meinst du, wenn einmal ein vornehmer Herr einem armen Mädchen ein gutes Wort gibt oder ihm gar eine Wohlthat erweist, dann müsse er sie auch heiraten.“

Glaube mir, liebe Freundin, im Leben ist's ganz anders als in den närrischen, gemeinschädlichen Geschichten, und der Engländer hat das liebe, schöne Wiener Mädchen halt doch nicht heiraten können; hat er ja selber über dem Armeelmeere drüben eine Frau und ein halb Duzend Kinder auch noch dazu, drei Lördlein und drei Misses, und da kann er weder das Wiener Mädchen, noch dich brauchen.

Mich aber wirst nicht mögen, weil ich dir zu grob bin und weil ich zu deutsch rede!

Von den Spitznamen.

In Schwaben und Baiern, in Osterreich und Preußen und wohl überall, wo Menschen auf zwei Füßen gehen, haben sie die dumme Gewohnheit, sich Schimpf- oder Übernamen zu geben und sich so wehe zu thun, gleichsam als ob es nicht sonst Wehe genug auf Erden gäbe und die Leute also mithelfen müßten.

Da heißt der eine Budel, der andere Kropf, der eine Langohr, der andere Einaug, der eine der Krumme, der andere der Lahme, der eine der Weiße, der andere der Rothe; lauter Namen, die unseren Mitmenschen Fehler vorhalten, an denen sie so wenig schuldig sind, als die Rache Salomos

am Baue des Stephansturmes in Wien.

Und deswegen habe ich diese üble Gewöhnung mit Recht dumm genannt.

Es ist aber auch keine Kunst, einem Menschen so einen Namen aufzubringen. Man braucht dazu nicht viel Grüze im Kopfe; denn solch äußerliche Körpergebrechen sieht jedermann, wenn er nur Augen im Kopfe hat.

Leider geht es oft so weit, daß man sogar den ehrlichen Geschlechtsnamen des Beschimpften vergißt, und daß die Buben und Mägdelein auf den Gassen nur die Übernamen kennen. Fremde Leute werden dann durch solchen Unfug manchmal in Verlegenheit und Ungemach gebracht und können doch nichts dafür.

Davon weiß ich ein Geschichtchen.

Kommt da im Hochsommer ein grundgelehrter Professor aus dem großen Deutschland nach Vorarlberg und ins Städtlein Bludenz. Es kommen viele Fremde dorthin; denn die Wirte säckeln einen nicht ganz aus, sondern nur halb, die Bewohner sind umgänglich, und die Gegend ist überaus lieblich. Man kann die schönsten Berge besteigen, hinauf zum Lünnersee*) oder gar auf den Gletscher oder auf den Pfannentnecht**) und noch auf viele andere Berge, wo man mit Freude wahrnimmt, daß die Welt unseres lieben Herrgottes zwar buckelt, aber doch schön ist über alle Maßen.

Merks wohl, lieber Leser, auch ein Mensch kann buckelt sein oder blind oder lahm und kann doch wunderschön sein an Herz und Gemüth. Und wenn er nach und nach trotzig wird und starrköpfig und boshaft, so hast du das zu verantworten am jüngsten Tage mit deinem ewigen Reden und Hänfeln.

*) Lünnersee, einsamer, wildromantischer Bergsee (1924 m) am Fuße des Gletschers, der Scesaplana (2962 m) im Rhätikon.

**) Pfannentnecht oder Hoher Fraßen (1976 m) im Gebiete der Lechtthaler Alpen.

Der Professor also, der das ganze Jahr hinter den Büchern sitzt und herauztiftelt, wie die alten Deutschen das Bier gebraut und wie sie es getrunken haben, da ja doch kein böhmischer Glasträger zu ihnen gekommen ist, der will natürlich auch einmal frische Luft in seine Lungen pumpen droben auf den Bergen von Bludenz. Da aber das Gehen dort ein wenig beschwerlicher ist, als auf den bepflasterten Bürgersteigen der Hauptstadt oder im schattigen Thiergarten, so will er sich einen tüchtigen Bergstock kaufen, und daran thut er gut.

Er sieht auf der Gasse einen Buben in Adams Schuhen und Ewas Strümpfen und in einem abgetragenen, aber fein säuberlich gestickten Gewande. Der Bub sammelt in einen Schiefkarren, was die Kühe wegwerfen und die Pferde auch; denn er ist arm, aber gescheit, und weiß, was auf der Landstraße als Mist gilt, das ist auf Feldern und Wiesen Gold. Den Buben redet der Professor an und will wissen, wo man einen Bergstock kaufen könne.

Der Bub nimmt seinen Stohhut vom Kopfe und sagt freundlich, wie es schon die Kinder in Bludenz gelernt haben von den tüchtigen Lehrern daselbst: „Gon nu dört unter d' Böga zum Gizeböckli!“ *)

Das war alemannisch oder schwäbisch geredet; der Professor aber war ein Preuße. Da er es jedoch mit Studieren schon fast herausgebracht hatte, wie die alten Deutschen das Bier gebraut, so verstand er die Worte des Mist sammlers auch nach einigem Grübeln. Nur der Name des Kaufmanns machte ihm Schwierigkeiten. Er legte sich aber auch den zurecht, trat ins kleine Gewölbe und wandte sich im reinsten Schriftdeutsch, wie es die Preußen halt sprechen, an den

*) Geht nur dort unter die Bogengänge zum Geißböcklein!

kleinen Mann mit dem Spizbarte hinter der Budel: „Guten Tag, Herr Ziegenbock! Haben Sie man einen Alpenstock?“

Da hätte der Leser die Wuth des Kaufmanns sehen sollen! Er hieß nämlich durchaus nicht Ziegenbock, sondern nur Maier, wie so viele ehrliche Deutsche; aber weil er ganz gegen seinen Willen dem bewußten Thiere ähnelte, so hatte er den Uebernamen erhalten, und der Mistbub war nicht schuldig, daß der Maier sich gefoppt glaubte, Krebsrot im ganzen Gesichte wurde, hinter der Budel hervorsprang, gotteslästerlich fluchte und den Professor, der sich dessen nicht versah, ohne weiters auf die Straße hinaus warf und über das Stoßtrüblein hin, so daß es knackte und zerbrach und der Professor zwar ein

weiches Lager bekam, aber kein angenehmes.

So kann's gehen mit den dummen Spiznamen! Würde man sich dessen abthun, man könnte sich und anderen viel Verdruß ersparen und manches Leid.

Da hat ein gutherziger Leser noch Angst wegen des Buben und meint, der bekomme jetzt zu Hause den Buckel voll, wenn er mit dem zerbrochenen Trüblein anrücke. Der Leser mag sich beruhigen; denn der Professor ist auch gutherzig. Wie er den Zusammenhang erfährt, gibt er dem weinenden Buben ein Fünfsmarkstück, das ist drei Gulden in Oesterreich, und damit kauft sich der Bub eine funkelnagelneue Truhe, die schönste in der ganzen Gegend.

Den Professor aber muß noch die Hirschenwirtin in die Arbeit nehmen.

Denkspruch.

Wenn Kopf und Herz sich widerspricht,
Thut doch das Herz zuletzt entscheiden;
Der arme Kopf gibt immer nach,
Weil er — der Klügere von Beiden.

Paul Henze.

Kleine Laube.

Nächtlicher Besuch.

Ein Erlebnis von P. A. Rosegger.

Was war die Nacht so still! Und auf der weiten Heide stand nichts als ein einziges Haus, und in diesem Hause war ein einziger Mensch. Er saß auf dem Bette und schaute in die Finsternis hinein und war tief betrübt.

Körperliches Leiden war seine einzige Gesellschaft, eine fast traute Gesellschaft, denn sie zog ihn ab von dem Weh, das immerfort und immerfort in seiner Seele spann. Die Einsamkeit! Die grenzenlose Einsamkeit, und das heiße Verlangen, die Wesen zu lieben und von ihnen geliebt zu werden!

Da klopfte es an der Thür. Was ist das? Denn das äußere Thor ist verschlossen, niemand kann im Hause sein, und stundenweit um kein Mensch. Und doch klopfte es — ganz leise. Ich kenne dieses sanfte, bescheidene Klopfen, es ist Robert Hamerling.

Aber Robert Hamerling kann es doch nicht sein, er ist ja gestorben. Er ruht ja seit zwei Jahren im kühlen Grabe auf dem St. Leonharder Friedhofe. Nein aber, wie kann denn ein Unsterblicher gestorben sein? Ich hebe die Stimme, um Herein zu rufen, die Stimme ist nur ein Hauch und hat keinen Klang. Mir graut. Da geht sachte die Thür auf und in einem seltsam schönen Mondlichte kommt er herein

und tritt gegen mein Bett. Jetzt graut mir nicht mehr, denn es ist wirklich der selige Freund.

Er reicht mir seine kühle Hand, neigt sich ein wenig gegen mich, und sein langes Haar, das nach rückwärts hinabwallt, leuchtet wie Phosphorglanz. Das Gesicht hat die altbekannten, trauten Züge, und mir ist unbeschreiblich wohl, daß ich wieder einmal in dasselbe blicken kann.

„Mein Freund!“ so redete er mich sanft und gütig an, „wie geht es dir?“

Ein Weilchen konnte ich nicht Antwort geben, weil ich so gerührt war, daß er seine süße, lange ersehnte Ruh' verlassen hatte, um mich zu besuchen.

Endlich sagte ich: „Mir geht es freilich nicht gut. Ich bin gar einsam, und alle Bande und Brücken, die mit Menschen mich verbinden sollten, sind gebrochen. Denn so viel Güte und Wohlwollen mich umgibt, mein innerstes Wesen ist verlassen.“

„Ich kenne das sehr gut“, sagte Robert Hamerling, „es ist das ewige Boetenweh, es ist das Heimweh nach den Seligen im Olymp.“

„Es dauert lange auf dieser Erde“, sprach ich.

„Laß es geduldig dauern“, sagte er. „Du wirst an der Ewigkeit nicht zu kurz kommen.“

„Aber die trostlose Öde!“

„Du bedarfst einer Zerstreuung“, sprach Robert Hamerling. „Wenn du,

mein Freund, von dem was ich hinterlassen etwas brauchen kannst, so nimm.“

„Gott behüte!“ rief ich abwehrend, „es strecken sich viele Hände darnach aus.“

„Du bist kindisch“, sagte er lächelnd, „von irdischem Tande kann zwischen Poeten nicht die Rede sein. Vielleicht findet sich doch ein Weniges an besseren Gütern vor. Nimm es als ein Erbe von mir.“

Nun besann ich mich. Und endlich sagte ich frischen Muthes also: „Eines, mein großer Freund, hast du in deiner Lebenszeit bejessen, um das ich dich hätte beneiden müssen, wenn ein Reid zwischen uns möglich gewesen wäre. Aber da du es nun nicht mehr bedarfst, da dein Haupt vom milden Glanze der Götter umstrahlt ist, meine heiße Stirn jedoch nach kühlendem Schatten schmachtet, so —“

„Was meinst du? Es soll dein sein.“

Wenn du mir meiner Anmaßung wegen aber zürnen solltest!“

„Zürnen? das kann ich nicht“, antwortete der Dichter in seiner Sanftmuth. „Verlange das Beste, was ich besitze, die Grabesruhe, ich rücke beiseite und mache dir gerne Platz.“

Als er vom Grabe sprach, wurde mir aber doch ein wenig unheimlich. Die kindische Sehnsucht nach dem Tode ist nicht ganz so ernst gemeint, als mancher, der sie hegt, oft selber glaubt.

„Etwas mehr Weltliches wäre es“, war nun mein schüchternes Einlenken.

„Du hast, mein verehrter Freund, so viel ich weiß, ihn nicht mit ins Grab genommen. Deinen Lorbeerkrantz, wenn du kein allzugroßes Gewicht darauf legtest —“

„Den Lorbeerkrantz!“ lachte Robert Hamerling fast laut auf, „meinen Lorbeerkrantz willst du! Ja, mein Lieber, weißt du denn nicht, daß ihn schon bei meinen Lebzeiten die Recensenten so arg zerpflückt haben, daß kaum ein Zweig davon unverfehrt geblieben? Und um die letzten par Blätter davon, die noch übrig geblieben, haben nach meinem

Tode die Nekrologenschreiber und Denkmalsstifter sich gezankt, so daß schlechterdings nichts vorhanden ist von meinem vielumneideten Lorbeerkrantz, als die dürrten Berten, just noch gut genug, um die ruhmestlüsternen Epigonen vor dem Tempel des Apollo zurückzuschleuchen. — Nein, nein, mein Vester, das ist nichts. Sinegegen habe ich einen anderen Krantz, den ich von meiner Kindheit bis zu meinem Tode getragen. Nach dem hat sich keine einzige Hand ausgestreckt, der blieb mir ganz allein und ist vollkommen unverfehrt. Dieser Krantz ist es, der mir auf Erden die Quellen des Herzblutes aufgethan hat, daß sie meine Dichtungen befruchteten, dieser Krantz ist es, der mich sanft von allem Weltlichen losgelöst und mein sonst so lebensdurstiges Herz mit dem langsam nahenden Tode ausgeföhnt hat. Willst du ihn haben, mein treuer Freund, so sei er dein. Es ist der Dornenkrantz.“

Als ich diese Worte vernommen, da hat mein Herz gezittert. Ich erwachte und trat sein Erbe an.

An Mozart.

Zum hundertjährigen Jubiläum der
„Zauberflöte“.

Gedenk' ich dein, der von den Erdensohnen
Sich einst zuhöchst dem niedern Staub
entrang,

Der gleich gewandt im Großen wie im
Schönen

Sich in die Harmonie der Sphären schwang,
Daß in erhaben wunderbaren Tönen
Das Himmlische zu uns herniederklang;
Gedenk' ich dein, du edle Menschenblüte,
So dringet Wehmuth tief mir ins Gemüthe.

Mir vor die Seele tritt dein kurzes Leben:
Wie reich die Fülle deiner Gaben floss,
Wie arm und klein der Dank, den man
gegeben

Für all' dein Mühn', wie larg dein
Erdenloß!

Und in der Brust will sich der Wunsch
erheben,

Daß ich ein Meister wäre gut und groß;

Die Kunst, sie würde mir zum Heilig-
thume —
Rein Wirken weihl' sich einzig deinem
Ruhme.

Und wär' ein Bildner ich, ein Denkmal
schüfe

Dir meine Hand, das alle überstrahl't;
Dein theures Bildnis, wär' ich Maler,
riefe

Ins Leben dich, wie keines je gemalt;
Und wenn des Dichters Feuer in mir
schliefe,

Ich sach' es an zu deinem Dienst alsbald,
Dann sollte dir, dem Herrlichsten vor allen,
Aus voller Brust mein bester Sang er-
schallen!

Doch sei's genug; ich will nicht einmal
klagen,
Dass deinem Flug ich selbst nicht folgen
kann,

Wenn du, vom Genius emporgetragen,
Den Sterblichen entschwindest himmelan;
Denn ob auch stets die Kräfte mir versagen,
Wo du entschwebst auf deiner lichten
Bahn —

Ein Trost bleibt mir, dass sie so weit
doch reichen,
Dass ich erlannt, es gäb' nicht deines-
gleichen.

Und darum soll mich mehr kein Wahn
bethören,

Als gält's zu schaffen noch zu deinem Preis;
Der Bildner selbst — du kannst sein Werk
entbehren —

Berwendete umsonst nur Müh' und Fleiß;
Rein Dichter auch könnt' deinen Ruhm
noch mehren,

Um den die Welt nun hundert Jahre weiß;
Denn nie erhab'ner ist dein Lob erklingen,
Als in der Weise, die du selbst
gesungen.

Alfred von Ottenhal.

Was hat nach Ihrer Meinung die deutsche Literatur für eine Zukunft?

Auf diese Frage, welche ich vor kurzem aus
Berlin von der Redaction des „Magazin für
Literatur“ erhielt, bezieht sich folgende Be-
trachtung.

Wohl in der Voraussetzung, dass
der Poet ein Prophet sei, fragen Sie
auch mich nach meiner Meinung über
die Zukunft der deutschen Literatur.

Wer kann darauf eine andere Ant-
wort geben, als die, welche sich auf
bisherige Erfahrung begründet? Ich
müßte weit ausholen, müßte von den
Eigenschaften der Menschen im allge-
meinen, vom Charakter der Deutschen
im besonderen, von der Wahrscheinlichkeit
ihrer weiteren Entwicklung sprechen und
endlich noch das Wesen der Kunst und
Literatur erörtern. Gut, über letztere habe
ich thatsächlich etwas auf dem Herzen,
das bei dieser Gelegenheit anzubringen
ist; vielleicht liegt darin eine Antwort
auf Ihre Frage.

Ich könnte leicht einsehen und sagen:
die Kunst und Literatur ist Luxusfrage
und als solche der Mode unterworfen.
Daher kann es sein, dass abwechselungs-
weise das religiöse Epos, die Schäfer-
idylle, der Ritter- und Räuberroman,
die Friedhofspoesie, die Salonnovelle,
die Dorfgeschichte oder endlich die „na-
turalistische“ Dichtung den Geschmack
der Menge zeitweilig beherrscht. All diese
und andere Richtungen sind schon ge-
wesen und werden mit der entsprechenden
Modernisierung wiederkommen. — Oder
ich könnte behaupten, bei dem in der
männlichen deutschen Jugend eingerissenen
Gange zum Materiellen, bei ihrer Kauf-
lustigkeit und bei ihrem Pessimismus in
Bezug auf ethische Ziele sei die Herr-
schaft einer Literatur vorausichtlich, welche
der Brutalität, den sinnlichen Lüsten und
dem Nihilismus fröhnt. — Ich würde
mit solchen Behauptungen einestheils
nichts Neues sagen, anderestheils übers
Ziel schießen.

Ich will lieber daran erinnern, was
die Kunst bezweckt und was die Menschen
von ihr wollen.

Die Kunst bezweckt nach meiner
Meinung nicht so sehr die Wiederholung,
als vielmehr die Vervollständigung des
Lebens. Der Mensch macht größere An-
sprüche an das Leben, als dieses in den
meisten Fällen zu erfüllen vermag. Da
springt nun die Kunst ein, um das
Fehlende zu decken. Damit ist das Wesen
der Kunst angedeutet — sie ist idealisch;
der Mensch braucht sie so, deshalb hat

er sie so geschaffen. Die Kunst wurzelt im Erdreiche des Wirklichen wie jeder Baum, aber sie wächst über alle anderen Bäume hinaus, so daß ihre Krone im Lichte des Himmels steht. Auch die ideale Kunst ist eine Wirklichkeit, denn sie ist und sie wirkt, die Kunst verwirklicht die menschlichen Wünsche, die das Leben nicht erfüllt. Sie verwirklicht sie zwar nur in der Einbildung, doch wenn der Weise sagt, daß auch die sogenannte reale Welt nichts anderes ist als Vorstellung, so steht die ideale Kunst mit der realen Welt ja in ganz gleichem Werte.

Was für die Kunst im allgemeinen, gilt für die Dichtkunst im besonderen. Sie stellt die Welt nicht genau so dar, wie sie in ihrer Alltäglichkeit, Zufälligkeit, Unbedeutendheit und Unsauberkeit schon dargestellt ist — sie will keine Plagiatoren sein; sondern sie zeigt, wie Hervorragendes dasteht und anderes vermöge gegebener Verhältnisse dastehen könnte. Man mag dieses Dasein noch so sehr verleumden, so lange wir die Fähigkeit haben, in unserer Seele eine schönere, vollkommenerere Welt zu hegen, so lange sind wir nicht verloren. Die Sehnsucht des Menschen nach dem Reiche Gottes geht nicht schlafen, und je seltener wir auf unserem dunklen Lebenswege den Spuren desselben begegnen, desto lebhafter verlangen wir darnach. Also könnte man sagen, der Materialismus sei der Vater des Idealismus.

Die Literatur mag Luxus und Modesache sein, die Poesie als solche ist menschliches Bedürfnis. Und sie ist es nur darum, weil sie unsere Empfindungen erfrischt und läutert, unseren Geist befreit, weil sie in unser Dasein Harmonie bringt und also für die Verschönerung des Lebens einen wirklichen Wert bedeutet.

Solange die Menschen eine Phantasie haben, durch die sie manches was das reale Leben versagt genießen wollen und können, solange wird die idealistische Dichtung nicht abkommen. — Das Leben ist elend und die optimistische Dichtung ist unwahr! so höre ich sagen. Ich ant-

worte: Wahr in buchstäblichem Sinne sei die Wissenschaft, schön sei die Dichtung. Je größer im Leben das Elend ist, desto nothwendiger brauchen wir eine labende, tröstende Dichtung.

Sowie die Kunst keine Freundin ist der seelenlosen Nachahmung, so ist der Deutsche kein Freund des pedantischen Abklatsches. Er will ein wohl componiertes Bild, eine Concentration dessen, was schön, interessant, bedeutend ist. Daher wird die deutsche Kunst und Literatur nach wie vor idealistisch sein. Vielleicht ist sie es zur Abwechslung einmal nach unten hin. Doch das wird nicht lange dauern. Die meist übertriebene Schilderung lediglich des Unangenehmen und Hässlichen wird für die Länge nicht Freunde finden, wird dem „naturalistischen“ Autor endlich selbst zuwider werden und die Sache wird allgemach wieder in Bahnen einlenken, die uns von den Classikern vorgezeichnet worden sind.

Was das äußere Schicksal der deutschen Literatur anbelangt, so wird dieselbe arm bleiben, wie sie es bisher gewesen. Ja das Buch als solches wird noch ärmer werden. Die Zeitung verdrängt das Buch und der Blaustrompfer verdrängt den Dichter. Von der frostigen Dachstube aus wird der deutsche Dichter seinem Volke hochgemuth das Lied der Schönheit und menschlichen Größe singen. Das Volk wird an dem Sange geringschätzig vorübergehen, aber wenn der Dichter todt ist, wird es mit Begeisterung sein Lied nachsingen, wird zurückkehren und einen schönen Lorbeerkrantz niederlegen auf das frische Grab.

So war es, so wird es bleiben.

R.

Einfälle und Schlagfähe.

Von Ludwig Anzengruber.

Wer der Welt ein Heiland zu sein glaubt, thut gut, mit dreiunddreißig Jahren zu sterben.

Die Götter sterben — aber der Gott im Menschen, der sich auflehnt gegen das Hässliche, Verderbliche, Gemeine, der stirbt nicht.

Die Welt wurde nicht, die Welt wird.

Künstler wird nur der, der sich vor seinem eigenen Urtheil fürchtet.

Echte Kunst hat immer Moral, nur die Zuhörer und Beschauer haben oft keine.

Die Menge ist immer in der Noth feige, im Glücke übermüthig. Dir aber gehören alle anderen, allen anderen gehörst du zu dieser Menge, jeder für jeden gehört dazu und so ist das Urtheil über uns alle gefällt.

Das Albernste wäre es wohl, wenn ein Mann die Wetterfahne festbinden, die Fensterrahmen festnageln ließe, um behaupten zu können, es gehe kein Wind. Was thut die Staatsgewalt oft anderes in drohender Zeit, wenn sie offenes Reden und Meinen verbietet?

Fehler parlamentarischer Regierungen erklären sich leicht, die Liberalen nehmen das Volk für klüger, die Reactionären für dümmer als es ist.

Wie da Fronz Biaderl ins Hornhaus geführt is worn.

In da steirischen Gmoansproch dazählt.

Da Biaderl in Grobnboch hot an Fahler kriagg, sogns. An Fahler in Kopf. Eist a so a gjunda, storka Mensch, und ohdraht, dajs mar aus eahm aloan drei Rossbändler hät mochn lina, von den hoafstz af oammol: verruckt war er worn. Ma hot eahm sist nit viel onkent,

grod na dajs er gach onghebb hot sei Sachl zan vaschwendn, wo er eh ja sporsum is gwen, dajs er eahm sagor z Tabakrachn und z Kortspieln ohgwöhnt hot va lauta Sporsumkeit. Und af oammol draht sa sih um. Dajs er sein Ruahmentich in schworzn Dudl hot gschent, in Haus-Dudl, däs is noh nit amol aufgfoln, gleichwul z Ruahmentich nit recht hot gwist, wos z anfang a sul mitn schworzbelzadu Röda. Wir er ober an oltu Bedlmon, der um a Stückl Brot ongholtn hot, a Kalbl aus n Stoll gibb, do hobn d Nachbarn in Kopf beidlt und gmoant: ban Biaderl wars nit richti. Und wir er nochher ah noh va da Wiesn d Heuschöba weckhent, af d Vest ins Steuromt geht und aufbegeht drüba, dajs däs Johr d Steuer sa gring war, do schlogn feini Bawondten d Händ übern Kopf zsom und sogn: hell narasch is er worn! in Koruthurm mit eahm, sist vahaukt er z gonzi Bamögn!

Astn gehns zan Gmoanvorstond und wurdz hoamler ausgmocht. Da Wasfl in Egg, a grossa bamfesta Mon, jultn Biaderl af Graz bringen und in die Irnonstolt Feldhof stedn. Da Gmoanvorstond z Grobnboch gibbn a Schrift mit: da Fronz Biaderl wa verruckt worn, er schentad olls her und sagor d Steuer warn z gring, und die Gmoan lossad bittn, dajs er in Koruthurn gespürt wurd. Unterschrift, Gmoansiegl — punctum!

Und in a por Togn drauf, do hoafstz: z Graz war a grossa Tandlmork, z gonzi olti Glumpert va Graz wurd vadranscht, und ah merkwürdigi Sochn, wir zan Beispiel z Schwert, mit den da Baumkirchna köpft worn is, nochher in Freiherrn Rauber sei lonka Vort, und lauta so Sochn — an Hauppgipoaf wurdz gebn — da Wasfl in Egg sohrad af Graz, wer mitsohren wult?

Da Biaderl is sei leppa gern dabei gwen, wo z an Gipoaf hot gseht, und in Rauber sei lonka Vort, däs wa scha gor a Foll — jo, da Biaderl sohrt mit.

Nau, und a so seinz suat mitanond, da Wasfl in Egg und da Biaderl. D Leut hobn eahna nochgichant und die

Woachherzign hobn an Zeufza gmocht
übern ormen Viaderl.

Gegn da Nocht, wias af Graz keman
oll zwen, gehn's und schaun's aweil um-
anond und do jogg da Wasfl: „Wirts-
häuser und Nochtquotier, überoll olls
vul va lauta Frembbi. Af da Gossu
kina ma doh nit schlofn; wan s dena
sa woach wa, die Gossu, wie dahoam
z Grobnboch, ober in da Stodt is z jo
oll's stoanhirt pflostert. Ih denf, Viaderl,
wan's da recht is, mir gehn vor d Stodt
auffi zan an Londwirtschhaus, dass mar
a guats Bett kriagn üba Nocht.“

Vastehet sih, in Viaderl is s recht,
er kent sih nit aus und valopt sih af
sein bravn Nochtbarn. Da bravi Nochtbar
führtn auffi und noch da Strohn weita
bis owi gegn an Feldhof, wos da Korn-
thurm is. As wird scha finsta wias hin-
keman und do, wie da Wasfl hoamler
onsrogg, hoast's, heint war's scha zu-
gspürt, heint wurd lan oanziga Nor mehr
aufgnoman.

Nit weit daneben steht a Wirtshaus
und do lehrens hiaz ein, unseri zwen
Maner aus Grobnboch. Wias mitanond
gemüatlich eana Nochtmohl ejju, a schwei-
nernas Bradl und an Schilcha dazua,
do sollt's in Viaderl auf, dass ban
Nebntisch von Irrenhaus gredt wird, das
gongz in da Nahad war. Nit recht richti
fürkeman is s n eh scha ba der Grazer-
roas, und hiaz hebb's n on, vadächti
zweren. Da Wasfl hot wos in Sinn mit
mir! denkt eahm da Viaderl. Oba wos,
dass möcht ih wissen! Trinken ma noh an
Wein, leicht kimbb's auf. — „Wasfl,
da Schilcher is guat, heind zohl ih a
Möß!“ jogg da Viaderl.

In Schilcher is er nia Feind gwen,
da Wasfl in Egg. Ba den Umgehn in
gongzn Tog wird ma dursti. Dan Seidl
uns ondri. Zwe sul ih nit amol urndlich
mein Durst löschn, denkt eahm da Wasfl,
grod awent ochting gebn muas ih, dass
ih nit wos ansplanisch.

Und ausplauscht hot er nix, da
Wasfl, ober z Schlof keman is er gleich
ban Tisch noh und hot sih nar a so
hintunkt. Wan mar af da Bouk ah

guat schloft, do braucht ma la Bett. —
Und wie da Wasfl in Egg ja schön
fest eindunst is, do schautn aus sein ein-
wendign Zanggasock d Schrift auffa, von
Gmoanvorstand z Grobnboch mit Unter-
schrift und Siegl. Da Viaderl denkt
eahm: dass er's nit valiaft! greift hin,
ziacht eahms stad auffer und lest's.

„Fronz Viaderl! das geht jo mit
on!“ jogg da Viaderl zan eahm selber.
„Ah, dos is nit schlecht! In Kornthurm
wöllns mih stehn, meini guatn Freund.
Dass s mei Bamögn kriagadn! Schau
du, wie gscheidt! Oba — valeicht is
da Nor nob gscheidta! Probier ma's!
— Guati Nocht, Wasfl, ih geh hiaz,
ih hou an gnedin Weg.“

Stedt d Schrift in sein oagnan
Zanggasock, rent cilends davon und in
Irrenhaus zua, dass er leicht dastrogg.
Van Gloggnzug hebb er on zan reiffn
und zan schebern, as wie wan die gongz
Grazastodt in Feuer stund. Oh na,
meini Herrn! In Irrenhaus is s nit
mitu Zuaspürn ba da Nocht, wo olli
Augnblick oana narasch wird af da
Welt! Gscheidti Leut, moants, derfn nur
ban Tog narasch wern, weils ba da
Nocht schlofn müassn. Ih hon ober doh
oan ba mir, der ba da Nocht eina muas.
Zan ausschiabn is s nit, sist kimbb er
uns aus!

Gleich zan Direkta losst er sih führen,
da Viaderl, zoagg d Schrift vor und
jogg: „Zan Ausschiabu wa wul la Zeit
ba den, wo s eh a vasluamaschti Orbat
hot braucht, bis ih n herbrecht hon. Is
ah s ersti und s lextimol gschehn, dass
ih an Korn ins Kornhaus führ!“

„Na also, wo haben Sie ihn denn?“
frogg da Direkta.

„Do gleich daneben in Wirtshaus,“
moant da Viaderl. „Hiaz schloft er grod,
weil er a went an Wein hot trunfn,
hiaz war er grod guat herpoku.“

„Ist er renitent?“ frogg da Direkta,
„ich meine ob er widersplich ist?“

„Imeramol wul, jo,“ jogg da Via-
derl, „er bild sih ein, dass er da Wasfl
in Egg war. Der bin ih. Und wan er
grod sein Sturm hot, do woas er nix

davon, daß er da Franz Viaderl is, do schreit er schreckbor um, er wa da Wasfl in Egg.“

„Na na, das kennen wir schon!“
sogg da Kornhaus-Direkta, „wollen ihn gleich holen lassen.“

Nau, und astn sein holt eahner por hondfesti Nacht ins Wirtshaus mit, hobn an Wasfl in Egg herpocht und ohni Umständ ins Kornhaus zart.

Da Wasfl wird munter und wir er wohnimmhb, woß mit eahm gschicht, hebb er on, schlogg mit Händ und Füaß umadum und schreit: „Ich bin jo da Rehti nit, ih bin jo da Wasfl in Egg; Sebastian Eggsteiner schreib ih miß; der ondri is da rehti. Ich bin jo doh la Nor nit!“

„Das jagt ein jeder!“ gebuß drauß
Antwort, da Wasfl in Egg wird in die Romer gsteßn, die Thür hinter eahm zua — aufghebb is er.

In ndern Tog kimbba da Franz Viaderl hoam af Grobnboch. D Leut schreckn sib, wia's sechn, daß da Nor wieda do is. Da Viaderl, wir er ban Gmoanomt vabei geht, ruast ban Fenster eini: „Gualn Tog, Herr Vuagamoasta! Wanst wieder amol Lust host, an Korn ins Kornhaus führn z lossn, ja schid an Gscheidern mit.“

Erklärung: obdraht: verschminkt, abgeseimt; Landmork: Trödelmarkt; vadranshelt: verschachert; sei seppa: sein Lebtag; hoamer: heimlich; Sanga: Sade; valiaft: verliert; gnedin: nothwendigen; zart: gezeret.

B ü c h e r.

Aus der Mappe eines Volksfreundes.
Neue lehrreiche Erzählungen und lustige Schwänke von Josef Wichner. (Wien. Heinrich Kitzsch. 1891).

Meine Freude ist nicht umsonst gewesen vor zwei Jahren, als von Josef Wichner die „Alrauwurzeln“ erschienen waren. (Siehe Heimgarten XIV. Jahrgang, Seite 77.) Ich habe damals gleich gesehen, daß wir da einen haben, und zwar einen ordentlichen! Seitdem haben sich auch andere weitem über-

zeugt, daß uns in Wichner ein echter und rechter Volkschriftsteller erstanden ist. Und nun erscheint er mit einer neuen Sammlung von kurzen lust- und lehrreichen Geschichten, welche wohl fast durchgehends geeignet sind, den frischen Ruhm ihres Verfassers noch zu erhöhen und zu befestigen. „Aus der Mappe eines Volksfreundes,“ unter diesem Titel bringt das Büchlein eine große Reihe der besten Kalendergeschichten und Plaudereien, die je geschrieben worden sind. Die sogenannten Kalendergeschichten sind sonst ein bißchen in Mißcredit gekommen, weil für die zahllosen Volkskalender, die jährlich erscheinen, die Talente zu wenig werden, und weil selbst große Talente minderwertigere Sachen für den Kalender noch gut genug halten. Ich meine, das oft einzige Volkslefebuch, welches in einem Hause das ganze Jahr hindurch und länger aufliegt, kann gar nicht gut genug sein. Dieses Volksfreundbüchlein nun ist so ein immerwährender Kalender; wenn es auch kein Kalendarium mitbringt, so sagt es doch frischweg, was an der Zeit ist. Ich wüßte für einfachere Leute, die nur wenig lesen, in der That kaum ein besseres Buch, als die beiden Wichner'schen Sammlungen es sind. Schulen und Volksbibliotheken hätten gar nichts Eiligeres zu thun, als aus der nächsten Buchhandlung gleich ein halb Duzend Stücke davon auf einmal holen zu lassen. Wissen die Leser einmal von dem Buche, dann wird es hübsch immer in der Hand sein.

Gewidmet hat der Verfasser das neue Werk seinem „väterlichen Freunde und geliebten Lehrer“ J. V. Zingerle. Wer neugierig ist, wie der treffliche Volksdichter aussieht, dem theile ich noch mit, daß die „Mappe des Volksfreundes“ ein gutes Porträt Wichners enthält.

R.

Viola Tricolor und andere Novellen von Karl Guntram. (Dresden G. Pierjon. 1891.)

Ein wenig mißtrauisch ist man, wenn eine Novellenammlung mit unbekanntem Autornamen ins Haus kommt. Man kann nicht wissen! Karl Guntram! das klingt wie ein entlehnter Name. Fremde Namen pflegt man nur vorzuschieben, wenn man den eigenen schonen will. Mein Bedenken wurde diesmal auf das allerangenehmste berichtigt. Der Erzähler dieser Geschichten ist ein bedeutendes Talent, ein starker abgeklärter Geist. Ich spreche vor allem von der großen Novelle „Viola Tricolor“. Ein moderner Stoff und eine fast „naturalistische“ Behandlung, insoferne der Leser schließlich über manches Wichtige im Unklaren gelassen

wird, aber so ist es ja heute beliebt und ein solches Aufheben der Tafel, bevor der Gast noch eigentlich satt ist, nimmt sich manchmal eigentlich gar nicht übel aus. In der Charakterzeichnung, sowie im Aufbau ist die Novelle ganz meisterhaft, dazu verfügt der Verfasser über einen sehr wohlthuenden Witz und die Gabe, das Tragische also in Dämmerung zu hüllen, dass im Leser eine bedeutende Spannung erzeugt wird. Auch die übrigen Novellen haben einen stets ernstern Hintergrund und zeugen durchwegs von einer schönen, tiefen Auffassung des Lebens. Der Kleinste, aber nicht der unbedeutendsten der Geschichten, „Ein armer Schullehrer“, wird unser Leser gelegentlich in diesem Blatte begegnen. Hauptsächlich findet das nicht gewöhnliche Buch die Beachtung, die es beanspruchen darf. R.

Ein Mönch. Episches Gedicht von Theodor Salzburg-Falkenstein.

Amiario und Eusebio, zwei leidenschaftlich sich hassende Brüder! Amiario raubt seines Bruders Vermögen und Braut und zwingt ihn, ins Kloster zu gehen. Dort wird Eusebio Abt. Seine Braut aber schenkt Amiario zwei Kinder, Margarita und Rafaelo. Das Mädchen wird auf Geheiß Eusebios von Banditen gestohlen und von ihnen gefangen gehalten. Rafaelo wird vom Vater gezwungen, ins Kloster seines Oheims zu treten. Denn Amiario will sich vermählen.

Eusebio beschließt, am Neffen die Rache zu üben, die er dem Bruder geschworen hat. Mit Hilfe eines nichtswürdigen Klosterbruders lockt er Benvenuto — so heißt nun Rafaelo — in die Falle; der Jüngling versucht zu fliehen, wird ertappt und eingesperrt. Jahrelang blüht er im Kerker. Nach der Priesterweihe holt der dämonische Abt Margarita herbei und Benvenuto verliebt sich in sie. Er wird mit ihr ertappt und — eingemauert, Margarita ins Gefängnis geworfen. —

Der Racheact ist geschehen, und nun eröffnet der Abt dem Mädchen, dass es seine Nichte, dass sie auf seinen Befehl geraubt wurde und dass Benvenuto ihr Bruder und eingemauert ist. Margarita eilt fort, um die Banditen zu rufen. — Amiario ist in seiner Ehe unglücklich und kommt, seinen Sohn zu holen. Eusebio eröffnet ihm das Geschehene und wird erdolcht. — Indes erscheint Margarita mit den Banditen, welche alles niederhauen, was lebt, selbst den Vater Margaritas. Nur Benvenuto, der einzige von christlicher Nächstenliebe durchglühete Bewohner des Klosters, bleibt übrig. Dieses wird niedergebrannt. —

Eine grauenvolle Geschichte, die sich Theodor Salzburg zum Vorwurfe einer epischen Dichtung erkör. Unsere Leserswelt dürstet nicht, wie die römischen Frauen der Kaiserzeit, nach Herzblut, sondern vielmehr nach Herzensglut, und so ist das Thema nicht recht zeitgemäß. Dafür ist die Sprache bezaubernd schön, die Schilderung der erregten Gefühle, der verschiedenen Stimmungen und Leidenschaften eine meisterhafte. Leidet das Werk hin und wieder auch an jugendlicher Ueberschwenglichkeit, so können wir doch in Theodor Salzburg-Falkenstein ein bedeutendes Dichtertalent begrüßen.

F. v. F.

Fünf Erzählungen für jung und alt von Hermine Möbius. (Dresden. A. Köhler.)

Zur besonderen Freude der Jugend melden wir dieses Büchlein an. Auf das glücklichste trifft die Verfasserin jenen Ton, den die Kinder und das Volk in ihren Erzählungen lieben. Ganz außerordentlich gefällt den Kleinen die allzuherzige Geschichte „Nicht gerückt!“ Einige hübsche Vollbilder zieren das Werkchen, welches wir der Jugend und dem Volke im weiteren Sinne recht sehr empfehlen. R.

Junges Blut. Unter diesem Titel veröffentlicht Johann Peter bei Fr. Büttner in Leipzig eine neue Sammlung von Dorfgeschichten aus dem Böhmerwalde.

Am liebsten begegnen wir dem Volksschilderer Johann Peter, welchem wir manchen wertvollen Beitrag zur Kenntnis der Böhmerwälder, wenn nicht gar die erste bisher weiter in die Welt dringende Hauptkunde von dieser ursprünglichen Bevölkerung verdanken. Aber auch als Erzähler leistet der genannte Autor ganz Hübsches; wenn es zwar keine tiefer gründeten Arbeiten sind, die uns das oben genannte Büchlein vorführt, so verdienen sie doch in ihrer frischen Art eine freundliche Beachtung von Seite des lesenden Publicums. R.

Deutsche Welt- und Lebensanschauung. Begründet durch den Versuch einer neuen Lehre von den sittlichen Erscheinungen von Dr. Bruno Brudner. (Berlin. Adolf Reineke. 1891.)

Diesem Werkchen, dessen Inhalt, nebenbei gesagt, mit dem Titel nicht ganz überein-

stimmt, muß mehrfach entgegengetreten werden. Sein Ideal ist der Gemein Sinn. Gut, wenn dieser Gemein Sinn nur z. B. mit Hamerlings Allsinn ein bißchen Verwandtschaft hätte und nicht gar so lahme Flügel besäße, welche über die Grenzen Deutschlands nie hinaustragen. Das christliche Gebot: Liebe deinen Nächsten wie dich selbst, ist unseren rigorosen Philosophen zu wenig, nach ihm müßte es heißen: Liebe dein Volk mehr wie dich selbst. Christus verlangt mit seinem Gebote der Nächstenliebe Reales und Mögliches; um Bruno Brudners Gebot zu erfüllen, wüßte ich aber in der That nicht, wie ich es angehen müßte, mein Volk mehr als mich selbst zu lieben ohne christliche Nächstenliebe. Übrigens riskiert einer, der bloß „sein Volk über Alles liebt“, nicht viel. Der hungernde und verlassene Nächste, welcher täglich und stündlich Hilfe heischend an meiner Thür klopft, fordert mehr Opfermuth als das Volk, welches mir, wenn es nicht in Individuen zerlegt wird, doch nur als Begriff gegenübersteht. Aber für die Nation sein Leben wagen! wird der Philosoph einwenden. Nun, dazu wird man in Zeiten der Gefahr ohnehin gezwungen und nicht allzuhoch schlage ich das freiwillige Opfer an, zu welchem man im nächsten Augenblicke gezwungen werden kann. Ich glaube, man dient seinem Volke am besten durch beständige Ausübung der Nächstenliebe.

Unser Philosoph behauptet, der Gedanke vom Reiche Gottes wäre eine Irreleitung der Menschen. Ja um des Himmels willen, wo hinaus will denn der Mann, wenn er nicht dem Ideal der seelischen Vollkommenheit zustrebt? Genügt er sich denn damit, eingeschachtelt in seiner Nation immer nur im Namen dieser gegen andere Nationen brutal zu sein? Fühlen wir in uns eine Entwicklungskraft, so müssen wir ihr ein höheres Ziel stecken; des Thierischen allein wegen (und auch der nackte Nationalismus ist ein thierisches Princip) verlohnt es sich nicht einmal, philosophische Werke zu schreiben.

Unser Philosoph scheint nicht zufrieden damit zu sein, daß im deutschen Volke so viel Mitleid herrscht, das Mitleid eigne sich nicht für Siegfriedsthaten. Die Siegfriedsthaten müßten mitleidslos geschehen, und dazu solle das deutsche Volk erzogen werden. Ich aber glaube, daß der Siegfriedsgeist durch keine Schreibfeder geht; der Siegfried hat im deutschen Volke seine Zeit gehabt, daraus folgt aber nicht, daß das deutsche Volk zu aller Zeit Siegfried sein solle. — Unser Philosoph bedauert auch, daß dem deutschen Volk es an Leidenschaft gebreche, daß es zu überlegsam sei, um wild dreinzuschlagen; er fürchtet, daß die Gefittung das deutsche Volk um sein

Gemeingefühl bringe u. s. w. — Ei, geht mir weg. Das deutsche Volk hat 1813 und 1870 gesiegt ohne solche Lehren. Und ich glaube, wenn ein Volk dem nationalen Egoismus und den damit verbundenen Noheiten ganz und gar verfallen sein wird, dann erringt es keine großen, nachhaltigen Siege mehr. Es ist für ein scheinbar siegreiches Volk die verhängnisvollste Niederlage, sich in einen Ring unverföhnlicher Feinde veretzt zu haben. Von Feinden umringt, muß ein Volk all seine Kraft auf die lumpige Selbsterhaltung verwenden, und ein Volk zu erhalten, das bloß seiner Selbsterhaltung wegen da ist und kein höheres Ziel verfolgt, ist nicht der Mühe wert.

Zum Glück hat unser deutsches Volk andere Anlagen und Ideale und Gedanken, wie die in dem Büchlein von Dr. Bruno Brudner ausgesprochenen, diese sind nicht deutsch im wahren Sinne, deshalb werden sie kaum jemals in der deutschen Volksseele heimisch werden. M.

Warum die Menschen sich betäuben. Von Leo St. Tolstoj. Ins Deutsche übertragen von R. Löwenfeld. (Berlin Richard Wilhelm. 1891.)

„Nur Der trinkt und raucht, welcher ein böses Gewissen zu betäuben hat, oder welcher die Absicht hegt, etwas Böses zu vollführen.“ So Tolstoj. Wenn er seine Studien aus der Verbrecherwelt gezogen hat, so mag das richtig sein, im allgemeinen stimmt es wohl kaum. Ich spreche aus persönlicher Erfahrung. Ich trinke gern manchmal ein Glas Wein, aber nur wenn der Wein meinem Gaumen schmeckt und wenn ich in Gesellschaft bin. Ich trinke den Wein, weil er mir mundet, weil er mich heiter und geistesrege macht und weil er mich in körperliche Behaglichkeit versetzt. Böse Absicht ist keine dabei, Herr Graf! Im Gegentheile, beim Wein kommen mir die besten, edelsten Regungen und Entschlüsse, Gutes zu stiften, wie man ja auch weiß, daß die größten menschlichen Thaten seltener kalter Ueberlegung als großer Begeisterung entspringen.

Warum ich manchmal eine Cigarre rauche, das ist mir weniger klar. Doch kann ich versichern, daß ich niemals geraucht habe in der Absicht, mich zu betäuben oder ein böses Gewissen zu erlösen. Nein, Herr, Sie bringen uns jetzt lauter so Sachen, die wohl für Ausnahmefälle passen mögen, im ganzen den Nagel aber nicht auf den Kopf treffen und daher keine praktische Wirkung erzielen können, so gut sie auch gemeint sein werden.

Sie sagen, daß so große Dummheiten, wie z. B. die Erbauung eines Eißelthurms oder die Einführung allgemeiner Wehrpflicht nicht möglich sein könnten, wenn die Leute nicht betrunken wären. Die Bemerkung ist mir höchst interessant, ja ich blinzte Ihnen sogar meinstheils in gewisser Hinsicht bristimmend zu, allein, Wein, Bier und Cigarren dürften an dem Eißelthurm und an der Videlhauzenzeit doch nicht so gar alle Schuld tragen. Nüchterne Berechnung wird mehr dazu beigetragen haben.

Daß die geistigen Getränke und betäubenden Mittel trotzdem bei größeren Mengen sehr schädlich sind, steht außer Frage und darum soll man das Büchlein von Tolstoj, so sehr es auch über die Schnurhaut, nur beherzigen.

R.

Die Symbolik der Bienen und ihre Producte in Sage, Dichtung, Cultus, Kunst und Bräuchen der Völker für wissenschaftlich gebildete Jmter, sowie alle Freunde des classischen Alterthums und einer ästhetischen Naturbetrachtung nach dem Quelle bearbeitet von Joh. Ph. Glod. (Heidelberg. Weiß'sche Universitäts-Buchhandlung. 1891.)

Alles Bedeutende und Interessante, was in der Weltliteratur über die Bienen vorkommt, ist in diesem umfangreichen Werke niedergelegt. Für Bienenfreunde kann ich mir wahrlich kein besseres Unterhaltungs-, Belehrungs- und Erbauungsbuch denken, als dieses Werk es ist, welches in seiner Art einzig dasteht. Von dem unter dem Protectorate der Kaiserin Elisabeth von Oesterreich stehenden Wiener Bienenzüchterverein ist das glänzende Werk mit dem ersten Preise gekrönt worden.

M.

Der heilige Rod zu Grier. Eine Anlageschrift gegen Dr. C. Willems, bischöflichen Secretär. (Bonn. J. Bach Witwe.)

Eine scharfe Polemik gegen die von Dr. Willems aufgestellten Beweise von der Echtheit des heiligen Rodes. Ich wundere mich über den Eifer, der in dieser Sache für und wider angewendet wird. Dieses Capitel vom „heiligen Rod“ gehört nicht in die Wissenschaft, sondern in die Mystik. Der heilige Rod ist jedem echt, der daran glaubt.

R.

Der gute Kamerad. Speemanns Illustriertes Knaben-Jahrbuch. (Stuttgart. Union. Deutsche Verlagsgesellschaft.)

Wer bei seinen lieben Knaben das Brausein prämiieren will, der dürfte kaum eine bessere Preisgabe finden, als Speemanns „Guten Kameraden“. Dieses Jahrbuch (uns liegt der vierte Jahrgang vor) ist bei den Kindern außerordentlich beliebt. Wir fanden in demselben sehr Vieles, was höchst anregend, charakter- und gemüthbildend auf die Knaben wirken muß, fanden aber nichts, was einen schädlichen Einfluss üben könnte. Die Bilder, mit denen es geziert, sind wunderschön, und läßt sich das Jugendbuch aufs beste empfehlen.

M.

Jakob Eduard Schmölzer, der edle deutsche Liedermeister, der verdienstvolle Wiedererweder und getreue Hüter heimatischen Sanges. Sein Leben, Wirken und Schaffen, geschildert von Heini von Steier. (Graz. Lenkam. 1891.)

Dieses Werkchen, welches gelegentlich der Enthüllung des Schmölzerdenkmals in Kindberg erschienen ist, geht weit über die Bedeutung einer Festschrift hinaus. Vom Charakter einer Festschrift hat es das Getragene, Schwunghafte, Vegeisterte und Vegeisternde, was den Verfasser aber nicht hindert, auch sachlich und objectiv zu sein. Eine Unzahl von anziehenden Einzelheiten durchflieht die Schilderung des sonst ziemlich einförmigen Lebens eines schlichten Steuerbeamten; eine Menge hübscher Anekdoten bringt vielseitiges Licht in das dornen- und freudenreiche Künstlerwallen, welches in dem Büchlein entrollt ist. Der Stil des jungen Autors ist noch nicht ganz ohne Schlacken, aber er ist deutlich und frisch und von jener Wärme durchdrungen, die man bei akademischen Gelegenheitschriften fast stets vergeblich sucht. Die Arbeit des Stoffammelns, Sichtens und Ordnen's war keine geringe und wir müssen dem „Heini von Steier“ sehr dankbar sein für die Gabe, die uns Steirern das Leben, das künstlerische und patriotische Wirken Schmölzers so anmuthig und warm darlegt. Durch die zahlreichen Beigaben von Gedichten und Liedercompositionen ist das Buch gleichsam durchwoben mit einem Kranze von Rosen und Edelweiß. Schmölzers wohlgetroffenes Porträt, sein Sterbehau, sein von Professor Brandstetters Meisterhand geschaffenes Denkmal im Bilde zieren die Schrift, welche einen schätzbaren Beitrag bedeutet zur Kunst- und Musikgeschichte der Steiermark.

R.

Aus der Steiermark. Festgabe der Section Graz anlässlich der Hauptversammlung des deutschen und österreichischen Alpenvereines in Graz.

Dieses Album enthält zwölf der herrlichsten Landschaftsbilder Steiermarks, aufgenommen von Max Helff in Judenburg, in Lichtdruck vervielfältigt von M. Jaffé in Wien. Man findet hier Bilder, die man sonst selten zu sehen bekommt, z. B. den Hochschwab von der Dullwitz aus, den Risachsee, den Hochgolling. Es ist eine reizende Gabe. M.

Soeben verbreitet der Telegraph die Nachricht von einem literarischen Ereignis, dem demnächstigen Beginn des Erscheinens einer 14. Auflage von Brockhaus' Conversations-Lexikon.

Ein ganzes Jahrhundert erfüllt sich im Laufe der Ausgabe der 14. Auflage seit Erscheinen des ersten Bandes der 1. Auflage des Unternehmens, dessen Ruf durch die ganze Welt verbreitet ist. Die Verlagshandlung F. A. Brockhaus in Leipzig hat sich bestrebt, die Jubiläumsausgabe des großartigen Werkes in jeder Beziehung auf der Höhe der Zeit zu erhalten. Wie aus dem Prospect zu ersehen ist, wird die 14. Auflage in ihrer Art einzig dastehen und hat die Verlagshandlung keine Kosten gescheut, um textlich wie illustrativ das Vorzüglichste zu bieten. 100.000 Artikel sollen die 16 Bände des Werkes enthalten, so daß nichts dauernd Wissenswerthes auf dem Erdenrund dem Besitzer von Brockhaus' Conversations-Lexikon unbekannt bleiben mag. 9000 Abbildungen werden diese Artikel auf 900 Tafeln und im Text illustrieren; darunter befinden sich 120 Chromotafeln in außergewöhnlich schöner Ausführung, wenn wir nach uns vorliegenden Proben urtheilen können, sowie 300 Karten und Pläne, von welchen uns ebenfalls vorzügliche Beispiele zugänglich gemacht worden sind.

Auf die Ausgabe der 14. Auflage des Lexikons, dessen 1. Heft Mitte October erscheinen soll, wollen wir hierdurch unsere Leser aufmerksam machen. Wir hoffen noch öfter in der Lage zu sein, auf Brockhaus' Conversations-Lexikon eingehend hinzuweisen. V.

Wir erachten es als unsere Pflicht, bei Beginn des neuen Schuljahres unsere Leser, welche Elternpflichten zu erfüllen haben, auf die Elternzeitung „Schule und Haus“ (Wien, I., Maysedergasse 6) aufmerksam zu machen und ihnen nahezu legen, sich diesen vortrefflichen Rathgeber in allen Erziehungs- und Unterrichtsangelegenheiten anzuschaffen. V.

Dem „Heimgarten“ ferner zugegangen:

Otto Ludwigs gesammelte Schriften. Bis zur 16. Lieferung erscheinen. (Leipzig Fr. W. Grunow.)

Arthur von Bretagne. Romantische Dichtung von Victor Granelier. Mit Illustrationen von A. Reith. (München. Dr. E. Albert & Co. 1891.)

Profaische Schriften von Oskar II., König von Schweden und Norwegen. Mit allerhöchster Autorisation überseht von Emil Jonas. (Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei-Actien-Gesellschaft.)

Heinrich Herfordt und seine Dichtungen. Eine literarische Studie von Julius Werner. (Heidelberg, Carl Winter'sche Universitätsbuchhandlung. 1891.)

Zum Andenken an die Feier der Grundsteinlegung für das Denkmal Hoffmanns von Fallersleben auf Helgoland am 26. August 1891.

Erinnerungen an Richard Wagner von Hans von Wolzogen. Neue, um das Doppelte vergrößerte Ausgabe. (Leipzig. Vh. Kellam jun.)

Zur See. 26.—28. Heft. (Hamburg. Verlagsanstalt und Druckerei A.-G.)

Der Handel. Geldverkehr, Buchhaltung, Briefwechsel, Warenverkehr und Versicherungswesen. Verdeutschung entbehrlicher Fremdwörter in der Handelsprache. Herausgegeben vom allgem. deutschen Sprachverein. (Leipzig. Ferd. Hirt & Sohn, 1891.)

Ein Jägergülden. Jagdliche Humoresken, Skizzen und Gedichte von Herbert Hülgert. (Brünn. R. Knauths Buchhandlung. 1891.)

Die Zünfte der Stadt Bern. Dreizehn Ehrenglieder Bürgern und Bürgern gewidmet von W. Spieß und E. Münzinger. (Bern. 1891.)

Die Brunnen Berns von Wilhelm Spieß. Geschichten, Bilder, Lieder. (Bern. 1891.)

Beim „Heimgarten“ regelmäßig einlaufende Zeitschriften:

Westermanns illustrierte Monatshefte. (Braunschweig.)

Deutsche Rundschau. (Berlin.)

Vom Fels zum Meer. (Stuttgart.)

Velhagen und Klasing's neue Monatshefte. (Leipzig.)

Schorer's Familienblatt. (Berlin.)

Schweizerische Rundschau. (Zürich.)

Neue Musikzeitung. (Stuttgart.)
 Illustrierte Frauenzeitung. (Berlin.)
 Thra. (Wien.)
 Böhmens deutsche Poesie und Kunst. (Teplitz.)
 Deutsche Dichtung. (Berlin.)
 Der Kunstwart. (Dresden.)
 Deutsches Dichterheim. (Dresden.)
 Der gute Kamerad. (Stuttgart.)
 Schule und Haus. (Wien.)
 Oesterreichs deutsche Jugend. (Reichenberg.)
 Grüß Gott. (Wien.)
 Pädagogische Zeitschrift. (Graz.)
 Kindergartenlaube. (Nürnberg.)
 Der junge Bürger. (Dornbirn.)
 Oesterreichische Touristen-Zeitung. (Wien.)
 La Revue Félibréenne. (Paris.)
 Tägliche Rundschau. (Berlin.)
 Deutsche Zeitung. (Wien.)
 Presse. (Wien.)
 Tagespost. (Graz.)
 Grazer Wochenblatt. (Graz.)
 Freie Stimmen. (Klagenfurt.)
 Bauernzeitung. (Klagenfurt.)
 Deutsches Volksblatt. (Sternberg.)
 Deutsches Blatt. (Brünn.)
 Mittheilungen des deutschen Böhmerwald-
 bundes. (Budweis.)
 Der Volksbote. (Linz.)
 Niederösterreichische Volksbildungsblätter.
 (Krems.)
 Die Werkstatt. (Berlin.)
 Vegetarische Rundschau. (Berlin.)

Postkarten des „Heimgarten“.

H. A., Hamburg. Im Laufe des Jahres-
 ganges wird Ihnen zwar eine Ueberra-
 schung zu theil werden, aber nicht die
 von Ihnen erbetene. Bestellte Ueberraschun-
 gen sind ja keine.

H. H., Graz: Fort mit düsteren Vor-
 stellungen, mit denen man sich selber tödtet.

H. A., Augsburg: Sie haben ein merk-
 würdiges Beispiel in Ihrer Nähe. Besuchen
 Sie in München die Diefenbach-Ausstellung
 und betrachten Sie sich nicht allein die
 Bilder, sondern auch den Meister, einen der

unerschrockensten Apostel natürlicher Lebens-
 weise. Besehen Sie sich z. B. die Einfachheit
 seines Kleides und Sie werden einen schweren
 Seufzer thun darüber, daß wir anderen
 so hart schmachten unter der Despotie unserer
 Modekleidung, welche — wenn man sie ganz
 vorurtheilslos betrachtet — ziemlich das
 Unbequemste und Abgeschmackteste ist, was
 man sich denken kann.

Vierzehn Jahre alter Knabe: Mancherlei
 gelesen, daher auch ziemliche Geläufigkeit
 in Form und Ausdruck. Inhalt nichts
 Außergewöhnliches. Ein etwa noch schlum-
 merndes größeres Talent kann sich vielleicht
 nach einigen Jahren deutlicher offenbaren.

H. Teplitz: Der Aufsatz „Unsere Bienen
 in Australien“ ist nach Zeitungsberichten
 bearbeitet, ohne daß der Verfasser für die
 Richtigkeit derselben einstehen kann. Jeden-
 falls dürfte der Stoff von einer gewissen
 poetischen Wahrheit getragen sein.

O. L., Mödling: Wien (Groß-Wien)
 hat 29.395 Häuser und 1.364.548 Ein-
 wohner. Der Name Wien dürfte wohl kaum
 von Vindobona kommen, eher von Fabiana,
 wie die Stadt unter den Babenbergern
 hieß. Fabiana: Viana: Wiana: Wian: Wien.
 So ähnlich pflegen sich fremde Namen im
 Volksmunde abzuschleifen.

* Im Jahrgange XV., auf Seite 876,
 ist anstatt „Maria von Ebre“ zu lesen:
 Maurice von Stern.

* Wir sind außer Stande, alle an uns
 gerichteten Briefe durch die Post zu beant-
 worten. Wichtigeres, Einschlägigeres findet
 an dieser Stelle Berücksichtigung.

* Mit Handschriften Sammlern fühlen
 wir kein menschlich Erbarmen.

* Wir bitten, unaufgefordert uns
 Beiträge nicht zu schicken, da wir für solche
 keine Verwendung haben und für deren
 Rücksendung nicht bürgen können. Auch
 können wir uns nicht einlassen auf die
 unfruchtbare Arbeit des Prüfens von Hand-
 schriften junger Autoren. Nach unseren
 zahllosen Erfahrungen kommt nichts dabei
 heraus als Zeitverlust für den Prüfer und
 Enttäuschung für den Prüfling.

Heimgarten

2. Heft.

November 1891.

XVI. Jahrg.

Ein Rebell.

Geschichte aus deutscher Heldenzzeit von P. R. Hofegger.

(Fortsetzung.)

Zu gratulieren ist, und ich bekomme zwei Groschen!

Im Wirtshause an der Mahr war Sonntagruhe. Peter war nicht mit den anderen hinaufgestiegen ins Gebirge, wo in einer versteckten Felschlucht Scheibengeschossen wurde. Viele junge Leute wollten sich im Schießen üben, allein das war schwer verboten, die Baiern hatten alle Schießstände aufgehoben im ganzen Eisackthale und weiter um.

Peter brauchte sich im Schießen nicht erst zu üben, also war er nach dem Nachmittagsgottesdienste heimgegangen in sein Haus an der Mahr und hatte sich dort auf die Familienstube zurückgezogen im ersten Stock. Das Wirtszimmer konnte wohl eine Stellnerin besorgen; der gewöhnliche

Straßenverkehr hatte abgenommen, seit es wieder so unruhig ward im Lande.

Draußen jauste eben ein Gewitterregen nieder. Peter streckte sich auf die Holzbank aus und sagte mit einem Gefühle des Behagens: „Endlich kann man wieder einmal daheim sein. In solchen Zeiten gehört der Mann kaum mehr seiner Familie, noch weniger sich selber.“

Sein ältester Knabe Hans war eben in der Stube beschäftigt, auf dem Fußboden mit Holzstücken und Schulbüchern eine Festung zu bauen. Der fragte nun: „Willst du schlafen, Vater, so werde ich hinausgehen.“

„Bleib, Hans und baue weiter an deiner Burg. Auch die kleine Marianna kannst du hereinrufen. Die Mutter wird neben mir sitzen, den Matthias auf dem Schoße schaukeln und ein Lied singen. Dann habe ich

euch wieder einmal alle beisammen. Wer weiß, wie bald es anders wird.“

Also sagte Peter, der Wirt, und als er seine Lieben um sich versammelt sah, da strahlte sein freundliches Gesicht. Während das Mädchen mit der kleinen Hand sein Haupthaar streichelte, schaute er immer auf sein jugendliches, schönes, blondes Weib hin, das den einjährigen Knaben auf dem Schoße hielt und ihm ein Kinderliedchen vortrillerte.

„Nun, Rothburga“, so sagte Peter plötzlich zu seinem Weibe, „wie denkst du über einen solchen Mann! Sollte Kugeln gießen und läßt sich streicheln von einem jungen Frauenzimmer!“

„Gönne dir das bißel Ruhe, Peter“, antwortete sie, ohne auf den Scherz einzugehen. „Es ist ohnehin so selten, daß du bei uns bist.“

„Jetzt kraut sie mir auch noch das Haar“, sagte Peter lustig. „Von Samson steht zu lesen, daß seine Schwäche in den Haaren gelegen ist. Sapperment, das wäre schlimm! Zum Glück ist mir meine Mariandel nicht so gefährlich, wie dem Samson seine Dalila. Noch von meiner Mutter her habe ich's, daß ich mich gerne streicheln lasse. Und statt der Mutter ist es schon das Kind. Schnell geh! auf der Welt. Laß es, Marianna.“

Er richtete sich auf und schaute dem Knaben zu beim Festungsbau. Als dieser damit fertig war, die Mauern zwei- und dreifach dastanden, umgeben von Schanzen und Thürmen, stellte der Hans auf die Mauern eine Reihe grauer Steinchen, das waren die Knappen, hinter diesen auf höheren Zinnen eine Reihe weißer Kiesel, das waren die Ritter. In eine Ecke der Festung that er ein glänzendes Stück Rüchentruf, das vom Rauchfange herabgefallen war, solches stellte den Burgtaplan dar. Und mitten in die Burg legte der Knabe eine Pflaume hinein.

„Was soll denn die vorstellen?“ fragte der Vater.

„Das ist die Katharina“, antwortete der Knabe.

„Wohl von Herzen kindisch ist er noch!“ lachte die Mutter.

„Gottlob“, sagte Peter. „Wer lange Kind bleibt, der bleibt auch lange Mann. — Nur möchte ich wissen“, wandte er sich zum Knaben, „was die Katharina in der Festung zu thun hat?“

„Die Katharina Maultasche hat ja in der alten Burg Tirol gewohnt“, antwortete Hans. „Unser Lehrer hat erzählt, die Baiern hätten sich Tirol von Osterreich mit Geld abkaufen lassen. Nachher hat sie's aber gereut und haben das Land wieder zurückerobern wollen. Aber die Katharina hat gesagt: Wer uns für Geld verkauft, der soll die Schläge umsonst haben! hat zugeschlagen und ist österreichisch verblieben.“

Peter sagte leise zu seinem Weibe: „Es ist eine Wahrheit in diesem Spiel.“

„Nur wird das alte Schloß Tirol nicht mit Schulbüchern erbaut worden sein“, meinte Frau Rothburga. „Ich denke, Hans, du wirst die Mauern wieder abtragen und aus den Bausteinen deine Schulaufgaben lernen.“

Der Knabe machte ein mißmuthiges Gesicht. Das Sizen in den Schulbänken und das Auswendiglernen des Katechismus war nicht nach seinem Sinne.

„Ja, ich kann dir aber nicht helfen“, sagte der Vater zu ihm. „Der Mensch ist ein Soldat und der Soldat muß exercieren. Nicht allein mit Säbel und Gewehr, auch mit Lesen, Schreiben und Rechnen. Die Baiern und Franzosen wären uns nie hereingekommen in's Land, wenn sie nicht besser lesen, schreiben und rechnen könnten, als wir Tiroler. Ja, es stimmt nicht schlecht, wenn man sagt: Die Festungen müssen wir mit Schulbüchern auführen.“

Nun war es aber mit der Sonntagruhe schon vorbei. Ohne daß

angeklopft wurde, öffnete sich die Thür. Peter sprang von seiner Bank auf, denn ein bewaffneter Baier stand in der Stube. Der Brieftote ist sonst nichts Schlimmes, aber der Wirt stand trotzig vor ihm und wartete wortlos auf das, was der Bote zu übergeben hatte. Dieser zog aus der Ledertasche ein Schreiben hervor: „An den Herrn Peter Mayr, Wirt an der Mahr bei Bräun.“

Peter deutete finster auf das erbrochene und ungeschickt verklebte Siegel, der Bote zuckte die Achseln. Das müßten die Tiroler gewohnt sein, daß die bairische Post keinen geschlossenen Brief übergibt.

„Zu gratulieren ist!“ sagte der Baier, „und ich bekomme zwei Groschen.“

„Wofür? Der Brief ist ja in seinem Aufgabsorte Bozen bezahlt worden.“

„Ich bekomme zwei Groschen“, wiederholte der Bote.

Peter warf zwei bayerische Groschen auf den Tisch und wendete dem Baier den Rücken zu. Dieser langte nach dem Gelde, prüfte es auf seine Echtheit und verließ ziemlich ungefüß die Stube.

Peter entfaltete den Brief, durchflog ihn und dabei rötheten sich seine Wangen. „Der Brief ist mehr als zwei Groschen wert“, murmelte er und schob ihn in den Sack.

„Hast du eine Neuigkeit, Peter?“ fragte ihn seine Chewirtin.

„Du sollst bald davon erfahren“, antwortete Peter. „Ich will eilends einen Boten zu den Scheibenschützen schicken. Der Griesacher und der Eisenstecken und der Kreuzwirt und die anderen sollen in mein Haus kommen, aber hintereinander, daß es nicht auffällt.“

Als bald darauf ein Knecht des Mahrwirthes gegen das Gebirge eilte, kamen sie ihm schon entgegen. Sie hatten drüben von der Spitze des Fliherberges einen Rauch aufsteigen gesehen und das Zeichen sofort ver-

standen. Bei der Abenddämmerung giengen sie in das Haus.

„Es wird Ernst!“ Mit diesen Worten kam ihnen Peter entgegen und führte sie hinaus in die Scheune. Während in der Wirtsstube einige bairische Söldner kartelten, waren die Bauern draußen hinter dem geschlossenen Scheumenthor versammelt und Peter zeigte ihnen bei Kerzenscheine den Brief. Er war aus Osterreich an den Kaffeefieder Messing in Bozen adressiert, wohl sehr verspätet dorthingelangt und dann weitergeschickt in die Thäler des südlichen Tirols. Der Brief lautete also:

Vieber Herr Vetter!

Doch endlich einmal hat sich der Liebhaber entschlossen, in Kürze seine Braut abzuholen. Gestern gieng ich zu ihm mit dem betäubten Schreiben der Braut. Er sprang mir freudig entgegen und fragte jubelnd, ob der Brautvater nicht hier sei. Nein, sagte ich, und gab ihm den Brief. Er las und schüttelte wild den Kopf. Was kann ich dafür, sagte er, daß ich die Erlaubnis zu heiraten nicht erhalten habe? Desto besser wird sich die Braut nach so langem Dulden und Schmachten auf ihre Erlösung freuen. Der Bräutigam ersuchte mich also, dem Vater der Braut sogleich zu schreiben und ihn sammt seinen lieben Brüdern im Etschland, im Eisackthal, auch die vom Innthal zu verständigen. Herr Vetter, machen Sie Ihre Sache gut, bereiten Sie die Gäste zur Hochzeit. Ihr Kuppelpelz ist schon in der Arbeit. Es ist die höchste Zeit. Der Bräutigam wird gegen Ende des Monats nach Grätz gehen, seine Kleinodien zusammenzurichten und nachher seine Braut abholen. Näheres kann der Brautvater, der Wärtige, in Klagenfurt auf der Post erfahren, wenn er hinschickt. Nur so schleunig als möglich, und alle verständigen, daß sie ihr Gewand herrichten. Aufkündigung von der Kanzel schon in

nächsten Tagen. Neues gibt es hier gar nichts, als daß die Spanier geschlagen sein sollen. Die Franzosen sind doch brave, wackere Krieger. Gott gebe unserem Brautpaar Glück und Segen. Der Frau Muhme, dem Brautvater, dem Jäger-Peter und allen einen schönen Gruß. Der Jäger-Peter wird Brautführer sein.

In Brüderlichkeit

Josef Steger.

Villach. Im Erntemonat 1809.

Als dieses Schreiben gelesen war, athmeten die Männer auf. Sie hatten es erwartet und verstanden es. Die Braut war das Volk von Tirol, der Bräutigam war Erzherzog Johann von Osterreich, der Brautvater, der Värtige, war Andre Hofer, der Sandwirt von Passieier, das Hochzeitsgewand war die Bewaffnung, das Aufkünden von der Kanzel war die Angriffsordre, die Hochzeit war der Sieg gegen die Baiern und Franzosen, die lieben Brüder im Etschland, im Eisack- und Innthal waren die Häuptlinge, und der Jäger-Peter endlich war Peter Mayr, der Wirt an der Wahr.

Peter gab den Brief an Griesacher und sagte: „Ich bin bereit. In der Muthschlucht sind dreihundert Gewehre versteckt. Pulver und Blei ist in der klüftigen Wand bei den oberen Stockhütten. Im ganzen Eisackthal von Sterzing bis Bozen wartet man nur auf das Zeichen. Mit den Etschthalern und Bintschgauern wird der Sandwirt ausrücken.“

„Der Sandwirt geht morgen über den Jaufen“, wußte der Kreuzwirt von Trixen zu berichten. „Es geht gleichzeitig los vor und hinter dem Brenner.“

„Wenn nur auch die Pusterthaler fertig sind“, meinte der Griesacher. „Die gehen alleweil nur auf Wallfahrten um und wollen alles mit der Beten (der Rosenkranzschnur) ausrichten.“

„Mit der Beten allein richtet man nichts und mit dem Stuken allein auch nichts“, sagte Peter. „Die Tiroler und die Heiligen Gottes müssen zusammenhalten.“

Jetzt entstand im Hause Lärm, Geschrei und Gepolter, der Wirt wurde gerufen. Bald stand Peter mit dem Ochsenziemer in der Schenkstube unter fluchenden Baiern und Tirolern.

„Wenn ein bairischer Freimaurer auf der Kanzel steht, da geh' ich nicht in die Kirche“, rief ein alter Bauer, „und von Bütteln laß ich mich nicht hineintreiben.“

Der Messner von Schnauders schrie: „Wenn sie unseren Pfarrer umgebracht haben, nachher! nachher!“ Er hob die geballten Fäuste.

Einer der bairischen Soldaten faßte ihn an den Armen und fragte: „Was nachher? Mein lieber Kirchenknecht, du wirfst morgen die blau-weiße Fahne auf deinen Kirchturm stecken.“

„Ich? Ich den bairischen Fexen?“ begehrte der Messner auf. „Eher setze ich den rothen Hahn aufs Dach. Lieber niederbrennen unsere eigenen Kirchen, als den Antichrist hineinlassen.“

„Du wirfst morgen die blau-weiße Fahne auf den Thurm stecken. Der Kreisrichter macht mit den Empörern kurzen Proceß.“

„Er soll mich erschießen lassen mit der größten Kugel“, entgegnete der Messner, „dann könnt ihr mir die bairische Fahne ins Loch stecken.“

„Messner“, so legte sich nun der Wirt ins Mittel, „warum willst du die blau-weiße Fahne nicht auf den Thurm stecken? Der Schlampen färbt ja bald ab, nachher hast die österreichischen Farben oben. Ein tüchtiger Wettersturm mit Regenguß, und was blau ist, wird schwarz, und was weiß ist wird gelb.“

Für diese Bemerkung wurde der Wirt an der Wahr von dem bairischen Corporal in ein Notizbuch geschrieben.

Mittlerweile waren von der Umgebung immer mehr Bauern zusammengekommen. Das Haus füllte sich so sehr, daß auch im Vorgelass Tische aufgeschlagen werden mußten. Die Baiern verkündeten Polizeistunde und verloren sich dann allmählich.

„Dieses Wirtshaus ist mir das fatalste im ganzen Thal“, sagte unterwegs der Corporal zum Kameraden. „Zu einzeln ist es für uns nicht rathsam, hinzugehen. Wir wollen demnächst das verdächtige Nest aufheben.“

Das Wirtshaus an der Mahr kam in jener Nacht noch lange nicht zur Ruhe. Gewitter waren niedergegangen, aber mitten im brausenden Regen sprengte von Klausen heran ein Bote mit einem Schreiben an Peter Mahr.

„Es ist vom Sandwirt!“ berichtete der Reiter in Eile, „ich habe ihrer noch mehrere in der Tasche und muß ins Pusterthal. Habt gute Berichtigung miteinander!“

Als Peter den Brief flüchtig durchgesehen, sagte er: „Nun gibt es kein Geheimnis mehr, alle sollen es wissen, Männer, Weiber, Kinder, und damit von Haus zu Haus fliegen.“ Laut rief er es in die lärmende Gesellschaft: „Männer, die Zeit ist gekommen! hört zu, und wenn ihr die Nachricht vernommen habt, geht an die Arbeit.“ Dann las er:

„Herzliebste Tiroler!

Die Zeit der Erlösung ist da. Wir erheben uns gegen den Feind. Die Fremden haben unsere Freiheit vernichtet, unsere heiligsten Rechte mit Füßen getreten. Wir streiten für unsern Herrgott, für unsern Kaiser Franz, für unser Vaterland Tirol. Unser Vaterland ist alles wert. Alles was Waffen kann tragen, soll gehen. So wie unser Herr Jesus das Blut vergossen hat, so wollen auch wir es opfern bis auf den letzten Tropfen.

Mit der Hilf des allerheiligsten Herzens Jesu und der Fürbitte der Mutter Gottes Maria, morgen geht's los in allen Thälern. Wir werden siegen oder sterben, ein anderes gibts nimmer. Im Namen Gottes!

Andre Hofer.

Sandwirt zu Passeier.“

Ein jauchzender Aufruhr war's, der sich jetzt erhob. Die jungen Burschen begannen hell zu jodeln, graubärtige Männer umarmten sich, Weiber küßten einander auf die Wangen, als wäre ein unerhörtes Glück geschehen, so gieng es zu, und doch war es nichts anderes, als ein Ruf auf das Schlachtfeld und vor das Angesicht des Todes.

Peter, der Wirt, rief seine Knechte und befahl ihnen: „Gehet eilends hinan auf den Kuhfogel, auf den Angerberg, auf den Rock und zündet die Holzhausen an.“

Als es auf dem Domthurme zu Brixen Mitternacht schlug, giengen über den Höhen der Gebirge in Ost und in West, in Süd und in Nord Sterne auf, die kein Himmelskundiger noch verzeichnet hatte. In stiller, rothgoldener Glut leuchteten sie bald matter, bald heller. Und zur selben Zeit schlug die Sturmglocke an und begann ein dumpfes Lied, welches nun tausendfach erklang im Lande Tirol.

Augustin, geh' heim!

Die Richtung von Bozen her fuhr ein ächzender Lastwagen; mit drei Pferden war er bespannt. Der blauefittelige Fuhrmann gieng in staubigen Stiefeln schwerfällig nebenher und knallte mit der Peitsche. Auf den Säcken des Wagens, unter einem schattenden Rohrdache saß ein noch junger Mann in priesterlicher Kleidung.

Am Schlagbaum hielt das Fuhrwerk an und der bayerische Mautner rief: „Was fährst?“

„Korn“, antwortete der Fuhrmann.

Der Mautner hob den Straßenzins ein, dabei fragte er ganz gutmüthig: „Kannst mir nicht sagen, Fuhrmann, was sie denn heute so läuten überall, schon seit aller Herrgottsfrüh?“

„Was sie so läuten? Ja, weil ein großes Fest kommt“, entgegnete der Blaukittel. „Weil die Christmette nicht mehr erlaubt ist, so haben die Tiroler das Fest auf den Sommer verlegt.“

„Aha, ihr feiert halt auch den Napoleontag, der auf Maria Himmelfahrt fällt.“

„Ja, den Napoleontag — wird schon so fein“, antwortete der Fuhrmann.

„Und deswegen thun sie überall so läuten?“

„Freilich, deswegen thun sie so läuten.“

„Dank schön.“

„Gern geschehen. — Hia, Braune!“

„Laß rasten noch!“ sagte der Mautner und griff prüfend an den strotzenden Säcken herum. „Hast alles Korn?“

„Alles Korn.“

„Sag' mir, warum der Esack lauter so Sachen daher trägt, Strohhalme, Bretter, Baumwipfel und ganz kaltig ist das Wasser stellenweise.“

„Es muß im Gebirg stark gewittert haben über Nacht“, antwortete der Fuhrmann. „Darauf schwemmt's immer allerhand daher.“

„Schau du, was ist denn das?“ rief der Mautner und wies mit beiden Zeigefingern in den Fluß hinab, wo auf einem herabschwimmenden Balken ein rothes Fäulein stak.

„Kunnt mir's nit denken“, entgegnete der Fuhrmann. „Das ist merkwürdig. Vielleicht wohl ein Kinder-spielzeug.“

„Kann auch sein“, gab der Mautner bei.

„Ist so.“

„Dank schön.“

„Gern geschehen. — Hia!“

Der Mauteinnehmer ließ aber immer noch nicht weiterfahren. „Thut's denn gar so eilen?“ jagte er.

„Das gerade nicht“, entgegnete der Fuhrmann. „Kann ja noch lassen rasten. Versäume nichts.“

„Was hast denn unterhalb drin, im Wagen?“

„Lauter Korn. Aus dem Welschen.“

„Hast nichts gehört, Fuhrmann, auf dem Mitten sollen Häuser abgebrannt sein in dieser Nacht.“

„Was du nit sagst, Mautner!“

„Man hat vom Thal aus das Feuer gesehen.“

„Die Sakra geben mit dem neu-modischen Schwefelzeug nit acht!“ rief der Fuhrmann. „Alle Augenblick hört man von einer Feuerzbrunst, seit diese verdammte Schwefelzunde aufgetommen ist.“

„Aus Unvorsichtigkeit?“

„Nichts anderes.“

„Dank schön.“

„Gern geschehen. — Hia!“

So bewegte sich das Fuhrwerk endlich weiter.

Nach einer Weile schaute der Fuhrmann um und da der Schlagbaum schon außer Sicht war, sagte er zu dem Geistlichen, der auf den Bündeln saß: „Da bei dieser Maut sind mir die Grausbirn aufgestiegen, du ver-schwefelt noch einmal! dreimal hat er gefragt, was ich in den Säcken hab'. Und das Herumgreifen! Hab' schon geglaubt, er reißt mir einen auf.“

„Hast ihn ein bißchen belogen?“ fragte der Priester.

„Ah, wer wird denn lügen! Korn hab' ich in den Säcken.“ Dann neigte er sich flüsternd zum andern hin: „Aber zweierlei Korn. In den großen Säcken Weizenkorn. Und mitten in jedem großen Sack ist ein kleiner, und da habe ich Salpeterkorn drin.“

„Pulver!“

„Bleib nur sitzen, junger Heiliger. es geschieht dir nichts. Kannst sogar Tabak rauchen, wenn du willst, es greift nichts durch.“

„Wohin fährst du denn mit dem Pulverturm?“

„Auf die Mahr, zum Wirt.“

„So laß mich nur sitzen, ich habe einen weiten Weg hinter mir und will auch zum Wirt auf die Mahr.“

„Hab' mir's wohl gedacht“, sagte der Fuhrmann. „Du bist ja der Augustin, der Wirtin ein Bruder.“

„Also kennst du mich?“

„Glaubst du denn, Herrgotts-Better, ich wollt' dir sonst meinen Pulverturm auf die Nase binden?“

Nun, da verstanden sie sich.

Der Verkehr auf der Straße war an diesem Tage auffallend gering: ein paar träge Kutschen, ein paar Soldatenwägen mit schläfrigen Blauhosen, ein Viehtrieb, sonst begegnete ihnen nichts. Bauernfuhrwerke mangelten fast gänzlich. Die Höfe und Dörfer waren wie ausgestorben, auf den Thürmen läuteten die Glocken.

Gegen Mittag kam das Kornfuhrwerk an die Mahr. Vor dem Wirtshause wollte es halten, da rief die Wirtin zur Thür heraus: Ihr Mann lasse sagen, das Korn sei nach Mühlbach zu fahren.

Der Priester stieg vom Wagen: „Was bin ich schuldig fürs Mitfahren?“

„Ein Vaterunser bete!“ antwortete der Fuhrman, knallte mit der Peitsche und das Gefährte ächzte weiter.

„Jesu Christi, der Augustin!“ schrie die Wirtin, als sie den Geistlichen jetzt erkannte.

„Gott grüße dich, Schwester!“ Mit diesen Worten trat er an sie hin und gab ihr ruhig die Hand.

„Heißt das in Padua sein?“ rief sie fast lustig. „Oder hat der Bonaparte auch dein Kloster aufgehoben?“

„Er hat es nicht aufgehoben“, versetzte der Priester, „aber Schwester, es ist kein Bleiben in der Fremde, und wie könnte man im Chorstuhl sitzen und Psalmen singen, wenn es daheim so zugeht! Mir hat's keine

Ruß' gelassen, ich bin da. Wo ist der Peter?“

Die Wirtin führte den Ankömmling die Treppe hinauf in die Familienstube. „Kinder!“ schrie sie, „kommt doch her, der geweihte Better ist da!“ Der kleine Hans lief, ein weißes Lämmlein in den Armen, vom Stalle herein; er hatte das Thier erst von Gott und dann von seinem Vater geschenkt bekommen und konnte sich gar nicht von ihm trennen. Das Mariachen machte große Augen, als es den Geistlichen sah und spitzte schon den kleinen rothen Mund zum Handkuss. „Drei habe ich ihrer schon!“ gestand die Mutter, „gib ihnen den Segen, und ein bißel einen“, setzte sie leise bei, „spare auch auf das Vierte.“

„Gott mit uns allen!“ sprach der Priester, indem er seine Ledertasche auf die Bank warf, „und jetzt, Nothburga, kannst mir was zu essen bringen. Seit Bozen her habe ich nicht mehr gebettelt.“

Nachdem er sich gestärkt hatte, stellte Nothburga sich vor ihn hin, schaute ihn an vom Kopf bis zum Fuß und sagte: „Na, da hätt' ich auch eher vermeint, die Steinwand stürzt nieder auf unser Haus, als daß du heute da sitzen solltest bei diesem Tisch. Wie kann denn das sein?“

„Mich dünkt, du nimmst es für ein Unglück, Schwester.“

„Gott verhüte es! Ich kann's nur gar nicht glauben. Am Ende bist heimlich durchgegangen, Augustin!“

„Das bin ich nicht, Schwester, aber wenn ich's wäre, ich würde es jetzt verantworten“, sagte Augustin.

„Ja, es ist anders gekommen, als wir alle gedacht haben. Kannst du dich erinnern, Nothburga, wie ich nach meiner Priesterweihe gesagt habe: Ich will von dieser schnöden Welt nichts mehr hören und sehen. Nicht zur streitenden Kirche will ich stehen, nur mit der leidenden will ich leiden, mit

der triumphierenden will ich selig sein. Eitel ist die Welt, den Frieden Gottes will ich haben in den Klostermauern und Gott dem Herrn mein Herzblut aufopfern. Ich weiß es noch recht gut, wie auf solche Worte dein Peter den Kopf geschüttelt hat und nichts dazu gesagt als: Augustin, Augustin! — Und daß ich ganz losgerissen bin von irdischen Banden, von Eltern, Geschwistern, Freunden und Bekannten, von allem, was mir lieb ist worden seit Kindheit auf Erden, habe ich den Rath eines geistlichen Seelenfreundes befolgt, habe mich getrennt vom Vaterlande, und in der Fremde, im fernen Welschland meinen Leib, meinen jungen Leib, lebendig begraben unter Klostermauern. Glaube mir, Schwester, ich habe es nicht bereut, ich bin nicht unglücklich gewesen die drei Jahre her. Ich habe im Kloster Stunden erlebt, die voll himmlischer Seligkeit gewesen sind. Wenn aus der Ferne manchmal ein schwacher Hall in die stillen Mauern hereindrang von dem Glende, der Unzufriedenheit und der Lasterhaftigkeit der Welt, da bin ich mir des heiligen Wyls so recht bewußt geworden und mir ist gewesen, als gehörte ich nicht mehr zu den Sterblichen, sondern vielmehr schon zu den Seligen. Nicht sagen kann ich dir's, meine Schwester, wie süß es ist, im Reiche Gottes zu leben. — Dann aber auf einmal die Nachrichten: Das Heimatland ist erniedrigt! Dein Volk daheim ergreift in zorniger Begeisterung die Waffen, um sein uraltes, heiliges Recht wieder zu erobern! Wie Josannenschall war mir das, und mein Leib, mein irdischer Leib ward wieder lebendig und stand aus dem Grabe auf, und eine Stimme war in mir, laut und lauter ward sie mit jedem Tage: Heim mußt du! Bei der Vesper rief sie es, am Altare rief sie es: Heim mußt du! Und eines Tages, als ich die Messe las und die Hostie aufwandelte, da hörte ich von der Hostie deutlich das Wort:

Augustin, gehe heim! — Es war kein Halten mehr, und niedergedrückt bin ich vor dem Prior: Ich kann nicht anders, ich muß fort nach Tirol. Der Prior legte mir die Hand aufs Haupt: So geh, mein Sohn. Du bist jung und wirst in der streitenden Kirche Gott und dem heiligen Glauben dienen. Und wenn es vorbei ist, dann komme wieder. — Also bin ich da. Wieder daheim! Ich weiß nicht, wie mir zu Muthe ist. Und nun will ich wissen: wo ist dein Mann?"

„Er ist schon fort“, antwortete die Wirtin. „Auf der Alm sind heute die Gewehre vertheilt worden und die Leute sind alle oben in den Hängen.“

„Ich will auch ein Gewehr haben.“

„Zwei Stutzen sind noch draußen in der Scheune unter dem Dach versteckt. Nimm einen. Und von meinem Mann das Sonntagsgewand kannst anlegen.“

„Nur die Zoppe. Ganz will ich den Priester nicht ausziehen.“

Plötzlich fiel Frau Rothburga nun dem Bruder um den Hals, umarmte und herzte ihn und sagte: „Augustin! So gern wie jetzt hab ich dich noch nie gehabt. Daß du uns nicht verlassen hast in der Noth! — Aber beim Tageslicht darfst du das Haus nicht mehr verlassen, die Bütteln schnürfeln schon. Ruhe dich aus in meines Mannes Bett und wenn's dunkel wird, gehe ihnen nach. An der Mühlbacher Schlucht werden sie sich festsetzen. Die bairischen Regimenter sollen schon auf dem Marsch sein gegen unser Thal her. Auch Franzosen darunter. Langweilig wird euch nicht werden.“

Als Augustin zur kurzen Rast sich in die Kammer einschließen wollte, kam die junge Dienstmagd Hanai herangeschlichen, küßte zuerst am Geistlichen den Zipfel der Kutte, dann die Hand und endlich rückte sie heraus, sie hätte eine schöne Bitte. Die Geistlichen seien alle verjagt, darum komme sie zu ihm, wenn er gleichwohl noch

jung sei, das werde er doch können. Sie habe etwas weihen zu lassen.

„So bringe es her, ich will den Segen gerne sprechen“, entgegnete Augustin. Hanai eilte hinweg und kam bald zurück mit einer schweren dreispießigen Stallgabel.“

„Was willst denn damit?“ fragte der Priester.

„Baiern erstechen. Und ich bitt' dich gar schön, geistlicher Herr, thu' mir sie weihen!“

Das Mädchen stellte sich stramm hin, wie ein Soldat und stemmte den Stiel auf den Boden, daß die drei Speißen himmelwärts standen. Der Priester faltete die Hände, sprach ein lateinisches Gebet, welches er mit den deutschen Worten schloß: „Also sei gesegnet diese Waffe, daß sie Kraft habe gegen den Feind Gottes und Tirols, im Namen der allerheiligsten Dreifaltigkeit.“

„Amen“, sagte das Mädchen. „Vergelt's Gott, geistlicher Herr!“ Damit küßte sie ihm wieder die Hand, schwang die Gabel auf ihre Achsel und machte Kehrt.

Etwas später kam die Stallmagd Hanai zur Wirtin und bat, ob sie nicht einen Rest vom Mittagsmahle hinausstragen dürfe zu den Kastanien, dort sei ein Armer, der schon länger als einen Tag nichts zu essen gehabt habe.

„So trage ihm hinaus, was da ist“, gestattete die Wirtin. Und die Magd nahm einen Handkorb, that ein Stück Rauchfleisch, Kraut und ein Stück Brot in den Korb und eine kleine Flasche Rothwein, und trug solches Mahl hinaus zu den Kastanien.

Dort im Grase saß der schwarzbraune Antonio und rieb mit einem Lappen und feinem Sande den Lauf eines Gewehres.

Als der Bursche das Mädchen nahen sah, hub er an zu jodeln und zu jauchzen. Die Hanai stürzte auf ihn hin, hielt ihm mit flacher Hand den Mund zu: „Bist denn närrisch wor-

den, Antonio! daß dich die Baiern hören und abfangen. Was thust denn da?“

„Den Stutzen thu ich schön machen.“

„Dem kannst du die Seele herausreiben, so wird er nit glänzend.“

„Nit?“ entgegnete der Antonio, „wenn er nit glänzt, dann mag ich ihn nit. Die bayerischen Gewehre glänzen ja auch so schön!“

„Der Tiroler braucht seinen Stutzen zum Schießen und nicht zum Prahlen. Da hast was zu essen.“

„Durst habe ich“, sagte der Bursche und langte nach der Weinflasche.

„Das Trinken allein hilft nicht, mein Lieber, da wirst du schlecht treffen“, meinte die Hanai.

„Willst du wissen, daß ich treffen kann!“ rief der Bursche, legte den Gewehrkolben an die Wange und zielte nach einem Geier, der hoch über der braunen Felswand kreiste.

Sie riß ihm zornig die Waffe aus der Hand. „Du wirst noch alles verderben mit deinen Dummheiten!“ grollte sie. „Jetzt schießen da beim Haus!“

Der Antonio setzte sich ruhig wieder hin und begann zu essen, wobei er Messer und Gabel verschmähte, hingegen aber die Finger trefflich zu nützen verstand. Die Hanai saß neben ihm und schaute ihm zu, aber sie sagte nichts, wie wohl ihr's that, daß es ihm so mundete. Sie hatte an seinem Essen einen größeren Genuß als er selbst! er stillte sich nur den Hunger, sie stillte sich das Mitleid. Und als er sich gesättigt hatte, wischte er mit den Hemdärmeln die Lippen ab, schüttelte die schwarzen Wähnen, schaute mit seinen frischen freundlichen Augen auf das Mädchen und streckte die Arme aus, um ihren Nacken zu umschlingen.

„Na wart noch ein bißel“, sagte die Hanai, packte ihre Gefäße zusammen und gieng gegen das Haus.

Der Antonio blieb sitzen. Allmählich sank sein Oberkörper aufs Gras

hin, das Gesicht gähmend gegen die Kronen der Kastanienbäume gewendet trillerte er:

„'s gibt sa Kurzweil nimmer,
's is a dumme Welt,
Na, der neue Brauch, der glatt mir nit,
Lauchgen soll ma nit,
Schicken soll ma nit,
Dirndel buffeln soll ma nit.“

Er ist dem Vater nach!

An jenem Abende war um die Dämmerstunde in der ganzen Gegend kein Hausthor mehr offen. In vielen Höfen waren die Eingänge schwer verammelt, sogar die Fenster mit Latten und Balken vernagelt, und still war es in den Häusern, als wäre alles hinausgestorben. Die nicht fortgezogen waren, hatten sich wohl gar in die innersten Gemache, in die Dachwinkel oder in die Keller versteckt.

Auch das Wirtshaus an der Mahr war frühzeitig geschlossen worden, es meldeten sich doch keine Gäste mehr und was auf der Straße war, das eilte hastig vorüber. Nicht einmal eine bairische Patrouille war heute zu sehen, die Soldaten waren zusammengezogen worden und compagnieweise gegen die Klemme und gegen den Brenner geschoben. Rückwärts an der Felswand war Peter herangesprungen und auf sein Zeichen wurde ihm die hintere Thür des Hauses geöffnet. Er kam, um das letzte Schußgewehr, das im Hause war, zu holen.

„Wie steht's?“ flüsterte ihm sein Weib die Frage zu.

„Es steht gar nicht mehr, es geht schon“, antwortete Peter. „Da oben vom Berge aus kannst du das Schießen hören von der Eisackchlucht her. Hinter Mitterwald arbeiten sie schon. Auf dem Sterzinger Moos geht's auch um, dort steht der Sandwirt mit den Passirern und Etschthalern. Und die Franzosen überall, als ob sie aus dem Boden hervorzuwachsen thäten. In der vorigen Nacht soll hier ein ganzes Regiment durchgezogen sein. Vom Etschthal her. Mit Kanonen. Es kann wild werden.“

Wir vom Brixenthal stehen an der Mühlbacher Klause. Alle Hänge und Wälder sind besetzt. Was schon für Leute beisammen sind! gar nicht glauben kommt man's, daß es so viele Mannleute gibt im Gebirg. Und kommen ihrer immer noch mehr herbei, können gar nicht erwarten auf das Zuschlagen. Wie sie wohl thut, diese frische Lust, Gottlob!“

„Die heilige Jungfrau Maria soll euch beistehen!“ sagte Frau Rothburga.

„Sei tapfer, Weib“, versetzte jetzt Peter und nahm sie an beiden Händen. „Deine Aufgabe daheim ist nicht kleiner als die unsere im Treffen. Gib acht auf die Kinder, daß dir keines davonläuft. Und wenn etwas sollte sein — unser aller Leben steht in Gotteshand! — so weißt es, was zu thun ist. Die Wirtschaft ist geordnet. Keine Schulden, auch kein Barvermögen. Ist keines nöthig. Mit Fleiß und Arbeit wie bisher und mit der Hilf' Gottes. Die Kinder erziehe in Rechtschaffenheit, Treue und Wahrhaftigkeit, und niemanden fürchten, als Gott den Herrn. — Schlafen sie schon?“

Frau Rothburga nickte mit dem Haupte, hielt sich die Schürze vors Gesicht und weinte hinein.

„Ist mir lieb, daß sie schlafen“, sagte Peter, „sehen will ich sie doch.“

Er trat in die Stube, wo die drei Kinder, jedes in seinem weißen Bettchen, friedlich schlummerten. Zuerst gieng er zum Hans und machte ihm mit dem Daumen ein Kreuzzeichen über das schöne Gesicht. Fast trotzig waren jetzt die frischen Züge des Knaben, als träume er vom Kämpfen. Hernach gieng Peter zum kleinen Matthias, der süß wie ein Engel in der Wiege lag und im Schlafe ein wenig lächelte. Er neigte sich nieder über das Kind und drückte einen sanften Kuß auf das weiße Stirnchen. Endlich kam Peter zum holden Mariannlein, das mit rosigem, von weichen Haarlocken umwallten Gesichtchen gar

ernsthaft dalag und die kleinen Hände wie betend über der Brust faltete. Lange stand der raube Krieger davor und blickte nieder auf dieses Bild des Friedens. — Mein Töchterlein, so dachte Peter bei sich, deine unschuldige Seele kniet jetzt im Traum vor dem allmächtigen Gott und betet für deinen Vater um Schutz und Beistand. Auch ich befehle dich, euch alle seinem Schutz und Schirm. — Als er sich niederbeugte, um auch des Mädchens Stirn zu küssen, hob dieses plötzlich die Arme, umfieng, immer schlafend, seinen Nacken und schrie mit heller Stimme: „Vater! Vater! bleib bei uns. Sie erschließen dich!“ — Dann sanken die kleinen Arme nieder, das Kind schlief weiter und schluchzte im Traume.

Schon früher war Augustin geweckt worden, der nun gerüstet vor der Thür stand. Frau Rothburga steckte dem Gatten noch ein Amulett in den Busen und dann giengen die beiden Männer ohne weiteren Abschied davon.

Es war schon spät, Frau Rothburga löschte das Licht aus und wollte sich zur Ruhe begeben, doch ward ihr im Bette so unheimlich, daß sie wieder aufstand. Sie öffnete das Fenster und horchte hinaus. Es war eine schwüle, finstere Nacht, am Himmel kein Stern, auf den Bergen einzelne Feuer. Die Straße öde, nur das ewige Rauschen des Eisack belebte die Luft. — So bange ward ihr, daß sie hinauswich in die Stalkammer, um die Magd Hanai zu wecken. Aber die Magd Hanai war nicht da. — Alles ist davon, nur sie allein mit ihren Kindern im einsamen Straßenhause, von unendlichen Fährlichkeiten umgeben.

Zur Labe in der Angst wollte sie die Kinder sehen. Daher verschloß sie die Fensterbalken, zündete das Licht an und setzte sich hin zwischen die Bettchen. Hans schlief unruhig und hatte über der Decke beide Fäuste

geballt. Marianna lallte mehrmals ein halbverständliches Wort im Traume. Das Mädchen pflegte manchmal im Schlafe laut und deutlich zu sprechen und sogar auf Fragen, die man ihm gestellt, verwunderliche Antworten zu geben. Kirchenlieder sang sie, und was am merkwürdigsten war, ganze Gebete und Sprüche sprach sie im Schlafe, die sie nie gehört hatte. Also kam der Frau Rothburga jetzt der Gedanke, sie könnte das schlafende und weissagende Kind leise fragen, was die großen Begebenheiten, die in Tirol nun anhuben zu geschehen, für ein Ende nehmen würden. — Aber sie hatte nicht den Muth, die Ereignisse zu beschwören und meinte wohl auch, es sei ein Frevel, dem Willen des Herrn vorzugreifen. Wolle Gott die Wahrheit kund thun, so habe er wohl auch andere Mittel, sie zu enthüllen; der Mensch solle seinen heiligen Rathschluss nicht versuchen.

Draußen war das ununterbrochene dumpfe Tosen des unbändigen Flusses. Manchmal, wenn wilde Wetter niedergegangen im Gebirge oder wenn im Lenze der Föhn in den Schnee gefahren, da hat der Eisack grausig trachend an die Grundfesten des Hauses geschlagen. Wie herbe und grausam ist die Natur, und doch wie lindlich, wie zornlos im Vergleiche zu wüthenden Menschenmassen! Schon eine einzige feindliche Hand kann in diesen Zeiten der Willkür das Haus an der Wahr verderben mitsammt den Bewohnern. Die beschützenden Männer sind alle fortgezogen. Das Haus ist wehr- und waffenlos.

Horch! Jetzt bewegt sich der Mund des schlummernden Mädchens. Worte flüstert es, anfangs undeutlich, bald klar und verständlich. In getragener Tone spricht das schlafende Kind:

„Menschenherz, du kummervolles, komm zu mir. Virg dich an meine Brust. Meine Brust ist voller Gnaden und Liebe. Ich bin der Mächtige, der die Himmel trägt. Ich verlasse dich

nicht. Erbarmen habe ich den Betrübten, Hilfe den Sinkenden. Deine Feinde, vor denen du heute zitterst, liegen morgen zerschmeltert zu meinen Füßen. Der Herr bin ich. Nichts besteht vor mir, als das reine demüthige Herz. Laß fließen das Wasser von deinen Augen und vertraue dich mir. Laß fließen den Thau auf deine heiße Angst und sinke in meinen Arm. Ich bin deine feste Burg. Ich bin dein gewaltiger Herr und dein treuer Freund. Alles was du Leides hast, lege in meine Hand. Alles was du Liebes hast, lege es an mein Herz. Ich bin dein erbarmender, liebender Gott . . .“

Also hatte das Mädchen mit feierlicher Stimme gesprochen, dann schwieg es und schlummerte ruhig weiter.

Von der Fülle des Trostes überwältigt, sank Frau Rothburga auf die Knie und Frieden senkte sich nieder auf ihren müden Leib.

Als sie am Bette des Kindes kauern wieder erwachte, war die Kerze herabgebrannt und zu den Spalten der Fensterbalken leuchtete heller Tag herein. Im Lichte der geöffneten Fenster schlug zuerst Hans die Augen auf, richtete sich rasch empor, blickte in der Stube umher und rief: „Ist der Vater schon fortgegangen?“

Als das die Mutter bejahte, schwieg er und kleidete sich an. Es kam die Morgensuppe, er aß sie schweigend. Frau Rothburga schaute zum Fenster hinaus. Die bereits hoch am Himmel stehende Sonne sog den leichten Wolken Schleier auf. Die Straße rasfelte mancher Wagen heran, von schnaubenden Pferden gezogen; an einem fehlte das vierte Rad, auf seinem Stroh lag ein Menschenkörper. Über die Auen sprengten Reiter dahin. Von der Ebene bei Brixen her schimmerte eine wogende Masse von Soldaten in allen Farben, und Trompetenstöße zerrissen die Luft. Über Neustift, Balun und anderen Dörfern lag eine blaue Rauchschicht und hoch

oben bei Sanct Leonhard standen mehrere Höfe in Flammen. Manchmal war ein seltsamer Schlag in der Luft, im Rauschen des Eisack konnte man es aber nicht unterscheiden, ob es Kanonenschüsse waren, oder anderer Lärm.

Mehrmals pochte es unten am Hausthore und fremde Stimmen polterten und fluchten. Frau Rothburga schloß wieder die Fenster, zündete eine geweihte Wachskerze an und sagte: „Kinder, kniet nieder, wir wollen beten.“

Sie knieten um den Tisch herum, selbst der kleine Matthias that es, faltete die Händchen und lallte mit drein, als sie laut anhuben, den Rosenkranz zu beten von den „schmerzhaften Geheimnissen“ des Leidens und Sterbens Jesu. Als der Rosenkranz vorüber war, betete Frau Rothburga aus dem Buche laut die Vitanei für Sterbende. — Sie fallen hin und haben keinen Zuspruch und keine Anrufung, dachte sie und opferte ihr Bitten und ihre Stoßseufzer für alle auf. „die zu dieser Stund' müssen abscheiden und vor das Gericht Gottes treten“. — Wer weiß, für wen sie betet!

Nach vollbrachter Andacht war ihr wieder etwas tröstlicher zumuthe, da schaute sie um und sah Hans den Knaben nicht. Er wäre während des Gebetes zur Thür hinausgegangen, wußte die kleine Marianna zu berichten. Alljogleich stellte ihm die Mutter nach, er war aber nicht im Vorhause, nicht in der Küche, nicht auf dem Dachboden, nicht unten in dem heute so öden Gasthause — er war nicht da. Die rückwärtige Thür war aufgeriegelt.

Frau Rothburga erschrak schon, aber die kleine Marianna, die auch im Wachen ihr wie zum Troste gegeben schien, sprach die Vermuthung aus, der Hans würde im Stalle sein, bei seinem weißen Lämmchen. In der That, des Stalles und seiner Bewohner hatte die Hausfrau an solchem

Tage schier vergessen; das Kind muß daran denken, daß die Thiere ihren guten Appetit sich durch kein Menschen-schlachten verkümmern lassen. Die Hanai war ja davongegangen.

Das Stallthor war nicht gesperrt, es stand halb offen. Die Kinder rasselten schon ungeduldig an ihren Ketten. Die Schafe blöken, allein Hans war auch hier nicht.

„Und das weiße Lämmlein ist auch nicht da!“ rief die kleine Marianna.

Silends lief Frau Rothburga um das Haus herum, rief nach dem Knaben, rief auf die Straße hinaus, aber es war vergebens.

„Er ist dem Vater nach!“ sagte das Mädchen.

„Er is dem Utta nach!“ rief auch der kleine Matthias fast in jubelndem Tone.

Die Mutter rang ihre Hände: „Gott im Himmel, welch eine Zeit!“

Wer kauft Lämmer?

Und durch das vom Kriegslärm wiederhallende Thal wandelte der Knabe mit dem weißen Lamm. Auf der Straße außer dem Bereiche der Mutter war er einen Augenblick stille gestanden, um zu horchen. Geschrei, Gerassel, Glodenläuten, Pferdegewieher von allen Seiten. Aus der oberen Gegend, wo durch die finsterbewaldete Schlucht der Eisack hervorkam, dröhnten Kanonen. Nach dieser Richtung eilte Hans, der Wirtsohn von der Mahr.

Von der wildbewegten Straße ab schlug er den Feldweg ein und erreichte dort einen alten Mann, der auf dem Rücken eine Ladung von „Herrgötteln“ hatte. Sie waren in verschiedenen Größen für Kirche wie für Haus und Wegsäulen gemacht, sie waren aus Holz geschnitzt und sorgsam bemalt. Aus dem Pithale war der Mann, war friedsam und fromm mit seiner christlichen Ware die weiten Straßen gezogen und sah sich

nun plötzlich mitten unter Soldaten, die ihn verhöhnten, anstatt etwas zu kaufen, die grausam fluchten über ein bigottes Volk, das den hölzernen Christusen vor lauter Inbrunst die Zehen wegstülpte und meuchlings aus dem Hinterhalte auf Menschen schieße.

— Der alte Hänsler verstand es gar nicht, wie das gemeint war; als er aber einen Franzosen, der eben erst ruhig des Weges geritten war, plötzlich vom Pferde fallen sah, getroffen von einer Kugel aus dem Gebüsch, da verstand er es und murmelte in seinen weißen Bart: „Geschicht euch recht. Hat euch wer gerufen ins Tirolerland herein?“

Diesen Alten erreichte nun der Knabe und rief ihm zu: „Herrgöttelmann, kauf' mir mein Lamm ab!“

„O Kleiner!“ sagte der Alte, „wagst dich denn aus bei einem so schlechten Wetter? Wohin willst denn mit deinem Schafkind?“

„Verkaufen.“

„Schafbraten jezt, wo Menschenfleisch so wohlfeil wird? Wie viel willst denn für dein wollenes Köffel?“

„Daß ich mir einen Stutzen kann kaufen“, sagte der Kleine.

„Geh, was brauchst denn du schon ein solches Rauchröhrl? Ein Christusel geb ich dafür, daß du's deiner Mutter kannst heimbringen.“

„Ich will einen Stutzen zum Schießen“, rief der Knabe fest und entschieden. Damit eilte er voran und ließ den Alten zurück.

Beim Wirt zu Neustift sprach er vor. Es war aber auch hier das Thor geschlossen und zum Fenster fragte eine alte Frau heraus, was er wolle.

„Wer kauft Lämmer?“

„Hast du Hunger?“

„Ein Schußgewehr brauch' ich.“

„Kind Gottes, es gibt für die Großen ihrer nicht genug.“

Der Knabe zog weiter. Das Lamm blökte, so stellte er es auf den grünen Rasen der Wiese, daß es Gras fressen solle. Das Thier machte sich dran mit

hastigem Schnauplein. „Eil' dich nur!“ redete ihm der Knabe zu. „Lange kann ich dir nicht Zeit lassen. Mir ist wohl leid, daß du fort mußt, aber müssen der Vater und der geweihte Better und die anderen auch fort. Ja, wenn du ein Löwe wärest, da hielte ich dich schon bei mir, aber du bist ein Lamm. Du bist viel zu gut, mein armes, herziges Lämmel du!“ Er koste es und dann gieng's wieder fürbass.

Bei Schabs, wo er wieder auf der Straße war, holte ihn ein rasselndes Fuhrwerk ein. Vier Pferde und acht Baiern schleppten eine Kanone daher. Einer der Soldaten packte den Knaben mit dem Lamm, hob sie empor und mit dem Worte: „das sind die Rechten!“ setzte er beide auf die Kanone, so daß der kleine Hans, das gewaltige Erzrohr zwischen den Füßen, förmlich darauf ritt. — Auch gut, dachte er sich, blieb ruhig sitzen und presste seinen Liebling mit beiden Armen an die Brust.

„Nun, junger Tiroler, reitest du auch gegen die Baiern?“ spottete der Soldat.

„Ja“, antwortete der Kleine trohig.

„Wessen Sohn bist du, tapferer Held?“

„Des Mahrwirts.“

„Des Mahrwirts? des Auführers? des Verschwörers?“ riefen mehrere der Söldner zugleich.

Der Knabe schwieg und biss sich in die Lippen. Ein böses Wort war ihm entsprungen. Das konnte ein Unglück geben, er war sich rasch darüber klar. Der Mahrwirt war gefaßt von den Baiern. Nun werden sie den Sohn gefangen halten und schweres Lösegeld für ihn begehren. — Oder gar den Vater zwingen, sich zu stellen für die Freiheit des Sohnes, dachte der Knabe. Nein, eine solche Freiheit brauche ich nicht, lieber stürze ich mich vom Felsen hinab.

„Also des Mahrwirts Sohn!“ sagte der Soldat noch einmal. „Da

willst du deinen Vater suchen, nicht wahr? Und ihm einen Lammbraten bringen zum Siegesmahl, wie? Er ist gewiß da oben mit den Rebellen? Wird wohl so sein, nicht wahr? Na, Bürschel, wir werden ihn schon finden. Er wird uns schon entgegenkommen, er will die Baiern ja lebendig spießen, nicht wahr? ein waderer Mann, dein Vater. Wir wollen ihm auch eine recht große Ehre anthun. Auf dem allerhöchsten Baum, nicht wahr? Oder viertheilen? daß sie in jedem Viertel Tirols ein Stück kriegen von ihm, wie?“

Der Knabe zuckte ein wenig mit den buschigen Augenwimpern, schwieg und blieb sitzen auf der Kanone, als ob er angegossen wäre. Aber kläglich blökte das Lamm. Das schwere Geräder holperte ächzend weiter, sie kamen schon gegen die Waldschlucht, wo aus den Tiefen und von den Hängen bläulicher Rauch aufstieg. Dort und da konnte man ihn wie weiße Springbrunnen hervorschießen sehen und dabei war ein Getnatter zu vernehmen, als brächen im Walde alle Baumstämme nieder.

„Siehst du, Junge, da geht's ja lustig zu!“ sagte der gesprächige Soldat zum Knaben. „Wir wollen es einmal ausrufen, daß wir einen jungen hübschen Tiroler bei uns haben, wie? Die Herren Bergschützen sollen doch einmal unsere Kanone auf's Korn nehmen. Vielleicht will's der Mahrwirt selber thun, nicht wahr? Der ist ja überall voran.“

Ein rascher Sprung auf die Straße, beinahe wäre unser Hans entkommen, aber der Baiern erhaschte noch seinen Arm und sagte in ganz gemüthlichem Tone: „Oha! Wir bleiben noch beisammen.“

Das Lamm war von den Rädern zermalmt und sein rothes Blut färbte die staubige Straße. In demselben Augenblick zuckte der gesprächige Soldat zusammen, fuhr mit beiden Händen an den Kopf und stürzte zu Boden. Der Knabe war frei, aber

nur für einen Moment, schon faßten ihn zwei andere, und die übrigen hatten ihre Gewehre von den Schultern gerissen, wußten aber nicht, wohin zielen, denn sie sahen nur Gebüsch, Bäume und Steine, aber keinen Feind. So schossen sie aufs Gerathewohl gegen das Buschwerk hin, wo eben wieder frischer Rauch aufwehte.

Sie waren mitten im Treffen. Aus der Schlucht hervor brachen Baiern und Franzosen. An die Lehnen kletterten sie hinan; viele purzelten zurück in die Tiefe; auf andere hatten sich Bauern gestürzt und sie rangen miteinander bis aufs Messer. Aus einem Strauche hervor sprangen etliche Tirolerschützen herab zur Straße und auf die Kanone los. Ross und Reiter stürzten, da sprang mit verhängten Zügeln ein Rothmantel herbei und spaltete mit dem Säbel einem stattlichen Landjäger das Haupt.

Der Knabe Hans, als er den so furchtbar Zugerichteten am steilen Flussufer liegen sah, stürzte mit einem lauten Schrei auf ihn hin, warf sich an die Brust des Todten und rief in wilder Verzweiflung: „Mein Vater! Mein Vater!“

Mehrere der feindlichen Männer standen einen Augenblick vor diesem herzzerreißenden Bilde. Endlich sagte einer, auf den Erschlagenen blickend: „Schade, den hätten wir lebendig

haben sollen. Es ist der berühmte Mahrwirt.“

Immer mehr füllte sich der Platz mit Kämpfenden. Die Franzosen führten ununterbrochen ein heftiges Geschrei, das von Trompetenstößen schrill durchschnitten wurde. Die Tiroler hinter ihren Verschanzungen zielten ruhig und schweigend und fast bei jedem Schusse purzelte ein Mann. Der Knabe Hans war bei den Gewirre entkommen. Behendig wie eine Katze kletterte er an einem Felsfchrunde hinan gegen die Schützen. Unter finsternen Fichten trat der Kreuzwirt von Brigen auf ihn zu und sagte: „Armer Hans, dein tapferer Vater! Er starb für Gott und Heimatland, er ist schon im Himmel.“

„Mein Vater? das ist nicht wahr!“ rief der Knabe entsetzt.

„Du hast es doch selber gesagt!“

„Wenn's nur das ist, dann wird mein Vater noch nicht im Himmel sein. Er ist auf der Welt und wird noch schießen.“

„Du hast ihn doch aber fallen gesehen da unten!“

„Ich habe es nur gesagt“, antwortete der Knabe.

„Warum hast du es gesagt?“

„Es war ja ein anderer.“

„Warum hast du es gesagt?“

„Damit sie meinem Vater nicht mehr nachstellen.“

(Fortsetzung folgt.)

Die weiße Frau im Schlosse von Collalto.

Eine venezianische Sage von Robert Hamerling.

(Schluß.)

Wlanka saß eben traurig über ihre Arbeit gebeugt, auf die im Stillen manche Thräne fiel. Plötzlich hörte sie Schritte sich ihrer Kammer nähern. Sie erhebt sich, während der Graf eintritt. Erschreckt und zitternd ruft ihm Blanka entgegen: „Herr Graf, warum zu dieser Stunde? . . .“

„Weil mir keine andere Wahl blieb“, versetzte der Graf. „Beruhige dich. Ich weiß, was dich veranlaßt hat, meinen Beistand anzurufen. Die bösen Launen, die du von meiner Gemahlin zu ertragen hast, sind mir nicht unbekannt. Ich komme dir zu sagen, daß ich auf einen Ausweg bedacht bin, dich vor ihren Verfolgungen in Sicherheit zu bringen. Für den Augenblick könnte ich dir nichts anbieten, als Zurückziehung in ein Kloster; besser aber wäre es vielleicht, wenn du dich entschließen wollest, dich mit einem meiner Untergebenen zu vermählen, der dich anderswohin führen würde.“

„Ihr seid mein Gebieter“, versetzte Blanka, „und ich bin gewohnt zu gehorchen; aber wenn Ihr beschloffen habt, mich zu vermählen, so gebt mir, dies einzige erflehe ich von Euch, nicht Sinibald zum Manne. Und wisset, daß, wenn Eure Hilfe zu lange zögert, ich verloren bin.“ Mit diesen Worten warf sich das Mädchen flehend zu den Füßen ihres Gebieters.

In diesem Augenblick vernahm man ein kurzes Geräusch, die Thür flog auf und an der Schwelle stand Hildegunde mit fliegendem Haare, mit rollenden Augen, die, als sie Blanka in flehender Stellung vor dem Grafen erblickte, einen Ausdruck unbeschreiblicher Wuth annahmen. In der Rechten Hildegundens blühte ein Dolch, den sie hoch emporhob, bereit, sich auf ihr Opfer zu stürzen.

Hildegunde war zufällig erwacht, hatte die Abwesenheit ihres Gatten bemerkt, und augenblicklich durchzuckte sie die Ahnung, er habe sich zu einem Stelldichein mit Blanka begeben. Sie verließ das Lager, ergriff einen Dolch und flog mehr als sie gieng zum Gemache Blankas.

Wie gelähmt vor Wuth stand sie einen Augenblick an der Schwelle, das gezückte Mordwerkzeug in Händen! jetzt aber stürzte sie vorwärts, auf Blanka zu, und über der Schuldlosen, die, von Schreck erstarrt, in ihrer Stellung verharrte, funkelte der Dolch, um im nächsten Augenblicke sich in ihre Brust zu tauchen

In demselben Moment aber ergriff die kräftige Hand des Grafen den gehobenen Arm der Rasenden, so kräftig, daß die Waffe ihrer Faust entfiel. Den ernsten und festen Blick auf sie gerichtet, sagte er in einem Tone, dessen Ruhe und Nachdruck ihr alle Kraft des Widerstandes raubte:

„Was thut Ihr, Hildegunde? . . . In so verabscheuungswürdiger, entseßlicher Weise zeigt ihr Euren ungegründeten Haß, Eure sinnlose Verblendung? In meiner Gegenwart sogar wagt Ihr, diese Unschuldige mit gezückter Waffe anzufallen wegen eines thörichten Argwohn's? Kein Gefühl hat mich hieher geführt, das nicht mit der Ehre vereinbar wäre, die mir nicht weniger als Euch zu allen Zeiten heilig gewesen ist. Ihr selbst seid schuld, und Eure blinde Eifersucht, daß ich, um Euch zu schonen und durch offenes Einschreiten Euren Rachedurst nicht noch mehr zu entflammen, diese Stunde wählte, um Blanka zu sagen, daß ich nicht länger sie Euren Mißhandlungen — denn sie sind mir nicht verborgen geblieben — ausgesetzt wissen wolle, und daß ich sie mit einem meiner Lehensleute zu vermählen gedente, der sie von hier hinwegführt, dem Bereich Eures Grosles entrückt, sicher und glücklich lebe, wie sie es verdient. Dies, bei meinem Ritterwort, ist der ganze Hergang meiner Zusammenkunft mit Blanka, die rein ist und schuldlos wie Wenige. Ihr aber seid der böse Engel des Hauses, Ihr habt nicht bloß dies edle Weib bis zur Verzweiflung gequält, ihr seid von allen Bewohnern meines Schlosses gefürchtet und gehaßt. Aber Ihr sollt, nachdem Ihr mich bisher nur als liebenden schonenden Gemahl gekannt, fortan erfahren, daß ich auch Euer Herr bin.“

Mit diesen Worten ließ der Graf den noch immer festgehaltenen Arm seiner Gemahlin los, Hildegunde biß sich in die Lippen vor Scham und Wuth. Ihr Antlitz flammte bald purpurfarbig, bald bedeckte es sich mit tödtlicher Blässe. Aber grausame Gemüthter sind in der Regel auch feig und lassen sich leicht einschüchtern; der ungewohnte Ton, in welchem der Graf zu ihr sprach, lehrte sie bald, daß Verstellung für den Augenblick ihre einzige Waffe sei.

Sie schwieg eine Zeitlang und sagte dann mit dem Ausdruck der Bitterkeit: „Vergebt mir, lieber Gemahl; ich sehe mein Unrecht ein. Meine Liebe zu Euch, meine Eifersucht hat mich zu weit geführt. Ich glaube Eurer Versicherung, daß nur die Absicht, die Ihr mir angegeben, Euch zu Blanka geführt hat. Vergebt mir also und laßt Blanka, wo sie ist. Ich will sie fortan nicht mehr als eine Dienerin, ich will sie wie eine Freundin behandeln.“

Der Graf blickte schweigend auf Blanka. Diese stand einige Augenblicke wie schwankend, dann aber überließ sie sich der edlen Regung ihres Herzens, die keine Zweifel an der Aufrichtigkeit dessen, was die Gräfin eben gelobt hatte, aufkommen ließ; sie ergriff die Hand der Gebieterin, dieselbe Hand, die eben noch ihr Leben bedroht hatte, und bedeckte sie mit Küssen. „Ich bitte Euch“, sagte sie, „verzeiht mir, was ich unwissentlich Euch Unangenehmes bereitet habe. Hier in diesem Schlosse erblickte ich das Licht der Welt; an dieses Schloß knüpft sich all mein Glück und jede Erinnerung, die mir theuer ist. Wie gerne werde ich daher auch fortan hier weilen, wenn Ihr mir nur Eure Gewogenheit und Eure Nachsicht schenken wollt!“

Hildegunde küßte Blanka; die Gemüthter schienen beruhigt, aller Zwiespalt geschlichtet. Der Graf und die Gräfin zogen sich zurück.

In den nächstfolgenden Tagen behandelte die Gräfin Blanka in der That mit vielem Wohlwollen. Kein Mensch, am wenigsten Blanka selbst, ahnte, welche Pläne Hildegunde in ihrem unversöhnlichen Herzen bewahrte. Es war seit jener verhängnisvollen Nacht, in welcher das stolze Weib vor Blankas Augen eine so tiefe Demüthigung erfahren hatte, bei ihr eine festbeschlossene Sache, Blanka aus dem Wege zu schaffen.

Während sie die schlauesten Mittel

erzog, die sich ihr zur Ausführung ihres Racheplanes darboten, trat ein Ereignis ein, das ihre und Blankas Lage mit einemale veränderte und ihr zur Ausführung ihrer Absichten die freieste Hand ließ.

Beständige Fehden und kriegerische Bewegungen beunruhigten zu jener Zeit das italische Land. Eben drohte ein neuer Ausbruch der Feindseligkeiten. Der Graf von Collalto, als Vasall des Römisch-deutschen Reiches, mußte sich mit dem deutschen Heere vereinigen, das wieder in die lombardischen Ebenen herabgestiegen war. Sinibald begleitete seinen Herrn, dürstend nach neuen Abenteuern und hoffend, Blanka würde, wenn er mit frischen Vorbeern heimkehrte, doch endlich Wohlgefallen an ihm finden und ihm ihre Neigung nicht länger vorenthalten.

Der Graf verließ das Schloß, beruhigt über Blankas Schicksal durch die gehuchelte Schonung, mit welcher die Gräfin sie in letzter Zeit behandelt hatte. Als er seine Gemahlin scheidend an der Zugbrücke noch einmal umarmte, sprach er zu ihr die Worte: „Ich lasse in Euren Händen die Macht über alle meine Untergebenen, die hier im Schlosse zurückbleiben. Seid gerecht, aber handelt so, daß man Euch nicht bloß fürchtet, sondern auch liebt. Vor allem aber empfehle ich Euch Blanka.“

Die Gräfin, in deren Gemüth jeder Funke, der hineinfiel, sogleich in heller Flamme entbrannte, fühlte den Haß und Rachedurst, von welchem sie durchglüht war, bei diesen Worten des Grafen, mit welchen er wieder seine wohlwollende Gesinnung für Blanka kundgab, mit verstärkter Gewalt in ihrem Herzen emporlodern.

Kaum hatte der Graf dem Schlosse den Rücken gekehrt, als Hildegunde allen Zwang, den sie bisher sich angethan, abwarf und den Antrieben ihres wilden und rachsüchtigen Charakters ohne Rückhalt folgte. Die ge-

ringsten Vergehungen ihrer Untergebenen strafte sie aufs grausamste, viele, die ihr nicht wohlgefällig waren, ließ sie in die unterirdischen Keller des Schlosses werfen.

Gegen Blanka beobachtete die Gräfin ein düsteres, verhängnisvolles Schweigen, noch ungewiß, welches von den Mitteln, die sich ihr darboten, um an der Verhassten qualvolle Rache zu nehmen, sie wählen sollte.

Eines Morgens saß Hildegunde in ihrem Gemache auf dem goldverzierten Sessel, dem großen Spiegel gegenüber. Blanka ordnete ihren Haarpuck. Wie gewöhnlich zeigte sich die Gräfin ungeduldig und launisch; sie stampfte mit dem Fuße und ergoß sich in einer Flut von Scheltworten. Blanka wurde zuletzt rathlos und erhob in ihrer Herzensangst die Arme zum Himmel mit einem flehenden Seufzer, Gott möge ihr seinen Beistand leihen, ihre Gebieterin zu befriedigen. Eben diese fromme Regung Blankas aber sollte feltjamerweise, wie die Sage will, die Veranlassung ihres Unterganges werden. Die Überlieferung im Volksmunde berichtet nämlich, die Gräfin habe jene Handbewegung Blankas hinter ihrem Spiegel bemerkt, und derselben eine Deutung gegeben, die sie zu einer groben Insulte gegen sie selbst stempelte. Sie glaubte nämlich, Blanka habe die spottende Geste gemacht, die man in Italien mit dem Ausdrucke *far le corna*, Hörner aufsetzen, bezeichnet.

Unmöglich wäre es, die Wuth zu beschreiben, von welcher Hildegunde in diesem Augenblicke ergriffen wurde. Es bedarf kaum der Erwähnung, daß alle Rechtfertigungen, alle Schwüre Blankas vergeblich waren.

Noch am selben Tage ließ die Gräfin in einem abgelegenen Gemache des Schlosses heimlich eine Mauer in sehr geringer Entfernung von der Wand aufzuführen, so daß diese neu aufgeführte Mauer mit der alten Wand des Gemaches einen engen ver-

geschlossenen Raum bildete. Sie ließ vorderhand noch einen kleinen Eingang offen. Während der Nacht schleppte sie selbst ihr unschuldiges Opfer mit der Wuth einer Tigerin an diesen Ort, zwang sie, in den abgeschlossenen Raum einzutreten und ließ dann den Eingang bis auf eine sehr kleine Öffnung zumauern. Durch diese Öffnung wollte sie der lebendig Begrabenen, um ihre Qual zu verlängern, eine Zeit lang kärgliche Speise reichen. Alles dies wurde ganz im Stillen ausgeführt, nur ein einziger Diener der Gräfin war von ihr ins Vertrauen gezogen und mit dem Tode bedroht, wenn er jemals das Geringste von dieser Sache verlauten ließe.

Vergebens flehte die unglückliche Blanka, wenn Hildegunde sich ihrem Kerker näherte, um sich an den Wehklagen ihres Opfers zu weiden, diese um Mitleid und Erbarmen an. Bitterer Hohn und maßlose Beschimpfungen waren die einzige Antwort, die ihr zutheil wurden, und so schleppte sie ihr elendes Leben hin, jeden Tag den Tod als den Befreier von ihren Leiden herbeiwünschend.

Früher als die Gräfin erwartet hatte, erhielt sie die Nachricht von der bevorstehenden Rückkehr ihres Gatten. Sofort ließ sie die kleine Öffnung in Blankas Kerker vollends zumauern, und das schuldlose Opfer weiblicher Rachsucht starb nach wenigen Tagen den Tod Ugolinos. Die Mauer wurde derart hergestellt, daß niemand die im Gemache vorgenommene Veränderung bemerkte.

Guiscard war in sein Schloß zurückgekehrt. Eine der ersten Fragen, die er an Hildegunde richtete, war die nach Blanka.

„Blanka ist entflohen“, versetzte die Gräfin, „und ich habe keine weitere Kunde von ihr erhalten.“

Bornig rief Guiscard: „Ich werde sie zu finden wissen.“

Aber vergebens waren auch seine

Nachfragen bei den Hausgenossen. Alle bestätigten, daß Blanka plötzlich verschwunden, und wußten nichts Weiteres anzugeben. Ein schrecklicher Verdacht stieg im Gemüthe des Grafen auf, aber vergebens sann er auf Mittel, sich über die Wahrheit seiner Muthmaßungen Gewißheit zu verschaffen.

Einen noch größeren Eindruck als auf den Grafen machte das Verschwinden Blankas auf Sinibald. Stolz auf seine neuen tapferen Thaten war er heimgekehrt, voll der Hoffnung, Blanka werde ihm ihre Liebe nun nicht länger versagen. Wie ein Blitz aus heiterem Himmel traf ihn die Kunde, Blanka sei spurlos aus dem Schlosse verschwunden. Schweigend und in unheilbaren Trübsinn versunken, durchschweifte er Tag und Nacht das Schloß, als wollte er eine Spur der Vermissten auffuchen. Er blickte zuweilen mit ernststen, forschenden Augen die Gräfin an, und es schien ihm, als lese er in ihrem Blicke eine unheimliche entsetzliche Kunde. Eines Tages fand er Gelegenheit, sich ihr ohne Zeugen zu nähern. „Herrin“, fragte er, „soll ich niemals erfahren, was aus Blanka geworden ist?“

„Wir sind beide gerächt — ich und du“ — versetzte die Gräfin hastig mit dumpfer Stimme und einem Blicke, in welchem ein düsteres Feuer sprühte.

Sinibald schauderte. Er versank von diesem Tage an noch tiefer in nachdenkliches Schweigen, in schwer-müthiges Brüten.

Aber auch an der Gräfin selbst gieng inzwischen eine merkwürdige Veränderung vor. Auch sie war schweigsam, ihre Miene war düster, verstört, Fieberglut brannte in ihren Augen.

In einer Nacht, zu vorgerückter Stunde, während das ganze Schloß in tiefem Schlafe lag, erscholl plötzlich ein entsetzlicher lauter Schreckens-

rief. Die Hausgenossen rafften sich auf, durchsuchten die Hallen und Gänge des Schlosses und fanden in einem der letzteren die Gräfin ohnmächtig am Boden liegend. Auch der Graf war inzwischen herbeigeeilt und fragte Hildegunden, nachdem man sie wieder zur Besinnung gebracht hatte, was ihr begegnet sei. Bleich und zitternd läßt sie den angstvollen Blick in der Runde schweifen, seufzt aus tiefer Brust und verlangt, statt aller Antwort, allein gelassen zu werden.

Immer mehr wurde die Ahnung, ein schreckliches Verbrechen sei im Schlosse begangen worden, dem Gemüthe des Grafen zur Gewißheit. In der nächsten Nacht lag er schlaflos, in seine Gedanken versunken. Da sieht er plötzlich schauernd, wie seine Gemahlin sich vom Lager langsam erhebt, geisterbleich und mit geschlossenen Augen das Gemach durchschreitet und sich anschickt, dasselbe zu verlassen. Entsetzt verläßt auch der Graf sein Lager und folgt der Schlafwandelnden, die vor ihm her die langen Gänge des Schlosses schreitet und zuletzt in jenes Gemach eintritt, in welchem Blanka den Hungertod gefunden. Hier stand die Gräfin stille, die fast gespenstigen Züge grell vom einfallenden Lichte des Mondes beleuchtet. Dann näherte sie sich der Mauer, hinter welcher Blanka eingeschlossen war, und welche, wie schon erwähnt, jetzt ganz das Ansehen einer natürlichen Wand hatte, so daß niemand hinter derselben eine Fortsetzung des Zimmerraumes vermuthete. Dieser Mauer näherte sich die Gräfin und legte horchend ihr Ohr an dieselbe. „Blanka, Blanka, hungerst du?“ rief sie mit einer Stimme, die dem Grafen das Mark in den Gebeinen vor Schauern gerinnen machte. Wie einer Antwort harrend, blieb sie noch eine Weile in ihrer vorigen Stellung, dann aber sank sie mit demselben Jammerrufe, den sie in der vorigen Nacht hatte vernehmen lassen, plötzlich

wie leblos nieder. Da jedoch das Gemach sehr abgelegen war, so hörte diesmal niemand diesen Schrei. Der Graf begab sich in aller Stille zur Kammer Sinibalds, weckte ihn und befahl ihm, er solle ihm folgen.

Sinibald erreichte mit dem Grafen das bewußte Gemach und fand, nicht wenig erschreckt, als er eintrat, die Gräfin ohnmächtig auf dem Boden. Der Graf befahl ihm, er möge ihm behilflich sein, die Gräfin in ihr Gemach zurückzubringen. Die beiden Männer trugen die Bewußtlose fort und legten sie auf ihr Lager. Dann befahl der Graf dem Knappen, er solle, ohne irgend jemand zu wecken, Werkzeuge herbeiholen, die geeignet wären, eine Mauer zu durchbrechen. Sinibald gehorchte und erschien bald mit einigen Eisenswerkzeugen, die er in einem unbewohnten Winkel des Schlosses gefunden. Nun hieß ihn der Graf die Wand, an welche Hildegunde ihr Ohr gelegt hatte, durchbrechen. Die Mauer war sehr dünn, und das Gefüge wich bald den kräftigen Schlägen Sinibalds. Das rollende Gestein ließ in kurzer Zeit eine Öffnung sehen, aus welcher sofort ein Verwesungsgeruch hervordrang; als die Öffnung breiter wurde, zeigte sich der abgeschlossene enge Raum, und darin lagen die halbverwesten Reste Blankas.

Unmöglich wäre es, das Entsetzen der beiden Männer bei diesem Anblicke zu beschreiben, aber nur wenige Worte wurden zwischen ihnen gewechselt. Als sie sich entfernten, verschloß der Graf das Gemach und empfahl Sinibald das tiefste Stillschweigen. Am nächsten Morgen ließ er einen Sarg anfertigen, in welchen der halbverweste Leichnam Blankas von einigen vertrauten Dienern des Grafen gelegt, dann in der nächsten Nacht vom Kaplan des Schlosses eingesegnet und in der Stille zur Erde bestattet wurde. Nur die wenigen Theilnehmer an diesem Hergange wußten davon, allen übrigen Be-

wohnern des Schlosses sollte es ein Geheimnis sein. Dennoch blieb Einiges von diesen geheimnisvollen Vorkommnissen im Schlosse nicht ganz unbemerkt und fand seine entsprechende Deutung. Die dunklen Gerüchte und Muthmaßungen, die in dem Schlosse die Kunde machten, kamen bald der Wahrheit ziemlich nahe. Die nächtliche Bestattung, der offenbare Trübsinn des Grafen und Sinibalds, endlich die noch immer fortgesetzten Wanderungen der Gräfin während der Nacht, ihre Traumgespräche von Blanka und ihr Zurückschandern vor eingebildeten Gespenstern, selbst am Tage, konnten nicht unbemerkt bleiben und ließen bald über den wahren Sachverhalt niemand mehr in Zweifel. Von da an verbreitete sich dumpfes Grausen in Cassalto und die erschreckten Bewohner erblickten, nicht weniger als die Gräfin selbst, nächtlicherweile bald hier, bald dort Blankas gespenstige Gestalt, in den Hallen des Schlosses wandelnd.

Ohne Zweifel würde der Graf von seiner Gattin strenge Rechenschaft für ihre frevelhafte That gefordert haben, wenn nicht der qualvolle Seelenzustand, in welchem sie sich befand, seinen Zorn fast in Mitleid verwandelt hätte, obgleich in den Stunden, wo sie nicht den Schreckbildern ihres Gewissens preisgegeben war, sie sich stolz und übermüthig zeigte, wie vorher, und von dem, was sie in jenen Paroxysmen gethan oder gesprochen hatte, nichts wissen wollte. Zufällig riefen den Grafen wenige Tage nach diesen Ereignissen gewisse Umstände von Cassalto ab, und er unternahm eine kurze Reise nach Verona.

Sinibald, dessen Gemüth in der letzten Zeit, wie schon erwähnt, der tiefsten Verdüsterung anheimgefallen war, hatte sich von seinem Herrn die Gnade erbeten, im Schlosse zurückbleiben zu dürfen. Der Graf gewährte seine Bitte und empfahl ihm, über

die Gräfin zu wachen und namentlich des Nachts bei ihren Wanderungen sie nicht aus den Augen zu lassen.

Die Nacht, die der Abreise des Grafen folgte, war voll düsterer und schauerlicher Vorbedeutung. Der Sturm tobte und heulte um die Mauerzinnen und Thürme des Schlosses und der Regen stürzte in Strömen nieder, heftige Donner rollten und wilde Blitze durchzuckten die pechschwarze Nacht und zerrissen auf Augenblicke die finstere Wolkenhülle des Himmels.

Sinibald stand unbeweglich an einem Fenster des Schlosses und betrachtete das grause Toben der Elemente. „Wie kommt das eben zur gelegenen Zeit!“ sprach er halblaut vor sich hin.

Die Mitternacht war herangekommen und Sinibald stand, während alles im Schlosse längst zur Ruhe gegangen war, harrend in dem Corridor, der zu dem Schlafgemache der Gräfin führte. Plötzlich öffnete sich die Thüre und die Gräfin trat heraus, mit geschlossenen Augen, mit fliegendem Haare, wie sie es fast in jeder Nacht zu thun pflegte, langsam die langen Gänge des Schlosses bis zur ehemaligen Kerkergruft Blankas durchschreitend. Leise folgte ihr Sinibald und betrat mit ihr das erwähnte Gemach. Wieder stand die Gräfin still, legte ihr Ohr lauschend an die Wand und rief Blankas Namen.

In demselben Augenblicke ergriff Sinibalds nervige Rechte den Arm der Gräfin mit krampfhafter Gewalt. Mit einem dumpfen Schreckensruf that die Traumwandelnde die Augen auf, sah das von wilder Gluth flammende Auge des Kriegers auf sich gerichtet und sank mit dem neuen Ausrufe: „Gnade, Gnade!“ auf ihre Knie nieder.

„Verworfenen“, rief Sinibald, „zitterst du nun?“

„Gnade, Gnade!“ wiederholte die Gräfin, lief entsezt, mit gefalteten Händen.

Sinibald aber erfaßte mitleidlos in wildem Grimme mit den Händen das Haupt der Gräfin und schleppte sie bei den Haaren an die Stelle, wo Blanka's Leichnam gelegen hatte. „Stirb, Ungeheuer“, rief Sinibald, „stirb desselben Todes, den du jenes engelreine Geschöpf sterben ließe!“

Hildegunde schrie mit der Stimme der Verzweiflung um Hilfe, aber ihr Ruf verhallte ungehört im Geheule des Sturmes, im Toben des Ungewitters, das in diesem Augenblicke seine Wuth zu verdoppeln schien. Eilig verschloß Sinibald die Öffnung des engen Sterker- raumes, für welche Berrichtung er schon die nöthigen Geräthschaften in dem Gemache bereit gehalten hatte. Als das Werk beendet war, verschloß Sinibald das Gemach aufs beste und nahm den Schlüssel mit sich fort, dann stieg er die Treppe hinab und begab sich an die Stelle, wo Blanka in die Erde gesenkt worden war. Dort kniete er lange Zeit im frommen Gebete. Dann begab er sich aus Thor und erklärte der Wache, daß er das Schloß verlassen wolle.

„Zu dieser Stunde?“ versetzte der Thorwächter; „bei diesem entsetzlichen Unwetter?“

„Auf Befehl der Gräfin“, sagte Sinibald.

Die Zugbrücke wurde niederge- lassen und Sinibald entfernte sich.

Am folgenden Morgen wurde die Gräfin in ihren Gemächern von den Dienerinnen vermißt, und zu gleicher Zeit verlautete, daß Sinibald während der Nacht das Schloß verlassen. Man stellte einige Nachforschungen an, und als diese erfolglos blieben, sandte man rasch einen Boten nach Verona, dem Grafen das Verschwinden seiner Gemahlin zu melden. Einige von den

Hausgenossen, die zufällig in den nächsten Tagen oder Nächten in die Nähe jenes abgelegenen und verrufenen Gemaches kamen, in welchem Blanka's Leiche gefunden worden war, wollten ein dumpfes Gewimmer vernommen haben, nahmen dies aber für ein neues gespenstiges Phänomen und wagten sich nicht weiter, dem schreden- vollen Orte zu nahen.

Zwei Wochen verflossen, bevor der Graf in das Schloß zurückkam. Der Bote hatte ihn zu Verona nicht ge- troffen und es gelang ihm erst nach vielen Tagen mit Mühe an einem andern Ort ihn aufzufinden, wohin er sich begeben hatte, durch zufällige Umstände veranlaßt.

Als der Graf heimgekehrt war und noch einmal eine sorgfältige Durchforschung des Schloßes anstellen ließ, da wurde zuletzt auch jenes von Sinibald fest verschlossene Gemach ge- waltfam geöffnet, die von eben dem- selben zugemauerte Wand auf Befehl des Grafen neuerdings durchbrochen und hinter derselben der Leichnam der Gräfin aufgefunden.

Über Sinibald verlautete, daß er zu Venedig gesehen worden, und dort sich nach dem heiligen Lande einge- schifft habe; weiter erhielt man keine Kunde von ihm.

Blanka's Name aber blieb ver- flochten mit dem Gescheide des gräf- lichen Hauses von Collalto. Sie war wie der gute, schützende Engel des Hauses. Standen fröhliche oder trau- rige Ereignisse bevor, so wurde Blanka's Gestalt nächtlicherweile im Schlosse gesehen, in ersterem Falle weiß, in letzterem schwarz angethan. Die Sage von ihrem Erscheinen lebte fort bis spät hinein in die Zeiten des Verfalls der venezianischen Herrschaft.

Daphne.

Novelle von Sophie v. Rhuenberg.

I.

Bei heftigem Sturm, auf offener See, mitten im großen stillen Ocean kam sie zur Welt, ein kleines, schwächliches Mädchen. Man gab ihr den Namen des Schiffes, auf welchem ihre Mutter sie geboren hatte, und nannte sie Daphne. Sie war das Kind armer Auswanderer aus Kärnten, die ihr kleines Gebirgsdorf verlassen hatten, voll thörichter Hoffnung auf ungeahnten Reichthum. Sie hatten in allem Leichtsinne der unbedachten, weltunkundigen Herzen ihr kleines Banerngut verschleudert trotz mancher Warnung und mancher Thräne, die den Abschied schwer machte. Aber der Lentner Jakob gab nicht nach. „Wann der Friedl vom Großbauern dorten sei' Glück g'macht hat, warum soll'n mir net a übr'i Fahr'n und an Sack Geld mit heimbringa -- brauch'n kunnt'n mer's eh!“

Das war seine Meinung und die Mirzl, die ihn so herzlich liebte, zog mit ihm, unbekümmert um Klatsch und Spott. Sie verkaufte ihre dünne Perlenkette, das Andenken ihrer verstorbenen Mutter, und schlich sich mit List aus dem Hause ihres Vaters, der vom Lentner Jakob nichts wissen wollte. So zogen sie heimlich und freudig über Land und Wasser; aber sie hatten kaum das Schiff erreicht, als das Geld zur Neige gieng. Nothdürftig gekleidet, mangelhaft ernährt, standen sie mit anderen Leidensgenos-

sen an Bord des Schiffes und starrten furchtsam hinaus in die graue, eiförmige Masse von Luft und Wellen. Der Jakob stand bei seinem Weibe und sah hilflos in ihr blaßes, trauriges Gesicht; „Muaszt net verzagt sein, Mirzl, wart' nur, bis ma amal drüb'n san, da wer i arbeiten, dass' a Freud is; derfst aber net trauri sein, weigt schon wezwegen.“ Zärtlich drückte er ihre Hand, dann schlich er sich davon, um seine eigene stumme Verzweiflung einsam auszustürmen. Sein Kopf brannte und sein Herz hämmerte in schmerzhaften Schlägen. Am nächsten Tage packte ihn ein wildes Fieber, und wenige Nächte darauf war er todt. Bei hellem Mondenschein senkte man ihn ins Meer und sammelte unter den reicheren Passagieren des Schiffes für das arme, verlassene Weib.

Die Mirzl that keinen einzigen Schrei, als sie ihren Jakob todt sah. Sie preßte den Mund zusammen und schaute mit leeren Augen zu, als sie ihn in sein nasses Grab legten. Nur einmal, des Abends, lehnte sie sich weit über Bord, als wollte sie ihm nachstürzen; aber etwas Unsichtbares hielt sie am Gewande fest und rief ihren Namen.

In den darauffolgenden Morgenstunden kam die kleine Daphne zur Welt. Der junge Schiffsarzt zerschnitt ein Paar seiner defecten Hemden und gründete so den ersten Kleidervorrath für das magere Würmchen. Die

Mutter war zu schwach, es selbst zu nähren, und so fütterte man das kleine Ding bis zur Landung in New-York künstlich auf. Ein Farmer, der in der Nähe begütert war, und den der Arzt von seinem letzten Aufenthalt her kannte, nahm die Frau mit dem Kind bei sich auf, bis sie gesundet sei und sich selbst fortbringen könne. Sie ward aber siecher von Tag zu Tag und eines Morgens starb sie, mit dem Gefühle der Beruhigung, ihr Kind in guten Händen zu wissen.

Der Farmer und seine Frau sahen sich einen Augenblick rathlos an, über den Korb hinweg, in dem die kleine Daphne lag, mit dem rothen, verschrunpften Gesichtchen und den, wie zur Abwehr geballten mageren Händchen.

„Wir können sie nicht behalten“, sagte die Frau, „wir haben der Kinder genug.“

„Ich will mit Mr. Kolph darüber sprechen“, entschied der Farmer.

Er ließ seinen kleinen abgenühten Cab einspannen und fuhr nach der Stadt.

Mr. Kolph war Redacteur eines großen Blattes dort und dem Farmer für die Zustandbringung einer wichtigen Nachricht verpflichtet. Als er bei ihm eintrat, fand er ihn vergraben in einem Wust von Zeitungen, die langen Beine übereinander gelegt, den Kopf mit der spitzen Nase und dem spärlich gesäeten Bart über eine Depesche gebeugt, die er eben mit seinen nervösen, dünnen Fingern corrigierte. Er hob kaum den Kopf, als der Farmer ihn begrüßte.

„Ist es etwas Wichtiges, mein Freund?“ frug er rasch.

„Ja, Mr. Kolph, es wird Sie interessieren und gleichzeitig können Sie mir einen großen Gefallen erweisen.“

„So, also dann bitte, sprechen Sie, aber kurz, denn ich bin sehr beschäftigt.“

Der Farmer theilte ihm das

Schicksal der kleinen Daphne mit und bat ihn um seinen Rath. „Wenn sich vielleicht jemand fände, der das Kind adoptieren wollte“, meinte er.

„Wir wollen sehen. Ich werde einen kleinen Artikel darüber schreiben. Verspricht das Kind hübsch zu werden? Das ist wichtig!“

„Du lieber Gott, ein Kind von sechs Wochen, wer kann das jagen! Aber die Mutter war lieblich, trotz ihrer Leiden, und die Kleine hat denselben frischen Mund.“

„Gut, das Fehlende wird dazu gedichtet; sobald sich jemand meldet, schicke ich euch Nachricht. Nur sorgt dafür, daß das Kind einen reinlichen, gesunden Eindruck mache! Adieu, lieber Junter.“ Mit vielem Dank empfahl sich der Farmer, kaufte ein wenig neue Wäsche für das Kind und fuhr nachhause.

Am nächsten Morgen brachte „The Truth“ einen Artikel unter dem Titel: „Ein Kind des Meeres“. Mr. Kolph schilderte darin in dramatischer Weise das Schicksal Daphnes und stellte es beinahe als ein Glück, als eine Errungenschaft hin, sich dieses kleinen Wesens annehmen zu dürfen. Er sprach von der schlummernden Schönheit des Kindes, von den Talenten, die möglicherweise in diesem kleinen Hirne erwachen werden, „denn“ — so schloß der Bericht — „scheint es nicht beinahe, als ob das Geschick dies Kind mit Gewalt in eine bessere Sphäre drängen, es aus der Dunkelheit seiner Geburt erretten gewollt, um es einer noch unbekanntem, aber vielleicht glänzenden Bestimmung zuzuführen?“ Der Artikel machte Aufsehen. Man sprach in New-York einen halben Tag lang von nichts Anderem, auch in europäische Blätter gieng die kleine Legende über, namentlich nach England wurde sie von übereifrigen Correspondenten ausführlich befördert. Am nächsten Morgen meldeten sich vierzehn Personen bei der Redaction des „Truth“, um noch

Näheres über Daphne zu erfahren. Elf davon aus müßiger Neugierde. Dann ein durchziehender Bubenbesitzer, der sich mit der dunklen Vorstellung trug, durch dieses Kind irgendwie zu Geld zu kommen; ein armer Pastor, Vater von sieben Kindern, der in überschäumender Nächstenliebe sich des Mädchens erbarmen wollte. Endlich Miss Paulet, eine reiche, junge Engländerin, die infolge einer Wette mit Sir Charles Wilkins die Verpflichtung eingegangen war, demselben von ihrer Fahrt nach Amerika etwas ganz Besonderes mitzubringen. Sie hatte halb Amerika durchforscht und nichts gefunden, das ihren verwöhnten Augen neuartig erschienen wäre. Schon glaubte sie mit leeren Händen heimkehren zu müssen, als sie auf der Durchreise in San Francisco den Artikel Mr. Rolphs zufällig las und sich plötzlich entschloß, die kleine Daphne mit sich zu nehmen.

Diese Idee erschien ihr so köstlich, daß sie laut auflachte und sofort nach einem Wagen telephonierte, der sie ins Bureau des „Truth“ bringen sollte.

Unter den drei Bewerbern Daphnes war es für die elegante, schöne Engländerin nicht schwer, den Sieg davonzutragen.

Sie fuhr von dem Bureau des „Truth“ direct nach dem Hause des Farmers und fand die kleine Daphne eben dabei, an einer Flasche wässeriger Milch zu saugen. Erstaunt drehte das Kind die großen runden Augen nach der schlanken Gestalt im hellen Kleid und als sich Miss Paulet zu ihm niederbeugte, ließ es den Stoppel los und verzog die vollen, feuchten Lippen zu einem komischen Lächeln.

Da schlug Miss Paulet die Hände zusammen und sagte: „Seht ihr wohl, sie liebt mich schon!“

Einige Stunden später lag die kleine Daphne im Hotel der Miss Paulet auf dem Schoße einer reichgeputzten Amme. Das winzige Köpf-

chen mit dem gekräuselten, blonden Haarschopf lag auf einer Flut von duftigem Spitzenstoff gebettet und mit rosigem Behagen gurgelte das Kind die ungewohnte kräftige Milch hinab, während Miss Paulet mit lächelndem Erstaunen zusah und darüber nachdachte, wie lustig es doch sei, die Mutter zu spielen, ohne jemals die keusche Unabhängigkeit seines Mädchenthums verleugnet zu haben.

Als Miss Paulet zum Entsetzen ihrer Tante, die bei ihr lebte, mit dem Baby nach London zurückkehrte, veranstaltete sie ein großes Fest in ihrem Palais, zu welchem auch Sir Charles Wilkins geladen war. Sie hatte eigenhändig mit ihrer großen festen Schrift folgendes Bilet an ihn gesandt: „Ich bin am letzten Freitag von Amerika heimgekehrt und hoffe Sie morgen abends bei mir zu sehen. Ich kann es kaum erwarten, Sie zu begrüßen. Warum — sollen Sie erst bei Thee und Champagner erfahren. Ihre fröhliche Bessie Paulet.“

In den großen, strahlenden Räumen hatte sich eine elegante Gesellschaft versammelt. Kunst, Wissenschaft, Sport, alle hatten ihre vornehmsten Vertreter entsendet, denn der Salon Paulet galt für eine wahre Stätte der Unterhaltung, und Miss Bessie, die schöne, etwas excentrische Millionärin, für eines der gesuchtesten Heirats-Objecte von London, um welches die gesammte vornehme Männerwelt wie ein Bienenschwarm kreiste. Niemand wußte noch um die heimliche Verlobung mit dem jungen Advocaten Charles Wilkins, und so mancher gab sich der stillen Hoffnung hin, ihr weltfrohes Herz endlich zu bezwingen.

Man fand alle ihre krausen Tollheiten reizend wie sie selbst und niemandem fiel es ein, ihrem zwanglosen Benehmen andere Motive unterzuschieben, als die der eingewurzelten Lebensfreude und einem gewissen Hang zum Neuen, Ungewöhnlichen.

Sie empfing ihre Gäste mit fröhlicher Anmuth, in gewählter, einfacher Toilette aus weißer Seide und frische römische Beilchen im hellbraunen Haar.

Als Charles Wilkins ihre schöne, kräftige Hand küßte, lächelte sie ihn an aus ihren großen, stahlblauen Augen und sagte leise: „Erinnern Sie sich noch unserer Wette?“ — „Gewiß“, flüsterte er zurück, „und ich sehe es an Ihrem frohlockenden Gesicht, daß ich der Besiegte sein werde!“ — „Wer weiß?“

Bei dem Mahle erzählte sie Eini- ges von ihrer Amerikafahrt, unter anderem auch die Geschichte der kleinen Daphne, wie der „Truth“ sie veröffentlicht.

Man wußte davon und erinnerte sich gegenseitig an die Einzelheiten des Artikels.

Auch Charles Wilkins hatte den Bericht seinerzeit gelesen und sprach lässig die Vermuthung aus, daß man das arme Kind sicherlich zum Schluss einem Findelhause übergeben habe. . . Er bemerkte nicht das heimliche Lächeln der schönen Bessie und sah auch nicht die geängstigte Miene der armen Tante, die nach dem tollen Mädchen fragend hinüber blickte und dabei ihren köstlichen Vordeaug über die Trüffelpastete goß. —

Nach dem Mahle erinnerte Charles Wilkins Miss Bessie an die Wette, und die Gesellschaft, die zum großen Theil davon wußte und sich von dem erfindungsreichen Witz der beiden jungen Leute viel Scherz versprach, drang voll Neugierde auf die Herbeischaffung der betreffenden Gegenstände; man wählte zum Scherz eine Jury, die bestimmen sollte, ob Sir Wilkins oder Miss Paulet die Wette gewonnen habe, und ergieng sich in tausend lustigen Vermuthungen. Miss Bessie bestand darauf, daß Sir Wilkins den Anfang mache. Er zog sich also auf wenige Augenblicke zurück und erschien bald darauf mit einem jungen abessynischen Löwen, der ihm wie

ein Hündchen folgte und sich auf einen Wink gehorsam zu Miss Bessies Füßen schmiegte.

Ein Ruf des Schreckens und Erstaunens durchzitterte den Saal; Miss Bessie aber neigte sich zu dem schönen Thier herab und streichelte zärtlich sein goldiges Fell. Dann reichte sie Charles Wilkins die Hand.

„Sie haben mir da ein förmliches Wunder zum Geschenk gemacht!“ rief sie fröhlich — „nun will ich sehen, ob auch das meine auf Sie den gleichen Eindruck macht!“ Sie flüsterte ihrem Mohren einige Worte ins Ohr und trat zur Jury, die gespannt der Gegengabe harrete.

Ein wogendes Geflüster schwirrte durch den Saal, abseits in einer Fensternische saß Miss Bessies alte Tante, die sich in steigender Angst vor den Blicken der Gesellschaft geflüchtet hatte. Bessie war immer ein wenig eigenartig gewesen, aber ein lebendes Kind von zwei Monaten aus Amerika hierherzubringen — nein, das gieng über Mrs. Paulets normales Denkvermögen, und sie sah in ihrem gefollterten Geiste Ehre und Ansehen der ganzen Familie in den Staub getreten. . . .

Da ward plötzlich der schwere Perserteppich zurückgeschoben und über die Schwelle des Saales trat die reichgeschmückte Amme in der Tracht einer Holländerin, ein schlummerndes gepupptes Baby auf den Armen.

Aller Lärm verstummte. Ein ungläubiges, verlegenes, überraschtes Schweigen legte sich schwer auf dieselben Lippen, die noch eben so lustig geplaudert hatten; es war, als wollte keiner den Anfang machen, eine fühlbare Frage glänzte aus all den erstaunten Blicken, nur Charles Wilkins, dem es vor den Augen flimmerte, trat einen Schritt vor, um sich zu überzeugen, daß er nicht träume, und als er das kleine runde Kinder- gesicht auf den weißen Kissen sah und zwei dicke Fäustchen, die kaum

aus den weißen Ärmelchen hervorlugten, da begann er zu fürchten, daß das geliebte Mädchen den Verstand verloren habe. Bessie sah dies alles und weidete sich einen Augenblick an der grenzenlosen Bestürzung. Dann trat sie zur Amme und sagte mit Pathos, die schlanken Finger auf des Kindes Haupt gelegt: „Dieses holde kleine Wesen, das ich Mr. Wilkins als Gegengabe für seinen Löwen schenke — ist — Daphne, das Kind des Meeres!“ Ein erlösendes Lachen, begleitet von fröhlichen Beifallsrufen, weckte die kleine Daphne aus ihrem Schlummer. Sie verzog den frischen Mund und übertönte allen Lärm mit dem durchdringenden Geschrei eines gesunden Kindes.

Da trat die Amme mit der Kleinen den Rückzug an. Die Jury erklärte einstimmig, daß Miss Bessie die Wette gewonnen habe, und die alte Tante schlich erleichterten Herzens aus der Fensternische.

Charles Wilkins aber neigte sich zu Bessie und jagte halb lächelnd, halb ernst: „Wenn ich dies seltsamste Geschenk, das man erträumen konnte, aus Ihrer Hand empfangen, so müssen Sie mir auch Ihre Hand selbst zugestehen, denn ebensowenig, als ich mich mit einem Kind befassen könnte, ebensowenig dürften Sie, als junges Mädchen, dies ferner thun. Und keinem von uns dürfte es in den Sinn kommen, dieses kleine Geschöpf, das ein scherzhafter Zufall uns in die Hände gespielt, herzlos einer ungewissen Zukunft neuerdings zu überantworten. Also lassen Sie uns Hochzeit machen, geliebte Bessie, und Daphne — sei unser erstes Kind!“

Da lächelte die schöne Engländerin ohne Prüderie und sprach: „Gut, wenn es Ihnen recht ist, so feiern wir noch heute das Fest unserer Verlobung!“

Bei schäumendem Champagner stellte Bessie der Gesellschaft ihren Bräutigam vor und selbst die alte

Tante ließ sich beruhigt herbei, aus dem spizen Kelchglas zu nippen . . .

Nachdem sich am frühen Morgen die Gäste zerstreut hatten und Charles Wilkins mit einem zärtlichen Kuss von Bessie Paulet geschieden war, trat die schöne Braut in das Zimmer der kleinen Daphne, die ihren ersten Frühschoppen an der Amme Busen trank, und flüsterte dem Kinde in das winzige rosige Ohr: „Du hast mein Glück gegründet, ich will dich dafür auch lieb haben, wie deine eigene Mutter es nicht besser könnte! . . .“

II.

Zwanzig Jahre waren verflossen. Daphne ist als reiche Miss Wilkins aufgewachsen und hat zwei Geschwister neben ihr aufblühen sehen, die sie zärtlich liebt. Sie hat keine Ahnung von ihrer wirklichen Herkunft; sie vergöttert ihre schöne Mutter und hängt mit herzlicher Neigung an ihrem Vater, der ihr in seinem biederen Ernst als das Sinnbild echter Männlichkeit erscheint.

Man liebt auch sie, denn sie ist klug und hold geworden, ein kräftiger Charakter und ein weiches Herz. Sie hat die beste Erziehung genossen und nichts in ihrem Wesen läßt sie fremd erscheinen inmitten des vornehmen Kreises, der sie umgibt; höchstens eine gewisse äußere Unähnlichkeit mit ihren Eltern.

Keines der ihr prophezeiten Talente ist ihr eigen, aber ein frischer, natürlicher Sinn für alles Schöne, eine gesunde ruhige Weltanschauung und eine gewisse Vorliebe für das Ländliche. Am liebsten reitet sie allein oder mit ihrem Bruder hinaus zu den Gehöften der Bauern, plaudert mit den einfachen Leuten, zeichnet die halbnaekten, pausbäckigen Kinder in ihr Skizzenbuch, beschenkt die Armen und läßt sich erzählen, wie das Korn gerathen.

Aber als echte Engländerin treibt

sie auch Sport. Sie reitet, schießt und jagt, nur gegen das Rudern und Schwimmen hat sie eine Abneigung und es hatte Mühe gekostet, sie zu zwingen, es zu erlernen. Den Winter verlebte sie mit ihren Eltern und Geschwister in Oakshood, dem schönen Landhause von Sir Wilkins; im Sommer hielt sie das Londoner Gesellschaftsleben fest und dort war es auch, wo Daphne ihr Herz an den Earl von Livingstone verlor. Er war bei allem aristokratischem Chic eine jener einfachen, feinfühlenden Naturen, die dem offenen Wesen Daphnes gefallen mußten. Sie liebte ihn mit aller Zärtlichkeit eines unberührten Herzens, und wenn er mit ihr sprach, so zitterten alle Saiten ihrer jungfräulichen Seele unter der Berührung seiner weichen, schmeichelnden Stimme und dem offenen Blick seiner braunen Augen.

Sie tanzte mit Anderen, um dann besser mit ihm plaudern zu können, denn er selbst tanzte nicht mehr. Er sieht ihr zu, wie ihr schöner Körper im engen Atlastkleid sich lässig wiegt, und wenn sie zurückkehrt an ihren Platz, so bemächtigt er sich ihres weißen Armes und sie flüchten in den Park hinaus, wo der verdunkelte Mond matt über den elektrischen Lampenreihen glänzte, wie geärgert über dieses moderne Jahrhundert, das seinen uralten Ruhm zu vernichten droht. Auch heute war es so. Die letzten Klänge des Strauss'schen Walzers rauschten über die duftige, glänzende Fülle des Saales hin, als Daphne Livingstone's Arm ergriff und sich hinausgeleiten ließ in den warmen Sommerabend. Fröhliche Gruppen belebten die erleuchteten Bosquets, sie aber drückten sich schon daran vorüber und strebten der Einsamkeit zu; in ihren Herzen zitterte die Sehnsucht ihrer aufflammenden Neigung. Daphne gab sich dem Zauber dieses neuen Gefühls willenlos hin und Lord Livingstone, der die Liebe so vieler Frauen gepflückt hatte, gestand sich verwundert, daß er bis-

her ein Narr gewesen und daß nur dieses reine, blühende Mädchen mit dem klaren, lebensfrohen Herzen würdig sei, seinen Namen zu tragen. Die noch unausgesprochene Werbung auf den Lippen, führte er Daphne durch die Wege des Parks. Sie fühlte nichts als den leisen, zärtlichen Druck seines Armes und er sah durch die schwebende Dämmerung liebevoll auf ihre schlank volle Gestalt und das junge, frische Gesicht mit den leebblauen Augen.

Sie waren bis an den Teich gekommen, der an die Waldungen grenzte. Große Wasserrosen schwammen darauf und das Schilf neigte sich über den kleinen Kahn, der am Ufer hing.

„Wollen wir fahren, Daphne? die Nacht ist so schön und ich habe Ihnen manches zu sagen, das sich zwischen Mond und Wellen am süßesten ausplaudert.“

„Nein, Livingstone, bleiben wir hier im traulichen Grün. Zu Wasser überfällt mich immer eine geheime Scheu — mir ist, als würde ein Theil meines Selbst hinabgezogen in die Tiefe — o, lächeln Sie nicht darüber, ich gebe mir seit Jahren alle Mühe, dieses Gefühl niederzukämpfen, aber ich unterliege immer . . .“

„Liebes, thörichtes Mädchen, auch Ihre kleinen Schrusken sind mir heilig, und wenn Sie darauf bestünden, würde ich alle Teiche und Flüsse Englands verschütten lassen, um Sie froh zu stimmen. Aber wie werden Sie es denn über sich gewinnen können, einmal nach dem Continent zu fahren?“

„Muß ich denn? Ich bleibe in England . . .“

„Wenn aber ein Mann Sie liebt und freien will, der sich's in den Kopf gesetzt hat, Ihnen die Schönheit der deutschen Alpen zu zeigen, die ihn selbst in frühen Jugendtagen entzückt haben! Wenn ich dieser Mann wäre, Daphne . . . O, Sie wissen ja längst, was Sie meinem Herzen sind . . .“

ich liebe Sie und bitte Sie um diese Hand, fürs ganze Leben . . .“

„Ist das kein Scherz, Mylord?“ Ihre Frage klang wie jauchzendes Frohlocken.

„Nein, Daphne! Ich bitte Sie von ganzer Seele, mein Weib zu werden . . .“

Da legte das Mädchen mit einer scheuen Geberde ihre Arme um seinen Hals und flüsterte selig: „Ja, ich will, wir werden auch übers Meer fahren und selbst die Furcht vor dem Wasser wird mir nichts anhaben können, wenn Sie bei mir sind! Ich werde mit Ihnen an Bord stehen und keine Scheu empfinden, denn mein Herz wird nichts anderes fühlen können, als die Freude!“

Lord Livingstone umschlang Daphne und ihr erster, thaufrischer Kuß zitterte auf seinen stolzen Lippen! Als sie nach langem süßen Geplauder heimwärts giengen durch den mond hellen, lebendurchrauschten Park, da fragte er sie leise: „Wann darf ich kommen, um dich zu werben? Morgen?!“ — „Ja, morgen . . .“ Erregt, mit glühenden Wangen, trat sie in ihr schönes Zimmer, um sich schlafen zu legen. Sie hatte den Eltern flüchtig gute Nacht gesagt und kaum gehört, daß Bruder Freddy sie gebeten hatte, morgen mit ihm auszureiten. Sie hatte sogar vergessen, ihr zwölfjähriges Schwesterchen zu küssen, was sie niemals versäumte. Sie schickte das Kammermädchen fort und entkleidete sich ohne Hilfe. Sie wollte allein sein, nur an ihn denken und an das Glück, das über sie gekommen war. Sie löste die duftenden gelben Rosen aus dem Haar und öffnete den knappen Leib ihres Seidenkleides. Bänder und Spitzen rieselten zu ihren Füßen nieder, in weichen Wellen sanken die hellbraunen Flechten über die entblößte Brust herab, sie merkte es kaum; sie lehnte sich in einen ihrer kleinen bizarren Armstühle zurück und sah mit glänzenden Augen um sich. Da

fiel der Schein der Ampel auf ihren Schreibtisch und beleuchtete einen großen Brief. Daphne stand auf, zündete die hellrothe Renaissancekerze an, die dabei stand, und las die Aufschrift: „An Miss Daphne.“ Nichts weiter. Sie kannte die Schrift nicht, aber es schien die einer Frau, absichtlich ins Männliche verzerrt.

Ehe sie ihn erbrach, klingelte sie. „Wer hat diesen Brief abgegeben, Mary?“ — „Eine verschleierte Dame, Miss. Sie bestand darauf, ihn selbst auf den Tisch legen zu dürfen, da er Wichtiges enthalte. Ich habe sie nicht erkennen können, aber sie schien eine sehr vornehme Dame.“

„Gut, es wird ein Scherz sein. Sie können gehen, Mary.“

Noch einmal wog Daphne den Brief, leicht prüfend, in ihrer Hand, dann öffnete sie ihn langsam ohne besondere Neugierde.

Ein vergilbtes Zeitungsblatt und ein Brief lagen darin. Sie nahm den Brief und las: „Sie wollen sich mit dem Earl von Livingstone verloben, Miss Daphne? Wenn Sie ihn wahrhaft lieben, so werden Sie seinen Namen nicht beslecken und sein Haus nicht in Unehre bringen wollen. Und das würden Sie thun, wenn Sie ihn heiraten. Denn Sie sind nicht die wirkliche Tochter von Mr. und Mrs. Wilkins, Sie sind ein Kind des Zufalls, ein Bauernkind aus Oesterreich, rechtlos und heimatlos, ohne Namen, ohne Familie. Ihre jetzige Stellung verdanken Sie einzig einer — Wette zwischen Mr. Wilkins und Mrs. W., seiner einstigen Verlobten, die Sie aus Amerika als «Narität» heimgebracht hat. Zum Beweise für die Wahrheit alles dessen sende ich Ihnen hier den vor nahezu 20 Jahren erschienenen Artikel, der Ihre Geschichte behandelt. Wenn Sie dem Grafen Ihr Jawort versagen, verpflichte ich mich, Ihr Geheimnis zu wahren.“

Stumm, wie erstarrt hatte Daphne gelesen. War diese Frau irrsinnig,

oder war sie es selbst? Was hatte dieser Brief zu bedeuten — wissen war sie schuldig, daß man es wagte, sie so zu schmähen!

Mit zitternder Hand griff sie nach dem Zeitungsblatt, dessen Ränder gelblich gefärbt waren. „The Truth.“ „New-York, 6. September 1870.“ Und auf der nächsten Seite ein blau angestrichener Aufsatz: „Daphne, das Kind des Meeres.“ Eine lähmende Angst presste ihr das Herz zusammen, aber noch behielt die Klarheit ihrer Sinne die Oberhand.

Es kann ja nichts zu bedeuten haben, sagte sie sich immer wieder.

Und sie las. Mit flimmernden Augen durchforschte sie die Zeilen, und mehrmals entfiel das Blatt ihren fieberkalten Händen. Langsam, wie eine Sonde ins Fleisch einschneidet, erfaßte sie das brennende, lähmende Bewußtsein dessen, was sie las. Die Gestalt ihres unglücklichen Vaters, ihrer armen Mutter stieg vor ihr auf, sie sah sich selbst, das verlassene, hilflose Würmchen, vom launischen Zufall in diese glänzende Wiege gelegt, die ihm nicht gehörte . . .

Daphne konnte nicht weinen.

Ein wilder dumpfer Schmerz kam über sie, der die befreienden Thränen nicht kennt.

Sie las und dachte und las von neuem, bis die Kerze, vom Morgenwind berührt, der durch das geöffnete Fenster hereinwehte, heftig flackerte.

Da begann Daphne zu fühlen, daß es kalt war. Sie stand auf und schloß das Fenster.

Dann warf sie sich, halb entkleidet wie sie war, aufs Bett und wartete mit wirren Gedanken und weitgeöffneten Augen schlummerlos auf den hereindämmernden Tag . . .

Als Mary nach leisem Pochen eintrat, um dem Fräulein behilflich zu sein, saß Daphne bereits am Schreibtisch und bedeckte eines ihrer blütenbeschnittenen Biletts mit hastigen Abschiedsworten an Livingstone.

„Ist Mama schon wach?“

„Die gnädige Frau haben eben nach Jane geklingelt.“

„Gut, ich will hinübergehen.“

„Miss sehen so blaß aus; fühlen Sie sich unwohl?“

„Nein, ich danke. Ich habe wenig geschlafen; lassen Sie Mama wissen, daß ich sie zu sprechen wünsche!“

Mary geht. Daphne schließt den Brief und nimmt das Zeitungsblatt zur Hand. Dann geht sie langsam und etwas müde den teppichbelegten Corridor entlang, bis zu den Gemächern der Mutter. Da trat ihr Freddy entgegen, hochgewachsen und schlank, im Reitanzug.

„Profit, Herzensschwester!“ rief er fröhlich. „So früh schon auf — aber nicht im Reitkleid, wie ich sehe. Hast du darauf vergessen?“

Er gab ihr einen flüchtigen Kuß, der sie zum erstenmal erröthen machte.

„Komm mit zu Mama“, jagte sie ernst, „ich brauche dich, Freddy.“

Etwas verduht folgte er ihr durch den kleinen japanischen Salon. Die Thür in Mamas Schlafzimmer war halb geöffnet, und Mrs. Wilkins' freundliche Stimme rief: „Kommt nur herein, Kinder, ihr seid allezeit willkommen.“ Da traten sie über die Schwelle. Mrs. Wilkins fütterte eben den großen Papagei Bobby, der vor ihr auf einer Stuhllehne saß, mit Zucker; sie war noch immer eine schöne, jugendliche Frau, und als sie nun ihren großen Babies die Hand so herzlich hinreichte und auf Daphne, deren Reigung für Livingstone sie wohl ahnte, einen schelmisch zärtlichen Blick warf, da hätte das Mädchen am liebsten das Zeitungsblatt, das in ihrer Hand brannte, weggeworfen und sich auffauchzend in die Arme dieser Menschen geworfen, die ihr alles waren, die sie liebte und kannte — aber dennoch war ein Etwas in ihr, das sie zwang, die volle Wahrheit zu ergründen, auch wenn dieselbe sie ewig zermalmen würde. Und deshalb trat

sie jetzt dicht an Mrs. Wilkins heran, und ihr das Blatt mit dem blaubezeichneten Artikel hinreichend, frug sie mit festem Tone: „Kennst du das, Mama?“

Ein leichtes Erblichen flog über das Gesicht der schönen Frau; das Stück Zucker fiel zu Boden und kreischend schlug Bobby mit den weißrothen Flügeln.

„Also wahr!“ schrie Daphne, „ich bin nicht Euer Kind, mein ganzes Leben war eine Täuschung, ein schöner Irrthum, aus dem ich erwachen mußte?!“

Mrs. Wilkins hatte sich rasch gefaßt, während Freddy das Blatt aus Daphnes Hand riß und sich bemühte, den Aufsatz hastig zu lesen.

„Wer hat dir dies Blatt gegeben — woher weißt du . . .“ frug Mrs. Wilkins mit halber Stimme.

„O, frage mich nicht“, unterbrach Daphne, die ihre Neigung zu Livingstone nun nicht enthüllt wissen wollte, „frage mich nicht, sage mir nur, ob es wahr ist, daß ich mein Leben nicht Eurer Liebe danke, daß ein schmerzender Zufall mich in deine Hände geschmiegt hat! Aus Mitleid und Güte habt ihr mich großgezogen wie Euer eigen Kind. O, ich werde das nie vergessen können, aber dennoch wär' ich lieber todt — o, nun weiß ich auch, warum mich die Nähe des Wassers so schauerlich und lodend quälte — läg' ich doch zutiefst im Meere, unwissend meines Schicksals . . .“

Eine leidenschaftliche Hestigkeit hatte sich des sonst so ruhigen, heiteren Mädchens bemächtigt. Sie schluchzte laut, und rathlos stand der junge Freddy neben ihr und betrachtete sie mit liebevollen Augen.

Mrs. Wilkins aber legte ihre Arme zärtlich um Daphnes Hals und sagte:

„Gut, auch wenn es so ist, mein Kind, so thust du unrecht daran, dich so zu grämen. Hätte nicht eine feind-

liche Hand diesen Schleier zerrissen, so würdest du dein ganzes Leben hindurch an unsere wahre Elternliebe geglaubt haben. Warum kann nicht auch jetzt dieser Glaube über allen Kummer siegen? Du siehst ja, daß du zu uns gehörst wie Freddy und Ellen. Auch wenn ich dich geboren hätte, könnte ich dich nicht inniger lieben — warum willst du der bösen Welt die Freude gönnen, über dein Unglück zu triumphieren! Komm, sei mein gutes, vernünftiges Mädchen, meine Älteste, die Gründerin unseres glücklichen Familienlebens! Allem Neid und Haß zum Trutz — -- wollen wir noch enger aneinander hängen!“

Daphnes Thränen wurden milder bei Mrs. Wilkins' mütterlicher Umarmung und Freddys beredtem Händedruck und allmählich legte sich der Sturm in ihrem erregten Herzen.

Aber ein heißer Wunsch war in ihr. Sie wollte die kleinen Habseligkeiten ihrer verstorbenen Mutter sehen, die Mrs. Wilkins vom Farmer übernommen und aufbewahrt hatte, und dann wollte sie verreisen auf unbestimmte Zeit in die ländliche Heimat, der ihre Eltern entstammten.

Mrs. Wilkins händigte Daphne ein kleines Kästchen ein, das ein paar bunte Kopftücher, ein Gebetbuch und den Heimatschein der Marie Seehofer enthielt.

Mit feuchten Augen betrachtete Daphne diese armen Schätze. Als sie das Gebetbuch öffnete, entfiel ihm nebst einigen frommen Bildern auch eine schlechte Photographie, die eine junge Bäuerin in der Tracht der Gailthalerinnen vorstellte. Auf der Rückseite stand in groben Buchstaben geschrieben:

„Mirzl Seehofer, abgenommen am 4. Juli in Klagenfurt, zu Ehren des Jakob Lentner.“

Da erfasste Daphne eine ungestüme Sehnsucht nach dem fremden Stückchen Welt, das diese beiden Menschen ihre Heimat genannt hatten.

Sie wußte, daß sie dort nichts finden würde von ihnen selbst, denn der Vater war ins Meer versenkt und die Mutter moderte in einem Massengrab zu New-York — aber sie würde die Scholle betreten, die ihr Vater gepflügt, vielleicht das Häuschen noch finden, in dem ihre Mutter mit ihm gewohnt, und schon das erschien ihr wie ein Gruß und Dienst der Liebe, wie die selige Erfüllung eines unabweisbaren Bedürfnisses. Sie neigte sich küßend über die Hand ihrer schönen, edlen Pflegemutter und bat: „Noch heute laß mich reisen — ich muß fort!“

„Thu', was dein Herz nicht lassen kann“, sprach Mrs. Wilkins sanft. „Du wirst dich dort beruhigen und glücklichen Herzens zurückkehren zu denen, die dich immer gleich zärtlich lieben.“

Und man plante Folgendes: Mr. Wilkins sollte die Wahrheit erfahren. Ellen und allen Freunden des Hauses werde man sagen, daß Daphne nach Deutschland reise, um sich in der Sprache, für die sie von jeher große Vorliebe gezeigt, zu vervollkommen. Freddy werde Daphne begleiten bis Hamburg. Von dort aus wollte sie allein nach Österreich fahren und in Kärnten einige Wochen verbringen, unbeeinflusst von aller Vergangenheit sich nur ihren pietätvollen Stimmungen hingeben und sich so zwanglos in sich selbst zurechtfinden.

Und so geschah es. Erleichterten Herzens schied Daphne noch denselben Abend in Freddy's Begleitung von London und der Familie, der sie eigentlich mit allen Fasern angehörte. Nur die Erinnerung an Livingstone, den sie liebte und dem sie dennoch in ihrem Brief für immer Lebewohl gesagt, nagte an ihr. Einen Augenblick hatte sie geschwankt, ob sie den Brief absenden, oder ihrer klugen Mutter alles gestehen sollte — vielleicht war Livingstone dennoch der Mann, sie trotz alledem zu lieben und zu seinem Weibe zu machen —

aber der Gedanke an das Gegentheil war mächtiger in ihr und ihr Mädchenstolz zwang sie zur Flucht vor der Möglichkeit einer solchen Erniedrigung.

Daphne hatte sich in Hamburg von Freddy getrennt und war mit Mary über Berlin, Dresden, Prag und Wien nach Kärnten gereist. Es duldete sie nirgends lang, eine unabweisbare Unruhe trieb sie weiter und weiter. An einem herrlichen Sommernachmittag kam sie in Villach an. Sie mietete sich im Gasthof „zur Post“ ein und fuhr noch denselben Tag im Wagen nach St. Stefan, dem Heimatsort ihrer armen Mutter. An dem lauschigen Warmbad vorüber, der Straße gegen Faak zu rollte das Gefährt. Nach Müllern wurde der Weg steinig und schlecht. Daphne stieg ab und gieng zu Fuß an den zerstreuten Bauerngehöften vorüber, bald durchs Kornfeld, bald am Saume der duftenden halbgemähten Wiese.

Das Bild der schönen Landschaft stimmte sie ruhig, ja beinahe glücklich. Sie lächelte den Dorfkindern zu, die ihr verwundert nachglozten, pflückte einen Strauß und blieb manchmal stehen, um sich zu besinnen, wo sie sei. Fern von England, mitten unter den deutschen Alpen pilgerte sie hier nach einem kleinen, verborgenen Nest, das die Wiege ihrer Eltern beherbergte. Dies alles erschien ihr wie ein Traum und dennoch fühlte sie sich angeheimelt von dieser weichen, würzigen Luft, die sie schmeichelnd auf die runden Wangen küßte. Die kahlen Häupter der Berge rötheten sich leise im Widerschein der versinkenden Sonne und friedlich klang fernes Glockengeläute der heimziehenden Herde an Daphnes Ohr. Die Straße ward wieder besser und Daphne stieg ein. „Ist es noch weit bis St. Stefan?“ — „Glei' san ma durt'n“, sagte der Kutischer und wies mit der Peitsche nach einem schmalen Kirchthurm.

„Ah, is a saubers Dörfl, g'rad

der Herr Kaplan is a biszl zwider auf die Sommergäst, aber sunsten is 's scho schön durt.“ Daphne gab sich Mühe, ihn zu verstehen. „Wissen Sie nicht, ob jemand dort wohnt, der Lentner oder Seehofer heißt?“

„Lentner kenn' i kan. Aber Seehofer! Seehofer? Ja, der alte Knecht bei'n Wirt nennt sie a so, wann i mi net täusch'. A gar a spassig's Mandl, der alleweil moant, es kam a großer Brief von Amerika für eahm — na, er rappelt halt a biszl, da Alte . . .“ und der Kutscher machte unter seiner Hultrempe eine bezeichnende Geberde. Daphne verstand und erschrak. Wer kann das sein? Ihrer Mutter Bruder oder ihr Großvater — eine Flut von Gedanken drang zu ihrem Herzen nieder!

Hier also wäre sie aufgewachsen unter Bauern, ein Bauernkind, wenn ihr Vater ihre Mutter nicht mit sich genommen hätte übers Meer . . .

Und nun war sie ein verwöhntes Mädchen der großen Welt geworden, eine freidentende Engländerin, die Tochter reicher, vornehmer Menschen, die den Earl von Livingstone liebte! O wenn er jetzt hier wäre mit seinen treuen, schönen Augen, seiner geliebten, weichen Stimme . . .

Sie neigte sehnsüchtig ihr erglühendes Gesicht über die frischen Blumen und dachte sein . . .

„Giaz sein ma scho da“, rief der Kutscher. „Wollen die guad' Fräul'n beim Wirtshaus aussteigen?“

„Ja, stellen Sie die Pferde dort ein, ich werde mich länger aufhalten.“

In dem einfachen Dorf war ein so vornehmer Gast etwas Seltenes. Neugierig spähten die Kinder an den Stufen der Hausthüren, arbeitende Weiber hielten einen Augenblick inne und machten halblaute Bemerkungen über Daphnes elegante Sommertoilette. Der Wirt mit dem grünen Käppchen auf seinem runden Haupt stellte sich breit vor das Wirtshaus hin und wiegte sich grüßend in den Hüften.

Daphne sprang aus dem Wagen und trat in die Stube. Der eingesperrte Duft von halbfenchtem Tischzeug und sauerem Wein verschlug ihr den Athem. Dennoch setzte sie sich auf eine der gelbgetünchten Bänke, legte Hut und Schirm beiseite und bestellte ein Glas Milch, Butter und Hausbrot.

Die Kellnerin, eine junge, üppige Dirne, brachte das Gewünschte. Sie wunderte sich, daß eine so feine, schöne Dame allein hierher gefahren käme, und sagte treuherzig: „Bei uns heraußt is net viel Schön's zum seg'n, aber zan Faaker See sulden S' fabr'n, da siecht ma so 's Leuchten auf die Berg' und 's Wasser is so viel blau . . .“

Daphne überhörte den guten Rath. „Wohnt hier nicht auch ein alter Bauer, der Seehofer heißt?“ fragte sie mit mühsam geheuchelter Ruhe.

„Ja freili, unser alter Knecht, der Nazi — das heißt, er arbeit' nimmer viel, grad a biszl Wasser trag'n und Gras schneiden thuat er, mei, a weng verrückt is er a — glaubt alleweil, 's kamet a Brief für eahm. I war a kloanwunzig's Dirndl no, wia a scho g'redt hat davon — was is 's denn mit'n Nazi, hab'n S' an Botengang für eahm?“

„Nein, ich will ihn nur sprechen, sehen vorerst . . .“

Erstaunt schüttelte das Dirndl den Kopf. „Mei, durt'n siht er grad unter'm Hollerbaum und schniht si a Pfeißl — soll i 'n herrufen?“

„Nein, nein — sagen Sie nichts.“ Daphne machte eine leise abwehrende Bewegung. Da gieng die Kellnerin langsam zur Thür hinaus und raunte dem Wirt ins Ohr: „Mir scheint, de is net ganz richti, a so a schöne Fräul'n und verschaut si in Nazi!“ Sichernd gieng sie zum Stall, um ihre lustige Beobachtung weiter zu plaudern.

Daphne aber trat ans Fenster und, die kleinen Scheiben behutsam öffnend, sah sie hinaus in das schlechtgepflegte Gärtchen. Unter dem weiß-

blühenden Hollunder, auf einem umgestürzten Baumstrunk, von Brennesseln und Münzenkraut umgeben, saß ein alter Mann in zerrissenen Lederhosen, den verknüpften Achselträger über das grauweisse Hemd gezogen, und schnitt ein Rohr in zwei Theile. Der schneeige Kopf war tief über das Messer gebeugt und zwischen den bartlosen Lippen hindurch piff er sich ein unmelodisches Liedchen. Ein Gefühl der Rührung und Neigung überkam Daphne bei seinem Anblick. Sie mußte mit ihm sprechen, wissen, wer er sei.

Leise schlich sie zur Thür des Gastzimmers hinaus, um das Haus herum; niemand bemerkte sie. Sie betrat das Gärtchen und ließ mit Absicht ihr Kleid über den Rasen rauschen.

Der Alte sah auf; lang und unbeweglich hiengen seine grauen Augen an ihrer holden Erscheinung.

„A he wul“, rief er endlich mit pfißigem Lächeln, „hiaz kumman d' schönsten Stadtleut' gar auf Sankt Stefan aussii, — g'fallt's Ihna leicht hier so viel guat?“

Daphne lächelte. Es wurde ihr frei und leicht ums Herz, alle Besorgnis schwand.

„Ich bin nur hier, um Sie zu sprechen, Herr Seehofer.“

Ungläubig schüttelte er den Kopf.

„Ah, was S' net sag'n, ja wie war denn nacha dees, — i kenn Ihna ja gar net!“

„Habt Ihr nicht manchmal den Wunsch ausgesprochen, einen Brief aus Amerika zu erhalten?“

Der Alte sprang auf und wankte auf Daphne zu. „An Brief — an Brief sag'n S', aus Amerika — o mei, es wird do net wahr sein, so viel Jahr' wart' i scho d'rauf — o mei Mirzl, kennen S' es, mei Mirzl?!“

„Ich bringe Euch keinen Brief, aber ein Andenken, auch ein Bild . . .“

Sie nahm die verblichene Photographie aus einem kleinen Täschchen und gab sie ihm. Ein Zittern überfiel

den alten Mann. „O, mei Kind, mei einzig's Kind — ja, so hat's ausg'schaut wie's der Lentner Jakob, der Rauber, verführt hat, mit eahn z'geh'n; o, i bitt Ihna, Fräul'n, sag'n S' mer do wo sie is, ob's ihr gut geht — nach der Stund', wo i von meiner Mirzl was hör', han i mi g'fehnt wie nach'n heiligen Abendmahl.“ Er erfasste die schlanken, schönen Hände des Mädchens und drückte sie beschwörend zwischen seinen harten, von der Arbeit gebräunten Fingern. Da vergaß Daphne auf alles, alles andere; London und der Earl von Livingstone versanken für einen Augenblick. Sie fühlte nichts als das große Herzeleid dieses armen alten Mannes und den heiligen Wunsch in sich, ihn tröstend aufzurichten. Ein nie gekanntes selbstloses Mitleid überkam sie. Mit einer innigen Geberde schlang sie die Arme um den Hals des alten Nazi und rief ihm jauchzend zu:

„Ich bin die Tochter Eurer Mirzl, seht mich nur an — gleich' ich ihr denn nicht? Großvater, lieber Großvater!“

Noch heute wundern sich die Leute in St. Stefan darüber, daß der alte Seehofer damals nicht aus Freude gestorben ist! Im Gegentheil, er wurde erst recht lebendig! Erst glaubte er zu träumen, als ihm die vornehme junge Dame um den Hals fiel. Dann aber, als er zu begreifen anfieng, als seine Augen in Daphnes verfeinertem Gesicht Spuren der gesunden Frische seiner Mirzl entdeckten, da ließ er einen Juchaza los, daß man ihn weit über die Felder hin hörte und das ganze Haus zusammen lief, um das Unglaubliche zu vernehmen. Als er ruhiger geworden, erzählte ihm Daphne das Schicksal ihrer Eltern und ihre eigene Geschichte so klar und einfach, als sie konnte, um es ihm verständlich zu machen.

Der alte Mann kam aus dem Stannen nicht heraus, und aller

Schmerz um seine todte Mirzl verklärte sich in dem Gedanken an die glückliche Lebensstellung seines Enkelkinds, das aus weiter Ferne zu ihm gekommen war, um ihn theilnehmen zu lassen an dieser späten Freude, die über seinem armseligen Dasein empordämmerte, wie der Mond über einer verlassenem Dorfpfütze.

Spät am Abend fuhr Daphne nach Villach zurück. Sie war fest entschlossen, das kleine Vermögen, das Mrs. Wilkins ihr auf die Reise mitgegeben, für ihren alten Großvater zu verwerten und sie gab allenthalben den Auftrag, ein hübsches Bauerngut in der Nähe des Faaker Sees ausfindig zu machen, das sie käuflich erwerben könne.

Es traf sich günstig, und zwei Wochen später bezog der Alte den Thalhof, in dem er nun schalten und walten durfte als sein eigener Herr in nie geträumtem Wohlstand und müheloser Behaglichkeit.

Daphne mietete sich für den Rest des Sommers bei ihm ein und fühlte sich froh und beglückt durch die dankbare Seligkeit ihres Großvaters, der sich zusehends verjüngte und in seinen neuen Räden aufrecht und fest einhergieng durch Feld und Scheunen, wo die jungen Knechte und Mägde ihn in scheinbarer Ehrfurcht begrüßten.

Daphne empfand eine innige Zuneigung zu dem ländlichen Volk, das sie umgab, und ein tiefer Friede kam über sie, wenn sie Tag für Tag und Abend für Abend den ruhigen, gesunden Athem der Bergwelt über sich hinwegfühlte. Ihre Briefe nach England spiegelten diese Stimmung wieder und man antwortete ihr in dem gleichen liebevollen Ton, ohne ihr zu verhehlen, daß man ihre Rückkehr wünsche und bis Mitte October sicher darauf rechne. Ein einziger Brief ihrer Pflegemutter, worin ihr dieselbe mittheilte, daß auch der Earl von Livingstone nach dem Continent gereist sei, brachte Daphne in schmerzliche Aufregung und weckte

alle Träume der Sehnsucht, die ihr schlummerndes Herz in sich trug.

Sie ahnte nicht, daß der geliebte Mann, als er Daphnes Brief empfangen hatte, Mrs. Wilkins sein Herz geöffnet und daß er nun suchend nach ihr auszog, mit dem festen Entschluß, das stolze geliebte Mädchen trotz ihrer niederen Herkunft ewig an sich zu fetten. —

Ein klarer blauer Morgen stieg über den Faaker See herauf, als Walter von Livingstone in flotter Jägertracht einsam durch den Wald schritt, der sich von Villach nach Faak hinüberdehnt. Der üppige Duft thaufeuchter Farrenkräuter und Cyllamen wehte erfrischend um seine heiße Stirn. Blaue Genzianen neigten sich aus dem dunklen Gebüsch und hier und dort huschte ein flüchtiges Eichkätzchen über den braunen Stamm einer weitgezweigten Fichte. Walter kannte dieses Leben des Waldes und liebte es von den Tagen der Kindheit her, da er das erstmal mit seinen Eltern nach Oesterreich gekommen, und trotz hoffmeisterlicher Zucht über Wiese und Wald dahingestürmt war mit frohem Sinn und einem ausgesprochenen Hang für Natur und Freiheit.

Auch heute umfieng ihn der alte Reiz, aber seine unruhvolle Neugierde und Sehnsucht, Daphne wiederzusehen, überwog jede andere Empfindung.

Er war kein Jüngling mehr, er war ein Mann; seine Liebe war keine jener eingebildeten, spielenden Coquetterien, die farbig und haltlos sind wie Seifenblasen, sondern eine wahre, ernste Leidenschaft, die nicht erwägt und nicht bereut, die besteht und handelt, weil sie muß! . . .

Deshalb hatte er auch im vorhinein mit allen Rücksichten gegen seine Familie gebrochen, als er sich entschloß, Daphne zu heiraten, Daphne Seehofer, die Pfliegerochter der reichen, vornehmen Wilkins, das uneheliche Kind kärntnerischer Bauersleute.

An einem schönen Waldplaz hielt der Earl von Livingstone kurze Rast. Die Bäume waren gelichtet und ein Streifen des Sees dämmerte herüber, blau wie der Himmel, der sich darin spiegelte.

Suchenden Auges sah er gegen Faak, die Straße entlang. Da stockte sein Athem für einen Augenblick. Den Waldweg herauf kam eine Gestalt, eine Mädchengestalt im einfachen Sommerkleid, überwölbt von einem röthlichen Schirm — es war Daphne. —

Sie gieng langsam und sah zur Erde. Er wollte ihr entgegenstürmen, aber er blieb. Nein, es ist süßer, ihr hier zu begegnen, unter dem schützenden Waldesdach, fern von den geschwägigen Augen des Dorfes, allein, ganz allein!

Und er läßt sie heraufkommen, immer näher, und rührt sich nicht. Sie ist in tiefen Gedanken, sie lächelt vor sich hin, aber sie sieht ihn nicht. Da kann er sich nicht mehr halten und mit zitterndem, jubelndem Ton ruft er ihren Namen: „Daphne!“ Sie schaut auf, halb bestürzt. Dann aber weiß sie nichts mehr von ihrem Stolz und ihren entsagungsvollen Plänen, sie sieht nur ihn, der ihr bis hieher

gefolgt ist, den sie liebt und der sie zum Weibe begehrt, und sie sinkt ihm in die Arme mit schluchzendem Aufweinen, das seliger und überzeugender klingt, als das Jauchzen eines beglückten Herzens . . .

Lord Livingstone und Daphne Seehofer sind wenige Tage später in der kleinen Dorfkirche zu Faak in aller Stille getraut worden.

Als seine Frau kehrte sie nach England zurück, wo man sie mit freundiger Liebe empfieng. Aber es zieht sie immer wieder nach dem melancholisch schönen Kärnten, nach dem kleinen Nest zurück, wo der alte Seehofer sich nach ihr sehnt und rüstig seines Lebens schöne Reize genießt.

Der glückliche Gatte geht mit dem Gedanken um, seiner reizenden Frau am Faaker See eine schöne Villa zu bauen und den größeren Theil des Jahres mit ihr in Osterreich zu verbringen. Der junge Architekt, der die Pläne dazu ausarbeitet, hofft damit ein kleines Meisterwerk zu schaffen.

Ihm verdanke ich auch die Mittheilungen über das Schicksal von Daphne Seehofer, jetzigen Lady of Livingstone.

Die Tarquinier.

Ein Trauerspiel von Adolf Pichler.

Dieses Trauerspiel liegt schon seit Jahren in meinem Kulte. Vor einiger Zeit habe ich es wieder herausgesucht und zum Theil neu aufgebaut. Ich gebe hier den ersten und den fünften Act; der Zusammenhang zwischen beiden ist durch eine Anmerkung hergestellt. Dafs sich dieses Stück früher oder später auf der Bühne wie in der Literatur Bahn brechen müsse — diese Voraussagung Fr. Hebbels wird sich in Bezug auf jene jetzt weniger als je erfüllen. In der Literatur? — Das bleibe ruhig der Zukunft überlassen!

Personen:

Tarquin, der vertriebene König von Rom.	
Aruns, sein Sohn.	
Augusta, seine Tochter.	
Atellius, Waffenträger des Aruns.	
Procas,	
Herdonius,	} von Veji.
Senatoren,	
Mamilius, Feldherr.	
Ein Diener.	
Brutus, der römische Consul.	
Sabina, seine Gattin.	
Marcus, } ihre Söhne.	
Titus, }	
Publius, Unterfeldherr.	
Cajo,	} Römische Krieger.
Tullus, }	
Indicius, }	
Aquilus,	} Verschworene.
Marullus, }	
Ahala, }	
Cominius, }	
Augur,	
Römische Senatoren.	

Erster Act.

Erste Scene. Vor Veji. Innentraum eines Zelles.

Aruns geküsst von der einen Seite, Augusta von der andern.

Augusta. Du bist von Blut besetzt!

Aruns. Der Vater wach?

Augusta. Seit wir aus Rom in die Verbannung zogen,

flieht ihn der Schlaf. Oft schon um Mitternacht

Scheucht er vom Lager fort die finstern
Träume

Und geht im Garten sinnend auf und ab,
Blickt auf zum Nachtgewölk, das um den
Mond

Wie ein zerrissner Königsmantel flattert;
Dann bleibt er wieder steh'n in sich ver-
loren,

Köpft mit dem Stab, als wären's Römer-
schädel,

Die höchsten Blüten, murmelt Worte drein
Geheimnisvoll und rollt das rothe Auge. —
Fast fürcht' ich ihn; — da kommt er selbst!

(Tarquin tritt ein.)

Aruns. Als Sieger reich' ich freudig dir
die Hand.

Tarquin. Wo triffst du sie?

Aruns. Dort bei Laurentum war's.
Ich hielt im Wald mit meinen Reitern.
Traun!

Nicht vielen zwar, doch gleicher Art mit mir:
Wie Wölfe grimmig, ohne Herd und
Götter. —

Verbannte, Räuber hatt' ich mir gefellt.
Der Abend kam; zerstreut im Grase rings
An lässiger Halsler ihre Rosse haltend,
So lagen sie und spähten durch die Büsche.
Ich starrte hin nach Rom; wie auf dem
Altar

Die Flamme steigt, so glänzte hehr der
First

Des Capitols im Abendlicht.

Wir haben es erbaut! — Vielleicht
sprach dort

Der Priester eben über uns den Fluch ...
Und Rache! Rache! klang's durch meine
Seele.

Da stob die Strafe; Römer sprengten her
Achtlos zerstreut, — nicht ahnten sie den
Feind.

Ich dran und drauf; aus jedem Busch
ein Schwert —

So würgend Mann an Mann traf uns
die Nacht.

Ihr Führer suchte mich; weit vorgebeugt
Die Lanze zückend stürmt' er in den Kampf.
Nur einen Hieb, — dumpf röchelnd sank
er hin

Und lag zerstampft. Die Nacht schied
das Gefecht.

Augusta. Doch Marcus sahst du nicht?
 Aruns. Brennt noch in dir
 Die alte Thorheit? Lächelnd nähmest du
 Von ihm des Bruders blutbesprigte
 Waffen,
 Der hingestreckt den Vögeln liegt zum
 Raub,
 Mit Lächeln sähest du das graue Haar
 Des Vaters durch die Gassen Roms ge-
 schleift
 Von seinem Pferd. — Er ist ja schön,
 so schön,
 Ja schöner noch als Mars, der unter
 Pappeln
 Des Tiberstromes Rheas Gürtel löste:
 So schön, daß du vergessen darfst, wie er
 Auf unsern Namen schwur den Untergang.
 Augusta. Er ist uns Feind, weil ich ihm
 ferne bin.
 Aruns. Wo ich ihn treffe, will ich ihn
 bestehen!
 Augusta. Mir diesen Feind, o laßt ihn
 beide mir!
 Aruns. Das Schlachtfeld ist kein Braut-
 gemach.
 Augusta. Gib mir den Helm, — doch
 nein, ich brauch ihn nicht. —
 Fort jede Wehr, wo er zum Kampfe zieht!
 Auf jenem Rosse flieg' ich ihm entgegen,
 Das er so oft am Zügel mir geführt:
 Wag' er es dann, den Stahl auf mich
 zu zünden!
 Noch glüht das Aug', in das er sinnend oft,
 Wie in des Himmels Tiefen hat geschaut;
 Mit einem Blicke will ich ihm gebieten:
 Die Waffen weg!
 Und mit der Hand, die seinen starken Arm
 Gefangen oft im Scherze hielt, will ich
 Ihn führen in des Vaters Lager dann:
 So, Aruns, werb' ich dir den Kampf-
 genossen!
 Aruns. Du kennst ihn schlecht! — Atellius
 jurild?
 Tarquin. Schon gestern früh!
 Aruns. Was bringt er dir aus Rom?
 Tarquin. Seit langer Zeit darf ich zum
 erstenmal
 Mich wieder freu'n: im eignen Busen nährt
 Es jezt die Zwietracht und den Untergang.
 Der junge Adel denkt der frohen Zeit,
 Der reichen Feste in der hohen Burg,
 Als wir noch walteten; er denkt daran,
 Dafs er nach Lust des Herzens Trieben
 folgte
 Und ich, was leder Übermuth verbrach,
 Nicht sehen mochte, wenn es uns nicht traf.
 Jezt sind sie, wie der schlechte Hand-
 werksmann,
 Der um sein täglich Brot die Esse schürt;
 Denn starr ist Brutus und für alle gleich,
 Dem Anseh'n blind, Reichthum befehlt
 ihn nicht.
 Vom Consul seuffzen sie nach einem
 König

Und reifen meinem Plan. Versuchen will
 Ich heimlich sie, — ja selbst in Brutus Haus
 Wird' ich die Fadel der Empörung
 schleudern:
 Schon wankt Aquilius, der Schwester Sohn.
 O könnt' ich auch noch Titus, Marcus locken,
 Das wär' ein Tag!
 Aruns. Den Titus such' ich auf, —
 Das Losungswort erhielt ich durch
 Verrath, —
 Im Lager ja! Und was mein Wort
 vermag, —
 Ehrgeizig ist er — ja ich will es wagen,
 Aus alter Freundschaft folgt er wohl; —
 er muß!
 Der tollste Plan, den ich erdacht noch je,
 Drum freut er doppelt mich!
 Tarquin. Zu diejem Krieg
 Biet' ich für uns die Vejer auf. Da mag
 Der falsche Brutus mit gewohnter List
 Das Unheil wenden! Mag der schlechte
 Tross,
 Der jauchzend ihn des Vaterlandes Vater
 Genannt, als er uns spottend wies
 vom Thor, —
 O, das vergess' ich nie! — um Gnade
 betteln,
 Wenn um die Mauern Roms sich eng
 und enger
 Mein Lager slicht, wie eine eh'rne Krone,
 Wenn durch die Gassen Pest und Hunger
 schleicht
 Und Zwietracht Bürger gegen Bürger heht.
 Aruns. Doch wenn zulezt der Vejer
 nach dem Siege
 Die Stadt für sich behält, wenn er
 wohl gar
 Sie uns in Trümmer wirft? Wie dann? —
 Mein Erbe ist's, soll ich's in fremder
 Hand
 Als Beute seh'n?
 Tarquin. Wir brauchen diese Vejer
 Nur kurze Zeit; wie schlechte Hunde stoßen
 Wir dann mit einem Fußtritt sie von uns.
 Aruns. Mag dann Mamilius, der sich
 vermaß
 Im Capitol zu bauen einen Stall
 Für seine Rosse, um nach Veji fahren,
 Erzählen dort, was er zu Rom geschaut!
 So find' ich's recht. — Sieh da, Herdonius!
 (Herdonius tritt auf.)
 Herdonius. Versammelt ist im Saale
 der Senat.
 Tarquin. Wie stimmt die Mehrzahl?
 Herdonius. Man hört allerlei,
 Doch nichts Gewisses. Ich, soviel an mir,
 War für den Krieg und euch.
 Aruns. Wie läßt das Pferd,
 Das ich dir neulich zugesandt, sich an?
 Herdonius. O prächtig!
 Aruns. Einem Ritter nahm ich's ab.
 Tarquin. Ihr langes Zögern kann ich
 nicht begreifen.

Herdonius. Sprich selber, und sie folgen alle dir!

Tarquin. So ist es stets, wo viele reden dürfen!

Bald feige zaudernd, bald schamlos erpicht
Zu hören sich, verwirrt ein jeder nur
Der andern Urtheil und zuletzt siegt jener,
Der vorlaut mit der stärksten Lunge brüllt.

Herdonius. Geduld und Klugheit führt allein ans Ziel.

Tarquin. Denk' ich zurück — o Rom, wie lagest du

Zu Füßen mir!

Herdonius. Ich gehe dir voraus!

Tarquin. Laß auch das Gold dort im Senate wirken

Herdonius. Nach deinem Wunsche! (ab.)

Augusta. Gold bedarfst du, Vater?

Nimm hin, nimm alles, was ich noch besitze

Von alter Pracht, was meine Mutter mir
Als Erbe ließ an Schmutz und Edelsteinen.

Oft freut' ich mich daran, wenn funkelnd hell
Die Diamanten bei Smaragd, Rubin
Wie Thaus Tropfen unter Blumen glänzten, —

Sieh her! wie schön! — Ich leg' es freudig hin,

Wenn ihr daraus den gold'nen Schlüssel schmiedet,

Der um die Angeln dreht die Thore Roms.
Was schüttelst du das Haupt, was lächelt Aruns?

In tieffter Seele fühl' ich sie — die Schmach,
Dass ihr als unnütz mich beiseite schiebt.

Tarquin. Soll eines Vejers Weib die Krone tragen,

Die meiner Tochter schöne Stirn geschmückt
Und wieder schmücken wird, wenn durch die Straßen

Von Rom wir auf zum Capitele steigen?
Für diese Vejer hab' ich andre Münze.

Aruns (zu Augusta). O hättest du für ihren Feldherrn nur —

Ein freundlich Wort nur für Mamilius.

Augusta. Und wär' es eine Silbe nur — nein nein!

Aruns. Nun! — Wiegt ein Schmutz nicht schwerer als ein Wort?

Augusta. Ich könnt' dir zürnen.

Aruns. Du verzeihst mir wohl,
Send' ich dir Marcus in das Lager her.

(Tarquin und Aruns ab.)

Augusta. Ja, zürnen muß ich ihm. Doch schärfer faßt

Mich Grauen an, gedenk' ich jener Nacht,
Wo er Lucretia der Stahl,
Den sie verzweifelnd in das Herz sich stieß,
Traf uns noch tiefer, stieß uns fort aus Rom
Und zwischen uns und Rom steigt blutig düster

Ihr Schatten auf. — O Aruns, Aruns!

Zum Schicksal wird uns allen deine Schuld,
Wie Sklaven, welche Arm an Arm gekettet,
Ihr Herr dem Richter vor die Füße wirft.
Dem Schicksal! Ob es Untergang verhängt,
Vielleicht den Sieg, wir greifen fest danach,
Entschied der erste Spruch auch wider uns! — —

Sie war ein Weib, das hat ein Weib gethan,

Drum spotte uns'rer nicht! In Lieb' und Haß

Sollst du nicht schwächer finden deine Schwester,

Als jene Römerin, der sich zum Dolch
Im Schlafgemach die Spindel wandelte.
Mehr will ich noch als sie; sie konnte sterben

Aus Furcht der Schmach; ich wage kühn den Kampf

Und auch besiegt fall' ich nicht ungerächt.
Dann Aruns spotte! — Willst du Marcus senden? —

Was ich vermag, du sollst es bald erfahren,
Mit Marcus Hand in Hand lehr' ich zurück
Zum Siebenhügel und der Väter Burg!

Zweite Scene.

Der Senat von Veji. Procas führt den Vorsitz. Senatoren auf der einen, Mamilius, Arleger auf der anderen Seite.

Procas. Oft wirkt die Drohung stärker als die That!

Nennst nur Tarquin, vielleicht dass dieser Name

Die Römer mehr als Heereskräftung schreckt
Und sie euch gern, laßt ihr ihn ohne Hilfe,
Zurück die längst vermisste Grenze geben.

Herdonius. Was Blut verlor, gewinnt nur Blut euch wieder.

Procas. Du schweigst, Mamilius?

Mamilius. Weiß ich doch längst:
Vor Worten wich die Wölfin Rom noch nie.

Procas. Ihr wagt ein großes Spiel um Land und Herd,

Daher bedenkt! Denn Übereilung straft
Sich schrecklich hier.

Herdonius. Hört doch zuvor, Tarquin!
Senator I. Seh'n möcht ich ihn.

Senator II. Ich auch!

Senator III. Ob er noch stolz ist?

(Tarquin und Aruns.)

Senator I. Der ist der König?

Senator II. Ja!

Senator III. Er grüßt uns kaum.

Tarquin. Seid ihr entschlossen gegen Rom zu ziehn?

Procas. Ist deine Bitte . . .

Tarquin. Bitte! soll ich wohl
Um eure Gnade fleh'n zum Staub gebeugt?
Aus meinem Scepter wird kein Vettelstab
Und jene Stimme, welche Rom befahl,
Hat längst verlernt zu losen und zu schmeicheln.

Procas. Elend und Stolz sind kein Geschwisterpaar.
 Tarquin. Zum Bunde biet' ich Weis diese Hand.
 Procas. Porfennas Schatten tritt mir vor die Seele
 Und warnt vor diesem Krieg.
 Mamilius. Der schwache König,
 Der aus Gutmüthigkeit sein tapferes Heer
 Von Rom zurückgeführt und den dafür
 Das Volk gesteinigt, dem vergleich' uns nicht!
 Tarquin. Vergahet ihr, wie Schlachtfeld
 sich an Schlachtfeld,
 Soweit das Auge reicht, zum Tiber dehnt'
 Dort sanken eure Männer wie das Gras
 In Schwaden hingemäht und fern zum Meer
 Wälzt' ihre Leichen hin der gelbe Strom.
 Du mit dem grauen Bart, fiel dir kein Sohn,
 —
 Kein Vater dir, kein Bruder euch? —
 Ja, ja! —
 Verbirg das Antlitz nicht im Purpurstreif,
 —
 Ich kenne dich, dir raubten sie die Tochter,
 Die Braut dir, beide suchten hin zu Rom
 Ihr murmelt, ballt die Faust, ihr weint; —
 Habt ihr mit Blut vergoß'nes Blut geküht,
 Ist denn in ihren Gräbern feig begraben
 Die Rache schon, die sie nicht schlafen läßt?
 Doch was sind Tödle! — Blickt vor
 Weis Thor,
 Dort ragt der Grenzstein, den euch Rom gesetzt —
 Von heut auf morgen! bis den Eisenarm
 Es streckt durch eure Stadt und ihr
 als Knechte
 In seinem Siegeszuge winzelnd kriecht.
 Aruns. An Männern reich ist eure Stadt;
 die Narbe
 Verdank' ich eines Weisers Speer; nicht
 gegen —
 Mit euch als Feldherr zieh' ich in den Kampf.
 Mamilius. Ein Fremdling, Feldherr?
 Aruns. Wohl! ein Fremdling dir,
 Denn niemals trafen wir uns in der Schlacht.
 Mamilius. Was bleibt euch noch, ver-
 sagen wir die Hilfe?
 Aruns. Der Haß, der keinem Gotte weicht
 an Macht.
 Procas. Was soll der Streit? Weit besser
 ist mein Rath.
 Nach Rom entsendet einen Boten erst:
 Daß man die Heimkehr diesen hier
 gestatte, —
 Uns werde wieder eingeräumt die Flur,
 Die wir im Kriege nach und nach verloren.
 Wenn Rom sich weigert, droh' er mit
 den Waffen,

Oh' noch drei Tage um, naht schon ein
 Priester,
 Den's zur Veröhnung uns hieher entbeut.
 Aruns. Vielleicht sogar den Stier zum
 Friedensopfer!
 Senatoren. Wir stimmen bei, wir auch,
 wir auch, wir alle!
 Mamilius. Viel Schafe überblöken
 einen Leu.
 Procas. Ein junger Thor zählt gegen
 Greise nicht.

(Ein scharfer Trompetenstoß. Alle fahren auf.)

Aruns. Das ist die Tuba unsrer Legionen.

(Diener tritt ein.)

Diener. Ich meld' euch einen Abgesandten
 Roms.

Tarquin. Sein Name?

Diener. Publius!

Procas. Er trete vor!

(Diener ab.)

Tarquin. Ich ahn' es schon, der Friedens-
 bote naht,

Hell schimmert sein Gewand, ein Panzer ist's,
 Er trägt den Stab, doch ist er Stahlgespißt,
 Es glänzt sein Blick, doch nur von heißer
 Blut,

Wie sie verzehrend durch die Städte loht, —
 Den Friedensboten sendet Rom zum
 Gruß, —

So hab' ich ihn ersehnt, willkommen mir!

(Publius gefolgt von sechs Victoren.)

Tarquin. Was bietet uns der römische
 Senat?

Publius. An dich geht meiner Sendung
 Wortlaut nicht:

Verbann't von Rom, bist du auch todt
 für uns.

Tarquin. Noch leben wir, und bald er-
 fährt es Rom.

Publius. Nicht die Verbannung, nicht
 ihr bittres Leid

Brach deinen Sinn, was trogest du dem
 Himmel?

Dein Schicksal ist es nicht, in Rom zu
 herrschen,

Das sag' ich dir, das sagt dir jede Schlacht
 Die du verlorst; — und wärest du so groß
 Als klein du bist, — Rom duldet Götter nur,
 Nicht Sterbliche als Herrscher über sich.

Tarquin. Es hat sich sieben Königen ge-
 beugt.

Publius. Das Volk hält' dich getragen
 auf den Schultern,

Vor deinem Fuß die Kleider ausgebreitet,
 Mit innigem Gebete deinen Schlaf

Behütet, dir Altäre aufgerichtet

Mit hohen Festen, hättest du gewallet
 Stets eingedenk, daß mit dem Recht

die Pflicht

Die Götter an des Königs Thron gestellt.

Hast du gethan so? — Gut und Leben riß
Den Bürgern weg ein Wink der schwarzen
Brauen . . .

(zu Aruns.) Und du, so wie der Bär des
Apennin

Der Biene raubt den süßen Honigseim,
Brachst in der Tugend, in der Keuschheit
Hort.

Lucretia! Noch wird mein Auge feucht,
Gedenk ich deiner! — Du hast nur ein
Leben.

Und tausend Leben würden gnügen nicht,
Zu tilgen ihre Schmach!

Ja, grins' nur mit frecher Stirn! —
Du schweig!

Denn Rechenschaft verlang' ich jetzt von Beji.
Warum nahmt ihr in eurer Städte Ring
Als Schutzgenossen auf den Feind von Rom?

(Allgemeine Bewegung.)

Herdonius. Was! Rechenschaft —

Publius. Ich fordre sie von euch!

Procas. Glaubst du, daß Rom uns un-
gestraft verhöhnt,

Rom, das uns danken soll, wenn wir
noch nicht

Den Krieg erklärt?

Publius. Ihr wollt den Krieg?

Mamilius. Ja, Krieg!

Publius. Fährst du dich sicher hinter Thor
und Riegel,

Daß du nach Krieg zu schreien wagst?
Seit wann

Schwillt dir das Herz so mächtig? Weil
vielleicht

Tarquin an deiner Seite droht, vor dem
Ihr einst gezittert, als er Rom beherrschte?

Noch steht ja Rom, so wie es stand, als dich
Dem Strid am Hals, barsuß, vor den

Senat

Die Schergen führten, du für deine Stadt
Die Hände stehend aufhobst um den Frieden,

Den wir großmüthig schenkten. — War's
nicht da,

Wo ihr beschworet, keinen Feind von Rom
Bei euch zu dulden mehr, sei's öffentlich,

Sei's insgeheim? Nun dem Vertrag gemäß
Befiehlt euch Rom: Mit Ruthenhieben jagt

Ihr heute noch gefesselt diese zwei

Vor unser Thor, wo schon der Henker
wartet.

Und weil sie unter eurem Schutz auf uns
Einbrachen feindlich, — wo blieb euer
Schwur?

So ist's an euch, den Schaden zu ersetzen.
Mamilius. Auf unsern Waffen bringen
wir Bezahlung.

Publius. Wir hätten sie, wär' deine
Zung' ein Schwert.

Aruns. Das tragt ihr in Geduld?

Publius. Ja oder nein!

Procas. Wir überlegen.

Mamilius. Wir sagen euch's zu Rom!

Publius. Sucht ihr vielleicht vor seinen
Wällen Plaz

Für eure Leichen? Brutus steht bereit,
Mit ihm ein ganzes Heer von Todten-
gräbern

Ergrimmt und kühn; — nun, kommt es
euch zu früh?

Mamilius. Den Römern Krieg!

Alle. Den Römern Krieg!

Publius. Euch ruf ich an, ihr Götter,
auf ihr Götter!

Estraf den verletzten Eid des Völkerrechtes
Und sendet Fluch vom Himmel, aus der
Hölle

Auf diese Stadt, gebt die Vollziehung uns
Zur rechten Hand! — In ihrem Rathe laßt
Verwirrung sitzen, Schreden sei im Heer!

Verlasset sie! ich ruf euch aus den Tempeln,
Ich ruf' euch von den heiligen Altären,
Sie sei'n entweiht, nur eure Schred-
gestalten

Ihr Todesgötter, mögen hier noch walten!

(Indem er abgeht, fällt der Vorhang.)

Die folgenden Acte zeigen die
Niederlage der Vejer und den Fort-
gang der Verschwörung, die, dem Ziel
nahe, an einem Zufall scheitert. Die
Berräther, unter diesen auch die Söhne
des Brutus, werden, als sie dem
Tarquin die Thore Roms öffnen
wollen, gefangen.

(Schluß folgt.)

Vieder des Leides.

Von Hieronymus Form. *)

Erscheinung.

Du schrittest durch des Waldes dunkle
Räume, ein Gedicht!
Und dir zum Preise flüsteren die
Bäume ein Gedicht.
Dein Haupt umflossen Locken als der Liebe
gold'nes Netz,
In deinem Auge webten glüh'nde Träume
ein Gedicht.
An einer Blume stand'st du still und deine
Thräne floß,
Als ob Erin'rung um die Blume säume
ein Gedicht.
Da schien es, ein verlornes Eden sende
dir den Gruß,
Da schien es, tief in deinem Herzen schäume
ein Gedicht.
Für ew'ge Trennung zogst du mir vorüber
märchenhaft,
Für ewig ward, was ich von Glück erträume,
ein Gedicht.

Und dann vergeh'n.

Nur eine Heldenthat will ich vollbringen
und dann vergeh'n!
In einer That mein höchstes Sein erschwingen
und dann vergeh'n!
Nicht sei mein Lebensbaum vom Herbst
entblättert
in langer Qual,
Nicht will ich lebend nur nach Leben ringen
und dann vergeh'n,
Den Blumenglanz verächtlich stirbt
der Falter
im Flammenglanz,
So mag mein Herz durch Wonneflammen
dringen
und dann vergeh'n.
Wie Sterne im Begegnen sich vernichten,
so soll mein Geist
Mit einem stolzen Geist zusammenklingen
und dann vergeh'n.

Mein Dasein nur ein Leuchten des Gedankens
gleich einem Stern,
Aus seines Unglücks tiefer Nacht erzwingen
und dann vergeh'n.
Die Seele nur vom Erdbündel stammen
zum Himmel auf,
Bis aller Wahrheit Sonnen sie umfängen
und dann vergeh'n!

Orientalischer Trinkspruch.

Der Weise sieht behaglich, darf er beim
Glas ruh'n,
Die Schöpfung auf der Spitze der eig'nen
Nase ruh'n,
So weit sie reicht, ist alles erquidt von
Nebenduft,
Drum kann die Welt auf keiner vernunft'gern
Baje ruh'n.
Des Guten voll ist Leben, so lang der
Becher voll,
Lass drum das leere Wünschen, die hohle
Phrase ruh'n.
Wär' schon die Welt ein Eden, gäb's
keinen sel'gen Rausch!
So trink, du mußt ja nüchtern einst unterm
Glas ruh'n!

Einer Todten.

Gab ein Volk, daß Liebe noch es leiste,
Seinen Todten Schätze mit ins Grab,
Legt mein Herz, das früh durch dich verwaiste,
All sein Lebensglück mit dir hinab.
Für jede Schmerzens thräne,
Die mir entlodt das Leben,
Hat eine Freudenthräne
Mir deine Lieb' gegeben.
Für jede Freudenthräne,
An deiner Brust vergossen,
Ist eine Schmerzens thräne
An deinem Sarg geflossen.

*) Aus den edlen, noch viel zu wenig gewürdigten Gedichten von Hieronymus Form. Sechste stark vermehrte Auflage. Dresden. Heinrich Mülden.

Das Räthsel der Sehnsucht.

Wenn dir die rechte Stunde schlug,
Durchschau'st du wohl der Erde Trug,
Doch bleibt dir die Erkenntnis fern:
Was ist der Sehnsucht tiefster Kern?

Du sahst die Welt in Nord und Süd;
Der Freuden satt, der Leiden müd',
Das Sandkorn fragst du, fragst den Stern:
Was ist der Sehnsucht tiefster Kern?

Du willst entrienen ihrem Schmerz
Und drückst sie doch mit Bier ans Herz,
Denn Leben selbst ist Sehnsucht nur,
Wie schlau dir's auch verhüllt Natur.

Ihr Trug umgibt mit Qual und Angst
Den Untergang, — den du verlangst.
Du weißt es nicht, du stürbest gern:
Das ist der Sehnsucht tiefster Kern.

Weltüberwindung.

Wer still beglückt im Walde wohnt, vergißt
die Welt;
Und wer gefangen sitzt im Thurm, vermißt
die Welt.
Wenn du sie nur mit Schmerz entbehrst
und doch so leicht
Sie für ein Glück verlassen kannst: was
ist die Welt?
Mich dünkt, ein Ziel, das tief in dir
verborgen ruht,
Berede dich in ihr zu schau'n mit List
die Welt.
Du jagst bethört ihm nach und wirfst bald
selbst gejagt,
Und deine Kraft und deinen Muth zerfrisst
die Welt.
Nur wem ein Gott in eig'ner Brust das
Ziel erschloß,
Der überwand als Heide wie als Christ
die Welt.

Trauer.

Trauer hält mein Herz umfaßt,
Schwer, ach! ist des Lebens Last.
Doch gesegnet der Gebeugte,
Wie — von Frucht gebeugt — der Aß.
Selig, wer gleich ihm in Ahnung
Nahender Befreiung preßt.
Wenn du nicht den heißen Willen,
Ferner sie zu tragen, hast —
Leichter wird des Daseins Bürde
Und ihr Drud verschwindet fast.

Drängst du dich mit Bier ans Leben,
Straft es bitter deine Gast;
Bist du stets gewillt zu scheiden,
Ehrt es dich als edlen Gast,
Reicht zum Labetrunk die süße
Vorempfindung ew'ger Last.

Der Preis.

Von lebenden Gemüthern
Wohl keines weiß,
Was von der Erde Gütern
Verdient den Preis.

Wenn je sein Schweigen bräche
Des Grabes Mund,
Wenn je der Todte spräche,
Er gebe kund:

Das einzig friedensvolle,
Das höchste Gut,
Das ist die Erdenkugel,
Die auf mir ruht.

Der Erde selbst drum werde
Der höchste Preis,
Von allem, was die Erde
Zu bieten weiß.

Sprüche.

Du gibst der schalen Wichtigkeit
Des Daseins dumme Wichtigkeit.
Wenn du dich leidlich schlägst hindurch,
Hat alles seine Wichtigkeit.

O Freund! Das Trübe stellt entgegen sich
dem Klaren.
Darum, bist du betrübt, so bist du nicht
im Wahren.

Ein Glück, das Grund hat, geht mit ihm
zu Grunde stündlich,
Und nur ein grundlos Glück ist wahr und
unergründlich.

Rath.

Verschwende nicht dein tiefstes Sein,
Was du nicht bist, das wird nicht dein.

Du tränkst den Sand mit Herzensblut,
Er wird doch nicht zum Rosenhain.

Ber Schmerz' es bald und lern' von ihm —
Eh' er dich deckt — verschlossen sein.

Du ruhst schon hier in deinem Geist,
Wie einst in deinem Grab, alle in.

Die Urne des Brahminen.

Verarmtes Herz, dem nichts die Welt
beschert!

O reiches Herz, das nicht nach ihr begehrt!
Es gleicht das Herz der Urne des Brahminen,
Der bettelnd bei den Reichen eingekehrt.
Sie brachten Edelsteine, Gold und Früchte,
Und haben prahlend manchen Schrein
geleert.

Doch füllt sich das Gefäß nicht bis zum
Rande,

Mit allen Schätzen dieser Welt beschwert,
Bis eines Kindes reine Hand die Gaben
Um einen Lotosstengel nur vermehrt.
So bleibt stets ungesättigt heil'ge Sehnsucht,
Ob ihr das Reichste dieser Welt gewährt,
Indes ein Frühlingshauch, ein Blick, ein
Lächeln,

Die Seele füllt, als hätt' sie nie entbehrt.

Der venezianische Bettler.

Ich seh' den Bettler noch,
Den ernsten, würdevollen,
Der aus der Hütte kroch,
Dran die Lagunen quollen.

Er breitet ohne Hast
Den Mantel auf die Stufen,
Sie führen zum Palast,
Den seine Väter schufen.

Dies macht den Stein zum Thron,
Versüßt sein Loos, das herbe:
Er ist Veneziass Sohn
Und all ihr Glanz sein Erbe.

Weh'n an geschnitztem Holz
Und Marmor nasse Hemden,
Er blickt hinan mit Stolz,
Mit Hohn auf mich, den Fremden.

Voll Demuth war mein Gruß,
Er rührt nicht Haupt noch Hände;
Da legt' ich an den Fuß
Ihm eine milde Spende.

Er nidte gnadenvoll,
Als ich vorüber schwenkte;
Ich bin's, der danken soll,
Denn ich bin der Beschenkte.

Monolog.

Wie kalt ich bin, der ich durch Thränen
einf' geblüdt!
Der Schmerz, der überfließt, hat sich zum
Eis verdickt.

Gebrochen war mein Herz! Die Sorg für
Weib und Kind,
Die nimmermüde Noth hat mir's zur
Noth gestickt.

Viel Blumen blüh'n dir noch! So ruft zum
Trost der Freund,
Nicht weiß der gute Freund, daß heimlich
sie geknickt.

Wo sind die Freuden hin! Ich kenne mich
nicht mehr,
Wenn ich den Spiegel seh', wie da mein
Herz erschrickt!

Wer sieht so trüb und bleich? Ein Grauen
faßt mich an,
Mir hat ein fremdes Haupt vertraulich
zugenickt.

Doch kenn' ich auch den Glanz, der mit
ins Auge stieg,
Der Jugend Zauber war's, der heimlich
mich umstrickt.

Wie kleinlich haßt der Mensch nach Leben
Stund' um Stund',
Ein Huhn, das Korn um Korn mit Bier
vom Boden pickt.

Ich bin des Lebens müd'! Noch hat kein
Todter je,
Daß er des Todes müd', uns Kunde
zugeschickt.

Das Größte.

„Die Sterne sind so groß, sind Welten
ohne Zahl,
Wie klein der Mensch davor, trotz seines
Geistes Strahl!“

Der Menscheng Geist ermißt der Sterne
Harmonie,
Und wer sie überschaut, muß größer sein
als sie.

„Und ist der Geist so groß, daß Welten
er umspannt,
Warum doch läßt das Herz so schwer vom
kleinen Land?“

Ein Herz, das seinem Land aus Güte sich
entreißt —
So hell erglänzt kein Stern, so groß ersticht
kein Geist.

Jeder in jedem.

Zerfließende Wolke, verhallenden Klang,
Verwelkende Blume — beweint man nicht
lang.

Wie viele zerfließen, verhallen, vergeh'n,
Die Wolken, die Klänge, die Blumen
besteh'n.

Zerfallende Menschen, wie sucht ihr die Bahn
Unsterblichen Lebens mit Traum und mit
Bahn!

Solang noch vorhanden der treibende Keim,
Ist jeder in jedem von neuem daheim.

Dichten und Trachten.

Dichter minnen,
Träumen, sinnen,
Und verachten
Das Gewinnen.

Doch wenn Pflichten
Zu verrichten,
Dann — im Trachten
Stirbt das Dichten.

Die Leute.

Voll Klagen
Er schlagen
Die Leute
Ihr Heute
Durch Lästern
Des Gestern
Und Sorgen
Für morgen.

Weltgeheimnis.

Mögen auch ins Herz sich theilen
Heiße Sehnsucht, bitt'res Leid --
Überm Herzen schwebt zuweilen
Süße Lebensmüdigkeit.

Wenn's bekümmert und verlassen
Still in sich verbluten muß,
Fühlt es Wonnen, die's umfassen,
Künst'gen Schlummers Vorgenuss.

Dann zerfließt in Nebelschleier,
Was sonst heißen Wunsch entfacht;
Langsam naht die stille Feier
Ewig ruhevoller Nacht.

Solche Nacht hat ihre Sterne!
Jene Wonnen sind's, die oft
Ein betrübtes Herz von Ferne
Als Geheimnis ahnt und hofft.

Ein Geheimnis sonder Gleichen:
Sterben, dem Natur gesellt
Angst und Schauder und Erblichen,
Wär' das höchste Glück der Welt.

Zigeunerkind.

Nach der Perlenchnur
Gieng mein Trachten nur,
Bis er mir zulieb
Mörder ward und Dieb.
Auf dem Rabenstein
Klappert sein Gebein.

Von der Perlenchnur
Fanden keine Spur
Büttel und Gericht.
Mich verrieth er nicht,
Rief mich drum am Schluss
Nicht zum letzten Rufs.

Dass die Perlenchnur
Nicht zur Hölle fuhr!
Er that brav und recht,
Doch die Welt ist schlecht.
Weil er mich beschenkt,
Hat man ihn gehenkt.

Für die Perlenchnur
Hätt' ich Haus und Flur,
Aber mir gefällt
Nichts mehr auf der Welt.
Seht doch! schön und reich
Geh' ich in den Reich.

Rache.

Nicht fröhn' der Rache Leidenschaft!
Erst wenn du sie vermieden,
Vollbringen sie mit größ'rer Kraft
Für dich die Eumeniden.

Der Umweg.

Ich suche kreuz und quer, was ich schon habe,
Was längst gegeben!
Ein sonderbarer Umweg führt zum Grabe,
Er heißt: das Leben.

Im Frieden ruhen.

Das Weh des Seins, das Sorgen, Bangen,
Am Grabe scheint's verweht im Wind;
Doch was hier mit dem Greis vergangen,
Bringt wieder dort zur Welt das Kind.

Nur Schein ist selbst die Flucht der Dinge,
Ein Trug noch die Vergänglichkeit;
Aus des Entbehrens eh'rnem Ringe
Wird durch kein Grab die Welt befreit.

O wär' der Menschenbrust beschieden,
Dem Wollen, Trachten zu entflieh'n!
Wir ruh'ten selig schon im Frieden,
Solang wir noch durchs Leben zieh'n!

Schummerlied.

Glücklich, wer schlafen kann,
Ruhig im Hafen kann
Träumen, vergessen!
Ist doch ein Lebensziel,
Ist doch ein Strebenziel
Nicht zu ermessen.

Wachen heißt leiderfüllt
Oder von Reid erfüllt
Stürmen und schäumen.
Glücklich, wer schlafen kann,
Stürme im Hafen kann
Achlos verträumen!

Frauenscönheit.

Ihr sagt so gern, ihr Söhne dieser Welt,
Es büрге für die Scönheit dieser Welt
Schon eines Weibes formenedle Scönheit,
Die alle Freuden kröne dieser Welt.
Wer leugnet, daß des Weibes hehre
Scönheit
Mit manchem Schmerz versöhne dieser Welt?
Doch singt ihr drum das Lob der Lebens-
scönheit,
So singt ihr hohle Töne dieser Welt.
Ihr ahnt nicht, daß die Glut entfacht
durch Scönheit
Nicht bloß den Lüsten fröhne dieser Welt.
Der Glut ist nah die Trauer, daß auch
Scönheit
Sich an die Schmach gewöhne dieser Welt,
Nicht selten aus dem süßen Mund der
Scönheit

Der bitt're Jammer stöhne dieser Welt.
Entweihung ist alltäglich Loß der Scönheit
Im allzu rauhen Stöhne dieser Welt.
Ihr aber preist am Weib des Lebens
Scönheit,
Wie herb der Lauf auch höhne dieser Welt
Und ob auch, wenn des Glückes Wert die
Scönheit,
Ins Ohr der Fluch ihr dröhne dieser Welt.

Wenn alles trägt.

Einsam und verlassen sein,
Bettler auf den Straßen sein
Wär' erwünschter, als beglückt
Im Geschmack der Massen sein.
Glück — erhab'nes Frohgefühl —
Kann's gemeines Spassen sein?
Was nicht Geist ist, wird dem Geist
Niemals anzupassen sein.
Glück wär's, leer an Kopf und Herz,
Doch bei vollen Tassen sein?
Mit des Wohlthuns Göttermacht
Nur geneigt zum Prassen sein?
Solchem Dasein muß der Tod
Zittern und Erblaffen sein,
Muß das Gift in jeder Frucht
Auf den gold'nen Tassen sein.
Aufrecht stehn im Sturm der Welt,
Ohne Bier und Hassen sein,
Achlos für versagtes Gut
Wie für Staub der Tassen sein,
Doch bei jedem Erdenweh
Mit dem Aug', dem nassen, sein —
Mag noch, wenn sonst alles trägt,
Als das Glück zu fassen sein.

Krieg dem Kriege!

Die Dinge stehen so: Millionenheere — in zwei Lager getheilt, waffenklirrend — harren nur eines Winkes, um aufeinander loszuschürzen. Aber in der gegenseitigen zitternden Angst vor der unermesslichen Furchtbarkeit des drohenden Ausbruchs liegt einigermaßen Gewähr für dessen Verzögerung. Hinauschieben ist jedoch nicht aufheben. Die sogenannten „Segnungen“ des Friedens, welche das bewaffnete Angstsystem zu erhalten strebt, die werden uns immer nur von Jahr zu Jahr garantiert, immer nur als „hoffentlich“ noch einige Zeit vorhaltend hingestellt. Von der Abschaffung des Krieges, von gänzlicher Aufhebung des Gewaltprincipes, davon wollen die zur „Aufrechterhaltung des Friedens“ waffenbrüderlich verbündeten Gewalten nichts wissen. Der Krieg ist ihnen heilig, unaustrittbar, und man darf ihn nicht wegdenken wollen; er ist ihnen aber auch — angesichts der Dimensionen, die eine künftige Conflagration entfalten wird — furchtbar, vor dem eigenen Gewissen unverantwortbar, also darf man ihn nicht anfangen. Was ist das aber für ein unnatürliches Ding, welches nicht aufhören und nicht anfangen, nicht verneint und nicht bejaht werden darf? Ein ewiges Vorbereiten auf das, was durch die Vorbereitung vermieden werden soll, zugleich ein Vermeiden dessen, was durch die Vorbereitung vorbereitet wird? Dieses Widerspruchsmonster erklärt sich so: Jenes Gebilde aus historischen Zeiten, welches man noch aufrechterhalten

will: die gebietverschiebende, machtverleihende, nur einen Bruchtheil der Bevölkerung in Anspruch nehmende „frische und fröhliche“ Kriegsführung, die ist inzwischen im Entwicklungsgange der Cultur zur moralischen und physischen Unmöglichkeit geworden. Moralisch unmöglich, weil die Menschen von ihrer Wildheit und Lebensverachtung verloren, physisch unmöglich, weil die während der letzten zwanzig Jahre angewachsene Zerstörungstechnik den nächsten Feldzug zu einem Etwas gestalten würde, das etwas ganz neues, anderes, nicht mehr mit dem Namen Krieg zu Bezeichnendes wäre. Würde man durch lange Stunden ein Bad vorbereiten, das Wasser heizen, heizen, bis es siedet und überwallt — wäre dann dasjenige, was einen träfe, der endlich doch in die Wanne stiege — oder vielmehr hineinfiel — noch ein „Bad“ zu nennen? Noch ein paar Jahre solchen „aufrechterhaltenen“ Friedens, solcher Mordmaschinen-Erfindungen — elektrische Sprengminen, ekrasitgeladene Lufttorpedos — und am Tage der Kriegserklärung springen sämmtliche Zwei-, Drei- und Vierbunde in die Luft.

Jeden Augenblick kann die Explosion kommen. Diejenigen, welche die Lunte in Händen haben, geben zum Glück acht. Sie wissen, dass — bei solchem Pulvervorrath — die Folgen schrecklich wären, wenn sie unvorsichtig oder gar freventlich das Feuer anzlegten. Um also diese wohlthätige Vorsicht zu steigern, wird der Pulvervorrath immer vergrößert. Wäre

es nicht einfacher, freiwillig und übereinstimmend die Lunten wegzuthun; mit anderen Worten: abzurüsten? Den internationalen Rechtszustand einzusehen — die getrennten Gruppen, die einander stets zuschwören, daß sie, wenn von der anderen Gruppe angegriffen, Schulter an Schulter kämpfen wollen, zu einer Gruppe verschmelzen — den Bund der civilisierten Staaten Europas zu gründen? Ebenbürtig an Kraft und Ansehen stehen sich jetzt die verschiedenen Allianzen gegenüber. Was hindert sie daran, das, was sie als ihr Ziel hinstellen, — den Frieden — zur Grundlage ihres Bestehens zu machen? Was daran hindert? Das Gesetz der Trägheit einerseits und andererseits der geschürte Nationalhass, die von der lärmendsten Partei in jedem Lande — der Kriegspartei — stets unterhaltene Hege. Die lärmendste wohl — dabei aber doch die kleinste. Ein Häuflein Chauvinisten hier und dort. In Rußland eine Gruppe Panславisten — der Czar will den Frieden; in Frankreich eine Gruppe Revanchisten — die Regierung will den Frieden! bei uns und in Deutschland ein paar Militaristen — die beiden Kaiser wollen den Frieden. Des Volkes gar nicht zu erwähnen: das hat die Sehnsucht nach — das hat ein Recht auf den Frieden. Das Kampfgenossenschafts-Geschrei, welches bei verschiedenen Flottenbegrüßungen hier und dort ausgestoßen wird und welches so leicht für den Ausdruck des Kriegswillens der Völker ausgelegt werden kann, sollte man doch nicht länger so mißverstehen; hat man denn noch immer nicht einsehen gelernt, daß es nichts Epidemischeres gibt, als Hurrah- und Vivat-Rufe? — daß diese Rufe immer und für jede Sache, sobald das erste Signal gegeben — mit Naturnothwendigkeit, wie das Donnerrollen nach dem Blitz — die Lüfte erschütterten müssen?

Klein also, das steht fest, ist die

Zahl derer, die den Kriegszustand noch wollen. Noch kleiner die Zahl derer, die sich laut und im eigenen Namen zu solchem Willen bekennen. Unendlich groß hingegen sind die Massen jener, die den Frieden — nicht den ängstlich verlängerten, sondern den sicher gewährleisteten Frieden — ersehnen. Wer da die weiße Fahne schwingt, der hat eine Gefolgschaft von Millionen hinter sich. —

Soviel aus einem vortrefflichen Aufsatz, den mir Frau Baronin Bertha von Suttner geschickt hat, die Verfasserin des Romans „Die Waffen nieder!“ Ich habe den beredten Worten nur beizufügen, daß sie wahr sind und wahr sein müssen, daß sie wie ein Evangelium sind, welches erlösend wirkt, wenn man an dasselbe glaubt.

In der ganzen furchtbaren Geschichte des menschlichen Wahnes gibt es keinen so verhängnisvollen Irrglauben, als der ist, daß die Kriege nothwendig und unausrottbar sind. Dieser Uberglaube muß gebrochen werden, und dazu beitragen ist in erster Linie Pflicht der Lehrer und Erzieher, der Priester und Schriftsteller, kurz aller, die auf das Wohl der Menschheit hinarbeiten wollen. Die Menschen haben den Krieg, so lange sie ihn für nothwendig halten und sie haben den Frieden, wenn sie an ihn glauben. Ich bin fest überzeugt von der Möglichkeit eines unverbrüchlichen Völkerfriedens unter den Culturvölkern. Aber dazu muß vorher freilich sehr vieles anders werden. Wenn sie an den Frieden glauben, dann werden sie ihn suchen nicht mit blinkenden Waffen, sondern mit der Ampel der Vernunft, und dann werden sie ihn finden.

Ich halte die Liebe zum eigenen Volke für eine große Tugend, allein der Nationalismus in seiner heutigen, fast thierisch-rohen Gestalt führt zu nichts Gutem. Er führt zu dem furchtbarsten Kriege, den die Welt je gesehen.

Und nach diesem Kriege? Werden nach diesem Nationalkriege die Völker gerettet sein? Wird auch nur eines gerettet sein, z. B. unsere deutsche Nation? Was wird dann sein nach dem ungeheuren Blutbade, nach der Verwüstung und Vernichtung von allem, was dieses Leben noch leidlich gemacht? Was wird dann sein, wenn die Eisenbahnen zerstört, die Pferde geschlachtet, die Wertstätten vernichtet, die Culturen zerstampft, die Ländereien entwertet, die Städte verbrannt, die Kirchen entehrt, die Schulen zerrissen, die Kunstanstalten entgründet, die Männer erschlagen, die Frauen geschändet, die Kinder entheimt sind? Wird die Nation dann gerettet sein? Ein Meer von Thränen, eine Hölle von Trostlosigkeit, eine grenzenlose Entmuthigung und Ohnmacht, eine Gleichgiltigkeit gegen alles, besonders gegen das Vaterland, gegen das eigene Volk, weil es ein erbärmliches Volk von Bettlern ist. Das wird sein. Und im Herzen der wahnsinnige Haß gegen die siegreichen Nachbarn! — Und diese siegreichen Nachbarn, werden sie nicht

selber bluten aus unzähligen Wunden, werden nicht die Frauen ihre Männer, die Kinder ihre Väter, die Eltern ihre Söhne verloren haben? Werden die Übrigbleibenden nicht roh und verthiert geworden sein auf dem Schlachtfelde, stumpfsinnig gegen Ideales, Sklaven des Materialismus? Werden sie nicht ruhelos sein wie Rain und beständig ängstlich lauern müssen, ob das niedergeworfene Nachbarvolk nicht etwa Miene macht, sich aufzuraffen und sich zu rächen? Werden sie nicht alle Früchte ihrer Arbeit daran wenden müssen, um nur gerüstet zu sein, und dabei innerlich, sittlich verkommen? Ist ein solcher Sieg nicht eine Niederlage anderer Art? Und wenn das so fortgeht, verlohnt sich dann eine Nation und ein Nationalismus, ein Leben überhaupt?

Fragen wir uns offen, was wir wollen. Wollen wir leben, dann Frieden mit den Völkern; wollen wir aber nicht leben, dann — gibt es anständigere und billigere Mittel, als die Riesenrauferei mit anderen, die möglicherweise leben wollen. R.

Purzelbäume der Schulweisheit.

Die Lehrerwelt selbst wird am meisten lachen über das lustige Büchlein, genannt: „Lehrer und Schüler.“ Herausgegeben von E. O. Hopp. (Berlin, Friedrich Pfeilstrüder). Dasselbe weiß eine ganz unerhörte Menge von Anekdoten aus dem Hörsaal und der Schulstube, wovon eine ergötzlicher als die andere ist. Die Sache hat aber auch ihre ernste, sogar philosophische Seite; manches dieser Geschichtchen und Aussprüchlein sagt mehr, als eine lange Abhandlung über Gelehrtenthum, Schule und Erziehung.

Wir wollen sehen — aber vorsichtshalber den freundlichen Leser daran erinnern, daß er einen Spass versteht.

Aussprüche eines Professors der Philosophie.

Ich will doch auch nächstens ein Buch mit gelehrten Citaten schreiben, damit ich dadurch das Recht erwerbe, für die Folge ohne Gefahr unwissend zu sein.

* * *

Reichthum ist überhaupt noch kein Beweis von großer Körperkraft.

Schweigen ist nicht immer Gold, z. B. beim mündlichen Examen!

Der Mensch iszt, dasz Thier frisst! Manchmal ist der Unterschied unbedeutend.

Die schönsten Gedanken, die einem einfallen, sind fast alle schon früher erdacht worden. In der Beziehung waren unsere Vorfahren weit besser daran. Was nach uns noch erdacht werden soll, ist mir ein Räthsel.

Es ist erstaunlich, wie viel Wissen manchmal in einem einzigen Kopfe steckt. Dasz da nicht das größte Durcheinander permanent ist, halt' ich für ein Wunder. Es müßte von Natur so eingerichtet sein, dasz solche Celebritäten sich noch zwei bis drei eben leerstehende Köpfe mieten könnten, um die weniger wertvollen Sachen dort aufzuspeichern. Der Hauptkopf enthält dann nur die ganz guten, feinen Gedanken und einen Katalog über Kopf 2 und 3. Es wäre doch immer eine Erleichterung.

Die Jerskreuten.

Professor (in tiefer Arbeit, durch Anklopfen eines Besuchers gestört, heftig): „Herein!“ — Schulamts-candidat (tritt mit sehr höflichen, unbeholfenen Bücklingen ein). Professor (gepreszt): „Was wünschen Sie?“ — Schulamts-candidat: „Ich wollte mir erlauben, dem Herrn Professor meine ganz ergebene Aufwartung zu machen.“ — Professor (fortlesend): „Nun — so machen Sie einmal.“

Der Professor fragte Herrn Müller: „Haben Sie noch Brüder?“ — „Nur einen, Herr Professor!“ — „Sonder-

bar, gestern fragte ich Ihre Schwester, und die sagte, sie hätte zwei Brüder!“

Professor: Entschuldigen Sie, Herr Rath, dasz ich Sie und Ihre werthe Familie hier unten empfangen, aber ich bin oben so sehr beschränkt.

Der entschuldige Gast.

Professor D u s e l b o r n weiß, was sich bei Tisch schickt. Eines Tages speist er bei einem Collegen, stößt an das Salzfaß und verschüttet dessen ganzen Inhalt.

„O bitte tausendmal um Entschuldigung!“ ruft er in höchster Verlegenheit der ihm gegenüberstehenden Hausfrau zu und schüttet sein Glas mit Rothwein sorgsam über das Salz aus . . .

Der darwinianische Professor.

Professor P o p p e l s d o r f (liest Schillers „Glocke“): „Da werden Weiber zu Hyänen“ — Weiber zu Hyänen? Schiller war also offenbar nicht Darwinianer, sonst würde er eine „rückschreitende Metamorphose“ von solchem Umfange nicht für denkbar gehalten haben.

Was sie nicht ahnten.

Professor: „Was ahnten die alten Griechen nicht, Herr Candidat?“ — „Das kann ich nicht wissen, Herr Professor.“ — „Das sollten Sie aber wissen! Die alten Griechen ahnten nicht, dasz es außer dem Bernstein noch andere Stoffe gibt, die brenzliche Öle enthalten.“

Ansprechend?

Professor B., gefragt, wie ihn Fräulein S. ansprache, gab folgende Antwort: „Bevor ich sie angesprochen hatte, sprach sie mich an, seitdem ich sie aber angesprochen habe, spricht sie mich gar nicht mehr an.“

Starke Zumuthung.

Professor Dr. Laubinger liest gerade über die Ethik Spinozas, als plötzlich der Ofen zu rauchen anfängt. Der Professor tritt näher und sucht nach der Ursache. „Aber meine Herren, das ist ja eine sehr einfache Geschichte, da ist nur von dem Kranz etwas Mörtel abgefallen; — — ach, hat vielleicht einer der Herren etwas feuchten Lehm bei sich?

Immer logisch.

Frau Professor (in das Studierzimmer des Gatten stürzend): Denk dir die Dummheit, Mann, da bringt die Christel den Topf ohne Thee herein.

Professor (langsam von seiner Arbeit aufblickend): den Topf ohne T? Liebes Kind, das ist ja ein Unding, ein „Opf“.

Beißender Vergleich.

Mehrere Studenten machten sich den Spass, ziemlich spät und jeder einzeln — im sogenannten Gänsemarsch — ins Colleg zu kommen. Der Herr Professor, dadurch nicht beirrt, macht folgende Bemerkung: „Meine Herren, das gieng ja heute gerade wie beim Trichter — immer ein Tropf nach dem anderen.“

Ein Held der unfreiwilligen Komik.

Brutus und Cassius ermordeten den Cäsar auf eine seiner Gesundheit höchst nachtheilige Weise.

Eine Naturgeschichte aller jetzt in Frankreich lebenden Professoren müßte sehr interessant sein.

In Berchtesgaden wird aus Knochen Holz geschnitten.

Die Engländer würden bei weitem nicht so viel Leder machen, wenn sie nur ihre eigenen Felle gerbten.

Es kam mit Napoleon sogar soweit, daß sein erstes Kind ein Sohn war.

Aus dem Abiturientenexamen.

Examinator: „Wie erklären Sie sich, daß Ludwig der Dreizehnte ein so verstimmttes, argwöhnisches und von Ahnungen heimgesuchtes Gemüth hatte? Nennen Sie mir eine Thatsache, die hier gewiß in erster Linie von Einfluss war.“

Abiturient: „Ich glaube nicht fehlzugreifen, wenn ich als diese Thatsache den Umstand bezeichne, daß der unglückliche Monarch der Dreizehnte war.“

In der Prima.

Professor: Wodurch unterscheiden sich die Geistesheroen des Alterthums von denen des neueren?

Primaner: Durch ihren Mangel an classischer Bildung.

Professor: Schämen Sie sich, Wilhelmi, einer solchen Antwort. Ihr Bruder Theodor hätte das viel besser gemacht. Der verstand das Griechische, daß man seine Freude daran hatte. Aber Sie!

Wilhelmi: Entschuldigen Sie, Herr Professor, mein Bruder Theodor ist auch viel älter als ich.

Professor: Ach was, als Ihr Bruder hier bei mir den Sophokles gelesen hat, war er gerade so alt wie Sie.

Wilhelmi: Erlauben Sie, Herr Professor, mein Bruder Theodor war immer viel älter als ich!

Oberlehrer Plötermann (das Thema zu einem lateinischen Aufsatz dictierend): — „sie fielen also in Apulien ein, und tödteten Männer,

Weiber und Kinder. (Zu einem Schüler, welcher anstatt nachzuschreiben, Mstotria treibt): „Haben Sie Kinder, Windmeyer?“

Windmeyer (verwirrt): „Kinder? Nein, Herr Oberlehrer, noch nicht.“

Professor: „Das ist schon das zweitemal, daß Sie Ihr Stilheft vergessen!“

Primaner: „Entschuldigen Sie, nein.“

Professor: „Nun, aber das erstemal ist es ganz gewiß!“

Professor: „Sie behaupten, Sie hätten den Aufsatz selbst angefertigt. Es sind gar keine Fehler darin; eine solche Arbeit kann man gar nicht selbst machen.“

Classenlehrer der Prima: „Ich habe in letzter Zeit verschiedene von Ihnen in der N.'schen Wirtschaft gesehen. Sie wissen ganz gut, daß der Wirtschaftsbefuch Gymnasiasten durchaus verboten ist. Auf alle Fälle aber bitte ich mir aus, daß Sie dann wenigstens zu meinem Schwiegervater, dem Bärentwirt, gehen.“

Professor (das Buch zuklappend): „So, jetzt sind wir mit dem Verstande fertig, das nächstemal kommen wir zur Vernunft.“

In Secunda.

Professor in Secunda: „Meine Herren! Solche Herren, wie Sie, meine Herren, sind überhaupt keine Herren, meine Herren!“

„Was ist denn das für ein eigenthümliches Geräusch, das ich schon die ganze Stunde höre?“ — „Entschuldigen Sie, Herr Professor, mein Bart bricht sich Bahn.“

Classenvorstand: „Münnich! Warum waren Sie gestern nicht in der Schule?“ — Schüler: „Ich bitte um Entschuldigung, meine Tante wurde begraben.“ — Classenvorstand: „Das entschuldigt Sie; aber daß mir das ja nicht wieder vorkommt!“

Ordinarius (zu einem Schüler): „Bemühen Sie sich nicht, dümmner zu scheinen, als Sie es in der That sind. Ich verlange von niemand etwas Unmögliches!“

Ein Dohn der Zeit.

Lehrer: „Was mein ist, das ist auch dein. Wer sagte dieses schöne Wort?“ — Schüler: „Einer, der nichts hatte.“

Aus der Geschichtsstunde.

Professor: „Was thaten die Fürsten von X.?“ Schüler: „Sie regierten.“ — „Falsch!“ — „Sie führten Krieg.“ — „Falsch, Dummkopf! Sie spalteten sich in zwei Linien.“

Im arithmetischen Examen.

Professor: „Nun junger Mann, wenn Ihr Vater sich tausend Franken leiht mit dem Versprechen, sie in jährlichen Raten von 250 Franken zurückzuzahlen, wie viel ist er nach drei Jahren noch schuldig?“ — „Tausend Franken!“ — „Aber, mein Lieber, Sie kennen ja nicht einmal die Anfangsgründe der Arithmetik.“ — „Möglich, aber ich kenne meinen Papa!“

Wo der liebe Gott nicht ist.

Chateauf war als Knabe von sehr aufgewecktem Kopfe. So wurde er, neun Jahre alt, einem Bischofe vorgestellt. Der Prälat gab ihm eine Frage auf: „Sage mir, mein kleiner Freund, wo der liebe Gott ist, so kriegst du einen Apfel.“ — „Herr Bischof“, antwortete der

Knabe, „sagen Sie mir erst, wo der liebe Gott nicht ist, und ich gebe Ihnen zwei Äpfel.“

Einsilbige Wörter.

Lehrer: Bei einem einsilbigen Wort hat man den Mund nur einmal zu öffnen; Adolf, nenne mir also einsilbige Wörter!

Adolf: Kleine Kartoffeln.

Schon richtig.

Lehrer: „Wieviel sind wohl, Richter, nach Angabe der Gelehrten, unter Pharao Ägypter im Rothen Meere ertrunken?“ — Schüler leise zu seinem Nachbar: „Fragt aber der Lehrer manchmal dumm!“ — Lehrer: „Nur laut, es wird schon richtig sein!“

Schwungvolle Erklärung.

Lehrer: „Was versteht man unter den Ausdrücken: Jungfräuliche Wildnis, Urwald?“ — „Wo keiner nie 'rein gegangen ist.“ — „Kannst du das nicht schöner, schwungvoller sagen? z. B. Wo niemals die entweihende Hand eines Menschen den Fuß hineingesetzt hat!“

Nichts.

Lehrer: „Du, Moriz! was hast du da?“

Schüler: „Nichts.“

Lehrer: „Dann ihu' es weg. Du störst damit die Stunde.“

Der Ursprung der Sprache.

Der Ursprung der Sprache hat bekanntlich schon zu recht gelehrten Forschungen Anlaß gegeben. Aber der alte Satz vom Verstand der Verständigen bewahrheitet sich auch hier wieder einmal, ein „kindlich Gemüth“ hat es gefunden, was die Weisen der Völker nicht herausgebracht. Ein kleines Mädchen plagte sich mit dem Vespensum und fragte bekümmert den Bruder: „Paul, wo ist nur diese fürchterliche Menge Worte hergetommen?“ —

„Siehst Du, Lieschen, vom Zanken unter den Menschen, Du weißt, dann gibt ein Wort das andere.“

Das Gedächtnis.

Der Lehrer fragt den kleinen Karl: „Was ist das Gedächtnis?“ — Karlchen (nach längerem Grübeln): „Das, womit man alles vergißt.“

Unergründlich.

Lehrer: „Warum geht man in die Schule?“ — Schüler: „Diese Frage hab' ich mir auch schon oft vorgelegt.“

Logisch.

Max: Heute wollte mir der Lehrer eine Ohrfeige geben. — Papa: Woher weißt du denn, daß er Dir eine geben wollte? — Max: Nun, wenn er's nicht gewollt hätte, hätte er mir doch keine gegeben.

In die unrechte Kehle.

Ein Lehrer nimmt einem Schüler einen Apfel weg. Nach einer Weile, während die Schüler mit einer Aufgabe beschäftigt sind, verpeist der Lehrer, der sich unbemerkt glaubt, den Apfel. Dies sieht der betreffende Schüler und fängt an zu husten. „Was fehlt Dir“, fragte ihn der Lehrer. — „Ach, Herr Lehrer, der Apfel ist in die unrechte Kehle gekommen.“

Was Gescheites.

Fremder: „Sag mal, Kleiner, habt ihr nich 'n Wirtshaus hier im Dorf?“ — „Jo, g'wiß!“ — „Gibt's da auch 'was Gescheites?“ — „Jo, unsern Schullehra!“

Das Volk der Dichter und Denker.

Entschuldigungsschreiben. Ich beschuldige Marie hiemit da sie am Bohrmittag über Kopfschmerzen klagte.

* * *

Ich entschuldige das mein Tochter Marie gestern Nachmittag gefelt hatt

sie war krat Bitte nemhieß (nehmen Sie's) nicht übel.

Seine Leibspeise.

Oufel: „Was ist denn deine Leibspeise, Jungchen?“

Jungchen: „Dicke Erbsen; da werde ich immer so krank, daß ich den nächsten Tag aus der Schule fortbleiben kann.“

Aus der Berliner Schule.

„Schulz!“ sagt der Lehrer zum Jüngsten in der Classe, „nenne mir einmal ein Reptil. Ein Reptil ist, wie ich dir erklärt habe, ein Geschöpf, das kriecht. Kennst du eins?“ — „Na, ob! mein kleines Schwesterchen!“

Blamiert sich bloß.

Vater: „Na, Max, ich denke, ihr habt heute Prüfung?“ Max: „Ja wohl, Papa, heute nachmittag von drei bis vier Uhr; komm aber nicht hin, du blamierst dich bloß!“

Die Haare der alten Germanen.

In einer Schule frug der Lehrer: „Albert, was hatten die alten Germanen für Haare?“

Albert: „Graue!“

Doppelsinnig.

Lehrer (in das Schulzimmer eintretend): „Jedesmal, wenn ich in die Classe komme, — immer dieselbe traurige Erscheinung!“

Gutes Bier.

Lehrer: „Woran erkennt man gutes Bier?“ — Schüler: „Man kann nie genug davon bekommen.“

Umgekehrt.

1. Schüler: „Nun, jetzt weißt du, was für Urtheile man logisch umkehren kann. Nenne mir also ein solches Urtheil.“ — 2. Schüler: „Die Hunde sind unsere besten Freunde.“ — 1. Schüler: „Was

fällt dir ein: Wie willst du das umkehren?“ — 2. Schüler: „Unsere besten Freunde sind Hunde.“

Eine neue Farbe.

Lehrer (versuchend, den Kindern die Farben zu veranschaulichen): „Welche Farbe hat mein Taschentuch, das ich in der Hand halte?“ — Kinder: „Roth!“ — Lehrer: „Wie sieht dieses Stück Kreide aus?“ — Kinder: „Weiß!“ — Lehrer: „Und wie sieht mein Hut aus, der dort am Haken hängt?“ (Alles schweigt; endlich erhebt sich der kleine Ernst, der schlauesten einer.) „Nun Ernst, sag' mir's!“ — Ernst: „Schäbig!“

Ein Magnet.

Karlchen: „Herr Lehrer, was ist denn das, ein Magnet?“ — Lehrer: „Ein Magnet ist eine Kraft, die andere Körper anzieht!“ — Karlchen: „Dann ist meine Mutter auch ein Magnet!“ — Lehrer: „Warum denn, du dummer Bub'?“ — Karlchen: „Weil sie jeden Morgen mich anzieht!“

Fünfundzwanzig Stunden.

Lehrer: „Wie viel Stunden hat der Tag?“ — Schüler: „25.“ — „25! Wie so denn?“ — „Nun, Sie sagten ja vorhin, daß der Tag jetzt schon um eine Stunde zugenommen hat.“

Ein vierfüßiges Thier.

„Edstein, kannst du mir ein vierfüßiges Thier nennen?“ — „Der Hund.“ — „Richtig! Und noch eins?“ — „Der Bär.“ — „Meinetwegen. Und noch eins?“ — „Der Maikäfer.“ — „Nein, mein Lieber, der Maikäfer hat sechs Füße.“ — „Man kann ihm ja zwei herausreißen.“

Nach achte kommt gleich neune.

Friz und Karl, zwei kleine Knaben, sind auf dem Wege zur Schule.

Da schlägt es eben acht Uhr. Der eine fängt an zu rennen, während der andere im bisherigen gemüthlichen Tempo einhergeht. „Aber Fritz, was springst denn so? Unser' Schul' geht ja erst um neun an!“ — „Das weiß ich schon, Karl, aber nach achte kommt gleich neune!“

Der wahre Adolf.

„Papa! Papa! Der Herr Lehrer hat mich heute gelobt!“

„So! was jagte er denn?“

„Gut, Adolf!“

„Nun, und was hattest du denn gethan?“

„Ich hatte ihm den Groschen fürs Schreibheft gegeben!“

Nimmt's eben leichter.

Lehrerin zu ihrem kleinen Zögling: „Da hast du ja wieder einen Kleds in dein Heft gemacht — pfui, Fritz — als ich klein war, habe ich geweint, wenn mir so etwas passiert ist.“

Fritz: „Ich nehm's eben leichter!“

Ein milder Winter.

Schulinspector: „Kannst du mir einen milden Winter nennen, A.?“

— Schüler: „Ja, 1878, da war unser Lehrer sechs Wochen krank.“

Ein Anfall von Vernunft.

„Was fehlt dir eigentlich heute?“ fragte die Mutter ihr Töchterchen, das sich mit den Schularbeiten abquält, „Du bist ja so ängstlich, so stumm und so ernst?“

„Ach“, seufzt das Mädchen, „ich glaube, es ist ein Anfall von Vernunft.“

Columbus ein Vogel.

In einer Schule ist eben Prüfung. Bei der geographischen Besprechung Amerikas wird auch der Entdecker dieses Erdtheils genannt. Die Lehrerin fragt: „Wer war Columbus?“ Sofort meldet sich eines der vielen Elschen

und erwidert freudig: „Columbus war ein Vogel.“ Nachdem das allgemeine Gelächter sich gelegt, erklärt Elschen verschämt: „Ich habe im Lesebuch meiner älteren Schwester eine Überschrift gelesen, die heißt: «Das Ei des Columbus».“

Feurige Anbeter.

Professor (vortragend): „Der Lehre Zoroasters hängen noch heute die Parsen an; sie sind also Feueranbeter. — Kamille, Sie blicken so zerstreut, was habe ich vorhin gesagt?“

Kamille: „Die Parsen sind — sind feurige Anbeter.“

Für die paar Jahre noch.

„Das ist doch unerhört, Lieschen! Sie können noch nicht einmal Ihren Familiennamen richtig schreiben und sind schon bald dreizehn Jahr!“ — „Das ist ja auch gar nicht nöthig, Fräulein — für die paar Jahre noch!“

Die alten Deutschen.

Lehrerin: „Die alten Deutschen zerfielen in zwei Stände, die Freien und die Hörigen; also, Amalie, wie hießen diese Stände?“

Amalie: „Die Hörigen und die . . . die . . .“

Lehrerin: „Nun, das Gegenheil!“

Amalie: „Die Schwerhörigen!“

Ein Staatsmann.

Der Schulinspector fragt eine Schülerin: „Was war der Freiherr von Stein?“ — „Ein Staatsmann!“ — „Wen nennt man denn einen Staatsmann?“ — „Einen Mann, der Reden hält.“ — „O nein, ich halte ja auch Reden und bin doch kein Staatsmann.“ — Schülerin sich besinnend: „Ein Staatsmann ist ein Mann, der gute Reden hält.“

Bei küssen stillgehalten.

Klara (liest): „Bunte Schmetterlinge durchfliegen die Luft und küssen

... (stoft) ... aufblühenden Blumen den Thau aus den duftigen Kelchen."

Lehrerin: „Anna, lies du einmal die Stelle!“

Anna liest den Satz richtig.

Lehrerin: „Was hat die Klara falsch gemacht, Anna?“

Anna: „Sie hat bei „küssen“ stillgehalten, und das sollen wir nicht.“

Was ist Raum.

Lehrerin: „Wir werden nun den Begriff des Raumes feststellen. Wer kann mir sagen, was Raum ist?“

— Schülerin: „Ich! — Raum ist in der kleinsten Hütte für ein glücklich liebend Paar!“

Die Flegel.

Lehrer: „Was sind die Knaben im Verhältnis zu den Eltern?“

Mariechen (sehr entschieden): „Flegel“.

Der Hagestolz.

Lehrer: „Welches ist der verworlichste Stolz?“ —

Schülerin (nach längerem Besinnen): „Der Hagestolz!“

Aus deutschen Aufsätzen.

Liesel hat zwei Freundinnen, deren respective Herren Väter ebenso wie ihr Papa kahlköpfig sind. Sie hat die Aufgabe bekommen, Sätze zu bilden, und schreibt unverfroren die große These hin: Väter haben keine Haare.

In einem Aufsatz über den „Sommer“ schreibt Liesel: Der Sommer ist sehr schön, doch auch der Winter ist zu entschuldigend.

Da Steirerbua vor an Stombuach.

Schreib da nix eini va Liab und va Freu,
Noa Liabsgsangl schreib ih nit eini!
Ds Weibsleut häts ollweil gern so wos dabei,

Jo, enkari Gusta, dö kenn ih.

Dastrogast es gern af a lamoti Weis,
Wos ih holt va dir, wie ih da g'sinnt bin —
Mih songst nit, ih geh da nit auf dein Eis,
Glaub jo nit, du, dass ih so blind bin!

Auspodn sullt ma — wie load dass's oanthat,
Dass d'furt gehst, g'fotti dass d'noh bleibst,
Herzöbln sullt ma's, wie hort ma sih that,
Wonnst du gach nit länger dabei warst.

Und wie ohni deine de Welt sunnt sein,
Ob's sein mul sunnt, d'Welt ohni deine —
Däs hörast holt gern, ih woak — o mein! —
Und hliat mi, und soll da nit eina!

Ast, bold mar an Hausn zsomadiht' hätt
Ba lauta den siassn Sochn,
Ast zoagast's an iadn und broatast as aus,
Und d'frembbn Leut hättu wos z'lochn.

Und du selba, Diandl, du lochst lacht mit,
Und pfeifast mi aus, wir a Dröschel.
Na, Schöherl, aufs weiße Papier schreib
ih nit,

Echa liaba, wannst willst, aufs roth Göscherl.

Anton Schraf.

Der Dorfbahnhof.

Eine Plauderei.

Dieses Haus ist bisher immer vergessen worden, wenn man das Dorf geschildert hatte. Das wundert mich nun, denn es macht sehr viel Lärm, mehr als jedes andere Haus im Dorf, sogar mehr als die Kirche. Die Kirche läutet nur zu den Gebetstunden, am Bahnhofs läutet's und pfeift's Tag und Nacht. Die Glocke am Bahnhofs läutet nicht die Leute zusammen, denn der auf dieses Läuten warten wollte, der käme zu spät, sie läutet die Züge ein und aus, gleich der Kirchenglocke, die den Wallfahrerszug ein- und ausläutet. „Beim Eisenbahnfahren bin ich wie der Bischof“, sagte der Kalbelbauer, „beim Bischof läuten auch die Glocken, wenn er ankommt und wenn er abreist.“ Und diese Glocke am Bahnhofs läutet, wie ein Lied sagt, dem abgehenden Zuge nach:

„Weil mitten auf dem Feld,
Wo das Unglück passiert,
Rein Zügenslöcklein
Geläutet wird.“

Die Locomotive pfeift dem Bauer, er möchte nur mitfahren, aber der Bauer ist beim Schalter des Fahrpreises wegen mit dem Beamten nicht einig geworden und so ruft er nun dem pustenden Ungethüme nach: „Pfeifest mir lang' gut, ich geh' zu Fuß!“ — Ja, so mag es sich zu Anfang der Eisenbahn einmal zutragen haben, heute weiß jedes Bäuerlein und jedes alte Weiblein, daß beim Dampfwagen nicht gefeilscht

wird. Wem's zu theuer ist, der reitet auf Schusters Rappen; und wenn alles auf Schusters Rappen reitet, oder auf dem Steirerwäglein fährt, oder — was das Billigste und Beste ist — zuhause bleibt, dann läßt die Eisenbahn ganz von selber nach, ohne daß man feilscht, und geht mit dem Preise herab bis auf einen Kreuzer per Kilometer — so billig kann's der Lederrappen nicht mehr thun; jetzt pfeift der Kutscher, aber der Bauer sagt: „Pfeisst mir lang' gut, ich fahr auf der Eisenbahn.“

So hat sich's gewendet, daß nun auch das Gebirgsbäuerlein mit dem Bahnhofs nicht weniger vertraut ist, wie mit dem Schulhause oder dem Dorfwirtshause. Allsonntäglich ist ihm jetzt die weite Welt offen um wenige Kreuzer. Früher hat ihm auf dem Jahrmarte der Guckkastenmann für zehn Kreuzer durch das Guckglas die Welt in Bildern gezeigt, jetzt fliegt ihm am Waggonsfenster für denselben Preis die wirkliche Welt mit Dörfern, Schlössern, Brücken, Bergen und sogar Städten vorüber. Dann trinkt er in der Stadt sein Schöppel Wein, macht sein Geschäft ab und fährt gemüthlich wieder heim.

Weil die Eisenbahn so billig geworden ist, gibt der Mann doch mehr aus, als wenn er daheim geblieben wäre, und so ist's schon unter einem, daß wir uns anstatt der Tabakspfeife eine Cigarre in den Mund

steden, wenn sie auch nicht so gut schmeckt, vornehmer ist sie doch; und wenn sie unterwegs dem unkundigen Raucher auch immer wieder auslischt, und wenn ihm auch etwas ungleich geworden sein sollte im Magen: bevor er zu seinem heimatlichen Bahnhofs kommt, steckt er sie auf alle Fälle wieder in Brand, denn die Cigarre vollendet erst das richtige Ansehen des Bauers am Bahnhofs. Die Locomotive raucht ja doch noch einen stärkeren Tabak und raucht sogar, ohne sich viel zu entschuldigen, zu den Fenstern jener vornehmen Herren- und Damen-Coupees hinein, in welchen das Rauchen nicht gestattet ist.

Mancher auf der Eisenbahn fahrende Bauer bekommt vor Hochmuth sogar einen kleinen Kappel, wie der alte Steckleitner zu K., dem das „Grüß Gott“ zu schlecht war. „Grüß Gott, Steckleitner!“ rief ich ihm auf dem Bahnhofs zu, als er ausstieg. „Ich habe die Ehre!“ antwortete er zurück, und da er sah, daß ich darüber stuchte, sprach er: „Wenn der Herr einen bäurischen Gruß bietet, so kann der Bauer wohl einen herrischen aufwarten.“ „Das Grüß Gott ist der beste Gruß“, hierauf meine Antwort. „Ich habe keinen besseren. Selbst der Kaiser ließ sich ihn letzters freundlich gefallen und dankte zurück: «Grüß Gott auch!» Aber natürlich, der Bauer, wenn er aufs Ross kommt, und wäre es auch daselbe, welches den chronischen Lungendampf hat, der gibt's nobel.“ Solches sagte ich, da hat der Steckleitner sich ein bißel geschämt.

Aber nicht allein für Ehr' und Stolz ist die Eisenbahn im Dorfe ausnützlich, wohl auch für anderes.

Der frische Knecht möchte seiner Dirn am Sonntage gern ein Glas Wein zahlen und Zucker hinein, aber daheim im Dorfwirtshause wachen die strengen Augen der Väter und die scheelen der Nebenbuhler und es ist keine Gemüthlichkeit unter so vielen Augen, wo deren vier mehr

als genug sind, so daß sogar von diesen ein Theil zugeedrückt werden kann, falls die Liebe es nicht vorzieht, das Paar ganz zu blinden. Solchem Paare nun pfeift die Locomotive: Kommt nur mit mir, bei mir ist's nicht so heikel. Wenn ihr wüßtet, wie viele rollende Brautgemächer ich täglich durchs Land führe! — Gut, sie fahren am Sonntagnachmittage in die Fremde, die starke Stunde nur zehn Kreuzer; wenn eine schwache daraus wird, kann sie mehr kosten. Dann in der Fremde ein Wirtshaus, ein Spaziergang, ein Feigenkranz, eine Cigarre — spät abends angeheitert wieder daheim — wen geht's was an?

Und erst wenn das Dorf in Scharen „aufsicht!“ Wenn der Turnverein, die Feuerwehr, der Gesangsverein einen Ausflug macht und schallendes „Grüß Gott mit hellem Klang“ gesungen wird auf dem Bahnhofs! Es gibt kaum ein weltliches Fest mehr im Dorfe, das nicht auf dem Bahnhofs anfänge oder zu Ende gienge.

Der Bahnhofs ist der Mittelpunkt des Dorfes geworden. Auch wenn man nicht abreist. Erlaubt es die Zeit, so geht man auf den Bahnhofs, wenn die Züge verkehren. Da sieht man die Abfahrenden und die Ankömmlinge, da sieht man allerhand Gesichter; manchmal schaut zum Waggonsfenster sogar ein Mohr heraus, an welchem nichts weiß ist als das Weiße in den Augen und die Zähne. Ein „Heiligerdrei-König“ macht ein Eisenbahn-rutscherl durch Europa. Nett ist's doch auch zu sehen, wie der Zug einfährt, stets mit solcher Festigkeit, daß man meint, sie könnten ihn nicht aufhalten zu rechter Zeit! aber genau an der richtigen Stelle steht er still, und eine Minute nachher ruft der Schaffner sein „Fertig!“ und das Ding setzt sich wieder schnarrend in Bewegung. Man blickt ihm nach, bis die rückwärtige Wand des letzten Wagens zusammengeschrumpft ist zu einem winzigen Quadrätchen — dann hat man's gesehen und geht wieder heim.

Zehn Kreuzer für den Eintritt in den Bahnhofplatz! das Geld kommt der Krankencasse der Eisenbahner zugute. Ah na, denkt sich der Bauer, da schaue ich lieber von außen über den Zaun herein, da kommt das Geld mir zugute. — Die Eilzüge halten nicht an, sind aber doch der Mühe wert, daß man zusieht, wie sie vorbeisaußen, daß die Weichen „scheppern“ und der Erdboden dröhnt. Selten dreht der Bauer seinen Kopf so schnell, als wenn er dem vorüberfahrenden Eilzug nachschaut. Man kann auch nicht wissen, wer auf dem Zuge ist, lauter hohe Herren und seidene Frauen, und was alltäglich für Grafen und Prälaten und Fürsten durchs Dorf kommen, seitdem die Eisenbahn geht! „Ja Schneden, da hat einer was davon!“ sagt der alte Postmeister von ehemals. „Die Prälaten und Fürsten sind am besten, wenn ihnen ein Wagenrad bricht!“

Gott bewahre, das gäbe jetzt ein Eisenbahnunglück. Unsere Zeit ist in allem großartig. Draußen vor den Häusern am Damm unter Trümmern hundert Verwundete, fünfzig Tode! das sieht sich anders an, als wenn eine Kutsche in den Straßengraben stürzt, und der weit hinten dreinhumpelnde Handwerksbursche ausruft: „Gottlob, mir ist nichts geschehen!“

Der auf der Eisenbahn reisende Cavalier ist nicht einen Augenblick sicher, daß er nicht in einem Bauern-dorfe einkehren muß, daß ihm nicht von einem Dorfbader ein Verband angelegt wird; und sicherer steht's am Ende doch noch immer mit der elenden Lehnhütte, als mit dem eleganten Salonwagen. Als die Eisenbahn ankam, wollten die Leute nicht mitfahren, denn die Dorfweisen sagten: „Neun kommen glücklich durch, den Zehnten behält sich der Eigenthümer des Unternehmens, der Teufel.“ Denn damals gab man dem Gutsherrn und dem Pfarrer die Zehnten, so war man des Glaubens, im Bunde der

dritte sei der — Eisenbahnunternehmer. Trotz der furchtbar schweren Unglücksfälle auf Eisenbahnen, von denen man hört, behaupte ich, daß auf der Eisenbahn verhältnismäßig weniger Leute verunglücken, als auf Straßenwagen und Pferden! wenigstens kann keiner, der auf der Eisenbahn rollt, besoffen im Straßengraben liegen bleiben. Und falls ein Betrunkener um ein par Stationen zu weit fährt, hat der Schaffner ganz heilsame Mittel, ihn nüchtern zu machen.

Am höchsten pflegt dem Dorfbahnhofs angerechnet zu werden, daß er die Erzeugnisse der Landwirte so bereitwillig in Empfang nimmt und dafür Geld und andere schöne Sachen daläßt. Es hat sein Gutes — jedoch aber — ich weiß wohl, was ich mir denke. Wo ein Bahnhof steht, da ist es aus mit der Behaglichkeit und patriarchalischen Zufriedenheit. Und wo kein Bahnhof steht, da ist es erst recht aus. Manche Dorfgemeinde, die einst den Baugrund für den Bahnhof nicht um vielfachen Preis geben wollte, möchte heute denselben gerne dafür umsonst liefern, ja sogar noch die Geschenkssteuer zahlen. Der Bahnhof ist manchem wichtiger geworden als Kirche und Schule, ja fast so wichtig wie das Wirtshaus.

Einst hat man die Eisenbahnbeamten im Dorfe als Fremdlinge über die Achsel angesehen, heute sind sie kaum weniger geachtet als der Lehrer, der Arzt, der Amtmann, heute ist der „Stationschef“ so heimisch im Dorfe, als es einst der Postmeister gewesen mit seinem stattlichen Einkehrwirthshause.

Der Bahnhof ist ja der beste Freund, Handlanger und Beschützer des Dorfes. Er ist — ich spreche von den Strecken größeren Verkehrs — Tag und Nacht wach. Wenn alles schläft und finster ist im Dorfe, auf dem Bahnhofs brennt noch die Laterne. Der fremde Wanderer pocht vergebens an der Thür des Dorf-

gasthauses; alles liegt nach des Tages Mühen im tiefen Schlafe; am Bahnhofe findet er die Pforte nicht geschlossen und im Wartsaale kann er — wenn auch nur auf harter Bank — rasten.

Manche Mutter hat erst am Abende Zeit gefunden, an den fernen Sohn einen Brief zu schreiben, der in der Nacht abgehen soll; allein das Postamt hat sich längst zugethan, nur auf dem Bahnhofe steht der Schalter noch offen und übernimmt den Brief, welchen der Wärter Nachts in den Zug wirft. — Plötzlich in tiefer Nacht ist das Unglück da, Depeschen sollen abfliegen, aber das mit der Post in Verbindung stehende Telegraphenamt ist geschlossen; auf dem Bahnhofe wird von dem wachhabenden Beamten die Depesche willig aufgenommen und abgegeben. Ebenso können auf dem Dorfbahnhofe in der Nacht Telegramme ankommen und dem Adressaten zugestellt werden, also daß auch in Bezug auf den elektrischen Nerv das Dorf in ununterbrochenem Verkehre mit der Welt steht. Bricht nächtig aus einem Dache plötzlich die Flamme hervor und die Kirchenglocke ruft um Hilfe, allsogleich springt vom Bahnhofe aus die Nachricht zu den Nachbarkorten, die an der Strecke liegen, und in kurzer Zeit bringt der Extrazug die Feuerwehren mit ihren Werkzeugen.

Auch mit dem Gemüthsleben des Volkes hat der Dorfbahnhof sich schon verwachsen. Wie mancher, der in die

Fremde zieht, wird von den Seinen auf den Bahnhof begleitet, so betriibt, als gienge es zum Friedhofe; wie mancher, der nach Jahr und Tag zurückkehrt aus der weiten Welt, wird mit hochzeitlichem Jubel hier empfangen; kaum gibt es einen Ort, wo die Herzen bangter pochen, höher schlagen, als auf dem Bahnhofe. In Amerika sollen Sectenpriester auf Bahnhöfen predigen; und in der That, wenn schon das Wirtshaus in den Bahnhof gezogen ist, warum soll es die Kirche nicht? Unser Geschlecht hat nicht mehr Zeit zum Stillestehen, folglich muß es im Eilen und Laufen und Fahren seinen Bissen Brod erhaschen und — weil der Mensch nicht allein vom Brode lebt, auch das Wort, welches bei uns zu besorgen vorläufig der Reisebibliothek und den — Zeitungen obliegt.

Durch den Dorfbahnhof ist der Bauer in das moderne Leben eingeschaltet worden. In den Ländern des Bonentarifses kostet jetzt die Elle Strecke (die Eisenbahnelle heißt Kilometer) einen Kreuzer! Ein billigeres Tuch gibt es nicht. Vielleicht ist es auch manchmal nicht mehr wert. Allzugroße Gelegenheit zum Rutschen gefährdet die Festständigkeit. Es kann eine Zeit kommen, da die Quecksilberigkeit der arbeitenden Classen als Übelstand empfunden werden wird. Denn ganz kann und darf der Mensch seine abgegrenzte Heimständigkeit nicht verlieren. R.

Widerliches auf Dorffriedhöfen.

(Eine Zuschrift. *)

Ich hatte eine junge, schöne, engelsmilde, heißgeliebte Schwester. Und als sie neunzehn Jahre alt war und lieblich wie eine Lilie und so sanft und hold wie ich glaube, daß auf Erden ein ähnliches Wesen nicht mehr zu finden ist, und gerade als es mir klar war, wie unbeschreiblich ich sie liebte, da ließ ich sie eine Klastertief in die Erde verscharren.

Und das gieng so zu. Als Ernestine achtzehn Jahre und einige Monate alt geworden, begann sie sachte blässer und ätherischer zu werden und der Arzt rieth einen südlichen Curort an. Anfangs war sie damit freudig einverstanden, als jedoch die Abreise herankam, bat sie in rührender Weise, man möge sie nicht in die Fremde schicken. Aber wir alle redeten ihr zu, drängten sie hinaus, wie es herkömmlich ist in unserer Zeit, daß man den Menschen, wenn er krank wird, von daheim verbannt und in die weite Welt hinausstößt. Sie gab sich geduldig darein und ich begleitete sie.

Der Curort war sehr schön und, nach den Büchern und Zeitungsberichten, die darüber geschrieben worden, auch sehr heilkräftig, aber Ernestine war still und betrübt, sie litt an Heimweh. Doch es war eine sechs-wöchentliche Cur verordnet worden.

In der dritten Woche war sie schon so sterbenstraurig, daß ich zur Abbrechung der Cur und zur Heimreise willigte, aber nun war sie nicht mehr fähig zu reisen. In der vierten Woche ist sie bei vollem Bewußtsein sanft verschieden. Ihr letztes Wort war: „So sehe ich dich nimmer, du süße Heimat.“

Ich gieng auf das Telegraphenamt, traf mancherlei Anordnungen, und als ich hierauf wieder zurückkehrte in ihre Wohnung, um sie schön und in einem Blumengarten aufbahren zu lassen, war die Leiche nicht mehr da. Nach der Vorschrift des Curortes war sie sofort in einen Sarg gethan und in die Todtenkammer des nächsten Bauerndorfes überführt worden.

Allsogleich eilte ich dahin. Der Friedhof lag auf einem schattigen Abhange in der Nähe einer rauchenden Ziegelbrennerei. Die Umzäunung bestand aus morschenden Bretterlatten und Brenneffeln, der Boden war uneben, holperig. Die meisten Gräber waren eingesunken, mit Unkraut bewuchert, auf den neueren bemerkte man von Thieren nicht bloß Klaueneindrücke, sondern auch andere Spuren. Daneben Erdhausen mit dürrn Grasswusten und frischen Disteln. Die Holzkreuze standen alle schief, nach links, nach

*) Der ziemlich herbe Ton dieser Zuschrift soll uns nicht abhalten, sie vollinhaltlich zu veröffentlichen, weil wir glauben, daß der darin erhobene Vorwurf, wenn auch nicht allgemein gerechtfertigt, so doch in Bezug auf bestimmte Ortschaften nicht unbegründet ist.

rechts, nach vorne, nach hinten geneigt, so daß es schien, als seien sie besoffen und wackelten hin und her. Ich gieng durch hohes wildes Gras dahin und schenkte Kröten auf. Die Todtenkammer war gemauert, aber die Mauern hatten große Risse und stellenweise keine Tünche, auf dem modernden Schindeldache wucherte grünes Moos. Die windschiefe Thür stand halb offen, sie hatte kein Schloß um versperret zu werden, wahrscheinlich war es gestohlen worden; an der Stelle wo es angeschlagen gewesen, sah man noch die Löcher. In der Kammer war es ganz dämmerig, in einem Winkel lag halbverfaultes Stroh, an einer Ecke lehnte ein schwarz angestrichener Schragen, daneben auf dem Ziegelboden stand der braune Holzsarg, in welchem meine Schwester lag.

Ich begehrte eine ordentliche Aufbahrung, sie wurde mir versagt, denn es war nirgends ein Platz dazu. Die Curorte verleugnen ihre Todten, denn die Todten machen schlechte Reclame. Zur Übersführung der Leiche in die Heimat waren die Mittel nicht vorhanden, also mußte ich mich entschließen, das liebe Kind in der öden Fremde zu begraben. Wie wehe mir war, das kann ich nicht sagen.

Unmittelbar nach dem einfachen Begräbniß gieng ich dem Bahnhofe zu, allein dort packte mich die Sehnsucht, noch einen einzigen Blick auf den Sarg der Verlassenen zu thun, mit solcher Gewalt, daß ich noch einmal umkehrte nach dem Friedhof. Es war ein trüber, regnerischer Abend, das wuchernde Unkraut bog sich vor Rässe, die lehmige Erde legte sich schwer an das Schuhwerk. Alles glitschig, aus dem Boden schaute dort und da ein Knochen hervor, und die dunstige Luft schlug stellenweise einen Geruch nieder, der mir den Athem verlegte. Die unförmige Grube war ganz am Rande, Trümmer des Baues ragten über das viel zu seichte Grab

herein und das Unkraut ringsum war niedergedrückt von den lehmigen Erdlasten, die man darauf hingeworfen hatte. Der Sarg, welcher ganz ungleich gestellt worden, so daß die Kopfseite niedriger lag, als die Füße, war schon zum Theile mit knolligen Erdstücken bedeckt. Ein alter mühseliger, mißmüthiger Mann und ein altes keifendes Weib waren eben daran, mit Schaufeln das Erdreich hinabzuwühlen. Aber das gieng überaus mühselig und langweilig. Und die beiden Greise waren über die Masken häßlich, er mit rothen Triefaugen und sie mit stieren Glogaugen, zahnlos, fahle Haarsehen hingen ihr aus dem großen Filzhute hervor, den sie auf hatte. Und noch weit häßlicher machte sie das Unwillige, Träge, Gallische, das in ihrem Wesen lag. Daneben stand ein etwa fünfjähriger Knabe in zerlumptem Beinkleidchen, auf dem Kopfe einen schwarzen zerrissenen Strohhut, das Gesicht grünlich-gelb und schmutzig! mit den mageren Barfüßen quatschte er im lehmigen Morast umher und stieß manchmal einen krächzenden Ton aus. Später merkte ich, daß er ein dürres Kind, welches auf dem Friedhof graste, zu bewachen hatte, damit es nicht durch den zerrissenen Zaun hinausgieng. Das Ganze war ein so widerliches Bild, wie ich all meiner Tage keines gesehen hatte. Um es richtig beschreiben zu können, müßte ich ein Zola sein. Und in dieser Wüste von Häßlichkeit soll meine holde Schwester gebettet sein? Weiden Grableuten riß ich die Schaufel aus der Hand. „Ihr gehört ins Versorgungshaus!“ rief ich ihnen in bitterem Borne zu, und begann selber das Grab zuzuschaufeln, in der festen Absicht, das geliebte Herz an solcher Stelle nicht verwesen zu lassen, sondern ihm bald anderswo eine freundlichere Ruhestätte zu erwerben. Schande und Schmach rief ich über eine Gemeinde, welche den Weiheort ihrer Todten so abscheulich vernachlässigt!

Aber wie jener Friedhof in der Nähe des schönen Curortes ist, so gibt es zahllose Dorffriedhöfe im Lande. Die Gräber läßt man sich bezahlen, verkauft womöglich ein und dasselbe Grab in wenigen Jahren mehrmals, im übrigen sucht die Kirche die Erhaltung des Friedhofes der Gemeinde zuzuschreiben und die Gemeinde wieder behauptet, sie gienge der Kirchhof nichts an, das wäre des Pfarrers Acker. Die Folge ist, daß dieser „Acker“ halb einer Wildnis und halb einer Ruinenstätte ähnlich sieht. Wie müssen wir Katholiken mit solchen Schindangeren uns schämen vor den Protestanten, welche ihre Friedhöfe in Ehren halten und würdig herrichten! Möchte die Regierung nur einmal Boten ausschicken, um zu sehen, wie es auf vielen unserer Dorffriedhöfe hergeht, sie würde Wunder erfahren! Sie würde sehen, wie die Friedhof-Verordnungen mitunter gehalten werden. Ich kann nicht alle meinen, sondern nur einzelne, und weiß genau, welche ich meine. Der eine oder der andere Dorfbürger läßt wohl ein schreiend prunkhaftes Monument aufstellen, daß aber dieses Monument von der Umgebung nachgerade geschändet wird, daß ist ihm gleichgiltig, ja es scheint, als sei einem solchen die Verwilderung ringsum gerade recht, damit sein Monument um so größeren Effect erziele. Aber die Verwilderung allein ist es nicht.

Ich habe nie die Stumpfsheit einer Bevölkerung begreifen können, die solcher Wirtschaft ruhig zuschaut und im Schlendrian selber mitthut. Wenn man ihr schon keine Pietät für ihre Todten zutrauen kann, so sollte sie sich wenigstens vor den Seuchen fürchten, mit welchen die schlechtver-

wahrten Todten sich rächen können! Da ist in manchen Orten ein Verwundern und Klagen über die große Sterblichkeit! daß sie die geheiligte Stätte so vernachlässigen, bis dieselbe zu einem Gistherde wird, daran denken sie nicht.

Und die Kirche! Wie heftig wehrt sie sich gegen die Leichenverbrennung! Ich sage, wenn sie auf den Kirchhöfen das Unwesen duldet, welches den sonst so erhebenden Ort so widerlich macht, dann darf sie sich wohl nicht wundern, wenn sich immer mehr und mehr Leute für die Verbrennung entscheiden. Ich war ursprünglich ein Gegner der Leichenverbrennung, aber so oft ich einen verlotterten pietätlosen Friedhof sehe, nähere ich mich stets einen Schritt dem Systeme der Verbrennung. Und also habe ich unter großem Opfer seitens der Familie in der That Anstalt getroffen, daß meine arme Schwester Ernestine aus jenem ekelhaften Orte gehoben und nach Gotha überführt wurde.

Oder ihr, die alles Bevormundenden, erlaubt es doch wenigstens, daß man seine Lieben im heimathlichen Garten bestatten darf, unter der Linde, in einem Haine von Eichen oder Fichten, oder an einem anderen profanen Orte, der doch nie so profaniert werden wird, als euere Kirchhöfe es sind. Wenn ihr uns aber auf den gemeinsamen Kirchhof zwingen wollt*), so müssen wir euch zwingen, diesen Kirchhof gesetzmäßig seiner Bedeutung würdig zu versorgen. Uns ist das Wohl der Lebenden wichtig und die Stätte der Todten heilig.

*) Nach unserer Meinung ist niemand gezwungen, auch der Katholik nicht, sich auf einem Kirchhofe begraben zu lassen.

Kleine Laube.

Was, o Mensch, hast du gesündigt!

Alles hängt vor Krieg und Leiden,
Und der Haß, der wird gekrönt.
Alles plangt nach Fried' und Freuden,
Und die Liebe wird verhöhnt.

Trägt der Haß die Herrscherkrone,
Gibt es kein Bescheiden mehr,
Ist die Lieb' erwürgt vom Hohne,
Gibt es keine Freuden mehr.

Was hast du, o Haß, versprochen,
Dass man dich so liebend faßt?
Was hast du, o Lieb', verbrochen,
Dass man dich so siebernd haßt?

Was hast, Liebe, du verkündigt,
Dass man dich so toll mißkannt?
Was, o Mensch, hast du gesündigt,
Dass ein solcher Wahn dich bannt?

Alles hängt vor Krieg und Leiden,
Und der Haß, der wird gekrönt.
Alles plangt nach Fried' und Freuden,
Und die Liebe wird verhöhnt.

M.

Die Waffen nieder!

Als in diesem Jahre die schönen, stillen Herbsttage waren, saß ich in einem Walde bei Krieglach und las ein Buch. Ich las zwei Tage daran und diese zwei Tage sind wie ein Ereignis in meinem Leben. Als die Lectüre zu Ende war, hatte ich den einen lebhaften Wunsch,

dieses Buch möchte in alle Cultursprachen übersetzt, in alle Büchereien aufgenommen, in alle Schulen eingeführt werden. Es gibt Gesellschaften zur Verbreitung der Bibel; möge sich auch eine Gesellschaft bilden zur Verbreitung dieses merkwürdigen Buches, welches ich geneigt bin, ein epochemachendes Werk zu nennen.

Das Buch ist von einer Frau aus der österreichischen Aristokratie verfaßt, um so merkwürdiger, dass es ein Volksbuch im schönsten Sinne des Wortes ist. Die Verfasserin weiß nichts vom Edelmann, nur vom Edelmenschen, nichts von Helden des Krieges, nur von Helden der Liebe, des Mitleids. Ein geradezu verblüffender Freimuth begegnet uns in dem Werke, ein erfreuliches Zeichen der Zeit, dass es in unseren Landen passieren darf. Das Buch gehört scheinbar zur Unterhaltungsliteratur, es ist eine Art Roman, aber mit liebenswürdiger Ungeniertheit übertritt es manche Gesetze eines Kunstwerkes. Schön zu sein, amüsam zu sein? Nein, es hat ein anderes Bestreben, ein tiefsittliches, culturbauendes, welt-erlösendes, und ich sage damit kaum zu viel. Das Buch ist ein Entrüstungsschrei gegen den Krieg, ein Schrei, wie er so leidenschaftlich heiß und herzdurchdringend wohl oft auf dem Schlachtfelde, aber nie in der Literatur ausgestoßen worden sein wird.

Ein Protest gegen den Krieg, oh diese Schwärmer! so höre ich ausrufen.

Wie sagt doch ein großer Dichter? „Was Großes auf Erden geschehen, vollbrachten die Schwärmer!“ — Nun ich meine, auch für die Ungläubigen wäre das Buch lesenswert, verloren ist die Zeit keineswegs, auch wenn sie nicht bekehrt werden sollten.

„Die Waffen nieder!“ Eine Lebensgeschichte von Bertha von Suttner, erschienen bei E. Pierson in Dresden. Erzählt wird die Geschichte einer aristokratischen Familie, welche die Kriegsjahre 1859, 1864, 1866 und 1870—71 mitgemacht hat. Schon die Schicksale für sich sind interessant, dazu kommt die Schilderung hoher und höchster Kreise, von Charakteren, die überaus treffend gezeichnet sind. Hauptsache aber ist die schrecklich naturwahre Beschreibung des Krieges und seines grenzenlosen Jammers. Selten wird sonst das graufige Bild aufgedeckt, die Aufrufe, die Leitartikel, die Kriegsberichte, selbst die Schilderung der heimgekehrten Soldaten, sie ergehen sich in allem Möglichen, nur nicht in der einfachen gräßlichen Wahrheit, wie sie das vorurtheilslose Auge eines Menschen — eines „Edelmenschen“ — sehen kann. Hoher Idealismus paart sich in dem Buche mit einem so markigen Naturalismus, daß selbst unser „junges Deutschland“ daran eine Freude haben könnte. Hauptzweck des genialen Werkes ist Abscheu zu erwecken vor dem Kriege, von welchem manche Leute noch immer zu sagen lieben, er sei eine Naturnothwendigkeit, er sei der Ursprung von allerlei Tugenden und zur sittlichen Entwicklung der Menschheit unerläßlich. Der Leser des Buches wird erfüllt von dem gewaltigsten Abscheu gegen den Krieg, von dem heißesten Mitleide zu den unzähligen Opfern, welche dieser ungeheueren Blutcultus einer alten Barbarei verschlingt. Ferner wird der Leser belehrt darüber, wie die Kriege gemacht zu werden pflegen; nicht das Volk wünscht sie, fängt sie an, sondern der Soldatenstand drängt zum Kriege und die Diplomaten spinnen ihn kühl berechnend aus; dabei die unglaubliche Frivolität, die bodenlose Heuchelei, mit der das Unerhörte überdeckt wird. Das ist

kein in natürlicher Leidenschaft verübtes Verbrechen, sondern ein vorzüglich ausgeführter Massenmord. Lieber tausend Menschenleben opfern, als eine handbreit Erde oder ein paar Buchstaben in einem Vertrage. Was weiß das Volk davon, das kümmert sich nur um seine Friedensarbeit. Die Begeisterung für den Krieg wird im Volke heute nur mehr künstlich erzeugt, und durch welche Mittel? Wer so glücklich war, es im Leben noch nicht erfahren zu haben, der lese es in diesem Buche. Es ist alles buchstäblich wahr, es ist schrecklich wahr.

Humanitätsduselei! höre ich spotten. Die so rufen, die haben wohl noch keinen Bruder, keinen Gatten, keinen Sohn auf dem Schlachtfelde gehabt und sie selber sind vielleicht auch noch auf keinem gestanden. Und sind sie einmal auf dem Schlachtfelde, so mag es ja sein, daß sie, verarscht von allerlei, bereit sind, „heldenhaft“ in den Tod zu springen. Aber liegen sie nur erst tagelang schwerverwundet unter Sterbenden und Leichen, hilflos, labelos, dann wird es mit der hochklingenden „Sterbensfreudigkeit“ ein Bewenden haben. „Wer einmal ein Schlachtfeld gesehen hat, der wird es als seine erste Pflicht betrachten, zur Vermeidung der Kriege mitzuwirken!“ Ein Soldat sprach das, ein tapferer Soldat, der edle Kaiser Friedrich III. Und fragt nur erst das Volk, den Bauer, den Bürger, den Arbeiter, den wahrhaftigen Edelmann, fragt sie, ob es ihnen nach einem Kriege verlangt! „Um Gotteswillen, nein!“ werden sie ausrufen. Erst wenn sie künstlich durch Parlamentsreden, Zeitungsartikel, Maueranschläge, kirchliche Demonstrationen u. s. w. angestachelt werden, dann entwickelt sich eine spontane Begeisterung, die ansteckend wirkt und im Taumel hinreißt. Sie wird erstickt in einem Meere von Thränen. O sage nur niemand, daß das Volk den Krieg wolle, daß der Krieg eine unabwendbare Naturnothwendigkeit sei!

Ich begreife wohl, daß man für sein Volk leben müsse, aber nicht, daß man für dasselbe zu sterben habe. Der

Kämpfer stirbt auch nicht freiwillig, er wehrt sich vor dem Sterben so lange er kann; sein Tod mag für andere als gutes Beispiel von Tapferkeit aufgestellt werden, dem Vaterlande schadet er. Nützlicher und größer ist der lebendig heimkehrende Held, als der gefallene. So ist's gemeint, und das nebenbei.

Die Vertheidigung seines Volkes, wo es angegriffen wird, halte ich für die höchste Mannesthat. Darum Ehre dem Soldaten als Beschützer des Vaterlandes! Aber hinauszudringen über die Grenze, um „für sein Volk zu sterben“, das ist — bedenklich. In diesem Sinne habe ich es nie begreifen können, wie so sich jeder einzelne dem Volke opfern müsse. Denn diese einzelnen machen ja das Volk aus, und wenn jeder Deutsche für sein Volk stirbt, dann ist das ganze deutsche Volk gestorben. Alle Begründung des Krieges ist unglaublich widersinnig.

Ich sehe schon, wie sie jetzt über mich herfallen, über den „Volksbethörer“, über den „Feigling“. Nun, seige ist es wahrlich nicht, heute der waffenstrotzenden, streitwüthigen Welt zornig ins Angesicht zu rufen: Die Waffen nieder! Es gehört einiger Muth dazu, einer gewaltigen und gewaltthätigen Wirklichkeit gegenüber freimüthig seinen Glauben zu bekennen.

Kriege waren, solange die Menschen denken, heißt es. Im Gegentheile: Kriege waren, solange die Menschen nicht dachten. Unsere Verfasserin sagt: „Solange wir uns an die Vergangenheit klammern, werden wir Wilde bleiben.“ Der Angriffskrieg muß mit aller Schande und Schmach gebrandmarkt werden. Solchem Kriege muß die Gloriole genommen werden, er muß als das bezeichnet werden, was er ist.

Nochmals: Nur Vertheidigungskriege im wahren und redlichsten Sinne, nur solche sind erlaubt und heldenhaft. Auf das stützen sie sich scheinbar auch; jeder Kriegsurheber macht es seinem Volke weiß: Wir sind die Angegriffenen, wir kämpfen für eine heilige Sache, mit uns ist Gott der allmächtige Herr der Heerscharen! — Hüben und drüben dieselben Phrasen. Und die Massen unschuldiger,

gequälter, meist sanfter, rechtliebender Menschen, die sich nie was zuleide gethan, fahren in einander und morden sich zu Tausenden und Tausenden. Es ist unbegreiflich.

Die Waffen nieder! Ein internationales Schiedsgericht für Völkerstreitigkeiten in civilisirten Staaten! Darin allein liegt unsere Rettung. Es ist möglich. Es ist ganz gewiß möglich. Wer diese Zuversicht nicht hat, wer den Krieg für nothwendig hält, oder gar für ein Mittel zur sittlichen Entwicklung, der — ist man versucht zu sagen — lästert Gott, beleidigt die Menschheit und schändet sich selbst.

Solche Gedanken erweckt der Roman: „Die Waffen nieder!“ Von Blaustrümpfen ist der deutschen Literatur oft schon großes Unheil gekommen. Hier aber hat eine deutsche Frau ein Buch geschrieben, welches männlicher und kerniger nicht sein könnte. Es wird von Tausenden brutal angefochten werden, aber von Millionen bejubelt und gesegnet. Freien Weg für dieses Werk durch alle Lande, und es kann eine Mission erfüllen.

B. R. Rosegger.

Abschied von Griechenland.

Von Heinrich Vierordt. *)

Weißer Milchschaum krönt die Wogen,
 Leis bewegt vom Abendwind;
 Leuchtend springt ein Regenbogen
 Aus der Meerhucht von Korinth.
 Violettstrahl des Abendrothes
 Um der Berge Scheitel weht,
 Unser Fahrzeug, schrägen Schotes,
 Auf den hohen Fluten schwebt.

Aus dem Auge stürzt die Thräne
 Um der Götter alte Pracht;
 Der Parnass und der Kithara
 Halten einsam ihre Wacht:
 Land des Ölbaums, Land der Mandeln,
 Land der Klippen, braun und scharf,
 O glücklich, wer da wandeln
 Auf den heil'gen Stätten darf.

*) Dieses herrliche Gedicht fand sich als abgerissenes Blatt, so daß wir seine Quelle nicht angeben können.
 Die Red.

Preisen will ich bis zur Bahre,
 Daß ich dich, mein Attika,
 In der Blüte meiner Jahre
 Mit lebendigen Augen sah,
 Daß ich von der Hochburg Schwelle,
 Aus gesprengten Tempels Riss,
 Schimmern sah in Beilchenhelle
 Deinen Golf, o Salamis.

Hellas, deine Farben blenden
 In der Sonne Flammenluz,
 Daß ich mit gewölbten Händen
 Meine Wimpern schatten muß;
 Ob die schönen Tag' enteilt,
 Ob geborsten Ruhm und Glück:
 Wo die Götter einmal weilten,
 Bleibt ein ewiger Glanz zurück.

Tu, der Schönheit Morgenwiege,
 Tu, der Menschheit Jugendtraum,
 Land, das für die höchsten Siege
 Gab den Zweig vom heil'gen Baum:
 Das, wenn Sorg' und Elend nachten,
 Unsr Seelen aufwärts trägt,
 Jenes Herz ist arm zu achten,
 Welches nicht für Hellas schlägt.

Stern um Sternbild steigt; sie glühen
 Durch die Nacht gleich Sonnen schier,
 Wie ein Hauch aus Erdenfrühen
 Weht es um die Stirne mir;
 Kastlos steuernd in die Ferne
 Fliegt das Schiff, nach Nord gewandt —
 Leuchtet mir auch drüben, Sterne,
 Schön wie über diesem Land!

Immer wahn' ich noch zu schauen
 Ferner Schneegebirge Pracht,
 Wind erhebt sich, Rebel brauen,
 Tief und tiefer sinkt die Nacht;
 Forthin zum Hellenenvolke
 Meine Sehnsucht noch sich träumt —
 Ach, es ist nur eine Wolke,
 So die Meerflut östlich jäumt.

An den Schiffsbug braust im Dunkeln
 Wellenberg auf Wellenberg,
 Und des Himmels Lichter funkeln
 Durch das schwarze Tafelwerk. —
 Längst am Saum des Flutenschößes
 Felsenküst' und Wolke schwand:
 Fahre wohl, du schönes, großes,
 Sonnenfreud'iges Griechenland!

Wer hat im grauen Alterthume geherrscht?

Daß es in alten Zeiten mit dem
 Länder- und Völkerregieren besonde-
 rer eingerichtet war, ganz anders als heute,
 ist wohlbekannt. Nach der neuen Art

herrscht kein einzelner Mensch mehr über
 Millionen; der Fürst regiert sein Land
 gemeinsam mit Räten und Reichsboten,
 die vom Volke gewählt werden. Diese
 machen die Gesetze, das letzte entscheidende
 Wort hat allerdings der Fürst zu sagen,
 an ihm liegt es auch, sich die Krone der
 Krone zu wählen oder abzudanken, die
 Versammlung der Reichsboten einzube-
 rufen oder aufzulösen, aber er wird be-
 strebt sein, dem Willen des Volkes im
 ganzen und der öffentlichen Wohlfahrt
 des Reiches gerecht zu werden.

Das war vor Zeiten ganz anders
 und die heutige Einrichtung mußte mit
 wilder Empörung errungen werden. Auch
 heute gibt es noch Länder genug, mehr als
 genug, wo es noch anders ist. Das eine ist
 fast überall bis heute dasselbe geblieben,
 nämlich, daß der Fürst als solcher geboren
 wird. Nicht etwa der ist Fürst, welcher per-
 sönlich dazu die größte Eignung hätte, son-
 dern der, dessen Vater Fürst gewesen. Man
 nimmt an, daß das Königthum, also
 auch das Königsgeschlecht, von Gott ein-
 gesetzt, daher unantastbar und unver-
 änderlich ist. Das war in alten Zeiten
 auch so, nur, daß man einst die äußersten
 Folgerungen zog. Weil das Königthum
 von Gott war, so hatte der König un-
 umschränkte Macht und Gewalt. Er
 konnte in seinem Lande machen was er
 wollte. Die Menschen, die er regierte,
 waren nicht Staatsbürger, die von volks-
 thümlichen Gesetzen beschützt sind, sondern
 Unterthanen, Knechte, Leibeigene des
 Fürsten. Er konnte jedem Güter und
 Macht geben und Güter und Macht
 nehmen, er konnte sie zu Sklaven machen,
 ihnen den Kopf abschlagen lassen nach
 Belieben. Nur falls es ihn nachträg-
 lich reute: den Kopf ihnen wieder
 aufsetzen, das konnte er nicht. Er be-
 herrschte seine Unterthanen ganz willkür-
 lich, war niemandem Verantwortung schul-
 dig, nur mußte er sich in acht nehmen vor
 menschlichem Gifte und vor Dolchstichen,
 denn so stumpsinnig die Menschen auch
 waren, manchmal erinnerte sich doch der
 eine oder der andere an ein Recht und
 an eine Rache.

Und es ist doch wieder nicht richtig, daß der Fürst absolut frei herrschte, er wähnte es nur. Hinter ihm stand die Kaste der Priester, der Gelehrten, die alten Brauch hüteten, alle Zeichen deuteten, die in den Sternen lesen zu können, mit den Göttern auf gutem Fuße zu stehen vorgaben und die dem Könige nahelegten, was zu thun oder zu lassen war. Wohl hatte der König zu jeder Stunde das Recht, weil die Macht, einen Priester oder Gelehrten um den unbequemen Kopf kürzer machen zu lassen, aber das geschah nicht allzuoft. Der König fürchtete sich. Er fürchtete die Götter, aber noch mehr die Menschen, wenn die Götterautorität erschüttert wurde. Und so ließ er sich im Zaume halten und der unumschränkte Herrscher war nur ein Werkzeug der Priesterkaste. War der König ein böser, grausamer Charakter, so konnte der Einfluß der Priester wohlthätig sein; war er edel angelegt, wohlwollend für das Gemeinsame, so wurde er zum Schaden des Volkes von der Priesterkaste gehemmt und in der finsternen Verrottung festgehalten, in welcher alle Entwicklung und Beredelung des Menschengeschlechtes unmöglich war. Für böse, rohe, unwissende Menschen waren die Priester freilich sehr nothwendig und zweckmäßig; edler gearteten Naturen hingegen ein Hindernis auf ihrer emporstrebenden Bahn.

Oft mögen sich die Priester innerhalb ihrer engbegrenzten und ganz falschen Weltanschauung bei der Beeinflussung des Königs von den besten Absichten haben leiten lassen; oft und vielleicht öfter noch war ihnen lediglich um den Vortheil ihrer Person und ihres Standes zu thun. Es waren gewiß weltliche Geister unter ihnen, die nicht an die Götter glaubten, gaben aber vor, mit ihnen in engster Verbindung zu stehen, von ihnen Wünsche und Befehle zu empfangen, die ausgeführt werden mußten, wenn nicht furchtbare Strafen kommen sollten. Es waren im Grunde aber nur ihre eigenen Wünsche und Befehle, sie wollten herrschen, nicht im Namen der Götter im idealen Reiche herrschen, sondern

im eigenen Namen über das weltliche Reich; das geschah bequem durch den König, den man zu einem gefügigen Werkzeug zu machen verstehen mußte. Zeigte sich der König den Forderungen der Priester nicht willfährig, so gaben sie ihm zu verstehen, daß das Volk, von Göttern nicht gebändigt, leicht seine Ketten zerreißen und die Throne stürzen könnte, und daß sie dann weder Macht noch Neigung haben würden, seine Sache zu unterstützen. Also gab der König nach und ließ die Priester gewähren in dem, was sie dem Volke sagten, wie sie es leiteten und ausbeuteten, und also ist die Tyrannenherrschaft eine Priesterherrschaft und die Priesterherrschaft eine Tyrannenherrschaft gewesen — bei den Heiden im grauen Alterthume. M.

Neue Hoamatliada

von Maria Kartsch.

I.

Wann mich all's will valass'n,
 Wann mich d' Freund gar varath'n,
 Muas ich müad wer'n und alt;
 Mein Aug' thuat sich trüabn —
 Mein Herz will von Stoaan wern,
 An nix will's mehr glaub'n,
 Nur d' Hoamat muas 's liabn! —
 Oft frag ih mich selber:
 Was willst noh — was suachst noh?
 Was tramst, af was wartst noh? —
 's Glüd hat dih valass'n!
 's war ehzeit zan Hoamgehn,
 Zan schlafn in der Erdn —
 Bal dih d' Welt hat vass'n.
 Dö dein warn in Lebn
 Liegn still in da Ruab schon;
 Ih neid's um eahn Fried'n! —
 Was habb mich, was halt mich
 Ans Liacht und ans Lebn noh? —
 Dös wunda Schön' Bergland,
 Dö Hoamat dö liabi
 Halt' mich allweil herob'n noh!
 Mei Hoamat aloani
 Is ma allzeit treu g'we'n,
 Hat ma 's Lebn lang nur Freud g'macht,
 Hat ma gar nia was z' Load than,
 Mein Bergland — mein heilig's —
 Dös ih trag'n hab in Herzen,
 Ob ih glacht oder gwoant hon.

II.

Hoch auf der Alm, da gibts loa Sünd!
 Wirst guat und frumm,
 Schaust von an Berg in Hoamatland
 In Kroas dich um.
 Dö liachli Höh' is dein Altar,
 Dort bet'st zan Herrn,
 Wann er als Liachter anzündt hat
 Viel tausend Stern,
 Wann wir an Orgl feierli
 Der Almwind singt,
 Dajs 's in der lindn Sumanacht
 Weit aus vallingt. —
 In weiß'n Nebel warm vastekt
 Liegt 's Thal in Tram.
 Dö Blüamerln schlafn, tief in Grund
 In Wald dö Hoam.
 Oft wird's ganz stad — am Himmel liacht
 An liacht'n Schein;
 A gulda's Straß faßt dö Berg
 All prächtli ein,
 Es bligt und glanz, und thuat oan frei
 In Augnan weh!
 Denn in da Pracht und Herrlichkeit
 Steigt d' Sunn auf d' Höh!
 Auf alli Berg, auf jedn Grat,
 Auf jedi Wand
 Stra'n d' Engerln liachtli Rosn aus,
 In ganz'n Land!
 Und d' hunderttaus'nd Blüamerln zieren
 All's Ostoan und Gras
 Dö ganz'n Alman, auf und auf
 Von Thau noh nah —
 Und durch dö Birm und über d' Schütt
 Und übern Schnee
 Jagn lusti übern Almabod'n
 Dö Gams dahe! —
 Grad halt'n möcht da lauta Freud
 's liab Hoamatland,
 An Judschroa thuast, dajs 's weit aus halt
 Von hoch'n Stand;
 An Judschroa thuast — von Herzensgrund,
 Der 's weit aus lünd't:
 Hoch auf der Alm wirst guat und frumm,
 Dort gibts loa Sünd!

III.

Los, wie 's Almlüsterl singt!
 Frisch an Gruaß aba bringt,
 Was 's da wischblad vazählt
 Von da wundajam' Welt! —
 Schwar von Thau, nach und nach
 Wer'n scha d' Blüamerln all wach,
 A jed's Stoandl — wie fein,
 Kräft a Blüakranzerl ein.
 Über d' Birm, übern Schnee
 Jag'n scha d' Gams dahe!
 In oan Saus sein 's dahin,
 In d' grabn Stoansöl'n drin.
 Schau, dö Berg alli ziamm,
 Kennst an jed'n ban Nam,

Sein dar all guati Freund,
 Hast mit loan dich noh z'greint!
 Bist mi'n Diandl alloan
 Drobu gessn au'm Stoan
 Hast froh ausgschaut in d' Weit
 Über d' Hoamat dich g'freut!
 Hoas d' ganz Welt aus und ein,
 Was da liaba lunt sein
 Als auf d' Almer a Gang,
 Und dein Liab, und dein Gjang.

Todtenbretter im Böhmer- walde.

Von Dr. Wilhelm Hein. Mit 2 Tafeln
 und 6 Illustrationen. (Wien. Anthropologische
 Gesellschaft. 1891.)

Ein höchst dankenswerter Beitrag zur
 Culturgeschichte des oberbayerischen Volks-
 stammes. Ein seltsamer Brauch wird be-
 sprochen: Die Leichen verstorbener Per-
 sonen werden auf dazu eigens bereite-
 te Bretter oder Läden gelegt bis zur Be-
 stattung. Wie diese Bretter ausgestattet
 sind, wo sie nach der Bestattung aufbe-
 wahrt werden, wie weit diese Sitte sich
 erstreckt u. s. w., das wird in der an-
 geführten Schrift in schlichter, pietätvoller
 Weise dargestellt. Man vergleiche damit
 auch das Artikelchen: Leichbretter.
 „Heimgarten“, III. Jahrgang, Seite 716.
 Über die Aufbewahrung der Todtenbretter
 im Böhmerwalde erzählt Dr. W. Hein:

Die bemalten Todtenbretter werden
 in den Pfarrdörfern mit Vorliebe außen
 an der Friedhofsmauer aufgestellt, ferner
 in der Nähe der Kirchen an Scheunen
 und Bäumen befestigt; die Bretter von
 eingepfarrten Ortschaften und Einsichten
 werden namentlich an den sogenannten
 Kirchsteigen, auf welchen die Bauerleute
 Sonntags zum Gottesdienste wandern,
 bei Kreuzen und Kapellen, an Wildbäumen
 und Kreuzwegen aufgerichtet, wo sie ge-
 wöhnlich an starken, tief in die Erde
 eingetriebenen Pfählen befestigt werden.
 Regel ist es, dass die Läden von solchen
 Personen, die aus irgend einem Anlasse
 ein Kreuz errichten oder eine Kapelle

erbauen ließen, unmittelbar neben diesen frommen Stifungen aufgestellt werden. Der damit beabsichtigte Zweck ist aus den Aufschriften: „Vater unser!“ „Betet für ihn“, „Ave Maria“ u. s. w. zur Genüge ersichtlich. Die Kirchengänger oder die bei den Kreuzen und Kapellen Betenden mögen der Verstorbenen gedenken und ihnen ein kurzes Gebet weihen.

Die unbemalten Bretter werden entweder neben oder hinter den bemalten Laden auf den Boden gelegt, manchmal zu ganzen Stößen aufgeschichtet. Häufig, in manchen Gegenden fast durchwegs, dienen sie als Brücken über Wassergräben oder über die in Böhmen überall vorkommenden Sumpfwiesen; an den eingeknickten Kreuzen sind sie leicht zu erkennen. In der Regel sind sie auf Fußpfaden gelegt, welche die Kirchenbesucher gehen müssen, und erfüllen somit neben der pietätvollen Absicht, daß des Verstorbenen gedacht werde, auch den praktischen Zweck, den Wanderer trockenen Fußes zum Gotteshause gelangen zu lassen. Ob diese Bretter immer nur auf dem Grund und Boden der Verstorbenen oder deren Angehörigen als Stege verwendet werden, wie behauptet wird, weiß ich nicht. In dem Pfarrensprengel Hurlenthal pflegt man die Bretter aus den eingepfarrten Ortschaften an Kreuze oder mit einem Heiligenbilde versehene Bäume (Wildbäume) anzulehnen, im Pfarrorte selbst aber innerhalb des Friedhofes in der Nähe des Thores an die Mauer zu stellen. Es ist dies der einzige mir sicher bekannte Fall, daß Todtenbretter auf dem Friedhofe aufbewahrt werden. In Lam glaubte ich in den hölzernen Laden, die mit der Aufschrift „Denkmal des N. N.“ und öfters mit einem Blechschüsselchen versehen sind und an den Kopfenden der Gräber an Stelle von Grabsteinen stehen, auch Todtenbretter erkennen zu sollen. Allein, da dies sonst nirgends der Fall ist, wie mir von mehreren Seiten geschrieben wurde, so muß ich diese Grabbretter vorderhand noch von den Todtenbrettern ausschließen. Beachtenswert ist der Gebrauch der Todtenbretter an seiner äußersten Südgrenze in

Böhmen bei Philippshütte. Halbwegs zwischen diesen beiden Orten kreuzt ein vom Hanisberge kommendes und der Moldau zufließendes Bächlein die Straße, das den Namen „Todtenbachl“ führt. Es war und ist noch heute der Brauch, daß man die Todtenbretter zu diesem Bächlein hinträgt; doch legt man sie nicht neben der Straße hin, sondern man schafft sie tiefer in den Wald hinein. Von Außergefild, wo ich die Todtenbretter nicht mehr fand, erstreckt sich die Sitte, die Bretter bloß hinzulegen, nordwärts bis nach Hurlenthal; in Mader und Umgebung ist sie jedoch nicht geübt; erst von Mader ostwärts in Schätzenreith, wie mir Herr Reviersförster Adler in Mader mittheilte, trifft man sie wieder an.

Die bemalten wie die unbemalten Bretter bleiben unangetastet an ihrer Stelle stehen oder liegen, bis sie vermodern; sie werden auch kein zweitesmal mehr als Leichladen verwendet. Nur ein einziges Brett fand ich, und zwar auf dem Wege von Hirschau nach Plösch, welches, wie die Aufschrift besagte, zweimal gebraucht worden war. Im Pfarrensprengel von Winterberg legt man die Todtenbretter nicht hinaus, sondern man hebt sie auf, um sie nach Bedarf zu verwenden.

Wiewohl die Todtenbretter zum Gebete für den Verstorbenen auffordern, so genießen sie im allgemeinen keine besondere Beachtung; die Bevölkerung ist an ihren Anblick gewöhnt, daß sie achtlos an ihnen vorübergeht; sie sind auch viel zu häufig, als daß jedes ein Gebet zu beanspruchen das Recht hätte. Es ist mir ein einziges Beispiel bekannt geworden, daß den Todtenbrettern ein eigener Spruch gewidmet wird: Ein Weib, das von seiner seligen Mutter gelernt hatte, beim Übergang über ein Todtenbrett folgenden Spruch zu sagen und sodann ein Vaterunser zu beten:

„Gruß ent Gott, da Todtenboan!
 Hat's arok oder Moan.
 Hat's jung oder alt.
 Os Todteng'riyb
 Pitt's alljamn für mi
 Und i für ent.
 Daff ent Gott engere Sünden schent!“

Doch ist es bei aller scheinbaren Gleichgültigkeit der Leute unmöglich, als Fremder von ihnen über den Gebrauch der Todtenbretter eingehende Nachrichten zu erhalten oder vollends eines von den vermodernden Brettern, wenn man es nicht heimlich entwenden will, zu bekommen. Eine gewisse, leicht begreifliche Scheu hält die Bevölkerung ab, diesen Gebrauch durch besondere Mittheilungen zu profanieren oder die Bretter zu profanen Zwecken verwenden zu lassen.

Dichten lernen!

Dichten lernen! Tanzen lernen! Meine Damen und Herren, das ist außerordentlich einfach. Man bittet nur auf die Füße acht zu geben. Es ist zwar gesagt worden, der Pegasus müsse fliegen, doch wir wissen es besser, er geht auf Versefüßen. Der dichterischen Infanterie hätten wir nun aber einstweilen das Folgende zu bedenken zu geben.

Zur poetischen Sprache gehört der Rhythmus: der Wohlklang, die gefällige Abwechslung von kurzen und langen Silben. In Versen geschieht die Anwendung dieser schönen Mittel zumeist gezwungen und manchmal mit starker Verrenkung des natürlichen Satzes. In Prosa kann es ungezwungen geschehen. Je weniger man die Absicht des vorhandenen Rhythmus merkt, desto edler ist die Sprache. Der Reim ist nur gerechtfertigt, wenn er sich vollkommen von selbst zu geben scheint und den Gedanken in keiner Weise beeinträchtigt oder unklar macht. Gedichte, in welchen der Reim gesucht erscheint und welchen man anmerkt, daß mehr die klingelnde Form als der Gehalt beabsichtigt wird, haben in der Poesie keine Geltung mehr. Sie hatten einmal eine, aber durch das viele Lesen und Anhören solcher Gedichte ist man der kindischen Wortspiele satt ge-

worden und das wird's sein, warum man heute keine Gedichte mehr lesen will. Nicht weil die Zeit prosaischer geworden, verachtet man Versefesselung, sondern weil sie ernster geworden ist und weil sie endlich einsieht, daß auch in der Dichtung nicht die Form, sondern vielmehr der Gehalt die Hauptsache ist. Hat der Schriftsteller einen guten Gedanken, so braucht er sich nicht erst darüber den Kopf zu zerbrechen, in welcher gekünstelten, hochtrabenden, verschrobener und ungewöhnlichen Weise er ihn sagen soll, seine Aufgabe ist nur, den Gedanken in möglichst kurzer, klarer, wohlklingender Form auszudrücken.

Metrum, Vers und Reim braucht gerade jener Dichter am nothwendigsten, welcher die trivialsten, verschwommensten oder verrücktesten Gedanken hat. Ein ungeheimer Gedanke wird nur in gereimter Sprache gangbar. Manches, was zu toll oder zu blöde ist, als daß es der Dichter in Prosa gesagt verantworten könnte, muß er metrisch geben. Dem metrischen Schriftsteller verzeiht man lieber, als dem, der sich nur der Prosa bedient. Der beste Gedanke ist der, welcher auch in nackter Prosa besteht und wirkt. Darum kauft heute die praktische Zeit ihren Gedankenbedarf lieber in Prosaform, als in metrischer, da weiß sie doch gleich, was sie hat.

Der künstliche Rhythmus hat sich überlebt, seit in der Prosa natürlicher Wohlklang verlangt wird und sich sogar die deutschen Gelehrten bequemen müssen, ein lesbare Deutsch in Prosa zu schreiben.

Die Declamatoren haben den richtigen Instinct, wenn sie im Vortrage die Reime nicht zu betonen, sondern zu verhüllen suchen. Das gehört zu ihrer Kunst. Wie aber kann es zur Kunst des Dichters gehören, Reime zu machen, wenn es zur Kunst des Vortragenden gehört, Reime zu verbergen! Auch habe ich nie verstehen können, warum man Gedichte so druckt, daß die Zeile nur eine gewisse Anzahl von Versfüßen enthalten, oder mit dem Reime enden muß. Diese Art verleitet den Leser besonders leicht, Rhythmus

und Reime absichtlich zu betonen, wodurch er einen Fehler macht. Wenn in der metrischen Form die Druckzeilen schon nicht bis zum Rande gehen dürfen, wie bei ehrlicher Prosa, so sollen sie wenigstens mit einem Beistrich oder Punkt abbrechen. Die ungleich langen Zeilen gehören aber gar nicht zu einem Gedichte, da man Rhythmus und Reim ja ebensogut auch in Prosaform drucken kann. Und in solcher wird man ein Gedicht leichter in richtiger Betonung lesen, als in ungleich langen Zeilen, die zum Stolpern und Stolpern Anlaß geben und weiter keinen Sinn haben.

Es gibt „Dichter“, denen zuerst ein Reim einfällt, zu welchem sie dann einen Gedanken suchen. Es gibt „Dichter“, welche eine poetische That zu leisten glauben, wenn sie irgend einen alltäglichen Gedanken in vorgezeichneten Rhythmus und Reime kleiden. Das Publicum wendet sich von solchen ab und kein Goldschnitt hilft mehr; solche Poeten mögen für sich allein „dichten“, wenn es ihnen Spass macht, andere fühlen nach ihnen kein Bedürfnis. Wenn man in den Schulen Metrik lernt, so lernt man damit noch lange nicht dichten. Und dajs man in den Schulen Metrik lernt, hat der Literatur weit mehr geschadet, als die fehlerhaften Verse, die mancher geborene Dichter, welcher das gebräuchliche Metrum nicht kennt, je gemacht hat. In vielen unserer Mittelschulen lernt der Schüler nicht so sehr den Dichter verstehen, als vielmehr ihn kritisieren. Dem Friedrich Schiller werden seine metrischen Ungenauigkeiten haarsträubend nachgewiesen, weshalb dann jeder Junge, der in seinen Versen jene Ungenauigkeiten vermieden zu haben glaubt, sich natürlich für einen größeren Dichter halten muß, als Schiller es gewesen. Metrik zu lernen ist nach meiner Meinung überflüssig; wer selber ein geborener Dichter ist, der findet auch die schöne Form, und wenn er es nicht immer den Alten nachmacht, so ist das kein Unglück. Und der Leser eines Dichters wird die Formschönheiten desselben wahrnehmen, auch wenn er nicht Metrik

studiert hat, nur wird ein solch naiver Leser die Form nicht als Hauptsache nehmen, ein Vergreifen, das dem kritischen Leser so leicht passiert.

Kam vor kurzem ein Jüngling zu mir und brachte außerordentlich hübsche Verse, so glatt und blank waren sie, wie sie nur in Gymnasien geschmiedet werden. Ich las sie und gab dem jungen Verfasser zu verstehen, daß es keine Gedichte wären — bloß Verse. Gleich das erste, ein magerer, gänzlich abgenützter Gedanke, der in Prosa etwa gelautet hätte: Heute ist schönes Wetter, wer weiß, ob morgen nicht schlechtes Wetter ist.

„Aber wie lernt man dichten?“ fragte der aus allen Himmeln gestürzte Junge.

Freund, dichten lernt man nicht. Gedanken sucht man nicht. Verse macht man nicht. Denn dichten kann man, Gedanken hat man und Verse entstehen von selbst, wenn die innere Eignung vorhanden ist. Das Meiste, was man heute so Talent nennt, ist angelernt, anempfunden, nachgeahmt und nichts wert. Die sogenannten Talente sind es, welche den Leuten die Poesie verleidet haben, so daß sie mißstrauisch geworden, auch vor dem wenigen Echten fliehen, was noch vorkommt. Die heutige Dichtung und Kunst bringt Geld und Ehre, und das ist schlecht, so gibt es zu viele „Dichter“ und „Künstler“, die es wegen Geld und Ehre sind. Wenn die Kunst brotlos und verachtet ist, dann wird sich ihr nur der widmen, der es muß, den eine Urgewalt dazu zwingt, Künstler zu sein. Er wird hungern, er wird verkannt, vielleicht verfolgt werden, aber es wird der wahre Künstler sein, der erst anhebt zu leben, wenn er schon gestorben ist. — Sie aber, lieber Freund, der Sie das Dichten gelernt haben, gehen Sie nun hin und lernen auch noch etwas anderes, damit Sie ein nütliches Mitglied der Gesellschaft werden.

H. Maljer.

Poetenwinkel.

Orgie im Licht.

Schwinge dich, Adler, zu Quellen des Lichtes
 Tauche dich nieder in ewigen Glanz!
 Stäubchen im Sonnenschein meines Gedichtes,
 Wirbelt empor zu harmonischem Tanz!
 Flutet und wallt in kristallenem Klingen,
 Badet euch trunken in goldigem Strahl,
 Und auf den flüchtigen, silbernen Schwingen
 Himmelwärts nähert euch dem Ideal!

Schaut, wie am Himmel der feurige Wagen,
 Söhne der Sonne in Purpur erglänzt!
 Wollet ihr ewig denn zweifeln und fragen,
 Welches der Tempel sei, den ihr bekränzt?!
 War es ein Lächeln nicht seines Gesichtes,
 Heliens, was euch den Odem geschenkt,
 Und aus dem Füllhorn des ewigen Lichtes
 Euch in die Stirne den Funken gesenkt?

Wendet nicht alles in freudigem Ahnen,
 Alles, was athmet, den staunenden Blick
 Auf zu den ewigen, goldenen Bahnen,
 Auf zu der Mutter, der Sonne, zurück?!
 Ewiges Räthsel, wie soll ich dich nennen?
 Falter, was lodt dich in strahlenden Bann?
 Mag er im Lichttausch den Scheitel ver-
 brennen:

Ikarus zieht es zur Sonne hinan!

Quelle zum Weltmeer! O lehre doch wieder
 Funkelnder Tropfen ins leuchtende Meer!
 Flammender Geist du, verlodere wieder!
 Leben, brillantenes Spiel um uns her!
 Stäubchen im Sonnenlicht, sprühender
 Regen,

Folgen Apollo und seinem Gespann. —
 Leucht' mir, umflute mich, goldener Segen!
 Quell meines Geistes, dich bete ich an!

Maurice von Stern.

Waldrast.

Wir hielten holde Rast zu zwei'n
 Im Moose hingestreckt,
 Mit seinem Dunkel hat der Wald
 Das traulich eingedeckt.

Zu unseren Füßen rann der Bach
 Durch blumige Einsamkeit,
 Und durch des Himmels Bläue zog
 Verloren hin die Zeit.

An meiner Brust dein Köpfchen lag,
 Dein Athmen hört' ich kaum,
 Doch sel'ge Augen sah'n mich an —
 O Paradiesstraum!

Und was wir fühlten tief im Wald
 Zu jener süßen Stund',
 Das jingt in lauer Sommernacht
 Der Nachtligallen Mund.

Hans Frauengraber.

Dämmerstunde.

Ein Kind des Zwielichts bin ich, nicht alt
 und auch nicht jung,
 Es webt um meine Stirn Gedanken-
 dämmerung.
 Der Tag hat seine Sonne, viel Sterne hat
 die Nacht,
 Doch kein Gestirn die Dämmerung, das
 traut im Dunkel wach.
 Leicht ist's, sich zu verlieren in ihrem
 Labyrinth,
 In dem die Schwermuth einsam endlose
 Fäden spinnt.

E. Salzburg.

Sehnsuchtsqualen.

Du zarte Knospe in dem bunten Blumen-
 reich,
 In das der Morgen seinen Kranz von
 Perlen slicht,
 Wie ruht auf deinem Blättertschmuck so
 warm und weich
 Der jungen Frühlingssonne goldnes Strah-
 lentlicht!

Ein treues Bild jungfräulicher Bescheiden-
 heit,
 Blickst bänglich du hinaus und sinnend in
 die Welt,
 Die dir entgegenlacht in ihrer Herrlichkeit
 Und schmeichelnd dich mit tausend süßen
 Träumen quält.

Entfaltet kaum, drückt dich die stille Gegen-
 wart,
 Sehnst dich hinweg von deinem engbegrenz-
 ten Heim,
 Dem du entsprossen bist so wundervoll und
 zart,
 In dessen mütterlichem Schoß geruht dein
 Keim.

Wo friedlich du zur holden Blüte auf-
 gethaut
 Und vor Gewitterstürmen stets gesichert bist,
 Wo aber dir der Himmel sich nicht minder
 blaut,
 Und das ein Theil von dieser schönen Welt
 doch ist.

Du ahnst nicht die Gefahr, die dir entgegenblidt,
Träumst lächelnd noch von einem märchenhaften Glück,
Allein — wenn draußen dich des Lebens Sturm gekniet,
Dann sehnst zur Heimat du vergeblich dich zurück.

Franz Tiefenbacher.

In deine Augen laß mich sehen —

In deine Augen laß mich sehen,
Wenn du mir sagst, daß du mich liebst!
In deine Augen laß mich sehen,
Wenn du ein Unrecht mir vergibst.

In deine Augen laß mich sehen,
Wenn du beglückt und fröhlich bist,
Und dann laß mich ins Aug' dir sehen,
Wenn heiße Thränen du vergießt!

Ein einz'ger Blick kann alles sagen,
Wozu das Wort zu larg und arm,
Ein einz'ger Blick kann jubeln, klagen,
Vergeben, lieben tief und warm!

D'rum laß mich dir ins Auge sehen,
Wenn du mir sagst, daß du mich liebst,
Wenn Glück dir oder Leid geschehen,
Und wenn du Unrecht mir vergibst.

Starnfeld.

Spruch.

Daß du liebst, sage nicht,
Willst du küssen, frage nicht —
Kannst du weinen, klage nicht,
Und im Schmerz verzage nicht.

A. Klaus

Wunsch.

Wenn im Herbst alle Leben
Abgestorben nah und fern,
Bei des rauhen Nordwinds Brausen
Denk' ich an die Todten gern.
Und ich möcht' zu keinen Zwecken
Sie zu neuem Sein erwecken,
Sondern preis' in ihrer Truhe
Ihren Frieden, ihre Ruhe.

Wenn jedoch im Frühlingsglanze
Gold der Lenz in neuer Pracht
Lieblich strahlt im Blütenkranze
Und die junge Erde lacht,

Möchte ich zu Freudezwecken
Meine lieben Todten wecken,
Daß sie wohlgemuth im Maien
Mit mir leben und sich freuen!

Soleman Kaiser.

Memento!

O Welt, wie wär' es fein,
In Lust dich ewig zu durchwandern!
Doch ach, du bist nur mein
Von einem Athenzug zum andern.

Den Schreiner wag ich kaum
Nach meinem Hochzeitsbett zu fragen,
Er möchte mir im Traum
Leicht eines aus sechs Brettern schlagen.

Ins Kirchlein unjerer Pfarr'
Willst, Jungfrau du den Brautkranz tragen,
Und hinterm Traualtar
Steht schon der schwarze Todtenschragen.

G. Müller.

Friedhof in der Wachau.

Hier ruhen sie in Frieden;
Ein Rosenhag umgibt,
Was sich gesucht, geschieden,
Umstellungen und geliebt.

Der Winzer schläft, der Schiffer;
Der Weinberg grünet fort,
Die Schiffelein ziehn vorüber
Dem stillen Schlummerort.

Die Väter sind gegangen
Zur letzten Abendruh,
Es sind die Kinder blieben
Und schaffen immerzu.

Und alle, die hier schlafen,
Die trugen Leid und Lust,
Sie frugen nie ums letzte
Geheimnis ihrer Brust.

Sie frugen nicht, von wannen
Das süße Leben kommt,
Und nicht, wozu das Sterben,
Das bitt're Scheiden kommt.

Sie lebten wie das Leben
In Aue, Feld und Flur,
Gewoben in dem Segen
Der schweigenden Natur.

Germann Gango.

Da Saufaus.

(Niederösterreichisch.)

Da Baua geht zan Docta nein:
„De Kugl wern mar so schlecht!
Dolei is eppa gor wos drein?
Ih siach schon net mehr recht.“

Da Docta schaut, ast jogt er drauf:
„Von Wein kimt so wos bloß.
Tu hörst ma glei mi'm Trinken auf,
Sunst bringst as nimma loß.“ —

Net long danoch da Baua siht
Beim Hirschenwirt, ui mein!
Fidel hot er just obibliht
's siebnte Viertel Wein.

Da Docta siacht 'n durk und greint:
„Bifulgst du so mei Lehr?
Ra trink nua zua, außs Johr do scheint
Für dih loan Sunn net mehr.“

„Herr Docta“, moant da Baua nua,
„Zwegn meiner geht's wias geht;
I hon mar gsegn im Leb'n schon gnua,
Doh trunten gnua no net.“

3. p.

Die rechte Eb'.

„Hörst, Nachbar! Gern wußt i,
Wia dös bei dir is?
Du lebst mit dein Weib guat
Wia in Himmel — 's is g'wiß!“

Wann i anmal heirat
Wöcht' i's ah gern so ham;
Geh, thua ma ansagen,
Wia bringt ma dös z'fam??!“

Da lacht er und sagt d'rauf:
„Nix Leichter's gib's net —
Ihr müaßt 's eng nur gern ham
In Freud und in G'fret!“

Und 's Gernham muas so groß sein
Dass, wann s' auf d' Welt wieder kimmt,
Du allwal nua sie just
Und sie — nua dih nimmt!“

Annie v. Selbinger-Wlaffak.

Bücher.

Noch ein neues Buch von Robert Hamerling. Eigentlich ein merkwürdiges Buch ist es, welches uns in der neuen Folge: „Prosa, Skizzen, Gedenkblätter und Studien von Robert Hamerling (Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei Actien-Gesellschaft. 1891) vorliegt. Obzwar dem Leser dieses Blattes eine Anzahl der darin enthaltenen Aufsätze bekannt sein wird, so findet er in dem Buche doch eine ganz neue Seite des berühmten Dichters. Nämlich den Journalisten Hamerling. In der Sammlung ist nämlich eine Reihe seinerzeit für die „Trierter Zeitung“ geschriebener Feuilletons unter dem Titel: „Grazer Gedenkblätter“ enthalten. Da sieht man wieder einmal, um wie viel es dieser Mann anders machte als wir anderen, wie schneidig und wie liebenswürdig, wie sittlich vertieft und wie pikant, wie sehr dem Tage angemessen und wie ganz dem Jahrhundert verständlich! Mit besonderem Interesse wird es natürlich der Grazer lesen, wie Hamerling sich vor zwanzig Jahren über Grazer Zustände geäußert; es ist ihm vielleicht heute verständlicher als damals, denn es ist ein etwas höherer Standpunkt, auf welchem dieser Feuilletonist stand, als der gewöhnliche. Den Hamerling'schen Sarkasmus kennt man aus dem Homunkel. Derselbe ist hier sehr vorhanden. Ganz empfindliche Liebe theilte der Dichter mit seiner Klinge aus; mancher dürfte es ihm noch insgeheim gedenken. Da glauben wir auch einer Ursache auf der Spur zu sein, warum der Berliner Literatur-Professor Erich Schmidt den Hamerling „nicht mag“. Im Grazer Brief von 20. December 1872 an die „Trierter Zeitung“ steht nämlich Folgendes: „In früheren Zeiten pflegte man zu sagen, daß Künste und Wissenschaften raube Sitten mildern, aber es werden wohl die Fortschritte der Wissenschaft sein, welche dem menschlichen Gemüthe eine gewisse thatkräftige Schärfe verleihen. Es machen sich wenigstens einzelne Symptome eigenthümlicher Art bemerklich, nicht bloß unterhalb des Katheders, sondern auch auf demselben, und wenn ein zu Zeiten seelenguter Mann, wie der frühere Grazer, jetzt Straßburger Professor Dr. Oskar Schmidt, sich kürzlich getrieben fühlte, dem hiesigen Bürgermeister ein Dankschreiben des Gemeinderathes zerissen zurückzuschicken, weil er den Bürgermeister in Verdacht hatte, daß derselbe im Streite der beiden protestantischen Pfarrer Schulz und Leidenfrost sich mit seiner Privatansicht heimlich auf Seite des letzteren neigte, so ist es Zeit, eine Preisfrage auszusprechen über den Einfluß, welchen die Darwinistische Weltanschauung ausübt auf Leber-

erhitzung und Gallenbereitung im menschlichen Leibe.“ — Solche Hiebe sind elegant, aber sie sitzen. — Andere Essays der „Prosa“, als „Gedanken über Selbstmord“, „Über die Furcht“, „Aus dem Tagebuche eines Kinderfreundes“, „Das deutsche Nationalgefühl im Laufe der Geschichte“, u. s. w., sowie überaus feinsinnige, mit attischem Salz wohl gewürzte literarische Aufsätze zeigen stets den Dichter und Denker. Im ganzen ist es eine angenehm überraschende Gabe, die wir den Werken unseres Dichters als letzte einzureihen haben. Vielleicht steht uns noch eine allerletzte bevor!

M.

Deutsche Göttersagen. Von H. Möbius. (Dresden. A. Köhler.)

Dieses Bändchen bietet eine solche Fülle anregenden Stoffes und bringt die ganze ideale Weltanschauung der alten Germanen so schön zum Ausdruck, daß jeder mit Interesse Kenntnis davon nehmen wird. Es zeigt, wie die Jetztzeit mit tausend Fäden an die Vorzeit geknüpft und daß diese zu erforschen ist, um die vielen Sitten und Gebräuche zu verstehen, die heute noch im Volke lebendig sind. Schon die edel gehaltene Einleitung ist unserer Aufmerksamkeit in hohem Grade wert. Die Jugend, welche vor allem heute sich wieder germanischer Urzeiten erinnert, kann nicht leicht eine deutsche Mythologie finden, in welcher sie knapper, klarer und anmuthiger unterrichtet würde, als dieses Buch, welches es innerhalb kurzer Zeit zu einer zweiten Auflage gebracht hat. C. H. Walther hat zu diesen Sagen gute Bilder gemacht; wir glauben in den Gesichtern alter germanischer Helden bekannte Züge zu finden; täuschen wir uns?

M.

Geschichten aus dem Leben. Kurze Geschichten aus dem Volksleben von Josef F. Stolz. (Hartleben. Wien.)

Alle diese aus dem Leben gegriffenen Geschichten und Erzählungen gewähren Einblick in ein tiefes Gemüthsleben und wissen ebenso sehr durch gemüthvolle Schilderung der handelnden Personen, wie durch die schlichte Form der Erzählung das Interesse zu fesseln, wodurch sie den Namen „Geschichten aus dem Leben“ rechtfertigen. Ein Zug idealer Begeisterung durchzieht alle diese schlichten Lebensbilder, welche daher anmuthend auf die Phantasie und manches Gemüth des Lesers wirken dürfte.

V.

Ecce Homo! Des seligen Godbert Leben und Werke. Mit einem Prolog, in drei Zeiten mit fünf Büchern, zwei Intermezzos und einem Epilog von Engelbert Albrecht. (Leipzig. W. Friedrich. 1891.)

Ein seltsames Gemisch von Weltlust, Philosophie und religiösen Stimmungen. Zu den drei angedeuteten Richtungen je ein bedeutsames Beispiel.

Diana im Bade.

Glühend von der Nacht umfungen
Sinkt die Sonne hinter Bergen,
Und im Schatten dunkler Tannen
Leuchtet's auf wie Mondes Silber.

Nieder von dem schönsten Busen,
Sanftem Rücken, üppigen Hüften,
Volle Schönheit offenbarend,
Wallen schneeige Gewänder.

Feurig an die Blut des Leibes
Schmiegen sich des Verglees Fluten —
Nachtigall auf Rosen aber
Schönheitstrunken stirbt in Liedern.

Das Spiel des Lebens.

Däucht dir, o Mensch, ein verlorenes Spiel das
gewonnene Leben;
Wenn du das Leben verlierst, hast du gewonnen
das Spiel.

Das Kreuz im Walde.

Ich hab' im Wald gefunden
Ein Kreuz gar schlicht und alt;
Taran hing verwittert, verwittert
Die heiligste Gestalt.

Auf rauher Dornenkrone
Waldbvöglein saß und sang;
Höllein gleich Magdalenen,
Des Kreuzes Fuß umschlang.

Getreuer als einst die Jünger,
Umstanden es silbergrau
Rings Birken und schwarze Tannen,
Harz weinend und perlenden Thau.

Noch viele andere nicht minder schöne Lieder geben dem Buche Gehalt.

M.

Allsteirische Trachten. Eine Studie von Hans von der Sann. (Graz. J. Janotta. 1891.)

Ein sehr beachtenswertes Schriftchen, kurz und bündig und wichtig für die heimische Volkskunde. Wenn wir nur auch die Trachtenbilder dazu hätten! Vielleicht wächst sich eine neue Auflage dieser Schrift

auf ein illustriertes Trachtenwerk an — es wäre sehr erfreulich! Hans von der Sann ist der Mann dazu, es durchzusetzen.
R.

Thüringer Lieder von Rudolf Baumbach. (Leipzig. A. G. Liebeskind. 1891.)

Immer sind es höchst anmuthige Gaben, die uns Baumbach bietet. Wohl auch diesmal wieder die alten trauten Wege durch deutsches Land und Dorf. Die schäumende Kanne, das muntere Mädel, der lecke Bursch, das singende Vöglein auf dem Baum! Was lebensfrohe Dichter von jeher besungen, Baumbach singt es in neuer, fast unzeitgemäßer Frische wieder und seine Weltlust ist ein jauchzender Protest gegen so manches.
M.

Gedichte von Franz Richter. (Oberlichtenwalde. 1891.)

Kein großer Dichter, aber ein echter, der das uralte Lied von Heimat, Vaterland und Liebe in guten Klängen wieder singt. Oft trifft er den echten Volksliederton. Besonders ansprechend sind die Vaterlandslieder. Es ist ein Talent, das hoffentlich nicht für sich allein singt.
M.

Leben und Stimmung. Ausgewählte Gedichte von Josef Ritir. (Leipzig. A. G. Liebeskind. 1891.)

Diese kleine Sammlung verräth eine hohe dichterische Begabung, welche sich in hübschen Gedanken und warmer Empfindung ausdrückt. Ein rein lyrisches Talent, von dem wir noch manch Gutes zu erwarten haben.
M.

Was ist Glück? Goldkörner idealer Weltanschauung. Gefunden und aufgefunden von Wilhelm Schirmer. (Reiße. J. Graveur'sche Buchhandlung. 1891.)

Eine kleine, aber sorgfältige Sammlung von Aussprüchen verschiedener Dichter über Leben, Arbeit, Streben, über Herz und Welt, über Schönheit Wahrheit, Güte, über Freiheit, Duldung, Frieden, über Haus, Heimat, Liebe und Freundschaft, über Erinnerung und Hoffnung, über Freud und Leid, über Gott und Welt, Zeit und Ewigkeit. Der Herausgeber ist der als Dichter und Schriftsteller

bekannte Stadtpfarrer in Düsseldorf, ein Führer durch die Reihen der Geister, dem man sich wohl anvertrauen mag.
M.

Kaiser Wilhelm II. und Rembrandt als Erzieher. Von Dr. Heinrich Pudor. (Dresden. Oskar Damm. 1891.)

Dieses tolle Büchlein behauptet, daß der deutsche Kaiser ein Schüler von „Rembrandt als Erzieher“ *) sei; jagt, daß „Rembrandt als Erzieher“ der heimliche Kaiser wäre und will so nebenbei glauben machen, daß der Verfasser des Buches eine ganz besondere, weltberühmte Persönlichkeit sei. Man hat bekanntlich Bismarck den heimlichen Kaiser genannt. — Eine heftigere Reclame für das Buch ist doch nicht denkbar. Zu bedauern wäre nur, wenn das thatsächlich bedeutende Werk „Rembrandt als Erzieher“ durch solche Manöver Schaden litte.
M.

Kalender des Deutschen Schulvereines auf das Schaltjahr 1892. Sechster Jahrgang, revidiert von Adam Müller-Guttenbrunn. (Wien A. Pichlers Witwe & Sohn)

Dieses musterhafte und stets vornehme Jahrbuch ist diesmal ganz besonders reich an wertvollen Beiträgen. Die erzählenden Beiträge stammen von Josef Langl, J. Zeitl, Khuenberg, Ehrhard, Rosegger. Unter den Gedichten sind vor allem die sechs aus des Dichters Nachlaß stammenden Poesien von Hamerling hervorzuheben. Von besonderem Interesse sind die Aufsätze „Die Entwicklung Wiens“, von R. Freydank, „Deutschland in Afrika“ von G. Renner und „Henrik Ibsen und Richard Vogt“ von Müller-Guttenbrunn. Dajs in letzterem Aufsatz dem Ibsen gegenüber Richard Vogt nicht als Wahrheitsfanatiker, philosophischer Naturwissenschaftler, Socialpolitiker wie Ibsen, sondern als wahrer, wirklicher Dichter bezeichnet wird, ist wohlthuend.
M.

Das deutsche Namenbüchlein, von einem gründlichen Namensforscher, Professor Dr. Ferdinand Knull in Graz (herausgegeben vom allgemeinen deutschen Sprachverein. Verlag Ferd. Hirt & Sohn. Leipzig. 1891) enthält eine ausführliche Einleitung über die Entstehung, Bildung und Bedeutung der germanischen Personennamen. Darauf folgt das Verzeichniß erst der männlichen, dann der weiblichen Namen mit Hinzufügung der Bedeutung. Den

*) Siehe „Heimgarten“ XV. Jahrgang, Seite 44.

Schluss macht eine Zusammenstellung deutscher Heiligennamen, und zwar erst nach der Buchstabenfolge, dann nach den Kalendertagen.

V.

Das Abgeordnetenhaus des Reichsraths von Josef Kürschner 1891. Stuttgart, Jos. Kürschners Selbstverlag. (Wien, Moriz Perles.)

Das Werkchen ermöglicht, sich über Lebenslauf und Aussehen (also ein Buch „in Wort und Bild“) der einzelnen Volksvertreter bestens zu unterrichten und ihre genauen Personalien nachzuschlagen. Es bietet in seinem ersten Theile die wichtigsten Grundzüge aus der österreichischen Verfassung, soweit sie den österreichischen Reichsrath und das österreichische Abgeordnetenhaus angehen, woran sich tabellarische Zusammenstellungen anreihen. Der zweite Theil widmet jedem Abgeordneten eine Seite, aus deren oberster Zeile Land, Wählerklasse, Wahlbezirk oder Wahlkörper ersichtlich werden. Man erfährt hier ferner die Fraktionsstellung des Abgeordneten, den Club, dem er angehört u. s. w. Kurz, wir lernen aus dem Büchlein unsere Herren Gesetzgeber persönlich kennen.

V.

Der soeben erschienene achtundvierzigste Jahrgang des von Friedrich Beck herausgegebenen „Illustrirten österreichischen Volkskalenders“, (M. Perles, Wien) erfreut wieder durch die Fülle seines unterhaltenden und belehrenden Inhaltes. Aus Ludwig Anzengrubers, des Unvergesslichen, Nachlass findet sich eine Erzählung „Die Körbelflechter-Kathrein“ vor. Alois Greil hat zu sämtlichen belletristischen Beiträgen meisterhafte Bilder gezeichnet. Im zweiten Theile, dem belehrenden, finden wir mehrere für das praktische Leben nützliche Artikel.

V.

Dem „Heimgarten“ ferner zugegangen:

Die eiserne Mark. Eine Wanderung durch das steirische Oberland von Ferdinand Krauß. Mit über hundert Abbildungen. Erster Band. Mit zwei Karten. (Graz, Leykam. 1892.)

Literarische Essays. Von Dr. Ernst Gnab. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. (Wien, Karl Konegen. 1891.)

Don Carlos' Haft und Tod. Insbesondere nach den Auffassungen seiner Familie. Von Max Büdinger. (Wien, Wilhelm Braumüller. 1891.)

Philanthropin. Ernst und Humor aus dem Schul- und Lehrerleben unserer Zeit. Von Josef Allram. (Leipzig, Julius Klinckschardt. 1891.)

Der sinnreiche Junker Don Quixote von La Mancha von Miguel Cervantes de Saavedra. Aus dem Spanischen überseht mit dem Leben von Miguel Cervantes, nach Viardot, und einer Einleitung von Heinrich Heine. Vierte Auflage, mit 102 Illustrationen nach Tony Johannot, gezeichnet von E. Offerdinger. (Stuttgart, Kieger'sche Verlagsbuchhandlung. 1892.)

Dombrowsky. Roman von Ernst Edstein. Zwei Bände. (Dresden, Alfred Hauschild. 1892.)

Marie Sophie Schwarz' ausgewählte Romane. In 60 Lieferungen. (Franz Vondy, Wien.)

Der Anarchist. Das Trauerspiel der letzten Zeiten. Von Karl Landsteiner. (Wien, Alfred Hölder. 1891.)

Der Temperenzler. Volksstück in vier Aufzügen von J. E. Flegel. Mit einem Vorworte über Religion und Lebensweise von Johannes Freimann. (Berlin, Karl Sigismund.)

Aus unserer Väter Tagen. Bilder aus der deutschen Geschichte. 1. Band: An der römischen Grenzmark. Geschichtliche Erzählung von R. Bahmann. 2. Band: Deutsche Göttersagen. Für die Jugend und das Volk erzählt von Hermine Möbius. 3. Band: Im Strome der Völkerwanderung. Geschichtliche Erzählung von Reinhold Bahmann. Alle drei dieser empfehlenswerten Bändchen sind von E. H. Walther illustriert. (Dresden, Alexander Köhler.)

Die schönsten Märchen und Erzählungen aus Nord und Süd. Von Flora Hoffmann-Nöhle. Mit 6 Farbendruckbildern von E. H. Walther. (Dresden, Alexander Köhler.)

Deutsch-Mythologische Landschaftsbilder von Guido List. (Berlin, Hans Küstner-Verlag. 1891.)

Unter allen Himmel. Erzählungen von Wilhelm Fischer. (Leipzig, Wilhelm Friedrich.)

Die Dünen von Escoubiac oder das Pfarrhaus in der Bretagne. (Bremen, M. Heinius' Nachfolger 1892.)

Die Hygiene der Sinne von Paul Mantegazza. (Königsberg. Heinrich Metz.)

Georg Längin, M. v. Egidys kirchliche Reformgedanken und seine theologischen Gegner. Streiflichter auf den königlich-sächsischen Protestantismus und die Orthodoxie der Gegenwart. (Berlin. Bibliographisches Bureau.)

Die Alpen im Lichte der Kunstdichtung von Hermann Ritter. (Wien. Deutscher und Österr. Alpenverein. 1891.)

Der Vogel in Dichtung und Glaube der Völker von E. Engel. In Lieferungen. (Guben. Albert Koenig. 1891.)

Gartheit und Krausemsing. Lieder im Volkston. Von Anton August Naaff. Illustriert von Alfred Heide. (Berlin. G. J. Meidinger.)

Volkslieder aus Steiermark für ein oder zwei Zithern mit unterlegtem Texte eingerichtet von Alois Dietrich, Chormeister des Mürzthaler Sängerbundes. II. Heft. (Leipzig. A. Rabatsch.)

Erzherzog Ludwig Victor. Von Prof. Adolf Waned. (Mähr.-Ostrau. Ernst Hebling. 1891.)

Franz Grillparzer. Von Prof. Adolf Waned. (Mähr.-Ostrau. Ernst Hebling. 1891.)

Grillparzers Ansichten über Literatur, Bühne und Leben. Aus Unterredungen mit Adolf Foglar. Dritte und vermehrte Auflage. (Stuttgart. G. J. Göschen'sche Verlagshandlung. 1891.)

Der volle Mensch, oder freier Fortschritt zum Ideale. Von Johannes Guttzeit, Naturprediger. (Gruna-Dresden. A. Kölsch. 1891.)

Zur „Judenfrage“. Zeitgenössische Original-Aussprüche. Herausgegeben von Carl Ed. Klopfer. Mit einer Vorbemerkung von Prof. Dr. Ernst Hallier. (München. J. F. Lehmann.)

Altkatholischer Volkskalender für das Jahr 1892. Herausgegeben von W. G. Schirmer, G. Sommer und S. Burkart. 2. Jahrgang. (Baden-Baden. Emil Sommermeyer.)

Schorers Kalender für die deutsche Familie, auf das Schaltjahr 1892. Erster Jahrgang. (Berlin. J. G. Schorror.)

Alagen der Chiene. Zur Beförderung des wahren Thierschutzes der Jugend und dem Volke dargestellt von Emil Knodt. 8. Auflage. (Leipzig. G. Hartung & Sohn.)

Der Chiene Dank. Allen Freunden des Thierschutzes, zumal dessen obersten Förderern, den Behörden und Vereinen, den Geistlichen und Lehrern ans Herz gelegt von Emil Knodt. 2. Auflage. (Leipzig. G. Hartung & Sohn.)

Die Pflanzennahrung bei den Menschen von A. Ringsjord, übersetzt und bearbeitet von Dr. A. Uderholdt. Dritte, vermehrte und verbesserte Auflage. (Leipzig. G. Hartung und Sohn. 1891.)

Vegetarisches Kochbuch für Freunde der natürlichen Lebensweise von Eduard Baldzer. Zehnte verbesserte und vermehrte Auflage. (Leipzig G. Hartung & Sohn. 1891.)

Sonniges Alter. Vier Abhandlungen eines Hundertjährigen über die Kunst mäßig zu leben, von Ludwig v. Cornaro. 2. Auflage. (Leipzig G. Hartung & Sohn.)

Frauenrechte. Organ zur Vertretung der Interessen der Frauen in socialer und politischer Beziehung. Erscheint am 2. und 4. Sonntag jeden Monats. (Wien, VIII., Josefstädterstr. 48.)

Aneipp-Blätter. Organ des Aneipp-Vereines (Donauwörth).

Praktische Anleitung zur Glanzplätterei, Bügelei und zur Kunstplätterei von Rosa von Eichensfels (Leipzig. Fritsch Schulz jun.)

Die Kunst, wie man recht trinken soll mit dass man Tag und Nacht werd voll. (Köln. Franz Teubner.)

Postkarten des „Heimgarten“.

Ein katholischer Student, Wien. Mit dem mythischen Katholizismus kann man vom persönlichen, volkstümlichen und vom philosophischen Standpunkte aus einverstanden sein, nicht aber mit dem politischen Katholizismus. Und gerade um diesen dreht sich der ganze Tanz. — Der Aufsatz in der „Gartenlaube“ ist missverstanden worden. In demselben handelte es sich um die Charakterisierung eines neu erschienenen Buches.

* Bei einer Versammlung der Wiener „Vereinigten Christen“ hat (wie das „Vaterland“ meldet) ein bekannter Volksredner als ernstgemeint und unter großem Beifall der Zuhörer folgenden Ausspruch gethan: Ob einer an einen Herrgott glaubt oder nicht, das ist egal, nur nach außen

hin muß vollste Einigkeit unter den Christen herrschen. — Diesen Ausspruch muß man sich merken. Schlichter und treffender können sie nicht charakterisiert werden. — Übrigens behauptete jener Redner nachträglich, das „Vaterland“ hätte falsch verstanden.

A. W., Graz: „Die Frau vom Meere“, in welchem der moderne „Wahrheitsapostel“ Ibsen einem guten alten Gedanken ein neuromantisches Mäntelchen umgehängt hat, ist mit der verrückten „Hedda Gabler“ wohl nicht zu vergleichen. Im ganzen gehen uns die Ibsen'schen Dichtungen blutwenig an, sie sind Rechenegempel, welche weit weniger das Herz als den Kopf beschäftigen. In der „Frau vom Meere“ verblüfft aber der vernünftige, fast blutwarme Schluss.

D. W., Berlin: Der Sprachgebrauch in Bezug auf die Entwicklung der Geschichte ist, daß man sagt, z. B.: Von Adam bis zu uns herab, oder: Von der neuen Zeit hinauf bis zur Epoche des Mittelalters. Dieser Sprachgebrauch scheint unrichtig zu sein. Die Menschheit ist etwas sich Entwickelndes, etwas Aufwärtsstrebendes, wie ein Baum. Der (relative) Beginn der Menschheit, sagen wir das erste Menschenpaar, ist die Wurzel, und der heutige Entwicklungsstandpunkt ist das oberste Ende des Baumes, der Wipfel, der wohl immer höher emporwachsen wird. Also müßte man doch sagen: z. B. von Abraham bis zu uns herauf, von Goethe bis Homer hinab u. s. w. — In diesem Sinne hätte Hermann Grimm in seinem neuesten Essay: „Der Geschichtsunterricht in aufsteigender Linie“ (Deutsche Rundschau), unrecht. Grimm dürfte übrigens in diesem Aufsatz nicht bloß der Form, sondern auch der Sache wegen vielleicht ein wenig schief stehen, er schlägt nichts geringeres vor, als daß ein Baum von oben herab bestiegen werde und nicht von unten hinauf. Grimm verlangt nämlich, daß in den Gymnasien der Geschichtsunterricht von der neuesten Zeit ausgehe, und zwar so, daß im ersten Jahrgange die neueste deutsche Geschichte gelehrt werde, dann im Laufe der Jahre immer mehr zurückgreifend, stets auf einen bestimmten hervorragenden

Punkt, von dem aus die betreffende Epoche zu behandeln ist, bis endlich im letzten Jahrgange die griechische Geschichte vorgekommen wird. Diese Methode hätte gewiß viel Gutes gegenüber der heutigen Einrichtung, wo man vor lauter Alterthum und Mittelalter zu keiner neuen Zeit kommt. Auch ist die Geschichte des Vaterlandes das Wichtigste und von dem Engen ins Weite sonst ein natürlicher Weg. In der Geographie möchte das ganz gut gehen, in der Geschichte hieße Grimms Methode, gegen den Strom der Zeit schwimmen. Und doch dürfte Grimms Vorschlag einer Erwägung wert sein und vielleicht zu einer Reform des Geschichtsunterrichtes führen.

O. F., Bruck: Adelige, die zu viele Lumpereien machen, werden zu Bürgerlichen „degradiert“. Wir danken schön.

St. St., Linz: Wer das Duell verflucht, kann die Kriegsheere nicht segnen.

J. O., Nürnberg: Ihren Wünschen dürfte die in Stuttgart erscheinende „Neue Musikzeitung“ vollkommen gerecht werden. Wir kennen kein Blatt, das für Musikfreunde so passend wäre als dieses. Der Inhalt bleibt lesenswert auch für spätere Zeit. Wertvolle Musikbeilagen vervollständigen den Gehalt. Wir denken, Sie überzeugen sich selbst davon. In Nr. 20 des genannten Blattes finden Sie auch Ihre Frage beantwortet.

O. G., Glatz: Des betreffende Hamerlingbild ist bei Otto Zintl in Graz photographisch angefertigt und zu haben.

St. A., Jena: Die Messuren der akademischen Jugend sind nicht so ernst zu nehmen. Sie sind — wie Ernst Eckstein sagt — ein renommistischer Sport; sie sind bei weitem nicht so gefährlich, als etwa der Reit- oder Rennsport oder gar das systematische Biervertilgen. Wenn übermüthige junge Leute ein Vergnügen daran finden, sich Bisagen aufzuhauen und mit verklebter Stirne herumzulaufen, so sind das Privatleidenschaften, um die man sich nicht kümmert.

* Bitten unaufgefordert uns Manuscripte nicht zu schicken.

setzte sich behaglich auf einen Stein, lehnte den Stutzen an den Schenkel und zündete sich ein Pfeiflein an. Als es auf dem Mühlbacher Thurme eils Uhr schlug, sagte der Eberstaller, dessen Hof nicht weit entfernt stand, jetzt könne er heimgehen zum Mittagessen, es gebe derweil so nichts zu thun. Und er gieng auch. Aber nun wurde es schlimmer. Feinde in Massen und mit klingendem Spiele waren angezogen, voll hochmüthiger Siegeszuversicht. Die grünen Wiesen waren ganz blau vor lauter Franzosen und ein paarmal waren gegen die Verschanzungen große Geschütze losgeknaßt worden, welche die solchen Getöse noch ungewohnten Bauern mehr erschreckt als geschädigt hatten. Als der Feind nun aber begann sturmsulaufen und zwischen den Waldbäumen auf der Höhe schon Blauhosen hin- und herhuschten, und als von den Bauern einer um den anderen getödtet wurde, da rief ein Jäger aus dem Pusterthal: „Aus ist's, Leut, alle sind wir hin! Alle, wenn wir nicht höher ins Gebirg flüchten!“

„Hundsfott!“ schrie ihm der Strauder ins Ohr, „flieh, wenn du Ausrasch' hast! Ins Gebirg, daß dich die Hasen beißen könnten!“

Auf solchen Schimpf blieb der Jäger stehen und schoss ruhig weiter.

Zwischen drei durch Haselgesträuch wohlverdeckten Felsblöcken, wie in einer Burg verschanzt, hatten sich zwölf Schützen aus Bruned festgesetzt und von da aus manche Verheerung angerichtet. Sie konnten ganz gemächlich laden und sich ihren Mann auf die Mücke nehmen. Zwischen Astwert guckten sie hinab auf eine kahle Ausböschung, wo Baiern auf Schutt und Stein Stellung nehmen wollten.

„Welchen werd' ich mir denn jetzt aussuchen?“ sagte der eine.

„Ich gumm' mir den Vadel mit dem lohlschwarzen Bart“, sagte der andere. Puff!

„Ich nehm' den zerlumpten Kerl, der keine Stiefel mehr an den Füßen hat. Halt a bissel, Franzos, barfuß geht sich's besser in die Ewigkeit als über scharfen Sand!“ Puff!

Wieder ein anderer im Verstecke sprach: „Dort beim Wassergrabel liegt ein Angeschossener, der windet sich wie ein Wurm und kann nicht mehr auf, der erbarmt mir.“

„Lapp, der Angeschossene thut uns eh nichts mehr. Die gesunden mußst schwach machen, das Pulver ist theuer!“

„Und ich nehm' mir doch den armen Teufel und schid' ihn heim zum himmlischen Vater.“ Puff!

Durchs Buschwerk wieder huschte der Kampezbauer.

„Ist der Mahrwirt nicht bei euch?“ fragte er.

„Der steht mit sechzig Mann hinter der Klausen und macht den Baiern die Hosen bledern (zittern).“

„Habt ihr keinen Anführer?“

„Wir brauchen keinen. Jeder weiß, was er zu thun hat: Boarn und Franzosen derschießen.“

„Meine lieben Leut!“ sagte nun der Kampezbauer. „Da oben geht's noch ein bissel anders zu! Da oben bei Sterzing! Auf dem Kosel kann man das große Geschütz recht gut hören, bum, bum, bum, bum! schon seit einer Stunde. Es muß ein lustiger Tanz sein. Der Sandwirt ist dabei.“

„Wenn sie der Anderl herabjagt, nachher segne uns Gott, nachher haben wir den ganzen Krempel.“

So plauderten sie in ihrer Felsenburg, denn sie hatten gerade Zeit dazu. In der Schlucht hatte sich ein solcher Rauch entwickelt, daß man kein Ziel mehr sah. Und der Tiroler schießt nicht, wenn er nicht etwas auf der Mücke hat.

„Magst Brantwein, Kamerad?“ fragte einer der Pusterthaler einen heranhuschenden Schützen.

„Vergelt's Gott“ antwortete dieser, „aber Pulver, wenn ihr habt!“

„Pulver genug.“

„Suche, heut' haben wir Schützen=tanz!“

Im Augenblicke kam vom anderen Berghange die Nachricht, auf der Wiese oberhalb der Klause brauche man Leute. Allsogleich machten sie sich auf und kletterten an wüsten Berg=hängen gegen den bezeichneten Ort hin. Unterwegs schrie einer von ihnen plötzlich: „Jesus Maria, aus ist's!“ und stürzte zu Boden. Er wäre, von einer Baiernkugel getroffen, hinab=geköllert den felsigen Hang, wenn ihn die Kameraden nicht aufgefangen hätten! Sie labten ihn mit Brantwein, beteten ihm einen kurzen Sterbesegen vor und als es ganz vorbei war, deckten sie ihn mit Reisig zu und eilten weiter.

Auf der Wiese hinter der Klause hatten Bauernweiber eine hochgeschichtete Heufuhr herbeigezogen, dahinter verschanzte sich nun eine Anzahl Schützen mit einem größeren Pulverborrathe. Denn aus dem Thale drängte sich der Feind herauf und schoß nach diesem Ziele mit einer Kanone.

„Patsch!“ rief allemal einer der Tiroler, als die Kugel ins Heu schlug und darin stecken blieb. „Die weichen Schilder thun's immereimale besser, als die harten, wenn sie auch nicht so fürnehm glänzen.“ Dabei piffen sie munter unterhalb und neben der Heufuhr ihre Stutzen los und die Feinde kamen nicht näher. Zwei Mädchen waren hinter der Heufuhr, diese jodelten mit frischen Stimmen einen Almer, und als wieder eine Kartätsche herangefauscht kam, schrie eines der Dirndlein hinab: „Puffts nur zu, wir fürchten uns nicht vor diesen boarischen Dampfnudeln.“

Als ihre Stellung ungünstiger wurde, zogen und schoben sie die Heufuhr flink weiter und hinter derselben immer die Scharfschützen, den Pulverborrath bergend und dabei stets ladend und zielend und treffend.

Einer vom Mitten war dabei, der sagte: „Ich brauch' gar keine Heufuhr, ich hab' den Lukasbrief in der Taschen!“ und wollte sich unbedeckt den feindlichen Kugeln aussetzen. Die Kameraden hielten ihn zurück. Es waren nämlich von Kapuzinern geweihte „Lukasbriefe“ vertheilt worden, welche jeden hieb- und schußfest machen sollten, der ein rechtes Vertrauen zu ihnen habe.

„Ich glaube nicht daran“, sagte einer hinter der Heufuhr, „der Niesberger Michl hat auch einen Lukasbrief in der Taschen gehabt und hat ihm doch ein Kartätschenscherben die Hand weggerissen.“

„Wird halt kein rechtes Vertrauen gehabt haben“, entgegnete der Führer, „ich hab's aber und mir kann nichts geschehen!“ Riß sich von den Genossen los, sprang hinaus aufs freie Feld und schoß auf die Baiern hinab. Nicht eine Minute dauerte es, und auch er lag hingestreckt mitsammt seinem Lukasbrief.

„Der Lukasbrief ist gut, aber die Heufuhr ist besser“, meinte ein anderer und rächte unterhalb zwischen den Wagenrädern durch den Gefallenen.

Jenseits der Bergmulde auf dem Felsvorsprung stand ein Schütze, der eine schrecklich geschwollene Wange hatte.

„Hast Zahnweh, Philipp?“ redete ihn ein Nachbar an.

„Schußprügelweh!“ antwortete er. „Mein alter Doppelhaken, der Sakra, haut mir allemal eine aba, so oft ich ihn losbrenne.“

Gleich neben diesen Wackeren saß ein alter Mann und that ganz gemüthlich mit seinen Gewehren um. „Fertig bin ich“, sagte er.

„Wie viel hast denn du schon bleich gemacht, Auer Seppel?“ fragte ihn ein Kamerad.

„Ich hab' drei Badknechte mitgehabt, vier Stutzen und sechsundneunzig Kugeln. Und wenn ich öfter als dreimal gefehlt hab, so will ich wohl

keinen Theil haben an der himmlischen Seligkeit.“

Ein anderer beklagte sich über seine Dummheit, daß er zum „Boarnerschießen“ sein schneeweißes Sonntagshemd angezogen habe, jetzt dürste er die grüne Toppe nicht wegwerfen, denn das Weiß thäte ihn schnell verrathen hinter dem Buschwerk. Es war aber mächtig heiß geworden und der Schweiß rieselte dem Schützen in großen Tropfen über das Angesicht. Weiber und halbgewachsene Burschen, die kein Gewehr zum Schießen hatten, waren immer auf dem Wege zwischen einer kleinen Engschlucht und den Schießständen. Sie trugen in Gefäßen, in Ledersäcken, selbst in Filzhüten von der Quelle den kämpfenden Trinkwasser zu.

Auf einmal hörte man von einem halbversteckten Anger herab rufen: „Wer Wein will, der soll herkommen!“

Einem Wirte zu Mühlbach, der an der Sicht darniederlag und nicht mitthun konnte, war es eingefallen: Durst werden sie kriegen bei dieser Brathiß! Und schickte die einzige Person, die noch zuhause war, eine höckerige Magd, mit einem Fäßchen Wein auf den Kampfplatz.

„Kannst zwanzig Maß tragen, Moidle?“ fragte er die Magd.

„Auch vierzig!“ sagte sie.

„Also nimm das Fäßel mit vierzig. Hinauf mußt durch den hinteren Wassergraben.“

Sie legte das Faß in einen Strick, nahm es vermittelst eines Holzprügels über die Achsel und schleppte es den Berg hinan. Bald aber merkte sie, daß mit dem Fasse kaum durchzukommen sein würde, ohne die Aufmerksamkeit der Feinde zu erregen. In einem Grassadl nahm sie unterwegs einen großen Futterkorb, that das Faß hinein, überdeckte es mit frischem Grase und gieng dann als Almerin, die einen Korb mit Futter schleppt, hinauf.

An einigen bairischen Soldaten mußte sie vorbei, da rastete sie ab, zog ein kurzes Pfeiflein aus dem Mittelsack und eine Tabaksblase, stopfte das Zeug und bat die Soldaten um Feuer. Sie lachten das alte Moidel aus und ließen es allein. Das alte Moidel hinwiederum lachte die Baiern aus, zündete sich keine an, sondern machte sich mit ihrer Last wieder auf den steilen Weg. Sie kam glücklich hinauf und hörte schon das Jauchzen eines Schützen; es klang, als hätte er auf der Scheibe ins Schwarze getroffen. Unten auf der Straße purzelte ein französischer Officier vom Pferde.

Hinter dem Stand mehrerer Tiroler auf dem Baldanger that sie ihr Faß aus dem Korbe, da sang eine Bremse an ihrem Kopfe vorbei. Es war aber keine Bremse, sondern eine Kugel, und gleich auch eine zweite, und sie schlugen in das Faß, daß der Wein in einem hohen goldenen Bogen hervorsprang. Das Moidel wendete das Gefäß und stopfte allsogleich ihren Finger in ein Loch. So stand sie am Fasse, da ringsum die Kugeln sausten und schrie: „Wer Wein will, der soll herkommen!“

Etliche kamen herbei und ließen sich den seltsamen Brunnen in den Mund springen. Von der Zinne einer Felswand her schrie einer: „Möcht' schon trinken, aber jetzt hab' ich nicht Zeit.“ Denn er rang eben mit einem redenhasten Franzosen. So enge hatten sich die beiden Männer ineinander verschlungen, daß keiner mehr von seiner Waffe Gebrauch machen konnte. Nur die schneeweißen Zähne bleckte der Franzose gegen das finstere Gesicht des Alplers. So fuhren sie mehrmals hin und her, aber die Füße stemmten sich fest in den Sandboden. Jetzt nahm der Tiroler einen Schwung gegen den Abgrund hin und mit dem Ausrufe: „Im Namen der heiligsten Dreifaltigkeit!“ schleuderte er den Feind mit sich in die Tiefe.

Die feindlichen Mächte rückten weiter und weiter vor und der Kampf zog sich immer höher ins Gebirge. Hoch oben auf einem fast ebenen Waldanger, wo ein hohes Christuskreuz stand, hatten sich zwei halberwachsene übermüthige Mädchen zusammengethan, um nach einer Trompete, die tief unten zum Marschieren aufspielte, auf glattem Rasen ein Länzlein zu hopsen. Sie waren sehr guter Dinge und hatten sich just gestanden, daß jedes bei den Schützen einen Schatz habe. Und sie wetteiferten im Aufzählen der Vorzüge ihrer Liebsten. Da sauste plötzlich eine Kugel durch die Luft und eines der Mädchen taumelte zu Boden. Erschossen! Das andere Umkirndel that einen schreckbaren Schrei zum gekreuzigten Christus empor, wollte in Verzweiflung den Heiland herabreißen, daß er helfe, rette. Da das vergebens war, so rief sie der Sterbenden zu: „Bereue deine sündige Liebschaft, daß du in den Himmel kommst!“

„Ich bereue nur — die Lüge“, stammelte die Verblutende. „’s ist nit wahr. Ich habe keinen gehabt. Thu’ beten für mich, Kameradin — ich muß schlafen gehen.“

„Jesus, der Krieg! der Krieg!“ jammerte das andere Mädchen, „wenn man’s auch nur jagt, daß man einen Soldaten gern hat, so wird man schon erschossen.“

Drüben beim Dorfe Spingez hatten sich die Tiroler Schützen festgesetzt. Sie bargen sich hinter der Kirchhofsmauer und schossen herab. Der Ansturm wurde immer mächtiger.

„Steht’s auf und helst’s uns!“ rief ein Bauer auf die Grabhügel hin. Aber sie blieben im Streite allein. Eine ganze Abtheilung von Franzosen kam in weitem Halbkreise heran; viele kletterten auf die Friedhofsmauer, und als es sich weniger ums Schießen, als ums Stechen handelte, zogen die Tiroler sich zurück weiter hinan ins Gehölze. Mit schmetterndem

Hurrah nahmen die Franzosen den Kirchhof, und ein Trupp wollte sofort in das Gotteshaus dringen, da blieben sie stehen und stuyten. An der Kirchthür stand ein bleiches Mädchen, eine Stallgabel in den Händen und im Begriffe, den ersten Nahenden niederzustecken. Alle anderen waren davon, sie allein stand da mit zusammengekniffenen Lippen und trohig rollenden Augen. Ihr Haar flatterte im Winde. Sie bewegte sich nicht; wie ein zum Sprunge bereiter Tiger, so stand sie mit ihrer Gabel und starrte auf die Krieger. Diese schauten ein Weilchen auf sie hin, dann giengen sie kopfschüttelnd davon.

„Une pucelle d’Orléans tyrolienne!“ murmelte einer von ihnen. Keiner nahte sich mehr dem Kirchenthore.

Hanai, die Magd von der Mahr, verließ ihren Posten nicht sobald. Erst als die Besatzung wieder abgezogen war, kniete sie nieder vor dem geschlossenen Thore, betete ein stilles Vaterunser, nahm die dreispießige Gabel auf die Achsel und trachtete ihren Kampfgenossen zu.

Am Waldrairie fand sie den Antonio sitzen. Er trommelte mit der Faust auf sein Knie und sang:

„Frisk auf, frisk auf, frisk auf!
Zum Streit in muthigem Lauf.
Kämpft tapfer, das Gewehr zur Hand,
Fürs Vaterland!
Für Kaiser und Vaterland!“

Verdoppelt, Brüder, euren Schuß,
Und schickt dem Feind den Kugelgruß.
Er flieht, er flieht, schnell losgebrannt,
Fürs Vaterland!
Für Kaiser und Vaterland!“

Und dann zurück zu unsrem Schatz,
Der ein so liebes Göscherl hat,
Und geben ihm gleich Auis und Hand,
Fürs Vaterland!
Für Kaiser und Vaterland!“

„Ja, ja, du Held!“ rief die Hanai dem Burschen zu. „Singen können auch die Spaken. Schießen sollst!“ Stand der Antonio auf und sagte mit sehr entschlossener Miene: „Hab’ ich nicht geschossen?“

„Den Stutzen hast wohl hingezielt, wie du hinter dem Lärchenbaum

gestanden bist. Hab' dir von weitem zugeschaut. Allerweil hingezielt auf den schwarzbraunen Baiern, der unten ist gestanden beim Brunnen. Aber losdruckt hast nit."

Hierauf sagte treuherzig der Antonio: „Weißt, Hanai, er hat beim Brunnen just getrunken. Er ist durstig, hab' ich mir gedacht, warten wir bis er getrunken hat. Und wie er fertig ist und ich schießen will, da ist der schlechte Mensch auf einmal nicht mehr dagewest. — Den, wenn ich noch einmal derwisch!“ Er ballte die gehobene Faust.

„Nun, nun?“

„Bei den Ohrwäscheln nehm' ich ihn und bentl' ihn so lang, bis er anhebt zu stennen! — Ich, wenn ich wild bin, da bin ich kein Guter nicht!“

„Ein Tschapperl bist!“ sagte das Mädchen und gab ihm mit drei Fingern ein Wangentältschen.

Er schaute sie ganz verzückt an und bettelte: „Du Hanai, das ist gut gewesen. Schau, noch ein solches!“

„Verlang' dir's nit!“ sagte sie, „das zweite möcht' ein bissel anders ausfallen. — Geh' eilends mit mir, dort drüben bei den Sandbachhäusern geht's scharf los. Sie brauchen uns.“

In Himmel kemmt's, Tiroler!

Peter, der Mahrwirt, war seit dem Morgen im Feuer gestanden. Der Punkt an der Klause, welchen er vertheidigte, war von den Feinden der umworbenste. An sechzig Bauern und einige Bürgerstöhne aus Briren waren seine Garde. Im Laufe des Tages kam viel Zuzug und alles wollte sich zum Mahrwirt stellen. Dieser sagte: „Ihr müßt's gegen den Eisack hinüber, gegen Spinges hinauf. Dahier richten wir's allein.“

Als aber die Franzosen mit Sturm kamen und mehrere große Geschütze anrückten, da rief ein rothbärtiger Bauer: „Der Teufel bleibt

da stehen und laßt sich niedermachen. Wenn wir uns heut' alle derschießen lassen, ist morgen Tirol hin in alle Ewigkeit!“

Es war ein gefährlicher Ruf, dem mehr als einer horchte, da sprang ein junger Krieger, in der Linken das Schußgewehr, in der Rechten ein Cruzifix, auf die Felswand — Bruder Augustin war's — und hub mit schallender Stimme an zu predigen.

„In Himmel kemmt's, Tiroler!“ rief er. „Für Gott, Kaiser und Vaterland frisch voran! Der Heid' ist's, auf den es losgeht! Der Antichrist ist's, auf den es losgeht! Wer in diesem heiligen Kampfe fällt, ob heute, ob morgen, dem wird zu Theil die Märtyrerkrone im ewigen Leben! Tiroler! Kameraden! Keiner hat jezt Haus, Hof oder anderes Gut, es ist des Vaterland's! Keiner hat Weib und Kind oder andere liebe Leut', sie sind Gottes, des Schöpfers und Erlösers Kinder! Alle schützt Gott, wenn ihr seinen heiligen Namen schützt! Keiner von euch hat eine Sünde zu dieser Stund, in solchem Streite sind alle vergeben. Tiroler! Denkt's an Jesu Blut und Marter am hohen Kreuzstamm und fahrt's drein! — Auch von weltlichen Mächten sind wir nicht verlassen —“ In diesem Augenblicke schlug eine feindliche Kugel in den Gewehrkolben des Predigers. Er that, als merke er es nicht, sondern fuhr fort: „Der Kaiser Franz schickt uns Hilfe und Beistand. Er hat schon lange eine große Armee abgesandt nach Tirol, sie muß bald da sein. Der Prinz Johann ruckt von Kärnten her, kann jede Stund eintreffen mit seinen tapferen Soldaten. Das wär eine Schand, wenn wir uns früher thäten aufgeben! Wehrt's euch, Tiroler! In Himmel kemmt's!“

Der rothbärtige Bauer schoß rasch seinen Doppelfluzen ab nach ein par toll herankletternden Blauhosen. Sie purzelten hinab in das gischende

Wasser, der Schütze aber wandte sich gegen den Feldprediger: „Junger Pfarrer, was du vom Himmel sagst, das wissen wir alle schon. Aber von den Österreichern sehen wir noch nichts!“

„Sie kommen. Sie werden bald da sein!“ riefen mehrere. Der Rothbart that einen hohen Sprung, ließ den Stuken fallen, ballte die Fäuste und brach zusammen.

Während mehrere Kameraden die Leiche bargen, commandierte der Mahrwirt seinen Pfeffersbergern: „Wir müssen weiter hinauf.“

Der Antonio war auch hier vorhanden, wie überall, wo es heiß herging. Er hatte hinter einem Scheiterhaufen Stellung genommen und nun schon eine Weile jenem französischen Soldaten zugesehen, der, leidlich von einem Wacholderstrauche gedeckt, damit beschäftigt war, einen zerrissenen Achselriemen zu knüpfen und anderes an sich zu ordnen. Der Antonio dachte: Dem wollen wir bald fertig helfen, wir stehen auf Kriegsfuß miteinander!

— Er untersuche den Hahn, legte den Schaft an die Wange, an die linke zuerst, und dann an die rechte, und zielte. So recht mitten in den Kopf; der Kopf war groß genug und leicht zu treffen. Aber nicht etwa den Czako, die Butten ist hohl. — Als er losdrücken wollte, gewahrte sein Auge eine Waldameise, die am Gewehrlauf hinaufspazierte. „Kleines Ameisel, was suchst denn du auf dieser Straßen?“ sagte Antonio und hob mit zwei Fingern das Thierchen behutsam weg. Da krachte es in seiner nächsten Nähe; der Franzose hub an zu laufen, kam aber nicht weit, ließ sich nieder auf einem Baumstrunk und griff mit beiden Händen an sein Knie.

Hat er dich etwa gar angeschossen, der Lalli! dachte Antonio und eilte hinab, dem Manne beizustehen. Dieser war schon umgesunken und aus seinem Beine sprang ein Blutquell.

„Nur mit gleich alles so ernst nehmen, Herr Franzose“, tröstete der Bursche, „nur mit gleich sterben! Wir wollen's schon verstopfen.“

Mit Emsigkeit riß er das Weinkleid auf, aus seinem Sacke ein Taschentuch, und begann die Wunde zu verbinden.

„Toni, was thust denn?“ hörte er hinter sich rufen, stand richtig die Hanai wieder da. War ihm unangenehm und statt zur Vertheidigung entschloß er sich zum Angriffe. „Ist dir das am End' auch wieder nit recht!“ sagte er. „Hätt' ja so geschossen, wenn der andere nit geschossen hätt'! Und soll ich ihn jetzt ausbluten lassen wie eine Sau?“

„Schand und Spott was du für ein Soldat bist!“ rief die Hanai, „nit einmal das Einfatschen kannst!“ Sie drängte ihn mit dem Ellbogen weg, riß ihr Tuch vom Busen und verband mit Fleiß und Sorgfalt, aber heftig dabei über die verdamnten Blauhosen schimpfend, den Fuß des französischen Soldaten. —

Vom Hochgebirge gieng eine breite Schutthalde nieder, auf welcher mächtig große Felsblöcke umherlagen. Hinter solchen Steinen setzten die Tiroler sich neuerdings fest und feuerten gegen den zerstreut und in Gruppen vordringenden Feind. Das war aber nur eine List, man wollte die Franzosen auf der kahlen Sandfläche haben und wick nun rasch zurück in die buschigen Lehnen, von wo aus die Schützen den weißen Gebirgsschutt mit dem Blute des Feindes rötheten. Aber die Franzosen und Baiern wuchsen wie aus der Erde hervor. Die Tiroler verschanzten sich in den drei Sandbachhäusern, die in einer Gruppe auf dem Dange standen und mit ihren Nebengebäuden eine weitläufige Burg bildeten. Die Schützen verammelten alle Eingänge und schossen zu den Fenstern heraus, von den Dächern herab. „Vivat Kaiser Franz! Nieder mit dem bayerischen Schwanz!“ das

war ihr Feldgeschrei und kein Wild gibt es, nach welchem der Schütz lieber zielt, als damals der Tiroler nach dem bayerischen Adler.

Einer der Bauern wurde vom Dache geschossen und als mehrere Kameraden dem Sterbenden beispringen wollten, stammelte dieser noch mit der Hand abwehrend: „Geht's, geht's! Für so was ist jetzt kein' Zeit. Schießen thut's!“ Und verschied klaglos unter den Dachtraufen.

Augustin hatte das Kreuz weggeworfen und einem todten Officier den Degen abgenommen, er predigte nur mehr mit diesem und mit dem Gewehre, indem er, überall einer der ersten und kampflustigsten, den übrigen ein gutes Beispiel gab. Er tritt stets an der Seite seines Schwagers Peter und beide zusammen beschäftigten sieben Ladknechte, worunter auch Ladknechtinnen waren. Manchmal warf Peter einen kurzen Befehl hin, und Augustin das Wort: „In Himmel kemmt's!“ Da gieng's scharf dran. Die Stuben und anderen Räume der Sandbachhäuser waren so voller Pulverqualm, daß der Rauch zu allen Fenstern hinauswirbelte und der Feind längere Zeit hindurch glaubte, die Gebäude ständen in Brand. Als aber immer nur Rauch und keine Flamme hervorschlug, ließ der französische Hauptmann auf einem Hinterschliche die Häusergruppe in Brand stecken.

Die Tiroler waren etwas verblüfft, als hinter ihnen die Flammen prasselten und rasch an den Wänden empor, an den Decken hinleckten.

„So sauber, jetzt braten sie uns wie Martinigänse!“ rief ein Schütze.

Der Mahrwirt versammelte die Männer rasch im Hofe und mitten unter den brennenden Gebäuden, mitten in ihrer zusammenbrechenden Verschanzung entwarf er einen Ausfallsplan.

Die Franzosen hatten den brennenden Häusern ruhig zugesehen und nur darauf acht genommen, daß kein

Fliehender entkommen konnte. Es zeigte sich aber keiner. Kein Schuß mehr aus den Fenstern, nur ein paar schrille Schreie noch, dann war von der Brandstätte her nichts mehr zu hören, als das krachende Feuer und das dumpfe Dröhnen niederbrechender Dachstühle. — Sie sind alle verbrannt! das war die Meinung der Franzosen. Wie sehr waren sie daher überrascht, als hinter den lodenden Resten, aus Nische und Rauch, plötzlich ein großer wohlgeordneter Schwarm von Schützen wüthend hervor und auf den Feind stürzte. Dieser war nach dem heißen Tagwerke bereits in Auflösung begriffen und nahm sich nun gar nicht mehr Zeit, Stellung zu fassen. Wer noch einen Schuß im Rohr hatte, der brannte ihn los, die anderen nahmen Reißaus. Trotz der wildesten Flüche des Anführers flohen sie thalwärts, und hinter ihnen her die Tiroler, welche ihre Stuken nun einmal auf der anderen Seite versuchten, indem sie mit den schweren Kolben dreinhieben.

Solches war das Entscheidende des Tages. Die Baiern und Welschen hatten auf der übrigen Kampflinie, und diese zog sich weit am Gebirge hin, in den Schluchten und auf den Höhen, zur Noth noch stand gehalten, waren aber allmählich muthlos geworden gegenüber einem Feinde, den man kaum zu Gesichte bekam, und von welchem doch jeden Augenblick einer getroffen war. Als sie nun die Fliehenden sahen, die aus dem Schuttgraben in größter Unordnung der Straße zueilten und nicht einmal Zeit hatten, das schwere Geschütz mit sich zu nehmen, da ward auf kein Commando mehr gehört, alles gieng aus Rand und Band, aus allen Schluchten wie Wildwasser wogte der Feind dem flachen Thale zu. —

Auf dem Waldanger vor einer Kapelle sammelten sich, von Waldhörnern gerufen, die Landesvertheidiger

um Peter Mahr, den Wirt an der Mahr, mancher Blutende war unter ihnen. Viele erzählten einander ihre Erlebnisse. Andere saßen auf dem Rasen, erschöpft und müde, und schwiegen.

Vom Gebirge herab kam ein Bote aus der Brennergegend.

„Wie geht's? seid's auch brav gewesen?“ diese Frage war sein Ankunftsgruß und dann „Lebt's alle? Ist der Mahrwirt da? Geht's her und hört's zu. Da bei Sterzing oben! Herrgott im Himmel!“

„Was ist's?“ fragte ungeduldig der vortretende Mahrwirt.

„Gut ist's“, sagte der Bote. „Der Anderl, der Sandwirt, das ist ein Hauptkerl! Auf dem Moos! Viel hundert todte Baiern, und viel tausend Gefangene!“

„Vivat mein liebes Osterreich“, erscholl es aus hundert Kehlen.

„Und jetzt ruden sie schon über den Brenner und der Sandwirt hat gesagt, er lege den Schußsprügel nicht früher weg, bis auch Innsbruck ausgekehrt ist und die alte Ordnung im Land. Kameraden, es wird alles wieder gut.“

In hellem Freudenschrei umarmten sich viele, aber der Mahrwirt hob den Arm, sie sollten still sein. Zu Spingeläutete die Abendglocke, die Männer zogen ihre Hüte vom Kopf und beteten.

Zur selben Stunde, wo jedes Tirolerherz in Freuden jauchzte, war ein einziges in großen Ängsten. Und es war doch auch ein junges, heißes Tirolerherz. Der Knabe Hans, welcher auf der Felsenschanze nicht von der Seite des Kreuzwirtes gewichen war und ihm ununterbrochen das Ladzeug zurecht gelegt, ja auch selbst geladen hatte, war jetzt, als der Kampf geendet, ganz kleinlaut geworden. Den Feind hatte er nicht gefürchtet, aber einen anderen fürchtete er. Sein Vater hatte ihm streng aufgetragen, sich nicht vom Heimatshause zu entfernen und

der Mutter in allem zu gehorchen. Nun hatte er aber der Mutter nicht gehorcht, war heimlich davon gegangen. Schon leichten Ungehorsam pflegte der Vater strenge zu bestrafen, wie wird's jetzt sein? die Mutter in Angst und Sorge, sie weiß nicht was mit ihm geschehen. Das Lamm ist auch verthan.

In seiner Bedrängnis begann der Knabe zu schluchzen. Ein so tapferer junger Soldat, und weinen? das nahm den Kreuzwirt wunder. Der Knabe vertraute ihm seinen Kummer, der Kreuzwirt lachte und rief lustig aus: „Hansel, Hansel, du bist ein Goldjunge! Weißt du, was dein Vater sagen wird? der wird dich herpacken und abbüffeln, daß du erstickest, wenn ich dich ihm nicht aus den Armen reiß'. Möcht selber einen haben, eine solchen Buben!“

Der Knabe schien auf diese Voraussetzung nicht viel Gewicht zu legen, er schüttelte das Haupt. „Sag' ein gutes Wort für mich, Vetter!“ bat er.

„So komm, Hans, wollen jetzt selbender zu deinem Vater gehen.“

Der Weg zum Vater war just nicht der angenehmste. Unterwegs fanden sie allerhand Dinge, die zu einer anderen Zeit großes Erstaunen erregt haben würden, an denen sie aber heute ruhig vorüberschritten. Da lag eine leere Ledertasche, dort ein spitzer Lodenhut, da ein Tornister, hier ein Baiernsäbel, dort ein Franzosenmantel, da ein Pulverhorn, dort ein lehmblasser Mensch mit durchschossener Brust.

Der Kreuzwirt und der kleine Hans kamen auf den Waldanger gerade in dem Augenblick, als die Männer still beteten. Auch der Kreuzwirt zog seinen Hut vom Kopfe, der Knabe konnte das nicht thun, weil er keinen aufhatte.

Hernach, als der Mahrwirt gesagt hatte, die Kameraden sollen jetzt ruhig nachhause gehen, sich ausschlafen,

um dann morgen bei Zeiten das Werk der Barmherzigkeit an den Todten zu üben, trat der Kreuzwirt zu ihm hin und sprach: „Fleißig bist gewesen, Peter. Gehst jetzt heim?“

„Werd' nicht viel Zeit haben“, antwortete der Mahrwirt.

„Wenn Du heimgiengest, so wüßst' ich dir einen Genossen auf unterwegs. Ein guter Bekannter.“

Da schob er schon den Knaben voran.

Der Mahrwirt sah seinen Sohn, schaute ihm strenge ins Gesicht und sagte: „Hat dich die Mutter hergeschickt?“

Trat der Hans vor, machte einen Versuch, bittweise die Hände zu falten, legte aber nur zwei Fäuste aneinander und bekannte, daß er heimlich davon gegangen sei, schon am Morgen.

„Was willst dahier?“ fuhr ihn der Vater an.

„Bitt' gar schön, mein Vater, laßt mich mithalten beim Franzosenerschlagen!“

„Er ist gut zu brauchen“, mischte sich der Kreuzwirt drein, „hat mir wacker geholfen den ganzen Tag. Flink laden, das kann er, und wacker zutragen. Und ein schlauer Kämpel ist er, dein Hans. Ei, das wohl!“

Peter richtete sich auf und sagte zu seinem Sohne ganz leise, aber die Worte waren schwer wie Eisenklumpen: „Du bist heimlich fortgegangen von heim? Mir, dem Vater zum Trutz, der's verboten hat!“

„Nicht zum Trutz!“ rief der Knabe.

„Und die Mutter peinigen mit einer Angst um dich, die du nimmer wert bist! Hans, höre: Im Fegfeuer gibt es keine solche Pein, als du deiner Mutter hast angethan am heutigen Tag. Du hast ihr doch Post sagen lassen, wo du bist! Nicht? — In diesem Augenblick wendest dich und gehst heim!“

„Aber Peter, allein? jetzt bei der

Nacht! Und die Unsicherheit!“ wendeten mehrere Umstehende ein.

„Du gehst heim! vor der Mutter kniest nieder!“

„Laß mich reden, Mahrwirt“, versetzte nun der Kreuzwirt. „Du weißt ja nichts. Ich meine, du weißt nicht, was er heute schon gethan hat. Vielleicht hätten dich die Baiern schon. Es war eine starke Nachfrag nach dir. Und dir schon stark auf der Spur. Dein Hans! der hat sie getäuscht. Den Hasel-Steff, den sie erschossen haben —“

„Was ist's mit dem Steff?“

„Den manstodten Steff, den hat dein Sohn für dich ausgegeben, für den Mahrwirt. Auf das hat ein winiger Boar (wüthender Baier) ihm mit dem Kolben noch die Hirnschale eingeschlagen, dem Steff; der hat sie aber heimlich ausgelacht, der Steff, und gesagt: Oh, mir könnt's nichts mehr thun, ich bin schon todt. Der Hirnschalenschlag ist aber dir vermeint gewesen, mein lieber Peter, und daß sie dir nicht weiter nachgestellt haben — sie hätten dich erkrabbel't, wir sind nicht stark gestanden zur Stund — Peter, das hast du dem zu lohnen — dem kleinen Helden da. Mein himmlischer Vater, was möcht' ich dir auch so einen prächtigen Buben haben!“

Jetzt schauten ihrer viele auf den Peter, was der für ein Gesicht machen würde. Doch des Mahrwirts Gesicht wurde noch erklecklich finsterner.

„Was hat er gesagt vom todtten Steff?“ fragte Peter.

„Daß es der Mahrwirt thät sein.“

Peter schwieg ein wenig, als überlegte er den Zusammenhang. Dann sagte er zu seinem Knaben: „So einer bist du! Wir streiten mit dem Stuken und Messer, du mit dem Augenmaul! — Glaubst du, unser Herrgott hätte kein anderes Mittel gehabt, um mich vor dem Feind zu retten, als deine Lug? — Lug und

Trug ist das Unglück worden von Tirol — und du lügst auch? der Bonaparte hat gelogen, die Baiern haben gelogen, und du lügst auch?"

„Vater!"

„Still sei! Will's nimmer hören, das Wort Vater von deinem Mund, der so lügen kann!"

„Aber sei geſcheit, Peter!" beſchwichtigten mehrere.

„Der Teufel auch!" rief Peter und ſtampfte in den Boden. Lügen mag der, der im Unrecht iſt. Unſere Sach' iſt redliche Sach'! die Wahrheit iſt unſere beſte Kraft, wenn wir die auch wegwerfen, nachher — nachher verdienen wir nichts anderes, als daß ſie uns zertreten. — Biß du was Braves gethan haſt, Hans, dann kannſt du wieder zu mir kommen und mich Vater nennen. Eher nicht. Merk' dir das. Geh jezt!"

„Na, alſo komm' mit mir, Hans", ſagte der Kreuzwirt, „wir gehen ſelbender nach Brigen hinab."

Sie zerſtreuten ſich. Auf dem Waldanger war es ſtill, wie ſonſt in den Nächten, nur eine Gule ſchrie, die auf dem höchſten Wipfel der Tannen ſaß.

Ja, Pfaff', ich weiß was!

Im nächſtlichen Wald war eine feuchte Kühle. Die Bäume ragten finſter gegen den beſternten Himmel. Manchmal fragte ein Aſt, manchmal rauſchte es in den Zweigen, kurz und grell jauchzte ein Käuzchen. Dann wieder Stille. In den Schluchten rauſchten die Wäſſer. Aber in dieſer Waldruhe war ein ſeltſamer Unfrieden. Im Thale wieherte das Roß, im Graſe des Hanges laſſte hier jemand ein deutſches Vaterunſer, kniſchte dort jemand einen welschen Fluch. Und doch, wenn man näher hinhorchte, war es nichts.

Gegen Mitternacht gieng der Mond auf. Schon fehlte ihm mehr als ein Viertel von ſeiner Scheibe,

und doch warf er ſcharfe Schatten und doch erweckte er im Heidkraut manches Gefunkel, wenn er einen glänzenden Säbel oder das Meſſingblättchen eines Gewehrkolbens beſchien. Manchmal war es, als werde einer der ſchwarzen Baumſchatten lebendig und huſche eilig über den Plan.

Vom Waldraime herab gieng langſam eine dunkle Geſtalt; ſie ſtüzte ſich auf etwas, ob auf einen Stock, oder auf eine Waffe. Ein Kreuz, wie ſie auf den Kirchhöfen ſteden? nein, ein langer Degen war's, mit großem Kreuzgriffe. Öfter ſtand die Geſtalt ſtill und horchte, dann ſchritt ſie lebhaft querhin, dann wieder beugte ſie ſich zu Boden und rüttelte an Körpern. Sie waren leblos. War dort an der Felswand ein Senzzer? Die Geſtalt eilte hin, kniete nieder, labte und tröſtete, ohne zu wiſſen, ob der Sterbende noch etwas höre und fühle. Die wandelnde Geſtalt war der Bruder Auguſtin. An einem Baumſtamm lehnte ein welscher Soldat und verfluchte den Namen Bonaparte. Der Fluch war ſein Letztes. Dort wimmerte ein Menſch nach einem Schluck Waſſer. Es war ſein Letztes; als Auguſtin heran kam, athmete er nicht mehr.

Weiterhin ſchritt der Prieſter. Er kam auf eine Wiefe, auf welcher zerſtreut große, ſahle Felsblöde ragten. Hier hatte der Tod dicht gemäht. Ein ſterbender Franzoſe that Stoßgebete zur Madonna. Als er den Mann mit der Waffe nahen ſah, ſleſchte er die weißen Zähne. „Verfluchter German!"

„Kann ich euch beſtehen?" fragte ihn Auguſtin.

„Feind, Feind!" ſtöhnte der Franzoſe, mit der Hand matt winkend, daß der Nahende ſich entferne.

„Jezt kenne ich keinen Feind", verſetzte der Geiſtliche, beugte ſich nieder, labte den Vergehenden mit Eſſig und ſprach ihm zu mit milden Worten. Noch wollte er ihn ein wenig aufrichten, da entquoll ein

Blutstrom dem Munde des Soldaten — dann war er leblos.

Also wandelte Augustin dahin über das Schlachtfeld. Tagsüber heiß gestritten, jeht sanft trösten.

Auf steinigem Boden, nahe dem Abgrunde, der niedergieng in die Wasserschlucht, lag ein großer vollbärtiger Mann, ein Tiroler, dieser wälzte sich hin und her und suchte zum Abgrunde hinzukriechen.

„Was willst denn dort?“ fragte ihn der nahende Priester.

„Es ist verdammt, ich kann nicht sterben“, murmelte der andere. „Den Stuken hat mir der baierisch' Höllsaggra weggeraubt. Schlecht getroffen. In den Bauch.“ Er reckte die Hand auf: „Geh, Schwarzer, hilf mir hin!“

„Dir wird noch zu helfen sein. Ein Verband.“

„Ist schon, ist schon. Was hilft der Feszen, es blutet in den Darm hinein. Pfui Teufel, das Sterben fürs Vaterland hätt' ich mir schöner gedacht.“

„Je schmerzhafter, desto größer.“

„Meinst?“ sagte der Verwundete. „Ist aber kein Sterben fürs Vaterland. Ist ein Lumpensterben, ich sag' es dir. — Du bist ja ein Pfarrer. Nachher kannst Beicht hören. Na na, nicht darum, verziehen wird mir ja sein. Möcht nur wissen, was du sagst. Hod her. Hast was im Flaschel? Essig? laß saufen. Wird einem ja ganz übel bei dem Bauchweh.“

Der Priester reichte ihm ein paar Schluck Brantwein.

„Prrr!“ machte der Verwundete sich schüttelnd, „das ist ein Taufner. Meiner hat mehr Brand gehabt. Sollst mich nit kennen, heiliger Pfaff? der Gauler! der Brantweiner Gauler! — Und du machst dir jeso kein Kreuz über die Nasen? Nachher mußt von weit her sein.“

„Hast etwas auf dem Herzen, jo red“, sagte der Priester und bettete das härtige Haupt auf seinen Schoß.

„Verziehen ist mir schon. Der

Teufel ist um den Braten betrogen“, knirschte der Gauler. „Kein Pfarrer hätt's können. Auch kein Bischof. Das Vaterland hat's gethan. Deswegen bin ich ja gegangen. Ich wollt' mich sonst todtschießen lassen! Da hätt's lang können warten. Auch die Baiern haben mir Brantwein abgekauft, und mehr als die Tiroler. Ob baierisch, ob österreichisch, das wär' mir Sand gewesen. Aber in den Himmel will ich kommen. Wer fürs Vaterland stirbt, dem sind alle Sünden vergeben — alle, unbeschaut! Ist's nicht so? Sagst es auch? Ja, das stimmt. Mit der Kugel im Leib kunnt ich noch ein paar Schandthaten thun. Dazugerechnet. Aber nicht mehr aufgelegt dazu. — Sag, Schwarzer, ist der Kronleuchter auch wohl dabei?“

„Fieber wirst du haben. Und nicht so viel reden.“

„Der einzige Pfaff, der nit neugierig ist“, fuhr der Gauler fort. „Aber glaub' mir, ein anderer weiß dir das nit, was ich weiß, in den Beichtstuhl sagi's keiner hinein. Wollt ihm's auch nicht rathen. — In der Christmetten dazumal. Die Finzerl. Ein kugelrundes Dirndle. Und steht der Wehrschlager Gidel neben ihr, der kede Kerl, und wollen miteinand heimgehen. Die Kirchen voller Leut'. Trauft vom Kronleuchter, der grad' drüber hängt, Kerzenwachs auf ihr Halsstuch. Kraht ihr's der Gidel weg und flauschelt ihr zu: Nimm meinen Platz, stell' ich mich unter den Leuchter, mir macht's nichts. — Hau, denk ich mir, wenn nur den das heiße Wachs recht thät' brennen! Wenn nur den etwas thät' passieren, ehevor er mit ihr kann heimgehen! — Noch hab' ich's nit ausgedacht, thut's einen schauderhaften Kracher, und liegt der Kronleuchter auf dem Kirchenpflaster und darunter der Gidel. Der Gidel ist fertig.“

„Ich habe von dem Unglück gehört“, sagte Augustin, „es war vor Jahren in Sanct Margarethen.“

„Ja, mein Lieber! ich kann was! Mir ist nit zu trauen! Dazumal bin ich's selber erst inne worden, dass ich den Teufel kann brauchen!“

Der Priester wollte aufstehen.

„Schwarzer, wenn du jetzt schon springst!“ lachte der Gauler heiser. „Das hätt' ein anderer auch gethan, wenn er's kann! Was thut der Mensch nit alles für die Weibsbilder! Jede, die ich mir auf'gabelt, hat ja keinen Kronleuchter gekostet, aber Geld, viel Geld! Schon ein einfaches Verheirathetsein kostet Geld, jetzt denk dir erst ein fünffaches, oder siebenfaches, was weiß ich, so viel werden's gewesen sein im Durchschnitt. Die Kinder müssen Essen und Gewand haben, brav erzogen werden, da hat's halt nachher geheißten stehlen, oder den Hörndelbuben rufen. Das Stehlen ist nit schön, das wirst zugeben, Pfaff, und die Leut' sehen's nit gern. Der Schnaps kann's nit bestreiten. Muß der Mensch halt zum Schwarzen. Aber, wann's Geld bringen heißt, da laßt sich der Teufel länger bitten, als fürs Kronleuchterstridabzwicken! Wenn der Mensch Geld braucht, ist der Jud besser wie der Teufel. In Bozen haben sie einen gehabt. Ein schäbiger Hebräer, aber Geld! Ob er so Kirchensachen kauft? hab ich ihn gefragt. — Warum denn nit, wenn's einen Wert hat! — Ich glaub's, dass es einen Wert hat, was ich dir bring, Jud, und das bringt dir kein anderer. — Auf den Mitten geh' ich und verkauf drei Pluger Brantwein und bei der Nacht, derweil der Messner beim Brantwein sitzt, raub ich die Kirche aus. Kelch? Leuchter? Monstranz? — Messingtrödel. Ich nehm' was Besseres — wirst gleich wieder auffahren, hochwürdiger Herr. Die heilige Hostie bring' ich zum Juden: Ich weiß, wie ihr Israeliten drauf veressen seid, Nadelstiche, Blutausaugen — Jesublut! Was gebt ihr? — Jetzt denk dir den Hebräer,

Pfarrer: Einen Dummkopf heißt er mich — und bei der Thür hinaus. — Unsere liebe Frau“, unterbrach er sich selbst, „mir wird angst und bang. Alle Hizen steigen mir auf, 's kommt zum Sterben.“

Mit den Fingern umklammerte dieser unerhörte Mensch die Hand des Priesters, als wollte er sagen: Bleib noch bei mir, verlaß mich nicht, ich fürcht mich vor mir selber! — Mit seinen Zähnen verbiss er sich in die Kleider Augustins und wimmerte in Krämpfen und Schmerzen. Der Priester kühlte mit Essig seine Stirn. Allmählich ward er wieder ruhiger. „'s hat nachgelassen“, sagte er. „Ja, Pfaff, ich weiß noch was.“

„So sprich dich aus, sprich dich aus. Und Wahrheit vor Gottes Richterstuhl!“

„Heiliger Mann, ich wollt', ich wär' ein Lügner!“ seufzte der Mensch auf. Und fuhr in seiner unheimlichen Art fort zu erzählen: „Dass dich Gott verdamme, hochmüthiger Hebräer! Verachtest du das Beste, was wir Christen haben? Bei der Talsfererbrücke in Rub, wo das Kreuz steht, habe ich die Hostie nachher vergraben. Ich find schon noch was, Jud, das du kaufen wirst! Ostern sind nit weit, und ich weiß ein armes Mädcl, was ich ein Jahr früher zur Firmung geführt hab. Um das kümmert sich keine Menschenseel', das geht gern mit mir nach Bozen, weil ich ihm ein rothes Töppel hab' verheißten. — Na, Jud, was sagst zu dieser War'? Frischer Osterbrunnen! Unter vierzig Baiertische ist keine Red! — Dreißig! sagt der Jud. — Nein, sag ich, um dreißig hat der Judas den Herrn verkauft. Sagt der Hebräer, ich sollt' ein wenig warten und dieweil schickt der falsche Fant um die Büttel. — Zur Noth, dass ich durch ein Fensterloch entkomme, fort, fort — und seither hab' ich nicht mehr unter die Leut' mögen. Graust hat mir. Nur zur österlichen Veicht, drüben im Sun-

thal. Aber keinen Trost gefunden, weil ich nichts gesagt hab. — Nach der Jahre drei oder vier geh ich bei der Nacht einmal im Talsferer-Thal, und wie ich zur Brücke komm, wo das Kreuz steht, und der Mond scheint, just wie jetzt, und ich hintrete und das Kreuz will küssen, da seh ich dir's, Pfarrer, wie der Jesu Christ zuerst die rechte Hand loslöst vom Kreuz und nachher die linke, und die heiligen Füß', und herab steigt und verschwindet. — Da ist's mir: er geht vor meiner davon, er mag mich nimmer! — Und von dem Tag an hab' ich angehebt zum Verzweifeln. Kein Beichten und kein Verzeihen und die ewige Höllepein ist dir gewiß. — Hochwürdiger Herr, so ist's gewesen, ich kann dir's nit sagen, wie hart. Und alleweil noch sündigen. Stopfen wir den Sack recht voll, vielleicht plakt er. — Da heißt's auf einmal: Krieg gegen die Baiern und Franzosen! Wer fällt, der kommt vom Mund auf in den Himmel. Gauler, denk' ich, da thust mit . . . Gut ist's! . . ."

Der Mann begann sich wieder zu winden, begann zu röcheln. Mit zitternder Hand hielt er sich an dem Priester fest und sagte unter einer Art von Hohnlachen: „Oh — das Sterben — thut weh!“

Indem Augustin laut betete, suchte er den Sterbenden immer noch zu laben. Da bäumte dieser sich plötzlich starr auf, dann sank er stumm hin und leblos wie die Steine und Strünke ringsum, so lag er ausgestreckt auf dem Boden.

Unseliges Menschenwesen du! so sann Augustin an der Leiche. Hat auch dich das Blut erlöst? — Hier das einermal kam ihm der Gedanke: Wie glücklich wollte ich dich preisen, du arme Seele, wenn du sterblich wärest wie der Leib . . .! Erschrocken vor diesem Gedanken hob er die Hände gefaltet: „Herr, führe uns nicht in Versuchung!“

Mein Schwert hat ein Kreuz!

Augustin gieng durch einen Wald, dessen Stämme bis gegen den Wipfel hinauf entästet waren, der Schatten dieser Bäume spielte sich auf dem Boden wie ein Gitter, aber niemand lag darin als zwei welsche Soldaten, die im Tode noch sich fest umschlungen hielten. Wieder kam eine freie Matte und fast mitten auf derselben war etwas, das einen Schatten warf hin über den Moorgrund. Augustin trat hin und fand auf einem moderigen Baumstumpf einen Mann sitzen, der vorgebeugt das Gesicht mit den Händen verdeckte. So unbeweglich saß er da, daß nicht zu erkennen war, ob er wache oder träume. Üppige Loden quollen über die Finger hinaus, welche die Stirn umklammerten.

Als Augustin ein Weilschen hinter ihm gestanden war, legte er leicht seine Hand auf dessen Achsel und sagte: „Was ist es mit Euch?“

Der andere fuhr empor und langte nach der Waffe.

„Ich komme um zu helfen“, sagte Augustin.

„Ihr habt ein Schwert in der Hand!“

„Mein Schwert hat ein Kreuz“, antwortete der Priester.

„Gehet nur vorbei“, sagte der andere, „von denen, die Ihr sucht, bin ich keiner.“

„Ich suche Menschen“, versetzte Augustin mit freundlicher Stimme, „Menschen, die eines Beistandes bedürfen.“

„Ich bin ja euer Feind“, sagte der Sitzende, „ich bin einer von denen, die so viel Glend gebracht haben über Euer Tirol.“

„Kommt nur mit mir“, entgegnete Augustin, „dieser Sumpf ist kein Aufenthalt für Menschen.“

Hierauf der andere: „Ich muß hier verbleiben. Ich kann nicht fort.“

„Seid Ihr verwundet?“

„Am Fuße. Und ich habe den

Fuß in diesem kühlen Lehm vergraben, daß er nicht bluten kann und nicht schmerzen. Mir ist ganz wohl, ich will nur rasten."

Es war in der That also. Der Arme hatte den rechten Fuß tief in den Moorgrund gehohlet und die lehmige Erde fest darüber zusammengedrückt, so daß es aussah, als wäre er aus der Erde hervorgewachsen. Wie der Mond ihm jetzt ins Gesicht schien, sah Augustin, daß es ein schöner, bartloser, blondhaariger Jünglingskopf war mit großen Augen, die sehr traurig hinausschauten in den weiten nächtigen Wald.

"Kann ich Euch einen Dienst erweisen?" fragte Augustin.

"Seid Ihr nicht selber im Feuer gestanden?" fragte der andere entgegen.

"Ich habe ein wenig mitgeholfen."

"Da oben am Rain, gegen Abend?"

"Ja freilich da oben."

"Dann habt Ihr mich erschossen", sagte der Sitzende. "Ja, ich kenne Euch wohl, ich habe auch Euer schwarzes Gewand aufs Korn genommen, da hat das Schloß versagt und Ihr schicktet mir etwas in den Fuß. Es ist recht so, wir haben es wohl verdient, wir haben Unglück gebracht über Euer Land. Wir, aber nicht ich. Glaubt mir, ich wäre lieber daheimgeblieben."

Er schien wieder zu versinken in Träume, Augustin aber sagte: "Lieber Freund, ich lasse euch nicht hier allein. Ihr seid wohl weit von Euerem Heim, in Feindesland — aber nicht unter Barbaren."

Der andere entgegnete darauf nichts, aber seine Achseln huben an zu zucken, sein Athem zu stoßen — er schluchzte. — Wenn ein Krieger weint!

"So weit von heim", hauchte er mit bebender Stimme, "so weit von heim zu sterben! Meine Mutter! Mein Weib!"

"Ihr seid aus dem Baiernland?"

"Über den Rhein bin ich gekommen. Drei Stunden hinter der Stadt Straßburg ist mein Dorf. In einem Hüggelland. Und Weinberge. Und Wald."

"Hüllet den Mantel um, es ist kühl."

"Es ist heiß. Lasset mich nur. Ich habe vorhin eben Daheim gesehen. Im Traume."

"So wolleth Ihr den Traum wachend fortsetzen und mir erzählen von Eurer Mutter und vom Euerem Weibe." Also sprach Augustin, denn sein Bestreben war, den armen Menschen aufzurichten. Die Feldflasche bot er ihm, aus welcher der Elsässer trank.

"Ihr seid gut", sagte dieser dankend, "ich habe wohl gehört, daß die Tiroler gut sind. So will ich Euch bitten, daß Ihr heimschreibet ins Elsaß, an mein Weib, daß sie wissen, wie ich gestorben bin."

"Ich will gerne schreiben, aber nicht wie Ihr gestorben seid, sondern wie Ihr nach Hause kehren werdet."

"Das weiß ich besser. Lasset den Fuß in der kühlen Erde. Dahin gehört er, und schmerzt nicht."

"So rastet nur."

"Habt Ihr denn nicht auch selbst ein Herz voller Anliegen?" fragte der Soldat aus dem Elsaß. "Habt Ihr noch Zeit für andere in diesen traurigen Tagen?"

"Ich für mich habe nichts zu wollen. Ich bin Priester. Daß ein schwerer Krieg ist zwischen Euerem Land und meinem, das soll ganz vergessen sein. Wir sind einander Brüder. Ich will mich zu dir setzen auf diesen Strunk, so, und dich nicht verlassen, also will es auch unsere Religion."

"Die Religion", entgegnete der Soldat. "Ja, die Religion, das ist schon recht. Aber ich mag Euch nicht täuschen. Ihr in Tirol seid so streng katholische Leute. Und ich bin der evangelischen Kirche."

„Christus streckt am Kreuze zwei Arme aus“, sagte Augustin.

„Einen für Euch und einen für uns?“

„Lehne dich an meine Brust und schlafe.“

„Schlafen? dazu wird keine Zeit sein“, antwortete der Elsässer. „Daher, ja, da werden sie wohl im Frieden schlafen und nicht ahnen, wie es mit mir steht.“

„Mich dünkt, das Heimweh thut dir schlimmer, als das Blei im Fuße.“

„Es ist aber auch kein Mensch so aus seinem Leben gerissen worden, als ich!“ sagte der Elsässer traurig. Und dann sinnend weiter: „Heute vor vier Wochen, wie bin ich da noch in Freuden gewesen! Meine Mutter — der Vater ist frühzeitig fort — hat mir die Wirtschaft verschrieben, eine Winzerei, wo man arbeitet und lebt. Und jetzt habe ich's auch meiner Braut eingestehen dürfen. Diese liebe Braut! Das glaubt mir niemand. Ein Großpächter hat sie nehmen wollen, einer von der Loire her — spricht nicht deutsch. Gertrud hat ihre dorbende Familie versorgen wollen und ich habe gesagt: Wenn du kannst, Gertrud, so thu's. Für Vater und Mutter würde sie es wohl müssen können, war ihre kurze Antwort und verspricht sich dem Pächter. Das ganze Dorf schickt sich an zum Hochzeitsfeste, der Pächter ist ein hochmögender Mann, und Gertrud geht ihrem Glücke mit stiller Demuth entgegen. Mich hat's gewundert, aber dann habe ich gedacht, es wird ja doch nicht so schwer sein, einen armen Knaben laufen zu lassen und in ein Schloß hinein zu setzen, wo Überfluß ist und viel Ehre. — In denselben Tagen hätt' mich der Bonaparte rufen sollen, da wär's anders geworden — besser.“

„Erzähle dann weiter“, unterbrach Augustin, „doch jetzt wollen wir uns nach deinem Beine umsehen.“

„So laßt es doch schlafen, es

schmerzt ja nicht. Die Erde ist heilsam. Ich habe es gehört. Glaubt Ihr, daß es wieder gut wird?“

Es konnte ja sein, daß der seltsame Lehverband günstig wirkte. Der junge Geistliche hatte keine Erfahrung.

„Ich will etwas sagen“, sprach der junge Elsässer. „Ihr müßt alles wissen, wenn Ihr das ganze Unglück begreifen wollt.“

Der Priester schlug um den Fröstelnden enger den Mantel und der Soldat fuhr fort:

„Eines Abends, in der Weinlaube, kurz vor ihrer Hochzeit, da steht sie vor mir. Wie ich erschrecke, Ihr könnt euch's denken. Friß, sagt sie und fällt nur gleich so vor mir zu Boden, Friß, es ist ganz unmöglich. Ich kann in den Steinbruch gehen für meine Eltern und Tag und Nacht arbeiten bis aufs Blut, aber den Pächter kann ich nicht heiraten. Habe es ihm heute geschrieben, es ist schon aus. — Daß sie es gerade mir hat sagen müssen! So haben wir auch weiter kein Wort mehr geredet und am nächsten Tage gehen wir mitsammen zum Vorstand. Vornehm ist unsere Hochzeit nicht gewesen, aber — was soll ich sagen! — In unserem Baumgarten haben wir das Mahl gehalten, ein paar Verwandte und Freunde und einer mit der Guitarre. Meine Mutter in Glück, auch die Eltern von Gertrud sind heiter gewesen. Der, den sie will! haben sie gesagt, da hat Gott geordnet und kann man nichts machen. Und ich! Und mein junges, sanftes, seliges Weib! Einen Kranz trägt sie auf ihrem güldenem Haar, einen von Myrthen und Nelken. Und slicht aus Weinlaub einen, und setzt ihn mir schäkernd aufs Haupt. Zwei Lichter werden auf den Tisch gestellt, weil es schon dunkelt. Der Gesellschaft Ältester erhebt das Glas und ruft einen Glückwunsch aus auf das Brautpaar. — Wirbeln auf der Gasse die Trommeln. Alle Mann von zwanzig bis vierzig Jahren! Gott gnade den

Geworbenen! sagt meine Mutter. Da reiten schon Officiere vorüber und wieder wird gerufen: Alle Mann! Abmarsch in sechs Stunden! Meine Braut wird blaß. Ja freilich, auch ich bin gerufen. — Mein lieber Tiroler!“ sezte der Soldat bei, „der Bonaparte ist ein gar ungeduldiger Herr. Noch in derselben Nacht sind wir auf staubiger Straße dahin marschirt gegen den Rhein. Und daheim zurückgelassen das junge Weib, ihre Eltern, meine Mutter — in der Bedrängnis und Schutzlosigkeit. — Und ich — bis ich wieder heimkomme — wenn ich wieder heimkomme! Nein es ist nicht! Es ist nicht!“ Nochmals sein Gesicht verdeckte er mit den Händen.

„Willst du, armer Freund“, sagte Augustin voller Herzinnigkeit ihm die Locken streichelnd, „willst du nicht auch dem großen Gott eine Sorge überlassen, er ist stärker als du, er trägt sie leichter.“

„Er wird auch tüchtig zu thun haben, um das Unheil, welches dieser Bluthund anrichtet, wieder gut zu machen“, antwortete der Elsässer. Und dann murmelte er: „Wie sonderbar mir doch zu Muthe ist! Was ist denn das?“ Ein leises Beben gieng durch seinen Körper. „Ich habe ja weiter nichts mehr zu sagen. Ich bitt' Euch,

schreibt nur das: Als Soldat hätte er seine Pflicht gethan, im Tirolerland wär' er gefallen auf dem Felde. Recht friedvoll wär' er gestorben, schreibt ihr das. Hätte noch einen guten Menschen um sich gehabt, einen Trost, und sein letzter Gedanke wäre sie gewesen, in der fernem Heimat . . .“

Er schlummerte, noch lehrend am Holzstrunk.

Bei der Morgendämmerung, die fachte anbrach, bemerkte Augustin, wie rings um den eingegrabenen Fuß Blut hervorsprudelte aus der Erde. Er hob das Bein aus dem Grunde, die Quellen aus der Doppelwunde versiegten schon. Und als das Frühroth aufgieng, wurden die Wangen des Kriegers nimmer rosig. Und als über den Alpengipfeln des Groß-Benedigers die Sonne emporstieg, starreten seine Augen ruhig in sie hinein — denn diese Augen waren schon gebrochen.

Und im Lichte des Tages sah Augustin nun die ganze Schönheit des jungen Mannes, die der Tod nicht verlöschte, sondern nur weichte. — Der Priester kniete vor der Leiche nieder und verrichtete ein Gebet. Vom Thurme zu Mühlbach klang die Morgenglocke zum Ave Maria.

(Fortsetzung folgt.)

Brennende Liebe.

Eine anspruchslöse Geschichte von P. Hann.*)

Vielleicht halten Sie mich für unbescheiden, aber wahrhaftig, ich half einem tiefgefühlten Bedürfnis ab, als ich geboren wurde, aufwuchs und zum Ruhm meiner Vaterstadt unter die Cannibalen gieng. Natürlich nicht, um bei ihnen zu bleiben, sondern um mit 85 Kisten voll staubiger Merkwürdigkeiten, Schädeln, Amuletten, Pflanzenwurzeln, Pfeilen, Bogen, Lanzen und ferner mit einem Vorrathe an Notizen und Tagebüchern heimzukehren, der das Herz jedes Händlers in Maculatur mit den frohesten Erwartungen erfüllt hätte.

Meine Vaterstadt hatte sich schon seit längerer Zeit sehnsüchtig nach einem großen Sohne ungethan, zu dessen Ehren man wieder einmal in dem altberühmten Rathskeller ein ansehnliches Festessen unter Pauken- und Trommetenschall abhalten konnte. Leider war in der ehemaligen Reichsunmittelbaren eine gewisse Dürre eingetreten, sie hatte alle ihre großen Söhne unter prachtvollen Denkmälern begraben, und der Nachwuchs zeigte das richtige Militärmaß nicht mehr. Da trat ich denn aufopfernd in die Bresche. Der Wahrheit die Ehre! Das Essen war unübertrefflich, und der Wein ließ nichts zu wünschen übrig. Rechts und links schlugen mir „der opferwillige, selbstlose Diener der Wissenschaft“, „der erleuchtete

Erforscher dunkler Erdtheile“, der „hervorragendste jetztlebende Sohn“ und so weiter an die Ohren, und als sich nach leiser Zwiesprache mit mir der Oberbürgermeister erhob und den Anwesenden verkündete, ich hätte meine 85 Kisten der geliebten Vaterstadt zum Geschenk gemacht (selbstverständlich unter den bescheidenen Bedingungen, daß sie für ewige Zeiten ungetheilt blieben, in den hellsten Sälen des neuen Museums aufgestellt würden und als Karl-Wittmann-Stiftung auf die Nachwelt übergiengen), da stieg die Begeisterung auf den Siedepunkt, und ich genoß fortan die süßen Früchte der Popularität, die darin bestehen, daß jener Theil der hoffnungsvollen Jugend, der den Gebrauch der Taschentücher standhaft verschmäht, auf der Straße mit den Fingern auf mich deutete, und die jungen Damen der Stadt, sobald sie meiner anständig wurden, angelegentlich die Auslagen studierten, um, wenn ich vorüber gegangen war, sich umzudrehen und mir nachzublicken. Aber die Götter sind neidisch. Sie vergaßen nicht, einen Tropfen Gift in meinen Freudenbecher zu mischen. Und was für einen Tropfen! Er war ausgiebig genug, um ein ganzes Faß süßen Weines in eitel Wermuth und Galle zu verwandeln. Es lebte eine Person in der Stadt, die meine Verdienste um Mit- und

*) Anspruchslöse Geschichten von P. Hann. Leipzig. A. G. Liebeskind.

Nachwelt gering schätzte, die meinen Ruhm nicht anerkannte und trotz meiner allgemeinen Beliebtheit kalt wie ein Eiszapfen blieb, und diese Person war meine Braut; denn ich habe eine Braut, und zwar eine sogenannte Familienbraut.

Aus Spielgefährten und Jugendfreunden wurden wir, dank unseren vortrefflichen Mamas, im Handumdrehen Braut und Bräutigam, ohne die geringste Ungewissheit, den leisesten Zweifel, ohne irgend ein Bangen und Bangen in schwebender Pein. Meine junge Weisheit beschloß, die stehenden Gewässer unserer Neigung durch längere Entfernung aufzurühren, damit etwas von dem Idealzustand der Liebe, ein bißchen Sehnsucht und Leidenschaft auch auf unser Theil komme. Auch führte ich den auf mich entfallenden Part des Programmes gewissenhaft durch. Einmal von Helene getrennt, zog ich jeden Augenblick ihre Photographie heraus und machte ihr die süßesten Augen, zweimal im Tage setzte ich mich hin, um gefühlvolle Episteln an sie zu richten (leider dürften sie dieselbe nicht erreicht haben, denn ich bin ein schlechter Brieffschreiber, und aus den acht Seiten langen Liebesbotschaften wurden meist kleine Zettelchen, die ihr die erfreuliche Kunde meines Wohlbefindens zutragen), und als den „bekannten Naturforscher“ bei seinem Landen in Hamburg eine kleine Festlichkeit erwartete, riß er sich mitten in der Nacht und mit ziemlich schwerem Kopf aus dem Kreise seiner Verehrer los, um am nächsten Morgen in seiner Vaterstadt und bei Helene einzutreffen.

Ich hätte ruhig im Hotel schlafen können. Zur Begrüßung streckte mir meine Braut ein paar Fingerspitzen entgegen, als ich voll Wiedersehensfreude auf sie zueilte.

„Sehr erfreut, den Herrn Doctor bei uns zu sehen“, sagte sie und verbeugte sich tief und spöttisch. Wir

waren allein, nichts hinderte uns, die lang aufgespeicherte Sehnsucht von Lippe zu Lippe ausströmen zu lassen. Und nun dieser Empfang! Die Arme sanken mir herab, mein Gesicht verlängerte sich.

„Das Willkommen für deinen Verlobten leidet jedenfalls nicht an Überschwenglichkeit“, sagte ich trocken, nachdem ich meine Enttäuschung, so gut es gieng, niedergekämpft.

„Wer das nicht hoch genug zu schätzende Glück hat, einen so vernünftigen Bräutigam sich eigen zu nennen, darf sich nicht durch Sentimentalität lächerlich machen“, ver setzte sie.

„Helene, ich bin durchaus nicht vernünftig“, betheuerte ich mit Überzeugung. „Ich glaube, seit den Tagen von Hero und Leander hat kein verliebter Narr so ungeduldig die salzige Flut durchmessen und so erleichtert das Gestade berührt, wie ich.“

Eine Steinfigur wäre gerührt worden. Meine theuere Braut jedoch rief spöttisch an mir vorüber in die Luft hinaus:

„Der Unglückliche! Bittere Noth zwang ihn, seiner Heimat den Rücken zu kehren und das harte Brot — den Schiffszwieback — der Fremde zu essen.“

Wenn mich etwas aufregen kann, so ist es dieses Sprechen zu einem abwesenden Dritten. Ich würde es als einen Scheidungsgrund ansehen, sollte meine Frau ihre Gardinenpredigten in diesem Stile halten. Allein diesmal blieb ich gelassen, denn es galt mein Schifflein durch eine etwas gefährliche Stromschnelle hindurchzurudern.

„Bedenke, Kind man hat doch auch Pflichten gegen das Allgemeine. Wenn ich meinen verehrten Mitbürgern keine Veranlassung zu einem Bankett gebe, dann erkranken sie möglicherweise an verhaltenen Jubelfieber, und meine Unterlassungssünde endet in einem Massenmorde.“

„Bilde dir nicht ein, sie haben auf dich gewartet“, entgegnete Helene; ihr Ton klang geringschätzig, aber sie wandte sich direct an mich, und das war ein Fortschritt. „Hätten dich die Wilden mit einem Holzbeile erschlagen, dann wäre vielleicht das Erlöschen der Pest vor vierhundert Jahren gefeiert worden, oder der westfälische Friede, oder sonst eine erfreuliche, wenn auch schon etwas angejahrte Begebenheit. Ich kenne unsere würdigen Stadtpapas; wenn ein guter Jahrgang im Rathskeller lagert, dann begehen sie Jubiläen bei dem geringfügigsten Anlaß.“

Und dieses Wesen, das meine Bedeutung für das Gemeinwohl also abzuschwächen, ja ganz zu vernichten suchte, sollte das Weib meines Busens werden! Ich hoffe, daß mir jedermann die Berechtigung zugestehen wird, enttäuscht zu sein.

„Helchen, äußere deine Kecke- rei nicht vor fremden Ohren. Männlein und Weiblein in unserer Stadt stimmen darin überein, daß meine Sammlungen ungeheuer wertvoll sind und meine Tagebücher der Wissenschaft außerordentliche Dienste leisten werden. Man soll sein Urtheil freilich nicht nach dem der Menge bilden, aber es trüge dir doch einen etwas unerwünschten Ruf der Originalität ein, wenn du, meine Braut, die einzige wärest, die meiner Forschungs- reise nicht die geringste Wichtigkeit beimisest.“

Sie blickte anklagend zur Zimmer- decke empor.

„Ich messe ihr keine Wichtigkeit bei, ich, die ich ihr die trostlosesten, unerquidlichsten Jahre meines Lebens verdanke!“

Ich grollte Helenen nicht länger, ich fand sie bezaubernd und wollte auf sie zueilen, aber sie verschanzte sich hinter einen Stuhl, die Augen blinkend, die Lippen trohig aufgeworfen, eine Waktüre — freilich eine aus Meißener Porzellan.

„Du liebest dich von deiner Abenteuerlust in die Fremde locken, und ich bin hier geblieben, eine lächerliche Figur, über die alle Freundinnen spotten, eine Braut, deren Bräutigam die Flucht ergriffen!“

„Helene, welch ein Gedanke!“ rief ich schauernd. „Glücklicherweise glaubst du selber nicht an ihn. Weißt du doch zu genau, daß ich schon als grüner Junge im Gymnasium in dir mein Ideal verehrte und dich mit sehr kunstreichen Strophen im altgriechischen Versmaß anfang. Sie haben mich manchen Schweißtropfen gekostet, und du, Kobold, nahmst sie mit kalter Gleichgiltigkeit entgegen.“

„Du hast dich zu entschädigen gewünscht: Ich mußte geduldig zu- hause warten, bis es dem Herrn Naturforscher“ (nicht möglich, den Hohn zu beschreiben, der diesen Titel begleitete) „gefiel, zurückzukehren, nach- dem er in der Fremde hinlänglichen Zeitvertreib gefunden.“

„Wenn du wüßtest, wie viel Ungemach und Entbehrungen ich ertragen, welche Gefahren ich über- standen“, warf ich gefühlvoll ein, „du würdest nicht so sprechen.“

„Man sieht dir nichts davon an. Ich hatte im Stillen gehofft, du werdest abgebrannt und zur Mumie ausgetrocknet zurückkommen; leider bleiben die erfüllten Wünsche stets hinter unseren Erwartungen zurück.“

„Ich darf darüber nicht klagen; die meinen wurden weit übertroffen. Daß mich meine Braut, nachdem wir zwei Jahre von einander getrennt gewesen, mit der Klage empfangen werde, ich sähe nicht genug mumien- haft aus, übersteigt selbst meine un- wahrscheinlichsten Träume.“

„In diesen zwei Jahren haben Julie Marschall und Karoline Holz- wart zehn Wälle mitgemacht, einige Duzend Cotillonbouquets nachhause getragen und sich von einer Unzahl Lieutenants, der Assessoren und Refe- rendare gar nicht zu erwähnen, den

Hof machen lassen. Und ich habe zuhause einen langen Aschermittwoch gehalten, denn meine unnatürliche Mutter erklärte, es passe nicht für eine Braut, deren Verlobter abwesend sei, Bälle zu besuchen; und meine künftige Schwiegermama rief vorwurfsvoll und mit Wassertropfen an den Wimpern: „Du willst tanzen, während Karl vielleicht in Todesgefahr schwebt!“

„Die beiden Frauen haben eine Zärtlichkeit für mich, während du, kleine Selbstüchtige, nur an dich und deine banalen Vergnügungen denkst.“

„Du hättest unter die Advocaten gehen sollen“, warf sie schneidend hin, „es ist ein alter Kniff dieser Herren, einer Anklage zuvorzukommen, indem sie dieselbe umkehren. Ich selbstüchtig? Ich habe einem jungen Mädchen nicht die paar Jahre ihres Frühlings vergällt, indem ich sie band und mir die Freiheit sicherte, ich nicht!“

„Helene, höre mich an!“

Aber sie ließ sich nicht unterbrechen.

„Ist das Experiment nach Wunsch ausgefallen? Hat sich das kleine Mädchen nach dem gnädigen Herrn gesehnt und um seinetwillen abgehört?“

Ich stand diesem übernatürlichen Scharfsinn starr gegenüber. Plötzlich blendete mich ein grelles Licht.

„Helene, sei aufrichtig“, bat ich, „dein eifriger Empfang drängt mir die Frage auf: hat mich ein anderer aus deiner Reigung verdrängt?“

Sie sah mich nicht an, sondern blickte angelegentlich zum Fenster hinaus, vielleicht dauerte sie meine verstörte Miene; endlich wandte sie mir ein purpurrothes Gesicht zu.

„Du hast es errathen“, sagte sie, „ich liebe einen anderen!“

Leichten Tones fuhr sie fort: „Zwei Jahre sind ja eine Ewigkeit; auch hätten die Menschenfresser Geschmack an dir finden können.“

Dabei blickten ihre spitzen weißen Zähne, als könne sie sich nichts Willkommeneres denken. Die Naturgeschichte hat recht, unter den Raubthieren ist das Weibchen der grausamere Theil. Mauna Loa war, gegen mich gehalten, zahm wie ein Ofenfeuer, aber ich brachte leidlich die Miene überlegener Ironie zustande.

„Der Name des Glücklichen ist wohl noch ein Geheimnis?“

„Er heißt, wie mein Ideal heißen muß, Edgar.“

„Edgar? sehr abgeschmackt, und die italienische Oper ist aus der Mode.“

Meine Worte ärgerten sie (und das war ja auch ihr Zweck; es wäre mir eine Wollust gewesen, sie zu peinigen, so wüthend und — das Wort muß heraus — unglücklich fühlte ich mich.) Sie holte ein Notenheft, auf welchem ein Strauß knallrother Blumen prangte und hielt es mir triumphierend vor die Augen.

„Brennende Liebe“, Walzer von Edgar Nothnagel, seiner Schülerin Fräulein Helene Stubenkammer hochachtungsvoll zugeeignet.

„Damit kann ich freilich nicht wetteifern“, sagte ich bitter und griff nach meinem Hut.

Eine Gewohnheit aus früheren, schönen Tagen hieng meiner treulosen Braut noch immer an; wenn sie mich genug gequält zu haben glaubte, legte sie ein Pflasterchen auf meine Wunde.

„Willst du gehen, ohne Mama begrüßt zu haben?“

„Ich werde telegraphisch meine Überfahrt nach Amerika belegen, denn diesmal ist es wirklich ein Bedürfnis, die Flucht zu ergreifen.“ Ich wollte meinen Verlobungsring abziehen, aber er saß zu fest, und so mußte ich auf den effectvollen Abgang verzichten. Die Scharte einigermaßen auszuweichen, murmelte ich gleichgiltig: „O, ich vergaß; — meine besten Glückwünsche, Fräulein Stubenkammer.“

„Ich weiß nicht, ob ich sie annehmen darf“, versetzte sie in äußerster Betrübnis, „Mama wird von dem armen Künstler nichts wissen wollen.“

Ich bin kein Mann des Gefühls, das sich in Worten äußert. Aus Scham, die Welt errathen zu lassen, daß ich eigentlich eine gute Dosis Weichmüthigkeit in mir beherberge, hänge ich meinen Äußerungen gewisse kleine Narrenschellen an, die ihren Zweck dann auch vortrefflich erreichen, zu vortrefflich, denn nicht nur die lieben gleichgiltigen Nebenmenschen, auch meine Braut werden von der Überzeugung beherrscht, bei mir gehe keine Empfindung tief genug, um sich nicht mit einem Witzwort abschütteln zu lassen.

Sie hatte vermuthlich nicht die leiseste Ahnung, daß der Spötter, dem nichts heilig zu sein schien, der seine Gefühle durch das Scheidewasser der Ironie zu zersehen pflegte, den Riß zwischen uns genau so schmerzlich — möglicherweise noch schmerzlicher — empfand, als es der sentimentalste aller Edgars, der je in stillen Mitternächten den Mond anseufzt, vermocht hätte. Oder wenn ihr mein Gesicht den Zustand meines Innern enthüllte, so schien es sie nicht sonderlich zu rühren — mit leisem Lächeln sah sie mich meinen Abschied nehmen.

Während ich bei hellklingenden Gläsern zum hervorragendsten jetztlebenden Sohn proclamirt wurde, focht ich einen schweren Kampf mit meinem Ich aus. Ich muß bekennen, daß ich dasselbe bisher gehätschelt und in jeder Weise bevorzugt hatte. Deshalb wehrte es sich nun auf das heftigste gegen das erste Opfer, das von ihm gefordert wurde. Das Wesen zu verlieren, mit dem es sich in jeder Faser verwachsen glaubte, das es zum Mittelpunkt seiner Pläne und Lustschlösser gemacht, erschien ihm ganz einfach unmöglich. Zulezt lag es jedoch besiegt auf der Erde.

Ich trat in das Stubenkammer'sche Wohnzimmer, ein spartanischer Held, der sich in unser Zeitalter hinübergerettet. Meine Mutter und die Hausfrau waren unzertrennliche Freundinnen; sie waren auch jetzt beisammen, wahrscheinlich beschäftigt, ein modernes Paradies aus decoriertem Tafelgeschirr, Silberbesteck, ungezählten Duzenden von Bett- und Tischwäsche für Sprößlinge aufzubauen. Helene saß am Fenster, ein wenig blässer als sonst, aber wunderhübsch wie immer. Sie warf mir einen prüfenden Blick zu, aber als sie meine entschlossene Miene sah, die etwas von dem Todesmuth der Legionen zeigte, wandte sie den Kopf ab.

Wie ein Sprenggeschoss fiel meine Mittheilung, daß ich in einer Woche eine lange, eine mehrjährige Reise, wie ich mit einem Blick auf Helene nachdrücklich hervorhob, antreten werde, in den friedlichen Familienkreis. Die beiden würdigen Damen starrten mich fassunglos an. Helene stand auf und näherte sich ihnen.

„Ihr seht, er will mich nicht“, sagte die kleine Teufelin lachend, „die Forschungsreise ist nur ein Vorwand.“

Mama, die es ist, und Mama, die es werden sollte, warfen mir wüthende Blicke zu; was mich betrifft, ich hätte nie gedacht, daß der kategorische Imperativ einen so wenig süßen Kern in sich birgt.

„Das ist nun der Lohn dafür, daß ich vierundzwanzig Monate und zwei Wochen lang wie eine Nonne gelebt“, fuhr Helene fort.

Ich bin nur ein Mensch und daher nicht ohne Galle: „Ein Nonnenleben, das durch Musik und süße Musiker Abwechslung erhielt, muß nicht übermäßig hart zu ertragen gewesen sein“, sagte ich boshaft.

Die beiden Mamas tauschten erschrockene Blicke, ich hörte die künftige etwas vom heißen Klima und dem Äquator murmeln.

Nachdem ich meinem Ärger Luft gemacht, schämte ich mich. In Edel-muth und Selbstlosigkeit hatte ich Helenen, die den Zorn ihrer Mutter zu fürchten schien, die Bahn ebnen gewollt, und nun ließ ich mich so fortreißen. „Tante Stubenkammer“, sagte ich. „durch meine Entfernung soll ein etwas verwickelter Knoten gelöst werden. Helene liebt mich nicht; sie hat ihr Herz einem anderen geschenkt. Dafs ich tief unglücklich darüber bin und ein einsames, trübseeliges Leben vor mir sehe, kann ich nicht verhehlen. Aber die Rücksicht auf mich soll Helene nicht hindern, mit ihrem Edgar glücklich zu werden.“

Mama hatte längst ihr Taschentuch an die Augen gedrückt, aber Mama Stubenkammer war aus härterem Stoff gemacht.

„Helene, darf ich dich um eine Erklärung bitten!“ sprach sie streng.

„Liebe Mama, für eine Frau von deinem feinen Verständnis bedarf es deren wohl kaum: Karl ist eifersüchtig und das — wie lächerlich! — auf meinen alten ehrlichen Clavierlehrer.“

Die Strenge der Mutter lehrte sich gegen mich.

„Karl, das ist beleidigend, der Mann hat Frau und Kind.“

„Und widmet meiner Braut seine «Brennende Liebe».“

„Es sollte zuerst ein Marsch «Bergischmeinnicht» sein, aber Karoline Holzwart capricierte sich auf ihn“, erläuterte meine Braut gleichmüthig, „und die Chrysanthemumpolka war mir zu fade. Herr Rothnagel arbeitet nämlich den Erfurter Blumenkatalog durch; die Titel für seine Compositionen bereiteten ihm früher große Schwierigkeiten. Da verfiel ich auf diesen Ausweg, und zum Dank dafür widmete er mir eine schöne rothe Sorte Pelargonien; ich kann nichts dafür, dafs die Gärtner sie «Brennende Liebe» getauft haben.“

„Helene“, schrie ich und eilte glücklich auf meine Peinigerin zu. Ein Geräusch wie der Flügelschlag mächtiger Albatrosse machte uns stutzig. Aber es waren nur die Mamas, die — ihrer Meinung nach: geräuschlos — aus dem Zimmer huschten.

Wandlung.

Ich bin ein sündiger Adam,
Und habe vom Apfel gegessen,
Doch über den üppigen Apfelbaum
Nuch niemals des Kreuzes vergessen.

Denn als die Früchte fielen,
Die Blätter sacht' verschwanden,
Da sind die Äste des Apfelbaums
Als lahes Kreuz gestanden.

Gans Malter.

Die Heide.

Ein Landschaftsbild von Adalbert Stifter.

Im eigentlichen Sinne des Wortes ist es nicht eine Heide, wohin ich den lieben Leser und Zuhörer führen will, sondern weit von unserer Stadt ein traurig liebliches Fleckchen Landes, das sie die Heide nennen, weil seit urvordenklichen Zeiten nur kurzes Gras darauf wuchs, hie und da ein Stamm Heidesöhre, oder die Krüppelbirke, an deren Rinde zuweilen ein Wollflöckchen hing, von den wenigen Schafen und Ziegen, die zeitweise hier herumgiengen. Ferner war noch in ziemlicher Verbreitung die Wacholderstaude da, im weitem aber kein anderer Schmuck mehr; man müßte nur die fernen Berge hieher rechnen, die ein wunderschönes blaues Band um das mattfärbige Gelände zogen.

Wie es aber des öftern geht, daß tief sinnige Menschen, oder solche, denen die Natur allein wunderliche Dichtung und seltsame Gefühle in das Herz gepflanzt hatte, gerade solche Orte auffuchen und lieb gewinnen, weil sie da ihren Träumen und innerem Klingklang nachgehen können: so geschah es auch auf diesem Heideflecke. Mit den Ziegen und Schafen nämlich kam auch sehr oft ein schwarzäugiger Bube von zehn oder zwölf Jahren, eigentlich um dieselben zu hüten; aber wenn sich die Thiere zerstreuten — die Schafe, um das kurze würrige Gras zu genießen, die Ziegen hingegen, für die im Grunde kein passendes Futter da war, mehr ihren Betracht-

tungen und der reinen Luft überlassen, nur so gelegentlich den einen oder anderen weichen Sprossen pflückend — sieng er inzwischen an, Bekanntschaft mit den allerlei Wesen zu machen, welche die Heide hegte, und schloß mit ihnen Bündnis und Freundschaft.

Es war da ein etwas erhabener Punkt, an dem sich das graue Gestein, auch ein Mitbesitzer der Heide, reichlicher vorkam, und sich gleichsam emporhob, ja sogar am Gipfel mit einer überhängenden Platte ein Obdach und eine Rednerbühne bildete. Auch der Wacholder drängte sich dichter an diesem Orte, sich breit machend in vielzweigender Abstammung und Sippschaft nebst manch schönblumiger Distel. Bäume aber waren gerade hier weit und breit keine, weshalb eben die Aussicht weit schöner war, als an anderen Punkten, vorzüglich gegen Süden, wo das ferne Moorland, so ungesund für seine Bewohner, so schön für das entfernte Auge, blaudüftig hinausschwamm in allen Abstufungen der Ferne. Man hieß den Ort den Rossberg; aus welchen Gründen, ist unbekannt, da hier nie seit Menschenbesinnen ein Pferd gieng, was überhaupt ein für die Heide zu kostbares Gut gewesen wäre.

Nach diesem Punkte nun wanderte unser kleiner Freund am allerliebsten, wenn auch seine Pflegebefohlenen weit ab in ihren Berufsgeschäften giengen, da er aus Erfahrung wußte, daß keines die Gesellschaft verließ, und er

sie am Ende alle wieder vereint fand, wie weit er auch nach ihnen suchen mußte; ja, das Suchen war ihm selber abenteuerlich, vorzüglich, wenn er weit und breit wandern mußte. Auf dem Hügel des Rosßberges gründete er sein Reich. Unter dem überhängenden Blocke bildete er nach und nach durch manche Zuthat, und durch mühevoll, mit spitzen Steinen bewerkstelligtes Weghämmern einen Sitz, anfangs für einen, dann füglich für drei geräumig genug; auch ein und das andere Fach wurde vorgefunden oder hergerichtet, oder andere bequeme Stellen und Winkel, wohin er seinen leinenen Heidesack legte, und sein Brot, und die unzähligen Heideschätze, die er oft hieher zusammentrug. Gesellschaft war im Übermaße da. Vorerst die vielen großen Blöcke, die seine Burg bildeten, ihm alle bekannt und benannt, jeder anders an Farbe und Gesichtsbildung, der unzähligen kleinen gar nicht zu gedenken, die oft noch bunter und farbenfeuriger waren. Die großen theilte er ein, je nachdem sie ihn durch Abenteuerlichkeit entzückten, oder durch Gemeinheit ärgerten; die kleinen liebte er alle. Dann war der Wacholder, ein widerspenstiger Gefelle, unüberwindlich zähe in seinen Gliedern, wenn er einen köstlichen, wohlriechenden Hirtenstab sollte fahren lassen, oder Platz machen für einen anzulegenden Weg; — seine Äste starren rings von Nadeln, strotzen aber auch in allen Zweigen von Gaben der Ehre, die sie jahraus jahrein den reichlichen Heidegästen aufstifchten, die millionenmal Millionen blauer und grüner Beeren. Dann waren die wundersamen Heideblümchen, glutfärbig oder himmelblau brennend, zwischen dem sonnigen Gras des Gesteines, oder jene unzählbaren kleinen, zwischen dem Wacholder sprossend, die ein weißes Schnäbelchen aufsperrten mit einem gelben Zünglein darinnen — auch manche Erdbeere war hie und da, selbst zwei Himbeersträucher,

und sogar, zwischen den Steinen emporwachsend, eine lange Haselruthe. Böse Gesellschaft fehlte wohl auch nicht, die er vom Vater gar wohl kannte, wenn sie auch schön war, z. B. hie und da, aber sparsam, die Einbeeren, die er nur schonte, weil sie so glänzend schwarz waren, so schwarz, wie gar nichts auf der ganzen Heide, seine Augen ausgenommen, die er freilich nicht sehen konnte.

Fast sollte man von der lebenden und sich bewegenden Gesellschaft nun gar nicht mehr reden, so viel ist schon da; aber diese Gesellschaft ist erst vollends ausgezeichnet. Ich will von den tausend und tausend goldenen, rubinenen, smaragdnen Thierchen und Würmchen gar nichts sagen, die auf Stein, Gras und Halm kletterten, rannten und arbeiteten, weil der Knabe von Gold, Rubinen und Smaragden noch nichts sah, außer was der Himmel und die Heide zuweilen zeigte; — aber von anderen muß gesprochen werden. Da war einer seiner Günstlinge, ein schnarrender purpurflüglicher Springer, der duzendweise vor ihm aufflog, und sich wieder hinsetzte, wenn er eben seine Gebiete durchreifete — da waren dessen unzählbare Vetter, die größern und kleinern Henschrecken, in mißfarbiges Grün gekleidete Heideucken, lustig und rastlos zirpend und schleifend, das an Sonnentagen ein zitterndes Gesänge längs der ganzen Heide war, — dann waren die Schnecken mit und ohne Häuser, braune und gestreifte, gewölbte und platte, und sie zogen silberne Straßen über das Heidegras, oder über seinen Filzhut, auf den er sie gerne setzte — dann die Fliegen, summende, singende, piepende, blaue, grüne, glasflüglige — dann die Hummel, die schläfrig vorbeiläutete — die Schmetterlinge, besonders ein kleiner mit himmelblauen Flügeln, auf der Rehrseite silbergrau mit gar anmuthigen Auglein, dann noch ein kleinerer mit Flügeln, wie eitel Abendröthe, — dann endlich war die Ammer, und

sang an vielen Stellen; die Goldammer, das Rothkehlchen, die Heiderleche, daß von ihr oft der ganze Himmel voll Kirchenmusik hieng; der Distelfink, die Grasmücke, der Ribi, und andere und wieder andere. Alle ihre Nester lagen in seiner Monarchie, und wurden aufgesucht und beschützt. Auch manch rothes Feldmäuschen sah er schlüpfen und schonte sein, wenn es plötzlich stille hielt, und ihn mit den glänzenden erschrockenen Augen ansah. Von Wölfen oder andern gefährlichen Bösewichtern war seit Urzeiten aller seiner Vorfahren keiner erlebt worden, manches eiersaufende Wiesel ausgenommen, das er aber mit Feuer und Schwert verfolgte.

Inmitten all dieser Herrlichkeiten stand er, oder gieng, oder sprang, oder saß er — ein herrlicher Sohn der Heide: aus dem tiefbraunen Gesichtchen voll Güte und Klugheit leuchteten in blickendem, unbewußtem Glanze die pechschwarzen Augen voll Liebe und Kühnheit, und reichlich zeigend jenes gefahrvolle Element, was ihm geworden und in der Heideinsamkeit zu sprossen begann, eine dunkle glutensprühige Fantasie. Um die Stirne war eine Wildnis dunkelbrauner Haare, kunstlos den Winden der Fläche hingegen. Wenn es mir erlaubt wäre, so würde ich meinen Liebling vergleichen mit jenem Hirtenknaben aus den heiligen Büchern, der auch auf der Heide vor Bethlehem sein Herz fand, und seinen Gott, und die Träume der künftigen Königsgröße. Aber so ganz arm, wie unser kleiner Freund, war jener Hirtenknabe gewiß nicht; denn des ganzen lieben Tages Länge hatte er nichts als ein tüchtig Stück schwarzen Brotes, wovon er unbegreiflicher Weise seinen blühenden Körper und den noch blühenden Geist nährte, und ein klares kühles Wasser, das unweit des Rosßberges vorquoll, ein Brunnlein füllte, und dann flink längs der Heide forteilte, um mit anderen Schwestern vereint jenem fernen Moore zuzugehen, dessen

wir oben gedachten. Zu guten Zeiten waren auch ein oder zwei Ziegenläse in der Tasche. Aber ein Nahrungsmittel hatte er in einer Güte und Fülle, wie es der überreichste Städter nicht aufweisen kann, einen ganzen Ocean der heilsamsten Luft um sich, und eine Farbe und Gesundheit reisende Lichthülle über sich. Abends, wenn er heim kam, wohin er sehr weit hatte, kochte ihm die Mutter eine Milchsuppe, oder einen köstlichen Brei aus Hirse. Sein Kleid war ein halbgebleichtes Linnen. Weiter hatte er noch einen breiten Filzhut, den er aber selten aufthat, sondern meistens in seinem Schlosse an einen Holznagel hieng, den er in die Felsenritze geschlagen hatte.

Dennoch war er stets lustig, und wußte sich oft nicht zu halten vor Frohsinn. Von seinem Königsstige aus herrschte er über die Heide. Theils durchzog er sie weit und breit, theils saß er hoch oben auf der Platte oder Rednerbühne, und soweit das Auge gehen konnte, soweit gieng die Phantasie mit, oder sie gieng noch weiter, und überspann die ganze Fernsicht mit einem Fadenetze von Gedanken und Einbildungen, und je länger er saß, desto dichter kamen sie, so daß er oft am Ende selbst ohnmächtig unter dem Netze steckte. Furcht der Einsamkeit kannte er nicht; ja, wenn recht weit und breit kein menschliches Wesen zu erspähen war, und nichts als die heiße Mittagslust längs der ganzen Heide zitterte, dann kam erst recht das ganze Gewimmel seiner inneren Gestalten daher, und bevölkerte die Heide. Nicht selten stieg er dann auf die Steinplatte, und hielt sofort eine Predigt und Rede — unten standen die Könige und Richter, und das Volk und die Heersführer, und Kinder und Kindeskinde, zahlreich, wie der Sand am Meere; er predigte Buße und Bekehrung — und alle lauschten auf ihn; er beschrieb ihnen das gelobte Land, verhiess, daß sie Helden-

thaten thun würden, und wünschte zuletzt nichts sehnlicher, als daß er auch noch ein Wunder wirken vermöchte. Dann stieg er hernieder und führte sie an, in die fernsten und entlegensten Theile der Heide, wohin er wohl eine Viertelstunde zu gehen hatte — zeigte ihnen nun das ganze Land der Väter, und nahm es ein mit Schärfe des Schwertes. Dann wurde es unter die Stämme ausgetheilt, und jedem das Seinige zur Vertheidigung angewiesen.

Oder er baute Babylon, eine furchtbare und weitläufige Stadt — er baute sie aus kleinen Steinen des Roszberges, und verkündete den Heuschrecken und Käfern, daß ein gewaltiges Reich entstehe, das niemand überwinden kann, als Gyrus, der morgen oder übermorgen kommen werde, den gottlosen König Balsazar zu züchtigen, wie es ja Daniel längst vorhergesagt hat.

Oder er grub den Jordan ab, d. i. den Bach, der von der Quelle floß, und leitete ihn anderer Wege — oder er that das alles nicht, sondern entschlief auf der offenen Fläche, und ließ über sich einen bunten Teppich der Träume weben. Die Sonne sah ihn an, und lockte auf die schlummernden Wangen eine Röthe, so schön und so gesund, wie an gezeitigten Äpfeln, oder so reif und kräftig, wie an der Lichtseite vollkörniger Haselnüsse, und wenn sie endlich gar die hellen großen Tropfen auf seine Stirn gezogen hatte, dann erbarmte ihr der Knabe und sie weckte ihn mit einem heißen Kusse.

So lebte er nun manchen Tag und manches Jahr auf der Heide, und wurde größer und stärker, und in das Herz kamen tiefere, dunklere

und stillere Gewalten, und es ward ihm wehe und sehnsüchtig — und er wußte nicht, wie ihm geschah. Seine Erziehung hatte er vollendet, und was die Heide geben konnte, das hatte sie gegeben; der reife Geist schmachtete nun nach seinem Brote, dem Wissen, und das Herz nach seinem Weine, der Liebe. Sein Auge gieng über die fernsten Dufstreifen des Moores, und noch weiter hinaus; als müsse dort draußen etwas sein, was ihm fehle, und als müsse er eines Tages seine Lenden gürteln, den Stab nehmen, und weit, weit von seiner Herde gehen.

Die Wiese, die Blumen, das Feld und seine Ähren, der Wald und seine unschuldigen Thierchen sind die ersten und natürlichsten Gespielen und Erzieher des Kinderherzens. Überlass den kleinen Engel nur seinem eigenen innern Gotte, und halte bloß die Dämonen ferne, und er wird sich wunderbar erziehen und vorbereiten. Dann, wenn das fruchtbare Herz hungert nach Wissen und Gefühlen, dann schließ ihm die Größe der Welt, des Menschen und Gottes auf.

Und somit laßt uns Abschied nehmen von dem Knaben auf der Heide.

Gibt es eine edlere Schilderung, gibt es eine schönere Sprache, als die vorstehende ist? Das hier abgedruckte Stück ist die Einleitung zur Erzählung „Das Heidedorf“ von Adalbert Stifter. Es dürfte kaum einen für wahre Poesie empfänglichen Leser geben, der — sollte er das Heidedorf noch nicht kennen — nun darauf verzichten will. Wir halten es für eine Ehrenpflicht, immer wieder auf Stifters Schriften hinzuweisen. Die Red.

Das Meisterstück des Zimmermanns.

Ein biblischer Weihnachtstraum von P. A. Hofegger.

„Nun will ich Feierabend machen“, sagte er und lehnte das Beil an die Wand.

Der Vater hielt die Säge ein, mit welcher er eben im Begriffe war, einen Balken entzweizuschneiden, blickte Jesus an und sprach: „Wie willst du jetzt Feierabend machen, mein Sohn, und es ist noch nicht der Sabbath?“

Hierauf antwortete Jesus: „Den Sabbath erkenne ich nicht mehr. Mir ist die Zeit gekommen, da jeder Tag ein Tag des Herrn ist. Ich habe euch schon gesagt, liebe Eltern, daß ich auf den Berg Libanon steigen muß, oder über das weite Meer fahren, oder in die Wüste ziehen.“

Die Mutter legte ihr Nähezeng in den Schoß, legte die Hände ineinander und rief: „Aber Kind, was willst du denn an diesen schrecklichen Orten, wohin keine Menschenseele kommen mag!“

„Mutter, ich suche Gott den Herrn!“

„Gott der Herr ist überall“, sagte hierauf der Vater.

„Ich will allein mit ihm sprechen“, antwortete Jesus, „und ich will viel und lange mit ihm sprechen, darum gehe ich in die Einsamkeit.“

„Ich werde alt, der Hände Arbeit wird mir mühsam, doch du wirst wissen, was du thust. Willst du in die Fremde, so will ich dich nicht zurückhalten. Du bist alt an die dreißig und magst wie jeder brave Handwerksmann die Welt anschauen.“ Also der Vater.

Die Mutter aber war bekümmert darüber, ob sein Rock und sein Hemde und sein Schuhblatt in dem Stande wären, um mit ihnen zu reisen; sie that einen blauen Sack hervor, füllte ihn mit Gewand und Nahrungsmitteln und anderlei Dingen, wie der Wanderer sie brauchen kann, und nöthigte solche Last dem Sohne auf. Der Vater Josef holte aus dem Wandwinkel einen Stab hervor, gab ihn dem Sohne und sprach: „Von mir nimm diesen Stab. Habe ihn einst geschnitten in den Wäldern des oberen Jordan, bin mit ihm in meiner Jugend durch Galiläa gewandert und durch Samaria. Kam ich unter wilde Thiere, so war er meine Wehr, war ich am Falle, so war er meine Stütze. Als ich deine Mutter zum Weibe nahm, spotteten die Leute meiner, daß ich den dürren Stab in der Hand hielte, und da ist aus ihm ein Blütenzweig hervorgesprossen. Nimm ihn mit dir, mein Sohn, und denke daran.“

Und als sie dergestalt zum betrübten Abschiede rüsteten im Zimmermannshause zu Nazareth, da kam eine Magd hereingegangen mit der Botschaft, es wäre ein fremder Mensch draußen.

„Theile ihm ein Stück Brot“, sagte Maria, die Nähterin.

„Frau“, berichtete die Magd, „er bittet nicht um Brot, sondern um Arbeit.“

„Dann führe ihn herein“, sagte Meister Josef.

Und es war ein junger, schlanker,

zagender Mann, der mit stotternder Stimme kund that, daß er sehr armer Leute Kind sei, daß er nirgends Erwerb finde, daß man ihm gerathen habe, zu den Amalekitem zu gehen, um mit ihnen den Wüstenzügen aufzulauern, daß er aber sein Brot redlich verdienen wolle und daß er den Meister Josef sehr bitte, er möchte ihn aufnehmen in sein Haus und ihm das Zimmerhandwerk lernen.

Auf solches machte Josef ein freundliches Gesicht, denn er freute sich, wenn sein bescheidenes Handwerk Ehre fand. Es waren Ägypter und Syrer ins Land gekommen, die im Zimmerhandwerke wohl seiner arbeiteten, aber nicht so tüchtig und haltbar, und die mit ihren zierlichen Werken das heimische Gewerbe zu schädigen drohten. Darum waren dem Meister junge Kräfte willkommen, die sein Handwerk verjüngen und fortführen konnten.

„Siehst du, mein Sohn“, sagte er zu Jesus, „also ist bald Ersatz für jeden Menschen, der fortzieht, sei es daß er in die Fremde wandert, sei es daß er ins Grab steigt.“

Maria schüttelte still weinend ihr Haupt. — Ersatz wäre das keiner.

Jesus nahm den fremden Jüngling an der Hand, führte ihn zu den Eltern hin und sagte: „Nehmet ihn auf, anstatt meiner. Mit meinem Beil soll er in der Werkstatt schaffen, an meinem Plaze bei Tisch soll er essen, in meinem Bette soll er schlafen. Wenn ihr mir des morgens Wasser reichen wollet zur Reinigung, so reichet es ihm, wenn ihr mich des abends segnen wollet, so segnet ihn, alles was ihr mir, dem Fernen Gutes zugedenket, das erweist ihm.“

„Und du?“ fragte die Mutter den scheidenden Sohn, „willst du denn nimmermehr kommen?“

„Ich werde immer bei euch sein“, sagte Jesus, „in jedem Dürftigen bin ich bei euch, an jedem Armen könnet ihr mir euere Liebe zeigen.“

Meister Josef schaute sein Weib an und sprach leise: „Ich weiß nicht, was es mit ihm ist. Seit so manchem Jahr war er ein braver Zimmermannsgeselle und wenn er redete, so war es verständig. Jetzt spricht er so in Geheimnissen. Sollte er zu viel aus den Schriften gelesen haben?“

„Mir ist immer etwas auf dem Herzen gelegen wegen seiner“, entgegnete das Weib, „ich habe nie recht gewußt, ist es ein Hoffen oder ein Bangen. Er war stets anders als andere Leute sind und jetzt geht er von uns wie ein Fremder.“

Denn Jesus hatte kurz Abschied genommen und war ruhig davongegangen, während sie noch sprachen. Und dort am Zimmerschragen, wo der liebe Sohn emsig und klug gearbeitet hatte, stand jetzt der fremde Mensch und handhabte so ungeschickt das Beil, daß der Meister es ihm aus der Hand nahm und sagte: „Erst mußt du das Werkzeug gebrauchen lernen, mein Sohn; das Beil und die Säge und das Stemmeisen sollen von nun an deine leiblichen Glieder sein, wie Hände und Füße.“

Der junge Mensch, welcher Adam hieß, bat demüthig um Geduld und faßte das Werkzeug an, wie Josef es zeigte.

„Dem Meister geziemt Geduld, dem Lehrling Fleiß, so habe ich es immer gehalten“, sagte Josef gütig. Inzueheim war ihm leid um den von hinnen gezogenen Jesus. —

Unser Wanderer reisete tagelang und stieg hinab in das Land Judäa. Aber er zog nicht gegen die Stadt, wo die Schriftgelehrten lebten und wo der Tempel Salomons stand, er bog zur Linken ein über die Felsberge von Jericho. Stand er auf einer Höhe, so sah er zur Rechten die röthlich schimmernden Gelände von Judäa und zur Linken das fruchtbare Thal des Jordan. Aber er stieg nicht hinab gegen den schönen Fluß, er wanderte voran

tagelang. Zurück blieben die Wälder der Pinien, die Palmenhaine und die üppig grünenden Triften, die Menschenwohnungen mit den Gärten, welche eingerandet waren von roh aufgeschichteten Steinwällen. Noch standen an sandigen Hängen einzelne Obäume, es stand zwischen Steinblöden noch manch einsamer Feigenbaum mit halbverdorrten Ästen. Dann blieben auch diese zurück. Auf dem dünnen Boden schlängelten sich nur noch gelbe Flechten, auf den Steinen wucherte das graue, knisternde Moos. Endlich blieb auch das zurück. Es war keine Pflanze mehr und kein Tropfen Wasser, alles taibles Gestein und heißer Sand — Jesus war in der Wüste.

Es war kein Weg und kein Steg, er wandelte über zackiges Gerölle; es war kein Zelt, er ruhte in Felsklüften; es war keine Quelle, er labte sich an dem Thau, der vom Himmel sank in kühler Nacht; es war kein lebendes Wesen, er betete zu Gott, dem Herrn Himmels und der Erde. — Manchmal stieg er empor zu den weißen Rissen und blickte von ihnen hinaus gegen Sonnenaufgang. Da sank vor ihm das Wüstenland stufenweise nieder von Sandfeld zu Sandfeld, von Fels zu Fels, wie sie sich in zackigen, schründigen Wällen hinzogen bis in die blaue Ferne, wo die starre Landschaft abgeschlossen wurde durch einen schimmernden Streifen, der schur gerade dort lag am Rande des Himmels. Dieser Streifen war das Todte Meer. Manchmal war es, daß auf der sandigen Thalung schwefelgelbe Wolken hinwirbelten, daß diese Wolken vom Sturme gepeitscht empor wogten zu den Rissen und den Einsiedler einhüllten in brennenden Wüstenand. Dann wieder war es, daß die weite zerklüftete Wüste in blendend weißer Sonnenglut lag, so heiß, daß man meinen konnte, das Meer müßte dort, wo es an den heißen Felsstrand schlug, aufzischen und verdunsten.

Eines Tages als Jesus wiederum

auf einer solchen Felszinne stand und hinauschaute über die ungeheuere Ode, die unter dem goldigleuchtenden Himmelsgewölbe jetzt wie eine dunkle, zerrissene Scheibe dalag, da kam das wehe Gefühl der Vereinsamung über ihn und es war ihm, als gebe Gott, zu dem er in seinem Herzen betete, keine Antwort mehr. Da stand ganz plötzlich vor ihm, wie aus der Felsluft hervorgestiegen, ein schlanker Jüngling. Seine schönen Glieder waren nur flüchtig verhüllt durch einen schwarzen Mantel, der aus Seide gewoben und mit goldenem Saume berandet war. Sein Gesicht war glatt und fein, und hatte kaum den Schatten eines Bartes. Sein dichtes schwarzes Haar krausete und die Krauseln bewegten sich zuweilen ein wenig, als wären sie junge Schlangen. Mit heißer Augenglut blickte er auf Jesus und fragte ihn freundlich: „Du hast dich wohl verirrt, Freund, in der Wüste und ich will die gerne den Weg weisen, der dich wieder hinausführt in die schöne Welt.“

„Ich verlange nicht nach der Welt“, antwortete Jesus.

Mit Befremdung sah der fremde Jüngling auf den Einsamen und dann sprach er: „Du verlangst nicht nach der Welt? Ein Mann, so jugendlich und sinnesfrisch, und verlangt nicht nach der Welt! Guter Freund, du betrügst dich selber. Behorche doch einmal die geheimsten Regungen deines Wesens, wie ist es weltdürstig! Knechte es nicht mit naturwidrigen Sagen, die Greise aufgestellt haben und nur Greise befolgen können. Lasse deinen Leib nicht Staub werden, ehe er nach dem Willen des Schöpfers sich ausgelebt hat. Wir sind lebendig, damit wir leben sollen. Feige ist, wer sich vor der Freude schent; pflichtvergessen ist, wer die Gabe Jakobs nicht vermehrt, die Gabe Nochs nicht nutzt und den Segen Abrahams nicht erfüllt. Laß das träge Träumen,

Freund, und komm mit mir. Ich führe dich in die Gelände von Benani, wo vollwangige Schäferinnen noch Labans Herde weiden. Ich führe dich in die Stadt der Könige, wo die Juden des Messias harren, um ihm die goldene Krone auf das Haupt zu setzen. Sei klug, gib dich aus für den Messias, bringe ihnen das Gesetz, welches ihnen gefällt. Gehe hin und mache sie sündlos, daß sie fürder kein Gebot mehr übertreten. Weißt du wohl, wie das zu machen ist? Stelle ihnen kein Gebot auf, und sie können keins übertreten. Sie werden dich rühmen als den größten Weisen des Erdkreises, alle Güter und Freuden der Welt werden sie dir zu Füßen legen, der herrlichste Purpur wird deine Gestalt umhüllen und die Königskronen der Juden, der Pharaonen und der Römer werden dreifach dein Haupt schmücken. Komm, Freund, wir steigen hinab ins Paradies.“

Also sprach der schöne Jüngling mit dem schwarzen gekrauschten Haar, dessen Locken sich manchmal regten wie junge Schlangen. Jesus wandte sich unwillig von ihm ab und antwortete nicht. Der Jüngling trat näher zu ihm und schlang seinen warmen weichen Arm um den Nacken des Einsiedlers. Dieser schleuderte mit kräftiger Hand das schmeichlerische Joch von sich, schritt rasch hin über das zackige Geseße und schaute nicht um.

Und von solcher Stunde an fühlte er mehr als je die Nähe des Herrn. Und klarer als je sah er, wie die Welt beschaffen und was die Ursache ihres Elendes ist. Er sah, was sie zu ihrer Erniedrigung wünscht, und was zu ihrer Erlösung frommt. Ihr Wunsch ist Genuß und Eigennuß, ihr Heil ist Entfagung und Liebe. . .

Vierzig Tage und vierzig Nächte war er in der Wüste, dann stieg er hinab gegen den Jordan. —

Im Hause des Zimmermanns zu Nazareth war stille Trauer. Vom lieben fortgezogenen Sohn kam keine Nachricht

heim. Sie wußten nicht, war er in den Gebirgen des Libanon, wo — wie Meister Josef behauptete — das beste Zimmerholz der Welt wuchs, oder war er gegen Egypten gezogen, um dort Freunde zu suchen, mit welchen er einst in leidvoller Jugend mit bunten Steinchen gespielt an den Fußquadern der Pyramiden; oder war er über das Meer gezogen in die Länder der heidnischen Griechen und Römer; oder hatte er in der Königstadt Jerusalem Arbeit genommen, wo, wie der Lehrling Adam versicherte, das lustigste Leben auf Erden ist. — Es kam keine Nachricht. Hingegen gieng eine Mähr um, daß am Jordan und am See Genesareth ein Prophet erschienen sei, der dem Volke, das um ihn zusammenströme, die Lehre von einem neuen Reiche Gottes verkündige. Und ein Nachbar suchte Meister Josef zu bereden, daß auch er hingehge, vielleicht fände er an dem neuen Propheten einen alten Bekannten. Es gäbe Zimmerleute, die anstatt irdischer Häuser ein Haus Gottes zu bauen verstünden, in welchem viele Wohnungen seien.

„Willst du hingehen?“ fragte Josef seine Gesponsin. Maria antwortete unter vor Freude klopfendem Herzen: „Ich weiß schon, daß er es ist. Aber hingehen will ich nicht, weil ich sein Wort schon weiß und weil er nun nicht mehr mir gehört, sondern allen jenen, die seine Lehre hören. Ich glaube ihn, auch wenn ich ihn nicht sehe.“

Adam, der Lehrling hatte sich mittlerweile zur Zufriedenheit betragen. Er war fleißig und sitzsam und der Liebe nicht ganz unwürdig, die ihm von dem Ehepaar erwiesen wurde, welche aber freilich dem Abwesenden vermeint war. Mit dem Beile, das Jesus zurückgelassen hatte in der Werkstatt, arbeitete Adam am Holze; er saß am Plake des Tisches, wo Jesus gefessen, er schlief im Bette, in welchem Jesus geruht hatte, und

er gedieh zur Freude des Meisters zu einem rechtschaffenen Zimmermann. Aber noch bevor Adam seine Lehrzeit vollenden und sein Gefellenstück schaffen konnte, verschied Meister Josef. Dieser war eben daran gewesen, ein Stück Holz zu glätten mit dem Falzmesser, als er innehielt, um sich zur kurzen Rast auf die Bank zu setzen neben sein Weib, das an einem Linnen nähte. Einen leisen Schlaf hub er an, von dem er aber nicht mehr erwachte. Dann kamen die Nachbarn, hüllten ihn in ein langes, weißes Gewand, trugen ihn hinaus und legten ihn in ein steinernes Grab. Maria sein Weib verbarg ihren Schmerz, weil sie dachte, dem Willen Gottes solle der Mensch mit keiner Klage widersprechen.

Nach dem Heimgange des Meisters Josef war es zu Ende mit dem Zimmerhandwerk in diesem Hause und Adam sah, daß seines Bleibens nicht länger sein könne. So wollte nun auch er den Wanderstab ergreifen und eine Stätte suchen draußen in der Welt, wo er sein Meisterstück machen könnte. Sein Sinnen und Einbilden war stets Jerusalem gewesen, die herrliche Königsstadt. Also dahin wollte er nun ziehen. Als er Abschied nahm von der stillen ernstlichen Meistersfrau, gab ihm diese voller Fürsorge Gewand und Nahrung mit, wie einst ihrem Jesus. Dann sagte sie: „Mit unserem Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs ziehe hin. Und wenn du in der weiten Welt meinem Sohn solltest begegnen, so sei ihm gut.“

„Wenn ich ihm begegne in der Wüste“, also antwortete Adam, „so werde ich ihm meinen letzten Bissen Brot geben, werde aus meinem Gewande ihm ein sanftes Bett bereiten und selbst daneben auf rauhen Steinen schlafen, preisend den Herrn, daß es mir vergönnt ist, meiner Dankbarkeit genug zu thun.“

Dann zog er fürbass.

Er wanderte durch Galiläa, er wanderte durch Samaria, er gönnte sich

nirgends Rast, denn er wollte eintreffen in Jerusalem zum Feste der ungesäuerten Brote, da allerwärts Volk herbeiströmte in die Stadt des salomonischen Tempels und da es also besonders hoch hergehen wird zu Jerusalem. Er nahm sich vor, nach den stillen Jugend- und Lehrjahren im Gebirge sein Leben einmal recht zu genießen in der Lust und Freude gebenden Königsstadt.

Und eines Tages zog er — vom Strome der fremden Ankömmlinge mitgerissen — ein durch das Thor des Herodes. Es war zur selben Stunde ein wunderliches Schauspiel zu sehen in der Stadt. Der Statthalter hatte einen Volksauführer öffentlich ausstellen lassen, um für den armen, arg zu Schanden geschlagenen Menschen Mitleid zu erregen bei der Menge, denn diese verlangte seinen Tod. Adam gieng an dem widerlichen Auflaufe vorüber, denn sein Herz war weich und wohlgeartet. Er fragte Zimmerwerkstätten nach, allein überall wurde er abgewiesen; just vor dem Feste wollte man nirgends einen Burschen aufnehmen. Nur in einer geringen Werkstätte draußen vor der Stadt wurde er befragt, ob er bereit sei, allsogleich eine Arbeit zu übernehmen, die noch in der Nacht fertiggestellt sein müsse. Adam war von der Reise zwar müde, doch der Stelle willen, die er hier zu finden hoffte, nahm er die Arbeit an. Ein Galgen war zu zimmern, mit einem langen Stamme aufrecht, und oben mit einem Querbalken. Adam hatte sich ein anderes Meisterstück gedacht in der fröhlichen Stadt Jerusalem, allein er blieb wohlgemuth und baute das Ding, wie es ihm angegeben worden war.

Als Adam mit seinem Werke fertig war, der Meister, ein alter höckeriger Mann, dasselbe prüfte und damit sich zufrieden erklärte, gieng er hinaus in die Morgenfrische, um die Umgebung der Stadt zu erforschen oder gar eine Wirtschaft zu finden,

wo lachende Mädchen einen Becher Weines böten. Unter einem Ölbaume stand er still und schaute hinaus in das mittägige Gebirge, wo die kleine Stadt Bethlehem lag, welche ja — wie Lehrmeister Josef ihm einmal erzählt hatte — die Geburtsstadt Jesu war, der in seiner Kindheit merkwürdige Schicksale gehabt und dann sein Vorgänger gewesen in der Werkstatt. Er erinnerte sich bei dieser Gelegenheit an alle Liebe und Wohlthat, die er im Zimmermannshause zu Nazareth erfahren hatte, und fast war es in ihm wie Heimweh nach dem stillen Gebirgsstädtchen in Galiläa.

Und als Adam der Zimmermann fast betrübt so vor sich hinträumte, da bemerkte er einen Volksauflauf, der dort am Fels Hügel vor sich gieng. Unter der Menge waren auch Kriegsknechte und hohe Priester, so daß Adam hingieng und einen Karner fragte, was das zu bedeuten habe.

„Der arme Sünder wird gekreuzigt“, antwortete jener.

Da drängte sich Adam hinzu, um zu sehen, wie der Verbrecher wohl aussehe, für den er das Kreuz hatte zimmern müssen. Auch wollte er wissen, welcher Art das Verbrechen sei, das der Unglückselige begangen. Nun, das konnte er bald erfahren, alle Umstehenden sprachen darüber: es war der Prophet, welcher — wie sie sagten —

die Irrlehre verkündet: Liebe Gott über alles, und deinen Nächsten wie dich selbst.

Mit gesteigerter Unruhe drängte der Zimmermann hinzu und zwischen den Schultern der schwerbewaffneten Landsknechte hindurch sah er, wie sie den der Kleider entblößten Übelthäter zu Boden warfen, auf das Kreuz, und ihn an Händen und Füßen mit eisernen Nägeln festsetzten an den Balken. Und in diesem Menschen, der da gekreuzigt wurde, erkannte er Jesum, den Sohn der Zimmermannsleute zu Nazareth. — Wie von einem Schläge betäubt, taumelte Adam beiseite. Für diesen Menschen also, der ihm Eltern und Heim überlassen, der ihm die größte Wohlthat übermittelt, die er je genossen, hatte er den Kreuzgalgen gebaut. Und das war sein Meisterstück gewesen. — Das Licht vergieng dem guten Adam vor den Augen, die Erde wankte unter seinen Füßen, er eilte wie rasend davon. Er wanderte gegen Sonnenuntergang bis zum Meere. Auf inständiges Bitten nahmen ihn Schiffer mit in das Abendland, wo er in den Wildnissen Germaniens still und bußfertig sein Leben verbracht hat. Doch hinterließ er eine Nachkommenschaft, welche es zum Adamserbe in der That manchmal als das feinste Meisterstück betrachtet, für den Wohlthäter ein Kreuz zu zimmern.

Weihnacht im hohen Norden.

Von H. Albrecht.

Wieder war das liebe Weihnachtsfest erschienen, doch nicht im deutschen Vaterlande, im traulichen Familienkreise, sollte ich es diesmal feiern, hoch oben nach dem eisigen Norden hatten mich in diesem Winter die Verhältnisse geführt.

Und doch, wie unvergesälich schön, wie eigenartig, wie poesievoll war es nicht, dieses Weihnachtsfest in Schweden! So ganz anders als alle früher erlebten Weihnachten, so daß es meinem Gedächtnisse Zeit meines Lebens mit warmen leuchtenden Farben eingepägt bleiben wird. — Tief, still und innerlich, wie die Natur des Landes, wie der Charakter des Volkes, sind auch die Feste im hohen Norden. Der laute Jubel, das Schreien und Lärmen der großen und kleinen Kinder, die brausende Musik, der strahlende Lichterglanz, die geschmückten Muttergottesbilder in den prunk- und prachtvollen Kirchen, wie sie ein Weihnachtsfest in Rom zu begleiten pflegen, — würde für das schwedische Volk ganz unverständlich sein. — Auch das tosende geschäftige Leben und Treiben, wie es den Festtagen in den großen deutschen Städten vorangeht, die überfüllten Theater, Concerte und Ballsäle, in welchen das vergnügungsfüchtige Berlin seine Weihnachtstage feiert, — das ist so recht das Gegentheil von der Weihnachtsfeier im ernsten Norden. — Alles ist hier im Hause, im engsten Familienkreise concentrirt, über jeder Festfreude liegt doch ein eigen- thümlicher Hauch von Wehmuth, —

doch auch von ergreifender Innigkeit. — — Und wie die Menschen, so auch die Natur. — Unter dem tiefblauen, lachenden Himmel Italiens, da lacht und jubelt auch der Mensch, einem fröhlichen Kinde gleichend, und zeigt seine Freude am sonnigen Dasein in lärmenden Freuden-Ausbrüchen! — Im gemüthlichen Deutschland, welches zwar nicht die strahlende Sonne Italiens hat, wo aber doch viele heitere und wolkenlose Tage den Sinn und die Stimmung freundlich machen, da lächelt auch die Menschenseele der lieblichen Natur gleich, vergnügt und hoffnungsvoll, wie ein thatkräftiger, strebender Jüngling — ihrem Schöpfer entgegen. Im hohen Norden, wo der Mensch so ernst, tief und schweigsam ist, einem frommen Greise vergleichbar, — da ist auch die Sonne im Winter ein seltener Gast, und wenn sie scheint, dann blendet und flimmert sie wohl auf den weiten Schneeflächen und den glitzernden Eiskrystallen, aber sie vermag nicht, die eisige Luft zu durchwärmen. Viele Tage und Wochen ist sie jedoch auch hinter dichten Wolkenschleiern verborgen, und ernst und ergreifend, wie ein mächtiger Bußpsalm, liegen die schneebedeckten Fluren meilenweit ausgebreitet, unterbrochen von melancholischen, dunklen Tannenwäldern, aus denen alles Leben unter dem eisigen Kusse des Winters erstorben zu sein scheint. — — — Doch mitten in der Schneewüste, am Rande des stimmungsvollen Waldes mit seinen riesigen Tannen, da steht ein freund-

liches Haus, da leuchtet helles trauliches Lampenlicht in die dämmernde Nacht hinaus. — Drinnen im großen Saale, dessen Wände mit den Geweißen der hier zur Jagdzeit erlegten Elche geschmückt sind, versammelt sich die Familie und die zahlreiche Dienerschaft um den wärmenden Kamin; und das Prasseln und Knistern der in demselben verbrennenden riesigen Holzscheite ist eine gar gemüthliche Musik. In der Mitte des Saales steht ein hoher Tannenbaum, die „Julgrann“, — wie im fernen Deutschland mit zahlreichen Süßigkeiten, vergoldeten Äpfeln und Nüssen, vor allem aber mit unzähligen flammenden Kerzen und Lichtern geschmückt. Nun läutet die große Glocke sieben am lieben 24. December-Abende. Da ertönen, von flinken Kinderhänden gespielt, die Weisen eines uralten schwedischen Volkstanzes, und die ganze Versammlung, alt und jung, vom strengen Hausherrn bis zur letzten, einfachsten Dienerin, bilden nun, sich einander an den Händen fassend, eine lange Kette und umtanzen so im Kreise den strahlenden Lichterbaum. Doch darf man nicht denken, daß bei dieser Gelegenheit der laute Jubel durchbricht, o nein! auch hier ist alles gemessen und feierlich; nur die ganz kleinen Kinder, entzückt von all den flackernden Lichtern und der Musik, ergehen sich im Jauchzen und Lachen. — Dieser Reigen um den Weihnachtsbaum, gleichsam eine allgemeine Huldigung desselben, erinnert er nicht an die sinnvollen Gebräuche der Vorfahren der modernen Schweden, jener uralten Völker, die am 24. December, dem Sonnenwendtage, zu Ehren Wodans, des Göttervaters, flammende Feuer und ehrwürdige Riesenbäume umtanzen!! — Als dann die christlichen Lehrer die Botschaft vom Evangelium auch in diese nördlichen Gefilde trugen, da ließen sie klug und vorichtig dem Volke seine altgeheiligten,

liebgewordenen Gebräuche, und umkleideten sie weise mit christlicher Symbolik, das Volk so nach und nach dem neuen Glauben gewinnend. — Nun werden allerlei süße und wohlschmeckende Dinge herumgereicht, die von den Kindern, welche in dieser Thätigkeit den Kindern aller andern Nationen ähneln, mit Vergnügen und Behagen verzehrt werden. Die Erwachsenen, und namentlich die Herren, ziehen dagegen ein, zwei oder auch mehrere Gläser des berühmten „Schwedischen Nektars“, „Punsch“ genannt, den Süßigkeiten vor. — Es ist dieses ein außerordentlich wohlschmeckendes Getränk, nur Schweden eigenthümlich, dessen nähere und intimere Bekanntschaft auch von allen Schweden besuchenden Ausländern mit Vorliebe gemacht wird.

Mittlerweile haben die Dienerinnen große mächtige Körbe, beladen mit mysteriösen Paketen von allen Formen, Farben und Größen, rings um den Christbaum aufgestellt. — In der Mitte dieses vielverheißenden Chaos nimmt nun mit feierlichster Miene der Hausherr platz. Die Pakete sind alle verschürt, versiegelt, und mit den Namen der Empfänger versehen. In den meisten Fällen sind sie auch von mehr oder weniger gelungenen, mehr oder weniger witzigen und geistreichen, immer aber herzlich gut gemeinten Verschen und Gedichtchen begleitet, welche die kleinen Schwächen oder Eigenthümlichkeiten des Empfängers geißeln, in harmlos lebenswürdiger Neckerei, oder auf eine amüsante Episode und ein heiteres Erlebnis desselben anspielend. — Aus diesen dichterischen Ergüssen erräth man dann auch den Geschenkgeber. — Ehe jedoch die Vorlesung dieser Dichtungen und die Vertheilung der Geschenke beginnt, klingen, von frischen Kinderstimmen gesungen, alte, schlichte, aber doch so wirkungsvolle Lieder und Psalmen, der religiösen Stimmung des Christabends Rechnung

tragend, denn ein wahrhaft frommer, gottesfürchtiger Sinn, aus tiefstem Herzen und innerlichstem Bedürfnisse kommend, ist einer der schönsten Züge des schwedischen Gemüthslebens. — — Die stimmungsvollen Weisen sind verklungen, — die süßen, alle im Hause selbstgebackenen Kuchen und Bäckereien haben die kleinen Säger belohnt; — große Spannung malt sich auf allen Gesichtern. — — Jetzt rückt der Hausherr die umfangreichen Körbe zu sich heran, und liest mit lauter Stimme die auf den Paketen stehenden Namen und überreicht, oft begleitet von scherzhaften Ermahnungen und Urreden, dem beglückt herzueilenden Empfänger das Paket. Auch die schon erwähnten Gedichtchen werden nun laut vorgelesen und unter Theilnahme des ganzen Kreises der Dichter oder die Dichterin errathen. — Mit Eifer und Hast werden die Verschnürungen gelöst, die Siegel erbrochen, und aus dem Chaos von Papieren dann ein wertvoller Schmuck, ein sinniges Buch, ein schöner Kunstgegenstand ausgepackt. — Das „Wackfischchen“ entwindet aus den Umhüllungen mit strahlendem Gesichte und erröthenden Wangen sein „erstes Ballkleid“, ihm von der gütigen „Großmama“ mit dazu passendem sinnigem Blumenschmuck, und noch sinnigerem Gedichtchen gewidmet! — — Der Knabe, dessen Eifer beim Auswickeln seiner Pakete mit dem beim Lernen seiner lateinischen Vocabeln fast Schritt hält, zeigt seinen bewundernden Schwestern „sechs“ Taschenmesser, die er im Laufe der Ereignisse, als sein alleiniges, unbestrittenes Eigenthum, nach und nach vorzuweisen vermag. — Der erwachsenen Tochter des Hauses wird ein umfangreiches Paket überreicht, als dessen Geber sie sofort den lebenswürdigen Herrn Bruder, den allezeit zu Scherzen und zarten Neckereien aufgelegten „Studenten“ erräth. Es enthält eine entzückende kleine Bronze-

statue des gefährlichen, bogenschnellenden Gottes; — und in dem begleitenden Gedichtchen wird dem trefflichen kleinen Schützen das Herz der so kalten jungen Dame für das kommende Jahr als besonders interessantes Ziel warm anempfohlen. — —

Allmählich leeren sich die Körbe; der Parquet-Boden des großen Saales ist unter förmlichen Wogen von Papier verschwunden, alle Stühle, Tische, Tischchen und Sessel sind schon bedeckt mit den reizendsten und schönsten, den praktischsten und den überflüssigsten Sachen. Die kleinen Mädchen haben bereits den neuen Püppchen die Kleider verschiedentlichstemale aus-, und ganz verkehrt wieder angezogen. — Die Großmama versichert den jungen Enkelinnen, indem sie aus einem Pakete eine große, buntgeflickte, allerdings noch nicht ganz vollendete Tischdecke herauswickelt, als deren Geberinnen sich die jungen Mädchen durch das fieberhafte Interesse, welches sie an diesem Vorgange nehmen, augenblicklich verrathen, daß eben eine solche Decke ihr höchster Wunsch auf dieser Welt gewesen sei und daß gerade in der „Nichtfertigstellung“ nur ein Reiz mehr für sie liege. — Das kleinste Kindchen wird allmählich müde und soll „zu Bett“ gebracht werden, doch ist „baby“ ob dieser Zumuthung, sich von all dieser Herrlichkeit zu trennen, aufs äußerste empört, und protestiert sehr energisch dagegen. — Der arme Hausherr, der von all dem Vorlesen und Recitieren ganz heiser geworden, frischt seine allerletzten Kräfte durch ein Glas Punsch zur „Schlußnummer“ auf! — —

Im Dienerzimmer hat währenddem der gleiche Vorgang stattgefunden; nur war natürlich die Auswahl der Geschenke eine andere. — Denn zweifelsohne weiß die rüstige Köchin einem bunten warmen Rocke und einer dicken Pelzjacke mehr Geschmac abzugewinnen, als einer Amor-Statue;

und die Stubenmädchen sind auch über grellfarbig gestickte Schürzen zum Schmuck für den nächsten Kirchgang vergnügter, als über zart gemalte Aquarellbilder. — —

Nun kommt noch das gemeinschaftliche Abendessen mit dem uralten, speciell schwedischen Weihnachtsgericht „lut-fisk“ och (und) „ris med grödde“! — Das letztere ist der auch in Deutschland ja so wohlbekannte „Reisbri“, in dessen Innerem hier eine Mandel oder Bohne versteckt ist, welche besonders für die jungen Mädchen von größtem Interesse sind. „Denn“, so geht die alte schwedische Sage, „wer am Christabende die Bohne aus dem Reisbri aufißt, — der oder die bekommt einen guten Mann, respective eine schöne junge Frau!“ — Ob diese Weissagung immer richtig eingetroffen ist, konnte ich nicht in Erfahrung bringen, doch will ich es im Interesse der jungen Schwedinnen und Schweden, die am Weihnachtsabend diese bedeutungsvolle Bohne verspeisen, von ganzem Herzen wünschen. — — Auffällig war mir als Ausländerin, daß sowohl im Speisesaale der Herrschaft, wie im Dienerzimmer, an diesem festlichen Abende keine anderen Getränke als Thee und Milch serviert, beziehentlich getrunken wurden, welches letztere allerdings in Schweden von ganz besonderer Güte ist, namentlich auf dem Lande. — Welch ein Gegensatz zu dem durstigen „deutschen Vaterlande“!! — Zum Schlusse der Weihnachtsfeier naht die ganze Schar der Dienstleute, um sich bei der Hausfrau und der Familie, zu welcher sie nach schöner alter Sitte noch in fast patriarchalischem Verhältnis steht, zu bedanken, mit kurzen, wenigen Worten, aber beglückt und zufrieden über alle ihr erfüllten kleinen und größeren Wünsche. Dann kommen alle die Kinder und Kindeskinde, reichen dankend die Hand und — ohne laute Freude, aber so recht in innerlichster

Weihnachtsstimmung, trennt sich der traute Kreis!

Und traulich und herzenswarm, mitten in Schnee und Eis, in Kälte und Nordsturm, wie die Weihnachtsfeier im Schlosse, so ist sie auch im Häuschen des schlichten Handwerkers, in der Hütte des Landmannes. Schweden ist ja ein armes Land, der Boden trägt nicht viel, und die lachenden, üppigen Fluren und Auen, die idyllischen Dörfer, unter blühenden Obstbäumen versteckt, die in Süddeutschland und Oesterreich das Auge des Wanderers erfreuen, — fehlen hier ganz. — — Einsam und zerstreut liegen die Gehöfte der Landleute, oft haben die Kinder ein bis zwei Stunden nach der Schule, die Eltern nach der nächsten Kirche oder dem Vetsaal zu gehen. — Die Häuschen der Landleute, ihre Ställe und Scheunen sind mit rother Farbe übermalt, wodurch sie, mitten in der weiten Schneeebene sich wirkungsvoll vom dunkeln Tannenwald abhebend, einen recht freundlichen Anblick darbieten. Und wie sauber und reinlich sind diese schwedischen Bauernhäuser im Innern. Auch bei den Ärmsten fehlen nicht weiße Gardinen und einige winzige Blumenstöckchen am Fenster; und wo es gar zu schwer und mühsam ist, Blumen in dieser grausamen Winterkälte zur Blüte zu bringen, da muß der Epheu mit seinen dunkelgrünen Ranken die Farbe der Blumen zu ersetzen suchen. — —

Im großen, bis an die Decke des niedrigen Zimmers reichenden Kachelofen prasselt ein lustiges Feuer, weithin seine Funken versprühend, und behagliche Wärme verbreitend. Auf die blankgeschuerten Dielen ist zu Ehren des Weihnachtstages weißer Sand und dunkelgrünes Tannenreisig gestreut und auf dem Tische in der Mitte des Zimmers, der mit blendend weißer Decke gar zierlich und sauber bedeckt ist, steht der Tannenbaum mit goldenen Papiersternchen und Ketten und mit

kleinen bunten Lichtern geschmückt. Um den Tisch sitzen die Familienglieder versammelt, der würdige Großvater liest aus der uralten Bibel das poesievolle Weihnachts = Evangelium, und andachtsvoll lauschen ihm das greise Mütterchen mit dem runzeligen und doch so friedlichen Antlitz und die Kinder, zum Theile aus weiter Ferne, zum Besuche der greisen Eltern am Weihnachtsfeste herbeigeeilt. Sogar der Sohn, der sich im fernen Westen eine neue Existenz und ein neues Heim gegründet hat, ihn hat die Sehnsucht nach dem kleinen Christbaum in der niedrigen Hütte, am stillen See und nach den guten blauen Augen der alten Mutter herübergelockt über den Atlantischen Ocean. — Und jetzt sieht er wieder, wie einst als Knabe, am einfachen Tische und sieht das von der welken zitternden Hand der Greisin geschmückte Bäumchen und hört die von Kindheit an gewohnten frommen Worte von den Lippen des weißgelockten Vaters. — — Da — plötzlich, werden alle durch ein heftiges Klopfen aus ihren frommen Betrachtungen aufgeschreckt, die Thüre öffnet sich, eine helle Stimme ruft neckisch „jul-klapp“, und ein großes Paket, verschnürt und versiegelt, wie die Pakete dort im Schlosse, fliegt herein. Schnell eilen alle herzu, die Aufschrift zu lesen, und den Bindfaden zu lösen, — — da tönt wieder ein fröhliches „jul-klapp“, und ein neuer geheimnißvoller Gegenstand wird von unsichtbaren Händen hereingeworfen. Und immer öfter und in immer kürzeren Pausen erklingt das fröhliche „jul-klapp“, „jul-klapp“ und große und kleine, lange und kurze Pakete und Paketchen folgen sich nun, scheinbar unaufhörlich. — — Im Zimmer hat man indessen mit gleichem Feuereifer, wie dort im Schlosse, die Schnüre gelöst, die Papiere entfernt und mit stiller Freude und Bewunderung, da ein warmes wollenes Tuch für das alte Mütter-

chen, eine neue Weste mit großen metallenen Knöpfen für den würdigen Hausvater, ein Buch mit vielber-sprechendem Bilderschnuck für den jüngsten Sohn herausgefunden. Wie glänzt das hellblaue Auge des kleinen blondlockigen, rothwangigen Knaben, den die junge Schwiegertochter auf den Armen hält, dankerfüllt der Großmutter entgegen, die soeben ein Pferdchen mit Zaum und Zügel für das Enkelkind aus einem Riesepakete herauschält. Es ist schlecht und plump gearbeitet, billige, einfache Fabriksware; aber der blonde Junge und die zitternde Alte und die beglückte junge Mutter, — — sie finden es doch gleich schön und kunstvoll. — — — Dann setzt sich die vergnügte kleine Familie in die saubere Küche, um den mächtigen Herd, denn dort ist der Platz für das Weihnachtsmahl seit uralten Zeiten in Schweden, und wie an der Tafel im Speiseaal des Gutsherrn, so auch hier, ist der Reiskreis mit der verhängnisvollen Bohne und „lut-fisk“ das beliebteste und uraltgewohnte Weihnachtsgericht, das in keinem schwedischen Hause fehlen darf. — — Draußen heult der Sturm und wirft den Schnee an die kleinen Fenster des rothbemalten Häuschens und die hohen Scheiben des Gutshausens; — — aber drinnen merkt man nichts von des Sturmes Toben, — warm und gemüthlich ist es hier wie dort. — Doch die warme, echte Wärme im schwedischen Schlosse und in der Bauernhütte, die stammt nicht aus dem flackernden Marmorkamine, nicht vom prasselnden Riesentachelofen, — die kommt aus innerstem Herzen. Aus jenen Gefühlen echter, schlichter Frömmigkeit und aufopfernder, treuer Liebe, die erst dem Weihnachtsfeste die rechte Weihnachtsstimmung geben, — welche Weihnachtsstimmung leider in unseren großen, glänzenden Städten, mit all ihrer vielen Klugheit und ihrem vielen

Wissen, mit ihrem Jagen nach Genuß und ihrem Behagen an äußeren Vergnügungen, so selten, so sehr selten zu finden ist! — —

Am Morgen des ersten Weihnachtstages, da fährt, trotz hohen, hohen Schnees, trotz Sturm und Kälte, der alte Bauer mit der ganzen Familie hin nach dem kleinen Bet- saale, wo in Ermanglung einer Kirche der Festgottesdienst abgehalten wird. Nur die Greisin und die jüngsten Kinder bleiben zuhause und die Alte liest für sich in stiller Beschaulichkeit die liebliche Weihnachtsgeschichte, welche, vom Stalle in Bethlehem erklingend, seit 2000 Jahren fast die Welt erfreut und erhebt! — — Durch tiefen Schnee stampft tapfer das kräftige Pferd, die Glocken und Schellen am kleinen Schlitten klingen lustig in der klaren, kalten Winterluft! — Nun sind sie alle angelangt am Bet- saal und treten andachtsvoll in den so einfachen Raum. Keine farbenprunkenden Bilder fesseln hier das Auge, keine klangvolle Orgel und kein geschulter Sängerkhor bieten dem Ohre Genuß — nüchtern und unscheinbar, ohne jeden äußeren Prunk wird in dem bescheidenen, stillen Raume der Gottesdienst gehalten. Und doch, wie innig klingen die alten, schönen, frommen Weihnachtslieder, aus der Väter Tagen, von der kleinen Gemeinde so hingebend gesungen; — welche tiefe innere Andacht herrscht bei den warmen Worten des Predigers! — — — — — Erbaut und erhoben zieht jeder nach Schluß des Gottesdienstes heim, der Landmann in seine trauliche Hütte, der Gutsherr in sein, trotz aller Größe, so wohnliches und comfortables Herren-

haus. — Schulter an Schulter saß hier, im ländlichen Bet- saale, der Herr und der ärmste Bauer zusammen, jeden Unterschied der Stände, den in Schweden, wie nirgendswo anders in der Welt, die gebildeten besitzenden Kreise so wenig betonen, am lieben Weihnachtstage vollständig verwischend. — Das ist ja hauptsächlich das Schöne, das Nachahmungswerte im schwedischen Volksleben, das den fremden Ausländer anfänglich so erstaunt macht und dann mit Bewunderung erfüllt; — diese Anerkennung des Menschenwertes, auch im schlichsten, einfachsten und ärmsten Landmanne, diese wahrhaft väterliche Fürsorge des Gutsherrn und Arbeitgebers für seine Untergebenen und Arbeiter, — und das Bemühen um ihr physisches und moralisches Wohl! —

Und natürlich kommt gerade am Feste der Nächstenliebe, am holden Christfeste, dieser schöne Zug am meisten zum Vorschein, und gibt den Weihnachtstagen erst die wahrhaft sittliche und religiöse Weihe — — — — Das ist die herrlichste Aufgabe des Christenthums, die reinste Lösung der so vielumstrittenen „socialen Frage“, — dieses Achten und Schätzen der Menschenrechte und des wahren Menschenglückes, ohne Ansehen der äußeren materiellen Verhältnisse und des anerzogenen und angelernten Wissens. — — — Und weil wohl kaum irgendwo in der ganzen Welt dieses Gebot des „praktischen Christenthums“ so innig und so oft erfüllt wird, wie in Schweden, — deshalb ist es auch für den Fremdling aus dem Süden, trotz Schnee und Eis und Stürmen, so warm, so lieblich warm, am Weihnachtstage im kalten Norden!

Die Tarquinier.

Ein Trauerspiel von Adolf Pichler.

(Schluß.)

Fünfter Act.

Halle im Hause des Brutus. Vorn quer durch die Bühne eine niedrige Terrasse; sie ist vom Hintergrunde durch ein Geländer getrennt und durch einen Vorhang abgeschlossen.

Brutus. Wie Meereskrauschen dröhnt des Volkes Lofen

Vom Marksfeld her; dort steht der Richterstuhl

Und jedes Auge sucht den Richter schon Und harret des Spruches, der aus neue Rom

Vor Göttern und vor Menschen gründen soll.

Nicht zögern darf ich; wie ein matter Puls

Berrann im Stundenglas der letzte Sand.
(Senatoren treten ein.)

Senator I. Wir danken dir, daß du nicht kamst zu richten.

Senator II. Wir danken dir, daß Gnade du geschenkt.

Senator I. Schilt der und jener sie Berräther auch,

So laß sie schelten, liegt in deiner Hand

Doch alle Macht!

Senator II. Das Volk harret auf den Herold, Der mit dem Ölzweig die Verzeihung bringt.

Brutus. Kannst du es denken, Freund: es wird ein Frevler

Vor dich geschleppt. Sei er auch schlecht, er reicht

An uns'rer Söhne Schuld so wenig als Das tieffte Meer dort zum Soractegipfel. Du sollst ihn richten; sprich das Urtheil aus:

Erröthend mußt du ihm zu Füßen fallen, Ihn um Verzeihung bitten, daß der Victor

Zu binden ihn gewagt. Und hat der Tod

Von deinem Richterstuhle dich gestoßen, Soll ihn bestiegen solch ein Sohn? nein, nie!

Das wollt ihr nie!

Senator I. Wie schnell vergißt das Volk Den Frevler, der im Vorsatz schon erstickte!

Brutus. Doch wie sich Glied an Glied zur Kette schlingt,

Die uns zum Abgrund durch die Schwere reißt,

So wirkt auch unser Spruch und bindet Rom.

Senator II. Was nützt die Welt uns, mordest du die Söhne,

Für welche wir zum Erbe sie erringen.

Brutus. Laßt uns zum Forum geh'n!

(Die Senatoren ab.)

(Zu einem Diener)

Ruf' die Victoren.

(Sabina tritt ein.)

Sabina. Die Senatoren schritten stumm hinaus

Und als ich fragte, sah mich einer an So mitleidsvoll und traurig, daß die Angst

Des Todes bang erfüllte meine Brust. — Du schweigst, o Brutus! Meine Söhne, — bleib!

Ich fordre sie von dir.

Brutus. Nein, von den Göttern Roms.

Sabina. Weil ich so oft als Opfer sie geschmückt.

Für ihre Schlachten? — Kämen sie zurück

Todt auf dem Schild, ich sah' es trocken Auges,

Wie ich sie trocken Auges oft entsandt Und ihnen selbst den Speer gereicht zum Kampf. —

Durch Senlers Hand! Mein Innerstes empört

Sich schauernd gegen dich.

Brutus. Und gegen Rom!

Sabina. Rom selber widerspricht dir, hört es stumm

Gelähmt von Grau'n, des Vaters schrecklich Urtheil,

Der seine Söhne zum Schaffot verdammt. Du blickst hinaus ins Weite kalt und bleich,

Kalt deine Hand, — o damals war dein Auge

So finster nicht, als du zum Herd mich führtest

Und einer glanzzerhellten Zukunft Bild Mir vor dir Seele zauberte dein Wort.

Du schweigst. — Ihr Götter, vor des
Häufes Herd
Fleh' ich zu euch, wie ich für jede Freude,
Für meine Söhne euch gedankt auch hier!
Erweckt in seiner Brust Erinnerung
An jene Stunden, wo er dieses Haus
Als letzte Zuflucht pries in einer Stadt,
In der Gewalt und List das Volk be-
zwang;
Weckt die Erinnerung an jene Stunde,
Als du den ersten Sohn von meinem
Arme
Mit frohem Blicke hobst, — kannst du
ihn jetzt
Dem Beile weih'n?
Brutus. Es trifft auch uns're Schuld.
Wir ließen sie in jene Königsburg,
Wo Stolz und Laster auf dem Throne
prahnten,
Als Gäste zu den Festgelagen zieh'n —
Mit offenem Auge blind! — dort schlürf-
ten sie
Das Gift aus jedem Becher, jedem Blicke
Und daß wir uns vertraut in unsern
Kindern,
Bringt uns und ihnen jetzt den Untergang.
Sabina. Du kannst verzeih'n, du darfst!
nicht sie allein
Befleckt die Schuld, Rom selber trug, —
wie lang!
Des stolzen Ungeheuers hartes Joch,
Bis du die Schmach der Unterdrückung
brachst.
Brutus. Die Römer waren Brutus' Söhne
nicht.
Sabina. Sie frei zu sprechen, wag' ich
selber nicht,
Nur bitten will ich, schenke Titus mir;
Raum warf er noch des Knaben Spiel-
zeug fort
Und soll jetzt sterben, eh' die volle
Schwere
Der übereilten That er noch erwog.
O schenk' ihn mir! . . . doch halt, du
töddlest Markus!
Weh' mir, mein eignes Wort verur-
theilt ihn,
Und doch ist er kaum schuldiger als
Titus,
Den leichte Jugend blendete, wo ihm
Die Glut der Leidenschaft die Sinne
band. —
Du darfst allein nicht richten! Hab ich
denn
Kein Recht als Mutter über meine Söhne?
Zählt nicht mein Wort beim Urtheil
auch? — Hab' ich
Geboren sie mit Schmerz, soll ich sie
jetzt
Verlieren noch mit Schmerz?
Brutus. Duld' ich nicht auch?
Sabina. O Brutus! Sieh zu deinen
Füßen mich:

Für Blut nimm Thränen, nimm für
ihren Tod
Der Mutter Todesqual.
Brutus. Mein armes Weib!
Sabina. Kennst du mich arm? — Ja-
wohl, wir waren reich,
Als uns're Söhne unser Alter schmückten.
Wir waren reich! — jetzt bin ich arm,
allein . . .
Dir bleibt ja Rom, dies Rom, das
bald vielleicht
Im Kampfe ihren Heldenarm vermißt
Und dir dann flucht, daß du sie hin-
geopfert,
Wenn an die Thore schlägt des Feindes
Sturm.
Brutus. Nicht heut verloren wir die
Söhne erst;
Die Stunde, wo sie jene finstre That
Beschlossen, reißt sie fort vom Hausaltar,
Fort in das Grab.
(Die Victoren treten auf.)
Ich lehre bald zurück
Und dann laß trauern uns, daß Roms
Geschick
An unserm Blute sich erfüllen mußte,
Laß beten uns, daß bald der Götter
Schluß
Hinab uns sende zu des Lethe Strand.
(Ab mit den Victoren.)
Sabina. O Brutus, — Vater! — warum
läßt du mich
Allein im tiefsten Leid? — Ihr Himmels-
mächte
Ihr seid die letzte Zuflucht der Bedrängten,
Hemmt seinen Schritt, o hemmt das
Richterbeil!
(Trompetenstoß hinter der Bühne.)
Bernimm dein Todesurtheil, Mutterherz!
(Sie geht gegen den Hintergrund und sinkt auf die
Knie.)
Ich kann nicht mehr, die Knie sinken ein,
Die Arme nur vermag ich noch zu heben,
Gebet und Thränen send' ich durch die
Wolken,
Erbarmet euch!
Volk. Fluch den Verräthern, Fluch!
(Sabina steht auf.)
Sabina. O undankbares Volk! Wie oft
erhobt
Ihr beim Triumph jauchzend sonst die
Stimmen,
Wenn Markus siegreich lehrte aus der
Schlacht
Und ihr die Beute in die Häuser schlepptet,
Die er euch gab.
Volk. Fluch den Verräthern, Fluch!
Publius. Vor dein Gericht stell' ich die
Frevler hier,
Wie du befohlen, Consul. Ihre That
Bedarf nicht des Beweises, Keiner leugnet.
Sprich nach dem Recht ihr Urtheil!

(Sabina ist an das Geländer getreten, der Vorhang weicht nach beiden Seiten zurück und gestattet den Ausblick in den tiefen, rückwärts allmählich sich erhöhenden Grund des Forums. Im Vordergrund und zu beiden Seiten Volk. Im freien Mittelraume Brutus auf der sella curulis . . . Zur Rechten Publius und Arizer, zur Linken die Verschworenen vor einer Reihe von Bewaffneten. Auf einer Bühne rückwärts von der Säule das Schaffot, der Victor steht in ruhiger Haltung mit dem Veil daneben. Nach hinten bis zu den Mauern der Stadt und zwischen den Sinnen Volk.)

Sabina. Meine Söhne!

Brutus. So vernehmt den Spruch,
Den das Gesetz auf ihre Häupter legt:
Dem Tod verwehmt ist jeder, der Tarquin
Und seinem Stamm zu öffnen strebt die
Thore!

So lautet das Gesetz, das ihr beschloßt,
Als ihr dem Vaterlande Treue schwort.
Doch altes Recht, gebaut auf Väterfitt
Verlangt zu hören die Beschuldigten.
Drum lade jeden vor den Richterstuhl.

Publius. Ahala!

Ahala. Nach dem Alphabet schulmäßig!
Fang an mit A, zum B bringst du's
wohl kaum!

Brutus. Hast du nur Thorheit zur Ver-
theidigung?

Ahala. Ich? — wohl! — Ich schlage dir
ein Schnippchen heut!

Wir sind verurtheilt, doch was liegt
daran? —

Ein maulvoll Erde, dann ist es vorbei!
Im Grabe zwidt mich keine Gicht.
Marullus,

Was siehst du bleich? diesmal hast du
verspielt

Und deine Würfel waren stets gefälcht!
Lass sterben uns, so lustig wie wir
lebten! —

Cominius, dich trifft's, du bist der Nächste,
Kalt ist des Beiles Kuß; du bist gewohnt
Zu pflücken ihn von frischer Mädchen-
lippe, —

Doch nein, Aquilius steht voran, lebt
wohl!

(Steigt mit Marullus, Cominius und anderen auf das
Schaffot und stellt sich hinter den Bloß.)

Publius. Aquilius!

Aquilius. An List und Hinterhalt
O Brutus übertriffst du mich, doch mehr
hat noch das blinde Glück für dich
gethan,

Der Zufall, den du nicht berechnen
konntest.

Du hast gesiegt, mir widersährt mein
Recht,

Doch freue dich, du Sieger, wenn du —
kannst.

(Steigt auf das Schaffot.)

Publius. Der Augur!

Augur. Wag! ihr mich zu richten wohl?
Den Göttern nur bin ich verantwortlich,
Die mich zu ihrem Priester einst erkoren.

Brutus. Oh Priester noch, warst Bürger
du von Rom.

Augur. Weit über niedres Erdenrecht
hebt mich

Mein heilig Amt empor zur ihrem
Thron!

Wer darf berühren mich? — Weh'
ihm!

Weh über Rom, weh dreimal über Rom,
Weh über ungeborene Geschlechter

Und ihre Mütter, wenn ihr euch vergreift
An einem Haare meines Hauptes nur.

Nicht ihr habt hier zu richten über mich,
Der Priester richtet über diese Welt!

Brutus. So send' ich dich zur Unterwelt,
dort sitzt

Ein Gott auf eh'rnem Richterstuhl; ver-
damn' er

Zu Tantal's Flammenqual auf ewig dich!
Publius. Marcus!

(Pausc, das Volk murmelt, Sabina beugt sich angst-
voll über die Brüstung.)

Brutus. O Sabina!

(Er lehnt sich verstummend in den Stuhl zurück.)

Marcus. Ich selber trete vor
Und bitte um das Todesurtheil dich. —

Ich will es selbst! — Was weinst du,
theurer Vater?

Lass uns versöhnen Rom vor diesem
Altar

Und durch das Opfer tilgen unsere
Schuld.

(Brutus steigt von der sella curulis nieder und um-
armt ihn und Titus.)

Brutus. Mit diesem Abschiedskusse weih'
ich dich

Und deinen Bruder einem heiligen Tod.
Habt ihr gefrevelt, euer eigener Wille

Macht euch jetzt rein und für das
Vaterland . . .

Ihr beide sterbt jetzt für das Vaterland!

(Marcus die Arme gegen Sabina hebend.)

Marcus. Leb' wohl, o Mutter, und ver-
zeih' uns noch,

Was wir gesündigt an deiner Liebe!
Zum Herd des Hauses, welchen wir

entweiht,
Tritt hin für uns und leg' den Öl-
zweig nieder.

(Titus bei der Hand ergreifend.)

Folg' muthig mir, lass sterben uns als
Römer!

(Er steigt mit ihm auf das Schaffot.)

So sei gesegnet, hehre Stadt! Ich schaue
Zum letztenmal auf deine sieben Hügel;

Aus unsrem Blute wird der Lorbeer sprossen
Und krönen Rom zur Herrscherin der

Welt!

(Er sinkt nieder und legt das Haupt auf den Bloß.
Während der Hentler das Veil hebt, verhält Brutus
das Antlitz, Sabina sinkt auf die Brüstung nieder,
die Scene verwandelt sich.)

Zweite Scene.

(Galle zu Veji. Tarquin mit der Arone, im königlichen Purpurmantel. Aruns.)

Arun's. Verfolgt, gejagt, gehehrt von allen Seiten,

Entronnen kaum Gefangenschaft und Tod!
Sie sollen uns doch nicht entmuthigt seh'n!
Haß gegen Haß! Fluch gegen Fluch!
Was wir versuchen, mögen sie's zerstören;
Sie reiben sich mit uns zugleich nur auf.
Wer immer wagt, gewinnt am Ende doch!
Gut ist zum Angriff die Gelegenheit,
So besser, weil sie schwerlich ihn erwarten,
Denn die Verschworenen kämpfen jetzt
zu Rom

Für Leib und Leben, oder wenn sie feig
Sich fangen ließen, herrscht Verwirrung
doch,

Und Brutus selbst, ins tiefste Herz
getroffen,

Denkt an die Söhne mehr noch als an
Rom.

Meinst du nicht auch? Wir dürfen
hoffen jetzt

Und darum sei's gewagt.

Tarquin. Zum letztenmal!

Die Siege nicht, die Rom uns abgerungen
Erfüllen meine Brust so tief mit Schmerz;
Denn lohnt' es, wäre Rom nicht eben
Rom,

Um Aindertand zu greifen an das
Schwert? —

Nicht diese Siege; doch gesteh'n muß ich,
Es bleibt uns nichts mehr übrig zu
beginnen

Und ob wir hoffen dürfen, zeigt sich bald.

Arun's. Beugt dich der Kampf der letzten
Nacht so tief?

Nenn's Glück, daß ihren Reitern wir
entgingen!

Verloren ist zwar viel, doch zu gewinnen
Bleibt alles noch.

Tarquin. Als die Sibylla einst
Mir jene Schicksalsbücher bot zum Kauf,
Wies ich sie fort. Was sollten sie die
Götter

Besuchen in der Grotte, wenn sie nicht
Sich meldeten in meiner Königshalle? —
Sie aber hob den Arm, mit einemmale
Sah ich, als schwänd' vor meinem Blick
der Rebel,

Die Geister Roms. Sie schwebten auf
und nieder

Am Kapitol in dunkeln Wetterwolken;
In ihrer Mitte, stolz und feuerhell,
Erhob der Schutzgeist uns'res Hauses sich.
Ich wandte mich entzündt zur Seherin;
Sie aber hatte schweigend mich verlassen;
Doch aufgeschlagen lag vor mir das
Buch.

Ich las mit Haß: „Tarquin, vernimm!
es flieht

Dein Genius aus jener Geister Mitte,

Die Rom beherrschen, und du fliehst
mit ihm!

Zwar vieles wirst du wagen, wenn jedoch
Der Thor, der aus dem Thore Roms
dich trieb,

Vor seinem Tode zweifach starb für Rom,
Dann wird er sein den Göttern gleich
an Ehre,

Und gegen Rom kämpfst du zum
letztenmal.“ —

Empört warf ich das Buch zum Bo-
den hin

Und sann auf Rache für das Gaulelspiel.
Jetzt tritt mir vor die Seele jener Spruch
Und ahnend fürcht' ich seinen Doppelsinn:
Den Tod von Brutus' Söhnen kündigt er!
Die letzte Schlacht ist's, die wir heute
schlagen,

Zum letztenmal leg' ich den Purpur an,
Zum letztenmal trag' ich das Diadem.
Als König hab' ich stets gelebt, als
König!

So will ich's sein zum letzten Athemzug,
Als König schreit' ich durch des Orkus
Thor

Und die im Leben mir gehorcht, sie
haben

Es unten nicht vergessen, daß ich einst
Ihr König war, dort oben wird es Rom
Erzählen noch dem künftigen Geschlecht.
Dir bleibt die Jugend, und die Jugend
hat

Die Zeit vor sich und in der Zeit die
Hoffnung:

Verlaß Italien mit den Genossen,
Leicht gründest du den Thron im frem-
den Land,

Daß unser Haus stets Rom wie ein Komet
Von fern bedroh', bis sich das Schicksal
ändert

Und es zurückführt an den Tiberstrand.

Arun's. Italien verlass' ich nie. Ich
strede

Mit Riesenkraft die Arme aus nach Rom;
Sind sie mir abgehau'n, dann will ich
noch

Es fassen mit den Zähnen. — Nein,
nein, nein!

Die letzte Schlacht? — Und ist's die
letzte, gut!

So wünsch ich nur, es sei das Märchen
wahr:

Daß nach dem Tod die Seele jenseits
lebe

Und wiederlehre; ja, dann wollt ich
Als Dämon schwarz vor Brutus' Lager
treten,

Ihn zur Verzweiflung treiben, bis er sich,
Um zu entgeh'n den Qualen, selber trifft.
Jetzt laßt uns eilen, ehe noch der Funke
Von Tapferkeit, den ich bei diesen Wejern
Mit Muth' gewedt, erlischt.

(Augusta, gefolgt von Eclavinnen mit Opfergeräth.)

Tarquin. Augusta!
 Aruns. Nimm Pfeil und Bogen statt der
 Opferschale,
 Die Schlacht beginnt!
 Augusta. Du stehst gerüstet schon?
 Aruns. So trüb der Blick, der hell und
 glänzend sonst
 Dem Sturm der Schlacht entgegen sah,
 das könnte
 Mir einen Schatten in die Seele werfen!
 Laß mit dem Opferrauch das Trugge-
 bild
 Der Nacht entflieh'n.
 Augusta. Das Zwiellicht glänzte schon,
 Als wir vor Publius nach Veji floh'n.
 Ich setze mich ermüdet auf das Lager,
 Bis Schmerz und Sorge mir die Augen
 schloß.
 Was mich umgab, verschwamm in trübem
 Nebel;
 Da fand ich mich, — nicht war's ein
 Traum wie sonst, —
 Nein, deutlich, wie ich euch hier seh' und
 höre, —
 Mit Marcus im geschmückten Braut-
 gemach,
 Er schwur mir Liebe, plötzlich ward er
 bleich,
 Er zitterte, und auf den Boden rollte
 Sein blutbespritztes Haupt. Ich hob
 es auf,
 Ich wollt' es küssen; aus den Lippen
 fuhr
 Es wie ein Sturm und trieb mich durch
 die Wogen
 Der wilden Schlacht, bis kalt mein Herz
 erstarrte
 Und ich als Todte bei dem Todten lag.
 Aruns. Ein Traum, und die Sibylla, was
 gilt mehr?
 Am meisten wohl Atellius, den wir
 Um sich're Botschaft abgesandt.
 (Atellius tritt auf.)
 Augusta. Die Haare wild verwirrt, das
 Auge weit,
 Als hätt' er dort Entsetzliches geschaut!
 Atellius. Schickt mich nicht mehr; ich
 habe viel geseh'n
 In Schlacht und Sturm, und kaum ge-
 zuckt dabei, —
 Zu Rom, da graute mir; ich mußst' es
 greifen
 Und griff ins Blut, das vom Schaffote
 rann.
 Aruns. Besinne dich.
 Atellius. Ihr kennt die Lude kaum,
 Wo von der Mauer hängt der Feigen-
 baum;
 Ich kletter hinauf und schlich zum Mars-
 feld hin.
 Es stand das Volk gedrängt, daß keine
 Nadel
 Gefallen wär', und wäre sie gefallen,

Man hätt' es leicht gehört; sie waren
 stumm
 Und schauten lang empor, wo Brutus
 saß.
 Er sprach das Urtheil. Den Verschwornen,
 Den Söhnen auch! — als es vollzogen
 ward, —
 Verhüllt' er das Gesicht und sank zurück;
 Ein Wonnelaut ist jeder Seufzer, der
 Sich durch die Nacht der Hölle ringt,
 so hell
 Wie schneidend Erz drang es durch seine
 Lippen.
 Aruns. Ich glaub' es nicht!
 Tarquin. Ich denke der Sibylla!
 (Augusta ab.)
 Aruns. O Schwester! — Aus der Wange
 wich das Blut,
 Ihr Auge rollt, als wirble sie der
 Wahnsinn
 Nach Rom zu seinem Grab; verlaßt sie
 nicht!
 Ich bahne dir mit diesem Schwert den
 Weg!
 (Alle ab.)

Dritte Scene.

Das römische Lager. Im Vordergrund schließt ein
 Zelt den Raum. Brutus, Publius, Caeso, Tullus,
 Bindicius.

Publius. Wie du befohlen, steht es
 aufgesetzt:
 „Es ist zum Kriegsdienst jeglicher ver-
 pflichtet
 Sogar der Witwe Sohn.“
 Brutus. Das sagt' ich nicht.
 Publius. Ich zweifelte beim Schreiben,
 Doch du sprachest:
 Auf jedes Leben steht dem Vaterland
 Der Anspruch frei.
 Brutus. Wie alt ist der Entwurf?
 Publius. Nur eine Woche.
 Brutus. Ändern wir es ab:
 Die Witwe mag behalten ihren Sohn!
 (Caeso tritt auf.)
 Caeso. Der Feind ist aufgestellt, es
 schreitet Aruns
 Mit lautem Ruf' schon durch die
 Reihen hin
 Und treibt sie trotzig gegen uns.
 Brutus. So wird es
 Ein schwerer Kampf, weil es das Letzte
 gilt. (Trompeten.)
 (Tullus hastig.)
 Tullus. Zum Wall! zum Wall! die ersten
 Wachen sind
 Geschlagen schon, die andern im Gedränge.
 Sie griffen an, und nah und näher wogt
 Hieher die Flucht.
 Brutus. Ihr warft sie nicht zurück?
 Tullus. Hört ihr der Vejer wilden
 Siegeslärm?

Publius. Der Vejer?

Brutus. Sollte heut' uns jener Feind,
Der jeden Tag den Göttern dankt, wo er
Nicht sechten darf —

Publius. Ich will es selber seh'n! (ab.)

Tullus. Voran den Vejern stürmt im
weißen Kleid

Ein Frauenbild. Das dunkle Auge glüht
Im bleichen Antlich, unverwandten Blickes
Als sah' sie nur das Ziel, nicht die
Gefahr.

Wie eine Rachegöttin, athemlos
Drängt sie auf uns. Weg flogen Schild
und Schwert,

Gleich einer Memme floh, wer sie geseh'n.
So stürzt sie fort, der Graben hemmt
sie nicht,

Es sinkt der Wall, die Palissade fällt,
Mit einemmale steht sie auf der Höhe
Und weithin flattert ihr Gewand im
Wind

Wie eine Fahne. Massenhaft und breit
Dringt ihr die Flut der Vejer nach;
das ist

Nicht Menschenkraft, was sie empor-
getragen.

(Vindicius stürzt herein.)

Vindicius. O Brutus, Publius

Brutus. Er hat gesiegt!

Vindicius. Vergebens stemmt' er sich, sein
Helmbusch sank

Und d'rüber rast die Flucht wie ein
Orkan.

Denn wider uns kämpft eine Cumenide
Hoch wie der längste Speer. Vernichtend
dringt

Aus ihrem Munde Feuerqualm und
Rauch.

Brutus. Sah's eure Furcht? — Für
diesen König kämpft

Kein Gott mehr! Und für ihn genügen wir.

(Alle ab.)

Während einer kriegerischen Musik wird das Zell
weggeschoben, so das die Bühne und der Hintergrund
frei ist. Freier Platz zwischen den Zelten des römischen
Lagers. Aruns, Vejer, dann Atellus und Augusta mit
Kriegern später Brutus, Tullus und Römer. Tarquin,
Mamilius, Vejer.

Aruns. Die Rache blüht, drängt auf der
Ferse nach,

Dass sie verzweifelt zwischen Schwert
und Flamme

Nicht mehr entflieh'n, gönnt ihnen keine
Rast!

(Trauermarsch. Als er abgeben will, tritt ihm Atel-
lius mit einer Schar Krieger entgegen. Sie tragen
auf den Lanzenköpfen die verwundete Augusta in
den Vordergrund.)

Aruns. Augusta!

Atellius. Sie lag hingestreckt am Boden
Die Brust vom Speer durchbort. Zer-
streut im Lager

War rings der Vejer Schar, die ihr gefolgt
Und plünderte.

Aruns. So treffe sie der Römer!
Das Leben ausgelöscht! Da hilft kein
Arzt

Das kenn' ich gut! — O meine Schwester!
— Still

Sie athmet noch, sie schägt die Augen
auf!

(Augusta richtet sich langsam auf.)

Augusta. Stüh' mir das Haupt! du
weinst? Auch Aruns ist

Nicht Aruns mehr! So weih'n die
Götter uns

Zum Untergang. Leb' wohl! noch einen
Blick! —

Auf ewig wohl! Du goldnes Sonnenlicht
Wilst du mir leuchten noch am Hoch-
zeitstag,

Warum verglimmst du heut vor Abend
schon! (Stirbt.)

Aruns. Deckt sie mit euren Schildern, bis
wir Lorbeer

Auf ihre Bahre streu'n. O meine Schwester!
Ich will dich rächen, ist's das Letzte doch,
Was dir des Bruders Arm gewähren
kann!

(Brutus dringt mit Römern heran.)

Aruns. Zu dieser Leiche, Brutus, ruf ich
dich.

Zum Todtenopfer ruf ich dich!

Du magst es in der Unterwelt noch
rühmen,

Dass deinen Staub ich diesem Staube
mische.

Zum Kampf! zum Kampf! dann weih'
ich dieses Schwert

Im schwersten Fluch mit deinem Blut
der Hölle. —

Brutus. Ich rufe gegen dich die Götter
Roms. —

(Sie sechten.)

Aruns. Dass sie mit dir es in den Ab-
grund schleudern!

Brutus. Auf deines Stammes Grab es
zu erhöh'n!

(Verwunden sich gegenseitig. Aruns fällt.)

Brutus. Rom ist gerettet!

Aruns. Lass Atellius
Den Klumpen hier, der Aruns einst
geheißt!

Such' meinen Vater, dass nicht Publius
Zum Kapitol ihn im Triumphe schleppe
Und ihm der Pöbel in das Antlich spuckt.
Mein Blut genügt! Wie grau wird
diese Welt!

Auch Brutus sinkt — das Narrenspiel
ist aus. (Stirbt.)

Brutus. So niedrig jetzt, was kurz zu-
vor so hoch,

So winzig an dem Thor der Ewigkeit!
Und doch war schlecht und eitel nicht
mein Thun,

Dass ich mich ruhig vor die Richter
wage
Am Acheron! Ich hör' ihn rauschen schon,
Der Eöhne Stimmen, seh'n kann ich
nicht mehr, —
Sie sind entführt! Nun laßt mich ruh'n
bei euch! (Stirbt.)

Publius mit Kriegern; diese wollen angreifen, er hält sie mit seinem Speer zurück.

Publius. Senkt eure Waffen, aus den
Wolken griff
Die Hand der Götter und sie hat —
gerichtet!
Wo alle Macht der Erde sich beugen muß,
Wär's Frevel, zu erheben noch ein
Schwert.

(Tarquin mit Kriegern.)

Tarquin. Aruns! — Aruns! todt? —
todt? —
Aus seiner Wunde flieht kein Blut
mehr! Ha!
Wer so getroffen ward, der reicht dem
Vater
Nicht mehr die Hand! — Augusta todt!
Auch Brutus todt! — Faßt dieser enge
Raum
Von wenig Schritten so viel Haß und
Liebe?
Ist's Thorheit nicht, nicht Wahnsinn,
dass ich athme, —
Ein Traum, wie ihn nur die Verdammten
träumen? —
Halt, halt! — wenn ich die Augen decke,
— nein!
Weit offen sehen sie nur Leichen hier,
Nur Leichen hier, und ich erstarre nicht
Zu Stein hier am Medusenblick des Todes!
Warum erhärtet nicht mein Herz zu-
gleich
Wie dieser Panzer, der es fest umschließt?
Ihr habt zerstört, ihr Götter! Kraft
und Schönheit
Und laßt der Opfer, die wir euch ge-
bracht!

Kollt eure Donner, dass zu Staub ich sinke
Und Nacht den Geist für ewig mir
umhülle!

Doch belen? — Nicht einmal den Tod
schenkt ihr,

Wenn ihn ein Armer sehnend sich erschleht.
So wend' ich mich zuletzt an euch, ihr
Römer:

Ist keiner hier, dem ich den Vater schlug,
Den Bruder würgte, dessen Weib und
Kinder

Ich ohne Gnade trieb vom Herd des
Hauses? — —

Er trete vor — hier, hier! — durch-
bohre mich

Und jauchze dann: Vergolten hab' ich ihn!
Ihr schweigt, ihr starrt auf mich, —
es ist vorbei! . . .

Als Bahrtuch leg' ich diesen Purpur-
mantel,

Der nur zum Hohn noch diese Schultern
deckt,

Auf ihre Gräber hin; — fort, goldner
Reis,

Zerbrochen werf' ich ihn vor eure Füße, —
Hier herrscht nur noch des Todes
Majestät!

O Publius, wild bist du zwar, doch edel,
Drum beugt Tarquin besiegt vor dir
das Haupt,

Vor dessen Winke Rom im Staube
lag, —

Um eine Schaufel Erde bittet er
Für diese Leichen; — schweigend nickst
du ja! —

So ist's vorbei! — Gebrochen liegt der
Speer

In meines Aruns Hand; — ein Pilgerstab,
Auf den sich schwanlend stürzt ein
schwacher Greis

Von Stadt zu Stadt; der letzte König
Roms!

Publius. Du hobst dich über Menschen
Stolz empor,

Der Götter heiliger Zorn hat dich zer-
malmt!

Ein Classiker der Wiener Literatur.

Von Gust. Andr. Kessel.

Am 7. December dieses Jahres feiert Friedrich Schlögl, einer der bedeutendsten Volksschriftsteller Oesterreichs, der Classiker der Wiener Sittenschilderung, sein hiebzigstes Geburtsfest. Das deutsche Volk in Oesterreich und auch jenes außerhalb der heimatlichen Marken, insbesondere aber Schlögl's Vaterstadt wird an diesem Tage eine alte Ehrenschild zu zahlen und Schlögl seinem vollen Werte nach zu würdigen haben.

Schlögl's äußerer Lebenslauf ist ein höchst einfacher. Als der Sohn armer Handwerksleute in Wien geboren, konnte er mit knapper Noth die Gymnasialstudien beenden. In seiner Skizze „Ein paar alte Leute“ hatte er nachmals seinen Eltern ein ergreifendes Denkmal gesetzt; eine Stelle in seinem „Von den besten Büchern“ spricht für die geistige Strenge der Eltern. 1840 trat Schlögl, da er nunmehr für seinen Unterhalt selbst zu sorgen hatte, als Beamter in eine Militärrechnungskanzlei ein und erhielt nach neunjähriger Diensttrophne einen Monatsgehalt von — vierzehn Gulden! Die geistige Ode, welche damals in jenen Ämtern herrschte, hat er in seinem Büchlein über Ferdinand Sauter lebhaft veranschaulicht. Endlich wurde Schlögl zur Hofkriegsbuchhaltung versetzt, trat aber, da für ihn als Subalternbeamter die Aussichten zu ungünstig waren, 1870 in den Ruhestand.

Reich ist dagegen des Dichters innerer Lebensgang, der aus seinen Werken spricht. Schlögl begann

seine schriftstellerische Thätigkeit bereits im Jahre 1840 bei Zeitschriften, Sammelwerken und Kalendern. Er schrieb seit dem Jahre 1857 für das Wiener Witzblatt „Figaro“, weiters für den „Wanderer“, und seit 1867 für das „Neue Wiener Tagblatt“, gründete mit Sitter die in ihrer Art gleich den „Fliegenden Blättern“ einzige Beilage „Wiener Lust“ zum „Figaro“, welche in den ersten Jahren ihres Bestandes fast ausschließlich Beiträge aus Schlögl's Feder brachte. Auch dem „Heimgarten“ ist er stets ein treuer Mitarbeiter gewesen. Von seinen in Buchform erschienenen Schriften sind die Sammlungen „Wiener Blut“, „Wiener Lust“, „Wienerisches“ und „Das curiose Buch“ die bedeutendsten.

Schlögl ist allen seinen Nachfolgern auf dem zuerst von ihm betretenen Gebiete der Wiener Sittenschilderung der letzten Jahrzehnte durch seinen tiefen sittlichen Ernst, seine edlen Absichten, durch die Höhe seiner Auffassung und sein vornehm künstlerisches Wesen unvergleichlich überlegen. Er kennt das Volk, wie es leidet und lebt, in allen seinen Leiden und Freuden, in seinen Schwächen, die er schonungslos geißelt, und in seinen Vorzügen, für die er vollwichtig in die Schranken tritt. All die Lust und Qual des Lebens, die in tausend und aber tausend Herzen die Welt durchzittert, spiegelt sich in ihm, dem echten Dichter, in ganzer Größe auch in dem engen Rahmen der Scholle, an die er gebunden ist. Er weiß mit gesundem Griffe überall markig zu

gestalten, und selbst Anzengruber vermochte in seinen Meisterschöpfungen wienerischer Charakterzeichnung zwar solche in einer höheren Kunstform, aber nicht wahrer als Schlögl zu bieten. Was tausendfältig die Lust erfüllt und woran alles achlos vorüberschreitet, hat Schlögl mit dem Auge des Sehenden erfasst und aus dem Vollen heraus geschaffen.

Schlögls überquellende Liebe zu aller Creatur, die lebt und leidet, wenn er mit scharfem Worte das lieblose heuchlerische Geldprogenthum an den Pranger stellt, wenn er die arme, müde gehetzte Schar der Enterbten, ihr Recht für sie fordernd, unter seine Fittige nimmt, wenn er selbst für das in rüder Lust zu Tode gepeinigte Thier die Stimme erhebt, das alles muss jeden überzeugen, dass hier nicht nur ein bedeutender Schriftsteller, sondern ein edler Mensch gesprochen hat. Anzengruber sagte, Schlögl trägt ein Goldherz in sich und ist der beste Kamerad. Ersteres zeigt sich in allen seinen Schriften, letzteres beweisen seine warm empfundenen Aufsätze über Sauter, Nürnberg und andere.

Schlögls Herz zeigt sein Humor. Er lächelt als echter Weiser, der es nicht lassen kann, der Menschheit die Bahnen zu zeigen, die sie wandeln soll, wenn er auch tief im Innern sich nur geringe Erfolge seines Strebens verspricht. Nur in den gedrücktesten Stimmungen fürchtet er: „Alles Hoffen ist vergebens, das Grammerstädterthum wird siegen!“ wünscht aber glühend, man könnte ihm einst mit Begründung nachsagen, dass er wohl ein treu liebender Sohn Wiens, aber der schlechteste Prophet gewesen sei. — Ein treu liebender Sohn Wiens! Die heißeste Liebe zu

seiner Vaterstadt, deren Fehler er kennt, wie kein anderer, und der er doch um ihrer Vorzüge willen unverbrüchlich ergeben ist, erfüllt sein ganzes Wesen.

Schlögl steigt nie zum Wize um des Wizes willen, bloß um die Menge zum Lachen zu reizen, herunter, und verliert sich nie, weder im Ton, noch in der Geberde in's Gemeine. Er beherrscht den Dialekt unumschränkt in allen seinen Abstufungen und sinkt nie, auch bei der gefährlichsten Wendung, ins Triviale. Auch allen seinen culturgeschichtlichen Aufsätzen ist der vornehme Geist des Schriftstellers eigen, der nie das Wort anders als für seine Überzeugung ergriffen hat. Schlögls Sammelleiß, den viele seiner Schriften bekunden, verdient besondere Anerkennung.

Wenn Schlögl seiner Eigenart gemäß, sich auf dem rascheren Anerkennung verheißenden Gebiete des Volksstückes oder der Volksersählung bethätigt hätte, ein bis in die weitesten Kreise vollklingender Name in der Literaturgeschichte müßte ihm schon heute gesichert sein. Aber auch so kann ihm der gebührende, ehrenvolle Preis in derselben nicht vorenthalten werden und schon längst würden es seine Schriften verdienen, in einer würdigen Gesamtausgabe, etwa von einem Meisterstift begleitet, dem Volke, für das er ein Leben lang geschaffen, übergeben zu werden.*)

Mögen auch diese Zeilen beitragen, Schlögls Werken neue Leserkreise zu gewinnen und ihm neue Verehrer an seinem Festtage zuzuführen.

*) Es ist begründete Hoffnung vorhanden, dass wir eine illustrierte Gesamtausgabe von Schlögls Werken recht bald werden begrüßen können. Die Red.

Erbarmen!

Ein Entrüstungskruf und eine Fürbitte.

„Und noch etwas, Kinder!“ sagte der Lehrer, bevor er nach der Schule die Jugend entließ, „mit ist zu Ohren gekommen, daß einige von euch — ich will keine Namen nennen — sich in freien Stunden mit Thierschindereien abgeben. Den Kaninchen die Hinterfüße zusammenbinden, damit sie nicht hüpfen können, den Tauben die Flügel fluchen, damit sie nicht fliegen können, ja sogar den Hunden glühenden Schwamm in die Ohren stecken, damit sie recht toll herumlaufen — das sind so einige Späßchen, die sich mancher erlaubt. Kinder, ich sage es euch, die Thierquälerei ist eines der abscheulichsten Laster, das sehr oft zum Schlimmsten ausartet und nicht selten auf den Galgen führt. Wir leben in der Zeit der Gesittung, man begegnet nicht mehr solchen Roheiten wie in alten Zeiten, umso mehr hat sich auch die Jugend zu befehligen, anständig zu sein und mitleidig auch gegen die Thiere, die ebenfalls Geschöpfe Gottes sind. — Daß mir solche Roheiten nicht mehr vorkommen! Und nun geht ruhig nachhause!“

Also der Lehrer, und die Kinder giengen ruhig nachhause!

Unterwegs hatten sie allerhand Ergötzlichkeiten. Da war ein rothgesichtiger Fleischerburche, der um die Lenden eine weiße, mit Blut besprenkelte Schürze geschlungen hatte und mörderisch fluchte. Denn er führte am

Strick ein Kalb, welches nicht gehen wollte, so sehr auch der große Fleischerhund hinter ihm bellte, wüthend gröhle und es in die Beine biß. Das Kalb war in solcher Todesangst, daß es blöckend, stöhnend mit den Vorderfüßen zusammenbrach, gleichsam als ob es niederknien und um Barmherzigkeit flehen wollte. Aber am Strick, den es um den Hals trug, riß der Fleischer das Thier immer wieder empor und also ward es durch das Dorf geschleppt und der Fleischhanerei „zum goldenen Ochsen“ zu. Die Schulkinder folgten dem Schauspieler mit größtem Interesse, die einen ergriffen Partei für das Kalb, die anderen für den Fleischer und den Hund.

Das Thier wurde durch das breite Einfahrtsthor in den Hof geführt, an dessen Wänden große eiserne Haken angebracht waren, dort warf es der Fleischer auf das Steinpflaster, kniete darauf hin, zog das Messer und durchstach an den Hinterbeinen die Schenkel. Hernach riß er das Kalb bei diesen Beinen empor und hieng es durch die Löcher an den Eisenhaken auf. Das so niederhängende Thier strampelte mit den Vorderfüßen in der Luft und schlug, erbärmlich blöckend, seinen Kopf an die Wand, daß es krachte. Der Hund sprang lechzend im Halbkreise umher, manchmal nach dem zappelnden Thiere hinauf schnappend. Der Fleischer holte von der Kammer einen Bottich herbei,

den er unter das hängende Thier stellte, dann schärft er ruhig sein Schlachtmesser, faßt mit der einen Hand das Opfer an dem Ohr und stieß ihm mit der anderen das Messer in den Hals. — Noch lange schlug der Leib hin und her, dann hieng er leblos nieder und das Blut rieselte in den Bottich.

Das alles hatten die Kinder lautlos mitangesehen.

Als weiter nichts mehr war, giengen sie ihres Weges und besprachen lebhaft das Gesehene. Einer der Knaben war ganz begeistert und versicherte, auch Fleischhauer werden zu wollen. Ein anderer gedachte es an seinem Kaninchen zu versuchen, selbst bei den durchlöchernten Hinterschenkeln an die Wand zu hängen und zu sehen, wie es sich dabei verhalten werde.

Meine Leser sind empört, aber nicht etwa über den Fleischer, der eben nur sein Gewerbe ausübt, sondern vielmehr über den Heimgärtner, der so widerliche Dinge drucken läßt. Man könnte ja fast ohnmächtig werden beim Lesen. — Ich gebe es zu, vermüthe aber, daß das Hängen an aufgeschlizten Schenkeln und das Warten auf den Todesstoß noch einigermaßen unangenehmer sein dürfte, als das Lesen dieser Geschichte. Und das Schlimmste an der Geschichte, daß sie nicht etwa geschehen ist, sondern noch immer geschieht, täglich und hundertfach geschieht draußen auf dem Lande. Und Thatsache ist, daß auf den Schlachtplätzen noch weit grauenhaftere Dinge vorkommen, bei deren Anschauen die Schulkinder „Gesittung“ lernen.

Die Thierschutzvereine entwickeln zwar eine geradezu rührende Thätigkeit zur Einführung von zweckmäßigen, rasch tödtenden oder wenigstens momentan betäubenden Schlachtwerkzeugen, wie sie in den Städten meist schon angewendet werden; diese Vereine thun alles Mögliche zur Abschaffung von haarsträubenden Grausamkeiten, die

auf dem Lande etwas Alltägliches sind. Allein die Leute wollen nicht darauf eingehen, sie bleiben bei ihrem alten Brauch. Und die Behörden verhalten sich gleichgiltig, zumeist ablehnend gegen die Bestrebungen zum Schutze der Thiere.

Die Volksschule läßt es sich zwar angelegen sein, der Roheit entgegenzuarbeiten und humanen Sinn in den Kinderherzen zu pflegen, aber der Weg aus der Schule reizt oft alles nieder, was die Schule aufgebaut hat. Und der Lehrer selbst, der tagsüber zu seinen Schülern von dem Cannibalischen der Schlächtereier spricht, begehrt vielleicht abends beim Fleischhauer einen Kostbraten — heißt das, wenn die Gehaltsklasse einen solchen erlaubt. Wer Fleisch verzehrt, ist Mitschlächter, sagen die Vegetarianer. Eine schlechte Gehaltsklasse ist manchmal ein mächtigerer Sittensfactor, als die beste Überzeugung.

Sehr tüchtig hat mich in vorbe-dachter Sache ein junger Erzieher abgefanzt. Der erklärte meinen Protest gegen die Grausamkeit in den Schlachthäusern für Sentimentalitätsduselei, und meinen Wunsch, daß vor allem die Kinder von solchen Abscheulichkeiten fern gehalten werden sollten, für Unsinn. „Wollen Sie aus unseren Knaben rührfelige Jammerbasen machen?“ rief er entrüstet aus, „unsere deutschen Knaben, die Gudel Hermanns, welche einst Rußland lahmlegen und Frankreich vernichten müssen, die Knaben sollen verweichlicht werden, sollen kein Schwein und kein Kalb tödten sehen dürfen?!“

Wahrlich, er hatte recht, in einer Zeit, da aller Witz der Staaten und Nationen darauf hinausgeht, aus Menschen Soldaten, aus Staatsbürgern Kanonenfutter zu machen, in einer solchen Zeit ist der Thierschutz eine Ironie.

Doch, Idealisten, wie unsereiner, bleiben unverbesserlich. Ich kann nicht einsehen, daß wir alle miteinander

nur darum auf der Welt sein sollen, um einander zu quälen und zu tödten. Ideal und Religion, die das Leben noch erträglich gemacht, hat man verworfen, um jetzt in heller Verzweiflung schreien zu müssen: die Welt ist unfelig, die Liebe ein Phantom, das Dasein ein Kampf, das Leben eine Qual, der Tod ein Schrecken! — Nun, die Menschen sollen zusehen, wie sie sich aus solch von ihnen selbst geschaffenen erbärmlichen Zuständen wieder herausarbeiten. Meine heutige Fürsprache gilt dem Thiere, das selber nicht sprechen kann. Ich freilich verstehe seine Sprache, seine Klage, seinen oft gräßlichen Schmerz, den der leichtsinnige, unüberlegsame Mensch ihm verursacht. Zum Zeugen rufe ich einen Mann vor, der die Klagen der Thiere in menschliche Sprache übersetzt hat. Nur ein paar Beispiele, wie das müde Pferd, der geblendete Vogel, der verschmachtende Fisch, das sterbende Reh, die verstümmelte Fliege über ihre Peiniger sich beklagen.

Das alte Pferd.

Jetzt stehe ich schon so lange hier in der kalten stürmischen Nacht, und der Regen strömt auf mich hernieder. Drinnen im Wirtshaus, in dem warmen Zimmer, sitzt mein Herr bei den munteren Burschen, isst und trinkt und ist heiter! Mein Herr muß mich ganz vergessen haben! Das bißchen Heu, das er mir vorgeworfen, hat meinen Hunger nicht gestillt; ich friere. Mir ist es sterbensschlecht. Warum hat mich mein Herr nicht ausgespannt und in den Stall geführt; wie viel besser könnte ich hernach laufen! Doch ich gelte gar nichts mehr, und das thut mir so wehe. Wie wurde ich früher gestreichelt und geliebkost. Jetzt aber muß ich tagaus tagein den schweren plumpen Karren ziehen, und ich bin doch so alt und schwach, bekomme mehr Schläge als Nahrung

und muß in einem dumpfen, nassen, kalten Stalle stehen. Wie friere ich, wenn ich hineingestellt werde; denn wenn mein Herr betrunken ist, schlägt er mich, damit ich schnell gehe, und wenn ich dann durch die Überanstrengung warm werde, leide ich hernach um so mehr in dem nasstalten Stall. — Doch endlich kommt mein Herr, ich höre seine wartenden Tritte; was gäbe es mit ihm, wo bliebe er liegen, wenn ich nicht sicher den Weg nachhause wüßte und ihn heimführte. Doch was wird noch meinem Wagen aufgebürdet? Ein Mensch hat meinen Herrn überredet, daß er für einige Pfennige Fuhrlohn noch ein paar schwere Säcke mit Mehl mir aufladet. Stürzte ich nur schon gleich zusammen, so wäre ich doch von meinen Qualen erlöst. Wie hart sind doch die Menschen gegen ein so armes, altes Thier! Wie weh thut mir das Wort, das mein Herr vorhin sprach, als er die Säcke aufladen ließ: „Was ist an der alten Mähre viel verloren; bleibt sie heute liegen, kaufe ich mir morgen wieder so eine Mähre, die sind nicht theuer und fressen auch nicht viel, weil ihr Gebiß schlecht ist.“ Und dabei lachte er so höhnisch und roh. Wenn mich nur bald der Tod erlöst!

Der geblendete Vogel.

Wie schmerzen mich meine Augen, in welche der Mann mit einem glühenden Eisen fuhr! Warum nimmt aber diese Nacht, in der ich sitze, gar kein Ende! Soll ich denn nie mehr das Licht sehen dürfen und durch das Fenster den blauen Himmel und die grünen Bäume? O Jammerleben! Wie trugen mich sonst meine Schwingen hoch empor in die reine Himmelsluft, vom Wald in das Feld, von Baum zu Baum! Wie war mein Leben ein Jubel und Gesang! Wie saß ich mit meinem Weibchen an dem lauschigen Plätzchen neben dem Neste

und freute mich mit ihm unserer Zungen! Da fieng mich der Vogelsteller, und mir, dem Freiheit über alles gieng, wurde ein enges Gefängnis angewiesen. Ich flattere ängstlich hin und her, aber ich kann nicht entfliehen. Höre ich draußen einen Vogel singen, so ergreift mich ein Heimweh nach meinem Wald und meiner Freiheit. Und in diesem Gefängnis soll ich singen? Ob mein Herr es wohl vernimmt, wie in meinem Singen sich mein schmerzliches Klagen und Heimweh einen Ausweg sucht? O! wie schrecklich ist die Nacht, in der ich lebe! Wenn mein Quäler selber das Los eines Blinden theilen müßte, hätte er wohl mehr Erbarmen.

Der Fisch im Korbe.

Wie lange, lange liege ich schon mit den anderen gefangenen Kameraden ohne Wasser im Korbe des Händlers, der uns den Tod nicht einmal gönnt und unsere Qualen verlängert! Aber nein, wir müssen ja eben durch unsere Zuckungen verrathen, daß wir noch frische Fische, gute Fische sind, und deshalb quält man uns so! Und wie fürchterlich schmerzt mich meine Gaumenhöhle, wie weh thun mir die Kiemenbogen, die durch den Angelhaken des Fischers so sehr verletzt und zerrissen wurden! Wenn sonst sich die blutsaugenden Kiemenwürmer an meine Kiemen setzten, wie schnellste ich vor Schmerzen hin und her und meinte, ich müßte toll werden! Aber jetzt leide ich viel mehr, ich bin nur zu kraftlos, mich vor Schmerzen herumzuwerfen. Die Köchin hält mich gewiß, wenn ich mich kaum noch regen kann, für so gut wie todt und erspart sich die Mühe, mir den ersuchten Tod zu geben! Fürchterlich, fürchterlich! Was steht mir noch bevor! Zu meinen Schmerzen, zu meinem Verschmachten kommt noch hinzu, daß ich bei lebendigem Leibe mit scharfem Messer ab-

geschuppt und ausgeweidet werde! O schrecklich ist es, in die Hände eines Menschen zu fallen; doch Gott hört auch das Seufzen der stummen Fische.

Die sterbende Mutter.

(Ein in der Schonzeit von einem Wilddieb geschossenes Reh.)

So muß ich denn hier liegen bleiben in meinem Blute, mit dem tödtlichen Blei im Leibe! Meine armen Kitzchen! Sie sind erst sechs Tage alt und konnten mich noch nicht begleiten; wie werden sie schwachen und dürsten, wie werden sie kläglich schreien und mich suchen! Mehr noch als meine Wunde schmerzt mich ihre Noth! Was wird aus ihnen werden? Wenn der böse Fuchs ihr klägliches Mi-Mi hört, wird er bald herankommen und sie tödten! O ich arme Mutter! Wie freute ich mich meiner beiden Zungen! Wie schmiegten sie sich an mich an! Was habe ich denn verbrochen, ich armes Thier? Ich habe ja nur Gras und Laub gefressen, da auf einmal sinke ich getroffen zusammen! Doch da naht ja schon mein Mörder, er zieht sein Messer, mich zu erstechen; ach, meine armen Zungen!

Die Fliege ohne Flügel.

Jetzt werde ich doch sicher sein in dieser Ecke, in die ich getrocken bin, nachdem ich vom Fensterims heruntergefallen! Aber was werde ich anfangen? Ich kann ja nicht mehr fliegen! Das Kind hat mir meine Flügel ausgerissen, und wie weh hat es mir gethan; aus meinem Leibe heraus hat es die Flügel gerissen! Wie heftig schmerzen mich meine Wunden! Warum hat mich aber das Kind so verfolgt? Es freut sich jetzt und singt und springt und hat mich ganz vergessen; es ahnt nicht, welche Leiden ich habe. Wie verfolgen die Menschen doch die Mörder,

welche andere Leute verwunden! Aber wer schützt mich, da ich doch ebenso jeden Schmerz fühle? Wenn einem Kinde die beiden Arme aus dem Rumpfe gerissen würden und es läge in seinen Schmerzen da! Wie elend bin ich!

Meine Freunde! so würde das Thier sprechen, wenn es eine menschliche Sprache hätte. Indes führt es eine Sprache, die Gott versteht, und dieser Mittler wird einmal darauf antworten.

Darf ich auch noch sagen, daß unsere Sittenlehre nicht strenge genug ist gegen Thierquälereien? Wo ist das Gesetz, welches Thierquälereien klar und entschieden verbietet und bestraft? Wer Menschenliebe verlangt, der muß auch Liebe und Mitleid zu den Thieren predigen. Ein Herz, das gegen die Thiere verroht ist, wird gegen die Menschen nicht zart sein. Die Religion sagt, alles in der Welt sei nur zum Nutzen des Menschen erschaffen. Es ist das eine etwas hochmüthige Meinung, die der Wolf oder der Tiger gelegentlich umkehren könnte, sobald er der Stärkere ist, und das Insect und die Bakterie thatsächlich umgekehrt hat, eben weil diese Wesen durch ihre Winzigkeit geschützt, stärker sind als der Mensch. Zugegeben aber, die Thiere sind zum Nutzen des Menschen erschaffen, ist das ein Grund für diesen, undankbar zu sein?

Im Angesichte der Qualen, die den hilflosen Thieren von — wenn auch nicht immer bössartigen, so doch unbedacht handelnden — Menschen überall

zugefügt werden, möchte ich niederknien vor euch, Mitmenschen, und mit gefalteten Händen euch bitten, aufsehen: Erbarmen! Erbarmen für die Thiere! Sie sind wie wir von Gott erschaffen, um sich des Lebens zu freuen! Sie haben mit uns den einen Vater im Himmel. — Wir dürfen uns vor ihnen schützen, wir dürfen sie nützen, so wie ja auch wir untereinander uns schützen und nützen. Aber die Thiere haben von natur- und gotteswegen und endlich auch unserwegen ihre heiligen Rechte, die zu verletzen eine Todsünde ist. — Und denkt noch ein bißchen weiter, oder näher, denkt an euch selbst. War so sicher und klar steht's nicht um uns. Wir haben unseren Weg durch die Schöpfung noch lange nicht zurückgelegt, keiner von uns weiß, in welchen Balg er noch gerathen kann! Wäre ich der liebe Gott, ich würde der Abwechslung halber den Gefellen, der heute Fleischer ist, morgen Kalb sein lassen. Und übermorgen ihn höflich fragen, was er über die Sache denke? Vielleicht käme doch eine gute Verständigung und ein billiger Ausgleich zustande zwischen Menschen und Thier — die schöne Welt würde dadurch sehr viel gewinnen, und das Menschenherz noch mehr. Und zur Stunde, wenn der Mensch in seiner höchsten Noth weinend vor mich — seinen Gott — hinsinkt und um Erbarmen fleht für sich, für sein Kind — wie könnte ich ihn unerhört lassen, wenn er barmherzig war gegen meine Creatur! R.

's Heimgarteln im steirischen Ennsthale.

Geschildert von Karl Reiterer.

In den freien Nachmittagsstunden besucht der Mpler, der die Woche über schwer arbeiten muß, seinen Nachbar. Man zieht von Haus zu Haus. Es wird dies das „Heimgarteln“ genannt und ist besonders im steirischen Ennsthale stark üblich.

Nicht nur das junge Völklein, nein, auch Väter und Mütter schließen sich dem Heimgartengehen an. Verschiedene Neuigkeiten gibt es zu besprechen, natürlich, soll da die bauerliche „Hausmutter“ in den Mußestunden nicht gerne mit der Frau Nachbarin ein Stündchen verplaudern?

Am gemüthlichsten wird es beim Heimgarteln gewöhnlich in den Abendstunden. Es werden Geschichten erzählt, Räthsel aufgegeben, Spiele arrangiert, Tänze abgehalten u. s. w. Daß sich hierbei einzelne Pärchen traulich zusammenfinden, ist leicht begreiflich. Auch Getränke werden dem „Hoangaschtler“, wie der Ennsthaler sagt, verabreicht. Versteht sich, das Lieben und Trinken ist dem Steirer, dem das Sprüchlein:

„Wer nicht lebt Wein, Weib, Gesang,
Der bleibt ein Narr sein Leben lang!“

nicht nahegelegt zu werden braucht, etwas Urnothwendiges, dabei jodeln Bursche und Mädchen, daß es eine Art hat. Nur zu, „gemüthlicher“ Steirer!

Will in einem besonderen Beispiele versuchen, das Heimgarteln von mehreren Seiten zu beleuchten.

Beim Ladenmahr in der Gatschen, einem Bauerndörfchen des Ennsthales, südlich vom kolossalen, fahlen, 2346 Meter hohen Steinriesen Grimming, der das herrliche „Nusseer Landl“ vom Ennsthale gleichsam trennt, hat sich jung und alt, klein und groß eingefunden.

Es ist am „Sonnwendabend“, „Bauernfeiertag“. Der Sonnwendtag ist den Mplern ein geheiligter Tag, an ihm müssen alle Hände ruhen, obgleich er im steirischen „Mandelkalender“ mit keinem „rothen Kreuz“ verzeichnet ist.

Der Sommer ist ins Land gezogen. Über Berg und Thal wölbt sich der blaue Äther. Eine würzige Almluft streicht durch die Obstgärten, die, mit Früchten reichlich behangen, die einzelnen Gehöfte umfrieden.

Stolz steht der Ladenmahr-Großbauernhof, knapp an der staubigen Landstraße, mit seinen vielen Nebengebäuden da.

Im Innern des Hauses herrscht reges Leben. Aus der Gesindestube dringt ein übermüthiges Johlen.

Der Aschauer Poldl erscheint, mit einem Dirndl unter dem Arme, vor dem Gebäude. Der Poldl ist ein feiner! Er will mit dem Sichelweber-Rätherl, diese ist es, die er ins Freie geleitet, in stiller Einsamkeit ein Wörtel reden. Oder ward dir das Lärmen in der Stube zu toll, Poldl?

Betreten wir die Gesindestube.

Tabakqualm dringt uns entgegen. Staub- und dunsterfüllt ist das Gemach. Beim Tische, der in einer Stubenecke steht, sitzen einige ältere Knechte und karteln. An diese wollen wir uns zuerst wenden.

„Wer ist der Ausspieler?“ — „Ich!“ ruft der Jof. — „Krenz geht aus!“ — „Gestochen, Eichel zu!“ — „Mir gehört der Stich!“ darauf der Mirt. — „Krenz-König zu!“ ruft der Großknecht. — „Hab' ihn blaut, verteuft!“ tobt der dicke Sepp, des Ladenmahrs Ochsenbub, wild auf. Soeben will der Jof wieder ausspielen, da beginnt der Hammerkathl-Zenz mit seiner Zither einen „Steirischen“ zu spielen. Hollah! Was kümmern den Lenz noch die Karten? Er wirft sie weg, erhebt sich am Stuhl, eilt auf das Ladenmahr Kresel zu — und mit dem Rufe: „Zässes, ein Tanzl muß ich mit dem Dirndl machen!“ faßt er das Mädchen um die Mitte und dreht sich mit demselben im Kreise. Die Dirn weicht geschickt den mimmenden Bewegungen des Buben aus, der Lenz fängt an mit den Füßen zu schleifen, bis er endlich — gleichsam von plötzlichem Übermuth gepackt — das Dirndl in die Höhe hebt, dann mit den Füßen strampft und jöhlt:

„Wenn 's Wirtshaus a Kirchen wär'
Und 's Dirndl der Altar,
Aßt möcht ih a Pfarrer sein,
A siebn, an acht Jahr“

worauf die Kresel neckisch erwidert:

„Mei Herz is verschlossen,
Is a Doppelschloß dran,
Is a oanziger Bua,
Der's aufmachen kann.“

„Aha! Dirndl, ist der Lenz der einzige?“ „O nein, der Ladenmahr Ochsenbub, der dicke Sepp ist's. Lug, Dirndl, der Sepp verläßt soeben auch die Spieler.“ Richtig, das Dirndl hat es schon bemerkt, daß es dem Buben nicht mehr gut thut auf der harten Bank. Das Mädchen läßt ihren Tänzer los und eilt auf den Sepp zu. „Aber Dirndl, so unartig

sein — und gleich den Tänzer zum Winkel schieben?“ „A was!“ „Das schickt sich ja nicht, Kresel?!“

„Geht mich alles nix an!“ möcht' uns das Dirndl, wenn wir es zur Rede stellen könnten, antworten. Halt ja, es ist schon so der Brauch auf dem lieben Lande, daß die Tänzerin den, den sie in ihren Armen wiegt, wenn es nicht ihr Herzzallerliebster ist, kalt in eine Stubenecke stellt, falls sie des Buben müde.

Also der Sepp muß es sein.

„Spielmann Zenz, einen Neubäurischen“ (altsteirischer Tanz)! ruft der dicke Sepp dem Harmonikaspieler zu. Gut, recht gerne spielt der Zenz einen feinen Neubäurischen auf.

Dabei trällert, mit seiner Kresel am Arme, der dicke Ochsenknecht:

„Bin a lustiger Bua,
Und ih tanz überall;
Im Kaiser sein Saal
Tanz ih ah noch amal.“

Das wollen wir glauben, mein lieber Sepp! Bist ein tüchtiger Bub, warst ja bei den „Kaiserlichen“. Wohl wahr, der einmal beim Militär war, der weiß schon, was es „Neues gibt auf der Welt“, wie man zu sagen pflegt.

Jubei! Ist das nun ein Toben, ein Lärmen in der Stube. Mit den grobhenägelten Bergschuhen wird in den Boden gestampft, daß schier die Stube in ihren Fugen kracht.

Der Hausvater kommt plötzlich in die Stube. — Brav! — Weil sich nur der Herr Vater auch einmal anschauen läßt. — Lustig ist's heut'. — Nit harb (böse) sein, Bauer! — sind die verschiedenen Äußerungen, dem Hausherrn gegenüber. Der Ladenmahr schmunzelt vergnügt, nimmt sein Pfeiferl aus dem Mund und meint gutmüthig: „Bin auch einmal jung gewesen. Mei, aber wo sind die Zeiten!“ Bei diesen Worten streicht sich der Mann die Haare aus der Stirn und behält eine zeitlang die Hand auf dem Scheitel, gleichsam, als dächte er

vergangener Zeiten, als wolle er sich seiner Jugend entsinnen.

„So ist's recht, nur nicht launig (böse) werden, Vater!“ bittet der dicke Ochsenknecht, der sich schweißtriefend dem Herrn des Hauses näherte und mit einem hellen Zauchzer sein Dirndl „fahren“ ließ. Ja, freilich, der Bauer darf es nicht sehen, daß der Sepp mit der Kessel im eigenen Hause schäkert. Die Kessel ist ja die Kleindirn des Ladenmahrs. Der Tausend, das ist nett! Ein Pärchen im Hause? Das wär' zu viel, wenn es an den Tag kommen möchte; eine Liebchaft unter dem eigenen Dache würd' der Hausvater nicht dulden. Also schmiegt sich das Kessel, die der Bub losließ, an den Schnöllbauern-Sohn. An den kann man sich schon machen. Einen Buben muß das Dirndl doch haben, allein kann's nicht bleiben! Das Mädchen, ein niedliches Almröserl, ein just erblühtes Blümerl mit rothen Backen und einladenden Lippen, denkt sich an der Seite des Schnöllbauernbuben:

„Bin außer von Auffer,
Bin her durch 'n Stoan.
Aus geht 's Paar und Paar,
Ich geh ab nit' aSoan.“

Ein Auffer Dirndl bist, Kessel?
Freilich. Ah so! deshalb bist gar so
ein liebes Kunderl. Man weiß es:

„Von Auffer is 's Salz,
Von der Almer das Schmalz,
Und der steirische Wein
Macht die Dirndl so fein!“

heißt ein Bierzeiler, den auch der
Ennsthaler kennt.

Aber Bauer, wo ist denn die Haus-
mutter?

Jetztus, die sitzt im Herrenstübel,
draußen im „Bauernleutstübel“, bei
der Faltenbäuerin, bei der Schmer-
hoferin, bei der Salzgeberin und
anderen.

Die Schmerhoferin weiß der
Ladenmahrin gerade eine große Neuig-
keit zu erzählen. Was weiß sie, die
Schmerhofbäuerin? Sind wir neu-
gierig, he? Ei alle sind neugierig,

nicht nur die Ladenmahrin, sondern
auch die übrigen.

„Bei der Schumberger Mali hat
's was!“ flüstert hörbar die Schmer-
hoferin der Kulmbäuerin ins Ohr
und blinzelt vielsagend mit den Augen.
„Bei der Mali? Issas, geht doch so
fleißig in die Kirche!“ weiß darauf
die Faltenbäuerin zu sagen. „Hm,
rechtschaffen fleißig geht 's
Dirndl alle Sonntag in die Kirche“,
pflichtet die Hausmutter der Faltenbäuerin bei.
„Aber ein hautschlechtes Mentscherl
ist sie!“ unterbricht die Seehoferin die
Borige.

„Hautschlecht!“ gibt auch die
Salzgeberin zu — und nimmt eine
Prise.

„Und was für einen Buben hat
sie?“ forscht die Ladenmahrin. Jetzt
spitzen sie die Ohren. Wer mag es
sein?

„Der Schleggelmeier Josef ist es!“
wird geantwortet.

„Maria!“ — „Und Josef!“
„Der?“ — „Hat ja selber nix!“ —
„Ist so ein Lümperl.“ — „Hat erst
voriges Jahr das Eichelweber Käthel
gehabt!“ — „Pfui!“ — sind nun
die verschiedenen Meinungen der ehr-
samen und braven Hausmütter. Zerum,
wüßte das Käthel, das gerade mit
dem Aschauer Poldl im Obstgärtlein
frische Abendluft einsaugt . . . was
man soeben im Bauernleutstübel der
Ladenmahrischen von ihr spricht! Zu
Tod möcht' sie sich grämen! Oder
nicht? Ach nein, das Käthel ist ein
phlegmatisches Dirndl, es schert sich
nicht im geringsten darum, was man
von ihr spricht.

„Die Leut' reden gar viel von
einem!“ erklärt Käthel dem Poldl,
der das Mädchen gerade unter dem
großen Maschanzgerbaum fragt, ob es
wohl wahr sei, daß sie — wie man
in jüngster Zeit sich im Dorfe zuraunt
— den Buchberger Pauli „gern sehe“.

„Saperlot, Poldl, jetzt bist stad
(still)!“ fährt das Dirndl auf, da der
eifersüchtige Poldl noch weiterforschen

will. „Wer 'nen andern nichts traut, steckt selber in keiner guten Haut!“ schmolzt die Holde und läßt den Buben, der ganz pass' dastehet, allein unter dem Baume. Nu, wohin denn, Kätherl? — „In die Stube!“ — Auch recht.

Herrjeh, in der Gesindestube des Ladenmahr geht es noch immer fröhlich zu. Der Spielmann Benzl muß in einemfort die schönsten Tänzelein „aufmachen“. Er hat kaum Zeit, nach dem großen Steinkrug, der mit Wein gefüllt nebenan steht, zu langen.

Der dicke Ladenmahr Ochsenbub springt dem eintretenden Dirndl entgegen und ruft: „Sakra, heut ist's aber unterhaltlich!“ . . .

Schon recht, tanzt nur weiter, bis neun Uhr, dann muß Ruhe eintreten.

Wahr. — Schlag neun Uhr hört der Benz auf zu spielen. Warum? Weil es der Hausvater so haben will! bedeutet der Musikant dem neugierig fragenden und noch immer tanzlustigen Christenbauernbub.

Heißt's jetzt schon heimgehen? Keineswegs. So schnell trennt man sich noch nicht! Dem Moizerl plangt es ums Bleiben.

Einige Bursche setzen sich wieder zum großen Eichentische und beginnen zu singen. Die Mädchen lassen sich auf die an den Wänden angebrachten Bänke nieder. Mit glührothen Gesichtern sitzen die Holden da. Nicht heimgehen, Everl, Beyerl, ihr sämtlichen lieben Käferl!

Heimgehen? Die Schneiderbauern Regi und Schmerstecher Stanzl eilen freilich verstoßen davon. Sie haben verschiedene Gründe dazu. . . . Aber die Simmerberger Franzl, die Weg-toni Everl und die Stegmüller Beyerl bleiben noch ein Eichtel. Ganz gut. Der Hausvater ist schon ins Bett gegangen. Der Ladenmahr kommt nicht mehr. Nun kann das Treiben „ungebundener“ werden. Was, gieng es nicht schon toll genug zu? Weileibe! Jetzt, nachdem der Hausherr und seine

Egehälft zu Bette giengen, darf man sich erst gehen lassen. . . . „Wenn die Raz nicht da, haben die Mäuf' ihren Tummelmuth!“ sagt der Volksmund. Die Simmerberger Franzl meint's auch so. Die Franzl ist ein commodos Dirndl. Gehen wir was spielen. Was denn schnell? Gselreiten? Stockschlagen? Schimmelreiten?

„Stockschlagen!“ meint das Dirndl. Die Buben sind einverstanden. Was die Franzl sagt, soll geschehen. Auch die Dorfbuben sind galant, schönen Dirndln gegenüber? O ja! Die Franzl ist eine Saubere. Sie hat so viel Anwert bei den Buben, so viel Anwert, man sollt' es gar nicht glauben.

Die Franzl bleibt „Stock“, das heißt sie setzt sich auf eine Bank, die sie voreh verlassen, und nun hält jemand seinen Kopf in den Schoß des Mädchens. Wer denn? Buben, rührt euch! Mehrere eilen herbei, jeder will seinen Kopf hergeben. Was geschieht nun? Der Marblerbub hat seinen Kopf schon in dem Schoß begraben, das Mädchen hält ihm überdies mit beiden Händen die Augen fest zu. Wer verfehlt nun dem Buben einen Schlag auf den Hintertheil des Körpers? Der Christenbauernbub haut zu. Mit beiden Händen wird geschlagen, sie sausen nieder. . . . auf den Marblerbuben. Bub, wer hat geschlagen? Erräthst es, Bub, wirst erlöst, im Gegentheil, erhältst noch einen Schlag verfehlt. „Der Patrizmoser Hans hat geschlagen!“ sagt der Marblerisch'. — „Nichts errathen!“

Noch einmal mit dem Kopf in den Schoß des Dirndls. Ganz gerne! Wer würde es nicht allzuschön finden, längere Zeit vom saubern Dirndl sich die Augen verhalten zu lassen?

„Kihl' mich nicht so!“ schreit der Marblerbub auf. Wo fehlt's? „Sie kigelt mich mit den Fingern bei den Wangen.“ Verzwicktes Dirndl, das mußt nicht thun! Ei, ei.

„Ha, wer hat geschlagen?“ —

„Wieder nichts errathen!“ Nur hinein abermals in den Schoß, solange, bis es errathen wird, wer der Peiniger ist.

Mit Vergnügen ist der Marblelerisch' bereit, sich noch einige „nauf-messen“ zu lassen.

Der Christenbauernbub nimmt schließlich ein Holzschert und appliciert dem Marblelerbub eines auf den dargebotenen Körpertheil. Aber bist nicht geschert, Bub? Wer wird mit einem Holzstück zuhauen? Wer hat geschlagen? Der Christenbauerische birgt das Holzschert hinter seinem Rücken. Dennoch gewahrt es der Marblelerbub. Nu, wart', Wolfperl, Christenbauern Wolfperl, jetzt kommst du an die Reihe. Das ver-schlägt nichts. Der Bub hat die Simmerberger Franzi satrisch gern. Lieben thut er's Dirndl nicht, kein Bauernbub „liebt“: man hat auf dem Lande das Dirndl nur „gern“.

Bis zehn Uhr wird „Stock“ = ge-schlagen.

Etwas anderes wieder. Hettelhuber Salmerl, geh', erzähl' eine Geschichte. Ja, ja, eine Geschichte wollen die Wegtoni Everl und Stegmüller Veferl noch hören.

„Sonst geh' ich heim!“ erklärt die Veferl. Also erzählt der Salmerl die Geschichte von der „schwarzen Prinzessin“! — Schön, „unmöglich“ schön ist die Geschichte von der ver-wunschenen Königstochter, die durch einen gemeinen Soldaten, der natürlich ein schneidiger Bauernbub war, „erlöst“

wurde. Die noch anwesenden Mädchen fördern während des Erzählens einen Seufzer nach dem anderen zutage. Darf man fragen, warum? Everl, geht dir das Schicksal der schwarzen Prinzessin, des einzigen Töchterls eines Königs, welches in jungen Jahren sterben mußte, recht zu Herzen? Kann man's wissen? Schmachkend blickt Everl auf den Erzähler, der ein hübscher stämmiger Bursche mit martialischem Schnurrbart ist. Everl, unter uns geredet, ist der Salmerl nicht ein schmucker Bub?

„Ach!“ seufzt das Evchen, dann eilt sie davon. Wohin? Wart' ein wenig. Die Veferl geht auch mit: heimzu. Willkommen.

Mitternacht ist's. Ruhe im ganzen Dorfe, nur hier und dort bellt ein Kettenhund. Der Mond scheint nicht. Rabenschwarze Finsternis. Aber horch! Wer plaudert beim Fensterl der Weg-toni Everl:

„Didibuschen, Dadsbuschen!
Drei Kreuzer ist a Gruschen.
Hast mich nix g'hört dahertuschen
Mit mein saggrischen Federbuschen?“

Das Fensterlein öffnet sich. Ein feins Dirndl reckt den Kopf heraus. „Salmerl!“ — „Everl!“ —

Das ist das Ende des Heim-gartelns am Johanni-Abend.

Ade, meine Lieben!

Die neue Weltstadt Hartberg.

Ein Spaziergang in der Heimat von P. A. Hofegger.

W von mir ist es nicht vergessen worden, das alte vergessene Land und ich habe es nun wieder einmal aufgesucht. Wie gut ist es eingefriedet von schönen Bergen! Und doch dringt die Welt hinein mit aller Macht. Das Gebirge, das theils mit wohlgepflegten, theils wildnisartigen Waldungen dieses Land umkreist und durchzieht, läuft ganz im Süden in einem bewaldeten Kuppeln aus, an dessen Fuß die Reben reifen. Und hier wo die Alpen — von der Meeresküste bei Marseille aus durch Savoyen, die Schweiz, Tirol, Kärnten und Steiermark ununterbrochen auf- und niederspringend — plötzlich zu Ende gehen, liegt eine freundliche Stadt. Der letzte Ausläufer heißt der Ring, die Stadt heißt Hartberg, von welcher der heimische Dichter Ottokar Kernstock so treffend sagt, daß sie der Edelstein am Ringe sei.

Diese Stadt habe ich nun wieder einmal besucht, und zwar zu einer Zeit, da sie in großer Jubelstimmung war. Gerade drei Tage vor meiner Ankunft war dort die neueste Zeit eingezogen. Und diese neueste Zeit brachte den Hartbergern unter anderem wunderlicherweise nun einen alten Waldpoeten. Die alten Waldpoeten pflegen es sich nämlich auch schon bequem zu machen, und anstatt, daß sie wie der Reimrüppel mühsam mit der Harse umgingen und vor den Hausthüren sich nach altem Brauche das tägliche Brot erfängen, fahren diese Schelme jetzt auf der Eisenbahn im Coupé zweiter Classe, oder wenn sie gerade im dichtenden Zustande sind, gar in einem Coupé erster Classe.

Nun, das ist eben die neueste Zeit; aber ob es sich im Eisenbahnzuge besser dichtet als im Waldschatten, darüber halte ich mit meiner Meinung etwas zurück.

Der Grazer, wenn er nach Hartberg will, muß — wenn schon nicht auf den Knien — so doch auf einem Knie hinhutschen, und zwar auf einem sehr großen. Vom Staatsbahnhofe aus nimmt die Eisenbahn eine Richtung, als ob sie schnurgerade nach Constantinopel fahren wollte. Zwei Stunden lang bleibt sie bei dieser orientalischen Absicht, plötzlich — just noch vor der steirischen Grenze, besinnt sie sich ihrer occidentalen Pflichten und bei Fehring das scharfe Knie beugend, geht sie dem Norden zu. Heimweh nach den Bergen hat sie bekommen! Doch schon der erste Übergang über eine Hügelkette macht ihr Schwierigkeiten. Diese Hügellehnen, an denen die Bahn hinzieht, machen es dem Dampfwagen nach und werden auch rutschend. Kleinsammering wird der Fasz genannt, leider ein Sammering ohne Stein. Wie leicht ist eine Eisenbahn zu bauen auf felsigem Grunde und wie schwer auf lehmigen Boden! Unter Umständen, um nicht zu sagen Fährlichkeiten, erreicht der Zug glücklich die alte lebenslustige Stadt Fürstfeld, wo man Hopfen baut zum Biere, und Cigarren macht zum Dazurauchen. Die Politik, die man beim Biere und Rauchen treibt, muß sich jeder selber machen; zum Glück kann das jeder, ohne es gelernt zu haben, und zum Unglück ist dieses freie Handwerk noch nicht besteuert. Knapp hinter Fürstfeld über-

setzt die von da aus neueröffnete Bahn den Feistritzfluß, der aus den entlegensten Waldwinkeln der nord-östlichen Steiermark kommt. Dann streichen wir — der Waldpoet und sein Leser — so nahe an der ungarischen Grenze hin, daß die Schnurrbartspitzen der Magyaren schier zum Waggonfenster hereingauteln. Ubrigens schaut jenseits des Baches, in Ungarn, die Welt genau so aus wie diesseits, Hügel und Wolken sind auch jenseits weiß-grün und mit herbstlichem Buchenlaub auch diesseits grün-weiß-roth, so daß man leider sagen muß: die Natur ist in Aufrechthaltung politischer Landesfarben recht unordentlich.

In Vierbaum zweigt rechts der Bahn ein Arm nach Bургau und Neudau zu den großen Baumwollfabriken; wir bleiben beim Safenbache, dem entlang die Bahn zieht im grünen, an beiden Seiten mit bewaldeten Hügellehnen begrenzten Thale. Anmuthig gelegene Dörfer mit stets stattlichen Kirchtürmen. Wiesen, Matten, Gärten, mit Laub- und Nadelholz gemischte Wälder. Nirgends ein rußender Fabriksschlot, wie das wohl thut! — Nichts Reizenderes kenne ich, als auf neuer Eisenbahn das erstemal eine altbekannte Gegend des Heimatlandes zu durchfahren. Alles noch so jungfräulich; die Bevölkerung neugierig das Dampfross bestaunend, aber ein wenig mißtrauisch und andererseits hoffnungsfroh einer besseren Zeit entgegen harrend, die ihr die Eisenbahn verspricht. Ich bin in dieser Sache nicht besonders optimistisch, aber aufhalten läßt sich's eben nicht und so freut es mich doch allemal wieder, wenn der existenzzerdrückende Übergang sich vollzogen hat und die Locomotive in den Wäldern und entlegenen Thälern die Leute zusammenpfeift zur Theilnahme an dem Weltringen.

Jedenfalls, und vielleicht sogar am meisten, gewinnt dabei der Länderbummeler, der vom Fenster des rollenden Gemaches aus die schönsten wan-

delnden Panoramen beobachten kann. Auch diese Strecke zwischen Vierbaum und Hartberg bietet manchen reizenden Ausblick, besonders in den Pöllauertessel hin mit seiner blauenden Bergumgrenzung; in der Ferne der ätherduftige Alpenzug des Wechsels. Immer näher rücken wir den Bergen, bis endlich am Fuße des uns gleichsam entgegenspringenden Ausläufers als leuchtender Streifen die Stadt Hartberg aufsteht. Der stattliche Bahnhof von Hartberg am vorläufigen Endpunkte der Bahn, steht mitten im breiten Thale, er hält sich noch in respectvoller Ferne von der alten ehrwürdigen Stadt, welche seit grauestem Mittelalter her viel tapferes Werk gethan, viel herbe Noth erlebt hat. Noch mancher feste graue Thurm steht da, welchen einst Türkenpfeile umsaust, Ungarnsäbel bestürmt und Feuersbrünste ausgebrannt haben. Die Eisenbahn interessiert sich nicht besonders für unserer Vorfahren Zeiten, sie hat im Hartbergerthale jetzt nur eins im Sinne, nämlich wie sie am leichtesten über die Querthäler und Rücken der Wechsellausläufer ins Niederösterreich hinüber könnte, wo sie in Aspang ein Rendezvous mit der Wiener Eisenbahn verabredet hat. Die Locomotive ist ein Kind der Stadt, darum strebt sie immer und überall den großen Städten zu, und so dürften wir's noch erleben, daß der Hartberger Gewerbsmann nachmittags vier Uhr Feierabend macht, um am selben Abende sein Nachtmahl bei Gause oder Dreher in Wien einzunehmen.

Wir bleiben lieber im traulichen Landstädtchen, in welchem die sil-edlen Triumphbögen noch stehen, die Hartberg der einziehenden „neuen Zeit“ errichtet hat; in welchem alle Gemüther — mit Ausnahme jener der Fiaker und Botengeher — noch in freudiger Aufregung sind über das schwarze Ungeheuer, das des Tages zweimal dort im Thale aus- und eindampft.

Der seit alten Tagen vorhergesagte „feuerspeiende Drache, auf welchem der Antichrist reitet“, nun ist er da. Aber niemand bekrenzt sich mehr vor ihm, ja würdige Landpfarrer und Ordenspriester verfassen prächtige Gedichte zu Ehren dieses Einzuges der neuen Zeit. So geht's auf der Welt; was kommen und sich entwickeln muß, das kommt sachte, ganz sachte und unaufhaltsam, so daß der alte Geist sich willig ergibt und besonnen anfängt, dem Ungewohnten sich anzubequemen und das von unseren Voreltern überkommene Gute in die neue Form zu gießen.

Übrigens ist die moderne Kultur dem Dampfswagen nach Hartberg längst vorausgeeilt auf den Postkutschen und holpernden Lastwägen. Wir schließen das nicht gerade so sehr aus dem reichvergoldeten Kirchturmdach der Hartberger Stadtpfarrkirche, sondern vielmehr noch aus den stattlichen und modern eingerichteten Schul- und Wohlthätigkeitsanstalten, der Sparcasse, dem Localmuseum, dem Casino, dem äußerst zweckmäßig eingerichteten Bade, den wenn zwar engen und winkligen, so doch stets reinlichen, wohl canalisierten, theils sogar gepflasterten Gassen und Plätzen u. s. w., Dinge, die vollkommen auf der Höhe der Zeit stehen und vielleicht noch besondere Vorzüge haben. Und wenn Wandertruppen in Hartberg unter allgemeinem Beifall Sudermanns „Ehre“ und Dumas' „Der Fall Clémenceau“ aufführen, so wird nicht einmal Neid und Mißgunst behaupten können, daß diese Stadt zurückgeblieben. — Nur die sehr mäßigen Gasthauspreise erinnern noch an die alte Zeit, hoffentlich wird die Eisenbahn auch hier eine richtige „Reform“ veranlassen, so daß die Ziffern größer und die Portionen kleiner werden, um allen Forderungen anspruchsvoller Fremden gerecht zu werden.

Wir durchwandern die Stadt vom Ost- bis zum Westende, ohne Gefahr, uns zwischen den hundertdreihundert-

zig Häusern in verrufene Stadttheile zu verirren oder im Straßengewoge der siebzehnhundert Einwohner überfahren oder zerdrückt zu werden. In der Nähe der Pfarrkirche fällt uns ein altes thurmartiges Gebäude auf, der Karner, die Todtentapelle mit dem Weinhaufe, wie mir gesagt wurde, einer der merkwürdigsten Bane des ganzen Landes. Ein anderes Denkmal an einen Todten, der aber in Erinnerung der Leute noch lebt, ist die Preßlgasse. Preßl war vor dreihundert Jahren ein wackerer Bürger von Hartberg, welcher einem Gewalthaber, der die Stadt im Pfande hatte, gegenüber die bedrohten Rechte und Freiheiten dieser Stadt heldenmüthig vertheidigte und deswegen ermordet worden ist. Wer Näheres von dieser Geschichte wissen will, der lese es nach in Ferd. Krauß' Werk: „Die nordöstliche Steiermark“ (Graz, 1888); er kann dort auch sonst allerhand Merkwürdiges über Hartberg und Umgebung erfahren. Ich trachte jetzt zum Westende der Stadt hinaus und bergan, denn je höher und goldprofiger irgendwo ein Stadthurm ist, desto mehr gelüftet's mich, von oben auf ihn herab zusehen. Gleich außerhalb der Stadt zur Rechten zieht sich der Stadtpark hinan, terrassenförmig, mit reichem Baumschatten, vielen Sitzbänken und Springbrunnen. Die üppigen Gebüsche an beiden Seiten lassen nicht gerne sehen, wie schmal er ist, der Länge nach zeigt er Schritt für Schritt Schönes und Angenehmes. Wer einem scharf den Berg herab durch den Park springenden Bächlein entgegen geht, der wird bald sehr überrascht werden. Er kommt in eine finstere, von Laub- und Nadelholzkronen schier überwölbte Schlucht, die Brühl genannt, in welcher zwischen Felsen, unter Brücken, über Katarakten das Wässerlein einen Lärm macht, dessen sich die rauschende Feistritz oder die saufende Gans nicht zu schämen brauchte. Daneben steigt über Stegen

und Stiegen der reizend angelegte Fußweg empor; dazu unter säuselnden Ästen überall Bänke, um zu rasten und den Berg- und Waldgeschichten des geschwägigen Bächleins zu lauschen. Als ich vor siebzehn Jahren an diesem Bächlein gesessen, erzählte es mir fröhlich von einem jungen Weibe, das zu Hartberg geboren worden, in der fernern Stadt Graz lebe, einen drei Monat alten Knaben wiege und ihres Mannes gedenke, der grenzenlos glücklich war. Heute sprach das Wasser mir von einem frühen Grabe. Da erinnert man sich wohl an das Liedchen, welches einst der Walddichter gesungen in blühender Jugend, als er noch gar kein Leiden und Sterben erfahren:

In Wold bin ih g'fessn, wo 's Bergwosser
rinnt,
Und g'rauscht hot da Woldboch und gwisch-
belt da Wind.
A Weil hon ih g'schaut ba den Schwua-
beln und Wogn,
Do hot's dir auf oanmol a Bleamerl
hertrogn,
A rosnroths Bleamerl, hät's außafong'
mög'n,
Ober weiter is's g'schwuma, hons neama-
meh g'feg'n.
Hon ma denkt: So is's Leb'n, das so
g'schwind uns verrinnt,
— Und grauscht hot da Woldboch und
gwischbelt da Wind.

Später hat derselbe Poet freilich auch wieder lustige Lieder gesungen. Das Menschenherz muß so recht gründlich bearbeitet werden von des Geschickes ungeschickten und grobknochigen Händen, dann wird's, was es sonst vielleicht nie geworden wäre: herzensehender, weltüberlegen, gottesfroh. — Meinst du nicht auch so, Bergbächlein? — Nun, wenn du auch so meinst, dann wollen wir ein Weilchen beisammen bleiben. Du bist eigentlich ein merkwürdiges Wasser, da am Berge oben treibst du die Mühlen, und im Thale bist du kaum sichtbar. In der Stadt haben sie dich eingewölbt. Hier oben bist du noch ein unverdorbenes Bergsohn, aber unten in

der Stadt will ich deinen verborgenen Wandel nicht näher untersuchen. Sage, klares Wasser, kennst du den Herrn Bürgermeister Messavar? Natürlich, wer kennt nicht diesen Mann, wer verehrt ihn nicht! Dafs ich nur eins sage: er ist der gute Geist von Hartberg. Und hat auch einen in seinem Keller. Der geht dich nichts an, mein liebes Wasser, halte du dich hübsch von den Kellern fern! Aber, wenn du unten auf dem Stadtpark im Springbrunnen aufhüpfest ins Sonnenlicht, so grüße mir den Bürgermeister.

Höher steigen wir und stiller wird's um uns. Die Stadt hat sich so enge an den Bergfuß geschmiegt, dafs man nichts mehr von ihr sieht, als die funkelnde Thurmkuugel. Hingegen weitet sich das Land zum Entzücken. Wie ein grünlich-blaues Meer liegt es hingegossen, nur in der Ferne die scharfe Kante der Riegersburg und die zwei Gleichenberge ragen auf wie einsame Inseln. — Ein guter wohlmarkierter Weg führt uns „spielend“ auf den Berg. Spielt manchmal ein wenig Versteckens, die Markierung mit uns, leitet uns aber doch getreulich durch schönen Wald sachte hinan. Die Kiefern erinnern, dafs wir in Mittelsteiermark sind, die Fichten machen uns aufmerksam, dafs wir schon merklich in die Bergregion kommen. Ein letzter scharfer Ruck, und wir sind oben.

Wir sind auf der Höhe des Ringberges. Dieselbe ist ein rundes Plateau, von welchem die Bäume freundlichst so weit zurückrücken, dafs man — auf dem Steinwalle stehend — darüber hinausieht. Im Norden, gerade vor uns, steigen die finstere-waldigen Massen des Massenberges auf, der um drei ein halb Stefans-thurmlängen höher ist als unser siebenhundertfünfundneunzig Meter hoher Ringberg. Links vom bis an den Ring herübergreifenden Massenberg streckt sich lang und breit der Rabenwald, hinter welchem der Hochlantsch, der

Kulm und der Grazer Schöckel hervorguden. Rechts vom Massenberg liegt das Borauerthal mit dem großartigen Alpenhintergrunde des Wechselgebirges. Am Fuße dieses Gebirges ruhen weißblinkende Ortschaften, und viele solche sind hingefäet über die Hügel bis ins ferne Gelände Ungarns. Vor einiger Zeit schaute ich von der Spitze des Wechsels herab auf den Ringberg in der Ferne, und dieser war wie ein Maulwurfshügel zu sehen. Heute gehabt er sich doch wie ein stattlicher Berg mit prachtvoller Aussicht. Sein Glück ist eben, daß er nicht im Oberland als Hügel unter Bergen steht, sondern hier als Berg unter Hügeln.

Nachgrabungen ergeben, daß auf der Höhe des Ringberges ein Gebäude gestanden sein soll; man räth auf eine Feste, ich entscheide mich für einen Heidentempel, welcher dann etwa in die Erde versunken sein kann, oder von bösen Geistern in eine Stadt getragen worden ist, wo er als Kinstempel für classische Theaterstücke noch heute zum Entsetzen der Zeloten heidnischen Ideen fröhnt. — Ganz außerordentlich ist die Thatsache vom Schwein im Ringberge. Da geht, wie es sehr wahrheitsliebende Personen erzählen, alle sieben Jahre in der Sylvesternacht auf der Höhe des Berges ein Loch auf, aus welchem ein Schwein steigt, das hernach einen würdevollen Rundgang macht um das Plateau. Ist dieses Schwein dünn und mager wie ein Brett und hat es einen Büschel leerer Strohhalme im Rüssel, dann wird's in den nächsten sieben Jahren ein Elend sein, dann kommen Mißernten, Theuerung, Hunger und Seuchen — kurz, die sieben theuren Zeiten. Ist das Schwein aber fett und dick wie ein vollgerüttelter Korn sack, und hat es im Rüssel ein Bündel schwerer goldener Ähren, dann bedeutet es für die

nächsten sieben Jahre Fruchtbarkeit, Wohlstand, Geld, also wirklich — ein Schwein, oder was der Student darunter versteht. Das letztemal muß es gewiß mit dem goldenen Ährenbündel herausgetrochen sein, weil Hartberg jetzt die Eisenbahn bekommen hat. Tiefsinnige Leute der Gegend behaupten übrigens, daß von jetzt an das Schwein auf dem Ringe gar nicht mehr erscheinen werde. Sollte die Eisenbahn daran schuld sein? Sollte es jetzt in der Gegend keine Hungersnoth und auch keine goldene Zeit mehr geben? Möglich ist es schon.

Heute liegt Hartberg noch still in reiner Sonnenlust, die Hügel und Thäler von fleißigen Bauern, emsigen Obstlern, Winzern und fröhlichen Hirten mäßig bevölkert. Wie lange wird es dauern, und Fabriken entflochten die Wälder, entvölkern die Bauernhäuser, die Fabrikarbeiter schmieden Waffen und socialcommunistische Pläne, und die Fabriksschote speien ihren schmutzigen Qualm zu einem Dunstbrodem über die fahlen Gelände. — Nein doch, ich will den Hartbergern ihre Freude nicht verderben; sind sie klug — und das sind sie ja — so werden sie sich mit der neuen Zeit schon abfinden, ohne ihre bisherigen tüchtigen und liebenswürdigen Eigenschaften einzubüßen. Dann wird auf dem Ringberge das Schwein erst wieder erscheinen, und zwar im Rüssel allemal das Büschel goldener Ähren. — Das eiserne Band zwischen dem lieblichen Orte an der Safen und der weiten Welt ist geknüpft; Hartberg ist aus einer Landstadt eine Weltstadt geworden, wenn vorläufig auch nur eine kleine. Die Welt wird noch lange stehen und wer weiß, ob der Herrgott am Fuße des Ringberges nicht einmal eine große Stadt braucht. Der Platz dazu ist vorhanden, und für die Bevölkerung — sorgen die Leute.

Aus der guten alten Zeit.

Von Rudolf Baumbach.*)

Es melden Bücher und Sagen
 So manches Wunderding
 Von einem gelben Wagen,
 Der durch die Länder gieng.
 Die Kutsche fuhr, man denke,
 Des Tag's drei Meilen weit
 Und hielt vor jeder Schenke —
 O gute alte Zeit!

Es ward von den Passagieren
 Zuvor das Haus bestellt.
 Sie schieden von den Thren,
 Als gieng's ans End' der Welt.
 Sie trugen die Louisdore
 Vernäht in Stiefel und Kleid,
 Im Sack zwei Feuerrohre. —
 O gute alte Zeit!

Oft, wenn die Reisegenossen
 Sich sehnten nach Bett und Wirt,
 Da brummte der Schwager verdrossen:
 „Boh Blik! Ich hab' mich verirrt.“
 Von fern her Wolfsgeheule,
 Kein Obdach weit und breit;
 Es schraubten zitternd die Säule. —
 O gute alte Zeit!

Auch war es sehr ergötzlich,
 Wenn mit gewaltigem Krach
 In einem Hohlweg plötzlich
 Der Wagen zusammenbrach.
 War nur ein Rad gebrochen,
 So herrschte Fröhlichkeit.
 Mitunter brachen auch Knochen. —
 O gute alte Zeit!

Der Abenteuer Perle
 War doch das Waldwirthshaus.
 Es spannten verdächtige Kerle
 Die müden Schimmel aus.
 Ein Bett mit Federdecken
 Stand für den Gast bereit;
 Das zeigte blutige Flecken. —
 O gute alte Zeit!

Und waren der Gäste hundert
 Verschwunden im Waldwirthshaus,
 Dann schickte der Rath verwundert
 Verrittene Häfcher aus.
 Die Leichen wurden gefunden,
 Bestattet und geweiht,
 Der Wirt gerädert, geschunden. —
 O gute alte Zeit!

*) Icklinger Lieder von Rudolf Baumbach. Leipzig, A. Liebeskind. 1891.

Aleine Laube.

Daseinsfreude kneipen.

Ich brauch' nicht Lied und Wein,
Und auch nicht Liebchen fein,
Die Daseinsfreude kneipen ganz allein
Ist höchste Poesie.
Die heilige Harmonie,
Ich habe sie in mir,
Begeisterung, o Wein,
Die brauch' ich nicht von dir.
Und wenn das Liebchen fehlt,
Lieb' ich die ganze Welt.
Als Mitglied sich bewußt
Im göttlichen Verein
Ist's mir die höchste Lust,
Die Daseinsfreude kneipen ganz allein.

M.

Briefe von Goethes Mutter an ihren Sohn.

Es sind nun von Philipp Stein bei Neclam in Leipzig die Briefe herausgekommen, welche Frau Rath Goethe in den Jahren 1780 — 1808 an ihren Sohn Wolfgang, dessen Frau Christiana und deren Sohn August geschrieben hat. Diese Briefe stellen uns die merkwürdige Frau in einer ganz entzückenden Naturwahrheit dar und sind auch ein lehrreiches Bild jener Zeit. Hier nur wenige Proben, unter welchen Frau Raths mitgetheilte erster und letzter Brief vorkommt.

den 23ten März 1780.

Lieber Sohn! Diesen Augenblick bringt mir Herr Paulsen zwey Briefe, die mich so in einen Freuden und Jubelthron ge-

stimt haben, daß es gar nicht ausgesprochen werden kan. Unser Vester Fürst! hat mich mit einem ganz herrlichen schreiben begnadig, und unsere Theureste Fürstin Amalie that des gleichen. O thue mir die einzige Liebe und dancke unterthänigst auch vor diese der Frau Nja gemachte Freude. Wenn es aber auch kein Weimar und keine solche herrliche Menschen drinne gäbe — ferner keinen Häschelhanß — (Kosename für ihren Sohn). So würde ich catholisch und machts wie Mahler Müller. Da uns aber Gott so begnadig hat, so freuen wir uns auch dieses Erdlebens (nach unserer Jason und wie wirs eben haben können) sehen den 3ten Feyertag den Julius von Tarendt u. s. w. In deinem Garten muß es jetzt wieder schön seyn, wiewohl heut bey uns noch garstig kalt Wetter im Schwang geht. Der Vater und alle Auserwählte grüßen dich — Der Postwagen will fort, lebe wohl. Ich bin ewig

deine treue Mutter Nja.

N. S. Viele herzlichliche grüße an Wieland — Seinen Oberon erwarte ich und mehr gute Seelen mit Schmerzen.

den 25ten May 1794.

Lieber Sohn!

Ob zwar die Bücher hoffendtllich diese Woche gepackt und alsdann so bald als möglich durch einen Führmann an dich abgeschickt werden sollen; so hat es mir doch vor inliegendes Holländische Tuch,

und den Vatist zu lang gedauert. Verwundre dich nicht daß der Vatist aus lauter Lappen besteht. — Dein Bettischah wird es schon einrichten, daß es reichlich an 12 Hemden Manschetten und Voderstriche gibt — die Stockin kauft vor ihren Mann immer solche Lappen — warum aber nicht vom ganzen Stück? Antwort — weil es die nehmlichen Dienste thut und weil der Vatist (da kein Frankos mehr her darf) jetzt enorm theuer ist — die Hälfte ist zum allerwenigsten gespart — brauche alles gesund. Meine Revolution ist in vollem gang — was nun drauß werden wird muß sich jetzt bald entscheiden — über die Weine habe alle verständige Leute meiner Bekandschaft um Rath gefragt selbst solche die in gleichem Fall waren wie z. E. Doctor Seyler der in der Ellingischen Erbschaft mit Erbe war — der war nun so gütig mir die Specivication so wohl der Jahrgänge, als auch die Taxation — und den endlichen Verkauf aus dem Inventario mitzutheilen — daraus ich denn ersehen habe, daß diese Weine ohngefähr mit den unserigen in gleichem Verhältniß stehen — ich sie vor 8000 fl. loßschlagen kan — denn diese Gattung ist nur vor wenige brauchbar — Gogel und Did sind hier die einzigen die sich mit so alten Vurschen abgeben — nun hat Gogel 7500 fl. geboten, jetzt habe gestern dem Did Proben davon geschickt — bietet der 8000 fl so soll er sie in Gottes nahmen haben — den Itens bringe ich sie nicht an; so muß ich wieder etliche 100 fl. anwenden um auffüll Wein zu kaufen — Itens entbehre ich jährlich 320 fl. Interessen — und Itens bin ich der Kellerfizerey müde und satt — Vorgestern mußte wieder um alles aufzufüllen — Trindwein zu brechen u. s. w. 5 Stunden unter der Erde seyn! und endlich Itens wenn ich ein ander logie beziehe — da wäre es nun ganz ohnmöglich die alten Herrn mitzunehmen — und verkaufe ich nun das Haus so müßte der Keller geräumt werden — und da wäre ich gezwungen noch Kellerginz zu bezahlen — das beste ist sie machen vor der Zeit Platz. Mit dem

Haus ist es jetzt in ziemlicher Bewegung — Lippold hat den Auftrag 3 bis 4 Competenten sind muthmaßlich da — Herr Handelsmann Chamo — Herr Müller der in der Vethmännischen Handlung ist — Herr Senator Mepler Tochtermann von Herrn Keller. Lippold bietet es von 30000 fl. an — das glaube ich nun eben nicht zu erhalten — müßens eben abwarten. Vor mich scheint sich auch etwas (eine Wohnung) zu presentiren — wenn mir das gelänge; so würde ich nach meiner Empfindung sehr glücklich seyn! Es liegt auf der Seite des Hofmarkts wo die Aussicht die ganze Zeil vor sich hat; hat die Morgensonne — und ich bekäme folgendes — auf der Erde 1 Stube von 2 Fenster vor meine Mägde — eine Küche — Hoff — Holzplatz — Wasser — Regenpumpe — Keller — 1ter Etage Wohnstube von 3 Fenster sohnheraus die Aussicht nach der Zeil — gleichdran die Schlafstube von 2 Fenster in Hoff — auf dem nehmlich Stock noch 2 Stuben jede mit 2 Fenster auch in Hoff gehendt — Vorplatz — privet — Kammern u. s. w. Das wäre nun alles ganz herrlich; in die Schlafstube würde eine Klingel die in die Mägde Stube ginge angebracht — so wie ich was bedürfte — geklingelt — da hätte ich oben meine ganze Bequemlichkeit u. s. w. Nun kommt aber, das große Aber — es ist nur erst im Riß und noch nicht gebaut! Wird sich aber auch in der Woche aufklären, und gebaut ist deswegen doch bald, weil kein Keller und kein Fundament gegraben wird. Aus dieser Relation siehst du, daß alles in Gährung ist, und daß Frau Nja alle Hände voll zu thun hat — nicht minder daß der guten Frau ihre Seelenkräfte sehr in thätiger Bewegung sind — so lange mir es nur an Eßen — Trinken und Schlafen keinen Abbruch thut — so mag's meintwegen kochen bis man's genießen kan. Jetzt kein Wort mehr — ich bin müde, und vor daß daß ich die Molsken trincke — ist diese Epistel lang genug. Lebe wohl! dieses wünscht

deine treue Mutter
Goethe.

N. S. Du hast verstanden, was ich dir neulich schriebe -- nemlich daß die Stockin die Neapolitanischen Fächer nicht in Rahmen (in so fern es nicht schon sind) eingefaßt haben will -- sondern von den andern beyden -- eine Rahme zu Probe -- weil du sehr beschäftigt bist, so nims nicht übel daß ich dir's nocheinmahl ins Gedächtnuß rufe.

den 1ten May 1795.

Lieber Sohn!

Endlich erscheint Gott sey Dank die Zeit daß ich das Haus um 22000 fl. im 24 Fuß verlaufen kan -- die Last die ich bisher getragen habe wurde mir sehr beschwerlich mit jedem der es sehen wolte mußte ich (wie nathürlich) vom Boden bis in den Keller hinauf und herabsteigen, das meinen ofte von Schmerz beschwerten Beinen eben kein Labjal war -- und so bald sie den Preis von 2000 Carolin hörten kam keiner wieder -- ein einziger (Professor Bouclair) bote 18000 fl. Die Ursach läßt sich leicht erklären -- vor 40 Jahren war unser Haus eins der schönsten in der Stadt -- der Luxus ist seit der Zeit nun so gestiegen -- daß es vor sogenannte Vornehme und reiche Leute die jetztige Modische Herrlichkeiten nicht hat -- keinen Saal wo 40 Personen speißen können -- in dem Vorderhaus in allen Zimmern Durchzüge -- auch sind die Zimmer den vornehmen Leuten nicht hoch genug u. s. w. Leute von einer andern Gattung war es wieder zu hoch im Preis -- zumahl da es nur eine Küche hat -- Der jetzige Käufer ein junger Weinhändler macht seine Haupt-speculation auf den Keller -- da ich nun die Sache recht sehr zu frieden bin; so kommt es jetzt hauptsächlich auf dich an denn Schloffer ist das weiß ich zum Voraus alles recht -- Vernim also die Contizionen es wird also um 22000 fl. im 24 Fuß verkauft 4000 fl. in eben dem Fuß werden gleich abgelegt -- 1800 fl. bleiben drauß stehen und werden als Insatz im Römer eingeschrieben -- in 3 Jahren werden wieder 4000 fl.

abgelegt -- bist du es nun zufrieden so schide mir (wenns möglich ist) mit ehester Post deine vitimirte Einwilligung -- Herr Schöf Schloffer -- und Freund Stod wollen mir in allem mit Rath und That an Handen gehn -- diesen Nachmittag kommt Schloffer zu mir -- um einstweilen die Punkte zusammen zu überlegen -- ich will zu dem Ende diesen Brief noch ofen lassen um dir die Unterredung mitzutheilen. Ein Hauptpunct ist -- daß ich nicht ausziehe bis ich ein vor mich anständiges Logi ausgemacht habe -- denn in den paar Jahren als ich vielleicht noch hir bleibe verkriege ich mich in kein Loch. Noch etwas das mir den Kauf annehmlich gemacht hat, ist, das Taxiren eines im übrigen ganz braven Zimmermeister das ich dir beylege -- daß also kein Mensch sagen kan mann hätte es verschleudert. Herr Schöf Schloffer war da es ist doch ein gefälliger braver und thätiger Mann -- Er hat alle Punkte so schön aufgeschrieben -- daß nichts dran auszufehen ist -- Heute werden sie von dem Käufer und mir einst weilen unterzeichnet bis die von dir und Schloffer vidimirte Vollmachten ankommen -- da als denn der rechte Kaufbrief nach der Ordnung unterschrieben und besiegelt wird. Auch will Herr Schöf Schloffer den Kaufbrief selbst verfertigen -- das ist recht freundschaftlich. Es scheint sich alles zum besten vor deine alte Mutter anzuschicken -- indem auch ein Logi in der schönsten Gegend der Stadt nemlich auf dem Hofmarkt wird zu haben seyn -- Morgen will ich es besehen. Wie will ich so froh seyn wenn ich auf dem Hofmarkt heraus kucke -- und die Last die mich nun schon lange drückt loß seyn werde -- denn Gott weiß was es mit dem Frieden noch gibt. Gestern z. E. kanonirte es wieder den ganzen Tag fürchterlich in der Gegend von Mainz -- Ich weiß du gönst mir in meinem Alter noch die bevorstehende Ruhe -- und schickt deine Einwilligung sogleich nach Empfang dieses. Lebe wohl! Ich bin ewig deine treue Mutter

Goethe.

N. S. Der Brief war schon gesigelt aber auf wohlmeinenden Rath Herrn Schöff Schlossers mußte die Taxation des Hauses welche ich dir beygeschloffen hatte wieder heraus nehmen und zu dem Ende hier behalten daß im Fall der Käufer von meiner minderjährigen Endelin auch Sicherheit begerte — dem hißigen Curatel Ammt die Schätzung vorgelegt werden könnte daraus denn zu ersehen wäre — wie das Haus um 7000 fl. höher als die Taxation verkauft worden wäre — indem der Geschworne Taxator es um 14000 fl. im 22 fl. Fuß also ohngefehr zwischen 15 und 16000 fl. im 24 fl. Fuß geschätzt hat. Lebe wohl! und Antworte bald.

den 28ten Jänner 1802.

Lieber Sohn!

Das Kayerliche Present hat mich sehr erfreut — wer hätte vor 25 Jahren gedacht daß die Freundschaft die du Klinger damals erwies von seinem Kaiser so ehrenvoll recompensirt werden sollte — da du diese Sache villeicht schon längst vergessen hast; so schicke hier ein Brieflein mit (das ich auf die sonderbarste weiße bekommen habe) daraus zu ersehen, wie jede gute Sache sich hier schon belohnt — darob hatte ich große Freude — weil es meinen Grundsatz auf neue befestigte. Ferner freut es mich, daß du diesen Winter dich in Gesundheit besser befindest als vorm Jahr Gott! Erhalte dich! Mir und uns allen. Vor Kohebue Merkwürdiges Jahr danke nochmals — das hat mir und meinen Freunden sehr wohl behagt — Ich weiß nicht ob du Bekandschaft mit Ihm hast wäre es andern; so danke Ihm in meinem Nahmen vor sein Epigram — so hat sich das hißige Puppicum lange nicht amüsirt — es ist vortreflich besetzt — besonders Demmer der den Hippelbauß macht hat einen hißigen Herrn so copirt daß es gleich das ganze voll geproste Haus wußte die Einnahme war nur vom Parterre und gallerie ohne die Logen 660 fl. Jetzt ein paar Worte mit meiner Lieben Tochter!

Liebe Tochter! Tausend Dank vor Ihren Lieben Brief, Sie haben mich dadurch sehr glücklich gemacht — beehren Sie mich zuweilen mit Ihrer lieben Zuschrift, und ich werde immer dadurch verjüngt wie ein Adler! Wohl mögte ich einmahl das Weimarer Theater das überall berühmt ist sehen — aber du Lieber Gott!! Ich und Reizen!! Ich wünscht ich hätte Frau von la Roche Ihren Muth und Ihre Reize seligkeit, den habe ich aber nicht, und da wird es wohl so bey dem alten bleiben. Tanzen Sie immer liebes Weibgen Tanzen Sie — fröliche Menschen die mag ich gar zu gern — und wenn sie zu meiner Familie gehören habe ich sie doppelt und dreyfach lieb — Wäre ich eine Regirende Fürstin, so machte ich es wie Julius Cäsar lauter fröliche Gesichter müßten an meinem Hof zu sehen seyn denn das sind der Regel nach gute Menschen, die ihr Bewußtsein froh macht — aber die Dudmäuser die immer untersich sehen — haben etwas vom Cain an sich die fürchte ich — Luther hat Gott zu Cain sagen lassen warum verstellst du deine Geberde, aber es heißt eigentlich im Grundtext — warum läßt du den Kopf hängen. Leben Sie wohl — vergnügt und Tanzen wo Sie Gelegenheit dazu finden — darüber wird sich herzlich freuen die sich neunt

Ihre treue Mutter
Goethe.

Auch ein Wort mit dir Lieber August! Vor deinen schönen Neujahrwunsch, und eben so anschauliche Beschreibung — des Christkindleins Maskerade und deines Naturaliens Cabinet — du bist ja recht reich an prächtigen sachen und Seltenheiten! Danke Gott! der dir so einen Rechtschaffenen Vater gegeben hat — der dich zu allem schönen und gutem erzieht — O! wie viele Kinder sind minder glücklich! In wie manchem liegt der Keim zum schönen und guten wird aber leider unterdrückt — Bitte Gott täglich daß Er dir deinen Lieben Vater und Mutter erhält, und sey ferner folgsam — so wirst du bey Gott Gnade haben, und die

Menschen werden dich Lieben — Vase
wie bisher zuweilen diejenige was von
dir hören, die ewig ist deine

dich liebende Großmutter
Goethe.

N. S. Vor die mir im vorigen und
in diesem Jahr überschickte Modejournal
— Januze — Mercure danke recht
sehr und bitte nicht allein damit gütigst
fortzufahren sondern mir zu ergänzen was
an obigen noch fehlt. Vom Janus fehlt
No. 4 und No. 6, vom Mercur fehlt
No. 7. davor habe 2 No. 6 wovon 1
wieder bey Gelegenheit zurücksenden werde.

den 20ten Juli 1804.

Lieber Sohn!

Vielen und schönen Dank vor deine
Lieben Briefe, jetzt wird mein Hausfreund
schmunzeln wenn Er so etwas vorgelesen
bekömt — denn in Weimar gewesen
(besonders ist die Rede von einem Franck-
furtner) und Goethe nicht gesehen haben
— wird nicht partronirt — also sey
nochmahl bedankt. Ehe ich an Demoiselle
Vöttiger ihre Characteristick lerne; so muß
ich eines herrlichen Abends erwähnen den
ich und unsere Franckfurtner dir zu danken
haben — Es war der 14te Julius —
in 20 Jahren hatte man ihn nicht ge-
sehen — und da paßte das auf dem
Zettel Zum erstenmahl mit Fug und
recht — könnte ich dir nur recht lebendig
darstellen wie vortreflich alles ging, wie
die Schauspieler es wie ihr eigen Kind
behandelten so recht mit Lust und Liebe
es ausführten — wie eine Stille in
dem großen — voll Menschen voll ge-
propften Hauße war — man hätte eine
Stednadel fallen hören — wie nur zu-
weilen wenn es die Menschen zu sehr
angrief — ein einstimmiges abklautiren
und bravo rufen entstand z. E. wie
Beaumarshais die neue untrene von Cal-
vigo erfährt — wie Carlos Calvigo
auf neue zur untrene beredet — besser
größer kan diß Trauer spiel schwerlich
auf welchem Theater es seyn mag ge-
geben werden — Herr von Meyer ist
ganß entzückt daß das Pupplicum Ge-

schmack am großen und schönen gewindt.
Jetzt von Demoiselle Vöttiger — Wenn
Sie Sich bey Eurem Theater auf das
Kollensach der Frau Kose — in Armuth
und Edelsinn — Jungfer Schmalheim
in der Aussteuer — als Haushälterin
im großen looß und der gleichen Character
und Carikatur sich verbindlich macht;
so kan Sie zumahl wenn Ihr noch hie
und da aufgeholsen wird in die Fuß-
stappen Ihrer Mutter treten und in
diesem Fach viel leisten — Aber solte
Sie der Einbildung Teufel treiben, wie
es Ihr unglücklicher weiße schon begegnet
ist daß Sie Liebhabrinnen — im Trauer
— Lust — und Schauspiel vorstellen
will; so laße dich nicht ein — erbärm-
licher läßt sich nicht denken — auch
Singen will Sie können — es ist eben
so jämmerlich. In dem Verhältnuß wo
Sie bey uns war, war das wieder ganz
etwas anders — Ihre Mutter war
20 Jahr bey uns — der Mutter zu
Liebe bekam Sie verschiedne Rollen von
jungen Liebhaberinnen — nur die Art
von Respect die man gegen die Mutter
halte verhinderte das Auspfeifen — die
Mutter starbe — Sie redete den von
Meyer an Ihr die Rolle von Ihrer
Mutter die Jungfer Schmalheim zu geben
— Meyer that es — Sie spielte über
alle Erwartung brav — der Mutter
Ihrem Andenken zu Liebe munterten wir
Sie durch aplaudiren auf und Sie be-
kam die Rollen ihrer Mutter — und
bey uns (als aus obigen Gründen) wäre
Sie nie verstoßen worden — nun beloge
Sie aber die Direction — sagte Sie
besuchte eine Freundin — ging nach
Cassel spielte die Ariadne und dergleichen
Rollen — du kanst denken Sie kam
wieder — bekam Ihren Abschied —
und ist jetzt sehr übel dran. Also sage
ich noch einmahl — brauchst du oben
genandtes Kollensach so ist Sie gut, und
kan noch unter guter Leitung besser wer-
den — aber um aller welt willen keine
Liebhaberinnen — keine Sängerin! Nun
weiß du von Demoiselle Vöttiger alles
Haarklein Punctum — Herr Brand hat
sich zweymahl im Opperfest als Murney

und in der Villa als Infant hören lassen — hat recht gut gefallen hat alle Ehre empfangen ist als Murney heraus gerufen worden, als Infant weiß ich das Ende nicht, weil ich nicht darinn geblieben war. Eine große Theatralische Herrlichkeit steht uns bevor — Jffland! Komt der 4ten Augst hieher — Spielt 6 mahl die 3te Vorstellung ist Sein Benefiz und zwar im Wallenstein — ferner Spielt Er — den Spigmann — Gebrecht! die andern wollen mir jetzt nicht einfallen. Hoffrathin Kästnerin ist noch hir und läßt dich freundlich grüßen. Ich hoffe daß die überschickten Comedien Zettel imer richtig angelangt sind? Meiner Lieben Tochter danke vor die überschicken Mercure und die Donau Nimpfe, einige Mercure sind doppelt z. E. No. 1. und 2. mir zu Handen kommen dagegen fehlt Nr. 3 bey Gelegenheit kan es nachgeschickt werden — so wie ich die überzähligen mit den Comedien Zettel zurück senden werde. Wenn Hoffrath Starck etwa noch im Weimarer Staats Calender steht — so laße ihn aus streichen, den Er lebt nicht mehr. Mit vielem Vergnügen werde ich die Bekantschaft des würdigen Mannes Herrn Voß machen. Lebe wohl und vergnügt — Grüße deine Lieben von

Eurer allen
treuen Mutter und Großmutter
Goethe.

den 10ten October 1805.

Lieber Sohn!

Verzeihe wenn Überbringer dieses dnrch eine Anfrage dir villeicht beschwerlich fällt. Er heißt Graf ist Gastwirth im sogenannten Rebstock — ihm ist ein Weimaraner Geld schuldig — der Schuldner soll noch Vermögen besitzen — will auch gern bezahlen — schickt auf seine in Weimar lebende Brüder die nichts heraus geben wollen und dergleichen. Gastwirth Graf hat schon mehrmahl nach Weimar geschrieben ohne Antwort zu erhalten — da ist Er nun selbst da — nur um zu

erfahren wie die Sachen stehn — und hauptsächlich wo Er sich zu melden hat — bey welchem Ampte — bey welcher Behörde — und das will Er bey dir erfahren — und bittet um eine Auskunft in dieser Sache — von Bekanden wurde ersucht ihm ein Recomodations Brieflein an dich mitzugeben, und das thue ich hirmit. Kanst du diesem Lands mann in dieser Begebenheit etwas nützen so wird Er es in seiner Gaststube erzählen — und die Burger-Capitaine — und diese Classe von Menschen, die wein bey ihm trinden, werden ihren gnädigen Lands mann hoch leben lassen.

Über die glückliche Niederkunft Eurer Erbprinzess habe ich große Freude gehabt Gott seegne Sie und das ganze Fürstenthauß. Daß wir so vel quasi wieder Krieg und Kriegs geschrey haben wißt Ihr aus den Zeitungen — wir sind die Dinge jetzt schon so gewohnt, daß uns Cannonen und Pulver wägen nicht mehr ängstigen — Vor ohngefähr 20 Jahren sang Mefistophles im Doctor Faust —: Das liebe heilige Römische Reich — wie hält's nur noch zu sammen? Jetzt kan man es mit recht fragen. Die Churfürsten — Fürsten — laufen quir und quer — hin und her — es geht her wie in Schnitzel puß Häußel — es dreht sich alles im Kreusel — man weiß gar nicht mit wem mans halten soll — es wird schon wieder ins Gleiß kommen — denn der Liebe Vater überm Sternen Zelt — werth doch den Bäumen daß sie nicht in Hinel wachsen — der wird's schon wieder in Ordnung bringen. Ohnlängst habe ich von meiner Lieben Tochter einen sehr guten Brief erhalten wegen deinem Wohlbefinden — ich hoffe zu Gott, daß dieser Winter gut und angenehm vorübergehen soll — laßt mich zuweilen etwas von Eurem Befinden hören, das wird sehr erfreuen

Eure treue Mutter
Goethe.

Meine Liebe Tochter und den braven Augst grüße freundlich. Egmonth wird einstudirt.

den 1ten Juli 1808.

Lieber Sohn!

Deine Werke sind den 29ten Juni glücklich bey mir angelangt — Ich — Schlossers — Stacks danken auf das herzlichste davor — alle 8 Bände sind bey dem Buchbinder werden in halb Frankband auf das schönste eingebunden wie sich das vor solche Meister werde von selbst versteht. Dein Liebes Briefgen vom 22ten Juni war mir wieder eine tröstliche — liebe — herrliche Erscheinung — Gott! Segne die Eur ferner — und laße das alte Übel völlig verschwinden — und an Lob und Dank soll es so lang ich athme nicht fehlen. Deinen Lieben — freundlichen Brief an Vetinen habe Ihr noch nicht können zustellen Sie fährt wie ein Irwisch bald ins Reingau — bald anders woherum so bald Sie kommt soll Ihr dieses Glück werden. Herr Werner ist hier — Frau von Staell geborne Necker war hier. In dieser Jahreszeit ist Frankfurth mit Fremden immer gepropft voll es ist wie eine Volks Auswanderung so gar von Norwegen kommen sie, und alle sind erstaunt über die Schönheit in Frankfurth besonders aber außer der Stadt — die alten Wälle sind abgetragen die alten Thore eingerißen um die ganze Stadt ein Parc man glaubt es sei Feerrey — man weiß gar nicht mehr wie es sonst ausgeehen hat — unsere alle Verücken hätten so was bis an Jüngsten Tag nicht zu wegen gebracht — bey dem kleinsten Sonnenblick sind die Menschen ohne Zahl vor den Thoren Christen — Juden — pele mele alles durcheinander in der schönsten Ordnung es ist der rührendste Anblick den man mit Augen sehen kan — und das ist und wird alles ohne Unkosten gemacht — die Plätze der alten Stadt Mauren — Wälle werden an hisige Bürger verkauft — da nimbt der eine viel der andre weniger jeder baut nach Herzens Lust — einer macht einen Bleichgarten — der andre einen Bleichgarten u. s. d. das sieht denn Schamant aus — und hirmit Basta! Laße mir den guten Augst

mit Schreiben ungeplagt ich weiß wo Er wohnt — weiß Er ist gesund — Er macht Fußreisen, was soll ich denn noch mehr wissen — plage den jungen nicht mit schreiben — Er hat villeicht eine Aber von der Großmutter — Schreiben — Daumen schrauben es ist bey mir einerley — heute habe ich 3 Briefe zu schreiben!! Einen an Herrn Vulpius, einen an dich — einen an meine Liebe Tochter nach Lauchstädt Lebe wohl! Grüße Herrn Riemer -- und behalte lieb

deine
treue Mutter
Goethe.

N. S. Wenn ein Schauspieler namens Werdi dich ohngefähr antriest sey Ihm freundlich.

So weit die Briefe. — Am 13. September 1808 um die Mittagzeit ist Frau Rath, 77 Jahre alt, gestorben. „Ihre Besonnenheit und der feste ruhige Muth, den wir in ihrem Leben bewunderten, verließ sie auch vor und bei ihrem Tode nicht.“ (Fritz Schlosser an Goethe.) Goethe nennt sie in einem Briefe an Zelter eine Frau „die, in alttestamentlicher Gottesfurcht, ein tüchtiges Leben voll Zuversicht auf den unwandelbaren Volks- und Familiengott zubrachte und als sie ihren Tod selbst ankündigte, ihr Leichenbegängniß so pünktlich anordnete, daß die Weinsorte und die Größe der Breteln, womit die Begleiter erquickt werden sollten, genau bestimmt war.“

Weise und wunderliche Ausprüche von Grillparzer.

Ein Freund des Dichters der „Sappho“, Adolf Foglar, hat ein Büchelchen: „Grillparzers Ansichten über Literatur, Bühne und Leben“, aus Unterredungen mit dem Genannten, bei G. J. Göschen, Stuttgart, herausgegeben. Demselben sind die folgenden, theils recht wunderlichen Ausprüche des großen Dichters entnommen.

„Der dramatische Dichter soll nach Effect ringen, denn Effect heißt Wirkung, und jeder, der etwas macht, will etwas bewirken.“

„Metastasio liebe ich sehr, obwohl er als Italiener etwas zu weich ist; aber soll denn nur das Lümmelhafte in der Tragödie schön sein, wie man jetzt in Deutschland meint?“

„Von Rom bin ich mit Thränen im Auge geschieden, obwohl ich sonst nicht leicht sentimental werde. Die Schweiz habe ich nie zu sehen gewünscht; denn Berge und Bäume gibt es auch in Tirol; die Bewohner aber, so bedeutend sie waren, sind jetzt abgeschmakt, und die Fremden daselbst bestehen aus dem affectiertesten Gefindel Europas.“

„An einem Frauenzimmer schätze ich nichts mehr, als wenn es einfach, natürlich und — «jauber» ist, wie man sagt; der größte Geist zieht mich bei ihm nicht so an, als eine schöne Gestalt.“

„Ich kann Blumen nicht einmal im Topf vor dem Fenster leiden, viel weniger abgeschnitten im Glas, so gerne ich sie im Freien habe. Es thut mir weh, wenn ich denke: Jetzt sind sie so schön und duftend, und — in drei Tagen gehören sie auf den Mist!“

„Der Papst könnte froh sein, wenn die Katholiken nur halb so viel glaubten, als die Protestanten.“

„Mein Grundsatz vor allem ist: Was ich nicht lernen kann, damit gebe ich mich nicht ab.“

„Für das große Publicum sind die Tagesinteressen der Geist der Zeit.“

„Es ist, als ob alles wetteiferte, den Staat zu zerstören. Das Ministerium und das Volk machen dumme Streiche, der dümmste ist der Anschluß an Deutschland. Mir kommt das vor, wie wenn jemand eigene Menage führt und in fremde Kost geht.“

„Das Volk ist und war und wird dumm bleiben, außer wir haben einmal 80 oder 100 Jahre eine Constitution.“

„Ich weiß, ich gelte für einen Schwarzenberg. Ich bin es auch: aber ein Schwarzenberg nach dem 15. Mai, nicht vor dem 13. März.“

„Der Fürst Schwarzenberg ist zu mir bis in den dritten Stock heraufgestiegen; aber er verschafft mir nicht die Möglichkeit, im ersten Stock zu wohnen.“

„Als Deutscher muß ich mich über den Erfolg dieses Krieges (gegen Frankreich) freuen, aber ich fürchte die Präponderanz Preussens fast noch mehr als die Frankreichs. Bismarck wird nun nach allen Ländern, wo noch ein deutsches Wort gesprochen wird, seine Hand ausstrecken.“

„Die ganze czechische Nation geigt und bläst, und hat doch keinen einzigen großen Musiker aufzuweisen.“

„Wer Verstand hat, will selbst erfahren, sonst ist er nicht überzeugt.“

Einmal erzählte Grillparzer folgendes Geschichtchen:

„Was man als Anekdote in der Schule gelesen hat, das kann man später wirklich erleben. In früheren Jahren machte ich, immer allein, häufig Ausflüge in Wiens herrliche Umgebungen. Eines Tages fuhr ich bei Greifenstein über die Donau. In denselben Kahn war mit mir ein schon bejahrtes Weib eingestiegen, das eine Butte voll Obst auf dem Rücken trug und stehen blieb. Ich sagte dem Weib, es solle sich doch niedersetzen wie ich, und die Butte neben sich stellen. Die Antwort war: Was denken's denn, mein lieber Herr? D' Butten war ja viel j'schwar für die Zill'n. —“

„Ein anderesmal strich ich durch die Gehölze um Dornbach. Da bemerkte ich auf einem mächtigen Baumast einen Mann sitzen, der ein großes Lintensfaß an einer Schnur um den Hals hängen hatte und so eifrig schrieb, daß er mein Näherkommen gar nicht gewahr wurde. Ich trat ganz dicht an den Baum und erkannte in dem Manne — Ferdinand Raimund. Erstaunt und lachend rief ich ihn an: Was machen Sie denn da? Wie sehen Sie denn aus? Ohne ein Zeichen

von Überraschung erwiderte Raimund: Wie soll i denn ausschaun, wenn i auf d' Dam steig und dich? — Und ohne sich weiter um mich zu kümmern, schrieb er wieder und ließ mich gehen.“

Ein wohlgemeinter Vorschlag in Sachen der Theaterkritik.

Daß die Zeitungen im Nachrichtendienst die Schnelligkeit der Correctheit vorziehen, ist ein schlechter Brauch. Das kostspielige Telegramm von heute muß sehr oft morgen widerrufen oder berichtigt werden. Der Telegraph ist überhaupt ein geschwähiges altes Weib geworden und aus der großen Menge von Zeitungsdepeschen findet man das Wichtigste nur schwer heraus. Also weniger Telegramme und möglichst nur solche Neuigkeiten, die sich bestätigen. Die Hast, mit der unsere Zeitungen arbeiten, wird aber nachgerade von Übel in der Theaterkritik. Über ein Stück, das heute Abends das erste mal aufgeführt wird, bringen die Zeitungen um die Wette morgen früh die flottesten Feuilletons. Der Kritiker muß sein Feuilleton entweder vor der Aufführung schreiben nach dem Buchtexte, oder Abends zwischen Schluß des Stückes und Schluß des Blattes. Ermüdet, erregt oder abgespannt soll er in längstens zwei Stunden, oft nur in einer Stunde, eine wissenschaftlich gründliche, kritisch objective und gerechte Arbeit liefern. Ist das möglich? — Nein. Will es der Kritiker so? — Nein. Verlangt es das Publicum? — Nein. Und die Zeitungsredactionen? Die wollen es eigentlich ebenfalls nicht. Die Sache geschieht lediglich nur, weil ein Blatt dem anderen an Geschwindigkeit nicht nachstehen, sondern möglichst zuvorkommen will. Und darnum in der Theaterkritik, der das Publicum wie einer Lehre zu lauschen pflegt, die Flüchtigkeit, die Verstöße, Unrichtigkeiten und das in solchem Zustande nur schwer vermeidliche Hervortreten der persönlichen Stimmung des Recensenten. Dem Kritiker kann man wahrlich keine

Schuld geben, er leistet in der kürzesten Zeit gewiß sehr Achtenswerthes, aber er würde noch viel Besseres und Maßgebenderes leisten, wenn er wenigstens einen Tag Zeit hätte, während welcher er sich über den bei der Theatervorstellung gewonnenen Eindruck klar werden, die einschlägige Literatur zurathe ziehen und manches gründlicher prüfen, miteinander vergleichen und ruhiger erwägen könnte. Eine dramatische Neuheit nur nach dem Buchtexte zu beurtheilen, ist bedenklich. Ein Drama ist kein Lesestück und ein Theaterkritiker kein Buchrecensent. Selbst der gewiegteste Theaterkritiker vermag aus der Lectüre des Stückes nicht immer auf die Bühnenwirkung zu schließen, hierin irren sich oft die berühmtesten praktischen Dramaturgen. Es dünkt uns sogar nicht gut, wenn der Kritiker vor der Aufführung das Stück überhaupt liest; möglichst unbesangen, wie das Publicum selbst, soll er der Aufführung beimohnen. Wie soll er auch an sich die Wirkung der dramatischen Vorgänge sinnlich erproben, wenn er schon im vorhinein weiß, „wie es ausgeht“, wenn er durch sein Schonwissen an sich selbst die Absichten des Dichters durchkreuzt, zerstört! Zum mindesten hat er sich um den Genuß des dramatischen Werkes gebracht und dadurch schon einen schiefen Standpunkt genommen. Der Kritiker weiß das, kann sich aber nicht helfen, wenn die Kritik über Nacht gebaden werden soll, wie beim Bäcker die Semmel.

Ich mache einen Vorschlag. Möchten die Zeitungen sich dahin einigen, daß sie nicht um die Erstgeburt buhlen, sondern sich einen Tag Zeit lassen, um dann etwa mit Zuhilfenahme des Buchtextes eine gründliche und formreine Kritik über ein neues Theaterstück zu bringen. Eine kurze Notiz über Inhalt und Aufnahme könnte ja am Morgen nach der ersten Aufführung erscheinen, eine Studie über das Stück und seine Aufführung jedoch erst an einem nächsten Tage. Den Lesern würde es recht sein, weil sie etwas Gediegenes bekämen. Und für solche Zuschauer, die selbst nicht wissen, wie ihnen

das Stück gefallen, bevor sie eine Recension darüber gelesen haben, schreibt, denke ich, der ernste Theaterkritiker überhaupt nicht. Die Theaterunternehmung könnte durch eine Einrichtung nur gewinnen, durch welche Presse wie Publicum sich über mehrere Tage hinaus mit einer Novität befaßt. Also müßte alles dabei gewinnen und am meisten das Kunstwerk, welches eine richtige und eingehende Würdigung fände, während es heute nur allzuoft nach der Schablone abgethan werden muß. Leichtfertige Recensenten, wie es deren besonders in der Residenz gibt, hätten dann freilich keine Ausrede mit der journalistischen Eile, mit welcher sie jetzt alles entschuldigen wollen. Dem ernstesten Manne aber müßte es gewiß willkommen sein, von einem flüchtigen Journalisten zu einem gründlichen Kritiker emporzusteigen; sein Amt würde durch meinen Vorschlag zwar in mancher Beziehung schwerer, jedoch bedeutjamer, dem Wissen und der Bildung des Ausübenden würdiger. Ich bin der Zuversicht, daß meine Anregung so verstanden wird, wie sie gemeint, und daß sie einer Erwägung wert ist. R.

Eine Bitte für die Schulkinder.

„Alles was zum Heile der Kinder geschieht, kommt der künftigen Generation zugute. — Bei dem Kinde beginnt die Herbeheit der socialen Frage.“

Die fröhlichen Ferien sind längst zu Ende; mit dem Herbst begann der Schulbesuch, keine für die armen, von der Schule entfernt wohnenden Kinder ganz fröhliche Zeit. — Der nasse Herbst und Winter machen meist die oft weiten Wege zur Schule — schlecht, in tiefem Schnee oft psadlos; winddurchweht müssen die Kinder der Armen diese Wege wandern, ohne genügendes warmes Frühstück, — schlecht beschuht, dürftig bekleidet; zu Mittag müssen sie, ohne Heim, mit einem Stück Brot sich begnügen, sollen aufmerksam sein in der Schule mit dem unbehaglichen Gefühle der Kälte und des Hungers, müssen dann am düsteren Abend

die langen, schlechten Wege nachhause gehen, wo endlich in der ärmlichen Stube ein lärgliches Essen ihrer wartet! — —

Kinderfreunde, Väter, Mütter, die ihr eure Kinder wohlbesorgt, gut genährt zur Schule sendet, sie mittags in eurer warmen Stube haben könnt, denkt an die armen Kinder, thut an ihnen ein Liebeswerk, richtet, wo sie noch nicht besteht, eine Suppenanstalt ein. —

Gar wenig ist zu diesem Liebeswerk nöthig; zunächst nur ein gutes Herz und ein rascher Entschluß eines waderen Mannes, einer guten Frau, eines warmfühlenden Lehrers, eine Besprechung mit Gleichgesinnten, eine kleine Sammlung und bald ist dann eine warme Stube im Schulorte, eine warme Suppe und eine freundliche Aufsicht für die Kinder zustande gebracht, die ganze wohlthätige Suppenanstalt ist fertig. —

Mit der kleinen Anstalt habt Ihr ein großes Liebeswerk vollbracht, — ein Liebeswerk, wohlthätig für die armen Eltern, segensreich für die armen Kinder, für deren ganze körperliche und geistige Entwicklung, segensreich auch für die Schule, für das Land, und geeignet, mitzuwirken bei der schweren Aufgabe unserer Zeit: der socialen Frage. —

Dr. F. P.

Das Weihnachtslied.

Seit Gott erschuf das Reich der Klänge,
Erschallen tausendfach Gesänge
Im Herzen traut und angenehm.
Doch niemals haben Menschenzungen
So hehr und süß ein Lied gesungen
Als jenes war zu Bethlehem.

Das Lob dem Herrn, so hört' ich's schallen,
Und Friede sei den Menschen allen,
Die eines guten Willens sind.
Wohl um den Erdkreis klingt die Kunde
Von jener einzig großen Stunde,
Da uns erschien das Jesulind.

O tönt, ihr Harfen, klingt, Metalle,
O singt, ihr Pfeifen, Rehlen alle:
Dem Herrn die Ehr', dem Menschen Fried!
Fanfarenstoß, Kanonenbrummen,
Sie werden gänzlich einst verstummen
Vor diesem sanften Gotteslied.

Und wenn des Weihnachtsliedes Mahnen
Wir sind gedenk im heiligen Ahnen,
So wird im neuen Gottesreich
Das Osterlied, Posaunenrufen
Uns grüßen an des Thrones Stufen:
Der Friede, Kinder, sei mit euch!

R.

Nicht bö's' sein!

(Eine Plauderei von Franz Josef Koch.*)

Der Engländer fühlt sich nur zuhause, wenn er auf Reisen ist; der Franzose ist nie unwissender, als wenn er alles gelernt hat; der Deutsche ist niemals durstiger, als wenn er trinkt, und die Frauen — diese ganz eigene Nation — haben nie ausgesprochen, als dann, wenn man will, daß sie sich ansprechen sollen. In der Kükstammer des weiblichen Zeughauses ist keine Waffe — von den Lanzen und Dolchen ihrer Worte bis zum schweren Geschütz der Vierundzwanzig-Thränen-Pfänder und Ohnmachten — so unheilbringend als jene, die in dem Zweikampf der Liebe und der Ehe das „Bö's' sein“ genannt wird. Weinen und mit den niedlichen Füßchen strampfen, das ist das Gewehrfeuer der Frauen. Ohnmachten und Migräne sind die Belagerungsgeschütze. Aber „Bö's' sein“ — das bedeutet die Aushungerung des Feindes. Ein Frauenzimmer, wenn es „bö's“ ist, gleicht einem Dachtropfen, der endlich den härtesten Geduldstein aushöhlt. Jedes weibliche Wesen spricht anders und streitet anders, aber alle sind sie auf dieselbe Art „bö's'“. Das „Bö's' sein“ ist sozusagen ihre Universalprache, ihr Vokabul, von den Eskimoweibern bis zu den Salonpüppchen in Paris oder Wien, vom Throne bis zur niederen Hütte.

Wenn eine Frau oder eine Geliebte streitet, so streitet sie bloß mit dem Manne ihrer Wahl. Wenn aber eine Frau oder

eine Geliebte „bö's“ ist, so erstreckt sich dies auf alle leblosen Gegenstände, die „Er“ in seinem Besitz hat. Sie ist „bö's“ mit seiner Cigarrenspitze, mit seinem Schreibtisch, ja sogar mit seinen Pantoffeln. Sie feindet seinen verstorbenen Großvater an, prügelt seinen Hund und haßt seinen Barbier.

Wenn die Frau für gewöhnlich um acht Uhr den Kopf aus den Federn, um zwölf Uhr die Federn von dem Kopfe bringt, so steht sie an solchen Tagen — gerade wie am Waschtage — extra schon um sieben Uhr auf, um nur ja recht zeitlich „bö's' sein“ zu können.

Zum Reden benützen die Frauen doch nur ihre Sprachwerkzeuge; zum „Bö's' sein“ aber haben sie noch ganz andere Werkzeuge. Sie sind „bö's“ mit der Nasenspitze, indem sie diese elegisch herunterhängen lassen; mit ihrem Haar — sie fristieren sich nämlich gar nicht an solch einem kritischen Tag u. s. w. Jeder Streit muß ein Ende nehmen, denn endlich ermüdet auch die stärkste Lunge; „bö's' sein“ aber kann man bis ins Unendliche. Eine Frau, die schreit, kann man schließlich, wenn schon nicht überzeugen — das ist bekanntlich überhaupt unmöglich — so doch überschreien. Bei einer Frau, die „bö's“ ist, nützt das alles nichts. Wenn eine Frau mit ihrem Manne einen Streit hat — was ja hie und da vorkommen soll — und wenn sie noch so tobt, so läuft sie doch ab und zu in die Küche hinaus und sieht nach, daß seine Lieblingspeise nicht anbrennt. Aber eine Frau, die „bö's“ ist, vergißt die zartesten Bande der Natur, die sie an die Küche binden. Sie vernachlässigt Gerichte, die sie unter Schmerz geboren. Wenn die Frau „bö's“ ist, da „räufelt“ die Suppe, die Zupseife ist verbrannt und der Auslauf bleibt sitzen.

Im heftigsten Wortwechsel sagt die Frau, wenn der Mann plötzlich niest, dennoch — wie unwillkürlich — „zur Genejung!“ Ist aber die Frau „bö's“, dann kann der Mann niesen, daß er zerplatzt — sie jagt nicht „zur Genejung!“

*) Also zu lesen in der Festschrift des humanitären Gesellschaftsvereines „Gemüthliche Harmonie“ in Wien zur Feier des 25jährigen Bestehens.

Nurz und gut, „böös' sein“ ist der schrecklichste der Schreden und darum: Ja nicht „böös' sein“, meine verehrten Damen!

Bücher.

Neue Erzählungen von W. Fischer. Es sieht wohl von vornherein wie ein Widerspruch aus, von einer modernen Romantikerin zu reden. Nichtsdestoweniger scheint sich in der neuesten Literatur eine Strömung vorzubereiten, welche diesen Namen verdient. Es ist dies eine Strömung, welche den ausgelebten sogenannten Naturalismus, ebenso wie dessen Gegensatz in sich aufgenommen hat und sich über beide zu einem höheren Dritten emporhebt. Ein moderner Romantiker in diesem Sinne ist Wilhelm Fischer nicht. Er ist, wie sein neues Buch „Unter altem Himmel“ (Leipzig, Friedrich), eine Sammlung feinpoetischer Cabinetstücke, wieder zeigt, wenn ich so sagen darf, ein unmoderner Romantiker, ein Dichter, an dessen bestimmt abgeschlossener Individualität die Zeitgedanken vorübergeglitten sind wie flüchtige Wellen an einem rauhen Felsstück, das sich dem Gebirgsbach entgegenstemmt, ohne ihn aufhalten zu können, aber auch ohne sich zu einem glatten Kiesel abschleifen zu lassen. Unmodern — denn was aus einem Dichtergemüth quillt, ist seinem Kerne nach in jeder Zeit heimisch oder in keiner, wie man will. Nur was die Gewandtheit und Fingerfertigkeit producieren, das unterliegt der Mode. Was „Schick“ hat, das kommt in die Mode, und aus der Mode. Was gediegenen Stil hat, nicht. Und Stil im großen Sinne haben alle Werke Fischers, die „Atlantis“, die „Sommernachtserzählungen“, das Idyll „Anakreon“, die „Gedichte“ und die neuen Erzählungen. Und gerade das Gegenheil von dem, was man fast von der gesammten modernen Production behaupten kann, gilt von Fischer: An künstlerischer Tiefe fehlt es nirgends, aber hier und da an Mache. Schon der nicht eben glücklich gewählte Titel der neuen Sammlung: „Unter altem Himmel“ zeigt von keiner sonderlichen Begabung für die Inszenierung. Man muß eindringen, nicht an der Oberfläche haften, diese Dichternatur kennen lernen, um sie zu schätzen. Sechs Erzählungen enthält das dünne Bändchen, zum Theil historische Novellen, zum Theil märchen- und sagenhaften Inhalts, aber alle feinsinnig zusammengestellt, alle in demselben Colorit gehalten, in derselben Tonart, denn Fischers Muse hat mehr Beziehungen zur Musik als zur bildenden Kunst. Das

beste Stück ist meines Erachtens „Ingrid und Ingrid“. Die ausgeglichene Darstellungsweise, die fließende, wenn auch manchmal allzu archaisierende Sprache, das Maß im Abwägen der Motive, die Einfachheit und Größe der Menschen Darstellung machen diese kleine Arbeit zu einem Muster der historischen Novelle. Auch der „König im Bade“ weist einzelne dieser Vorzüge auf. Das Motiv dieser Erzählung streift ins Legendarische hinüber durch das Eingreifen des Wunders, das hier eine halb und halb symbolische Bedeutung gewinnt, während im „Märchen vom Glück“ die Symbolik vollständig die Führung übernommen hat. Es ist ein Jüngling namens Reinhalm, welcher dem Glück nachjagt, welchem Frau Sälde Reichtum, dann Ruhm, dann Minne schenkt, und immer fühlt er sich noch nicht zufriedengestellt, verlangt er nach Höherem. Er hebt seine Augen zu Frau Sälde selbst, die ihm entschwindet und ihn im menschlichen Elend zurückläßt. Das Ziel seiner Wünsche ist von der Erde in den Himmel verlegt, und der Tod wird ihm zur Erlösung. In diesem Märchen scheint der Dichter seine Weltanschauung niedergelegt zu haben, die mit Pessimismus vielleicht nicht gerade identisch ist, jedenfalls aber eines gewissen quietistischen Zuges nicht entbehrt. Ein eigenthümlicher Reiz liegt in der deusfama Art, mit welcher Fischer seine Motive zu behandeln weiß. Man braucht Phantasie, um diese kleinen Erzählungen zu würdigen. „Schicksalsweg“ z. B., ein hohes Lied der Mutterliebe, mit großen Strichen, mehr angedeutet als ausgeführt, bestimmt im Unbestimmten wie duftige Wolken am Himmel — das fordert Mitschaffen und Mitdenken. Und wir Leser, längst gewöhnt, uns den weichgekochten Literaturbrei gemächlich um den Mund streichen zu lassen, sehen uns auf einmal vor die Zumuthung gestellt, selbstthätig mitzuthun! Ja, Sie verlangen zu viel, bester Herr Dr. Fischer, wir haben ja nicht viel Zeit zum Lesen, wir brauchen lange Bücher, die man rasch durchblättern kann, nicht kurze, wo in jedem Satz etwas drinsteht! Und dann sind sie nicht mehr knapp, sondern geradezu larg! — Ja, mit der „Meinungerei“, die jetzt auch in der Novelle umgeht, verschont uns Fischer gänzlich. Das Historische sucht er nicht im Schnitt der Gewänder, sondern im Erfassen des Zeitgeistes. Er fällt oft ins andere Extrem, gibt uns zu wenig Anschauliches. Die historische Novelle „Die Nebenbäckerin“, welche durch ihre localen Beziehungen für Graz besonders interessant ist, hätte er gut um das Doppelte ihres Umfanges erweitern können durch behagliches Ausführen der culturhistorischen Details, und das Ganze hätte nur ge-

wonnen . . . In der Schack'schen Galerie in München findet man entzückende Bilder der Romantiker Steinle und Schwind, auch einen Cyclus aus dem Leben Karls des Großen, in Zeichnung und Farbe einfach und schlicht, voll märchenhaften Reizes und zarten Natursinnes. An diese Bilder erinnert mich die kleine Novelle „Liebeszauber“. Der große König Karl in seinem süßen Gespräch mit Fastrade, in seinem Schmerz um ihren Tod, und dann das Vereinspielen des Wunderjamen, die Leiche, die nicht verwesen kann, bis nicht der heilige Bischof Turgin den Zauber löst — in diesem Zusammenschlingen von poetischen, mythischen und christlich-deutschen Tönen glaube ich das Rauschen des alten Märchenwaldes zu vernehmen, in welchem duftend die bekannte blaue Blume blüht.
E.

Gartheil und Krauseminz! Was ist das? Das sind zwei wohlriechende Zier- und Heilkräuter der Hausgärten in den Alpen und auch in Mitteldeutschland. Von Frauen und Jungfrauen werden sie gerne zu Riechsträußchen verwendet. — „Gartheil und Krauseminz“ so nennen sich auch die Lieder im Volkston von Anton August Rast. (Berlin. J. Meidinger.) Diese künstlichen (d. h. von einem Kunstdichter erdachten) Volkslieder sind von natürlichen kaum zu unterscheiden, so schlicht, frisch, herzinnig und sanglich sind sie; sie singen sich gleichsam von selber, doch sind viele von ihnen auch in Musik gesetzt worden und haben sich besonders in Gesangsvereinen eingebürgert. Diese Lieder schließen sich enge an Volksanschauungen, Sitten, Sagen und Mythen und decken Volkston und Volks Herz so trefflich, dass man sich nicht wundern darf, wenn sie als Volkslieder eine unzerstörbare Statt finden.

M.

„Grüß Gott!“ Ein Blatt für Österreichs deutsche Jugend. Geleitet von Josef Ambros. (A. Pichlers Witwe & Sohn. Wien.) Erscheint monatlich einmal.

Alle Eltern und Erzieher, welche ihre Kinder vor geistigem Schaden bewahren wollen, müssen dafür sorgen, dass ihre Zöglinge außerhalb der Schule nicht nach der verwerflichen Lectüre der bekannten Schund- und Schandgeschichten greifen, sondern, dass dieselben wertvolle Jugendschriften in die Hand bekommen, aus welchen sie moralischen Nutzen ziehen können. Viele Eltern schweifen diesbezüglich noch immer in die Ferne und beziehen das geistige Brot für ihre Kinder aus irgend einer ausländischen Bücherfabrik, während

sie gute heimische Producte aus gewissen Vorurtheilen ignorieren. Es erscheinen aber gegenwärtig auch in Österreich verschiedene meist vorzügliche Jugendschriften und Kinderzeitungen, die allen in Deutschland herausgegebenen in keiner Beziehung nachstehen und deshalb wert sind, allgemein bekannt und verbreitet zu werden. Zu den besten dieser Art gehört die Monatschrift: „Grüß Gott!“

Wie Julius Bohmeyers „Deutsche Jugend“ in Deutschland, so wirkt in ähnlich hervorragender Weise Rudolfs „Österreichs deutsche Jugend“ (Reichenberg) und Ambros' „Grüß Gott!“ in Österreich als bedeutende Jugendzeitschrift.

„Grüß Gott!“, das sich während seines fünfjährigen Bestandes die Gunst von vielen Familien erworben und zu einem echten und rechten Lieblingsblatte der Kinder geworden ist, wird größtentheils von pädagogisch gebildeten und erfahrenen Schulmännern geschrieben und steht unter der bewährten Leitung des Oberlehrers Josef Ambros. Es enthält eine bunte Fülle von belehrenden und unterhaltenden Aufsätzen aller Art, bringt leicht fassliche Erzählungen aus der Geschichte und dem Leben der Menschen und Thiere, dann Märchen, Fabeln, Gedichte, Lieder, lustige Anekdoten aus dem Schulleben, Räthsel u. s. w. u. s. w.

Wir können daher diese Jugendzeitschrift allen Eltern und Erziehern auf das beste empfehlen.

Koloman Kaiser.

Die elegante Welt. Handbuch der vornehmen Lebensart im gesellschaftlichen und schriftlichen Verkehr. Mit zahlreichen Briefmustern, Lexikon des guten Tones, Aussprüche, Toastentwürfen und Fremdwörterbuch. Unter Mitwirkung hervorragender Autoritäten herausgegeben von Franz von Schönthan. (Berlin. Verlag für Sprach- und Handelswissenschaften. 1892.)

Wir halten solche Anleitungen zum guten Tone für gebildete Kreise als überflüssig, für ungebildete als unbrauchbar, für halbgebildete als sehr passend; sie haben also ein großes Publicum. Wenn solche Werke noch Gehalt und Kern im Auge hätten und tiefer gründeten als es die flache Verkömmllichkeit verlangt! Wenn sie z. B. eine Hausfrau belehren wollten, wie sie mit den Dienstboten zu verkehren habe, eine Sache, welche die meisten unserer Frauen schlechterdings nicht treffen! Aber derlei steht in keinem Lexikon des guten Tones. Nein, ein Recept, wie man mit Mühe und Fleiß ein flacher Formenmensch werden könne, loben wir nicht. M.

Dombrowsky. Roman von Ernst Ed-stein. Zwei Bände. (Dresden. Alfred Haudschild. 1892.)

Wieder einmal ein guter Roman. Die interessante Ehegeschichte eines Künstlers, mit großen Feinheiten in der Motivierung und Charakterisierung erzählt. Das Buch ist lesenswert, in mancher Beziehung sogar ein Juwel. M.

Aus dem Schoße der Zeit. Dichtungen in Bildern von Julius Konrad. Mit dem Bildnisse des Verfassers. (Berlin. Struppe & Winkler. 1892.)

Liebe der Schöpfung. Gold. Verschwiegene Noth. Aus der Milliarden-Ära. Auswanderung. Menschenhandel. Heuchelei. Capital und Arbeit. Krieg. Völkerfrieden. Diese und andere Capitelüberschriften der in Sonettenform gestellten Dichtung zeigen schon, mit welcher wichtigen, in unser Leben schneidenden Dingen der Verfasser sich abgibt. Er ist ein Idealist von jener Gattung, deren Idealismus eine Praxis höherer Art ist, weil ihre Zeit einst kommen wird. Uns thun solche Geisterstimmen wohl, sie beleben unsern Weltglauben und stärken unser Herz. M.

Im Verlage von M. Breitenstein (Wien) erscheint unter dem Titel: „Grillparzers Frauengestalten“ ein Werk, welches geeignet sein dürfte, den Namen Grillparzers und den Ruhm seiner Dichtungen tief ins Volk zu tragen, denn es gibt kein mächtigeres Mittel, um einen Dichter populär zu machen, als des Zeichners Stift.

Das neue Werk wird alle jene herrlichen Gestalten, welche Grillparzer erfunden, zum erstenmale durch meisterhafte Illustrationen in mehr als 200 Bildern zur lebensvollen Anschauung bringen.

„Grillparzers Frauengestalten“ bringt eine Schilderung und Charakteristik aller jener Frauen, welche Grillparzer so unvergleichlich darzustellen wußte, zugleich aber eine sehr erschöpfende und interessante Skizze aller seiner Werke.

Das soeben erschienene erste Heft, welches die „Sappho“ behandelt, gibt uns eine Probe von der Ausführung dieses Planes. V.

Aus dem Adlergebirge. Erinnerungen und Bilder aus dem östlichen Deutsch-Böhmen von Dr. Eduard Langer. (Prag. Dominicus.) In dem Buche „Aus dem Adlergebirge“, von dem der erste Band eben erschienen ist, unternimmt es Dr. Langer, Land und Leute seiner Heimat darzustellen, ihre Mundart und ihre ori-

ginellen Charaktere vor uns lebendig zu machen, uns ihren waderen Lebenskampf zu veranschaulichen und ihren besten Söhnen ein Denkmal zu setzen. So machen uns zunächst die „Studentenstreiche“, launige Skizzen, mit dem Charakter der Gegend, mit vollsthümlischen Schnurren und Schwänken, mit löstlichen Sonderlingen der Kleinstadt vertraut. Der Abschnitt „Land und Leute“ beschäftigt sich in diesem Bande vorwiegend mit den dichterischen Talenten, die aus dem Adlergebirge hervorgegangen sind. Culturgeschichtlich interessant ist die Skizze über den Rokitniger Naturdichter Brinke, mit dessen urwüchsigem Reimspielen uns Langer bekannt macht. Ein Capitel über die Grulicher Mundart und eine launige Kriegsidylle aus dem Jahre 1866 beschließen den ersten Band. V.

Des Knaben Wunderhorn. Alte deutsche Lieder, gesammelt von L. von Arnim und C. Brentano. Neudruck der Heidelberger Originalausgabe, mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von Dr. J. Ettlinger. „Bibliothek der Gesammtliteratur“ (Otto Hendel, Halle a. S.).

Bisher fehlte es an einer wohlfeilen und zugleich gediegen ausgestatteten Ausgabe von „Des Knaben Wunderhorn“. Diesem Uebelstande ist durch die vorliegende Neuauflage abgeholfen, denn was äußere Ausstattung und billigen Preis anbetrifft, leistet dieselbe, wie nach den bisherigen Publicationen dieser beliebten Sammlung auch nicht anders zu erwarten war, Vortreffliches. Infolge der beigegebenen kurzen und sachlichen Anmerkungen dürfte diese Ausgabe sich für Schulen noch besonders eignen. V.

Für die fröhliche Jugend. Gabe eines heiteren Kinderfreundes, von Daniel Sanders. Illustriert von Hans Looschen. (Berlin. Hans Lustenöder.)

Zu hübschen Gedichten überaus reizende farbige Bildchen. Als Anhang etwas Dramatisches und zwei Lieder mit Noten. M.

Soeben ist die Octoberserie der Bibliothek der Gesammtliteratur erschienen. (Otto Hendel. Halle a. S.)

Dieselbe enthält: Arnim-Brentano, „Des Knaben Wunderhorn“, Neudruck der Heidelberger Originalausgabe, mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von Dr. J. Ettlinger; Webers „Demokritos“ XVI. Bändchen: Die Satire; Gme-

rich Madách: „Die Tragödie des Menschen“, dramatische Dichtung; dem ungarischen Original nachgedichtet von Eugen Planer; Henrik Ibsen, „Ein Volksfeind“, Schauspiel in fünf Aufzügen; aus dem Norwegischen übersetzt und eingeleitet von J. C. Voestlion.

Jugendgrüße. Neue Geschichten für die Kinderwelt. Von Dietrich Theben.

Thebens Stärke liegt in der Wahl der ansprechenden Stoffe und in der schlichten und doch tiefen, zum Herzen dringenden Sprache. Er vermeidet es, düstere Bilder, die der sonnigen Anschauungsweise des Kindes fern liegen, aufzurollen und durch Vorführung der Nachtseiten des Lebens abzuschrecken; er will das Gute im Kinde anklingen lassen und durch dessen Pflege den jugendlichen Leser das Unschöne und Gemeine fliehen lassen. V.

Dem „Heimgarten“ ferner zugegangen:

Otto Ludwigs gesammelte Schriften. Bis zur 24. Lieferung erschienen. (Leipzig. Fr. W. Grunow. 1891.)

Stah. Eine Geschichte aus dem bairischen Walde, erzählt von Otto von Schaching. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt 1891.)

„1812“ oder die Häfcher des Kaisers. Von Ludwig Kellstab. (Weimar. Schriftenvertriebsanstalt.)

Die milde Madonna. Novelle von Julius Freund. (Berlin. Richard Wilhelm. 1891.)

Schlern-Sagen und Märchen von Martin Meyer. (Innsbruck. Wagner'sche Universitäts-Buchhandlung. 1891.)

Grillparzer-Studien. Von Dr. Adolf Lichtenheld. (Wien. Carl Graeser. 1891.)

Theodor Körner. Erinnerungsblätter, gesammelt aus Anlaß der Wiederkehr seines hundertsten Geburtstages von der Lese- und Redehalle der deutschen Studenten in Prag. (Prag. Ottomar Beyer. 1892.)

Drei Monate Fabrikarbeiter und Handwerksburche. Eine praktische Studie von Paul Göhre. (Leipzig. Fr. Wilh. Grunow. 1891.)

Die Vorzüge der deutschen Sprache. Ein Wort an Lehrer und Laien von Prof. Dr. med. Hegenwald. (München. Konrad Fischer. 1891.)

Allerhand Sprachdummheiten. Kleine deutsche Grammatik des Zweifelhafsten, des Falschen und Hässlichen. Ein Hilfsbuch

für alle, die sich öffentlich der deutschen Sprache bedienen. Von Dr. Gustav Wustmann. (Leipzig. Fr. Wilhelm Grunow. 1891.)

Zur Reform unserer Volksliteratur. Von Otto von Leirner. (Herausgegeben im Auftrage des Vereines für Volksliteratur (Berlin. O. Dremig))

Heil dir, mein Österreich! Deutsche Lieder aus der Gegenwart, gedichtet bei Gelegenheit der Wiener Preisausschreibung. Von Prof. Ritter Ali Schanz. (Leipzig. Hermann Hübel)

Österreichs Huldigung Seiner Majestät dem Kaiser Franz Josef I. Lied im Volkston. Dem „Rothen Kreuz“ gewidmet von Conrad Bayer. (Wien. F. Köhrich.)

Friede sei mit Euch! Von Camillo Valerian Susan. (Wien. Carl Konegen. 1891.)

Wetterleuchten. Moderne Gedichte von A. von Sommerfeld. (Zürich. Verlagsmagazin. 1891.)

Sonnwendfeuer. Lieder von Victor Hardung. (Zürich Verlagsmagazin. 1891.)

Flügelschläge des neuen Jahrhunderts. Gedichte von Wickers von Gogh. (Zürich. Verlagsmagazin. 1891.)

Die Dioskuren. Literarisches Jahrbuch des ersten allgemeinen Beamtenvereines der österr.-ungar. Monarchie. 21. Jahrgang. (Wien. Carl Gerolds Sohn. 1892.)

Das zwanzigste Jahrhundert. Deutsch-nationale Monatshefte. II. Jahrgang. (Berlin. Hans Lüstenöder.)

Literarische Monatshefte. Herausgegeben von Ottokar Stauf von der March und Hans Hadwiger. (Wien.) I. Jahrgang. 1. Heft.

Für das Deutschthum im Auslande. Organ des „Allgemeinen Deutschen Schulvereines“. Nr. 1. I. Jahrgang. (Berlin. 1891.)

Deutschnationales Jahrbuch. Herausgegeben von Karl Bröll. Zweiter Jahrgang. (Berlin. Hans Lüstenöder.)

„**Das Recht der Feder.**“ Eine Zeitschrift. Herausgegeben von der Deutschen Schriftsteller-Genossenschaft in Berlin.

„**Antisemitisch.**“ Eine Reiseunterhaltung. Mitgetheilt von Otto Lichtmann. (— Verlag der „Zeitschwingen“. (Reichenberg i. B. 1891.)

„**Wiener Humor.**“ Dritte Serie. In 25 Heften. (E. Daberkow. Wien.)

„**Der Urgemüthliche.**“ Heft 1, in 10 Heften. (E. Daberkow Wien.)

Über die Pflege der Schönheit. Bemerkungen einer Dame vom Stande. Zweite vermehrte Auflage. (Hartleben. Wien.)

Heinrich & Henke Buchhandlung und Antiquariat. (Berlin.) Verzeichnis XXIV: Völkerpsychologie.

Sager-Katalog Nr. 10. Von J. Eisenstein & Co. Buchhandlung und Antiquar. (Wien.)

Postkarten des „Heimgarten“.

* Das „Grazer Volksblatt“ vom 7. November schreibt Folgendes: „Im sechzehnten Jahrgange seines „Heimgarten“, erstes Heft, Seite 31, wirft Rosegger die doch auch so hochpoetische Gestalt der jungfräulichen Madonna um und macht sie zu einem gewöhnlichen kinderreichen Weibe.“ — Um die völlige Unrichtigkeit dieses Ausspruches zu erkennen, lese man auf genannter Seite in dem Artikel „Über deutsche Geschlechtsnamen“ von Theodor Bernalefen die Zeilen 12—17, auf die sich die Bemerkung des clericalen Blattes bezieht. — Den Schriftgelehrten der clericalen Zeitungen scheint überhaupt der Atheist lieber zu sein, als der freimüthige Bekenner des Christenthumes. Wenigstens werden von ihnen die allermeisten der höchst einflussreichen atheistischen und naturalistischen Schriftsteller und Dichter mit Recht in Ruhe gelassen, während man nur bei jeder Gelegenheit — und wäre es eine noch so unpassende — eins zu verfechten trachtet.

R.

S. H., Graz: War zu herb gegen einen Mann, der sich um Graz vielfach verdient gemacht hat. Bei seinem Schloßbergproject mag die Tochter Gottes Phantasie ja wohl ein wenig mitgearbeitet haben, doch daß es deshalb auf dem Schloßberge gerade so bleiben müsse wie es heute ist, sehen wir nicht ein. Das Schöne daran soll erhalten bleiben, das Hässliche muß weg. Hässlich ist z. B. auf dem Schloßbergplateau das Wächterhaus gegen die Grabenseite hin. Diese Hütte haben wahrscheinlich Engel aus einem croatischen Dorfe zu Ehren des schönsten Punktes der Steiermark auf den Grazer Schloßberg getragen. Hässlich und widersinnig ist das dem Glodenthurme angelebte Wirtshäuschen, genannt „zur Hochalm“; gehört die Schenke zum Thurme, oder der Thurm zur Schenke? Unheimlich, ohne romantisch zu sein, ist das Wäldchen mitten auf dem Schloßbergplateau mit seinen Geheimnissen. Wenn auf dem Schloßberge ein stilvolles Gasthaus steht, in welchem man zu allen Tageszeiten eine frische Tasse Kaffee, ein gutes Glas Wein bekommen, und von welchem man auch bei Wind und Wetter eine Aussicht auf die Stadt und Umgebung genießen kann, so wird das gerade kein Unglück sein.

In diesem Sinne wird etwas geschehen, und wem verdanken wir die Anregung dazu? Der Fortschritt ist immer ein Wagnis. Und muthig zum wagen ist nur der Optimist.

Wir werden um die Aufnahme nachstehender Zeilen ersucht: „Mit dem Plane beschäftigt, eine eingehende biographisch-literarisch-historische Arbeit über Adalbert Stifter abzufassen, erlaube ich mir, an alle Freunde des Dichters die Bitte zu richten, Briefe von oder an Stifter, etwaige Aufsätze, Gedichte oder dergleichen von ihm, die noch nicht veröffentlicht sind, oder auch Mittheilungen über ihm nahegestandene Persönlichkeiten, sei es in Originalen, welche auf Wunsch dankend zurückgeschickt werden, oder in Abschriften an meine Adresse gelangen zu lassen. Auch etwaige Stammbuchblätter, Mittheilungen von Recensionen der Werke Stifters in wenig bekannten älteren Journalen, Abschriften von Schriftstücken, welche für den Lebenslauf des Dichters wichtig sind, und ähnliche gedruckte oder handschriftliche Blätter würde ich mit großem Danke entgegennehmen. Dr. Anton Schöffar, Custos der k. k. Universitäts-Bibliothek in Graz.“

S. S., Wien: Merkwürdig ist, daß manche Leute (wir sprechen nicht vom Militär) ganz nervös werden, wenn sie vom Friedenscongresse hören. Wenn kein Krieg mehr in Sicht wäre, das thäte ihnen unendlich leid. Solche belehrt niemand als — das Schlachtfeld.

J. H. R., Graz: Der Verein „Asyl“ für arme Privatlehrerinnen, Erzieherinnen und Bonnen (Hauptsitz in Graz), ist Ihrer Unterstützung jedenfalls würdig. Dieser humanitäre Verein gewährt dürftigen Lehrerinnen, Erzieherinnen, soweit es in seinen Kräften steht, Hilfe und Schutz.

K. R., Wien: Dank. Theils schon in diesem Hefte. Volksgangeln, wenn noch nicht veröffentlicht, willkommen.

F. O., Froben: Das Recht des Erstabbrudes aller Rosegger'schen Schriften hat nur der „Heimgarten“. Nachdruckrecht aus dem „Heimgarten“ oder den Büchern Rosegger's kann bei den betreffenden Verlagshandlungen erworben werden. Unberechtigten Nachdruck, der leider immer häufiger wird und den Verlag wie den Autor sehr schädigt, müssen wir gesehlich belangen.

J. v. R., Graz: Für Alpenrosen und Edelweiß sehr verbunden. Den Lorbeer selbstverständlich nur Ihnen für Ihre sehr classische Bildung. Aber warum in der zweiten Strophe auf sich selber sicheln?

* Bitten, unaufgefordert Beiträge nicht zu schicken. Wir übernehmen dafür keine Verantwortung.

schte der Kämpesbauer. „Und ich meine, es ist in diesem Falle auch gar nicht schwer, ein gerechter Richter zu sein.“

„Wie wäre dein Dafürhalten?“

„Mein Dafürhalten wäre“, also antwortete der Kämpesbauer, „dass, wo so viele Unschuldige erschossen worden sind, man auch mit den Schuldigen kurzen Proceß machen soll.“

„Also zum Tode?“

„Die heiligen Sterbsacramente soll man ihm früher reichen, damit seiner Seligkeit von der Seiten nichts im Weg steht.“

„Und wann das?“

„Auf was soll er noch warten? Nicht lange Todesangst möcht' ich für ihn erbitten, weil er schon mein Bettler ist. In einer Stunde kann's ja wohl vorbei sein.“

„So meinen wir auch“, sagten sie alle, und die Sache war abgethan.

Hernach giengen sie in den Dom, wo ein feierlicher Dankgottesdienst abgehalten wurde, wegen des errungenen Sieges.

Nach demselben waren mehrere Führer und Kämpfer bei den Kapuzinern auf einen Krug Wein geladen. Es sollte das weniger eine Siegesfeier sein, als eine Rathversammlung darüber, was nun weiter zu thun sei. Denn, dass die Kämpfe am Eisack und an der Kiens nicht das Ende waren, sondern vielmehr der Anfang, das war wohl allen klar. Dass der gewaltige Welteroberer sich nicht von der handvoll Bauern würde schrecken lassen, das wußte jeder; der Bonaparte hatte die Kraft, über Nacht ganze Armeen aus dem Erdboden zu stampfen. Aber die Tiroler hofften auf Gott und die Oesterreicher.

Allerdings verlautete ein loses Maul, und zwar gerade auf dem Wege vom Dom zum Kloster: Die Oesterreicher möge man wohl lieben, aber hoffen solle man nur auf Gott allein — es wäre sicherer.

Das lose Maul gehörte dem Häusler Thomas.

„Au!“ rief der Griesacher, „wenn wir zum Weinkrug gehen, ist der Thomas auch dabei.“

„Warum denn nicht?“

„Beim Boarnderschießen hat er sich nicht sehen lassen.“

„Wer?“

„Der Thomas.“

„Ich? Ich nicht beim Boarnderschießen?“ beehrte der Häusler auf. „Bin ich nicht beim Vinstreich gestanden von Früh bis Mittag und hab hinüber gepfeffert! Nachher haben aber die Lümmel angefangen Kartätschen herzuschleudern, und in den Teich, dass der Morast ganz abscheulich spritzt und mir mein ganzes Sonntagsgewand wild macht. Da hab' ich mir gedacht: Hol's der Ganggerl, mein schönes Gewand lass ich mir nit verderben, die Boarn kaufen mir kein neues! und bin heimgegangen.“

„Thomas“, belehrte hierauf der Griesacher. „Merk' dir's, wenn man's mit den Boarn zu thun hat, da legt man nit das bessere Gewand an.“

„Kannst wohl recht haben, Nachbar, aber einen Krug Wein werden sie doch wert sein, die sechzehn, die ich niedergelegt hab'.“

Hernach saßen sie im Refectorium des Klosters durcheinander, die Kapuziner in braunen Kutten und langen Värten und die Bauern und Bürger und die Wirte der Umgebung. Auch Peter Mahr war da, der Wirt von der Mahr, der vor lauter Unordnungen noch nicht zuhause gewesen seit der Schlacht. Die Todten mußten begraben werden, die Verwundeten mußten unter Dach und Fach gebracht werden, die zerstörten Brücken mußten zur Noth hergestellt, den Leuten der niedergebrannten Häuser mußten Hütten geschafft werden. Dass er gesund sei, hatte der Mahrwirt seinem Weibe sagen lassen, und das ist in Kriegszeiten genug.

Der Kumpesbauer war ebenfalls zugegen, aber recht abgemattet und kleinlaut. Er war Österreicher suchen gegangen, hatte aber keine gefunden. Das halbe Pustertal hatte er durchlaufen. Zu Welsberg hatte man ihm gesagt, der österreichische General Casteller habe in Trienz und Silian schon Quartier bestellt, aber die Villacher Frauen wollten ihn nicht loslassen. Hingegen habe er, so erzählte der Kumpesbauer, unterwegs von einem anderen gehört. Der Bruncker Steuer-einzieher sei wieder im Land.

„Der Kulber?“ fragten sie. „Der ins Salzburgerische und Steirische gegangen ist, um Beistand zu suchen? Was mag der ausgerichtet haben?“

„Was er ausgerichtet hat, weiß ich nicht. Es hat ja auch geheißt, daß er nach Schärding zum Hofschatz gehen will, um für Tirol Geld zu fassen.“

„Kein zuwideres Geschäft“, meinte der Häusler Thomas. „Mit Gold und Silber thut sich's gemüthlicher um, wie mit Pulver und Blei. So Herren können es sich halt anschicken.“

„Es ist ein Ding“, redete der Griesacher drein, „wenn wir kein Pulver haben, sind wir derschossen, und wenn wir kein Geld haben, sind wir auch derschossen.“

Der Bruder Pfortner kam herein und berichtete, daß ein bairischer Reiter in den Hof gesprengt sei.

Rasch erhoben sich die Männer von ihren Sigen.

„Schwenkt er eine weiße Fahne?“ fragte der Kreuzwirt.

„Schwenken thut er nichts, aber die Treppe poltert er herauf.“

„Der kommt Frieden anzubieten.“

„Geben wir ihn?“

„Wenn sie aus dem Lande ziehen, anders nicht“, also sagte Peter Mayr.

Da sprang die Thür auf und der bairische Reiter trat rasch ein. Finster blickten ihn die Männer an, da rief er mit ausgebreiteten Armen: „Nun?“

„Kulber!“ schrien mehrere zugleich.

„Ja, Kulber, der Steuereinzieher von Brunck“, sagte der Ankömmling.

„Da bin ich wieder.“

„Und wie kommst du in diese Haut?“ fragte der Kreuzwirt von Brigen.

Kulber schob mit dem Finger auf seiner linken Brust eine bayerische Medaille beiseite, da sah man im Tuch eine zerrissene Stelle. „Da, bei diesem Loch bin ich hereingekommen. Am Pass Strub bin ich vorhanden gewesen beim großen Scharmützel“, so erzählte Kulber. „Aber zu spät. Dort sind sie uns hereingebrochen, sind unser zu wenig gewesen, und ihrer in hellen Haufen, wie die Heuschrecken des Königs Pharao. Ich im Busche warte auf den Nachtrab und suche mir einen feurigen Rappen aus. Wie es dunkelt, schieß ich den Reiter herab. Alsdann ich meinen Tiroler-kittel aus, in des Reiters Uniform hinein, auf den Rappen, und trab, trab den Baiern nach, mit ihnen marschirt, Proviant gefasst, einquartiert, also zwei Tage lang.“

„Und nicht entlarvt worden?“

„Die Baiern habe ich nicht gefürchtet. Die Unordnung ist vor lauter Siegesjubel und Bestialität, die sie verübt haben, unbeschreiblich groß gewesen. Aber die Tiroler Kugeln, vor denen habe ich Respect gehabt, in meinem Baiernrock. Durch das Achenthal und Innthal her und bis Hall, alle Augenblick pfeift vom Fels oder Strauch her eine Kugel. Daß so ein Stückel Blei auf bayerisch Tuch losgeht, versteh' ich, aber es wird auch vor der tirolerischen Haut, die dahintersteckt, kaum halt machen. Ich dank' schön! hab' ich mir gedacht, nichts auf der Welt so gefährlich, als jetzt ein Baier sein in Tirol. Zu Hall, Innsbruck und bis über den Brenner herab ist's mir und dem Rappen gut ergangen, da ist noch alles weiß und blau. Vom Brenner bis Sterzing gemischt, da hat der

Sandwirt gemustert. Mein weißes Sacktuch auf die Säbelspitze gebunden, mit dieser Friedensfahne bin ich glücklich bis Brixen gekommen. Und dahier zu Brixen verkaufe ich das bayerische Gewand an einen Juden.“

„Und dahier zu Brixen haben wir keinen Juden“, entgegnete im gemüthlichen Ton der Prior.

„Dann vermach' ich's den Kapuzinern.“

„Mitsammt dem Rappen?“

„Den behalte ich selber, auf dem will ich bei der nächsten Schlacht in den Himmel reiten. Und jetzt soll mir einer draußen den Braven absatteln, ich bin durstig.“

Gar wunderbarlich nahm er sich aus, der kleine blasse schwarzäugige Mann in der bayerischen Uniform, die ihm überall zu groß war. Die hastigen Bewegungen der Arme, des Hauptes, das heiße Augensprühen nach allen Seiten hin, das ganze erregsame Wesen des Mannes hatte gerade nicht viel Redenhafte, verrieth hingegen eine leidenschaftliche Seele.

„Nun trinke Wein, Kulber, und dann rede Wahrheit“, also sprach der Prior und schenkte ihm den Krug voll. Peter, der Mahrwirt, hatte sich an seine Seite gerückt und fragte ihn in ernsthaftem leisem Tone: „Nun, wie steht's drüben?“

Hierauf antwortete Kulber: „Freilich wohl schlimm. Hinter Innsbruck verflucht schlimm. Ihr könnt euch's allmitleinander nicht vorstellen, wie schlimm.“

„Du erschreckst mich!“

„Zu Innsbruck, da passiert's, da hab' ich mich unterhalten. Haben sie gerade bei meinem Durchmarsch den Dittfurt erschossen.“

„Den Baierngeneral? Vivat!“

„Hat's lange genug getrieben.“

„Vor dem Kriegsgericht?“

„Vor dem Volksgericht. Mitten in der Stadt, im Gefecht. Von drei Kugeln durchbohrt.“

„Vivat, Innsbruder!“

„Ja, denen gieng es jetzt schlecht, den Innsbruckern. Aber die Baiern und Franzosen fürchten den Aulerl. Der rückt gegen die Hauptstadt. Auf dem Brenner habe ich ihn begegnet, er läßt euch grüßen und ihr sollt in Bereitschaft sein.“

„Das sind wir“, sagte der Mahrwirt. „Ich bring' dir's, Kulber, für die gute Botschaft!“ damit trank er ihm zu.

„Bringen kannst mir's, Mahrwirt, trinken kannst auch“, sagte Kulber, „ich bin aber halt noch nicht fertig.“

„Ja geh, so red'.“

„Dass uns bei Pass Strub so viele Baiern hereingekommen sind, hab' ich euch schon gesagt.“

„Wir werden ihnen schon wieder hinaus helfen.“

„Habt ihr vom Ekel einmal was gehört?“ fragte Kulber und schaute mit glühenden Augen in die Runde, „oder vom blutigen Soliman etwas, wie er in Steiermark und Krain und in Ungarn gewirtschaftet hat? Männer, ich sage euch, das waren Dörcher (mit Plachenwägen herumziehende Bettelleute), arme, gutmüthige Dörcher im Vergleich zu diesen Baiern. — Vom Pass Strub bis zum Inn herein steht kein Dorf, das nicht gebrandschafft wurde, kein Hof, der unverfehrt wäre. Habt ihr denn keinen Brandgeruch wahrgenommen, da herüber im Eisackthale? Nicht? O Herrgott, wie hoch müssen deine Berge sein, die dazwischen stehen! Nächte lang hat man auf allen Kirchenuhren im Aghenthal und im untern Zillertal sehen können, wie viel es an der Zeit ist. So viele und so große Freudenfeuer hat noch kein siegreicher Feind angezündet, als die Herren von München. Wo die sind gezogen, da stehen heute noch die rostbraunen Brandstätten. Die Thäler sind wie ausgestorben, wehe dem, der nicht ins Hochgebirge floh!“

„Niedergemacht!“

„Heiliger Gott, wenn sie die

Wehrlosen bloß niedergemacht hätten! — Gequält, gemartert, geschunden haben sie! Geschändet, gewürgt das Kind im Mutterleibe. Kann ich's denn sagen? Gibt's denn Worte für die Grausamkeiten, für die unerhörten Zuchtlosigkeiten? Die Männer bei den Füßen auf Bäume gehängt, die Weiber bei den Haaren hoch, auf Kirchenwände gehangen. Zu Raitenberg haben sie einen zehnjährigen Knaben nackt ausgezogen und auf den Schlagbaum der Maut gebunden. Bei Ritzbüchel haben sie einer alten Frau die Zunge aus dem Leibe gerissen. Bei Wörgl haben sie einem Fuhrmann, der sich wehren wollte, die Hände auf den Kopf genagelt —“

„Still sei, Schurtl, der du die Menschheit verleumddest!“ schrie der Mahrwirt, aufspringend und die Faust gegen den Erzähler erhebend. Dieser schwieg dann und schaute verblüfft drein.

„Wenn das wahr ist!“ sagte der Kreuzwirt und faltete die Hände.

„Auch gut“, knurrte Kulber und machte Miene fortzugehen. Der Prior nahm ihn bei der Hand: „So nicht, so ist's nicht gemeint. Du sagst, was geschehen ist, dafür bist du dort gewesen.“

„Ich will nicht mehr weiter reden“, versetzte Kulber.

„Als ob du noch was wüßtest!“ fragte der Griesacher.

„Kulber“, bat Peter, „du mußt mir schon verzeihen, weil ich gemeint hab', daß Herz dreht's mir um. — Erzähle weiter in Gottesnamen.“

Jener setzte sich wieder, trank und begann mit düsterem Tone: „Die Stadt Schwarz am Inn —“

„Eine schöne Stadt, bin schon dort gewesen“, unterbrach der Häusler Thomas.

„Sie steht nimmer. Zwei Tage und drei Nächte lang hat sie gebrannt.“

„Die Baiern? Auch die Baiern?“

„Wie ein Kirchhof ist der Schutt-

haufen, liegen gar viele Leute darunter begraben. Und in der altehrwürdigen Pfarrkirche, die Grenel! die Freveltthaten! Die Brust der heiligen Magdalena in der Kapelle haben sie als Zielscheibe bei ihren Schützenübungen benützt. Unsere liebe Frau auf dem Hochaltare —“

Jetzt legte der Prior dem Erzähler die Hand auf den Arm und sagte: „So etwas haben diese heiligen Klostermauern nie vernommen und sie sollen es auch nie vernehmen. Ich kann's nicht hören, nicht fassen. Gott der Herr hat alles gesehen! Der allmächtige Rächter!“

Also erzählte Kulber nicht mehr weiter.

Jetzt neigte wieder der Thomas sich vor am Tische und sprach: „Ich habe gehört, daß drin bei der Klausen fünf Baiern gefangen worden sind.“

„Ist so“, sagte der Kreuzwirt.

„Wo habt ihr sie denn?“

„Im oberen Stadtkeller sitzen sie.“

„Im Keller, die Baiern?“

„Ist aber nichts drinnen als Rüben und Krenwurzeln.“

„So, so.“

„Was sagst, Thomas?“

„So, so, hab' ich gesagt. Verhungern lassen müßt ihr sie nicht. Ich denk' Kameraden —“

„Was meinst, Thomas?“

„Ich denk', was uns der Kulber hat erzählt — wir Tiroler thun ein bißel Herrgott spielen.“

„Herrgott spielen ist nicht leicht“, sagte der Prior.

„Das, was ich meine, das können wir.“

„Was meinst denn aber?“

„Rächen!“ sagte der Thomas.

„Leben sollst, waderer Mensch!“ rief der Kulber und trank dem Häusler zu.

Einer, der bisher geschwiegen hatte, der alte Stauter, begann jetzt mit dem Kopf zu wackeln und dabei murmelte er vor sich in den Krug:

„Wohl, wohl, an denen soll's vergolten sein. Lebendig braten, oder mit Ochsen zerreißen, oder — zu dumm bin ich, gar nit einfallt mir die Marter, die für sie gehört. Gar nit einfallt sie mir.“

Stand Peter auf und redete gegen den Staufer hin: „Laß gut sein, Kamerad, so Großes hat der Mensch nimmer zu richten; wir sind zu arm um zu belohnen, und zu arm, um zu bestrafen. Wir sind arme Sünder. Überlassen wir die Rache dem, der die Ewigkeit hat. — Und dann, meine ich, ist wohl noch die Frage, ob unsere Baiern für die Unthaten der anderen Verantwortung haben? — Draußen in Krain haust, wie man hört, ein schreckbarer Räuber. Er fällt den wehrlosen Wanderer auf der Straße an, er wirft Feuer in Dörfer und Schlösser, er wühlt auf Friedhöfen todte Jungfrauen hervor, und reißt ihnen die Herzen aus der Brust. Ihr habt ja auch gehört von dieser Bestie. Ein Tiroler soll er sein, ein gebürtiger. Und denkt euch, wenn jezt die Krainer oder die Italiener kommen thäten und wollten uns fangen und hängen, weil wir ja für den Landsmann Raubmörder büßen sollen — was würdet ihr dazu sagen? — Ich weiß eine Rache, die uns Menschen gebührt: die fünf Baiern, die bei uns sitzen, sollen sich schämen. Wir wollen sie so behandeln, daß sie sich schämen sollen für die anderen und für ihr ganzes Vaterland. Wir geben ihnen zu essen, was jeder Arme bei uns isst, und zum Friedensschluß liefern wir sie mit geraden Gliedern aus, wie wir sie bekommen haben. So ist meine Meinung.“

„Es stimmt nicht!“ rief der Thomas, „Peter, Peter! deine Meinung ist gut, aber die Baiern sind schlecht! Es stimmt nicht.“

„Wird aber doch stimmen“, sagte der Prior. „Hört ihr, jezt läutet es zwölf Uhr. Jezt beten tausend und tausend Christen: Vater unser, ver-

gib uns unsere Schulden, als auch wir vergeben!“

Der Thomas schwieg, murmelte jedoch später, als sie auseinander giengen: „Es ist leicht reden. Es ist leicht verzeihen, wem selber nichts geschehen ist. — Ich möcht doch zum Spass etliche Alpenburschen zusammensuchen, daß wir uns diese sauberen Baiern beim Kellerfenster herausangeln. Die Leute im Zillertal und die Stadt Schwaz werden wir doch bestätigen müssen, wir von dem Eisack. Ich will dafür sorgen.“

Wo ist der Ruabe?

Drückende Sonnenglut lag auf der Straße, als Peter nachhause gieng. Über der Gegend lastete es, wie Ruhe nach dem Sturm. War es die Ruhe des Friedens, war es die Ruhe der Erschöpfung? Die bairischen Behörden im Lande thaten, als ob nichts gewesen wäre, sie werkten weiter, nur daß sie ein bißchen höflichere Worte gebrauchten und sich jezt wohl hüteten, etwa durch willkürliche Vorschriften gegen Landesgewohnheiten die Bevölkerung zu reizen. Unter den heimischen Führern war verabredet worden, daß in vorgeschriebenen Amtssachen sich keiner gegen die Ämter auflehnen dürfe, denen komme man nicht von unten bei, sondern von oben. Und wenn erst die Streiter mit dem Stügen entschieden, würden die politischen Leute schon umfassen. Die bairische Besetzung des Thales hatte sich verloren, doch giengen Gerüchte, daß sich in Wäldern feindliche Kotten sammelten.

An derlei dachte Peter, als er mit Weidtasche und Stügen des Weges hinschritt, um endlich seine Familie wieder zu sehen und nach so wilden Tagen im Frieden des Hauses wieder einmal zu rasten. Schon von weitem sah er die Giebel seines Hauses ragen unter der rothen Wand. Als er, von der Straße abbiegend, den kürzeren

Fußsteig über die grüne Wiese hin einschlug, begegnete ihm dort sein Schwager Augustin. Der hatte jetzt alles Kriegerische abgelegt und war wieder in seinem priesterlichen Gewande.

Peter schüttelte ihm die Hand und fragte, ob zuhause alles gut wäre.

„So gut, daß, wenn du eine böse Frau hättest, sie dir bedeuten würde, du könntest schon noch ausbleiben, der Mann sei in einem ordentlichen Hause nicht nothwendig. Aber die Deine schaut seit drei Tagen alle Minuten zum Fenster hinaus, ob sie nicht endlich kommen allbeide.“

„Allbeide? Wer denn noch mit mir?“

Der Priester schaute auf die Straße hin und sagte: „Ist er noch hinten? Auf einem Wagen? Der Hans.“

„Mein Knabe?“

„Um den Willen Gottes, Schwager, du bringst ihn doch mit?“

„Von wem redest denn?“ fragte Peter und der Athem zitterte nur so in seiner Kehle.

Augustin blieb noch stehen, hielt ihn an der Hand und sagte: „Peter, wenn du ohne den Knaben heimkämst! Wenn ein Unglück geschehen wäre! Die Nothburga! Ich wollt's nicht mitansehen!“

„Der Hans ist doch schon seit drei Tagen daheim!“ ruft Peter. „Du weißt selber, wie ich ihn nachhause gejagt habe.“

Augustin antwortete: „Dann wirst erschrecken, Peter. Der Knabe ist nicht nachhause gekommen.“

Der Wirth schaute sprachlos drein.

„Ich habe schon nach ihm umgefragt“, fuhr Augustin fort, „und nichts erfahren. Da hat's geheißten, er wäre sicherlich wieder beim Vater in Mühlbach oder in der Stadt drinnen.“

„Und das Kind wäre nicht daheim?“ fragte Peter. Jetzt kam auch schon Frau Nothburga herbeigeeilt, beide Arme nach ihm ausstreckend.

„Peter!“ jauchzte sie ihm entgegen, „heute kriegst einen! Aber schon einen sattigen Schmah, du guter braver Kerl!“ Und umarmte ihn und herzte ihn und küßte ihn und lachte dabei und weinte.

Er, ruhig und ernst, wie es heimkehrenden Kriegern geziemt, nahm sie am Arm und geleitete sie dem Hause zu. Aber Frau Nothburga wendete mehrmals den Kopf, schaute um, wurde unruhig und fragte endlich: „Der Hansel?“

„Der ist noch nicht da —“ entgegnete Peter, sie stutzte, sie erkannte es nicht recht, war das eine Antwort oder eine Frage. Augustin gieng hinten drein und sagte gar nichts.

Frau Nothburga blieb stehen, faßte den Gatten fest ins Auge: „Wo ist der Knabe?“

— Nothburga, das könnte ich dich fragen, ich habe ihn doch bei dir daheim gelassen! Dieses Wort kam ihm in den Sinn, aber er sagte es nicht, es schien ihm herzlos und unredlich.

„Du weißt ja, daß er mir davongegangen ist“, setzte sie bei. „Er ist zu dir gekommen, ich hab's erfahren. Aber Peter, der Hans ist doch bei dir?“

Er sah die bebende Angst des Weibes, er sah, wie sie mit todtenblassem Gesichte und gerungenen Händen vor ihm stand, gleichsam bittend um ihr Kind. Da sagte Peter: „Wenn er nicht schon voraus ist, so wird er nachkommen. Gewiß wird er sich in der Stadt verweilen bei Spielgenossen. Ich will sogleich umkehren und ihn suchen.“

„Aber dann kommt er ja“, rief sie, „geh' nur mit ins Haus, mein Peter, du mußt dich erholen.“

Jetzt lief auch schon die kleine Marianna herbei, umfaßte seine Knie und rief: „Vater! Vater! Vater! Hast sie erschossen? Hast sie alle erschossen? Hat der Hans auch einen erschossen?“

Und in der Stube riß er den Mathias aus der Wiege, drückte ihn an die Brust, bedeckte ihn mit heißen Küffen und über dieses Kind entlud er die ganze Leidenschaft seines lieb-reichen Herzens, die er bei den anderen bekommen zurückgehalten hatte. Aber dann wollte er allein sein.

Als er allein war, schritt er die Stube auf und ab und fragte sich und fragte die Wände des Hauses: „Wo ist der Knabe?“ Trat vor das Bild der Mutter Gottes, faltete davor die Hände: „O Maria, Mutter Jesu, wo ist das Kind?“ — Den Feinden in die Hände gefallen! Die Niederlage, sie rächen sich an dem unschuldigen Kinde. Sie quälen es zutode. Was hat Kulber erzählt? Zu Rattenberg haben sie einen zehnjährigen Knaben nackt und bloß hoch auf den Mantbaum gehangen! — Solche Gedanken verfolgten den Mann, der heimgekehrt war, um nach heißem Kampfe zu rasten. — Die Stiefel, die er ausgezogen hatte, wieder streifte er sie an die Füße. Mantel, Hut und Gewehr nahm er wieder von der Wand, durch die Hinterthür wollte er davongehen nach Brixen zu seinen Freunden, um sie aufzubieten, zur Suche nach seinem Knaben.

Vom Hofe aus trat er in den Stall, wo Hanai bei den Kühen beschäftigt war.

„Hanai“, redete er sie leise an, „du bist auch tapfer gewesen?“

„Hab' ja müssen, was glaubst denn, Wirt?“ gab die Magd zur Antwort, „wenn sie Kirchen plündern wollen!“

„Der Herrgott wird uns nicht verlassen“, sagte Peter. „Du Hanai, ich wollt dir nur was auftragen. Wenn die Wirtin nach mir fragen sollt, sag' ihr, ich hätte eilends wieder in die Stadt müssen.“

„Ich kann mir's wohl denken, den Hansel gehst suchen“, entgegnete die Magd. „Mich hat's eh wunder genommen, was du gesagt hast. Hättestst just nit so streng sein brauchen auf den

Hansel, wenn du's auch selber so treibst.“

„Was sagst?“

„Jetzt kannst dich selber davonjagen, Wirt.“

„Du redest so rar, Hanai!“

„Den Kleinen hast davongejagt, weil er die Baiern hat angelogen. Jetzt gehst du selber her und lügst die Wirtin an.“

Keine Kartätsche, die neben dem Mahrwirt eingeschlagen, hat ihn je so erschreckt, als dieses Wort der Magd.

„Du weißt es recht gut“, fuhr sie fort, „dass der Knabe sich jetzt nicht mit Spiellameraden umtreibt in der Stadt. Ein kluges Kind, das so viel an Vater und Mutter hängt! Da hat's schon was anders, Gott verhüt's! Hast recht, Wirt, geh nur suchen. Wenn ich im Stall fertig bin, komme ich auch nach.“

Peter taumelte an der Felswand dahin und der Straße zu.

„Ja, so geht's“, sagte er zu sich selber. Der Mensch soll demüthig sein. Wehe dem, den Gott beim Wort nimmt!

Sein erster Weg in Brixen war zum Kreuzwirt, der in seiner Kammer der Ruhe pflegte. Peter ließ ihn wecken.

„Was ist los? Sind sie wieder da?“ mit diesen Worten fuhr jener aus dem Schlafe empor.

„Kreuzwirt“, jagte Peter, „sei nicht böse, dass ich dich habe aufgeschreckt. Ich weiß mir nicht zu helfen, mein Knabe ist nicht daheim.“

„Dein Hans, den du so hast ausgezankt oben auf dem Waldanger?“

„Bist du nicht mit ihm zusammen nach Brixen gegangen?“

„Ja, bis zur Eisackbrücke sind wir zusammen gegangen, aber er muß sich's recht zu Herzen genommen haben, hat unterwegs nicht fünf Worte gesprochen, gleichwohl ich ihn hab aufheitern wollen. Bei der Brücke hat er mir gute Nacht gesagt und er wolle den kürzeren Weg gehen. Ich habe

ihm noch vorgestellt, daß er mit mir gehen und in meinem Hause schlafen solle. Darauf die Antwort, er sei nicht müde. Es ist freilich nicht mehr weit in die Mahr hinab und so schärfe ich ihm ein, über die Feldwege zu gehen. Seine Antwort, er fürchte sich nicht. In Gottesnamen, denke ich, seine Mutter wird ja in großen Sorgen sein, bis er heimkommt.“

Also erzählte der Kreuzwirt.

„Und sonst weiter nichts?“ fragte ihn Peter eindringlich.

„Wie soll ich sonst was wissen!“

„Sie haben ihn umgebracht“, sagte der Mahrwirt.

„Jesus Maria, das weißt du?“

„Warum habt ihr mir es verheimlicht?“

„Wer hat dir's gesagt?“

„Ich kann mir's wohl denken.“

„Ah so, du denkst dir's bloß, Peter, dann ist es nicht.“

„Oder zum wenigsten gefangen.“

„Auch das glaube ich nicht“, entgegnete der Kreuzwirt, „mir kommt es wahrscheinlicher vor, daß der Knabe absichtlich was angefangen hat. Der Junge hat Ehre im Leib. Du hast ihm gesagt, er soll dir nimmer vor die Augen treten, bis er was Braves gethan! — Peter, vielleicht hat er sich das gemerkt.“

Der Mahrwirt war aufgestanden und sagte nun: „Jetzt erinnerst du mich. Du gibst mir mein Leben wieder, Kamerad. Der Knabe hat sich mein zorniges Wort zu Herzen genommen. Er wird sich wo umtreiben in der Gegend, jetzt habe ich Trost, daß er nicht in der Gewalt des Feindes ist. Ja, umtreiben wird er sich wo. — Gelt, Kreuzwirt, du bist so gut und erlaubst mir ein par Knechte, daß sie mir suchen helfen.“

Der Kreuzwirt war während dieses Gespräches aufgestanden und hatte sich angezogen, nun nahm er Stock und Stuken und sagte: „Komm, Mahrwirt, wir gehen.“

Am Abende, als es zu dunkeln begann, war halb Brigen aufgeboden, und auch die Bewohnerschaft der umliegenden Häuser und Dörfer, um den Knaben zu suchen.

Ein Geheimnis! Hanai! Du hast mich lieb!

Frau Rothburga hatte, da Peter so plötzlich wieder fortgegangen, gleich gemerkt, es wäre etwas Besonderes, es wäre etwas mit dem Knaben. Sie gieng zu Augustin: „Bruder, du weißt was! Es ist was geschehen! Mein Mann ist sonst nicht so. Ich bitte dich, spannt mich nicht so schreckbar auf die Folter mit eurer Schonung. Ein klein bißel Kraft wird wohl auch ein Mutterherz noch aufbringen. Ich will's wissen!“

„Nun denn, Schwester. Es ist vielleicht schlimmer, als er dir gesagt hat, aber gewiß nicht so schlimm, als du dir jetzt selber einbildest. — Der Hans ist halt nicht da. Seit ein paar Tagen wissen wir nicht, wo er ist.“

„Da hat man's“, antwortete das Weib. „In Verlust gerathen. Bei der jetzigen Zeit. Mehr brauch't's ja nicht.“ Diese Worte waren ganz ruhig, fast hart gesprochen.

„Wenn du deinem Manne eine Schuld geben wolltest“, versetzte Augustin, „er trägt schwer genug, er zeigt's nur nicht.“

„Ich gebe keinem Menschen eine Schuld. Nur mir selber. Mir hat er die Kinder anvertraut. Der Knabe ist mir davongelaufen, ihm nach zur Klause.“

„Hat deshalb einen herben Verweis bekommen von seinem Vater. Und es steht zu vermuthen, daß den Knaben der Troß oder der Ehrgeiz verhindert, nachhause zu kommen. Auf einer Alm wird er sich aufhalten.“ Also suchte Augustin zu beruhigen, wo es eigentlich gar nicht nöthig war. Denn Frau Rothburga zeigte sich ganz gefaßt. Sie traf im Hause Anordnungen, schärfte der Magd Vorsicht

wegen der zwei Kinder ein, ließ ein Pferd einspannen und fuhr davon, hinauf gegen die Klause bei Mühlbach.

Im Wirtshause an der Mahr gieng es mittlerweile gar nicht langweilig her. Etliche lustige Bursche waren da, auch ein paar bairische Schreiber aus Brixen. Anfangs vertrugen sie sich leidlich.

Ein Bauernbursche hub an zu singen:

„O weh, o weh!
Die bairische Armeer
Ist von Bauern todtaeschlagen
Und mit Must eingegraben.
O weh!

„O je, o je!
Sie laufen wie ein Reh,
Sie laufen von Tirol hinaus,
Sie laufen zu der Mutter s' Haus,
O je!“

Die bairischen Schreiber johlten ihrerseits und thaten, als hörten sie das Spottlied nicht. Da traten die Tiroler mit ihren groben Stiefeln etwas kräftiger auf den Fußboden. Bei solchem Auftreten kam's auch einmal einem Schreiber auf's Hühneraug. Der Baier empfand ein „Auweh“, rief es aber nicht aus, sondern stülpte seinen Hut fest in die Stirn und trank Wein. Und als er nach und nach alles doppelt sah und wohl meinte, anstatt zwei Baiern wären vier vorhanden, und ihrer vier könnten es schon wagen, da begann er zu stänkern. Also gab es sich ganz folgerichtig, daß sie aufeinander plakten — zuerst mit Schimpfworten, dann mit Fäusten, endlich mit Krügen. Die Kellnerin rief alle Heiligen an, aber diese wollten sich in polizeiliche Dinge nicht einmischen und ließen ruhig rausen. Als jedoch einer der Schreiber das Messer aus der Tasche zog, schrie die Kellnerin in den Stall hinaus nach der Hanai. Dauerte nicht lange, und die Wagn stand mitten in der Stube, in den Händen auf Halbmaß gesenkt die dreispitzige Stallgabel.

„Hau, sadera!“ rief sie, „wer mir noch einen Finger rührt auf den

anderen, den steck ich nieder. Ist mir alles ein!“

„Heißa, da ist ja die Heilige mit der Mistgabel!“ spottete der Schreiber.

Im Augenblicke stach sie ihm den Hut vom Kopfe und schleuderte selben zur Thür hinaus. „Noch ein Wort“, schrie sie hell, „und du fliegst g'rad so nach!“ Der Schreiber hatte nichts Wichtiges mehr zu sagen.

Auf ihre Plätze duckten sie sich und murkten.

„Ist's einem nit recht, der soll's sagen!“ rief die Hanai. „Nichts wird mehr eingeschenkt. Habt's gezecht genug. Heimgehl's!“

Bald hatten sie sich sachte verzogen. Die Hanai sperrte alle Thüren zu, sah nach den schlummernden Kindern und gieng auch schlafen.

Auf dem Weg nachhause führten die beiden Schreiber folgendes Gespräch:

„Jetzt ärgert's mich erst.“

„Meiner Seel, mich auch.“

„Sich von einem Weibsbild ins Bockshorn jagen zu lassen!“

„Ja, die Furie sticht dich nieder, wie der Fleischerknecht das Kalb.“

„Eiskalt über den Rücken ist mir's gangen, wie die mich hat angeschaut. Das ist ein abscheuliches Weibsbild!“

„Oben in Spinges soll sie ja die Kirche vertheidigt haben, ganz allein gegen die Franzosen.“

„Wenn eine so ausschaut, wie die, da glaub ich's.“

„Wenn schon einmal die Dirnen mit der Gabel gehen!“

„Freund, ich sage dir, ich habe genug. Es ist nicht mehr lustig in Tirol.“

„Das sind wilde Leute. Aber recht haben sie.“

„Du sagst das gleich so hin? Gib acht, Freund, solche Sachen darf man sich nur denken, aber nicht sagen.“

„Zwar ein tüchtiges Volk. Lauter Menehlmörder, immer nur vom Hinterhalt her schießen.“

„Wie sollen sie es denn machen?

Die handvoll Bauern auf offenem Feld gegen den Bonaparte!"

"Der Teufel soll ihn holen!"

"Wen soll er — ?"

"Den Großen! Es ist ein Unglück für die ganze Welt, daß keiner die Kurasch hat! Bei den vielen Kugeln, die heutzutage verschossen werden."

Sie schritten über die Brücke. Der Eifack überauschte ihr Gespräch.

Am nächsten Morgen, noch ehe in St. Jakob die Abglocke klang, war die Magd Hanai schon wieder im Stalle, um den Kindern Futter in den Trog zu schütten. Und als das grüne Gras im Troge lag, wurde es dort lebendig und hub an, in Fehen gegen die Decke zu fliegen, emporgeschwemmt von zwei menschlichen Beinen. Im Futtertroge lag der schöne Antonio.

Die Hanai beehrte scharf auf, was er da zu suchen habe.

"Nichts", antwortete der Bursche gähmend, "und ich suche ja auch nichts."

"Ein Faulenzer bist!" rief sie.

"Weil ich zu nachtschlafender Stund im Bett lieg? Dirndl, solche Faulenzer gibt's viel."

"Ein Mannsbild auf der Bärenhaut, jetztund, wo es so viel zu thun gibt auf der Welt."

"Aber Engelein, ich werd doch einmal ein bisschen rasten dürfen!"

"Natürlich, wie du dich angestrengt hast bei der Schlacht."

"Das will ich meinen!" sagte lustig der Antonio, "andere prahlen sich schon, wenn sie an einem Tag ihrer fünfzig, sechzig Franzosen niederlegen. Was soll erst ich sagen, der ich an einem Tage ihrer mehrere Tausend hab laufen lassen!"

"So steh doch jetzt auf, daß wenigstens die Kühe ruhig ihr Gras fressen können."

"Ja so, die Kühe. — Hanai! Ist dir denn das dumme Vieh mehr ans Herz gewachsen, als der arme Musikant Antonio!"

"Zum wenigsten macht es sich nütlicher."

"Schau, Dirndl", fuhr der Bursche fort, mit trauriger Geberde. "Du bist hart auf mich. Denk dir, wie ich jetzt daliege im engen Trog, so werd' ich einmal in der Truhe liegen. Nachher wird's dich gereuen, daß du so hart bist gewesen, nachher wirst weinen. — Ja, ja, jetzt lachst noch, aber dann wirst du weinen. Denn, geh her, Hanai, ich will dir was sagen. Noch näher. Das muß ich dir ins Ohr sagen, kein Mensch darf's sonst hören, auch kein Vieh. — Denke dir, Hanai, ein Geheimnis: du — du hast mich lieb..."

"Dummheiten!" rief sie aus.

"Das macht nichts", fuhr der Bursche fort, "ganz dumm wirst du darüber, wie du mich lieb hast. Kannst gar nichts anderes mehr denken, als an deinen Antonio. Bist beim Vieh, so denkst immer: Wenn er nur nicht so faul wäre! Bist oben bei Springes, so denkst du: Wenn auch der Antonio tapfer thät schießen, dann wär's aus mit dem Feind, aus und vorbei! Wenn du beim Essen bist, so denkst: Wird der Antonio wohl auch was haben? Und wenn du schlafen thust, so träumt dir: der liebe Antonio wäre nicht weit von dir."

"Wie weißt du denn das?" fuhr sie ihn heftig an.

"Das ist leicht wissen", gab er zur Antwort. "Ich weiß es halt von mir selber."

"Toni, Toni, du irrst dich!" sagte die Magd und raffte die verschleuderten Futterfahnen zusammen. "Ich will einen haben, der im Kriege brav schießen und im Frieden fleißig arbeiten kann."

"Arbeiten!" lachte der Bursche auf. "Hanai, wie kommst du bei mir auf solche Gedanken? Weißt du, das Arbeiten ist die unnütze Beschäftigung, die ich mir vorstellen kann. Im Sommer Holz hacken und schwitzen, im Winter Holz verbrennen und wieder schwitzen — was hast davon? — Aber Hanai, setzte er hinzu, auf das grüne

Futter deutend, „so gib der Kuh doch Heu in den Trog, sonst frißt sie mir die Hosen vom Leib!“

„Heu!“ johlte die Magd auf. „Jetzt weiß der nicht einmal, was Heu ist. Das ist Gras, mein Herr Faulenzer, und nicht Heu.“

„Was geht's mich an! Wegen Gras will ich nicht streiten.“

„Antonio, du bist ein Taugenichts! So heb' dich endlich aus dem Schragen!“

Er blieb aber ruhig liegen und sagte: „Meine Hanai. Am meisten gefreut mich auf dieser Welt, daß du auf mich so gut bist. Wenn du so mit mir plauderst, schau, da bin ich, wie im Himmel. — Weißt, wie weit ich's bringen möcht? Weißt, wie weit?“

„Wirst gewiß König von Tirol werden wollen“, spottete sie.

„Ein Dörcherwagerl und vorn ein Maulesel dran, auf dem man reiten kann. Eine Leinwandplache drüber, hübsch ausgeflickt. Und im Korbe meine Hanai, und kleine Kinder — eine Menge kleine Kinder. Und ich lustig hinten nach mit der Klampfen (Gitarre) und vor den Häusern eins aufspielen und was singen dazu. Und Kreuzer in den Hut, von rechts, und von links, und von oben. Dirndl, das wär' ein Leben! Soweit möcht ich's bringen.“

Jetzt gieng ihr aber der Humor aus und sie rief: „Schämen sollst dich — Bettelbub!“

Ein wenig hob er den schwarzlockigen Kopf, schaute sie mit seinen großen, frischen Augen treuherzig an und sagte: „Was gibl's denn Besseres als betteln? Wer was kriegt, der kann davon leben, und wer was gibt, der kommt dafür in den Himmel.“

„An meiner Thür kriegst nichts, das merk dir!“ rief sie. „Sollst

verhungern und sollst versterben meinetwegen!“

Schwieg er ein Weilchen, während sie sich anschickte, die Kuh zu melken. Dann begann er zu trillern:

„Wann ich amal stirb, stirb, stirb,
Schlagts auf die Truben drauf,
Nst sich ich wieder auf,
Alleweil fidel, fidel,
Traurig sein mag ich nit,
Na, meiner Seel!“

Und bin ich amal todt, todt, todt,
Solln mit Tiroler tragen,
Und dabei Zithern schlag'n,
Alleweil fidel, fidel,
Traurig sein mag ich nit,
Na, meiner Seel!“

„Du bist wohl ein ganz lasterhafter Mensch, Antonio!“ sagte hernach die Hanai. „In diesem Hause das große Unglück und du so ausgelassen singen!“

„Was für ein Unglück?“ fragte der Bursche und richtete sich im Trog halb auf.

„Du weißt nichts davon, daß unser kleiner Bub in Verlust gerathen ist, der Hansel.“

„Das guldharige Bübel? Das mit dem kugelrunden Gesichtel?“

„Wirt und Wirtin sind davon, und alle Leut, ihn zu suchen. Seit der Schlacht nimmer heimgekommen. Bei den Baiern, sagen sie, oder bei den Franzosen. Abgefangen!“

Jetzt war der Antonio aus seinem Trog gesprungen und schaute mit Hast rings umher.

„Was willst denn?“ fragte sie.

„Meinen Stutzen. Ah, da lehnt er. Gut ist's. Behüt dich Gott, Hanai!“

Ohne ein weiteres Wort den durchlöcherten Hut auf den Kopf gestülpt, das Gewehr über die Achsel geworfen und fort. — Die Hanai schaute ihm verwundert nach. — Was wäre das für ein lieber Kerl! dachte sie, aber halt verrückt! War so verrückt!

(Fortsetzung folgt.)

Die Beichte der Sammetweste.

Belauscht von Josef Lewinsky.

„ . . . Nun ist an dir die Reihe, Sammetweste“, sagten die alten Kleider zu ihrer unscheinbaren Genossin, die bisher ruhig zugehört hatte.

Auf welche Gedanken alte Kleider kommen, wenn sie in der Gesellschaft ihresgleichen sich befinden! Um sich die Langweile des müßigen Umherhängens im Lumpenteller zu verkürzen, erzählten sie einander ihre Erlebnisse.

„Deinem zerschliffenen Aussehen nach hast du gewiß eine bewegte Vergangenheit, Sammetweste“, jagte ein Jaquettinvalide, den rechten Armelsetzen von sich streckend.

„Na, so viel wie ich, wird sie schwerlich erlebt haben“, meinte der Senior des Lumpentellers, ein viel gewandter Mantel-Odysseus.

„Tout égal! Wir sind neugierig auf deine Geschichte, Westchen, also rasch, erzähle“, piepsten die beaux restes eines fleischfarbenen Ericots, das in besseren Tagen einer Ballettänzerin angehört hatte.

„Die Sammetweste hat das Wort!“ rief die austrangierte Rankinghose eines Abgeordneten.

Und mit wehmüthigem Knistern begann die Sammetweste:

„An dem Schneidertisch, liebe Mitplundern, ist es mir nicht vorgefungen worden, daß ich meine Laufbahn in einem Lumpenteller endigen werde. Wie ihr mich hier seht, bin ich nicht als Weste geboren worden. Als ich in dem Atelier eines der ersten Tailleurs der Residenz die Nadel der Welt erblickte, war ich ein

eleganter Sammetrock. Mein Erzeuger hatte mich aus dem kostbarsten Stoff gebaut und ich war ein Muster vollkommener Bekleidungskunst. Es gibt ja verschiedenartige Sammetröcke, gut- und schlechtstehende, feine, grobe, stumpfe, glänzende. Ich entstamme dem edlen Geschlecht derer von Seidenjammet. Ich hätte also Grund, mir auf meinen Adel etwas einzubilden; aber, meine lieben Plundercollegen, ob Sackleinwand, ob Seidenjammet — wir kommen schließlich alle in die gleiche Lumpenmühle. Damals freilich, als ich meinem ersten Herrn überbracht wurde, war ich noch ein rechter Guckindiewelt von einem Sammetrock, und von jenem eigenthümlichen Glanze, der die Vornehmheit meiner Abstammung auf den ersten Blick erkennen ließ. Und wie saß ich meinem Herrn! Als wir uns das erstemal im Kreise seiner Freunde sehen ließen, meinten sie, er sei um hundert Procent creditfähiger geworden. Eigentlich besaß ich zwei Herren; sie waren Freunde und Wohngenossen und trugen mich abwechselnd beide. Doch hatte nur einer Anrecht auf mich, denn auf seinen Leib und seine Rechnung war ich angefertigt worden und die Rechnung war noch nicht bezahlt. Dieser war ein angehender junger Maler, dessen ganze Varschaft aus Pinsel, Farben und Hoffnungen bestand. Er besuchte die Akademie und fristete seine Existenz durch die Anfertigung rauchender Türken mit Säbelbeinen für Tabaktrafiken und Heiligenbilder für arme

Dorfgemeinden. Sie wurden schlecht genug bezahlt. Der andere war ein neunzehnjähriger Operneleve, der kein anderes Zahlungsmittel besaß als ein metallreines „hohes c“, das noch ungemünzt in seiner Kehle steckte. Wer sie sah, die beiden Freunde, erkannte ihre künstlerische Bedeutung auf den ersten Blick, denn sie ließen sich lange Haare wachsen, trugen Schlapphüte und Pumphosen. Ich vervollständigte ihre Garderobe und trug nicht wenig zur Erhöhung ihres Ansehens bei. Ihr glaubt gar nicht, meine lieben Mittlumpen, welchen Wert ein neuer Sammetrock für Leute hat, die ihre Bedürfnisse nicht gleich bezahlen können — mehr Wert als der größte Pinsel und ein Duzend „hohe c's“.

„Ja, ja, Kleider machen Leute“, sagte der Mantel-Odysseus. „Was wollten auch die Menschen ohne uns beginnen? Kaum sind sie zur Welt gekommen, müssen sie uns schon haben. Ihr ganzes Leben hindurch sind sie auf uns angewiesen, und je vornehmer wir, desto angesehener sind sie. Glaubt mir vielerfahrenem Mantelgreis: wie oft war ich Zeuge, daß der größte Dummkopf seine einflussreiche Stellung nur einem schönen Rock zu danken hatte. Er hätte nur versuchen sollen, sich unbedeutend um diese Stellung zu bewerben. So geht's mit allem in der Welt, in der Liebe wie im Haß, im Guten wie im Bösen. Wir sind die Herren der Schöpfung, und der Mensch in seiner armeneligen Nacktheit ist eine Null ohne uns.“

„Wie wär's, wenn wir unseren zweibeinigen Tyrannen den Dienst kündigten“, ließ sich der zu abenteuerlichen Streichen stets geneigte Jaquettinvalide vernehmen.

„Ach ja, es wär zu schön, wenn die Menschen sich eine Zeilang ohne uns behelfen müßten“, rief das fleischfarbene Tricot der Tänzerin mit frivolem Lachen.

„Das könnte dir so recht passen“, sagte das geflickte Kamisol, vergnügt mit dem Knopfloch zwinkernd.

„Ihr Lumpengesindel vergeßt, daß es Menschenhände sind, denen wir unser Dasein verdanken“, meinte ein sonst etwas zugetupfter Rockveteran.

„Was wären wir ohne sie? Urstoff ohne Form und Gestalt.“

„Sehr richtig!“ bemerkte die Rankinghose des Abgeordneten.

„Doch weiter in der Erzählung!“ heischte der übrige Lumpenchor.

Und mit einem etwas jaden-scheinigen Humor fuhr die Sammetweste fort:

„Eines Abends — es waren einige Monate hingegangen, — saßen meine Herren im Theater. Selbstverständlich trug mich an dem Abend nur der Maler; der Sänger hatte sich zur Noth mit einem schäbigen Mantel drapiert. Da nahm ein älterer Herr neben uns Platz. Ein Freudenschreck durchzuckte meine Nerven, denn ich erkannte in dem Herrn meinen Erzeuger. Ach, es ist doch ein eigenes Gefühl, seinen verlorenen Vater wiederzufinden. Minder angenehm schien die Begegnung meinem Maler. Er versuchte zwar, den Kopf nach einer anderen Richtung wendend, den Vogel Strauß zu spielen, doch mein Papa-Schneidermeister hatte ihn wohl bemerkt.

„Na, haben sich lange nicht bei mir sehen lassen“, sagte er mit malitiösem Lächeln, meinem Herrn auf die Schulter klopfend. Dieser heuchelte freudige Überraschung und meinte, er habe erst vergangene Nacht von ihm geträumt. „Der Sammetrock hat sich gut gehalten“, sagte mein Vater, indem er mich zärtlich streichelte. Und meinem Herrn näher rückend, flüsterte er ihm ins Ohr: „Aber bezahlt ist er noch nicht.“

Die alten Kleider licherten, als die Sammetweste in ihrer Erzählung innehielt. „Dein Vater, der versteht's“,

bemerkte der Mantelgreis, seinen zerfetzten Kragen zurecht rückend. „Ist 'n Teufelskerl, dein Papa!“ rief der Jaquettinvalide, lustig die Ärmel zusammenschlagend. „Und was hat dein Herr auf die Anzapfung deines Erzeugers erwidert?“ wisperte neugierig das Ballerinentricot.

„Nun, er hat meinen Papa auf sein neuestes Bild vertröstet, für das ihm schon 1000 Gulden geboten worden. Er sei aber eigensinnig und verlange 1200 Gulden dafür.“ — „Ha, ha, der Schelm“, lachte die Weste. „er würde sich nicht gestraübt haben, wenn an der Tausend eine Null gefehlt hätte. O, diese Künstler!“ . . .

Und in pathetischem Tone fuhr die Weste fort: „Doch die Sonne, die über Gerechte und Ungerechte scheint, sie versengt mit ihren Strahlen gleichmäßig bezahlte wie unbezahlte Sammetröcke. Den glühenden Strahlen der Himmelskönigin vermochte ich auf die Dauer nicht zu widerstehen. Immer mehr verlor ich von meinem ursprünglichen Glanze. Wie Heines Isra ward ich täglich „bleich und bleicher“. Mit bekümmertem Herzen hatten meine Herren meinen Farbenschwund längst wahrgenommen und auf ein Mittel gesonnen, ihm Einhalt zu thun. Da gerieth mein Maler auf eine geniale Idee. Er begab sich in den nächsten Fleischerladen und verlangte eine Speckschwarte. Der Arzt habe ihm als Mittel gegen Bleichsucht Speckschwarten verordnet, sagte der Schalk zu der hübschen Verkäuferin. In Wirklichkeit brauchte er sie zu einem anderen Zweck. Was meint ihr wohl, that er mit der Speckschwarte? Nun, er rieb mich damit ein, als ob ich die Brustkrankheit hätte. Ja, ja, ihr lacht. Der Erfolg war aber im wahren Sinne des Wortes ein glänzender. Ich hatte mein früheres Aussehen wiedererlangt und zum Berwechseln ähnlich sah ich einem neuen Sammetrock. Diese Einreibungen wurden von meinen beiden Herren

täglich fortgesetzt. Ich fühlte mich zwar etwas angegriffen nach einer solchen Procedur, aber Kinder, was läßt man sich nicht alles gefallen, um sein jugendliches Aussehen zu behalten.

Nun wohnten meine Künstler damals bei einer Familie, die gegen alles, was von einem Vorstenthier herrührte, eine unüberwindliche Abneigung hatte. Wiederholt war es meinen Herren aufgefallen, daß ihre Wirtin, so oft sie unser Zimmer betrat, wie jemand, der die Ursache eines unangenehmen Geruches zu erspähen sucht — es war im Hochsommer — die Nase rümpfte. Als nun mein Maler arglosen Gemüthes ihr Söhnchen eines Tages nach der gewohnten Speckschwarte zum Fleischer schicken wollte — brach das Ungewitter los. Einer Megäre gleich, stürzte das heißblütige Weib ins Zimmer und kündigte meinen Herren die Wohnung. Mieter, die ihr Haus in so schlechten Geruch brächten, könne sie nicht gebrauchen, sie möchten nur weiter ziehen.

Das thaten denn meine Herren. Bei einer bescheidenen Witwe fanden sie eine zwar nur kleine, dafür desto dunklere Kammer. Mein Maler behauptete, Rembrandt hätte genau ein solches Atelier besessen, daher das Helledunkel seiner Bilder. Der Sänger dagegen meinte, diese Kammer habe einst unbedingt als Gefangenzelle gedient. Das einzige Fenster, ein vieredriges Loch mit einer gesprungenen Scheibe, befand sich hoch oben in der Nähe der Decke. Um es zu erreichen, mußten meine Herren auf das altersschwache Clavier steigen; sie thaten dies aber gern, denn wenn sie die Hand zum Fenster hinausstreckten, faßten sie in die Zweige eines Birnbauens. Es war ein gastfreundlicher Birnbau, der zum Genuße seiner reichen Gaben gleichsam einlud. Wie schwelgten die beiden jungen Leute, die oft tagelang keine andere Nahrung hatten, in dem Genuße der köstlichen

Frucht! Ja, die Spitzbuben etablierten einen förmlichen Handel mit Birnen, die sie mit ihren Freunden gegen andere Lebensmittel, vornämlich gegen Schinken eintauschten. Hatten sie doch für den Speck dieses Schinkens um meinethwillen die vortrefflichste Verwendung.

Aber ach, des Lebens Bitterkeit hienieden, ist nicht nur uns armen Kleidern beschieden. Auch die Menschen, die uns tragen, wissen davon zu singen und zu sagen. Eines Morgens machten meine beiden Herren an mir eine gar traurige Entdeckung. Über Nacht hatte ich eine entsetzliche Umwandlung erlitten. Ich war wie besäet mit erbsengroßen Löchern. Welch harter Schlag für uns! Mit bekümmerten Mienen hielten mich die jungen Leute ausgebreitet in den Händen und zerbrachen sich die Köpfe über die Ursache dieser grausamen Verunstaltung. „Das können nur Mäuse gewesen sein!“ rief, wie von einer höheren Eingebung erleuchtet, mein Sänger. Er besaß, wie ja Tenoristen zumeist, eine bewundernswerte Schärfe des Geistes; auch diesmal hatte er das Richtige getroffen. In der That waren es die von ihm genannten Nagethiere, die mich nächtlicherweile so grausam zugerichtet hatten.“

„Wie ist denn das geschehen?“ fragte der gemischte Kleiderchor unisono.

„Ja, ja, wir möchten es gar zu gern wissen“, piepste das Basslinien-tricot.

„Hä, seid ihr wieder einmal neugierig“, sagte die Sammetweste, eine Feder von ihrer Brust wegpustend. „Aber Neugierde, meine lieben Mitklumpen, ist ein recht hässliches Laster. Das sollte ich selbst zu meinem Schaden erfahren. Mehrere Nächte hintereinander hatte ich bereits ein ganz eigenthümliches Wispern und Rascheln in unserer Kammer vernommen, das mich in meinem Kleiderschrank nicht wenig beunruhigte.

Um jeden Preis mußte ich die Ursache dieses Geräusches erforschen. Als nun mein Maler mich eines Abends statt in den Schrank, an einen Nagel an der Wand gehängt hatte, benutzte ich die günstige Gelegenheit und fiel zur Erde. O, hätte ich's nicht gethan! Es war mein erster Sündenfall, der sich bitter an mir rächte. Von dem Speckdunst, den ich ausströmte, herbeigelockt, kam aus allen Löchern und Winkeln eine ganze Assemblée von Mäusen, die meinen Rücken mit gierigen Zähnen benagte. Um Hilfe knistern konnte ich nicht, denn mir war der Kragen wie zugeschnürt. Am anderen Morgen lag ich in dem kläglichen Zustande da, den ich euch geschildert, das Jammerbild eines Sammetrocks.“

„Hört, hört!“ rief die austrangierte Hankinghose des Abgeordneten.

„Nun waren meine Herren glücklicherweise nicht nur große Maler und Sänger; auch in allen schönen Künsten der Wiederherstellung defecter Kleidungsstücke waren sie Meister. Sie verstanden es vortrefflich, das etwas lose gewordene Verhältnis ihrer Schlapphütte zur Krempe mittels Nadel und Zwirn auf eine solidere Basis zu stellen; die gelockerten Beziehungen ihrer Pump-hosen, die gewaltigen Loslösungsversuche ihrer Schuhsohlen, wußten sie in wahrhaft bewundernswerter Weise wieder in den Urzustand zurückzuführen. Alle ihre Leistungen auf diesem Gebiet trugen den unverkennbaren Stempel des Genies. Ja, wer weiß, hätten sie, statt sich mit Malen und Singen zu befassen, ihre glänzenden Fähigkeiten in den Dienst der Flichschneiderkunst gestellt, sie würden vielleicht größere Triumphe errungen haben.“

Bei so bewandten Umständen konnte es nicht wunder nehmen, daß meine Herren rasch entschlossen zu Nähadel und Zwirn griffen und meine Schäden mit kunstgeübter Hand verstopften. Hatten sie doch keine

andere Wahl. Eine größere Sorge bereiteten ihnen ihre geschwänzten Hausgenossen; insofern dieselben ihre Nagethätigkeit auch auf andere als Sammetgegenstände erstreckten, schien ein dauernd gutes Einvernehmen mit ihnen ausgeschlossen. Trotz der glühenden Veredsamkeit der thiersfreundlichen Wirtin, die für die Daseinsberechtigung unserer bissigen Gäste eine Lanze einlegte, waren meine Herren entschlossen, ihnen das Feld zu räumen.“

„War wohl Mitglied eines Thier-schuhvereines, die Frau Wirtin“, warf der Jaquettinvalide lachend ein.

Ohne auf die Unterbrechung zu achten, fuhr die Sammetweste fort: „Bei vier Jungfrauen, einem Schwesterquartett von ehrwürdigem Alter, fanden wir drei zunächst ein passendes Untertommen. Es waren brave Damen, die keinem männlichen Wesen etwas zuleide thaten; nur die jüngste — sie repräsentierte ein halbes Jahrhundert und wurde von ihren Schwestern „das Kind“ genannt — schien gefährlich; sie hatte den jugendlichen Gefühlen noch nicht völlig entsagt und machte, wenn auch ohne Erfolg, stürmische Attaquen auf die Herzen ihrer Mieter. Meine Herren geriethen durch sie in die verhänglichsten Situationen; es war ein . . . Brauchst mich nicht so schalkisch anzusehen, Ballerinentricot, ich werde dir diese Situation ja doch schildern, naseweises Ding! . . . Das fünfzigjährige „Kind“ besaß einen Schoßhund, genannt Bünkerl, ein nichtswürdiges Vieh, das alle Leute anklaffte. Auf meinen Maler hatte es Bünkerl besonders abgesehen, obgleich er ihm zu Eifersucht wahrlich keinen Anlaß bot. Aber er hatte nun einmal eine Antipathie gegen meinen Herrn, und wessen ist ein Schoßhund nicht fähig, wenn er erst gegen jemand eine Abneigung gefaßt hat! Leider hatte Bünkerl in seines Nichts durchbohrendem Gefühl mich zum

Werkzeug seiner unlauteren Absichten ansersehen. Mit scheinheiliger Miene, als sei er mein bester Freund, wußte er sich in mein Vertrauen einzuschleichen, und als mein Maler an einem heißen Sommernachmittag meiner sich entledigt hatte, fand Bünkerl unbemerkt den Weg ins Zimmer und zu mir auf das Sopha.“

„Hört, hört!“ rief die parlamentarische Kantinghose.

„O laßt mich über diesen dunkeln Punkt in meinem Leben einen dichten Schleier breiten“, seufzte die Sammetweste. „Was half es, daß mein Herr Bünkerls Mißethat mit dem Rohrstock ahndete — meine Sammetehre war und blieb vernichtet.“

„Da hatte der Schoßhund meiner Tänzerin eine bessere Erziehung“, bemerkte das Ballerinentricot, „der biß unhyopathische Personen nur in die Waden.“

„Eine saubere Erziehung, für die man die Bestie dem Schinder hätte übergeben müssen“, riefen die Überreste einer Attachéhose giftig.

„Wozu sind denn diese Schoßhunde überhaupt nützlich in der Welt?“ fragte der Mantelnestor mit schneidendem Hohn. „Während tausende armer Ziehhunde im Schweiß ihres Angesichts sich ihre Knochen erbellen müssen, lebt so ein nichtsnutziger kleiner Kläffer, der doch wahrlich kein anderes Verdienst hat, als den Schoß einer Tänzerin zu bewachen, ein rechtes Schlaraffenleben.“

„Und Kleider werden ihnen jetzt auch angezogen“, ließ sich das gestickte Kamisol vernehmen.

„Also auch noch Kleider!“ rief der Jaquettinvalide in tiefster sittlicher Entrüstung. „Wollen wir uns eine derartige Entwürdigung ruhig gefallen lassen? Da müßte doch gleich ein . . .“

„Armselige Plündern, die ihr auch ohne den Bünkerl auf den Hund gekommen seid, ihr wollt euch noch auflehnen? Lächerlich! Ihr habt euch

jetzt alles gefallen zu lassen, ohne zu mucksen, damit basta!“ entschied der Rockveteran, in seiner überlegenen Weise die Discussion beendigend.

Nachdem die empörten Lumpengemüther sich beruhigt hatten, nahm die Sammetweste ihre Erzählung wieder auf:

„Unter Hoffnungen und Entbehrungen der beiden Kunstbesessenen war der Winter ins Land gekommen, ein gestrenger, grausamer Winter. Die armen jungen Leute froren entsetzlich in ihrem Stübchen, das, insofern das Wasser von den Wänden niederrieselte, einer Tropfsteinhöhle gleich. Wohl stand in diesem Stübchen ein eiserner Ofen, doch das Holz, das ihn hätte erwärmen sollen, befand sich beim Händler, und dieser hatte meinen Jünglingen den Credit längst gekündigt. Wo war er hin, der unwiderstehliche Zauber, den ich in besseren Tagen auf gläubige Gemüther ausgeübt! Wer borgte meinen Herren auf mein ehrliches Gesicht auch nur einen Heller! Und nun trat ein Ereignis ein, das in seiner erschütternden Tragik mir den Rest meines vertrauenswürdigen Aussehens raubte.

Durch den glücklichen Verkauf eines gemalten Türken waren meine Herren in den Besitz von zwei Gulden gelangt, und ihr erster Gedanke war, sich nach langer Zeit den Genuß einer warmen Mahlzeit und eines geheizten Zimmers zu verschaffen. Aus dem Speisehause heimgekehrt, hatten sie vor dem Schlafengehen der Magd noch den Auftrag erteilt, den eisernen Ofen am frühen Morgen in glühenden Zustand zu versetzen, und die Dienerin war dieser Weisung auch gefolgt. Von Morpheus' Armen umfangen, träumten unterdessen die jugendlichen Helden von preisgekrönten Wildern, von lebenslänglichen Contracten, von allem Schönen dieser Welt. Da plötzlich wurden sie durch einen eigenthümlichen Dampf, der sich

im Zimmer verbreitete, in unangenehmer Weise erweckt. Mein Maler rieb sich die Augen, warf einen Blick nach der Seite des Ofens, und mit einem Saße war er aus dem Bette, „Himmel, mein Sammetrock brennt!“ schreiend. Wie soll ich euch meine entsetzliche Lage schildern! . . . O, über die Unzuverlässigkeit der Dienstboten! Das bössartige Klüchengehöps, deren Bürste von jeher eine Pique auf mich gehabt, hatte beim Heizen nicht darauf geachtet, daß der Kleiderständer, auf welchem ich hieng, in der unmittelbaren Nähe des Ofens stand. Statt ihn zur Seite zu rücken, hatte sie sich entfernt, mich kaltherzig meinem Schicksal überlassend. Was kommen mußte, kam. In Gedanken versunken, war mir die Feuergefahr, in der ich schwebte, nicht früher zum Bewußtsein gelangt, als bis meine untere Partie bereits lichterloh braunte. Ihr könnt euch meinen Schreck vorstellen. In meiner Todesangst fieng ich an, aus Leibeskräften zu dampfen und nach gebratenem Speck zu riechen — mit Erfolg. Mein Maler riß mich vom Ständer und steckte mich, um mich zu löschen, in einen Kübel Wasser. Ich zischte auf — dem Himmel sei Dank, ich war gerettet.“

Die alten Kleider, die der Erzählung mit athemloser Spannung gefolgt waren, gratulierten der Sammetweste zu ihrer glücklichen Rettung. Doch diese rief schmerzlich bewegt: „Ich hatte keinen Grund, mich meines wiedererlangten Daseins zu freuen, denn nun begannen erst recht meine Qualen. Nachdem meine Herren mich aus dem Wasser gezogen und meine Brandschäden von allen Seiten besichtigt, waren sie in dem Gedanken einig, daß sie mich in dieser Verfassung unmöglich tragen konnten. „Es muß etwas damit geschehen“, sagte der Maler. „Es wird nichts Anderes übrig bleiben, wir müssen die abgebrannte Hälfte abschneiden“, meinte der Sänger. Und

kurz entschlossen ergriffen sie eine Scheere und vollzogen an mir eine Amputation. Ach, es war der schmerzlichste Schnitt meines Lebens. Wie sah ich aus! — entsetzlich! — aus einem Sammetrock war mit einemmal eine gemeine Sammetjade geworden.“

Von ihren Erinnerungen überwältigt, schwieg die Erzählerin, während die Zuhörer ihrem Mitgefühl beredten Ausdruck gaben. „Ja, ja, der Rock weiß sein Ende nicht“, philosophierte der Mantelgreis mit der reifen Überlegenheit des Alters. „Da ist es schon besser, als gemeine Jade geboren zu werden, man erlebt dann wenigstens keine schmerzlichen Enttäuschungen“, bemerkte der Jaquetinvalide, der seine plebejische Abkunft allerdings niemals verleugnet hatte.

„Armes Westchen, so zu sinken, ist freilich recht traurig“, sagte das Ballerinentricot, das trotz seines plundrigen Leichtsinns ein seidenes Gemüth hatte.

„O, meine Freunde“, rief die Erzählerin mit schmerzlichem Faltenwurf, „über die schimpfliche Degradierung vom Sammetrock zur Sammetjade würde ich mich getröstet haben, es gibt ja auch kurze Sammetröcke; aber mir ist noch Schlimmeres passiert. Weh, wenn ich daran denke! Unter den Schicksalsschlägen durch Feuer, Wasser, Bügeleisen und Bünkerl hatte ich die Farbe gewechselt. Ich war mit einemale fuchsröth geworden. Allerdings nur zur Hälfte, aber es war ausreichend, mir Spott und Hohn zuzuziehen. Welch trauriger Augenblick, als meine Herren die neue Veränderung an mir gewahrten. Ihr erster Gedanke war, sich von mir zu trennen. „In einer zweifarbigen Jade können wir uns doch unmöglich auf der Straße sehen lassen, ohne uns lächerlich zu machen“, sagte der Maler. „Wo aber Ersatz finden? Die erste ist ja noch nicht einmal bezahlt“, meinte der Sänger. Mit verchränkten

Armen schritten sie sinnend durchs Zimmer. Mit zitternden Knöpfen sah ich ihrer Entscheidung entgegen. Da erblickte sich das Antlitz meines Malers. „Ich hab's!“ rief er triumphierend. „Es liebt die Welt «das Strahlende» zu schwärzen, warum nicht das Fuchsröthe?“ Und mit der ihm eigenen Entschlossenheit griff er zu Pinsel und Palette und strich die rothen Farben, womit ich behaftet war, schwarz an. Wie leuchteten seine Augen vor künstlerischer Begeisterung! Aber ach, als die Farbe getrocknet war und ich zum erstenmal an die Luft kam, hatten sich allerlei Flecken auf mir gebildet: röthlich, braun, grau, schmutzig-schwarz und noch verschiedene Zwischenfarben. Der Künstler versuchte zwar, durch einen zarten Firnisaustrich die unvermittelten Farbendissonanzen auf meiner Bildfläche harmonisch zu verschmelzen — vergebliches Bemühen! In meinem vielfarbigen Jammer glich ich einem Zebra in Halbtrauer!“

Die alten Kleider lachten aus vollen Nähten. „Du mußt zu köstlich ausgesehen haben, Westchen“, licherte der Tricotlappen der Tänzerin, die Beine ausgelassen in die Höhe werfend. „Famose Landkarte, auf Sammet gedruckt“, bemerkte der Jaquetinvalide, vergnügt mit den Ärmeln schlenkernd. „Hab noch andere Dinge erlebt“, brummte der Mantelnestor, mitleidig die Achselklappen zuckend. „Als ich einmal . . .“ — „Ich bitte, den Redner nicht zu unterbrechen“, rief die Mantlinghose des Abgeordneten.

Die plundrige Gesellschaft verstummte. Gespannt horchte sie der ferneren Erzählung ihrer bedauernswerten Genossin, die gar kläglich dreinschaute.

„Wen die Götter vernichten wollen, den färben sie“, sprach sie mit düsterer Stimme, ihre klassische Bildung selbst in dieser Umgebung nicht verleugnend. „Mein Schicksal

war besiegelt. Ich fühlte, daß es mit meiner Herrlichkeit zu Ende gieng. Nur wenige Lichtblicke waren mir auf Erden noch beschieden. Ein Sonnenstrahl in meinem unwölkten Dasein war die himmlische Kunst. Ihr durfte ich dienen. Mein Maler hatte sich für seine Studien-schöpfungen den erhabenen Gestalten der biblischen Geschichte zugewendet und der Sänger war sein „Modell“. Welch heiliger Schauer erfüllte meine Sammetseele, wenn er in meiner Bekleidung als Moses mit den Gesetztafeln vom Berge Sinai herabstieg, oder als ausgepiener Prophet Jonas dem Himmel für unsere Rettung aus Walfischgefahr dankte. Kritische Mörgler unter unseren malerischen Kollegen wollten zwar behaupten, Moses hätte niemals eine Sammetjade angehabt, so wenig als Jonas einen Sammetrod. Aber es war der blasse Reid, der aus ihnen sprach. War doch keiner von ihnen fähig, zu einer so eigenartigen Auffassung der Garderobenverhältnisse des alten Testaments sich aufzuschwingen. «Lasst ihr euch erst von einem Walfisch verschlingen und seht dann, wenn er euch ausspeit — denn das geschieht unbedingt — ob euer Wams nicht von dem Fischthran und den Verdauungsbeschwerden des Wals an Glanz und Farbe meiner Sammetjade ähnlich sieht!» Das waren seine Worte, und leider hatte er, soweit sie mich betrafen, recht. Als Kleidungsstücke eines biblischen Helden auf Leinwand gemalt, war ich ja von bewundernswerter Echtheit. Nicht im gleichen Maße bewundernswert war ich als Sammetjade eines lebendigen Malers. Immer weniger konnte es uns entgehen, daß wir die öffentliche Aufmerksamkeit auf uns lenkten. Die Schusterknaben auf der Straße begannen bereits, an dem Farbenreichtum, den ich zur Schau trug, ihren Witz zu üben. Worte wie: «Der Herr scheint in einer Farben-

schachtel zu logieren», oder: «Der Herr da hat ja ein ganzes Atelier auf seiner Sammetjade», drangen an unser Ohr. Ihr werdet mir zugeben, daß derartige Unzüglichkeiten meinen Maler peinlich berühren mußten. Er sann auf Mittel, mich los zu werden. Mein Sänger hatte seit meinem letzten Mißgeschick auf jeden öffentlichen Verkehr mit mir verzichtet. Offenbar schämte er sich meiner. Staat konnten sie jetzt allerdings mit mir nicht machen. Wie schmerzlich empfand ich aber diese Zurücksetzung. Eine Sammetjade hat ja doch schließlich auch ihr Ehrgefühl.

In diese Zeit fällt ein Ereignis, das in seinem folgenschweren Verlauf eine weitere Etappe auf meinem Wege zum Lumpenteller bedeutete.

In begreiflicher Scheu vor allzu indiscreten Blicken hatte mein Maler für seine Ausgänge mit Vorliebe die minder belebten Straßen und die Dämmerungsstunden benützt. Eines Abends, er hatte eben, seinen Hunger zu stillen, für ein Brötchen sein letztes Geldstück hingegeben, befanden wir uns auf dem Heimweg. Seinen trüben Gedanken nachhängend, achlete er nicht auf das, was um ihn herum vorgieng. Da trat, als wir an dem Gerüst eines Neubaus vorüberwollten, im gleichen Moment ein Arbeiter mit einer Baunlatte auf der Schulter aus dem Hausflur. Plötzlich fühlten wir, mein Herr und ich, uns von einem spitzen Gegenstand hinten festgehalten. Ärgerlich über die Belästigung, suchte mein Herr sich gewaltjam loszumachen; doch ein Ruck, ein Miß und — ich fühlte eine klaffende Wunde in meinem Rücken. «Tölpel!» rief mein Maler mit einem wüthenden Blick auf den unachtsamen Arbeiter. In der Latte, die dieser trug, steckte ein großer Nagel, dessen trummgebogene Spitze mich so unglücklich erfaßt hatte. Ach es war der Nagel zu meinem Sarge.

Der «Tölpel» meines Herrn war aber dem Arbeiter gewaltig in die

Krone gefahren. Er warf das Brett von sich und gieng mit geballter Faust auf meinen Maler los. Dieser, obgleich friedfertiger Natur, war nicht gewillt, sich von dem Kaufbold angreifen zu lassen. Ein Wort gab das andere, ein Stoß den anderen, kurz, es entwickelte sich ein regelrechter Zweikampf, bei dem auch die „Zeugen“ nicht fehlten. Wie stets in solchen Fällen, bildeten sich sofort Parteien, man war . . . man hatte . . . nun laßt mich auch über diesen unerquicklichen Vorfall einen dichten Schleier ziehen; genug, mein Herr trug mehrere Tage den Kopf verbunden, aber er war aus dem Kampfe als Sieger hervorgegangen. Ich hatte dagegen eine furchtbare Niederlage erlitten. Ihr wißt, ein Sprichwort sagt: «Wenn die Könige streiten, dann büßen es die Juden.» Ihr könnt euch denken, in welcher entsetzlichen Weise ich den Streit dieser beiden „Könige“ zu büßen hatte. Man war wenig glimpflich mit mir umgegangen. In meiner unsäglichen Zerrissenheit war ich nur noch der Schatten einer Sammetjacke.“

In Erinnerung an die erlittenen Mißhandlungen blickte die Sammetweste melancholisch vor sich hin. „Ja, ja“, sagte der Mantelnestor, „die Menschen verdienen die Prügel, und wir bekommen sie. Das ist der Lauf der Welt. Seht euch doch um, wie es in dieser sauberen Welt zugeht. Die Menschen bewerfen einander mit Schmutz und wir werden gebürstet. Die Menschen wirbeln Staub auf, und uns klopfen sie, und wenn einer von ihnen mit dem anderen in Streit geräth, so fliden sie uns was am Zeuge. Es gibt keine Gerechtigkeit auf Erden!“

„Nur Undank gibt's!“ rief die Sammetweste mit leidenschaftlichem Knistern. „O diese Menschen! So schmeicheln sie uns mit Speck und Farben, streicheln sie uns mit Seidentüchern und Sammetbürsten und

halten das kleinste Federchen von uns fern. Sind wir aber erst alt und fadenscheinig geworden, oder ist uns durch ihre Schuld ein Unglück passiert, dann schämen sie sich unser und werfen uns als wertlosen Blunder verächtlich in die Ecke. Das war mein Loß geworden.“

Die Sammetweste zerdrückte eine Thräne in ihrem Knopfloch, während die Genossen ihrer Entrüstung in drohenden Armel- und Beinbewegungen Luft machten.

„Durch den glücklichen Verkauf eines größeren Bildes hatte die Lage meines Malers unerwartet eine günstige Wendung genommen“, fuhr die Sammetweste fort. „Er besaß jetzt Geld und konnte seine Schulden bezahlen, und nun war ich neugierig, wie er sich gegen mich benehmen werde. Aber schändlich, schändlich! Das erste, was er that, als wir nach Hause kamen, war, daß er meiner sich entledigte. „Hurrah, nun gibt's einen neuen Sammetrod!“ rief er, mich übermüthig in die Höhe schleudernd. Der Undankbare! Das also war mein Lohn nach zweijähriger treuer Dienstzeit! In einem versteckten Winkel des Kleiderschranks fand ich als elendes Bündel ein trostlos Unterkommen, aber ich blieb nicht allein. Eine Schar ungebetener Gäste stellte sich nach und nach bei mir ein. Es war eine Gesellschaft plebejischer Motten, ein gefräßiges Gesindel, das sich an den Resten einer Sammetmahlzeit gütlich that. Ihr glaubt gar nicht, welch nichtswürdiges Geschöpf eine Motte ist. Eine Maus nagt sich satt und raschelt ihrer Wege; aber so 'ne Motte, das ist euch ein Schmarotzer, der unter der einnehmenden Gestalt eines Schmetterlings zu euch flattert, um, wenn er sich erst gehörig eingenistet hat, als ein ganz gemeiner Charakter sich zu entpuppen. Doch habe ich nöthig, die Gesinnung einer Motte zu kennzeichnen? Ihr habt sie ja mehr oder weniger alle

an eurem Leibe kennen gelernt. Als mein Herr mich eines Tages aus meinem Berstedt hervorholte, waren die Spuren des Gastmahls meiner gefräßigen Gäste deutlich genug sichtbar. Ich glich nur noch einem Siebe.“ — „Sammet ist aber auch ein besonders delicates Mottengericht“, ließ sich der Jaquettinvalide vernehmen.

„Bei dieser Gelegenheit sah ich zum erstenmal meinen Nachfolger — den neuen Sammetrock. Erlaßt es mir, euch die Qualen der Eifersucht zu schildern, die ich bei seinem Anblick empfunden. Ach, er war jung, schön und glänzend, wie ich einst gewesen, und genau so hochmüthig schillerte er auf mich herab, wie ich einst auf euresgleichen. Auch deine Zeit wird kommen! dachte ich, während sein Herr mich kopfschüttelnd betrachtete. Er wohnte jetzt allein. Sein Freund war inzwischen in ein Engagement gezogen und feierte mit seinem «hohen e» Triumphe. Abschied hat er von mir nicht genommen. Wozu auch! Wer denkt im Glück an seine alte Sammetjade! Doch mein Maler erinnerte sich jetzt, wo es ans Scheiden gieng, der treuen Dienste, die ich ihm einst geleistet, denn, meine Freunde, was ich längst geahnt, gesürchtet — mein letztes Stündlein bei ihm hatte geschlagen. Lange hielt er mich sinnend in Händen. Der Abschied von mir gieng ihm doch näher als ich gedacht. Nun ja, er war ja immer ein Gemüthsmensch gewesen, das bewies er jetzt, indem er mich verschenkte. Heiße Thränen rollten aus meinen Mottenlöchern, als ich das Haus verließ, mit welchem mich die innigsten Fäden verknüpft hatten. Welches auch immer mein ferneres Schicksal, — meine Rolle als Sammetjade, hatte ich ausgespielt.“

Krampfhaft zog sich die Sammetweste vor innerer Erregung zusammen. Mußte sie doch des letzten und traurigsten Abschnittes ihres an Abschnitten so wechselvollen Lebens gedenken.

„Die Veränderung meiner Lage kam mir bald genug zu schmerzlichem Bewußtsein“, sprach sie mit dumpfer Resignation. „Mein neuer Herr, ein fechtender Handwerksbursche, nahm nicht die geringste Rücksicht auf meine adelige Abstammung, auf meine künstlerische Vergangenheit. Mit geringschätzigter Miene betrachtete er mich von allen Seiten; endlich sagte er: »Na, viel ist ja nicht mehr damit los, aber eine Weste wird es vielleicht doch noch geben.«“

„Eine Weste! Ich, einst ein Sammetrock, der mit seinem Strahlenglanze die hartgesottensten Gläubigerseelen sieghaft bezwungen — die Weste eines vagierenden Handwerksgefellens. Welch schimpfliche Erniedrigung!“

„Verkürzung!“ warf der Jaquettinvalide dazwischen.

„Nun ja, Verkürzung! Aber ist wohl einer von euch so oft wie ich «verkürzt» worden? Wenn der Rock auf natürlichem Wege alt und schwach wird, und, ohne an seinen Gliedmaßen jemals eine Einbuße erlitten zu haben, als Rockreis in die Lumpengrube fährt, so ist das nichts Ungewöhnliches und er theilt dann nur das Schicksal von Millionen Röcken. Wenn aber ein als Sproßling einer der ersten Manchesterfamilien geborener Sammetrock das Unglück hat, durch Brand-, Mäuse-, Motten- und sonstigen Schaden zur Sammetjade verschnitten zu werden und schließlich gar noch eine Amputation zur gemeinen Sammetweste erleben muß — das, meine theuren Plundern, ist traurig, tief traurig, und der Lumpensammler erscheint dann nur als ein Engel der Erlösung von allem Erdenweh.“

Die alten Kleider schwiegen erschüttert, kein Faden regte sich. Nur das vorwipige Vallerinentricot konnte sich eine seiner leichtfertigen Bemerkungen nicht versagen. „Ha, ha, Westchen“, lachte es, „ein hübscher

Lumpensammler würde mir auch als ein Engel erschienen sein.“ Ein verweisender Blick des Mantelmethusalems wies sie in die Grenzen des Anstandes zurück. „Ich rufe die Tänzerin für ihre unmoralische Bemerkung zur Ordnung!“ rief die Rankinghose des Abgeordneten.

Der Chor der alten Kleider zollte der Rankinghose für die Wahrung der Würde des Lumpentellers lebhaften Beifall.

„Laß hören, arme Weste, wie es dir weiter ergangen ist“, drang das geflickte Kamisol in die Erzählerin.

„Meine Geschichte ist bald zu Ende, Freunde“, sprach die Sammetweste, sichtlich zusammenschrumpfend.

„Soll ich euch vielleicht die intimeren Umstände der schmerzlichen Operation, die folgenden meines Erdenwallens als Sammetweste eines Fechtbruders schildern? Nein, dagegen sträubt sich mein ästhetisches Gefühl. Die Sammetweste, deren Lebenselement der reine Äther der himmlischen Kunst gewesen, wird in der fuselgeschwängerten Atmosphäre fechtender Handwerksburschen nie gedeihen. Der Kummer über das Schmäbliche meiner Lage nagte an meinem Futter, mein Inneres war zerrissen. Und die Seelenkämpfe meines Taillencloth prägten sich bald genug auf meinem Antlitz aus. Ich wurde immer schäbiger, immer verschliffener, und eines Tages — der letzte meiner Knöpfe hatte mich eben treulos verlassen —

da sprach mein neuer Herr mit dem Ausdruck tiefster Verachtung zu mir: «Nun, Weste, bist du aber auch zu gar nichts mehr nütze. Es ist Zeit, daß wir uns trennen. Fort mußt du, deine Uhr ist abgelaufen!» Und ohne mit der Wimper zu zucken, gab mich der Herzlose einem Lumpensammler für einen Schnapsgröschchen hin, mich, einst die Krone aller Sammetröcke!»

Die Sammetweste schwieg. Die alten Kleider schluchzten. Ein verliebtes Mottenpaar flog ahnungsfröh durch den Keller. Ein verlorener Sonnenstrahl irrte planlos durch das Gitter . . . „Sic transit gloria mundi!“ sprach der Mantelgreis feierlich. Und wie aus einer anderen Welt rauschte die Stimme der Sammetweste mit prophetischer Verklärtheit durch die dunklen Hallen:

„Wenn auch meine irdischen Sammetreste der Stampfmühle übergeben werden — was liegt daran! Aus meinem geistigen Knopfloch blicke ich in ein paradiesisches Jenseits. Aus dem Lumpengrabe, in das ich eingefahrt sein werde, auferstehe ich als ein unschuldiges weißes Blatt; und auf diesem Blatte wird mir ein Räder erstehen, der noch den fernsten Geschlechtern verkünden soll die Geschichte der Sammetweste, die einst ein Sammetrod gewesen. Weinet nicht, theure Lumpengenossen. Freudig beschließe ich mein plundriges Dasein — ich habe nicht umsonst gelebt!“

Sein Geld will er haben.

Eine Geschichte aus Alt-Oesterreich von P. R. Hofegger.

An einem nebelgrauen Märztag war's im Jahre des Heils 1811. Der Stockbattner werkte in seiner Geräthhütte umher und besserte Pflug und Egge aus. Denn es kam die Zeit zum Adern. Der Stockbattner war ein noch junger Mann, der die Tabakspfeife, wenn das Feuer ausgegangen war, nicht noch im Munde baumeln ließ, sondern sie weglegte und sich nicht sobald Zeit nahm, sie wieder anzuzünden. Er hatte vor kurzem erst den Bauernhof übernehmen müssen; sein rüstiger Bruder war zu einem Nachbarn als Knecht gezogen, um sich Geld zu verdienen; sein altes mühseliges Elternpaar war bis zum letzten Ende im Hause geblieben — also hieß es jetzt tapfer anschieben, um die Wirtschaft zur Noth im Gang zu halten.

Dem Pfluge fehlte ein Sech, er stemmte es ein; dem Pfluge mangelte ein Reifen, er schlug ihn an; der Egge giengen etliche Zähne ab, er setzte sie ein — der Ungeschicktesten war er keiner, gab es Schmiede- oder Wagner- oder Zimmermannsarbeit, er wußte anzugreifen und nachzuhelfen. Natürlich, wenn wir die auf dem Hofe liegenden Schulden tilgen sollen, wenn wir die Gebäude ausfliden und die Grundstücke in bessere Tragfähigkeit bringen müssen, wenn wir am Ende gar etwa noch heiraten wollen, da muß man wohl überall nach dem Rechten sehen und Bescheid wissen.

„Mir scheint, du hast mit dem Werkzeug dein G'frött“, redete der Bauer jemand an. Er schaute von seiner gebückten Stellung auf, stand sein Bruder Jakob hinter ihm.

„Ah, du bist es“, lachte der Stockbattner, „hab' mir schon nicht denken können, wer heut' dahersteigen kunnt. Ja freilich hab' ich mein G'frött; es ist hübsch alles zerlempert umundum und wenn das Werkzeug nichts nutz ist, wird die Arbeit auch nichts nutz. Weißt eh, wie's geht.“

„Wenigstens ist jetzt alles dein“, sagte der Jakob.

„Wär' schon recht, wenn ich erst einmal die Schulden weggezahlt hätte. Willst nicht ein bißel in die Stuben hineingehen und abrasten, Bruder? Mit einem Glasel Schnaps kann ich dir aufwarten. Sonst bring' ich halt nichts für. Wenn die Hauswirtin fehlt, weißt eh.“

„Schnaps mag ich alleweil“, beschied der Jakob und sie giengen ins Haus, wo der Bauer den Bruder mit Zwetschenbrantwein und Schwarzbrot bewirtete. Der Jakob schnitt sich vom Brotlaib ein großes Stück ab, machte in diesem dann mit seinem Taschenmesser mehrere Querschnitte, um es solchergestalt brockenweise in den Mund stecken zu können.

„Hast kein' Speck dazu?“ fragte er.

„Der tausend ja, Speck, ei freilich! Bin wohl ein schlechter Hauswirt, ich, daß ich nicht daran denk':

Mußt mir's schon nicht für übel halten.“ Damit beeilte sich der Stockbattner, aus einem rußigen Küchenkasten das Gewünschte hervorzuholen. „Laß dir's nur schmecken, Bruder. Mich gefreut's. Weißt eh, daß es mich allemal gefreut.“

Und als der Bruder Jakob sich tapfer geagt hatte, das Taschenmesser zuklappte und den Mund mit der breiten Hand abwischte, pfiß er dem Bauer ein Liedel ins Gesicht und sagte hierauf gemüthlich: „Weißt, warum ich da bin? Was glaubst?“

„Das Heimatshaus sucht der Mensch gern manigmal auf. Ist auch recht.“

„Hau, das Heimatshaus!“ lachte der Jakob. „Bin ja doch fremd, seit du darauf sitzt.“

„Über Bruder!“

„Bin ja hinausgebissen worden.“

„Über Bruder Jakob! Du hättest ihn ja haben können, den Hof, hast ihn nicht genommen, hab' halt ich mich müssen dranmachen, daß er nicht in fremde Hände kommt. Weißt eh.“

„Ist gut“, brummte der Jakob mit einer unwilligen Handbewegung. „Wir wollen nicht streitend werden. Ich bin nur da, Bruder, um dir zu sagen, daß ich mein Geld haben will.“

Der Stockbattner schaute ihm eine Weile forschend ins Gesicht. „Das wird doch nicht dein Ernst sein.“

„Ich will mein Geld haben.“

„Wärst aber nicht gescheit, Bruder! Ja, zu was brauchst es denn auf einmal?“

„Das ist mein' Sach'. Ich wart' nimmer zu.“

„Um Gotts-Christi Willen, woher sollt' ich jezt auf der Stell' fünfhundert Gulden nehmen?“

„Fünfhundertacht, mein Lieber! Schenken thu' ich dir keinen Kreuzer Lieber einem weltfremden Menschen, wie dir.“

„Und um mir das zu sagen, hast dir die Gurgel mit Speck einschmierern müssen?“

„Wenn du mir das Stückel Speck neidest — soll dir vergütet werden.“

„Ach nicht so, nicht so, Bruder. Wer wird so was denken! Ist dir wohl vergunnt. Nur mit der Forderung thu' mir noch ein bißel warten, ich bitt' dich gar schön. Woher sollt' ich's nur nehmen? die Ochsen sind noch nicht feist. Haser verkaufen kann ich erst im Herbst, weißt eh. Die vielen schlechten Jahre her — in der Franzosenzeit. Die schreckbaren Abgaben alleweil, es ist hart hausen. Die Leich' von Vater und Mutter, die wir so schnell nach-einand' verloren haben, hat mir auch was gekostet.“

„Hau, soll ich, der arme Bauernknecht, die Alten auch noch ins Grab zahlen, meinst?“

„Über Jessas, wer redet denn von so was?“

„Wo ich eh verkürzt genug bin worden!“

Nach einem Weilschen versetzte der Stockbattner: „Sei doch nicht gar so harb, Jakob. Ich will gern mit dir tauschen und ich will dir nachwarten mit dem, was nachher ich von dir zu kriegen hätt.“

„Was nutzt die Rederei!“ unterbrach der Jakob, „ich will mein Geld haben, in acht Tagen will ich's haben, sonst wirst sehen, was geschieht.“

Damit goß er noch ein Gläschen Schnaps in seine Gurgel, stand auf und gieng fort.

Der Stockbattner trottete wieder hinaus zu seinem Pfluge und arbeitete gelassen wie vorher daran herum. Am Abende aber, als es dunkel wurde und das Gefinde in der großen Stube herumsaß und auf das Nachtmahl wartete, welches eine alte Magd in der rauchigen Küche zusammenthat, gieng der Bauer hinab in den Thorhof. Im Vorhause dieses Hofes, bei einem Kerzenlichte that die saubere Hausdchter Mali Leinwand glätten. Die übrigen Hausbewohner waren in Stuben, Kammern und Ställen zer-

streut und kümmerten sich nicht drum, daß der Stodbattner neben dem bügelnden Dirndl saß und mit ihm plauderte. Das geschah ja oft, daß die so plauderten, und ist weiter auch kein Geheimnis, daß die Zwei zusammenhalten.

„Ja, so geht's“, hatte der Stodbattner angefangen, „immereinander ist es schwer, Mensch sein.“

„Was hat's denn“, fragte das Mädchen theilnehmend.

„Jetzt kann's erst sein, daß alles miteinander nichts wird, was wir uns so fein ausgedacht haben allzwei. Weißt eh.“

Sie ließ das Bügeleisen stehen auf einem Fleck, und schier zu lang. „Schreden thust einen, Seppel!“ hauchte sie, da hatte das Pinnen schon eine leicht versengte Stelle.

„Mein Bruder ist heut' bei mir gewesen.“

„Der Jakob?“

„Ja, der Jakob.“

„Ist's dem leicht nicht recht — unfertwegen!“

„Ah, davon hat er nichts gesagt. Sein Geld will er haben.“

„So gib ihm's.“

„Jesses, Mädlel, wenn ich's nicht hab'. Ich müßt' rein ein Grundstück verkaufen, oder sonst was, aber der Stodbattnerhof hat nichts übrig, weißt eh. Und hat ja nichts einen Wert jetzt.“

„Grundstück darfst kein's verkaufen und sonst auch nichts, wenn nichts übrig ist und nichts einen Wert hat.“

„Aber woher nehm ich das Geld?“

„Ja, mein Mensch, das weiß ich halt auch nicht.“

„Wenn er mir nur wenigstens bis Pfingsten warten thät', nachher hätt' ich vielleicht ein Paar Ochsen — kleden aber nichts.“

„So geh schau, bitt' ihn halt noch einmal, daß er dir bis Pfingsten warten thut; das Paar Ochsen, kledt es nicht viel, so kledt es ein

bissel, und das Übrige zahlst ihm im Herbst.“

„Und sonst —“ sagte der Stodbattner scheinbar zerstreut, „sonst kannst mir keinen Rath geben?“

„Wenn mein Vater was hätt', der wollt' dir's gewiß gern leihen, aber er hat halt auch kein Bargeld. Das Geld ist halt frei so viel klug.“

Mit solchem Bescheide stieg der Bauer wieder sachte hinan zu seinem Hof. Er dachte hin und er dachte her, was da zu machen wäre, aber es fiel ihm nichts ein.

Am nächsten Tage war Sonntag. Nach dem Gottesdienst lud der Stodbattner seinen Bruder Jakob ein auf eine Halbe Wein beim „Adler“. Der Bruder ließ sich nicht lange bitten, that dem Glase wacker Bescheid und bemerkte noch, zu einem so guten Wein gehöre auch ein guter Kostbraten.

„Haben sollst ihn, Jakob!“ rief der Bauer und hieb ihm launig die Hand auf die Achsel. „G'sreuen thut's mich, wann du mir's nicht verschmäht. Wir sind unser zwei einzige Brüder, wir müssen schön zusammenhalten, gelt!“

„Ei freilich!“ meinte der Jakob und machte sich an den Braten.

Später, beim Auseinandergehen, als der Stodbattner schon dachte: Gottlob, heut' sagt er nichts davon, hat sich's doch überlegt! — that der Jakob plötzlich noch einen Schritt zurück und sagte: „Richtig, daß ich nicht vergess, Stodbattner. Am fünfzehnten März mußt' ich nach Schirbach zum Notar von wegen meiner G'schrift. Wenn du mir bis hin mein Geld nicht fürbringst, so übergeb' ich gleich auf eins die ganze Schuld dem Notar.“

„Klagen gehen willst mich?“ fragte der Bauer.

„Der Notar wird nicht viel Geschichten machen, der laßt dich pfänden.“ Also der Jakob, wendete sich wegs hin und der Stodbattner stand

allein da mit einem langen Gesichte und bellagte fast noch mehr den Wein und den Rostbraten als die fünf-hundert Gulden. Von diesen war er bloß neugierig, wie es der Notar angehen würde, ihrer habhaft zu werden.

Als der Bauer demnächst wieder mit der Mali plauderte, sagte er sehr leise: „Wir halten auch auf weiterhin noch zusamm', gelt, Dirndel?“

Sie schaute ihn an. „Wesweg sollten wir denn nicht zusammenhalten — wo wir uns doch versprochen haben!“

„Na ist recht. Ich hab' nur gemeint, weil's mit dem Heiraten nichts ist.“

„Du, sei so gut!“ beehrte die Thorhofertochter auf.

„Du kriegst leicht einen andern...“ murmelte der Stodbattnet betrübt.

„Ja, wart' a bissel, ich werd' ein' andern nehmen!“ lachte sie laut auf, ohne dass ihr der Mund viel auseinandergieng. „Ich will keine Stodbattnerin werden, verstehst? Ich laß' mich nimmer abschütteln. Schau du, das wär' kamod, ein ganzes Jahr gernhaben und nacher ins Winkel stellen wie einen Strohschneidstock wenn der Sommer kommt! Bübel, zum Auseinandergehen müssen zwei sein. Ich geh' nicht auseinander, dass du's nur weißt!“

„Ja mein du, ich auch nicht. Aber wenn ich halt den Stodbattnet-hof verkaufen muß! dem erst Besten verkaufen, bietet er was er will dafür. Weißt eh, mein Bruder gibt nicht nach.“

„Will der noch alleweil sein Geld haben?“

„Sicherlich, so lang' bis er's hat. Am fünfzehnten März geht er mich klagen und laßt mich pfänden. Nacher kann ich gehen vom Haus, wie die Dirn vom Tanz.“

Die Mali rang über ihrem Magen die Hände: „Das ist doch ein

Glend! ein solcher Bruder! das ist gar kein Bruder!“

„Leider ja, es ist einer, sonst brauch' ich ihm seine Erbschaft nicht auszuzahlen.“

„Wird gewiß heiraten wollen!“

„Vielleicht — nimmst ihn“, sagte der Stodbattnet, da wurde das Dirndl wild: „Jetzt weiß ich's, meiner ledig willst sein. Zuerst den Hof verkaufen, nacher mich beschimpfen auch noch!“

„Jesses, Mali, was sagst? das war ja nur Spass, wirst doch deswegen nicht weinen! du, weinen darfst mir nicht, das kann ich nicht leiden, himmelsakra, nein! wenn ich dich so flennen sehen thu', da möcht' ich gleich am liebsten zuschlagen oder ins Wasser gehen!“ er riss ihr die Hände vom Gesicht und drückte zum Ersatz das seine darauf, dass auch seine Wangen ganz naß wurden von ihren bitteren Tropfen.

Und nach solchem Zwiste und nach solcher Aussöhnung — Gott, wie sind die bitteren Tropfen süß, wenn sie der Liebste von den Augen weglüsst! — wurde die Mali wieder ganz ruhig und ernsthaft und fragte: „Seppel, weißt also kein Mittel, wie du jetzt zu Geld könntest kommen?“

„Und wenn du mich auf den Kopf stellst, ich weiß kein's.“

„Gar kein's? Gar nicht ein bissel ein's?“

„Gar kein's.“

„Nacher muß halt ich schauen“, sagte sie. „Geh her da, Seppel, ich muß dir ein Geheimnis sagen.“

Der Seppel erschrak, gieng aber her.

„Noch näher“, sagte sie, „ganz her. So. — Ich muß dir was sagen, Bübel. — Ich hab' Geld. Der verstorbene Klausenmüller, mußt wissen, der ist mein Vetter gewesen. Hat keinen Menschen gehabt, wie er auf den Tod krank ist gelegen und hab' ich ihn gewartet, weil er ja doch mein armer Vetter ist gewesen. Jetzt wie er gestorben ist, heißt's, er hätt' mir um sechshundert Gulden Banco-

zettel vermacht. Hab' sie nachher auch bald bekommen mitsammt dem eisernen Trübel. Hab' dich erst an unserem Hochzeitstag damit überrumpeln wollen. — Jetzt, Seppel, wenn du's aber schon jetzt so nothwendig brauchst, mir ist nichts um die Papierseken, nimm sie und zahl' ihn damit beim Loch hinaus, diesen grauslichen Bruder. Und nachher soll er mir nimmer ins Haus kommen. So, jetzt weißt es."

Man kann es sich denken, was dem Stockbattner dieses Geplauder für Vergnügen machte. So war jetzt er auf einmal obenan und konnte, wenn er nur wollte, nun auch einmal tüchtig grob sein gegen den übermüthigen Jakob, der ihm mit seiner Forderung schon so lange in den Ohren und im Magen gelegen. —

Der fünfzehnte März. Schon in aller Früh klopfte es an der Thür des Stockbattners, arg polterte es und der Jakob draußen rief: „He, Bruder, ist das Frühstück schon fertig?"

„Ei freilich“, antwortete der Stockbattner, indem er mit Schwamm und Stein Feuer zu schlagen suchte.

„So mach' doch auf, Seppel!"

„Ja, ja, wenn der Teufel nicht brennt!"

Als „der Teufel“ braunte, gieng er mit dem Leuchtspan und sperre die Thür auf.

„Geh nur her, Jakob, isz einen Köffel Sterz mit mir, wenn du warten willst, bis er fertig ist; wir gehen nachher miteinander.“

Der Jakob ließ sich Sterz und Milch dazu wohl schmecken, dann giengen sie; auch der Seppel war im Feiertagsgewand.

„Wohin gehst denn du?“ fragte der Jakob.

„Ich begleite dich bloß bis zum Nachbar Franzmeier hinüber, weil ich dich halt so viel gern hab', Bruder, weißt eh.“

„Bauer“, versetzte hierauf der Jakob, „mit dem Schmeicheln und

Süßreden richtest du bei mir nichts aus. Du weißt, wohin ich heute geh. Ich geh' nach Schierbach zum Notar, und ich klag dich um meine fünfhundertacht Gulden!"

„Ah geh, Bruder, das mußt nicht thun“, antwortete der Bauer bittweise. „Mußt nicht einen so großen Prügel werfen zwischen dich und dein Heimatshaus, den du nachher dein Lebtag nicht wieder kannst wegheben. Bist jetzt gleichwohl ein starker, gesunder Bauernknecht, so kannst doch nicht wissen, wie es dir gehen wird und ob du nicht einmal einen Heimgang brauchst bei mir.“

Der Bauer erschrak fast vor seinem eigenen Worte, das war so gewichtig, daß es den Jakob schier umstimmen könnte, und um solches war dem Stockbattner heute durchaus nicht mehr zu thun. Doch der Jakob ließ sich nicht umstimmen. „Wer ein Geld hat“, jagte er knurrend, „dem kann nichts an. Von dir werd' ich mir kein Almosen erbitten, das kannst sicher sein. Laß es gut sein, ich will von dir und vom Stockbattnerhof nichts mehr hören.“

„Aber klagen gehst mich doch nicht, Bruder!"

Der Jakob blieb fest stehen: „So gewiß ich da steh', klagen geh' ich dich.“

Bald hernach kamen sie zum Franzmeierhof.

Vor der Thür stand der Franzmeier und sein Schwager, der Stoppel-Benz, mit einer Laterne. Beide waren im Feiertagsgewand.

„Recht ist's mir, daß ihr beieinander seid“, redete der Stockbattner die Nachbarn an. „Ihr müßt mir gerad einen kleinen Gefallen thun. Ich zahl' jetzt meinem Bruder Jakob die Erbschaft von unseren Eltern aus und da wollt ich euch gebeten haben, daß ihr mir dabei Zeugenschaft leistet.“

„Wohl rechtichaffen gern“, antwortete der Franzmeier, „ist eh wunderfelten heut zu Tag, daß man wen

zahlen sieht. Kommt doch in die Stuben herein!"

"Ah, 's thut's da beim Rosstrog auch", entgegnete der Stockbattner, "sei so gut, Benz, halt' ein bissel deine Laterne her!" gieng zum Pferdetrog, der am Wege stand, zog die Brictasche aus dem Sack und legte in den Trog vor den Jakob hin nagelneue Bancozettel für fünfhundertacht Gulden.

Mit nicht geringer Verblüffung schaute der Jakob drein.

Und als vor den Zeugen das Geld aufgezählt war, sagte der Stockbattner: "Ich hab's ja gesagt, Bruder Jakob, du gehst mich nicht klagen!"

"Bauer!" brummte nun der Jakob, mit seinen hageren Fingern langsam die Banknoten zusammenkrabbelnd, "woher hast denn du jetzt auf einmal das viele Geld? das möcht' ich wissen!" Schon die Miene allein, die er dazu machte, wäre eine Ehrenbeleidigung gewesen, wenn der Seppel sie für eine solche genommen hätte.

"Also, deine Sach' hast jetzt?" fragte der Bauer. "Hast sie jetzt?"

"Meine Sach' hab' ich", knirschte der Jakob, bei sich ärgerlich, daß er nun machtlos war und den Bruder in keine Verlegenheit mehr bringen konnte.

"Gut, nachher bringst mir vom Notar die Quittung mit."

"Die kannst auf der Stell haben, wenn du fürchtest, ich könnt' dich etwan ein zweitesmal fordern", sagte der Jakob, dann giengen sie erst noch in die Stube hinein, wo das Schriftstück ausgefertigt und mit Zeugnenschaft unterschrieben wurde.

"So wär's in Ordnung", sagte der Stockbattner, das Papier in den Sack steckend, "und ich geh' jetzt wieder heim zu meiner Arbeit."

"Ja, gehst du nicht mit nach Rottenstein?" fragte ihn der Stoppel-Benz.

"Was soll denn ich heut' in Rottenstein?"

"Hast du die Vorrufung nicht erhalten?"

"Was für eine Vorrufung?"

"Ist doch gestern der Amtsbol' von Haus zu Haus gegangen und hat angesagt, daß alle Besitzer als am heutigen Tag Stund acht auf dem Kirchplatz in Rottenstein sein müßten?"

"Bin gestern nicht daheim gewesen", entgegnete der Stockbattner, "was mag's denn da schon wieder geben?"

"Kein Mensch weiß es", sagte der Franzmeier.

"Gewiß wieder eine große Robot, oder eine Heu- oder Haserlieferung für die Franzosen."

"Wer nicht kommt, hat's sich selber zuzuschreiben, hat der Amtsbote gesagt."

"Wenn's so ist, da muß ich freilich mit", sagte der Stockbattner, "die Herren sind grob, wenn man ihren Willen nicht thut, weißt eh."

Also giengen sie nun mitsammen, die vier Männer, und der Knecht Jakob machte den kleinen Umweg über Rottenstein, er war schon auch begierig zu sehen, was da wieder los ist. — Die Besitzer! die Bauerngrundbesitzer! Vielleicht wird ihnen alles weggenommen. Gesund wär's ihnen! Ein Glück, wer sein Geld im Sack hat und kann's verstecken. — So dachte der brave Jakob.

In den Wirtshäusern zu Rottenstein gieng's an diesem Morgen recht lustig zu. Leute gab's überall wie bei der Kirchweih. Voll Erwartung steckten sie die Köpfe zusammen, keiner wußte was, jeder muthmaßte.

"Mir träumt halt alleweil", sagte ein alter Bauer, "und was einem stehend träumt, das ist selten derlogen! — mir träumt halt alleweil, unsere Contributionen kriegen wir endlich zurück, wie es der Bonaparte versprochen hat."

"Ja, ich glaub' es auch", antwortete ein Zweiter, "unser Korn und Heu und Stroh und Vieh und Holz

wird uns jetzt bezahlt, das wir seit Jahr und Tag den Franzosen haben liefern müssen.“

„Das ist gewiß!“ sagte ein Dritter, „unsere Sach' wird uns heut' vergütet. Zeit ist's dazu!“

Und das sprang von Wirtshaus zu Wirtshaus, von Gruppe zu Gruppe: „Geld gibt's heut!“

Auch war der Regierungs-Commissär schon gesehen worden, der mit seinem schwarzen Schildknapfen und mit seinem rasselnden Säbel nicht wenig Aufsehen machte. Natürlich wird er den Säbel bei sich haben, wenn er so viel Geld umträgt!

Die Lustigen vertranken im Wirtshause ihren vorletzten Bancozettel, die Lustigsten ihren letzten. „Wird ja eh frisch nachgefüllt in die Säcke!“ Auch der Stockbattner ließ sich ein stattliches Glas bringen, da setzte sich gleich wieder sein Bruder Jakob zu ihm; zu diesem sagte er aber heute: „Geh, du hast mehr Geld als ich — weißt eh!“ und lehrte sich mit seinem Glase von ihm ab.

Zur Zeit um halb acht war der ganze Kirchplatz überfüllt mit Menschen.

Alles war heiter, witzig und lachbereit und manche sprachen untereinander Muthmaßungen aus, auf welche Weise jedem das Seine eingehändigt werden würde. „Das kommt sogar noch einen Nummel geben!“ gab einer zu bedenken. „Alle werden gleichviel haben wollen. Aber so viel Stroh wie ich, hat keiner geliefert.“

„So viel wie ich, auch keiner!“ rief ein anderer.

„Die Stroh männer kommen zuletzt“, sagte ein Dritter, „die sollen warten, was die Korn- und Holz männer übrig lassen.“

„Wollen schon sehen, wer stärker ist!“ schrie der eine zurück und ballte die Faust.

Schlag acht Uhr stand der Regierungs-Commissär auf der obersten Stufe des Kirchthores.

„Am Ende predigt er uns einen neuen Glauben!“ flüsterte einer.

„Wär' eine überflüssige Sach', wo wir eh den alten nicht halten.“

„Still seids!“ herrschte jemand, „er liest was. Vom Kaiser ist die Rede!“

„Vom Kaiser!“ murmelten sie und drängten nach vorwärts, sie waren doch allzu neugierig, was ihnen der gute Kaiser Franz mittheilen lassen würde.

Der Commissär hatte einen großen Vogen in der Hand und las lange eintönig fort. Plötzlich hob er die Stimme und rief es schallend hin über die Köpfe: „Wir beschließen demnach, daß die Bancozettel noch mit dem fünften Theil ihres Nennwertes vom Staate eingewechselt werden. Der Bancozettel von einem Gulden (damals hatte der Gulden sechzig Kreuzer) wird also auf zwölf Kreuzer, der Bancozettel von fünf Gulden auf einen Gulden bewertet und so weiter, und sind in diesem Betrage bei allen öffentlichen Cassen unweigerlich anzunehmen. — Die weitere Belehrung in dieser Angelegenheit ist gedruckt und bei mir zu haben.“

Als der Regierungs-Commissär seine Vorlesung geschlossen hatte und nun seinen Vogen gelassen zusammenfaltete, war es todtensstill über den hundertten von Menschen. Allmählich erst begannen sie sich zu bewegen und zu flüstern: „Was ist das gewesen?“

Dort an der Kirchhofmauer hatte jemand einen heiseren Schrei ausgestoßen. Derselbe jemand war einer der ersten, denen klar wurde, was es geschlagen. Der Knecht Jakob war es, der seit einer Viertelstunde um vierhundert Gulden ärmer geworden. Er taumelte fürbaß.

Ja, ein ungeheurer Geldfall hatte stattgefunden. Haus Osterreich — grausam geschwächt durch „Seine Majestät den Herrn Schwiegersohn“ und anderes Unglück — hatte zu wenig Vermögen, um das massenhaft ausgegebene Papiergeld einzulösen;

und weil das ein Lump ist, der mehr gibt als er hat, so gab Haus Osterreich nicht mehr, und das übrige — hebt sich.

Den Kopf mit den Händen haltend, so liefen die Leute in Rottenstein — und anderswo wahrscheinlich auch an jenem merkwürdigen Tage — wirr durcheinander. Die einen fluchten, die anderen lachten! heute lachten zur Abwechslung gerade solche, die kein Geld hatten. Ja, auf der Bäuerei lachten eigentlich die meisten. Die liegenden Güter, die Fahrnisse, die Kuh im Stall, das Stück Brot auf dem Tische, ja sogar der Taschenseitel im Sack hatten von dem Augenblicke an, als das Geld fünfmal weniger galt, einen fünfmal höheren Wert.

Mancher gieng nach solchem Schrecken wieder ins Wirtshaus, um auch noch den letzten Groschen zu vertrinken, aber siehe, der Psiff Wein, der vor einer Stunde noch um einen Groschen zu haben war, kostete jetzt fünf Groschen. Beim Bäcker die große Semmel kostete statt zwei Kreuzer, deren zehn. Der Fleischhauer schmunzelte, als er dem Hausbauer den Braten anstatt zu zwanzig Kreuzer, zu einem Gulden vierzig Kreuzer rechnen durfte, aber er schmunzelte nicht lange. Als er dem Hausbauer hernach ein vier Wochen altes Kalb ablaufen wollte, kostete dasselbe anstatt neun Gulden, deren fünf und vierzig. Jetzt kam die Zeit, da ein Paar Ochsen eintausendfünfhundert, ein Pferd tausend, eine ordinäre Sadubr hundertfünfzig, ein mittelgroßes Bauerngut im Gebirge dreißigtausend Gulden wert war. Damals vertrauf einer an einem Abende beim „Adler“ spielend zwanzig Gulden und verspielte trinkend deren vierzig und hundert und mehr. Sparsinn und Redlichkeit hatten aufgehört. — „Was den Großen erlaubt ist, wird den Kleinen nicht verboten sein.“ — Die alten Schulden durften nicht nach der

alten Ziffer gezahlt werden, sondern nach der fünffachen neuen. So daß der Stockbattner, als er des Abends zu seiner Braut kam, ausrufen konnte: „Mali, das Glück! wie mir's mein lieber Bruder Jakob mit seinem Drängen gut gemeint hat! Hätte ich ihm heute früh seine Sach' nicht ausgezahlt, so wären wir ihm jetzt anstatt fünfhundertacht Gulden, nicht weniger als schwere zweitausendfünfhundert und vierzig Gulden schuldig!“

Der Jakob betrachtete die Rehrseite und raufte sich Haar' aus dem Kopf. Das half aber nichts, dadurch hatte er weniger Haar' und nicht mehr Geld. Seine fünfhundert Fegen gingen nur mehr für einhundert Gulden, und da kann man's noch nicht wissen, ob's dabei bleibt; wenn so ein Teufelszeug einmal anhebt zu purzeln, so purzelt es hinab bis in den Dreck. Die Bancozettel! was war das für ein lamodes Geld! Und jetzt gerade gut genug, um sich damit die Pfeife anzuzünden. Das heißt, wenn er brennt, der schmutzige Fegen! — Oh Jakob, Jakob! Wie fein wäre es, wenn dir dein Bruder das Fünfundzwanzigfache schuldig wäre von dem, was du jetzt im Sack hast! Wie hübsch könntest ihn zwicken und drücken und abtrennen, ihn gar zum Bettler machen, der du jetzt selber bist! Ja, wenn man so was im voraus wissen thät!

Leute, denen er seinen Jammer klagte, meinten fast, die Sache könnte ansechtbar sein. Alsogleich lief der Jakob zu einem Advocaten. Der Advocat aber rieth ihm, wenn er nicht mehr als hundert Gulden zu verlieren habe, das Proceßieren sein zu lassen.

Als der Stockbattner es mit seiner Mali Ernst machte, lud er anstands- halber auch den Bruder zum Ehrentage. Der Jakob aber schrie herum, nicht sechs Köpfer brächten ihn auf den seine Hochzeit. Der Stockbattner sei ein unglaublich falscher Mensch,

der habe es zufließ so eingerichtet, daß er die Erbschaft just und knapp vor dem verdamnten Geldfall hinausbezahlt!

Darob tränkte sich die Mali, und was die Leute sagen würden, wenn der einzige Bruder des Bräutigams fehle?

„Der Jakob ist halt jetzt ein bißel gewissenbissig“, antwortete der Seppel. „wir werden aber auch ohne seiner eine lustige Hochzeit haben, dent' ich. Wir werden uns die Zeit schon vertreiben — weißt eh.“

Aug' um Auge.

Lustspiel in einem Aufzug von Sophie v. Rhuenberg.

Personen.

Dr. Alfred Versen (heiter, gutmüthig, selbstbewußt).

Pia, seine Frau (liebenswert, frisch, fein).

Richard Rühnemann (halb elegant blasirt, halb ausbrausend freier Geist, verbittert, weich, ironisch).

Margot Lorrain (muthwillig, listig, sehr hübsch, warmes Empfinden).

Baron Elbert (nicht ganz jung, etwas „Gigerl“, drollig).

Diener im Hause Versen.

Spielt in Wien.

Erster Auftritt.

(Modernes, elegantes Wohnzimmer. Vorne eine Ottomane, Tisch mit Büchern und Zeitungen. Pia in einem kleinen Fauteuil mit einer Handarbeit. Ihr gegenüber sitzt ihr Mann, aus einem Manuscript vorlesend).

Versen (das Manuscript aus der Hand legend).

Nun, wie gefällt dir's, mein Herz?

Pia. Vortrefflich! Wenn ich nur wüßte, wo du diese bunten, originellen Gedanken hernimmst. Du wirfst sie nach allen Punkten des Weltalls und sie bringen die drolligsten Ungeheuerlichkeiten mit herab. Und dabei kannst du's so anstellen, daß man den Unsinn — pardon, es ist doch wohl manchmal etwas Ähnliches! — hübsch und glaubhaft findet!

Versen (leicht und etwas geschmeichelt).

Siehst du, mein Kind, das nennen wir Leute von der Feder ganz einfach: ein hübsches Erzählertalent. Du

mußt wissen, wir haben unsere Schriftstellerrecepte so gut, wie ihr eure Kochrecepte habt. (Zündet sich eine Cigarette an; mit tomistischem Pathos.) Man nehme etwas Pessimismus, sprudle ihn mit 15 Deka feinem Witz und einer handvoll Phantasie, füge noch $\frac{1}{8}$ Liter Realismus und zwei Körnchen deutsches Gemüth bei und gieße das Ganze, wohl ausgekühlt, über eine originelle Idee . . .

(Pia lacht.)

Rühnemann (der während des Receptes unbemerkt eingetreten, lachend und etwas sarcastisch).

— Vorausgesetzt, daß man eine solche hat! Wenn nicht — es soll dies bei ganz renommierten Schriftstellern zuweilen vorkommen — (mit einem Seitenblick auf Versen) so sorgt man rechtzeitig für einen alten Studien-genossen, der es zu nichts Rechtem gebracht hat und interessiert sich leb-

hast für seine stillen Tagebuch-Aufzeichnungen und dergleichen . . .

Perfen (beiseite). Teufel! (Rühnemann begrüßt Pia; laut.) Du bist immer der alte Hypochonder! Aber du kommst eben recht, meine Frau will dich ins Examen nehmen, wegen gewisser Briefe an eine kleine Freundin . . .

Pia. Du Schwächer.

Rühnemann. Wie? (Mit galanter Bewegung.) O! ich werde so artig zu beichten wissen, und ich weiß auch, daß diese Veilchenaugen nicht unerbittlich sind.

Pia. Geben Sie acht, ich werde sehr streng sein!

Rühnemann. Fürchte mich nicht. —

Perfen. (Sieht auf die Uhr.) So spät schon! Da muß ich eiligst in die Probe meiner „Königsträume!“ (Nimmt Hut und Stod, küßt Pia auf die Stirn und schüttelt Rühnemann die Hand.) Auf Wiedersehen! Mach' ihm die Hölle recht heiß, Pia, hörst du?

Pia. Verlaß' dich darauf! (Perfen ab.)

Rühnemann. (Ohnachtsbildend, halblaut, scherzend, ironisch.) Die Königsträume! Wo ist die Zeit, da ich sie träumte — —

Pia. Wie? Sie haben ähnliche Gedanken, ähnliche Träume gehabt?

Rühnemann. (Mit leichter Betonung.) O ja! Wir hatten immer die gleichen Gedanken, Ihr Mann und ich. Seine Auffassung und meine Erfindung waren sozusagen Zwillingsgeschwister! Natürlich, wir kennen uns ja von der ersten Schulbank her . . .

Pia. (Unbefangen, herzlich.) Das ist lieb von Ihnen, daß Sie so zu ihm halten, denn sehen Sie, mein Mann, so verständig und gut und tüchtig er ist, so ist es mir doch immer, als wenn er Sie brauchte! Sie sind sein anfeuernder Genius, Sie verstehen ihn, machen ihn groß und fest.

(Rühnemann macht eine abwehrende Bewegung.) Gewiß! ich meine oft, er wäre das nicht geworden, was er nun ist, wenn er Sie nicht gehabt hätte!

Rühnemann. (Für sich.) O!

ahnungsvoller Engel du! (laut.) Vergessen Sie doch nicht auf sich selbst, gnädige Frau, — der Mann dankt die Hälfte dessen, was er erstrebt hat, immer dem Weibe, das er liebt . . .

Pia. O! Sie überschätzen mich, Herr Rühnemann. Ich nehme das Fertige mit dankbaren Sinnen auf; das werdende zu stützen und pflegen, dazu fehlt mir die Gabe. Ich wäre recht in Verlegenheit, wenn man dergleichen von mir verlangte.

Rühnemann. Das Weib ist auch nicht dazu geschaffen, groß zu sein. Wenn es nur weiblich ist, darin liegt sein bestes Heldenthum!

Pia. (Halb scherzend.) Nur weiblich! O ja — das kann ich sein, ich nasche gern, ich plaudre gern, ich bin auch sehr neugierig, — zum Beispiele möchte ich gar zu gerne wissen, ob Sie dies Bild kennen? (Nimmt eine Photographie aus dem Kästchen und gibt sie ihm.)

Rühnemann. (Betrachtet es ruhig; leiht.) Ach, Margot! Wahrhaftig, das sind ihre großen, sonderbaren Augen. Und wie kokett sie den Fächer zu tragen weiß, — ja, ja, sie hat viel gelernt, diese kleine Schauspielerin, vielleicht mehr als sie sollte.

Pia (mit leisem Vorwurf). Sie sprechen in einem so zerstreuten, leichtfertigen Ton über Margot und ich dachte, Sie würden voll Freude sein, an sie erinnert zu werden!

Rühnemann. Verzeihen Sie mir, aber ich hasse alle Erinnerungen. Nur das gegenwärtig Bestehende kann mich fesseln und beschäftigen. Der Rückblick auf Vergangenes zeigt mir so recht deutlich meine eigene Unbeständigkeit, Hohlheit, Schlechtigkeit, wenn Sie wollen. Frauen lieben die Erinnerungen, denn sie sind für sie nichts anderes als duftige, kleine Gebilde von Glück und Scherz. — Oder allenfalls ein bißchen Wehmuth! Für uns Männer aber sind Erinnerungen meist gleichbedeutend mit — bösem Gewissen.

Pia. Das heißt soviel als Sie

haben Margot geliebt und lieben sie jetzt nicht mehr — —

R ü h n e m a n n. Ich sehe schon, ich muß aufrichtig sein. Also ja, — ich habe sie geliebt, — wenn die unklare Leidenschaft eines Jünglings den Namen Liebe überhaupt verdient. Sie war damals ein halbes Kind und ich glaubte sterben zu müssen bei dem Gedanken, sie nicht zu besitzen. Ich wollte arbeiten, eine feste Stellung erringen, um sie heiraten zu können. Aber da entdeckte sie plötzlich ihr — Talent. — Ein fremder, gefährlicher Rivale trat zwischen mich und sie, — das Theater. Ich war eifersüchtig, trotzig, ich wollte mich nicht dazu bequemen, in dem Leben eines Weibes die zweite Rolle zu spielen, — sie hatte die Wahl zwischen mir und einer glänzenden Zukunft. Sie entschied sich für diese, — das ist alles.

P i a. Wirklich alles? Glauben Sie denn nicht, daß es Margot ein schweres Opfer gekostet hat, daß sie Stunden haben muß, wo sie trotz aller Triumphe Heimweh hat nach diesem verschmerzten stillen Glück?

R ü h n e m a n n. Nein, das glaube ich nicht. Was hätte ich ihr bieten können? Sie sehen ja, ich bin noch immer vom bürgerlich-soliden Standpunkt aus ein halber Mensch, voll unerfüllter Ideale, ohne gesicherte Lebensstellung, ohne Titel — — ich habe es nicht einmal der Mühe wert gehalten, den Doctorhut auf das lorbeerlose Haupt zu stülpen — —

P i a (sich unbewußt erwärmend). Muß es denn immer das sein? Sie sind trotzdem mehr wert, als alle die anderen mit ihren Titeln und Würden, ein echter Mann, voll Überzeugungskraft, voll Muth und Güte. —

R ü h n e m a n n (lebhaft und warm). Finden Sie das wirklich, Pia, o ich danke Ihnen . . .

P i a (etwas verlegen und unsicher). Sie wissen ja längst, wie wir Sie alle schätzen und — wie mein Mann —

R ü h n e m a n n. O! — nicht von den anderen, das ist mir gleichgiltig, — aber von Ihnen, Pia, von Ihnen macht es mir unsägliche Freude; Sie ahnen gar nicht, für wie viel Leid und Entbehrung mich dieser Augenblick entschädigt!

P i a (betreten — zu sich). Dieser Ton, was meint er? (Laut, sich fassend.) Ich glaube, wir sind von unserem Thema zu sehr abgeschweift. — wir sprachen doch von Margot —

R ü h n e m a n n (steht auf, schmerzlich und ruhig). Von Margot, ganz recht. Sie wollen mich also durchaus mit ihr verheiraten, wie es scheint. Lassen Sie das bleiben, gnädige Frau, es würde keine glückliche Ehe geben — (öffnet ein Buch, wirft es hin und geht auf und ab).

P i a. Warum nicht eine glückliche? Margot ist ein liebenswertes Geschöpf, fröhlich und gut; sie ist eine große Schauspielerin und dennoch ein braves, bescheidenes Mädchen, das die einstige Neigung wie es scheint, noch nicht vergessen hat. —

R ü h n e m a n n. Woher wissen Sie das alles so genau?

P i a. Von ihr selbst, — das war's ja auch eigentlich, was ich Ihnen sagen wollte! — Margot ist meine Freundin! Wir haben uns in München kennen gelernt und aufrichtig liebgewonnen. Da hat sie mir dann auch ihre ausgeträumte Herzengeschichte erzählt, die mich lebhaft bewegte, da ich durch meinen Mann so viel von Ihnen gehört hatte. Ich kannte Sie damals noch nicht. Aber ich hatte mir fest vorgenommen, mit Ihnen über Margot zu sprechen, wenn sich die Gelegenheit ergeben sollte. Sie sind nun seit fünf Monaten hier und ich habe es nicht gewagt. Aber der heutige Brief Margots hat alles wieder wachgerufen. Sie fragt mich nach Ihnen in so ungeheuchelter, ruhiger Herzlichkeit, wie man nur nach einem Manne fragt, den man nicht vergessen kann und den man wiederzufinden hofft . . .

Rühnemann (halb Scherzhalt, in Verzweiflung). Ich sehe schon, man will mich los haben! Man ist meiner überdrüssig im Hause Versen. Aber muß ich denn durchaus heiraten, — gibt es denn keine andre, mildere Todesart für anständige Leute?!

Pia. Sie sind unausstehlich!

Rühnemann (mit Humor). So plötzlich! Und gerade noch hielten Sie mir einen so schönen Nachruf!

Pia (heiter). Und ich bleibe dabei — Sie brauchen eine Frau. Erstens, weil Sie das Glück nöthig haben! Und zweitens, weil Sie ein wenig gemäßigelt sein müssen, — Sie werden übermüthig in diesem abscheulichen Junggesellenthume!

Rühnemann. Für so grausam und hartnäckig kann ich Sie nicht halten. Übrigens — könnten Sie selbst mich ein wenig glücklich machen und meinewegen auch ein wenig maßregeln, wenn Sie's für nöthig halten? (Sieht sie lange und lächelnd an.)

Pia (etwas verwirrt). Ich? — Ich verstehe Sie nicht ganz. —

Rühnemann. Scherz beiseite, ich werde fortgehen von hier, verreisen, das ist noch so ein letztes Auskunfts-mittel für uns moderne Menschen, wenn wir einer Situation entfliehen wollen, die wir nicht beherrschen können. —

Pia (macht sich im Zimmer zu schaffen und überhört scheinbar, was er sagt. Dann ablenkend, ruhig). Quälen wir uns nicht länger mit Umschreibungen, Rühnemann! Sie wollen frei bleiben, gut, ich verspreche Ihnen, nie mehr von Margot zu sprechen, sind Sie jetzt zufrieden?

Rühnemann (wirst sich in einen entgegenen Fauteuil). Die Zufriedenheit! das ist auch so ein Gefühl, das ich seit langem nicht mehr begreife. Es erscheint mir wie das Ende jeder Lebenskraft. Wenn ich ein Maler oder ein Bildhauer wäre, würde ich die Zufriedenheit als ein altes, halbblindes Mütterlein im Lehnstuhl darstellen, denn nur ein gänzlich bedürfnisloser

Mensch kann zufrieden sein. Ein Kind, dem man ein Spielzeug gibt, ist nicht mehr zufrieden, denn es verlangt nach einem zweiten, und wir, Männer und Frauen der modernen schaffenden Zeit, wir kennen dies Gefühl kaum dem Namen nach. — Solange es so viel Schönes giebt, das man vergebens begehrt, so viel Entzückendes, an dem man scheu vorüberschleichen muß, statt wacker zuzugreifen. — bah, Zufriedenheit ist ein frommer Wahn, eine Phrase für höhere Töcherschulen. — Ich könnte nur glücklich sein, oder elend sein; aber zufrieden — pfui, wie ich dieses Wort hasse. Glauben Sie etwa, daß Sie zufrieden sind?!

Pia (lächelnd). Ich glaube — ja —

Rühnemann. Das ist eine freiwillige Täuschung. Sie sind nicht zufrieden, nein, nein, Sie können es nicht sein. —

Pia. Sie sind heute so sonderbar — sonst waren Sie nicht so. —

Rühnemann (mit leichter Betonung). Jede Thorheit erreicht eine Stufe, wo sie losbricht — —

Pia (erregt). Still, Rühnemann, ich bitte Sie darum. —

Diener (kommt durch die Mittelthür mit dem silbernen Teller).

Pia (liest die Karte; etwas nervös aber erleichtert). Baron Ebert. — Ich lasse bitten.

(Diener ab.)

Rühnemann (tritt nachlässig ans Fenster zu Pia). Ein literarischer Mäcen mit Monocle, nicht wahr?

Pia. So halb und halb. Ein unbedeutender Mensch, aber gutmüthig. Sie kennen ihn ja.

Rühnemann (für sich leise citierend). Gutmüthig sind sie alle. —

Ebert (etwas Bigot, nicht ganz jung). (Geht auf Pia zu, die sich wieder gesekt hat). Gnädige Frau — (begrußt Rühnemann).

Pia. Guten Morgen, Baron, haben Sie Ihre Champagnerlaune schon ausgeschlafen?

Elbert. Ah, ja, das war gestern, glaube ich. Weiß nichts mehr von gestern, gnädige Frau, — komme so eben aus der Probe, war einen Augenblick dort. Kann Sie auf Ehre versichern, ein superbes Stück, — wird glänzenden Erfolg haben!

Via. Das würde mich innig freuen. Wie spielt die kleine Weller die Herzogin?

Elbert. Etwas zu sentimental, wie mir scheinen will, keine rechte Race — aber sie hat eine hübsche Figur, und in der Scene mit dem König ganz nette Momente. — Aber wissen Sie das Neueste? Man hat Aussicht, die Lorrain in dieser Rolle zu sehen, sie soll hier angekommen sein und das Stück in ihr Gastspielrepertoire aufgenommen haben.

Via. Wie, Margot? Hören Sie, Kühnemann?

Kühnemann (halb in Gedanken). Sonderbarer Zufall — sie spielt also die Herzogin. —

Elbert. Wird eine famose Leistung werden. Sie kennen Sie, gnädige Frau, —

Via (lacht).

Elbert: Ah, charmante Person, sehr viel Temperament; habe sie vor einigen Monaten in Berlin getroffen, im Hause des österreichischen Botschafters, sehr gut unterhalten mit ihr, beim Souper, —

Kühnemann (etwas spöttisch). Das läßt sich denken! Das ist so Ihr eigentliches Feld, Baron —

Elbert (halb geschmeichelt). Ja, Sie haben ganz recht. Hübsche Schauspielerin mit Talent und guten Manieren ist gar nicht zu verschmähen. . .

Kühnemann (für sich). Prahlerei ohne Taugenichts!

Via. Nehmen Sie sich in acht, Baron, Margot kann sehr grausam sein, sie ist kein gewöhnliches Mädchen.

Elbert (etwas eingebildet, dumm). Grausam, so? Ja, ja, das ist möglich, bei anderen möglich — — aber was ich sagen wollte, eines gefällt mir

doch nicht so recht an dem Stücke, wenn ich aufrichtig sein darf.

Via. Nun?

Kühnemann. Sicherlich das klägliche Ende des Marquis?

Elbert. Ganz richtig. Ich bitte Sie, so ein Mann von Welt und tadellosem Benehmen, und wird von diesem Dubal an der Nase herumgeführt, förmlich compromittiert, — ah ich muß gestehen, das hat mich ein wenig verdrossen. —

Kühnemann. Aber bedenken Sie doch Dubals tiefe Leidenschaft und die kraftlose Schalheit dieses unfähigen Menschen.

(Eich erwärmend.)

Eigentlich war das Stück noch ganz anders geplant, tragischer, ergreifender. Der Herzog hätte handeln müssen wie ein Mann, und alles erbarmungslos vernichten, was seine Liebe gefährdete, aber natürlich, (spöttisch) man mußte Zugeständnisse machen einem hohen Adel und P. L. Publicum, die das Leben immer so gestaltet sehen möchten, wie es bequem und anständig wäre, aber nicht, wie es in Wahrheit ist. Lauter Wassersuppen-Charaktere.

Via (mit leisem Vorwurf). Kühnemann —

Elbert. Wenn man Sie hört, sollte man meinen, einer der alten Kraftmeier, wie hießen sie doch, — ei ja Ketten nannte man sie, der Herr Hagen oder Siegfried sei wieder lebendig geworden und schlage unserer artigen, mühsam erworbenen Cultur ein Donnerwetter!

Kühnemann. O, daß sie's thäten! Ich habe einen richtigen Widerwillen gegen diese sogenannte „gute Sitte“, die eigentlich nur aus gesellschaftlichen Lügen besteht. Unsere Cultur erscheint mir oft wie ein deutsches Jungfräulein, das sich ziert und spreizt und die Augen niederschlägt, wenn es sich beobachtet fühlt; insgeheim aber wirft es sich dem nächstbesten hübschen Jungen an den

Hals und küßt sich satt an seinen frischen Lippen. —

Pia (äschend). Nur gut, daß kein deutsches Jungfräulein Sie gehört hat, es könnte Lust bekommen, sich an Ihnen zu rächen!

Elbert. Ich bewundere die Geduld, gnädige Frau, mit der Sie all diese Gotteslästerungen über sich ergehen lassen, — — ich für meinen Theil halte gesellschaftliche Lügen für etwas unumgänglich Nothwendiges, — ich bitte Sie, wohin käme man mit solcher Offenheit in unsern Kreisen. — —

Pia. Ich muß gestehen, daß es mir auch nicht leicht fällt, mich zu verstellen . . .

Kühnemann. Sie würden sich auch nicht wohl fühlen in „jenen Kreisen“, — wir alle nicht —

Elbert (etwas bitter). O Sie irren, mein Vester, schöne Frauen fühlen sich meist sehr heimisch in unserer Gesellschaft . . .

Kühnemann. Ja, wenn ein galantes Abenteuer, oder die echte Liebe, — die ja auch dort zuweilen Wurzel schlägt, — mit im Spiele ist. Aber wenn ich davon absehe, besteht die Freundschaft und Herzlichkeit beiderlei Geschlechts, die von Ihren Kreisen zu den unsern herüberwinkt, immer nur in der Stille, gewissermaßen unter vier Augen!

Elbert. Wie meinen Sie das?

Pia. Wirklich?

Kühnemann. Ich habe mehrmals dergleichen beobachtet und bin immer zu dem gleichen, für uns Bürgerliche nicht sehr schmeichelhaften Resultat gelangt; — man ist die Höflichkeit, die Liebenswürdigkeit selbst. Aber sobald ein sieben- oder neunzädiger Zeuge dieser demokratischen Umwandlung in Sicht ist, wird man „ängstlich“. Man fürchtet sich zu compromittieren, man will sich der „Gêne“ nicht aussetzen, daß die Gräfin so und so unter dem langstieligen Vorgnon naserümpfend fragt:

Ist das jemand von uns? Oder, daß der Fürst, mit dem man beim Turf Arm in Arm geht und im Parlament einen verständnisinnigen Händedruck wechselt, mißtrauisch äußert: Was haben Sie denn da für einen Bekannten aufgegabelt? Sehr demokratische Manieren, — würde Ihnen nicht rathen, könnte unangenehm auffallen. — Und das alles noch zu Ende des neunzehnten Jahrhunderts, in unserer aufgeklärten Zeit der „self-made men“! Übrigens — es soll glänzende Ausnahmen geben, aber ich kenne sie zufällig nicht!

Pia. Sie übertreiben ein wenig, — wenn Sie auch im ganzen recht haben mögen! (Geht zum Fenster und macht sich dort zu thun.)

Elbert (halb verdrückt). Ein wahres Glück, daß Sie nicht unter die Schriftsteller gegangen sind, Sie wären imstande, uns so zu schildern, —

Kühnemann (ergänzend, mit Humor). Wie wir sind! Nein lieber Baron, ich würde gnädig sein, zum mindesten gegen Sie! Ich würde Sie als siegreichen Courmacher hinstellen, als Mäcen, der es ernst nimmt mit der Kunst. Unser Freund Versen z. B., den haben Sie ja mit Erfolg protegiert — er ist am besten Wege, berühmt zu werden. —

Elbert (geschmeichelt). Allerdings, — ich habe ein klein wenig Verdienst um ihn —

Kühnemann (beiseite). Und ich nicht minder —

Elbert. Als man vor vier Jahren seinen ersten Einacter in meinem Hause spielte —

Kühnemann (beiseite). Meine umgemodelte Novelle —

Elbert. Da sagte ich zu ihm: Versen, sagte ich, Sie haben ein großes Talent —

Kühnemann (verbeugt sich tiefe; beiseite). Bin sehr geschmeichelt —

Elbert. Aber die Technik ist noch unsicher.

Rühnemann (beiseite). Natürlich, das war seine Zugabe —

Eibert. Seither hat er sich tüchtig eingearbeitet, — ich staune oft, wie viel der junge Mensch schon geschaffen hat.

Rühnemann (seufzend; beiseite). Mit meinem Hirn!

(Laut.)

Ja, wenn Sie wüßten, aus welchem Zauberbrunnen er alle seine Schätze heraufholt — (Für sich heiter). Wahrhaftig, ich fange an, ganz stolz auf mich zu werden!

Eibert. Zauberbrunnen — so, das heißt wohl sein Talent, — oder hat er viel erlebt, — ich wüßte nicht!

Rühnemann (mit listigem Ausdruck). Erlebt, — nein. Aber nachgeföhlt o ja, sehr viel nachgeföhlt, — ich kann Sie versichern, Baron, das ist die Hauptsache!

Pia (am Fenster, fröhlich). Rathen Sie nun, meine Herren, wer kommt?!

(Beide treten ans Fenster.)

Eibert (mit dem Monocle). Wahrhaftig! Fräulein Lorrain, wenn ich recht sehe!

Pia (zu Rühnemann, ein wenig zurücktretend). Margot, — was werden Sie thun? O sehen Sie sie an, wie schön sie ist . . .

Eibert (am Fenster in drohiger Stellung). Superbe Figur, gut geschnürt, — (richtet sich dann vor dem in der Nähe befindlichen Spiegel).

Rühnemann (der einen flüchtigen Blick hinausgeworfen, zu Pia). Sie scheint allerdings noch hübscher geworden, — aber — — (mit einem gefenken Blick auf Pia).

Pia (halb schallhaft, halb eifrig). Aber? was aber?!

Rühnemann (leiser). Aber meine Augen sind so eigensinnig, wie mein Herz, und sehen nur — Sie allein.

Pia (etwas schmolend). Wollen Sie mich ernstlich böse machen, — oder was haben Sie sonst für einen Zweck, mir das zu sagen? —

Rühnemann (heilig). Soll ich Ihnen verschweigen, was ich fühle? —

Pia (sein). Wenn es etwas so — Seltsames ist, das Ihnen nur vorübergehend durch den Sinn huschen kann — gewiß. Wir Frauen sollen nicht alles wissen, — — es gibt Stimmungen, die ein Mann mit sich allein durchkämpfen muß! So, — und jetzt geben Sie mir die Hand, Rühnemann, auf gute Freundschaft! — In Ihnen steckt doch ein heimlicher Dichter!

(Wendet sich der Thür zu, durch welche gleich darauf Versen mit Margot eintritt.)

Eibert (der lange an sich herumgepußt hat, folgt ihr).

Rühnemann (steht abseits im Vordergrund; für sich). Glücklicher Versen!!

Margot (hereinstürmend; hinter ihr Versen).

Margot (in eleganter Stragetoilette umarmt Pia). So, da hast du mich! Nun will ich mir's wohl sein lassen bei euch. Meine letzte und schönste Gastspielstation!

Pia. Du glaubst nicht, wie ich mich gefreut habe, als ich hörte, du kämest! Du triffst auch gute Bekannte hier, — (mit einer Handbewegung).

Eibert (sich verneigend). Gnädiges Fräulein erinnern sich vielleicht noch, — Baron Günther Eibert, —

Margot. O gewiß, in Berlin, wenn ich nicht irre. —

Eibert. Die ganze Stadt ist erfüllt von Ihnen, wo man hinkommt, Neugierde und Entzücken. —

Margot (leicht). Na, wenn es nur keine Enttäuschung gibt, — (bemerkt Rühnemann und eilt auf ihn zu). Wie, seh' ich recht?! Sie, Herr Rühnemann, und Sie begrüßen mich gar nicht?

Rühnemann. Ich wollte Ihnen nicht gleich beim Eintritt etwas Unangenehmes aufdrängen. —

Margot (etwas spitz). Es wundert mich nur, daß Sie die Rücksicht nicht so weit getrieben haben, auf und davon zu laufen, als Sie von meiner Ankunft hörten . . .

Rühnemann. Ich erfuhr es erst vor wenigen Minuten . . .

Margot. Na, liebenswürdiger sind Sie nicht geworden. —

Rühnemann. Dafür Sie um so schöner!

Margot (munter). Dabei machen Sie ein so saures Gesicht, als ob Sie Essig geschluckt hätten — (leiser) das ist eigentlich nicht schön von Ihnen, (stills) wenn ich Ihre Herzogin zu Ehren bringe! . . .

Rühnemann (stutzt; rasch und leise). Meine Herzogin? Sie wissen —

Margot (mit feiner Ironie). Glauben Sie, ich hätte auch ein so schlechtes Gedächtnis, wie andere Leute? —

Rühnemann. Fräulein Margot — —

Margot. Still! wir sprechen noch davon.

(Die anderen treten vor.)

Pia (zu Rühnemann). Nun? ist sie nicht reizend?

Rühnemann (zerstreut). Gewiß, das werden sehr viele finden. —

Perseu (enthusiastisch). Sie ist ein kleines Genie! Wie viel Anregung verdanke ich ihr!

Ekbert (dazwischen). Was faszeln Sie von Anregung! Anregung — lächerlich, „Aufregung“, — parole d'honneur, das scheint mir viel richtiger!

Pia (scherzend). Baron! Baron!

Ekbert (zu Perseu). Sind Sie ein Glücksvogel! Meine Frau hatte niemals so schöne Freundinnen!

Rühnemann (halb für sich). Kluge Baronin!

(Alle lachen.)

Margot (zu Ekbert leise). Man schwingt sich nicht umsonst zu so viel Schmeichelei auf! Ich werde gewaltige Ritterdienste von Ihnen fordern!

Ekbert (wisst ihr die Hand, zerstoßen). Sie machen mich überglücklich!

(Zu Perseu.)

Jetzt wäre es an Ihnen, mich zu beneiden!

Perseu. Allerdings! Aber trotz aller Verehrung für Fräulein Margot,

hab' ich so viel mit den Musen zu thun, Sie glauben gar nicht, wie anspruchsvoll diese olympischen Damen sind! Wahrhaftig — für die Töchter der Erde bleibt mir gar keine Zeit!

Rühnemann (halb für sich). Die geduldigen Musen!

Pia (zu Perseu). O, ich dachte doch!

Perseu. Liebes Kind, die eigene Frau kommt niemals in Betracht bei solchen Anmerkungen — entweder sie ist dabei überflüssig oder — (mit einem galanten Blick) selbstverständlich!

Pia. Pfui, das eine ist eigentlich — so wenig schmeichelhaft wie das andere!

Rühnemann (für sich resigniert). Sie liebt ihren Mann!

Pia (zu den beiden Herren). Sie bleiben doch zu Tisch? Ich habe die Gedede schon legen lassen. —

Ekbert. Gnädige Frau —

Rühnemann. Wenn ich Ihr Nachbar sein darf? —

Pia (leiser). Ja, und auf der anderen Seite Margot. —

Rühnemann (ebenso). Warum quälen Sie mich?

Pia. Weil Sie ein großes Kind sind, das man zu seinem Glücke zwingen muß. Sie werden mir's noch danken.

Rühnemann. Weßhalb sind Sie gerade heute so reizend?!

Pia (scherzend). Weil Sie so unverbesserlich blind sind!

Margot (für sich; hat die Unterredung flüchtig beobachtet). Das ist also des Pudels Kern! O warten Sie ein wenig, mein Herr! Ich will heute einmal die Gerechtigkeit spielen — hier wie dort. Sie sollen Ihren Ruhm haben und Perseu soll seine Frau behalten! Ihr sollt euch wundern, wie ich all eure Schliche zu hintertreiben weiß!

Pia (zu Margot). Willst du dich ein wenig bei mir umsehen, Margot, denn du mußt bei uns wohnen, das ist abgemacht. O, ich habe ein Zimmer für dich, wie geschaffen zum Überlesen

deiner Rollen, auf den Garten hinaus, mit großen Spiegeln! Komm, sieh dir's an!

Margot. Von Herzen gern!

(Beide abgehend.)

Elbert. Darf ich nicht auch die Schwelle des geweihten Raumes betreten?

Via (lachend). Nur unter der Bedingung, daß Sie sich dieses unverdienten Vorrechtes nicht etwa rühmen im Club. —

Elbert (drollig die Hand erhebend). Schwöre!

(Alle drei lachend ab.)

Versen (ihnen nach). Geben Sie acht, Baron — was würde Ihre Frau dazu sagen? —

Elbert. Trüben Sie mir nicht immer die schönsten Minuten . . .

Aühnemann (allein; nach kurzer Pause). Auch das noch! Ist's nicht genug, daß er mich um meine ganze geistige Habe gebracht hat, muß auch sein Weib noch tugendhaft sein und mir den Tropfen Neigung verweigern, den ich erbittle?! Soll er denn alles haben und ich nichts! Ich, der ihn gemacht hat, ohne den er vielleicht am Katheder vor vier, fünf gelangweilten Hörern säße, während er jetzt ein beliebter Dramaturge ist, ein Mann, um dessen — Waschezettel sich künftige Professoren vielleicht streiten werden, — es ist lächerlich! Warum war ich so schwach, ihn dahin gelangen zu lassen, ohne einen Finger für mich selbst zu rühren?! Ah bah, warum? Weil es mir gleichgiltig war, weil mir alles, alles gleichgiltig war! Man hat solche Zeiten. Aber dann später, kürzlich erst, als ich sah, wie dieser einstige Freund sich neben mir dehnte und rechte und nahe daran war, auf mich hinabzusehen, da sieng ich an nachzudenken und ich erschien mir wie ein Gefangener, der die Mittel zu seiner Befreiung selbst verwirkt hat, der ohnmächtig ist, weil er sich selbst dazu verdammt

hat, ohnmächtig zu sein, und plötzlich brach es in mir los, — alles auf einmal. — Das drückende Gefühl meiner selbst geschaffenen Unthätigkeit, Unwillen, Trotz, unbestimmte Sehnsucht nach Vergeltung. Dazu der Verkehr mit dieser liebenswerten, reizenden Frau! Ich sagte mir eines Tages: Er hat dein Hirn bestohlen, — bestiehl du sein Herz! Aug' um Auge, — Recht gegen Recht! Und ich sieng an, der hübschen Frau den Hof zu machen, ja ich glaube, ich habe mich thatsächlich in sie verliebt, — aber sie ist ihm treu, vollständig treu, — ich werde auch darin den Kürzeren ziehen müssen, — und um diesen Vorzug könnt' ich ihn beneiden, während jener nur meinen Ärger aufgestachelt hat. —

Versen (zurückkommend). Ah, da bist du ja noch, das ist gut. Ich wollte dich bitten, mir diesen Brief an Hesser mitzunehmen, wenn du nach Berlin fährst, es handelt sich um die Ausführung meiner „Königsträume“. —

Aühnemann. Nach Berlin? Du thätest besser, selbst dahin zu fahren.

Versen. Ich kann nicht, der Proben wegen, und dann wäre es mir auch lieb, wenn du selbst mit ihm sprächest, du kennst ihn, weißt, was ich für Anforderungen stelle. —

Aühnemann (atleischgiltig). Allerdings, aber ich habe plötzlich keine Lust zu fahren, ich bleibe hier.

Versen. Das ist mir peinlich. Ich könnte ihn freilich per Post senden, aber das ist nicht dasselbe in diesem Falle! Auch lasse ich meine Frau nicht gerne allein mit Margot, — dieser Elbert mit seinen Lebemann-Ansichten. —

Aühnemann (etwas spottend). Oho, dein ernstester Gönner! Und dann, — ich werde ja da sein!

Versen (zögernd). Du? Ja freilich, du bist da, das wäre ganz schön. Aber weißt du, ich selbst bin mir doch noch verlässlicher!

Kühnemann (ebenso, lachend). Meinst du! Also eifersüchtig auf Elbert, mißtrauisch gegen mich, den unbedeutenden, harmlosen Menschen! das darf sich dein künftiger Biograph nicht entgehen lassen. — Und deine Frau! Wie kannst du denken —

Versen (etwas leicht). Spotte nicht! Die Frauen sind unberechenbar, auch die bravsten. Desdemona war erwiesenermaßen eine Heilige an Tugend und Treue! Dennoch möcht' ich wetten, daß sie Augenblicke hatte, wo sie den Mohr lieber — weiß gesehen hätte!! Nur um ein wenig Abwechslung zu haben!

Kühnemann. Du fängst an, Ideen zu fabricieren — taufe dein nächstes Werk: „Die moderne Desdemona!“ —

Versen (leicht forschend). Wie meinst du das?

Kühnemann (langsam; fest mit leichter Bosheit). O nichts — übrigens, — (ihm den Brief aus der Hand nehmend) was würdest du dazu sagen, wenn ich diesem Briefe ein Postscriptum beifügte; ein ganz bescheidenes; z. B.: „Die Idee zu den «Königsträumen» entstammt einem Entwürfe des Herrn Richard Kühnemann, damaligen Studenten der Philosophie, und wurde anlässlich gemeinsamen Bewohnens eines Zimmers in Heidelberg, in der Schublade des letzteren vorgefunden und von Herrn Alfred Versen für künftige Zwecke adaptiert“ . . .

Versen (der ihn mehrmals zu unterbrechen suchte). Was soll diese Verdächtigung?

Kühnemann. Nichts als Wahrheit. —

Versen. Du lügst! —

Kühnemann. Mäßige dich, Versen. —

Versen. Haben wir nicht gemeinsam alles besprochen, geplant, verworfen und wieder vorgenommen? Es mag sein, daß deine Ideen in mich übergegangen sind, daß ich deine Schriften durchblättert, meinet-

wegen, auch das. Aber du wehrtest dich nicht, und so glaubte ich kein Unrecht zu begehen! Du ließest deine Gedanken ungenüßt vermodern, — da erbarmte ich mich ihrer, wurde gewissermaßen der Nährvater deiner Muse, zog sie aus Licht und brachte sie zu Ehren. — Du wirst mir einräumen, daß ich ein Recht auf sie habe!

Kühnemann. Kein größeres als ich! Meine Novellen und dramatischen Pläne haben dir gefallen; du besannst dich nicht lange und nahmst sie mir weg. Gibst mein Selbst für das deine aus und pflückst die Vorbeeren, die mir zukommen! Ohne Zögern, ohne Gewissensbisse, mit der ganzen naiven Unverschämtheit eines gierigen Bettelkinds, das zu dem Pfennig, den man ihm schenkt, noch die Birnen herunterstiehlt, die vom Baume locken . . .

Versen (heftig). Du gehst zu weit!

Kühnemann (ruhig und kalt). Be-weise mir, daß ich Unrecht habe.

Versen. Du hast bis zu dem heutigen Tage keinen Einspruch erhoben, hast mich ruhig gewähren lassen, so daß ich glauben mußte, du seiest damit einverstanden!

Kühnemann. Ich schwieg, weil ich dir Zeit gönnen wollte, selbst über diese Täuschung klar zu werden. —

Versen. Wer sich freiwillig seines Rechtes begibt, darf nicht klagen, daß man ihn dessen beraubt hat!

Kühnemann. Hab' ich dir gelobt, mein Recht nicht mehr zu fordern?

(Nach einer kleinen Pause scheinbar gleichgiltig.)

Wenn nun einer käme und thäte das Gleiche mit dem, was dir gehört — — (gesteigert). Er nimmt es, weil es ihm gefällt, weil er glaubt, daß er es besser zu würdigen, zu vervollkommen wisse, als du! Zum Beispiel — dein Weib!!

Versen (sieht ihn einen Augenblick scharf und zweifelnd an; scharf). Das wäre ein — Schurke! (Dann gelassen, mit Betonung.) Übrigens — das ist ein schlechter

Vergleich, unmöglich geradezu! (Mit Nachdruck.) Mein Weib ist mehr wert, als deine Gedanken!!

Kühnemann (ernst, fast weich). Das mag wahr sein! (Mit Nachdruck.) Dieser Erkenntnis zuliebe will ich mein Recht auch fahren lassen . . .
(Nimmt den Hut, drückt die Glasthür in den Garten auf und geht langsam ab.)

Versen (ihm erstaunt nachblickend). Was war das?! (Kopfschüttelnd ab durch die gleiche Thüre; kleine Pause.)

Margot (von links vorsichtig spähend). Sie sind fort! Was habe ich hören müssen! Mein Herz klopft noch vor dem angestregten Horchen! Ich schäme mich fast, in Pias Haus hinter der Thüre gelauscht zu haben, wie ein Kammerzöfchen oder ein Schulmädchen. Und doch, das Horchen hat sein Gutes! Bei aller Bestürzung bin ich froh, meine Ahnung bestätigt zu finden, denn in dieser Hand halte ich nun die Fäden deines Schicksals, Kühnemann! Ich will sie zierlich winden und knüpfen und ein Netz fertig bringen, aus dem dein trotziges Herz mir nicht zum zweitenmal entschlüpfen soll! (Wunter.) Und Sie, mein lieber Herr Versen, sollen eine Überraschung erleben, die Sie nicht erträumten. Ich habe nicht umsonst aus so und so viel Komödien gelernt, durch List zu siegen, — diesmal will ich es in Wirklichkeit erproben. Ich will Versens Unrecht an ihm wieder gut machen, will der Welt sagen, daß er, der bescheidene, unbekannt Mann den gleichen Anspruch an Ruhm und Ehre machen darf, wie sein Freund. — (Etwas wehmüthig.) Freilich, er liebt mich nicht; er hat all die holden Erinnerungen in seiner Seele vernichtet, die für mich sprechen könnten. Und Pia, — ja, ja, seine Stimme klang sonderbar weich, als er von ihr sprach; — aber was thut's. (Mit Wärme.) Ich will ihm zeigen, daß auch ein Weib gerecht sein kann. Ich will auf mich selbst vergessen und nur an ihn denken, der

unter dem Gefühl dieses thatenlosen Lebens zu leiden scheint — — (setzt sich an den Schreibtisch und schreibt, sich selbst dictierend):

„Geehrte Redaction!

Wie ich soeben durch Herrn Versen erfahre, hat sein Stück «Königsträume» zwei Autoren. Es ist ihm endlich gelungen, seinen Freund Herrn Richard Kühnemann zu bewegen, sich als literarischen Mitverschworbenen offen zu bekennen. Das genannte Stück ist ein gemeinsames Jugendwerk der beiden Herren und nach glaubwürdigen Versicherungen wird noch so manches Schauspiel, an dem sie arbeiten, in nächster Zeit zutage gefördert werden. —

Indem ich glaube, daß diese Mittheilung die Leser Ihres Blattes nicht wenig interessiren wird, bitte ich Sie herzlich, dieselbe noch in dem heutigen Abendblatt zu veröffentlichen. Aber mit Hinweglassung meines Namens. Ihre ergebene

Margot Vorrain.“

(Gibt das Ganze in ein Couvert, klebt es zu; aber nicht mit den Lippen! und will itageln.)

Margot (jögernd). Halt, wäre es nicht besser, durch — ja, ja, durch Eibert, das ist der richtige Weg! Wenn er nur käme . . .

Eibert (von links in drohiger Erregung).

Ich habe mich fortgestohlen, — um zu sehen, wo Sie bleiben. Sie wollten doch nur die Rosen holen, die Sie hier vergaßen, Fräulein Margot. —

Margot (halb zerstreut). Die Rosen, ach ja, ich hatte ganz darauf vergessen, — aber Sie kommen wie gerufen, Baron, — Sie müssen mir einen großen Dienst erweisen!

Eibert (von Margot entzückt). Bitte sagen Sie, sagen Sie — darf ich Ihnen meinen Wagen zur Verfügung stellen? — Soll ich Sie übermorgen mit Blumen überschütten? — alles — alles —

Margot (munter). Wo denken Sie hin? Nein, ich brauche nur Ihre Klugheit, Ihren Tact — und — Ihre Zunge!

Eibert (halb geschmeichelt, halb unsicher). Also ein Geheimnis?!

Margot. Diesen Brief hier möchte ich gern von Ihrer Hand persönlich überbracht wissen in die Redaction der „Neuen Freien Presse“. Er enthält etwas, das mir sehr wichtig scheint. —

Eibert (nimmt ihn an sich). Mit Windezeile —

Margot (eifrig). Und dann sollen Sie eine kleine Rundfahrt machen, im Club vorsprechen, bei Sacher, im Boudoir schöner Damen, und überall ein paar Worte fallen lassen von bevorstehender Überraschung in literarischen Kreisen, von einem neuen Stern; ein Räthsel andeuten, das sich vielleicht in einer halben Stunde enthüllen wird, — kurz, die allgemeine Aufmerksamkeit auf ein verschleiertes Bild von Satz lenken, — ach — Sie können das sicherlich so gut, — ich seh' es Ihnen an, Baron.

Eibert. Sie sind allerliebste — Aber darf ich denn nicht wissen?

Margot. Nein, — Sie würden die dazu nothwendige Unbefangtheit einbüßen, — also bitte recht, recht schnell!

Eibert (tomisch schmachkend). Und mein Lohn, reizende Margot?

Margot (mit lustigem Pathos). Das Bewußtsein, eine gute That vollbracht zu haben!

Eibert (gedehnt, mit gekippten Lippen). Sonst nichts?!!

Margot (ihn lachend zur Thüre hinausdrängend). Doch, doch, aber später! Also eilen Sie! (Eibert ab.)

Margot (heiter, mit Wärme). Gott sei Dank! Dieser Pfeil wäre glücklich abgeschossen. Mir ist ordentlich leicht bei dem Gedanken! Was er wohl dazu sagen wird, — und Versen! Am Ende geht die Geschichte schief, und ich kriege von allen Seiten noch Vor-

würfe zu hören? Bah — lächerlich! Die Wahrheit zu sagen, ist nichts Unrechtes! Und wenn ich es nicht wage und jetzt nicht wage, so schläft alles wieder ein. Versen wird immer unverschämter, Kühnemann immer ergrimmt, nein, nein, es war gut, daß ich's that; wer weiß, welche Familientragödie sich aus diesen Irrungen noch entspinnen würde! Und so erstick' ich die Flamme des Unfriedens noch im Keim, ehe sie losbrechen kann! Ihr sollt mit mir zufrieden sein! Wie sagt doch nur die Herzogin im zweiten Act? (cittierend, lebhaft, warm):

„Mir ist so wohl, so frei, Majestät, seit ich mein Herz gelehrt habe, wunschlos zu dienen . . .“

Kühnemann (der während der letzten Worte unbemerkt eintrat). Ah, meine Herzogin, — ich wollte sagen —

Margot (ihn unterbrechend). Jawohl, aus Ihren „Königsträumen“! Ich bitte Sie, wollen Sie mir auch was weismachen! Das hilft nichts, — ich erinnere mich gut an alle Stellen, die Sie mir einstmal vorlasen. Wissen Sie, daß es recht thöricht ist, sich so auf den Incognito-Dichter zu spielen? (Kühnemann will sie unterbrechen.)

Margot (abwehrend, sich erwärmend).

Jawohl, sehr thöricht, und falsch und alles Mögliche! Was haben Sie denn eigentlich aus all den anderen schönen Plänen gemacht? Aus dem Lustspiel „Alt-England“ und aus „Mini“? O ich weiß noch, wie entzückt ich davon war, — Sie kamen ja oft des Abends zu uns und brachten immer etwas mit, Gedichte, ach, so schöne Gedichte, oder eine Erzählung, oder ein Fragment aus einem Theaterstück. Da stürzte ich dann immer drauf los, wie ein junger Löwe, und blätterte es durch in aller Hast und Begeisterung, und sobald es angien, schlichen wir uns vom Abendessen weg ins große Eckzimmer, wissen Sie noch? Und während Sie hinter dem Clavier in einem unserer alten Polsterstühle sich vergruben, raffte ich

in Eile irgend etwas zusammen, das mir zur Charakterisierung nothwendig erschien, warf mir einen Schleier um oder löste mein Haar und spielte! Sie waren mein erstes Publicum, meine erste Kritik! O, Sie schalten mich zuweilen, wenn ich die Worte überhastete, oder eines einschaltete nach Belieben, — aber damals, an jenem Abend, als ich Ihnen die große Scene der „Nini“ vorspielte, da saßen Sie ganz stumm; nicht ein Hauch des Tadels kam aus Ihrem Munde. Ich hätte ihn vielleicht auch nicht gehört, denn ich war so ergriffen von dem, was ich zu sagen hatte, daß mir die hellen Thränen über die Wangen rollten, — (sich plötzlich bestimmend, ruhiger). Freilich, ich spielte damals noch recht mangelhaft, ohne Überlegung, nur mit dem Herzen.

Kühnemann (der ihr in steigender Bewegung zugehört). Gerade das war der Zauber Ihres Spieles, daß Sie die Rolle nicht gaben, sondern lebten! Es empört mich immer, wenn ein Schauspieler von „creteren“ spricht und mit lächelnder Hoheit auf die Werke unserer größten Poeten herabblückt, als dienten sie nur dazu, den Schemel für die Anbetung seiner Leistung abzugeben. Es gibt mir jedesmal einen Stich ins Herz, wenn ich einen sagen höre: „Mein Götz“ hat sehr gefallen! Oder zu wissen, daß ein Schauspieler „Don Carlos“ nur deshalb liebt, weil „sein Posa“ eine dankbare Rolle ist.

Margot. Sie haben vielleicht recht, auch ich kenne solche, — aber wir sind nicht alle so!

Kühnemann. Das weiß ich wohl, und Sie am allerwenigsten! Wahrhaftig, es reut mich fast, daß ich „Nini“ nicht vollendet habe! Und so viel Anderes liegt ungenützt in meiner Mappe, oder ist in veränderter Gestalt in Lessens sämtliche Werke übergegangen. Ich hatte Stunden, wo ich Lust fühlte, wieder an die Arbeit zu gehen, aber meine eigent-

liche Schaffensfreude ist gebrochen, — träg und verdrossen schlepp' ich mich von Büchern in Gesellschaft und von Menschen wieder zurück zu den Büchern. Das Theater ist mir verleidet, Lessens Ruhmbedürfnis widert mich an, — kurz, ich bin ein recht erbärmlicher, unerträglicher Mensch geworden, Fräulein Margot. —

Margot. Das weiß ich besser! Sie brauchen nur zu wollen, und alle guten Geister, die scheinbar schlafen, wachen wieder auf . . .

Kühnemann (mit einem leichten Zerkner). Ich glaube fast, Sie waren mein guter Geist, Margot, — denn seit ich mich damals in Stolz und Trotz von Ihnen losriß, seh' ich das Glück und die Freude immer nur von weitem. —

Margot (scherzend). Vielleicht ist es besser für einen Dichter! die wollen ja nur immer das Unmögliche, und sich durch recht viel Hindernisse und Gefahren hindurchträumen — die ruhige Behaglichkeit macht ihnen lange nicht so viel Vergnügen, als recht viel unnützer Herzensjammer! Nicht wahr?

Kühnemann (einen Gedanken verfolgend, Margot warin ansehend). Was Sie mir vorhin erzählten von jenem Abend, — hat tausend frohe Gedanken in mir erweckt. Ich sehe Sie vor mir, so lebendig, im hellen Hauskleid, und ich höre Sie die Nini sprechen, so glaubhaft, so entzündend natürlich, — ach, sehen Sie, das war Wirklichkeit, und ich war dennoch glücklich . . .

Margot (erzwingen, leicht). Wer hindert Sie daran, es wieder zu sein?! Die Welt ist groß, und „allemaal um eine Ecke kommt das Glück gegangen“, sagt ein altes Sprichwort.

Kühnemann. Die Sprichwörter lügen sehr oft . . .

Margot (stifig, mit verstelltem Ernst). Wer weiß! Was thäten Sie zum Beispiel, wenn Sie plötzlich an —

Lersens Stelle wären! Berühmt, geliebt — glücklich verheiratet?!

Rühnemann. Warum fragen Sie mich etwas so Thörichtes, Margot?

Margot. Es gefällt mir, Sie beichten zu hören!

Rühnemann. Nun gut, — ich würde allen Göttern für meinen unverdienten Ruhm und mein treues Weib danken! Ich würde sogar meinen Freunden sagen: Heiratet! —

Margot (schaltbatt). Und wenn Sie sehen würden, daß einer diese guten Freunde — Ihre Frau liebt? —

Rühnemann (mit Feinheit). Wenn ich thöricht wäre, so würde ich ihm eine Kugel durch den Kopf jagen, — wenn ich aber vernünftig bin, so werde ich ihm sagen: Freund! du bildest dir ein, mein Weib zu lieben! In Wahrheit suchst du nichts anderes in ihr als ein bißchen Trost für eine andere, verlorene Neigung, die du aus deinem Herzen reißen willst und doch nicht tilgen kannst. —

Margot (halb abgewandt, leise). Und was erwidert der Freund?

Rühnemann. Nichts. Er geht in sich und findet, daß der andere recht hat. Er sucht zerstreute Erinnerungen zusammen und das Bild, das er sich daraus webt, verdunkelt alles andere neben sich. — Der Zufall kommt ihm zuhilfe; er findet das Mädchen wieder, das er einstmal liebte und er steht vor ihm reumüthig und beschämt und legt sein ganzes zerrüttetes Herz vertrauensvoll in ihre milden Hände . . .

(Reigt sich über Margot in stummer Empfindung.)

Margot. (mit etwas gesenkter Stimme). Und wenn das Mädchen sagte: Du hast dein Glück verscherzt, ich liebe dich nicht mehr — —

Rühnemann (lebhaft). Dann, dann würde der Mann ihm den thörichten Mund mit Küßen schließen, denn dann weiß er, daß es ihn liebt!

(Fasst nach ihren beiden Händen.)

Margot (mit selbigem Aufblick). Weiß er das wirklich?

Rühnemann. Ja, Margot, und er wird es nicht vergessen, solange er lebt!! (Schleicht sie in seine Arme.)

(Pia und Lersen von links.)

Pia. Also doch!! (Gilt auf sie zu.) Kinder! nun hab' ich euch noch tausendmal lieber!

Margot (zu Pia). Wie glücklich bin ich in deinem Hause geworden!

Lersen (zu Rühnemann). Du auf Freiers Füßen, Richard, das löschst allen Groll in meinem Herzen — (leiser) nun will ich auch meine Schuld an dich abtragen, die mich seit langem bedrückt! —

Rühnemann (leiser und freundlich). Laß es gut sein, Lersen, — mit diesem Glück bewaffnet, will ich mein Ziel auch ohne das finden . . .

Pia. Aber wo ist Eibert, — der wird sich wundern!

Margot (in einiger Erregung). Da kommt er ja! Er sieht aus, als hätte er auch eine Neuigkeit zu bringen! (Ihm halb entgegen.) Verrathen Sie mich nicht!

Eibert (etwas athemlos, die „Neue Freie Presse“ aus der Tasche ziehend). Da soll etwas ganz Absonderliches in der Kunst rubrik stehen, — alle Welt rief mir in die Ohren: Wissen Sie schon? Ich weiß aber absolut gar nichts, hatte noch nicht Zeit es zu lesen. —

Margot. Lassen Sie sehen! (Ihm das Blatt abnehmend; liest rasch, dann zögernd, mit den Augen zuweilen die Wirkung beobachtend, in abgerissenen Sätzen). „Die «Königsträume», die übermorgen im Hofburgtheater zur ersten Aufführung gelangen, haben, wie wir plötzlich von maßgebender Seite erfahren, — zwei Autoren! Alfred Lersen ist es endlich gelungen, seinen Freund und Mitarbeiter Richard Rühnemann zu bewegen, aus seinem freiwillig gewählten literarischen Exil herauszutreten, und“ — (Rühnemann und Pia haben mit Überraschung, Lersen mit etwas verplexter Miene, und Eibert mit unverkennbarer Enttäuschung und Ärger zugehört.)

Rühnemann (zu Lersen). Wie, das

ist also die prophezeite Sühne, Versen,
— das hast du gethan?!

Versen (noch immer etwas verplex). Ich,
oder nicht ich, es ist ja die Wahr-
heit. — (Für sich): Sollte Margot?

Pia. Meine Ahnung hat mich
also nicht getäuscht, ich habe Sie
immer für so ein verkapptes Genie
gehalten!

Eibert (für sich). Wäre mir nie-
mals eingefallen, begreife nur gar
nicht, weshalb die kleine Vortain sich
so ins Zeug legte. —

Margot (reicht Kühnemann beide Hände).
Gott sei Dank, — nun sind Sie
auch berühmt und werden keine solche
Scheu mehr vor den „Berühmten“
haben. —

Kühnemann. Bin ich nun ein
wenig würdiger dieser kleinen Paud?
(Äußert sic.) Und darf ich sie festhalten
für alle Zeit?

Margot (ihm jählich in die Augen sehend).
Das Leben ist doch noch schöner als
alle Kunst! —

Eibert (der den Vorgang mit droiligem
Entsetzen beobachtet; zu sich selbst). Ja bin ich
denn verrückt? Muß dieser unge-
schliffene Weltverächter die reizendste
Schauspielerin heiraten und obendrein
noch berühmt werden, — und ich
selbst habe werthätig dazu beigetra-
gen. — O Eibert von Eibertshausen
— du warst ein Esel!

Pia (zu Versen). Willst du mir nicht
noch näher erklären? —

Versen. Später, liebes Kind,
— es ist nichts von Bedeutung, —
wir grollten einander und versöhnten
uns dann. Aug' um Auge —

Pia. Du warst am Ende gar —

Versen. Ja, ja, ein wenig
eifersüchtig, wenn du willst! (Nimmt
sie lachend um den Leib.)

(Diener an der Thür.) Ich bitte, es ist
serviert . . .

Pia (fröhlich). Also zu Tisch, —
das wird eine fröhliche Mahlzeit. —

Eibert (für sich). Mir liegt das
neugebackene Genie im Magen, —
(laut zu Pia und ihr den Arm reichend). Gnä-
dige Frau —

Kühnemann (zu Margot, ebenso).
Meine Herzogin!

Margot. Und künftige „Nini“ !!

Versen. (launig, für sich). O diese
Margot! Jetzt weiß ich nicht, soll
ich mich ärgern, daß sie mir für
ihren Liebsten die Hälfte meines
Ruhmes weggeschnappt hat, oder soll
ich mich glücklich fühlen, durch ihre
List wieder ein ehrlicher Kerl zu
sein!? — Na, — auf jeden Fall ist's
so am besten! Der Lorbeer gieng ein
wenig in Brüche, — aber die Myrthe
blieb in vollem Schmuck, und das ist
auch was wert!

(Zum Diener, im Abgehen.) Georg —
Champagner!

(Alle ab.)

Ende.

Ein vergessener vaterländischer Poet.

Literarische Studie von Prof. Alexander Puschko.

Hat ein Dichter für alles Hohe und Schöne, ja für die kostbarsten Güter der Menschheit in reinsten Begeisterung geglüht, so ist es wohl nicht unschicklich, zumal wenn zwischen seinem Erdenwandel und unseren Tagen mehr als sieben Decennien vorübergeflossen, die vielleicht schon welkenden Blüten der ihm geweihten Erinnerung wieder aufzufrischen. Dieser Gedanke ward mir zur Triebfeder, den deutsch-österreichischen Dichter, einen Sohn der grünen Steiermark, Johann Georg Fellingner, in der folgenden Abhandlung über seine Dichtung zu ehren. — Sein Leben fällt in eine sehr bewegte Zeit, in die des französischen Tyrannenthums und des großen Freiheitskampfes. Kein Wunder demnach, daß auch er von dem hohen Wogengange des erwachten Patriotismus ergriffen, als gottbegnadeter Dichter seine Gesänge voll Vaterlands- und Freiheitsliebe erschallen ließ. Und gerade dieser hehre Ton edelsten Empfindens soll zunächst und vor allem anderen noch einmal unsere Herzen durchbeben, sodann mögen wir uns an dem Zauber seiner Natur-, Liebes- und Freundschaftsdichtung erfreuen.

Patriotische Dichtung und Freiheitsfang.

Sein erster Sang, welchen er dem großen Vaterlande Österreich geweiht

in einer Ode: „Österreichs Kaiserthum“, preist die Vereinigung von „Deutschlands wogendem Adler“ mit „Österreichs jubelvollen Perchen“, und in einem schönen, erhebenden Bilde wird uns die stets wachsende Kräftigung und Selbständigkeit Österreichs und die beglückende Völkerverbrüderung ausgemalt, bis zuletzt die schwungvolle Dichtung in einem Lobgesange auf den Schöpfer des Völkerbundes ausklingt. In einer zweiten herrlichen Ode, „Vaterland“, wendet er sich mit überquellendem Herzen an sein Vaterland, das ihn „den besseren Freunden geboren“, dessen Verhöhnung mit Vömenzorn gerächt werden würde. Dieselbe mächtige Liebe, welche das Vaterland und alles, „was es geheget hat“, umschließt, durchglüht das Gedicht „Steiermark“, worin er sein Heimatland besingt. Er hängt ihm mit der größten Wärme und Dankbarkeit an, denn es ist das „schöne Land der Viedern“, die sich von dem „Schlachtensohne“ Napoleon nicht einschüchtern ließen, sondern auf ihre freie Kraft bauten; es ist jenes Land, in welchem er die ersten Eindrücke des Lieblichen und Wild-Majestätischen empfangen, das ihm manchen Herzenswunsch gewährt und ihn zum deutschen Mann herangezogen. Nicht minder tief empfunden ist das Gedicht „An die Mur“. Hier ertönt das Lied dem heimatischen Strome. Ist's ja doch der Fluß, an dessen Strande er stolz

und glücklich war, dessen Lauf dem Jüngling ein schönes Vorbild seines eigenen Lebensganges sein soll. Seine Heimatsliebe weckte ihm auch den Sinn für heimische Sagen, für welchen die prosaisch-rhythmische Erzählung „Der Jungfrau-Sprung“ ein schönes Zeugnis ablegt. Fellinginger bringt aber nicht nur seinem Kaiserstaate Oesterreich und seiner geliebten Steiermark ein übervolles Herz entgegen, er ist auch ganz von dem erhebenden Bewußtsein durchdrungen, in deutscher Mann zu sein. Er zeigt sich sonach als ein treuer Anhänger seines Volksthum und verherrlicht die Vortrefflichkeit des deutschen Wesens in begeisterten Gesängen. Aus ihr erklärt sich die wie von einer göttlichen Verheißung genährte Zuversicht des Dichters, daß die alte deutsche Kraft über die Ländergeißel Napoleon siegen werde. Wie fest gründet sich auf diese biedere Deutsche sein Glaube an den glorreichen Fortbestand seines Volkes, indem er spricht:

Und ewig muß die große Wahrheit steh'n:
Geschlechter sinken mit dem kurzen Leben,
Doch eines wird sich aus der Masse heben,
Und sieh! sein Volk wird niemals untergeh'n.

Ist nun Fellinginger einerseits ein begeisterter Lobredner seines Volkes, so bekümmert ihn andererseits das allmähliche Schwinden der Volkskraft, doch wankt sein Glaube nicht an ein neuerstehendes „Kraftgeschlecht“. Er erkennt mit scharfem Blick die verderblichen Ursachen der Entartung und bekämpft namentlich die Unnatur und Tollheit des deutschen Tanzes, die Verlehrtheiten und Lächerlichkeiten des deutschen Schauspiels, die entnervende Wollust sammt deren elenden Dienern; er spricht ihnen das Verdammungsurtheil oder geißelt sie mit der schärfsten Satire. Fellinginger hält treu an seinem Volke und mit einer gleichen Innigkeit an seiner Muttersprache, der deutschen Sprache, welcher er seinen schwungvoll-prophetischen Schwanengesang geweiht. — Nun

gelangen wir zu den mächtigsten Klängen, welche der heilige Freiheitssturm der patriotisch gestimmten Dichterleier entlockt — zu Fellingingers Freiheitsfang. — Beim Aufsteigen des drohenden Gewittergewölks der napoleonischen Herrschaft sucht Fellinginger Furchtlosigkeit den deutschen Männern einzusößen und sie zum Treuschwure fürs Vaterland zu entflammen. (Marsch fürs Bürgercorps in Graetz.) Auch nach der Bildung der steirischen Landwehr im Jahre 1808 ist der Dichter bestrebt, ihren Muth durch den „Marsch für die steiermärkische Landwehr“ unter Hinweis auf die Heiligkeit der zu verfehlenden Sache und auf erlauchte Führer (Prinz Johann und Kaiser Franz) zu befeuern. Als aber das Schlachten-gewitter des Ländertyrannen sich im Jahre 1813, sodann im Jahre 1815 über Europa entladen hatte, da ließ er seinen mächtigen Freiheitsgesang ertönen, zuerst als Schlachtenruf „An die Deutschen“, später als „Schlachten-gesang für Oesterreicher“, welche Gesänge einestheils die unerschütterliche Zuversicht auf den deutschen Sieg durchweht, andertheils zündende Mahnrufe zum Kampfe und zur Vereinigung mit den übrigen Freiheitsstreitern durchhallen. Nach diesen Schlachtenstimmen erschallen, als der holde, beglückende Friede aus dem Kampfesdunkel für Oesterreich hervorgetreten war, aus Fellingingers Munde Preislieder auf die siegreichen Fürsten und Volksväter, auf die waderen Kämpen in den Freiheits-schlachten. Die Rehrseite zu diesem Fürstenlobe bildet die mächtige Straf-rede gegen Napoleon, durch welche das Verdammungsurtheil seiner Hab-sucht und Ruhmgier stets durchklingt, und in der auf die Hinsälligkeit seines Glückes und Ruhmes hingewiesen wird. — In einer Reihe von Dichtungen werden die Segnungen des glücklichen, siegreichen Kampfes gepriesen, einige andere, wie der „Husa-

renmarsch“ und die „Lieblingsfarben“ sind nur zum Theil als Schöpfungen der von der Stimmung und Deutweise des Zeitalters beeinflussten Muse zu betrachten.

So offenbart der steirische Sänger in seinen Freiheitsliedern, ich möchte sagen, die ganze Herrlichkeit seines Wesens, er ist für die höchsten Güter der Menschheit, für Recht, Freiheit und Völkerglück begeistert. Er kennt nur ein Verlangen, Österreich und Deutschland der Tyrannei Napoleons entrissen zu sehen; er kennt nur eine Blut: die heilige Kampfesglut; daher sucht er die Deutschen zur großen Befreiungsthat zu entflammen, daher kämpft er, nachdem Europa dem Länderbezwinger die Stirne geboten, da er es nicht anders vermochte, im Geiste die Entscheidungsschlachten mit und freut sich innig des errungenen Kampfespreises — der kostbaren Freiheit.

Die hinreißende und überzeugende Macht seines Dichtersworts, sein hoher Gedankenflug, sein kräftig und voll hervorbrechendes Gefühl sichern ihm wohl dauernd einen Ehrenplatz unter den übrigen deutschen Freiheitsjüngern.

Die Naturpoesie.

Ein Blick auf diese Gattung Fellinginger'scher Dichtung überzeugt uns sofort von der Reichhaltigkeit der geschilderten Gegenstände, sowie auch von des Dichters hoher Begabung für eine anschauliche Naturbeschreibung. Diese füllt in einigen Gedichten zum größten Theile den Rahmen derselben aus oder erscheint nur, und zwar viel häufiger als ein Theil der dichterischen Schöpfung, als malerischer Hintergrund der geschilderten Situation. Jedoch in dem einen, wie in dem andern Falle können wir uns des theils mächtigen, theils lieblichen Eindruckes der Naturscenerie nicht erwehren; die Bewunderung für des Dichters malerisches Genie steigert sich von Gedicht zu Gedicht. Einige

Einzelheiten mögen hier Erwähnung finden. Unser Dichter zeigt im allgemeinen eine große Vorliebe für Abend-, Nacht und Morgenbilder. In diesen werden alle den genannten Tages- und Nachtzeiten eigenthümlichen Erscheinungen und Einwirkungen auf den Menschen mit großer Anschaulichkeit vorgeführt, mag uns nun der Dichter den Zauber eines schönen Abends, einer klaren Mondnacht, eines lachenden Morgens mit ihrem entschlafenden und erwachenden Leben oder die Schrecknisse eines Nachtgewitters und die Schauer einer düstern Morgenlandschaft enthüllen. Mit besonderer Meisterschaft wird das durch das Morgengrauen sich durchkämpfende Tageslicht und das Fluten und Schwinden der wandelbaren Nebelmassen geschildert. Unter den Landschaften liebt Fellinginger besonders Teich- und Seelandschaften. Das einmal fesselt unseren Blick der vom Abendpurpur gefärbte See mit sanft gekräuseltem Wasserflache, das anderemal die vom Mondschimmer magisch erhellte Eisdecke des Teiches. Von den Jahreszeiten liebt Fellinginger insbesondere den Lenz, von dessen Reizen bei Tag und Nacht wir durch des Dichters Wort einen recht lebhaften Eindruck empfangen, während der Herbst nur flüchtig mit Windesbrausen und Stromesrauschen an uns vorüberzieht. Und den Hintergrund zu all diesen mannigfaltigen Naturscenen bilden nicht selten hochragende Bergzüge, die theils im Sonnenlichte erglänzen, theils im fahlen Mondschimmer verdämmern. Dem Auge unseres Sängers ist nicht bloß die anmuthige Schönheit und überwältigende Erhabenheit der sichtbaren Welt erschlossen, er dringt auch in das Reich der ewig beweglichen Luft- und Wassergeister. Das Leben und Treiben der bald nedischen, bald wohlwollenden „reinen Sphiden“ und der „Söhne des Äthers“ wird sehr anschaulich dargestellt. Dies wären die Wahrneh-

mungen über Fellingingers Natur- und Landschaftsmalerei im kleineren Maßstabe. Es erübrigt noch seiner großartigen Gemälde, die einen größeren Naturabschnitt, weite Landstrecken, ja ganze Länder umfassen, zu gedenken. Den ganzen Lauf des heimatlichen Flusses, der Mur, beschreibt uns Fellinginger in dem Gedichte „An die Mur“. Ein Kind des von Rieserthälern durchzogenen Hochlandes, fließt sie später als Segenspenderin des Landes weiter, um endlich in der älteren Schwester Drau zu „ersterben“. Ein wahrhaft großartiger, mit dem ganzen Brunkte dichterischer Rede ausgestatteter Hymnus auf die Bergwelt ist das umfangreiche Poem „Die Berge“. Vorstellung und Sprache streben in das Ungemessene, nach dem Außergewöhnlichen, denn Großmächtiges kann nur Großartiges hervorgerufen. Wenn die Berge „Erden Thürme“, „des Himmels Säulen“, „greise Zeugen jeglicher Verwüstung“ genannt werden, wenn sie mit den Niesenarmen nach dem Jenseits hinüberlangen, so hat Fellinginger wohl durch diese Kennzeichnung der Berge des Lesers Phantasie mächtig erregt. Das allmählich ineinander verschmelzende Schreckhaft-Viebliche der Hochgebirgswelt, das im Verginnern gleißende, herzbethörende Metall, das aus den Erdschlünden hervorbrechende Feuer, die den Elementen höhniisch trotzen Steinriesen — alles dieses wird zu einem sehr wirkungsvollen Gemälde der Bergnatur verwebt. Und in einem zweiten, „Steiermark“ überschriebenen Stücke wird uns ein ebenso herrliches Bild eines ganzen Landes entrollt, eines Landes, das mannigfaltige Naturreize und die größten Naturgegenstände in seinen Marken einschließt. Überaus trefflich sind die Gegenstände gekennzeichnet in den Worten: „In dir verschmilzt Italien und Nord.“ Und wir müssen diesem Ausspruche vollends beipflichten, wenn wir im Laufe der Darstellung die unter einem

„lauen Himmel“ reiche Ernte verheißenden Felder und Nebenhügel von dem waldigen, kalten Odem hauchenden Tauern umrahmt sehen. Lustige Burgen, das Geläute der Alpenglocken, das Rauschen der Ströme erhöht den Reiz der Gegenden, und durch sie erhält erst das Ganze den fesselnden Zauber des Berglandes. Bis jetzt war Fellinginger unser Führer auf der an verschiedenen Erscheinungen überreichen Oberwelt, allein er geleitet uns auch in das „klanglos-dumpfe“ Reich der Nacht mit seinen seltsamen Wundern und Schätzen, er geleitet uns durch die vielfach verschlungenen, gleißenden Tropfsteingänge der Adelsberger Grotte. Auch diese Dichtung „Die Grotte bei Adelsberg in Krain“ liefert einen sprechenden Beweis für sein hervorragendes malerisches Talent. Das Eigenartige dieses wunderbaren Höhlenbezirkes überhaupt, sowie die auffälligsten Stalaktitenformen werden bald phantastisch, bald mit überraschender Naturwahrheit beschrieben. Kehren wir jedoch wieder zu dem „rosigen Lichte“ zurück und versehen uns in die im Abendscheine emporstarrende Ruine Hohenburg in Kärnten. Hier sehen wir im dichterischen Zauberspiegel das „weite Rosenthal der Drau“ mit all seinen landschaftlichen Schönheiten, welches noch durch das Geläute der Alpenglocken und den dumpfen Schall der Hämmer belebt wird. Schließlich verbreitet sich die ganze Schönheit kunstvoller Darstellung über die reiche Scenerie der Dichtung „Der Spaziergang am Morgen“. Vorgänge in der Natur werden mit menschlichem Treiben zu einem lebensvollen Ganzen verbunden. Die ersten Stimmen des Morgens, Hahnenruf und Glodenschlag, laden den Dichter zu einem Gange ins Freie. Und nun erzählt er uns, was er im großen Umkreise der schönen Gegend erschaut und vernommen. Vornehmlich ruht die dichterische Betrachtung auf dem Leben und Weben der ländlichen

Bevölkerung und der Vogelwelt einer anmuthig-romantischen Gebirgsgegend.

Damit schließe ich die Charakterisierung von Fellingingers Natur- und Landschaftsmalerei ab, indem ich stets auf die Reichhaltigkeit und Anschaulichkeit der Schilderungen hinzuweisen versuchte, um die Bedeutung des steirischen Sängers für die Naturdichtung in ein klares Licht zu stellen.

Die Liebes- und Freundschaftspoësie.

Unsere Viedersammlung enthält keine allzugroße Zahl von erotischen Gedichten, dennoch umfassen sie das ganze Leben der Liebe in Freud und Leid. Alle inneren und äußeren Vorgänge bei Liebenden werden trefflich geschildert von dem ersten Erwachen des Liebesgeföhls bis zur Erklärung und trauten Tändelei. Sehnsuchtsklage und Herzensjubel sind der abwechselnde Toncharakter vieler dieser lieblichen Dichtergebilde. Doch wir vernehmen auch den düstern Sang bei Trennung und Entsagung, was der Geschickesantheil des Dichters war nach schnellverrauschter Liebeswonne. Bezeichnend ist für Fellinginger, daß er für eine heimliche, nicht einmal der Geliebten verrathene, stille Herzensneigung eingenommen ist, denn nach seinem Ausspruche „webt die Liebe in schweigenden Genüssen“ und „stille Liebe gibt nur stilles Glück“. Ferner spricht für sein edles Wesen der Umstand, daß Regungen einer schönen Seele, wie Mitleid mit Unglücklichen, seine schlummernde Liebe entfachen können, wie denn das in der That geschehen, als er „das Blauange“ einer süßen, kleinen Frau aus Mitleid Thränen vergießen sah. Eine nach der Sitte der Zeit ihm gewidmete Haarsflechte besingt er als einen Talisman für trübe Stunden, dessen Kraft auch in freudentreicher Zeit nicht schwindet und seinen Muth fürs Leben stählt. Von fesselnder Gewalt ist für ihn auch eine „geraubte Locke“, auf wel-

cher die Träume des Mädchens sich wiegen, und die der Holden in ihrer Herzensgluth Kühlung spendet. Ebenso wird der Name der Theuern in seiner ganzen Zauberwirkung auf den Dichter verherrlicht und über alle stolzen Namen der Welt erhoben. — Bewegen sich die besprochenen Ergüsse mehr oder weniger auf dem Boden der allgemeinen Liebeslyrik, so stellen sich eigenartig einige andere dar. In dieser Hinsicht wäre zunächst hervorzuheben das anmuthige Liedchen „Die Fragen“, in welchem durch die Fragen wer? was? wen? wie? wohin? woher? der beklommene, zweifelgequälte Gemüthszustand des Liebenden überaus trefflich geschildert wird, bis sie bei dem Anblicke der Hütte Malvinens durch die Frage wo? ihre glückliche Lösung finden. — Über das Augenspiel sagt der Dichter, daß es, von aller Habsucht frei, den Freund desselben weder ermatte, noch langweile. Indem er an dem Wilde vom Spiele festhält, bemerkt er sehr treffend, man müsse bei diesem Spiele stets borgen, weil der Gegner, was er da verspricht, in „süßer Stunde nachzahlt“. Doch das Augenspiel mit mehreren erregt sein Mißfallen; er liebt es nur, zwischen zweien „stumm und still“. Höchst gelungen ist ferner das Gedicht, welches uns von der Überlistung des Sängers durch die heimtückische Liebesgöttin berichtet. Auf einer frohen Wanderschaft wird der Dichter von der Liebe in der Truggestalt der Freundschaft, die er sich zur Gefährtin erkoren, hintergangen. Trotz seines Mißtrauens gegen die vermeintliche Freundin kann er sich dem bestrickenden Zauber des „blauen Schelmenauges“ nicht entziehen. — So webt in diesen Bildern ein bald launig-heiterer, bald schwermüthiger, bald leidenschaftlich durchglühter Sinn; eigenthümlich jedoch in Fellingingers Liebe und Liebesfange die Heimlichkeit und Stille. — Als einen Übergang von der Liebespoësie zur Besingung der

Freundschaft können wir das Gedicht „Freundschaft und Liebe“ betrachten. Hier erscheinen noch beide holden Genien des menschlichen Lebens verbunden, jedoch nach ihrer Eigenart scharf gesondert. Die frohe, spielende, das Geschaffene oft selbst zerstörende, launische Kindesnatur der Liebe wird der treuen, tröstenden Weiblichkeit der Freundschaft gegenübergestellt, deren Trost der Dichter nach verlebter, liebverschöner „Rosenzzeit“ am Lebensabende aussuchen will. — Außerdem hat Fellingingers Muse der Freundschaft noch einen anderen hehren Lobgesang geweiht, der innig und warm

aus des Sängers Brust hervorquillt. Der hundertfältige Segen der Freundschaft, ihre große Opferwilligkeit, die keine Qualen scheut, werden uns in rasch aufeinanderfolgenden, kühn entworfenen Bildern vorgeführt. Wie schön erklingt ihr Preis in den Worten:

„Die Freundschaft, wo Seele an Seele sich
schließt,
Wannimmer der Bruder des Bruders vergißt,
Die Freundschaft ist höher als Fürstengebot,
Ist fester als Liebe und stärker als Tod.“

Soviel über Fellingingers Liebesblüten, die Liebe und Freundschaft hervorgelockt.

Der Büßer.



Rosen haß' ich, Dornen faß' ich, Inwend dieser Welt zu Füßen,
Alle Sünden, die ich thue, muß ich auf der Stelle büßen.

Will ich heute einer Schönen froh mein hüpfend Herzlein leihen,
Kommt sie morgen schon, mich mahnend an die Pflichten, sie zu freien.

Lüg' ich heute, daß nur kleine enge Stiefelchen mir taugen,
Kommt schon morgen so ein Wichtling, tritt mir auf die Hühneraugen.

Will ich heute träge träumend unter kühlem Flieder sitzen,
Muß ich morgen voll von Sorgen unter Doppellasten schwichen.

Schlürf' ich heute seliges Leben andachtsvoll aus gold'nem Becher,
Theil' ich morgen, ach, den Jammer wilder ausgelass'ner Becher.

Klingen heute Hochzeitsglocken, schallt schon morgen Grabgebimmel,
Doch ich hoffe, meine Seele kommt vom Mund auf in den Himmel.

V. A. Hofegger.

Ein Stück Schopenhauer

und ein ganz klein bißchen Gegenmeinung.

Von der Nichtigkeit und dem Leiden des Lebens.

Aus der Nacht der Bewußtlosigkeit zum Leben erwacht, findet der Wille sich als das Individuum, in einer end- und grenzenlosen Welt, unter zahllosen Individuen, alle strebend, leidend, irrend, und wie durch einen banger Traum eilt er zurück zur alten Bewußtlosigkeit. — Bis dahin jedoch sind seine Wünsche grenzenlos, seine Ansprüche unerschöpflich, und jeder befriedigte Wunsch gebiert einen neuen. Keine auf der Welt mögliche Befriedigung könnte hinreichen, sein Verlangen zu stillen, seinem Begehren ein endliches Ziel zu setzen und den bodenlosen Abgrund seines Herzens auszufüllen. Daneben nun betrachte man, was den Menschen an Befriedigungen jeder Art in der Regel wird: es ist meistens nicht mehr, als die, mit unablässiger Mühe und steter Sorge, im Kampf mit der Noth täglich errungene, kärgliche Erhaltung dieses Daseins selbst, den Tod im Prospect. — Alles im Leben gibt kund, daß das irdische Glück bestimmt ist, vereitelt oder als eine Illusion erkannt zu werden. Hierzu liegen tief im Wesen der Dinge die Anlagen. Demgemäß fällt das Leben der meisten Menschen trübselig und kurz aus. Die comparativ Glücklichen sind es meistens nur scheinbar, oder aber sie sind, wie die Langlebenden, seltene Ausnahmen, zu denen eine Möglichkeit übrig bleiben mußte — als Lachvogel. Das Leben stellt sich dar als fortgesetzter Betrug im kleinen wie im großen. Hat es versprochen, so hält

es nicht, sei es denn, um zu zeigen, wie wenig wünschenswert das Gewünschte war; so täuscht uns also bald die Hoffnung, bald das Gehoffte. Hat es gegeben, so war es, um zu nehmen. Der Zauber der Entfernung zeigt uns Paradiese, welche wie optische Täuschungen verschwinden, wenn wir uns haben hinäßen lassen. Das Glück liegt demgemäß stets in der Zukunft oder auch in der Vergangenheit, und die Gegenwart ist einer kleinen dunklen Wolke zu vergleichen, welche der Wind über die besonnte Fläche treibt: vor ihr und hinter ihr alles hell, nur sie selbst wirft stets einen Schatten. Sie ist demnach allezeit ungenügend, die Zukunft aber ungewiß, die Vergangenheit unwiederbringlich. Das Leben mit seinen stündlichen, täglichen, wöchentlichen und jährlichen, kleinen, größern und großen Widerwärtigkeiten, mit seinen getäuschten Hoffnungen und seinen alle Berechnung vereitelnden Unfällen, trägt so deutlich das Gepräge von etwas, das uns verleidet werden soll, daß es schwer zu begreifen ist, wie man dies hat erkennen können und sich überreden lassen, es sei da, um dankbar genossen zu werden, und der Mensch, um glücklich zu sein. Stellt doch vielmehr jene fortwährende Täuschung und Enttäuschung wie auch durch die durchgängige Beschaffenheit des Lebens sich dar, als darauf abgesehen und berechnet, die Überzeugung zu erwecken, daß gar nichts unseres Strebens, Treibens und Ringens wert sei, daß alle Güter nichtig seien, die Welt an allen Enden banterott, und das Leben ein Geschäft,

das nicht die Kosten deckt, — auf dass unser Wille sich davon abwende.

Zuvörderst habe ich die im Texte gegebene Nachweisung der Negativität aller Befriedigung, also alles Genusses und alles Glückes, im Gegensatz der Positivität des Schmerzes, noch durch Folgendes zu bekräftigen.

Wir fühlen den Schmerz, aber nicht die Schmerzlosigkeit; wir fühlen die Sorge, aber nicht die Sorglosigkeit; die Furcht, aber nicht die Sicherheit. Wir fühlen den Wunsch, wie wir Hunger und Durst fühlen; sobald er aber erfüllt worden, ist es damit, wie mit dem genossenen Bissen, der in dem Augenblick, da er verschluckt wird, für unser Gefühl da zu sein aufhört. Genüsse und Freuden vermischen wir schmerzlich, sobald sie ausbleiben; aber Schmerzen, selbst wenn sie nach langer Anwesenheit ausbleiben, werden nicht unmittelbar vermisst, sondern höchstens wird absichtlich mittelst der Reflexion ihrer gedacht. Denn nur Schmerz und Mangel können positiv empfunden werden und kündigen daher sich selbst an: das Wohlsein hingegen ist bloß negativ. Daher eben werden wir der drei größten Güter der Lebens, Gesundheit, Jugend und Freiheit, nicht als solcher inne, solange wir sie besitzen; sondern erst nachdem wir sie verloren haben: denn auch sie sind Negationen. Dass Tage unseres Lebens glücklich waren, merken wir erst, nachdem sie unglücklichen plaggemacht haben. — In dem Maße, als die Genüsse zunehmen, nimmt die Empfänglichkeit für sie ab: das Gewohnte wird nicht mehr als Genuss empfunden. Eben dadurch nimmt die Empfänglichkeit für das Leiden zu: denn das Wegfallen des Gewohnten wird schmerzlich gefühlt. Also wächst durch den Besitz das Maß des Nothwendigen und dadurch die Fähigkeit, Schmerz zu empfinden. — Die Stunden gehen desto schneller hin, je angenehmer; desto langsamer, je pein-

licher sie zugebracht werden: weil der Schmerz, nicht der Genuss das Positive ist, dessen Gegenwart sich fühlbar macht. Ebenso werden wir bei der Langweile die Zeit inne, bei der Kurzweil nicht. Beides beweist, dass unser Dasein dann am glücklichsten ist, wenn wir es am wenigsten spüren: woraus folgt, dass es besser wäre, es nicht zu haben. Große lebhaftere Freude lässt sich schlechterdings nur denken als Folge großer vorhergegangener Noth. Darum sind alle Dichter genöthigt, ihre Helden in ängstliche und peinliche Lagen zu bringen, um sie daraus wieder befreien zu können: Drama und Epos schildern demnach durchgängig nur kämpfende, leidende, gequälte Menschen, und jeder Roman ist ein Guckkasten, darin man die Spasmen und Convulsionen des gängigsten menschlichen Herzens betrachtet.

Ehe man so zuversichtlich ausspricht, dass das Leben ein wünschenswerthes oder dankenswerthes Gut sei, vergleiche man einmal gelassen die Summe der nur irgend möglichen Freuden, welche ein Mensch in seinem Leben genießen kann, mit der Summe der nur irgend möglichen Leiden, die ihn in seinem Leben treffen können. Ich glaube, die Bilanz wird nicht schwer zu ziehen sein. Im Grunde aber ist es ganz überflüssig zu streiten, ob des Guten oder des Übels mehr auf der Welt sei: denn schon das bloße Dasein des Übels entscheidet die Sache, da dasselbe nie durch das daneben oder darnach vorhandene Gut getilgt, mithin auch nicht ausgeglichen werden kann.

Denn, dass Tausende in Glück und Wonne gelebt hätten, höbe ja nie die Angst und Todesmartir eines einzigen auf: und ebensowenig macht mein gegenwärtiges Wohlsein meine früheren Leiden ungeschehen. Wenn daher des Übels auch hundertmal weniger auf der Welt wäre, als der Fall ist, so wäre dennoch das bloße

Dasein desselben hinreichend, eine Wahrheit zu begründen, welche sich auf verschiedene Weise, wiewohl immer nur etwas indirect ausdrücken läßt, nämlich, daß wir über das Dasein der Welt uns nicht zu freuen, vielmehr uns zu betrüben haben; — daß ihr Nichtsein ihrem Dasein vorzuziehen wäre.

Die Wahrheit ist: wir sollen elend sein, und wir sind's. Dabei ist die Hauptquelle der ernstlichsten Übel, die den Menschen treffen, der Mensch selbst. Wer dies lehtere recht ins Auge faßt, erblickt die Welt als eine Hölle, welche die des Dante dadurch übertrifft, daß einer der Teufel des andern sein muß; wozu denn freilich einer vor dem andern geeignet ist, vor allen wohl ein Erzteufel, in Gestalt eines Eroberers auftretend, der einige hunderttausend Menschen einander gegenüberstellt und ihnen zuruft: „Leiden und Sterben ist eure Bestimmung, jetzt schießt mit Flinten und Kanonen aufeinander los!“ und sie thun es. — Überhaupt aber bezeichnen in der Regel Ungerechtigkeit, äußerste Unbilligkeit, Härte, ja Grausamkeit, die Handlungsweise der Menschen gegen einander: eine entgegengesetzte tritt nur ausnahmsweise ein. Aber in allen Fällen, die nicht im Bereich der Gesetze liegen, zeigt sich sogleich die dem Menschen eigene Rücksichtslosigkeit gegen seinesgleichen, welche aus seinem grenzenlosen Egoismus, mitunter auch aus Bosheit entspringt. Wie der Mensch mit dem Menschen verfährt, zeigt z. B. die Negersklaverei, deren Endzweck Zucker und Kaffee ist. Aber man braucht nicht so weit zu gehen: im Alter von fünf Jahren eintreten in die Garnspinnerei oder sonstige Fabrik, und von dem an erst zehn, dann zwölf, endlich vierzehn Stunden täglich darin sitzen und dieselbe mechanische Arbeit verrichten, heißt das Vergnügen, Athem zu holen, theuer erkaufen. Dies aber ist das Schicksal von Millionen, und

viele andere Millionen haben ein analoges.

Uns andere inzwischen vermögen geringere Zufälle vollkommen unglücklich zu machen; vollkommen glücklich ist nichts auf der Welt. Was man auch sagen mag, der glücklichste Augenblick ist doch der seines Einschlafens, wie der unglücklichste des Unglücklichen der seines Erwachens. — Einen indirecten aber sicheren Beweis, daß die Menschen sich unglücklich fühlen, folglich es sind, liefert zum Überflus auch noch der allen inwohnende grimmige Neid, der in allen Lebensverhältnissen, auf Anlaß jedes Vorzuges, welcher Art er auch sein mag, rege wird und sein Gift nicht zu halten vermag. Weil sie sich unglücklich fühlen, können die Menschen den Anblick eines vermeinten Glücklichen nicht vertragen; wer sich momentan glücklich fühlt, möchte sogleich alles um sich beglücken.

Wenn das Leben an sich selbst ein schätzbares Gut und dem Nichtsein entschieden vorzuziehen wäre, so brauchte die Ausgangspforte nicht von so entsetzlichen Wächtern, wie der Tod mit seinem Schrecken ist, besetzt zu sein. Aber wer würde im Leben, wie es ist, ausharren, wenn der Tod minder schrecklich wäre? — Und wer könnte auch nur den Gedanken des Todes ertragen, wenn das Leben eine Freude wäre! So aber hat jener immer noch das Gute, das Ende des Lebens zu sein, und wir trösten uns über die Leiden des Lebens mit dem Tode, und über den Tod mit den Leiden des Lebens. Die Wahrheit ist, daß beide unzertrennlich zusammen gehören, indem sie ein Irrsal ausmachen, von welchem zurückzukommen, so schwer wie wünschenswert ist.

Da wird das Leben für ein Geschenk ausgegeben, während am Tage liegt, daß jeder, wenn er zum voraus das Geschenk hätte gesehen und prüfen dürfen, sich bedankt haben würde; wie denn auch Lessing den

Verstand seines Sohnes bewunderte, weil er durchaus nicht in die Welt hinein gewollt hätte, mit der Geburtszange gewaltsam hereingezogen werden mußte, kaum aber darin, sich eiligst wieder davonmachte. Dagegen wird dann wohl gesagt, das Leben solle von einem Ende zum andern auch nur eine Lection sein, worauf aber jeder antworten könnte: „So wollte ich eben deshalb, daß man mich in Ruhe des allgenugsamen Nichts gelassen hätte, als wo ich weder Lectionen, noch sonst etwas nöthig hatte.“ Würde nun aber gar noch hinzugefügt, er solle einst von jeder Stunde seines Lebens Rechenschaft ablegen, so wäre er vielmehr berechtigt, selbst erst Rechenschaft zu fordern darüber, daß man ihn aus jener Ruhe weg in eine so misliche, dunkle, geängstete und peinliche Lage versetzt hat. — Dahin also führen falsche Grundansichten. Denn das menschliche Dasein, weit entfernt, den Charakter eines Geschehens zu tragen, hat ganz und gar den einer contrahierten Schuld. Einforderung derselben erscheint in Gestalt der, durch jenes Dasein gesetzten, dringenden Bedürfnisse, quälenden Wünsche und endlosen Noth. Auf Abzahlung dieser Schuld wird in der Regel die ganze Lebenszeit verwendet; doch sind damit erst die Zinsen getilgt. Die Capitalabzahlung geschieht durch den Tod. — Und wann wurde diese Schuld contrahiert? — Bei der Zeugung. —

Wenn man demgemäß den Menschen ansieht als ein Wesen, dessen Dasein eine Strafe und Buße ist, — so erblickt man ihn in einem schon richtigeren Lichte. Der Mythos vom Sündenfall ist das Einzige im alten Testament, dem ich eine metaphysische, wenngleich nur allegorische Wahrheit zugestehen kann; ja er ist es allein, was mich mit dem alten Testament ausöhnt. Nichts anderem nämlich sieht unser Dasein so ähnlich, wie der Folge eines Fehltritts und eines strafbaren Gelüstens.

Und dieser Welt, diesem Tummelplatz gequälter und geängstigter Wesen, welche nur dadurch bestehen, daß eines das andere verzehrt, wo daher jedes reizende Thier das lebendige Grab tausend anderer und seine Selbsterhaltung eine Kette von Martertoden ist, wo sodann mit der Erkenntniß die Fähigkeit, Schmerz zu empfinden, wächst, welche daher im Menschen ihren höchsten Grad erreicht und einen um so höheren, je intelligenter er ist, — dieser Welt hat man das System des Optimismus anpassen und sie uns als die beste unter den möglichen andemonstrieren wollen. Die Absurdität ist schreiend. — Inzwischen heißt ein Optimist mich die Augen öffnen und hineinsehen in die Welt, wie sie so schön sei, im Sonnenschein, mit ihren Bergen, Thälern, Strömen, Pflanzen, Thieren u. s. f. — Aber ist denn die Welt ein Guckkasten? Zu sehen sind diese Dinge freilich schön; aber sie zu sein ist ganz etwas anderes. — Dann kommt ein Teleolog und preist mir die weise Einrichtung an, vermöge welcher dafür gesorgt sei, daß die Planeten nicht mit den Köpfen gegeneinander rennen, Land und Meer nicht zum Brei gemischt, sondern hübsch auseinandergehalten seien, auch nicht alles in beständigem Froste starre, noch von Hitze geröstet werde, imgleichen, in Folge der Schiefe der Ekliptik, kein ewiger Frühling sei, als in welchem nichts zur Reise gelangen könnte, u. dgl. m. — Aber dieses und alles ähnliche sind ja bloße conditiones sine quibus non. Wenn es nämlich überhaupt eine Welt geben soll, wenn ihre Planeten wenigstens so lange, wie der Lichtstrahl eines entlegenen Fixsternes braucht, um zu ihnen zu gelangen, bestehen und nicht, wie Lessings Sohn, gleich nach der Geburt wieder abfahren sollen: — da durste sie freilich nicht so ungeschickt gezimmert sein, daß schon ihr Grundgerüst den Einsturz drohte. Aber wenn man zu den Refu-

taten des gepriesenen Werks fortschreitet, die Spieler betrachtet, die auf der so dauerhaft gezimmerten Bühne agieren, und nun sieht, wie mit der Sensibilität der Schmerz sich einfindet und in dem Maße, wie jene sich zur Intelligenz entwickelt, steigt, wie sodann, mit dieser gleichen Schritt haltend, Gier und Leiden immer stärker hervortreten und sich steigern, bis zuletzt das Menschenleben keinen anderen Stoff darbietet, als den zu Tragödien und Komödien.

Den handgreiflich sophistischen Beweisen Leibnizens, daß diese Welt die beste unter den möglichen sei, läßt sich ernstlich und ehrlich der Beweis entgegenstellen, daß sie die schlechteste unter den möglichen sei. Denn möglich heißt nicht, was einer sich etwa vorphantasieren mag, sondern was wirklich existieren und bestehen kann. Nun ist diese Welt so eingerichtet, wie sie sein mußte, um mit genauer Noth bestehen zu können: wäre sie aber noch ein wenig schlechter, so könnte sie schon nicht mehr bestehen. Folglich ist eine schlechtere, da sie nicht bestehen könnte, gar nicht mehr möglich, sie selbst also unter den möglichen die schlechteste. — Unter der festen Rinde des Planeten haufen die gewaltigen Naturkräfte, welche, sobald ein Zufall ihnen Spielraum gestattet, jene mit allem Lebenden darauf zerstören müssen, wie dies auf dem unfriegen schon dreimal eingetreten ist und wahrscheinlich noch öfter eintreten wird. Ein Erdbeben von Lissabon, von Haity, eine Verschüttung von Pompeji sind nur kleine, schalkhafte Anspielungen auf die Möglichkeit. — Eine geringe, chemisch gar nicht einmal nachweisbare Alteration der Atmosphäre verursacht Cholera, gelbes Fieber, schwarzen Tod u. s. w., welche Millionen Menschen weggraffen: eine etwas größere würde alles Leben auslöschen. Eine sehr mäßige Erhöhung der Wärme würde alle Flüsse und Quellen austrocknen. — Die Thiere haben an Organen

und Kräften genau und knapp so viel erhalten, wie zur Herbeischaffung ihres Lebensunterhaltes und Auffütterung der Brut unter äußerster Anstrengung ausreicht; daher ein Thier, wenn es ein Glied oder auch nur den vollkommenen Gebrauch desselben verliert, meistens umkommen muß. Selbst vom Menschengeschlecht, so mächtige Werkzeuge an Verstand und Vernunft es auch hat, leben neun Zehntel in beständigem Kampfe mit dem Mangel, stets am Rande des Unterganges, sich mit Noth und Anstrengung über demselben balancierend. Also durchweg, wie zum Bestande des Ganzen, so auch zu dem jedes Einzelwesens sind die Bedingungen knapp und kärglich gegeben, aber nichts darüber; daher geht das individuelle Leben in unaufhörlichem Kampfe um die Existenz selbst hin, während bei jedem Schritt ihm Untergang droht. Eben weil diese Drohung so oft vollzogen wird, mußte durch den unglaublich großen Überschuss der Keime dafür gesorgt sein, daß der Untergang der Individuen nicht den der Geschlechter herbeiführe, als an welchen allein der Natur ernstlich gelegen ist. — Die Welt ist folglich so schlecht, wie sie möglicherweise sein kann, wenn sie überhaupt noch sein soll. —

Diesen Ausführungen Schopenhauers ist schon so vielfach entgegnet worden, daß es kaum mehr möglich ist, ein Wort zu sagen, das nicht schon gesagt wurde.

Die Leiden dieses Lebens lassen sich zwar nicht bestreiten, daß sie aber die Freuden und Genüsse im allgemeinen mehr als überwiegen, kann nur von einem Schwarzseher behauptet werden. Die Weltanschauung hängt überhaupt vom Temperament ab. Der Melancholiker wird in allen, auch den möglichst günstigen Lagen dieses Lebens, nur Leid und Unglück wittern; der Sanguiniker hingegen wird auch in großen Widerwärtigkeiten herzensmuthig und lebensfroh bleiben und vor allem stets nur die guten

Seiten sehen. Beispiele dafür gibt es unzählige.

Wenn Schopenhauer sagt, daß wir nur den Schmerz fühlen, nicht aber die Schmerzlosigkeit, so läßt sich eben daraus ersehen, daß die Schmerzlosigkeit das Normale, Selbstverständliche, Gewohnte ist, der Schmerz aber die Ausnahme, unserem Wesen Unangemessene.

Ich suche mein Glück freilich nicht im Zusammenraffen und im Genießen irdischer Güter, denn dabei ist es nicht zu finden. Ich habe mein Glück stets in der Schönheit der Natur und in der Arbeitsfreude gefunden und kann erfahrungsgemäß behaupten, daß während meines vierzigjährigen, zumieist ziemlich herben Lebens, nur ganz wenige und kurze Zeiten waren, in denen ich die Augenblicke des Erwachens nicht glücklicher schätzte, als die des Einschlafens; von letzteren hat man doch kaum ein Bewußtsein. Wenn das Glück aber nur in der Bewußtlosigkeit liegt, dann sind wir ja aber auch gut daran. Denn unsere ganze Ewigkeit besteht, mit Ausnahme dieses Erdendaseins, in lauterer Bewußtlosigkeit irdischer Drangsal.

Wenn wir in einer Welt wären, in welcher es keinen Schlaf gäbe und keine Aussicht auf ein ewiges, bewußtloses, also nach Schopenhauer glückliches Nichtsein des Individuums, dann erst wäre zu behaupten: diese Welt ist die schlechteste der Welten. Diese paar Jährchen (und mehr hat keines der Individuen zu tragen) von Widerwärtigkeiten sind ja doch derart, daß die meisten Menschen dieselben vorziehen dem schmerzlosen Nichtsein, welches nach Schopenhauer das Glück ist. Also werden selbst die Leiden des Lebens höher geschätzt, als jenes absolute Glück; da kann es ja doch nicht gar so schlimm sein. Schopenhauer findetes alles Heil nur im Tode. Auch ich will ergeben sterben, verfüge aber leztwillig, daß man mich in keine Gruft bestatte, sondern in frische

Erde. Ich kann den Gedanken, fünfzig Jahre lang todt zu sein, nicht ertragen.

Schopenhauer behauptet anderswo, daß der Natur nichts an dem Individuum, viel aber an Erhaltung der Gattung liege, und daß sie deshalb das Individuum unter allerhand trügerischen Vorpiegelungen in die Geschlechtsliebe hineinhebe; er lehrt daher, daß das Individuum der Natur einen Streich spielen und nicht anbeißen solle. Das nennt er die Verneinung des Willens zum Leben. Dieser Philosoph will den Menschen also zu einem naturwidrigen Leben verleiten. Ich denke aber, daß es besser ist, mit der Natur keine Händel anzufangen, sie bleibt doch unter allen Umständen die Stärkere.

Wenn Leibniz sagt, diese unsere Welt wäre die beste aller Welten, so finde ich das indes weit pessimistischer gedacht, als wenn Schopenhauer behauptet, diese Welt sei die schlechteste der Welten. Nach Leibniz kann es nur noch schlechtere, nach Schopenhauer nur weit bessere geben.

Schon der Umstand, daß ein Philosoph aufstehen muß, der es den Menschen sagt, wie elend dieses Dasein ist, deutet darauf hin, daß die meisten der Lebenden von selbst sich des unermeßlichen Elendes gar nicht bewußt werden, also kann es gar so schlimm nicht sein und es muß etwas geben, welches dem Elende das Gleichgewicht hält und für dasselbe einen Ersatz bietet.

Was will aber der Philosoph, welcher dem Menschen eine Lehre gibt, durch die er in die grenzenlose Verzweiflung gejagt werden soll? Nur eine persönliche Verzweiflung oder Börsartigkeit kann solches wollen und der Spruch: „Die Wahrheit über alles“ ist eine schlechte Ausrede. Ein ordentlicher Philosoph muß wissen, wie es bei den unzulänglichen, ewig irrenden Vorstellungen des Menschen mit der Wahrheit an sich beschaffen ist. Gewiß nicht so gut, daß man ihr zu-

liebe Millionen von Menschenopfern bringen darf.

Ein Philosoph, der die Nichtigkeit dieses Lebens einsieht, und der ein Herz für sein Geschlecht hat, müsste vielmehr darauf bedacht sein, die Menschen zu trösten und auszuföhnen mit den wenigen Jahren, die jeder auf Erden zuzubringen hat. Zum mindesten dürfte er nicht störend eingreifen in den religiösen Sinn der Menschen, welcher zum Troste der Sterblichen jenseits andere Welten baut und in solchem Bauen weit mehr Gutes stiftet, als alle irdische Philosophie zusammen.

Nach Schopenhauer ist das wahrhaft Ethische die Verneinung des Willens zum Leben, die Selbsterlösung. Die Freuden verführten uns immer wieder zum Lebenswillen, die Widerwärtigkeiten allein seien unsere wahren, erlösenden Freunde. Folglich müsste es nach Schopenhauer auch ethisch, d. h. eine Tugend sein, unseren Mitmenschen recht viele Widerwärtigkeiten zuzufügen. — Kann man eine solche Lehre brauchen?

Wenn ich von der Nichtigkeit der Lehre Schopenhauers persönlich in der That überzeugt wäre, so würde mich das immer noch nicht zwingen können, sie für wahr zu halten, denn ich weiß, wie trügerisch die sogenannte Überzeugung ist. Und wenn ich auch gewiß wüßte, daß Schopenhauers Lehre die absolute Wahrheit ist, so würde ich sie nicht unterstützen, weil ich glaube,

daß diese Wahrheit niemandem nützen, vielen aber schaden kann. — Da wir einmal leben, so müssen wir uns mit diesem Leben und mit einander eben abfinden, so gut als möglich. Mit Jammern und Klagen richten wir nichts aus, als daß es uns nur noch schwerer wird. Und das ist eine Selbstquälerei, die kein Vernünftiger übt. Nur ein klein bißchen Geduld, es ist ohnehin bald vorbei.

Wenn der zwar sehr geistreiche, aber auch sehr herzlose Philosoph sagt, es handle sich nicht um den Einzelnen, sondern um das ganze Geschlecht, und die Menschheit als solche könne noch viele tausende von Jahren leben, so antworte ich: das Menschengeschlecht besteht aus lauter Einzelnen, jeder Einzelne wird sich nur Zeit seines Lebens der Menschheit bewußt, so daß man paradox wie ein Philosoph behaupten könnte, das Menschengeschlecht lebe eigentlich nur so lange, als das Individuum lebt. — Aus solchen Schlüssen sieht man eben, wie Philosophen arbeiten; man kann mit klugen Gedankenspielen alles aufstellen, alles umstoßen, alles bejahen, alles verneinen. Bleiben wir hübsch bei unserm realen Leben, das reich an Schmerz und Freude ist und viel zu schnell vergeht.

Ich will euch wohl etwas sagen. Die Welt wäre so weit ganz erträglich, aber die größten Leiden fügt ein Mensch dem anderen zu. Wollen wir es besser haben, so müssen wir selber besser werden. Wir können es. R.

Drei Monate unter Fabrikarbeitern.

Der Theologe Paul Göhre wollte doch einmal wissen, wie es mit den Arbeitern und ihrer Bewegung steht, von der jetzt so viel gesprochen und geschrieben wird, die alle Welt in Bangen versetzt und von der man eine Revolution fürchtet so blutig und vandalisch, wie noch keine gewesen auf Erden. Daß man aus Gerüchten und Zeitungen das Richtige nicht erfahren könne, wußte Paul Göhre wohl, er wollte aber die lautere Wahrheit sehen in dieser so wichtigen Sache, in der sonst jeder seine Weisheit leuchten lassen will, ohne sich eines gründlichen, praktischen Studiums derselben zu unterziehen. Die Arbeiter, ihr Leben und Streben kennen lernen, ist für einen Außenstehenden freilich schwer, ja eigentlich unmöglich, und deshalb hat Paul Göhre nichts Geringeres gethan, als hinzugehen in die große Fabrikstadt Chemnitz, sich in einer Maschinen-Fabrik als gewöhnlichen Arbeiter aufnehmen zu lassen und unerkannt unter den Arbeitern eine längere Zeit zu leben, mit ihnen Freud und Leid zu theilen und so in das Thatsächliche dieser Kreise einzudringen.

Drei Monate lang ist der junge, gebildete, von Haus aus an besseres Leben gewöhnte Mann Fabrikarbeiter gewesen und es ist ihm gelungen, die Leute, ihre materiellen und sittlichen Zustände sowie die socialistische Bewegung, die — wir sagen es gleich — eine sehr tiefgehende ist, kennen zu lernen. Und hierauf hat der wadere

Forscher in seinem Werke: „Drei Monate Fabrikarbeiter und Handwerker“ (Leipzig, Fr. Wilhelm Grunow, 1891) ein Bild entworfen, welches nach meiner Meinung an Wesenheit alles übertreffen müßte, was heute über die socialen Zustände des deutschen Volkes geschrieben wird. Vor allem ist es die strengste Gewissenhaftigkeit und Objectivität, das Wohlwollen, aber auch der warnende Freimuth nach allen Seiten hin, was das Buch so wertvoll macht. Die Arbeiterwelt liegt der sogenannten gebildeten Gesellschaft ferne wie ein Land auf dem antarktischen Continente. Lauter falsche, verschrobene, entstellte, parteiisch gefärbte Vorstellungen, stets übertrieben, entweder nach der guten oder nach der schlechten Seite hin. Verdienstlicher als Forschungen in Centralafrika dünken mich deshalb gewissenhafte Entdeckungstreifen in unserer Arbeiterwelt zu sein. Wir sind die Zustände der Fabrikarbeiter auch bisher nicht ganz fremd gewesen, für viele werden aber die Mittheilungen Göhres wie eine Offenbarung wirken.

Der Verfasser spricht zuerst von der materiellen Lage seiner Arbeitsgenossen, dann von der Arbeit in der Fabrik, von der Agitation der Socialdemokratie, von der socialen und politischen Gesinnung seiner Arbeitsgenossen, von ihrer Bildung und ihren Ansichten über Religion und Christenthum und endlich von ihren sittlichen Zuständen.

Das Bild von der materiellen Lage und von den sittlichen Zuständen der Arbeiter stellt manches sehr Schlimme dar, ist im ganzen aber nicht so trostlos, als man — einseitig unterrichtet — etwa meinen könnte. Es gibt in der Arbeiterwelt gute und verdorbene Menschen wie überall; die Leute haben Rechtsgefühl, Gemüth und Humor und ein großes Bedürfnis nach Bildung und gesellschaftlicher Anerkennung. Abhanden gekommen aber ist ihnen Familiensinn, Sparsamkeit und Religion.

Einige Züge aus dem Arbeiterleben seien nach Göhre in dem Folgenden mitgetheilt; dieselben beziehen sich vor allem auf die Fabrik in Chemnitz, in welcher der Verfasser arbeitete, mögen aber mehr oder weniger auch anderswo zutreffen.

Der Durchschnittsverdienst des Fabrikarbeiters beträgt im Monate günstigenfalls 80 Mark (46 Gulden), Lohn für die Stunde 30 Pfennige (18 Kreuzer). Am Sonntag halten die Arbeiter etwas auf feinen, städtischen Anzug, so daß sie oft nur die schwierige Hand und der Mangel des Zwickers vom Stadtherrn unterscheidet. Die Familienwohnungen sind enge, aber zumeist reinlich und nicht ohne Comfort und Schmuck; die meisten Familien haben einen Nebenverdienst an Kost- und Bettgeher. Das ist andererseits aber ein Krebschaden der Familie. Durchschnittsnahrung Wurst, Gemüse, Fett, Milch, Fleisch, Käse, Brot, Eier, Kaffee, Bier. — An der Arbeit findet der Arbeiter, soferne er nur eine stets einförmige mechanische Verrichtung hat, keine Befriedigung, er macht sie seelenlos, freudlos ab, ohne Ehrgeiz, ohne Liebe zur Sache. Ausnahmen davon gibt es in jenen höheren Arbeitszweigen, bei denen das Denken und eine besondere Geschicklichkeit nöthig ist. Das furchtbarste Loos aber ist — auch wenn der Hunger noch nicht droht — unfreiwillige Arbeitslosigkeit. Gegen den Arbeitsgeber ist

weder Anhänglichkeit noch Haß vorhanden, sondern völlige Gleichgiltigkeit, wohl auch Mißtrauen. Im ganzen ist jeder Arbeiter — ob bewußt oder instinctiv — durchdrungen von dem Gefühle des bestehenden feindlichen Gegensatzes zwischen Arbeiter und Arbeitgeber. Doch ist das Zusammenhalten der Arbeiter mehr ein theoretisches als praktisches. Sie bleiben sich, selbst wenn sie schon längere Zeit Genossen sind, gegenseitig mehr oder weniger fremd, doch necken sie einander gelegentlich gern selbst während der Arbeit auf harmlose Weise. Anständige Kameraden achtet man, Gesinnungsgegner feindet man wohl bisweilen an, läßt sie jedoch im übrigen ihrer Wege gehen. Neulingen in der Fabrik, schwächlichen oder tränklichen Genossen, steht man, ohne viele Worte zu machen, gerne bei. Das was man unter Schamhaftigkeit und Keuschheit versteht, ist in den Arbeiterkreisen kaum mehr vorhanden; dieser Mangel rächt sich wieder an den zumeist glücklosen Ehen, an der Verwahrlosung und dem frühzeitigen moralischen Untergange der Kinder. Das Mein und Dein wird wohl unter Kameraden respectiert, nicht immer aber gegenüber dem Gute des Arbeitgebers.

Fast ganz einig sind die Arbeiter in ihrer socialistischen Gesinnung. Vereine, Zeitungen, Flugschriften, Versammlungen, Reden besorgen immerwährend die Agitationen, durch welche der socialistische Geist immer mehr in die Massen getragen und dort befestigt wird. Göhre ist indes überzeugt von den gänzlich unblutigen Absichten der heutigen Arbeiterbewegung. Den äußersten idealen Zielen des Systems, dem communistischen Staate unter Gleichtheilung aller Güter wissen die wenigsten Arbeiter Beifall. Denn die Mehrzahl der Arbeiter besteht eben auch aus denkenden Köpfen. Aber ein menschenwürdiges Dasein wollen sie haben; mehr

noch als Lohnerhöhung wünschen sie Verkürzung der Arbeitsfrist, um Zeit zu gewinnen zur geistigen Ausbildung. Sie wollen nicht ausgeschlossen sein von dem modernen Geistesleben; was andere Stände lernen und wissen, das wollen sie auch lernen und wissen. Das sind doch gewiß gerechtfertigte Ansprüche. Wenn freilich ein Theil der Arbeiter seinen erhöhten Lohn und seine freie Zeit benützt, um zu trinken und ein liederliches Leben zu führen, so schadet das dem Ansehen und dem Erfolge der Bewegung, nichtsdestoweniger bleibt diese gerechtfertigt und löblich.

Für die staatliche Zusammengehörigkeit ist noch viel Sinn vorhanden, für die Nationalität wenig, für den Antisemitismus gar keiner. Den Kaiser Wilhelm II. achten sie, den verstorbenen Kaiser Friedrich III. beten sie an, den Bismarck hassen sie alle ohne Unterschied bis aufs Blut. — Übrigens versichern sie immer wieder, ihr Ziel nicht durch Gewalt, sondern auf friedlichem Wege erreichen zu wollen. Am meisten gelitten hat durch die socialdemokratische Agitation bei den Arbeitern die alte Weltanschauung und die religiöse Überzeugung. Das Christenthum ist in der deutschen socialistischen Arbeiterwelt soviel als ausgerottet. Eine große Literatur, von Halbgebildeten für Halbgebildete geschrieben, hat den Arbeitern die moderne Naturwissenschaft und ihre Philosophen Hädel, Büchner, Hartmann u. s. w. in ihrer Art übermittelt; der Arbeiter hat sich daraus eine radical materialistische Weltanschauung gebildet: es gibt keinen Gott, kein unsterbliches Leben, kein geheiligtes Sittengesetz, alles nur vernunftloses, starres Naturgesetz; jeder Mensch solle sich's auf Erden so gut sein lassen als möglich, denn mit dem Tode ist alles aus. Die Religion, die Kirche ist nur da, um das Volk im Zaum zu halten und dem Reichen diese Welt zum Himmel zu machen.

Die Reichen und Gebildeten und die „Pfaffen“ glauben selber nichts, wollen aber den Armen den Glauben aufzwingen, damit diese sich geduldig knechten lassen. — Das ist die Meinung der socialdemokratischen Arbeiter aller Culturländer von heute; das läßt sich nicht mehr leugnen. Die Kirche hat es nicht verstanden, der mit einer neuen Naturwissenschaft hereinbrechenden Glaubenslosigkeit zu steuern — es wäre aber möglich gewesen. Die Kirche hält trotzig fest an ihren alten Formen, scholastischen Dogmen, kalten Theorien, nicht einen Schritt kommt sie der neuen Zeit entgegen. Welch ein Religionsunterricht in den Schulen? Altes Testament und Katechismus, seelenloses Auswendiglernen unverstandener, nichtgefühlter, daher für thöricht gehaltener Dinge. Lauter äußerlichkeiten, Heiligthümer des kirchlichen Cultus. Wie wenig aber von der großen göttlichen Persönlichkeit Jesus Christus, von seinem Worte und Evangelium, von seinem Geiste! — Ich habe vor einiger Zeit in diesen Blättern Klage geführt über das Sichvordrängen des Katechismus auf Kosten des Evangelismus in den Schulen; bin dafür von der Geistlichkeit fast gesteinigt worden. Nun führt der Theologe Paul Göhre dieselbe Klage sowohl gegen die katholische, als auch gegen die evangelische Kirche und macht die schlechte Art des Religionsunterrichtes mit verantwortlich, daß der ganze socialdemokratische Arbeiterstand vom Christenthume abgestanden und dem Atheismus verfallen ist. Das Einzige, so sehr Göhre bei, ist den Arbeitern allen noch geblieben: die Achtung und Ehrfurcht vor Jesus Christus. Zwar sehen sie in ihm nur einen Menschen, aber einen, dem an Größe und Liebe zu den Mitmenschen keiner gleichkommt, der dem Menschengeschlechte helfen wollte und sich für dasselbe aufgeopfert hat. In dieser Ansicht, in diesem Gefühle sind sie alle einig. Und in sehr vielen Ar-

beitern ist auch noch eine große Sehnsucht vorhanden, zu glauben, eine heiße Sehnsucht nach der Fähigkeit, Gott und Unsterblichkeit hoffen zu können. — Wäre das nicht ein Grund, auf dem sich bauen ließe?

Ich sage das Eine und bin davon vollkommen überzeugt: Wenn die Kirchen in ihren starren Oppositionen verharren, wenn sie bei der Religion die Form dem Inhalte vorziehen, wenn sie auf die äußeren Guadenmittel mehr Gewicht legen als auf die innerliche Sittlichkeit, wenn sie mit ihrem Religionsunterrichte mehr den Kopf als das Herz beschäftigen, dann ist ihre Sache verloren und das Volk wirft mit dem Glauben an die Kirche auch den Glauben an Gott von sich. Mögen sich die Kirchen immerhin berufen auf ihre geschichtliche Unzerstörbarkeit, sie werden sich läuschen; so wie heute, war es noch nie. Einst hatte die Kirche Feinde, heute hat sie nur mehr Gleichgiltige, ruhig oder spottend gehen die Massen vorüber an einer Institution, die der Gegenwart so ganz und gar verständnislos und rathlos gegenüber steht. Wenn den christlichen Glauben noch etwas retten kann, so ist es nicht der dogmatisierende Katechismus, sondern das lebendige Evangelium. Das Evangelium darf aber nicht etwa wieder als Lern- und Memorierstoff schulmäßig wie ein Katechismus gelehrt werden — das geschieht gewissermaßen ja ohnehin — sondern es muß als persönliche Lebenswahrheit, als lebendiges, herzdurchdringendes Vorbild dargestellt werden. Wahrlich, es ist nicht schwer, durch Vernunftgründe der Wissenschaft dem Katechismus der Kirchen den Todesstoß zu versetzen; dem lebendigen Evangelium Jesu aber kann nichts bei. Das Evangelium Jesu nimmt alle Welt- und Lebensformen in sich auf und findet sich mit ihnen ab; der Reiche wie der Arbeiter kann in ihm seine Rettung finden, und der Glaube, den das Evangelium verlangt,

wird sich mit der Naturwissenschaft recht wohl vertragen. Ich rede hier von der exacten Naturwissenschaft, nicht von den Philosophen und Auslegern derselben, welche eben auch nichts anderes als Pfaffen sind in ihrer Art. — Und wenn alle Kirchen fallen: der Glaube an den Heiland muß dem Menschengeschlechte gerettet werden; Jesus ist die einzige geschichtliche Person, welche vermitteln kann, denn in deren Verehrung sind alle gesitteten Völker und Parteien einig.

Wenn die Arbeiterschaft sich thatsächlich mehr an den „großen Socialdemokraten“ Jesus Christus halten wollte, so würde ihr das für ihre Parteizwecke gar nicht schaden. Die Religion des ledigen und thierischen Eigennuzes, wie der Materialismus sie gibt, mag für Krieg und Revolution gut sein, für ein geordnetes Leben läßt sich damit nicht auskommen, und wenn die Arbeiter eine Culturrolle in der menschlichen Gesellschaft spielen wollen, so müssen sie sich nach einem besseren, sittlicheren Halt umsehen, als es ihr Evangelium des rohen zersetzenden Materialismus ist. Heute ist man geneigt, den religionslosen Pöbel und die Socialdemokraten für eins zu erklären. An den Arbeitern ist es, zu zeigen, welcher Unterschied zwischen beiden besteht. Gelingt es, in der Gesellschaft das Mißtrauen und die Furcht vor dem Arbeiter zu zerstreuen, dann ist es gewonnen. Doch an den Arbeitern allein liegt es nicht! Wer Göhres Buch gelesen hat, der muß mit dem Verfasser nachdrücklich verlangen, daß der Staat, die Kirche, das Bürgerthum dem Arbeiterstande entgegenkomme. Vor allem muß ihm bessere Gelegenheit gegeben werden zu seiner geistigen Ausbildung auf normalem Wege, zur Bildung seines Gemüthes. Heute stillt der Arbeiter seinen Wissensdurst größtentheils an den Schriften von Demagogen und Phan-

taften: vom Staate ist er völlig verlassen. Der Arbeiter will nicht immer nur Lohnerhöhung und Theilnahme am Gewinne, die Einsichtsvolleren darunter begehren vor allem Achtung und Anerkennung. Der Arbeiter will nicht als willen- und gedankenloses Werkzeug, als Maschine behandelt werden, sondern als kraftvoll und originell mitwirkender Mensch. Er will eine größere geistige Freiheit haben und Mitdenker sein über die höchsten und tiefsten Probleme der Menschenseele. — Paul Göhre glaubt nicht an einen mit Gewalt drohenden Charakter der Arbeiterbewegung, aber für möglich hält er eine allgemeine wilde Empörung, für den Fall, als anders für den Arbeiter nichts zu erreichen wäre.

Die Arbeiterbewegung gährt in allen civilisierten Staaten und hemmt die volkswirtschaftliche Entwicklung. Jeder dieser Staaten glaubt, den

größten und drohendsten Feind innerhalb seiner Grenzen zu haben. Warum dann die ungeheueren Kriegsrüstungen nach außen hin? Oder soll das nur eine Meeresebereitschaft gegen die Revolution bedeuten? Klüger und weniger kostspielig als solche Rüstungen dünkte es mir, dem Arbeiterstande in aller Weise zur Verwirklichung seiner gerechten Wünsche behilflich zu sein. Zur Klärung und Annäherung dürfte das Werk: „Drei Monate Fabrikarbeiter und Handwerker“ viel beitragen. Bisher ist in den oberen Ständen das warme Verständnis und Interesse für das Schicksal des vierten Standes noch zu gering; man wird in naher Zukunft andere politische und sociale Fragen ein wenig zurückdrängen müssen, um einer neuen, überaus bedeutsamen, weltbewegenden Frage, der Arbeiterfrage, gerecht zu werden.

P. K. R.

Wieder ist ein — und so weiter.

Wieder ist ein Jahr verfloßen
In das Meer der Ewigkeit“,
Also dichten Dichterlinge
Jedes Jahr zur selben Zeit.

Doch dem Geist im Seherkasten
Ward das Späßchen endlich fade,
Heimlich griff er in die Lade,
Setzte hurtig dienstbereit:

„Wieder ist ein Meer verfloßen
In das Jahr der Ewigkeit.“
Ob des niederträchtigen Wichts
Wollte Dichter sich erschrecken,
Doch die Leser — merkten nichts.

M.

Kleine Laube.

Der Glöckner von Hildesheim.

Gedicht von Robert Hamerling.

Im Hildesheimer Wappen,
Da steht ein Jungfräulein;
Die Hildesheimer segten
Zu ew'gem Dank sie drein.

Das Mägdlein, wisst, im Leben
Mitleidig war's und fromm,
Und hat die größte Glode
Gestiftet in dem Dom.

Und nach des Mägdleins Willen
Die Glode lieblich klang:
Geläutet wird alltäglich
Sie eine Stunde lang.

Dem Glöckner, der die Glode
Geläutet immerzu,
War ausgezahlt als Fahrlohn
Ein Thaler und ein Schuh.

Das stundenlange Läuten,
Das hörte manchen Gauch;
Da ließen sie verfallen
Den guten alten Brauch.

Von Stund' begann's zu spulen
Im Dom zu Hildesheim:
Im Chor und Sakristeien
Humort' es nachts geheim.

Maulschellen unsichtbare,
Von links und rechts bekam
Beim Uhranzieh'n im Thurme
Der Glöckner lobesam.

Der trug es eine Weile,
Zum Letzten aber trat
Mit Unmuth in der Seele
Der Wad're vor den Rath:

„Ihr Herrn, befehlt zu läuten,
Zuseht die Maid mir heiß!“ —
Die Väter überlegten's
Und sprachen: „Run, so sei's!“

Und wieder scholl die Glode,
Jungfräulein kam zur Ruh;
Die Stadt gedieh und blühte,
Und jährlich immerzu

Bekam den Schuh der Alte,
Den Thaler auch dabei;
Den Schuh, den ließ er stehen
Ein Jahr', dann hatt' er zwei.

Der ewige Jude im Hausleiten- Wald.

Volksmärchen aus Niederösterreich, erzählt von
Koloman Kaiser.

Dass der ewige Jude sich auch einmal
im Hausleiten-Wald aufgehalten hat,
werden alle wissen, die ihn dort gesehen
haben; und die ihn nicht gesehen haben,
können es glauben. Denn wenn's nicht
wahr wär', thät ich's jetzt nicht erzählen.

Also der ewige Jude sah einmal —
es war im Herbst und die Blätter fielen
von den Bäumen — im Hausleiten-
Wald auf einem dürren Stock, stützte
seinen schneeweißen Kopf traurig in die
Hände und starrte in den Erdboden, als
ob er schon hineinsinken wollte. Nach
einiger Zeit vernahm er hinter sich ein
Geräusch, und wie er sich umwandte, sah er
ein altes, schwaches Mütterchen, das mit

einer schweren Bürde Holz auf dem Rücken aus dem Thale herauskam.

Sie leuchte und senkte und wollte alle Augenblicke niedersinken. Wie sie beinahe heroben war, verließen sie die Kräfte, und stöhnend brach sie zusammen und blieb wie todt liegen. Der ewige Jude, der auch einen unsicheren Gang hatte, schritt langsam auf sie zu und sprach zu ihr: „No, Frau Mutter! geht's nimmer? Ist die Bürde halt recht schwer!“ — „Jh! das just nicht“, antwortete die Bäuerin, „hab' schon viel schwerer getragen; aber alt bin ich halt, und die Kräfte verlassen mich. Ja, ja, die Kräfte! O mein Gott und Herr!“ —

Wie der ewige Jude von unserem Herrgott reden hörte, schlug er die Augen nieder, wie ein armer Sünder, und verhüllte sein Gesicht. Und nach einer Weile klagte das Weib: „Ach! wenn ich nur noch ein Jahr leben könnte! Aber ich verispür's, ich muß sterben, sterben!“ Da schöpfte sie noch einmal tief Athem, machte dann die müden Augen zu, neigte den Kopf auf die Brust und war todt. — Jetzt nahm der ewige Jude eine Miene an, so hart und streng, wie ein grauer Steinfelsen und schaute die Todte lange an. Dann sprach er: O du glückliches Weib! Bist höchstens achtzig Jahre alt und hast so schön sterben können! Ich wandere nun schon zweitausend Jahre in diesem Jammerthale herum und kann nicht sterben!“ Und jetzt that er etwas Merkwürdiges: Er machte die Holzbürde von der Bäuerin los, hieng sich dieselbe selbst auf den Rücken und gieng damit ein Stück fort. Es schien, als wollte er in seiner Verzweiflung versuchen, ob er nicht auch unter ihrer Last zusammenbrechen und seinen Geist aufgeben könnte. Er wurde wohl müde, wankte hin und her und leuchte, aber sterben konnte er nicht. Da kam ein Jäger und schrie ihn an: „He! stehen bleiben, alter Holzdieb, oder ich schieße!“ Das war dem ewigen Juden gerade recht, und er eilte, so geschwind er eben konnte, weiter, in der Hoffnung, der Jäger werde thun, was er gesagt hatte, und ihn von seiner Qual endlich

erlösen. Und richtig, der Jäger schoß. Aber o weh! nicht der vermeintliche Holzdieb, sondern der Jäger selbst war getroffen und sank todt zu Boden. Denn die Kugel konnte dem ewigen Juden, der verdammt ist, immer und ewig auf Erden zu leben, nichts anhaben, sondern war zurückgeprallt und hatte dem Jäger das Herz durchbohrt.

Durch den Schuß aufmerksam gemacht, waren indessen einige Holzhacker, die im Walde gerade arbeiteten, herbeigeeilt und sahen, was geschehen war. Da erhob einer das Gewehr und schrie: „Gewiß hat's der Höllehund dort gethan!“ Und in demselben Augenblicke krachte der zweite Schuß. Aber wieder war nicht der ewige Jude, sondern der, welcher den Schuß abgefeuert hatte, getroffen. Da erschrakten die Männer und meinten, hier gehe es nicht mit rechten Dingen zu. Und der Alte, der die Holzbürde wieder abgelegt hatte, richtete sich jetzt hoch auf und sagte: „Schießt zu, wenn ihr todt sein wollt. Mich werdet ihr nicht treffen! Denn jede Kugel, die ihr auf mich abfeuert, kehrt zurück und trifft euer Herz. O! könntet ihr mir das Leben nehmen, ich wär' euch dankbar. Aber alles ist umsonst und vergebens. Wie für euren Tod noch kein Kräutlein gewachsen, so ist für mein Leben noch keine Kugel gegossen. O! es ist hart und schrecklich! Immer und ewig muß ich leben und leiden und kann nicht sterben. Denn wisset, ich bin der ewige Jude!“ —

Wie die Holzhacker das hörten, liefen sie erschrocken davon. Der alte, müde ewige Jude aber nahm seinen Wanderstab und wanderte traurig weiter. Kein Mensch weiß, wohin er sich gewendet, wie er lebt und wo er sich jetzt aufhält. Vielleicht kommt er wieder einmal in den Hausleiten-Wald nach hundert oder zweihundert Jahren. Möglich kann's schon sein. Wir aber werden ihn wahrscheinlich nicht mehr sehen. Denn wir sind glücklicher als er: wenn unsere Zeit aus ist, können wir ruhig sterben, und das ist auch was wert.

Ein Gruß dem Musterbliden.

Zur Wiederkehr des 101. Geburtstages von
Franz Grillparzer.

Wie schmückt dich stolz des Ruhmes Lorbeer-
franz,
Den du, ein wahrer Dichter, dir errungen.
Was du aus Leidenstiefen uns gesungen
Macht still erbleichen Epigonenglanz. —
Wie Blig und Donner war dein zündend
Wort,
Jogst du hervor gespensterhafte Schatten,
Die Schuld und Frevel einst erzeugt
hatten.

Dein Preislied galt der schultbefreiten
Brust.

Von allen Lebenszielen galt hienieden
Dir eines nur: des Innern stiller Frieden.
Verdächtig war dir niedere Sinnenlust. —
Die Jagd nach Ruhm galt dir als eitles
Spiel.

Sich und die innern Feinde zu bemeistern,
Nach Schönem Sehnsucht wecken und be-
geistern

Dein Volk für Wahrheit, war dein höch-
stes Ziel.

Und als zu Gott dein Genius kehrt' wieder,
Sang er dem Ideal noch „hohe Lieder!“

Alors Gimpel.

Ein Schreiben

des Finanzministers an den Unterrichtsminister.

Lieber Excellenz-College!

Du wirst schon entschuldigen, wenn ich mir mit diesen Zeilen etwas vom Herzen schreibe, was mich schon lange drückt, ja mir nachgerade meine Stellung verleidet.

Ich finde nämlich, daß unter uns Ministern das gemeinsame Zusammenwirken zum Wohle des Staates einiges zu wünschen übrig läßt. Um dir gleich klar zu werden: gerade das Ministerium für den Cultus und Unterricht ist es, gegen welches ich Klagen zu führen habe. Nicht nur, daß der Cultusminister den Finanzminister nicht unterstützt, bereitet er ihm auch noch mancherlei Schwierigkeiten in Ausübung seines Berufes, die Finanzen des Staates zu ordnen und Geld zu schaffen. Vor allem auf hohe Steuern bin ich angewiesen,

diese sind aber nur möglich, wenn im Lande viel Bewegung, Consum und Luxus herrscht, besonders reche ich auf den Verbrauch geistiger Getränke. Was thut aber dein Ressort, der Cultus, der Unterricht? Er predigt den Leuten Einfachheit, Genügsamkeit und Nüchternheit. Daß nebenbei, ich weiß, du wirst dich nach deiner Art rechtfertigen. Was hingegen soll ich sagen über dein geradezu feindliches Verhalten gegen meine älteste und ergiebigste Geldquelle, die kleine Lotterie? Ich setze alle Hebel in Bewegung, um dieses schöne Institut zu fördern und selbes dem Volke immer mehr zugänglich zu machen; ich sinne stets auf Mittel, die Leute für meine Lotterie zu erwärmen, zu locken, die ihnen daraus erspriessenden Vortheile ins hellste Licht zu stellen. Und du, mein lieber Unterrichtsminister, erdreistest dich, in den Schulen vor allen Gewinnsspielen, besonders vor der Lotterie zu warnen, mein über das ganze Reich so sorgfältig ausgepanntes Institut nachgerade als unmoralisch zu discreditieren! Und das Schlimmste kommt noch. Du weißt, wie sehr meine Staatscasse auf den Ertrag des Tabaksmonopols angewiesen ist. Und du verbietest in den Schulen den Knaben das Rauchen! Ja, lieber Gott, wann sollen die Leute das Rauchen denn lernen, wenn nicht als Knaben? Der gereifte Mann ist dazu wahrlich nicht mehr zu haben. Und wie viel Einkommen entgeht dem Staate, wenn ein Drittheil des Menschenlebens, die kostbare Jugendzeit, für das Rauchen brachgelegt wird!

Lieber Excellenz-College! Ein Vorschlag zur Güte. Wenn ich, der Finanzminister es bin, der dir deine Kirchen, Volks-, Bürger- und Hochschulen von staatswegen fundiert, so wirst du loyalerweise die Jugend patriotisch erziehen, d. h. so, daß ein steuerstarkes Volk heranwächst. Besonders wirst du die jungen Leute begeistern für das öffentliche Glücksspiel, bei welchem ich die höchste Steuer schraube anlegen kann. Du wirst den Segen der kleinen Lotterie erörtern lassen und darauf aufmerksam

machen, daß der Spieler bei derselben unter allen Umständen gewinnt. Macht er einen Treffer, so gewinnt er als Individuum, verliert er den Einsatz, so gewinnt er als Staatsbürger.

Ferner sollten deine Organe darauf bedacht sein, den Staatsbürger schon in früher Jugend zum Rauchen anzuhalten. Ich würde vorschlagen, schon in der Volksschule eine obligate Rauchlehrstunde einzuführen und vielleicht ein Prämium auf den Schüler zu setzen, der beim Austritt aus der Schule die meisten schlechten und theueren Cigarren zu rauchen vermag. Die Mädchen könnten, wie ich glaube, mit geringer Mühe für Cigaretten geschult werden. Der Gewinn für die Staatscasse würde ein horrendes sein, und das Wohl des Staates vor allem ist es, das uns am Herzen liegen muß.

Also, lieber Colleague, ich rechne auf dein patriotisches Entgegenkommen und bin — wenn es gewünscht werden sollte — zu weiteren Vorschlägen gerne bereit.

Mit collegialem Grusse dein wohlaffectionierter

N. N.,

Finanzminister."

Vorstehendes Schreiben wurde uns von vertrauenswürdiger Seite zur Veröffentlichung eingeschickt. Fast glauben wir aber Gründe zu haben, an der Echtheit desselben zu zweifeln; nichtsdessenweniger drucken wir es guten Muthes ab. Sollte der Brief eine Mystification sein, so wird er ja wohl officiell dementiert werden.

Die Red.

Friedfertige Antwort

auf eine kriegerische Zuschrift.

Ein wenig windschief, Westler, ist Ihre Philosophie über den Krieg. Wenn Sie für den Krieg schwärmen, weil große Dichter ihn besungen haben, so schwärmen wir aus demselben Grunde für den Frieden. Der Friede gieng näm-

lich auch nicht ganz leer aus bei den Classikern, wenn Sie vielleicht einmal nachschlagen wollen. Sie sind für zukünftige Kriege auch darum, weil sonst — wie Sie sagen — die Rüttelfeste in der Schweiz und die Sedanfeste in Deutschland keinen Sinn hätten. Wir sind auch ein Freund von guten Festessen und schönen Festreden, haben aber lieber, wenn dieselben dem Frieden gelten, als dem Kriege. Sie sagen es der Phrase eines Zeitungsblattes nach, daß man mit Phrasen keine Weltgeschichte mache. Wir glauben, ein vernünftiger Mensch habe etwas Besseres zu thun, als „Weltgeschichte machen“. Diese macht sich schon selbst und lehrt sich sehr wenig daran, wie sie in den Zeitungen gemacht wird — die Zeile zu acht Kreuzer. — Nein, ganz so unsinnig ist der Abscheu vor dem Kriege nicht, als Sie zu glauben scheinen.

Einst wandte sich jemand an einen großen Feldherrn mit der Frage, was er von dem Werte und der Möglichkeit des Weltfriedens halte. Feldherren pflegen sonst nicht Leute zu sein, die für den Frieden schwärmen, der Gefragte aber gab zur Antwort: „Glücklichere Verhältnisse können erst eintreten, wenn alle Völker zur Erkenntnis gelangen, daß jeder Krieg, auch der siegreiche, ein nationales Unglück ist. Diese Überzeugung herbeizuführen, vermag auch die Macht unseres Kaisers nicht; sie kann nur aus einer besseren religiösen und sittlichen Erziehung der Völker hervorgehen, — eine Frucht von Jahrhunderten weltgeschichtlicher Entwicklung, die wir beide nicht erleben werden.“ Und der Mann, der so sprach, war kein anderer als Feldmarschall Graf Moltke. Ist in seinen Worten davon die Rede, daß der Krieg in der göttlichen Weltordnung bestimmt sei? Prüfen Sie sich seine Worte ein: „Jeder Krieg, auch der siegreiche, ist ein nationales Unglück. Diese Überzeugung kann nur aus einer besseren religiösen und sittlichen Erziehung des Volkes hervorgehen.“ — Die größten Idealisten der Friedensliga können nicht anders

über die Sache sprechen, als es Graf Moltke gethan.

Bismarck wurde auch eines Tages angegangen, auf die Abschaffung der Kriege hinzuwirken. Er antwortete, er sei von der Gegenwart zu sehr in Anspruch genommen, um sich mit der Möglichkeit einer Zukunft befassen zu können. — Damit gibt Bismarck die Möglichkeit des Weltfriedens in der Zukunft zu. Am Ende, mein Guter, höhnen Sie nun auch die beiden Schwärmer Moltke und Bismarck.

R.

Aphorismen

von Konrad Tinn.

Zweifache Wahrheit.

Die Wahrheit glaubt ihr zu verkünden,
Und kündet doch nur eure Wahrheit!

Wahrheit.

(An die Schwarzscher.)

Alles Heitre dünkt euch Spiel!
Nur das Düstre scheint euch Klarheit,
Da das Düstre — euch gefiel!
Leicht, o Freund, ist alle Wahrheit!
Lern' im Dunkel sie ergründen,
Doch als Lichtes sie verkünden!

Gestern konnt'st du wollen,
Heute mußt du müssen.
Lass dich's nicht verdrießen:
Hast's nicht besser wollen.

Wenn ein Gallunke seine Spitzbubenstreiche recht trüftig vor euch entschuldigen will, so wird er als besonders mildern den Umstand anführen, die Menschen seien leider Gottes auch gar zu dumm.

Es gibt eine Sorte Menschen, die sich nur dann vollkommen glücklich fühlen, wenn sie sich so recht nach Herzenslust über irgend etwas — ärgern können. Zum Glück liegt ihrem beständigen Glücke nichts im Wege: haben sie eben zeitweilig keinen Grund zu Unmuth irgend welcher Art, so ist ihnen

dieser Umstand Anlaß genug, um ärgerlich zu sein.

Nicht nur das, was uns gehört, ist unser eigen.

Ein Schriftsteller, der noch keine allgemeine Anerkennung gefunden, sollte sich weislich hüten, seine Arbeiten im Manuscripte in Freundeshand circulieren zu lassen. Die Menschen sind zwar lange nicht mehr so naiv, an etwas zu glauben, bloß weil es gedruckt ist — auf alle Fälle aber muß eine Sache gedruckt sein, damit sie daran glauben sollen.

Sich selbst genügen — das leichteste oder das aller schwerste: je nachdem, was der Kerl wert ist.

Es gibt Menschen, die uns schon durch die vornehm „ruhige Hoheit“ ihrer Körperhaltung, durch das günstvolle Neigen ihres Hauptes, die Majestät ihres Blickes — die uns durch jede Bewegung ihrer erhabenen Gliedmaßen die ganze unermessliche Huld empfinden lassen, die sie uns dadurch erzeigen, daß sie auf der Welt sind.

Wüßten gewisse junge Damen, wie wenig begehrenswert sie gerade durch ihre Koketterie in den Augen der meisten Männer erscheinen, sie würden sicher nicht länger Bedenken tragen — natürlich zu sein.

Es ist lustig anzusehen, um wieviel manierlicher man einen Menschen abthut, wenn man ihn persönlich vor sich hat, als wenn man ihn in contumaciam executiert.

Der Mensch gewöhnt sich an alles, bei „glücklicher“ natürlicher Anlage sogar an seinen Schmerz, und es gibt nicht nur Menschen, die ihr Unglück am Ende lieb gewinnen und seinen Verlust schmerzlicher empfinden als seinen Bestand, sondern sogar Unglückliche, die mit ihrem Schmerze — kokettieren.

Wenn ein durchtriebener Gauner einen bornierten ehrlichen Menschen be-

trügen will, und irgend ein tückischer Zufall macht ihm einen Strich durch seine Rechnung, so fragt er auch entrüstet nach einer Gerechtigkeit innerhalb der intellektuellen Weltordnung.

Die Lakaien auf dem Boche kommen sich immer unendlich bedeutender vor, als Monseigneur in der Carosse.

Man hat noch immer die Kraft, einen leidlich guten Menschen aus sich zurechtzustutzen, solange man noch glaubt, ein nicht gar zu schlechter Kerl zu sein. — Glaubst man aber erst einmal, man sei ein rechter Teufel, so begibt man sich auch unfehlbar auf den nächsten Weg, der in die Hölle führt.

Eine sonderbare Ordination.

Eine eigenthümliche Doctorprüfung hat vor kurzem ein junger Mann in einer österreichischen Universitätsstadt bestanden. Herr W. — dies der Promovierte — gieng vor der Wohnung eines wohlhabenden Fabrikanten just in dem Augenblick vorüber, als eine schöne Frau, die am Fenster saß, durch eine unvorsichtige Bewegung ein Buch auf die Straße fallen ließ. W. hob natürlich das Buch auf und beeilte sich, es seiner Eigenthümerin zu überbringen. Nachdem er als „ehrlicher Finder“ gedient hatte, wollte er sich wieder entfernen, aber er wußte nicht wie, es entspann sich rasch ein Gespräch zwischen ihm und der schönen Frau. Doch plötzlich schien ihm, als ob die Dame erschrecke. Sie eilte zum Fenster und rief: „Um Gotteswillen, mein Mann kommt!“ Jetzt wurde auch W. verlegen. „Wenn mein Mann fremden Besuch findet, ist er in seiner Eifersucht unberechenbar“, stammelte sie. Auf diese nicht sonderlich beruhigende Aufklärung wollte W. schnellig Hut und Stock nehmen. „Das ist zu spät. Sie begegnen schon meinem Gatten an der Thür. Bleiben Sie, ich werde Sie als den Arzt vorstellen, den ich wegen eines plötzlichen Unwohlseins rufen ließ.“

W. hatte nicht mehr Zeit, die ehrenvolle Ernennung abzulehnen, der Gatte, ein hochgewachsener Herr unbestimmbaren Alters, trat eben in den Salon. Der forschende Blick, mit dem Herr S. den Fremden begrüßte, wich sofort, als die junge Frau mit leiser Stimme dessen Anwesenheit erklärt hatte. „Die Sache hat nichts zu bedeuten“, meinte beruhigend der junge Mann, „die gnädige Frau braucht nur ein wenig Ruhe, es ist auch nicht nöthig, daß ich ihr etwas verschreibe.“ W. fühlte sich erleichtert, als er endlich im Vorzimmer war. Herr S. begleitete ihn dahin, fragte ihn nochmals eindringlich, ob kein Grund zur Besorgniß vorhanden sei und drückte ihm schließlich mit dankerfüllter Miene eine Zehnguldennote in die Hand. Was sollte W. thun? Er steckte das „ärztliche Honorar“ ein.

Lustige Zeitung.

Professor Dufelborn ist von seltener Geistesgegenwart und schnellem Entschluß. Eines Tages speist er bei einem Collegen, stößt an das Salzfais und verschüttet dessen ganzen Inhalt. „O bitte tausendmal um Entschuldigung!“ ruft er der ihm gegenüberstehenden Hausfrau zu und schüttet sein Glas mit Rothwein sorgsam über das Salz.

Recht munter. „Guten Tag, Herr Schulze, was essen Sie denn da?“ — „Käse!“ — „Wie ist er denn?“ — „Ich danke — er ist recht munter!“

Schwäbisch. Bauer (der von einem Gaul an den Kopf getroffen wurde, zum Vater): „I' sag' nur, wie mi' dees Viech g'rad an so ana saudumma Stell' hat treff'n können!“

Verkehrte Auffassung. Arzt (sondierend); „In welcher Gegend haben Sie sich denn wehe gethan?“ — Patient: „In der Gegend der Stadtkirche, Herr Doctor!“

„Kennen Sie den Doctor, der eben vorübergieng?“ — „Ja, er ist ein

beschäftigter Irrenarzt.“ — „Wie, ein Irrenarzt? Ich sehe ihn ja in Privathäusern behandeln.“ — „Eben; die ihn holen, sind alle verrückt.“

Gerichtspräsident: „Sie sind schon so oft bestraft, fühlen Sie denn nie Gewissensbisse?“ — **Angellagerter:** „Ichühl wohl was dergleichen, Herr Präsident, aber ob et irade Gewissensbisse sind, wees id nich.“

Empfindlich. Pfarrer (auf der Kanzel): „So einem verstockten Böjewicht wäre besser, er hätte einen Mühlstein am Halse und würde damit ins Meer versenket, wo es am tiefsten ist!“ — **Michel:** „Du, genge ma' — die Stichelei vom Pfarrer werd' aam j'wida!“

Dem Confirmationsunterricht im Dorfe Zippelsheim wohnen dann und wann auch Erwachsene bei. Neulich handelte es sich um das siebente Gebot. **Pfarrer:** „Saget mir, Kinder, auf welcher verschiedene Weise kann man sich wohl gegen das siebente Gebot: «Du sollst nicht stehlen» versündigen?“ — (Die Kinder geben keine Antwort.) — Da wendet sich der Pfarrer an einen der Erwachsenen: „Nun, Müller Schnipfsele, sagt Ihr uns doch einmal, wie man sich im gewöhnlichen Leben gegen dieses Gebot vergeht?“ — **Schnipfsele:** „Herr Pfarrer, das geht mich nir mehr an — mei Sohn hat jetzt die Mühl'.“

Zu einem Berliner „Gigerl“, welcher im Gehen mit einer Reitpeitsche spielend sich über die eigenen Waden schlug, äußerte ein neben ihm gehendes Weib in mitleidigem Tone: „Aber lieber juter Herre, laassen Se doch des arme Vieh zufrieden!“

Circus-Besitzer: „Wie kommen Sie denn dazu, mir für neunundvierzig Tage Fütterung für mein Kameel zu berechnen — es war doch nur eine Woche bei Ihnen!“ — **Stall-Besitzer:** „Sie vergessen, dass ein Kameel sieben Wägen hat!“

Gejeshärte. Als in einem

süddeutschen Staate das Gesetz bekannt gegeben wurde, daß vor dem vollendeten sechzehnten Lebensjahre keine Jungfrau heiraten dürfe, rief ein zwölfjähriges Mädchen zürnend aus: „O, diese Gesetzmacher! Das Leben ist ohnedies so kurz!“

Vosschaft. Frau: „Reizend find' ich die Frau Assessor. Ich hab' auch schon innige Freundschaft mit ihr geschlossen.“ — **Mann:** „Gegen wen denn?“

Gute Idee. „ . . . Ja, meine Herren, gute Ideen muß der Mensch haben — das ist die Hauptsache! Da war ein Schulkamerad von mir, ein gewisser Schulze — er wurde Chemiker — den hat eine einzige gute Idee zum reichen Manne gemacht!“ — „Und welche war das?“ — „Er hat 'ne reiche Frau geheiratet!“

Ländlich-sittlich. Dorfrichter: „Du hast nun 'mal der Keß die Eh' versprochen, und dein Wort mußt du halten. Sie will dich aber von dein'm Versprechen entbinden, wenn du ihr Abstandsgeld zahlst — sie verlangt hundert Mark.“ — **Bauernsohn:** „Was! Hundert Mark? Keer, dös is sie nit wert! Da heirat' i 's halt lieber!“

Immer gemüthlich. Ein Berliner kehrt spät in der Nacht von einer schweren Sitzung in das eheliche Schlafgemach zurück. „Totte doch“, klagt die Frau, „schon zwee Uhr! Schämst du dir denn jar nich, daß es schon so spät is?“ — „Awer Liese, hab' dir doch nich um nisch nich. Wäre id zu Haus jeblieben, na, denn wär' et doch jetzt accurat so spät.“

Cavallerie-Rittmeister: „Sie wollen mich nicht, meine Gnädige? Na — in Gottesnamen, ich kann's nicht ändern! Aber thun Sie mir den einzigen Gefallen und nehmen Sie wenigstens keinen — Infanteristen.“

Durchjant. Lebemann: „Geben Sie mir die Hand Ihrer Tochter — ich kann ohne sie nicht mehr leben!“ — **Bankier:** „Aber warum soll denn

gerade ich Ihre Schulden bezahlen!"

Die Frau Marquise — so erzählt der Pariser „Figaro“ — hat die Scheidungsklage angestrengt. Sie setzt vor Gericht ihre Gründe auseinander. „Aber, meine Gnädige“, hält ihr der Vorsitzende entgegen, „Ihr Gatte liebte Sie doch!“ — „Möglich“, antwortet sie mit bitterem Lächeln — „dieser Mann ist zu allem fähig.“

Ein blutjunger Dichter, von freudiger Zuversicht beflügelt, betritt das Zimmer des Schauspieldirectors. „Ich habe ein großes Trauerspiel vollendet, das ich Ihnen übergeben will — es ist ein neuer «Julius Cäsar»!“ — „So? Aber der alte ist ja noch ganz gut.“

Man spricht über Künstler. Ein alter Weltmann bemerkt: „Ich kenne welche — einige wenige, die bescheiden und talentvoll sind. Ich kenne welche — eine ganze Menge — die talentvoll und unbescheiden sind. Künstler aber, die talentlos und bescheiden sind — die kenne ich nicht.“

Was ist die höchste Zerstretheit? Antwort: Wenn man sich bei Tisch die Zeitung über den Schoß breitet und — die Serviette liest.

Aus der Prinzenschule. Professor: „Wann endete der dreißigjährige Krieg? — Prinz: „1640!“ — Professor: „Gott segne Ew. Durchlaucht! Wie viel Jammer und Elend hätten Sie dem deutschen Volke erspart!“

Die drei Seufzer.

Einem Steirer näherzählt von Hans Frauengruber.

A steirisch Gschichtl will ih vazöhl'n von an Baur'n, der as'n Bam s'ist und an Aft abjagelt. Rimp der Fleischhader daher und schreit auffi: „He, Baur, du bist ja gar a Narr! du schneidst ja den Aft ab, af den's d' s'ist — gleich wirst

obastlagn.“ — „Bist aber gscheidt, Fleischhader!“ höhnt der Baur und jagelt weiter. Da Fleischhader geht ab weiter, und nach an Rand, wie er zrudkimp, ligg da Baur intern Bam in Gras, macht a dumm's Gesicht und sagt: „Oha, hiaz bin ih obagfasku!“ — „Von dr's eh g'sagg!“ schreit da Fleischhader. „Gscheidt bist“, moant da Baur, „satriich gscheidt, ih wett, wann ih dich fragn that, du wußtest ah, wann ih stirb?“ — „Vol's d'n dritten Seufza gmacht hast“, schreit der andri, aft bist hin!“ — Der Baur geht hoam, und wie er einikimp ba da Thür, lamentiert sein Weib: „Muaszt a Mehl holn, Boda; is ka Staüberl meh da, und die Kinna remöln vo lauta Hunga.“ Da Baur greift in Sack, is nix drin; er schaut in d' Brieftaschn, is ah nix drein; er macht's Kaskl auf, is scho gar nix drein. Da geht'n sein Armuat z' Herzn und thuat an schwarz Seufzer. „Dös war's erstmal“, sagt r zu eahm selm, geht in d' Mühl, und da Müllner hat grad sein zwidern Tag. „D's habbs allweil an Hunga und ka Geld“, fährt r gleich 'n Baur'n an, „bist me eh noh an Haus'n schuldi, wann wird's denn zum zahl'n? An Sack vullu gib ih dr noh, kost halt a Guldnzettl mehr, dass a Profit dabei is!“ Da geht'n Baur'n wieda sei Elend z' Herzn. „O du barmherzigi Welt du!“ jagg'r zu eahm selm und thuat wieda an schwarz Seufza. Wie r mit'n Sack am Bugl dahin geht und d' Summ höllisch hoas obabrennt, fällt eahm da zweit Seufzer ein. „O mei Gad!“ jagg r, „oanmal noh, aft is 's aus. Is eh ka Leb'n af dr Welt!“

Wie er so geht, kimp er üba a Wiejn, da rennen da meni Säu umanand, kuglrund und spedsoast. Bleibb r a wein stehn und schaut zua: „Ah mei, dö Schönheit und dö Liabn! Und der Bakauna docht, dö's is schau a muatsaubara Kerl! Jessas, dö Schwartu so krusperlät brotn und a Brot bazua, Eizt!“ Aft schnolzt r mit dr Zungen und aft rinnt eahm's Woffa in Maul z'jamm und thuat noh an schwarz

Seufzer. — Dös is da dritt. Fallt da Baur um wie a Stock, da Mehl sack pumpst ins Gras und spring auseinander. Die Sau jan ganz verwundert und rennen all jamm, der grossi Balauna gespürt's Mehl und hebb an z' fressn. Da thuat da Baur a wenk d' Augn auf, und wie r dös gfiacht, macht r a Faust und jagg: „Du Luada du! wann ih hiazt nit hin war, ih wurd dr scho helja, dir!“

Bücher.

Don Carlos' Hass und Tod, insbesondere nach den Auffassungen seiner Familie. (Wien und Leipzig. Wilh. Braumüller 1891.)

Leopold von Ranke gebührt das Verdienst, zuerst das Dunkel, in das die Geschichte des spanischen Infanten Don Carlos, des unglücklichen Sohnes Philipps II., gehüllt war, aufgehell't zu haben.

Dieses Verdienst Ranke's erkennt Max Büdinger, der auf Grund eines umfangreichen, bisher nicht verwerteten Materials über die Geschichte des Don Carlos eine neue und abschließende Untersuchung kürzlich veröffentlicht hat, völlig an. Er entrollt ein farbenreiches Bild von dem schmerzlichen Kampfe, welchen König Philipp II., ein so geistesstarker und mächtiger Fürst, gegen die ziellosen Ansprüche und gefährlichen Absichten seines schwachmüthigen Thronerben führen mußte, welchen Kampf wir im Folgenden kurz zur Darstellung bringen wollen.

Der im Jahre 1545 geborene Thronerbe Philipps II. war, bis er vierzehnjährig seinen Vater persönlich kennen lernte, vorwiegend in kastilischer Umgegend aufgewachsen. Seine Erziehung war nicht dazu angethan, seinen schon in früher Jugend stark hervortretenden Eigenwillen zu dämpfen. Schon als Kind hatte er Freude an Gewaltthätigkeiten und grausamen Handlungen, sah und hörte er doch stets von blutigen Verfolgungen aus religiösen und politischen Gründen. Seine Erzieher hatten auch über eine gewisse Unsauberkeit, besonders aber über Arbeitscheu zu klagen. Strenggläubig wurde er auferzogen. Daß er, nachdem er älter geworden, lehrerliche Neigungen, besonders Sympathien für den Protestantismus gehabt habe, ist durchaus falsch. Philipp II. war, wie urkundlich feststeht, selbst weit entfernt davon, an der correcten religiösen Überzeugung seines Sohnes zu zweifeln.

Noch weit weniger als sein Vater besaß Don Carlos Neigungen für das

Waffenhandwerk, ja überhaupt für körperliche Anstrengung und Abhärtung. Er war so schwach, daß er als 21jähriger junger Mann keine 13 Tage alte Schwester Isabella während des Taufactes nicht halten konnte. Weder an einer Hochwildjagd noch an einem Turnier hatte er theilgenommen, zu Pferde ist er nur selten gestiegen. Schuld an seiner körperlichen Schwäche war ein Wechselfieber, an dem er infolge der Unfähigkeit der spanischen Ärzte drei Jahre hinter einander litt; dieses hat auch die bereits vorhandene Neigung zur Schwachmüthigkeit weiter entwickelt und gesteigert. Nach einem Berichte eines Venetianers aus dem Jahre 1563 war Don Carlos „kleinsten Wuchses, von häßlicher und unangenehmer Erscheinung, melancholischer Anlage“. Über seine Unfähigkeit zur Regierung war man sich am spanischen Hofe allgemein klar.

Übrigens war Don Carlos sich seiner körperlichen und geistigen Schwäche bewußt und aller Folgen, welche daraus für seine Stellung und Zukunft erwuchsen. Ein Gesandter meldet (1564) seinem Herrn, der spanische Kronprinz sei halb verzweifelt darüber, daß sein Vater seiner so gar nicht achte und er so gar nichts vermöge. Derselbe Gesandte schreibt, Don Carlos habe eine erhöhte Schulter, einen Höcker auf dem Rücken, einen auffallend kürzeren rechten Fuß, eine geringe Lähmung der rechten Seite, eine eingebogene Brust und die Angewohnheit gehabt, den Mund beständig offen zu halten.

Obgleich König Philipp von der Schwachmüthigkeit seines einzigen Sohnes überzeugt war, hegte er noch immer die Hoffnung, daß derselbe doch noch an Leib und Seele genesen könne. Don Carlos sehte, nachdem er eine schwere Krankheit infolge eines Sturzes durchgemacht hatte, selbst alles daran, um zu einer standesgemäßen Ehe und womöglich zu einer unabhängigen Stellung als Regent zu gelangen. Philipp gab seinen oft recht trotigen Bitten insofern nach, als er ihm am 16. Juni 1564 eine Stelle im Staatsrathe gewährte und von da ab ihm regelmäßige Mittheilungen von allen Staatsangelegenheiten machen ließ. Gleichzeitig erhielt Don Carlos auch einen prächtigen Hofhalt, dem der Fürst von Eboli vorgezsetzt wurde. Verschiedene Heiratsprojecte tauchten auf, doch wollte sich kein Hof dazu verstehen, Don Carlos eine Prinzessin zur Frau zu geben. Infolge dessen ergab er sich Auschweifungen und ließ seiner maßlosen Heftigkeit immer mehr die Zügel schießen.

So stand es um Don Carlos, als ein Ereignis eintrat, das seine Katastrophe zur Folge haben sollte, der Aufstand der Niederlande gegen die spanische Herrschaft.

König Philipp war, wie auch das spanische Volk, von der Nothwendigkeit eines scharfen Strafverfahrens gegen die rebellischen Niederlande überzeugt. Er glaubte die Bestrafung derselben auch dem monarchischen Princip schuldig zu sein, „denn“, jagte er, „das Beispiel von Aufruhr und Ungehorsam der Unterthanen eines Fürsten zeigt den Nachbarn den Weg, sich ebenso gegen den ihrigen zu verhalten.“ Zur Durchführung der harten Strafmaßregeln war nur eine zuverlässige Persönlichkeit, ein fanatischer lastilischer Hof- und Staatsmann, wie Herzog Alba, auf den bekanntlich Philipps Wahl fiel, geeignet.

Da verlangte plötzlich der, wie wir sahen, an Geist und Körper schwache Kronerbe, nach den Niederlanden entsendet zu werden, einmal wollte er dort seine Cousine, die Erzherzogin Anna heiraten, für die er, trotzdem er sie nur aus dem Wilde kannte, eine schwärmerische Liebe hegte, andererseits hoffte er in den Niederlanden mehr als in Spanien seinem Gefallen leben zu können. Doch Philipp schenkte seinem Wunsche kein Gehör. Die Folge davon war, daß Herzog Alba, als er sich von Don Carlos verabschieden wollte, von diesem einen Wuthanfall zu erleiden hatte, der sein Leben zweimal in Gefahr brachte. Kein Wunder, daß nun allen Ernstes daran gedacht wurde, den Prinzen öffentlich für unfähig zur Regierung zu erklären.

Immer mehr machten sich die Zeichen zunehmenden Schwachsinnes bei Don Carlos bemerkbar; er ließ es sich sogar einfallen, an allen Handlungen seines Vaters eine wegwerfende Kritik zu üben. Im Herbst 1567 faßte er den abenteuerlichen Plan, mit Hilfe weiter Kreise der spanischen Bevölkerung nach den Niederlanden zu entweichen, und zwar eventuell mit Gewalt und offenbarer Empörung. In einem Briefe, der seinem Vater nach dem Gelingen der Flucht eingehändigt werden sollte, aber noch vor dem Fluchtversuch in dessen Hände gelangte, zählte er alles das auf, was ihm seit vielen Jahren zuleide geschehen sei; er wolle seine Heimat verlassen, jagte er, weil er so große Kränkungen nicht länger ertragen könne. Zugleich schrieb er an alle einflußreichen Personen und Behörden, sein Vater wolle ihn nicht verheiraten, um die Nachfolge im Reiche seinen Stiefschwestern zuzuwenden, und ermahnt sie zur Treue, wobei er nicht unterließ, jedem das zu versprechen, wovon er wußte, daß es ihm angenehm war. Des öfteren soll er sich auch mit Mordplänen gegen seinen Vater getragen haben, doch erachtete Philipp selbst seinen kranken Sohn trotz aller wilden Reden des vorbedachten Vätermordes für unfähig. Er hielt es aber für nothwendig,

nachdem er von Carlos' Absichten Kunde erhalten hatte, die königliche Pflicht, für die Ruhe und Sicherheit seiner Lande zu sorgen, auch seinem eigenen Sohne gegenüber zu erfüllen, dessen Natur und Geistesart nur zu Ausschreitungen und Widersetzlichkeiten führe. Er beschloß, ihn seines Schwachsinns wegen für immer in seinen Gemächern mit aller nöthigen Vorsicht einzuschließen.

Am 25. Jänner 1568 wurde Don Carlos in das Thurnzimmer gebracht, in welchem er bis zu seinem Tode geblieben ist. Es scheint, daß er anfänglich in Tobsucht verfallen und daher gefesselt worden ist. Seine Speisen erhielt er klein geschnitten, nie mehr kam ein Messer oder eine Gabel ihm zu Gesicht. Auch kein offenes Feuer (Kamin) befand sich in seinem Zimmer. Niemand, der zu ihm eintrat, durfte Waffen tragen. Es wurden also die Tobsuchtigen gegenüber noch heute üblichen Vorsichtsmaßregeln eingehalten.

Natürlich mußte König Philipp sein Verhalten gegen seinen Sohn seiner Familie und den befreundeten Fürsten gegenüber rechtfertigen. Er that dies in ausreichender Weise. So suchte er den Kaiser Maximilian II. davon zu überzeugen, daß eine Heilung des Prinzen und damit die Möglichkeit seiner Freilassung ausgeschlossen sei. Die Feststellung des mit Tobsucht verbundenen Schwachsinns und die Unfähigkeit des Prinzen zur Thronfolge sprach Philipp klar und deutlich aus.

In Spanien empfand man zwar, wie überall, Mitleid mit dem Prinzen, doch war man allgemein der Ansicht, König Philipp habe gerechte Ursache zu solchem Verfahren gehabt. Niemand dachte daran, den Prinzen zu befreien.

Lange dauerte des Prinzen Haft bekanntlich nicht; in Folge von Excessen in Wassertrinken und Speisenthaltung siechte sein ohnehin schon schwacher Körper dahin; bereits am 24. Juli 1568 starb Don Carlos. Nach dem Mundschreiben, welches dieses Ereignis den auswärtigen Höfen meldete, erfolgte sein Tod „mit solcher Gotteskennntnis und Reue, daß es allen zu großer Befriedigung und zu Troste bei dem Schmerz und Mitleiden gereichte, welche dieser Fall mit sich bringt“.

Darüber, daß Don Carlos' Tod ein natürlicher gewesen ist, kann kein Zweifel herrschen. Trotzdem tauchten in Madrid bald allerhand Gerüchte auf, daß Don Carlos ermordet sei. Da ließ P. Matthieu in seiner Geschichte Frankreichs in Paris drucken, Don Carlos sei wegen Verbindung mit Häretikern von der Inquisition für einen Ketzer erklärt, wegen Mordabsicht gegen seinen Vater aber zur Hinrichtung verurtheilt und diese von vier Sklaven

durch Erdrosselung vollzogen worden; Andere haben dann Enthauptungen zu erfinden vorgezogen. Da fehlte nur noch ein Liebesverhältnis mit der schönen Königin Elisabeth, und dieses hat der Savoyarde Sait Réal in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts geliefert. Bis heute wirkt seine Erfindung durch Schillers unsterbliche Dichtung nach.

T. R.

Wilh. Allmann.

Unter rollendem Verhängnis. Tragische Naturen und Shakespeare-Charaktere von Wilhelm Stoffregen (Bremen, Selbstverlag.)

In der Shakespeare-Literatur — von einer solchen kann man immerhin reden — verdient das vorliegende Buch einige Beachtung. Der Verfasser schlägt eigene, von der bisherigen Forschung ziemlich abseits liegende Wege ein. Er beginnt mit Othello. Zu allen den Menschen gegebenen Trieben, die „reizen, wirken und als Teufel schaffen müssen, hat die Drangnatur noch einen vorausbekommen — eben den auf dem Grunde ihrer Seele erzeugten, nach Befreiung schmachthenden Drang zum Schaffen, zum Leben, zur Welt“. Dieser dämonische Trieb gibt der Natur ihre „reißende Gewalt, entzündet die Einbildungskraft, verleiht einen unstillen, leicht ins Irre führenden Sinn“. Und eine solche Natur ist Othello; aus dieser Natur leitet der Verfasser den Charakter und die Handlungsweise des Mohren ab. — Coriolan ist ihm nicht der starre Aristokrat! bei ihm bekämpft Coriolan die Gleichheitsbestrebungen des römischen Volkes nicht, weil sie feindselig die Vorrechte des Adels bedrohen und antasten, sondern weil sein Herrengefühl dieser selbstherrlich aufgährenden fremden Kraft gegenüber nicht ruhig bleiben kann. Seine Persönlichkeit ist so stark ausgebildet, dass er nicht den geringsten Anflug einer Tugend aufzuweisen hat, welche eine Unterdrückung seiner Persönlichkeit voraussetzt. Er erkennt nichts Ebenbürtiges. „Stolz gravitiert Coriolan um sich selbst wie ein Gestirn, das alleine im Weltraum stände.“ Das ist sein Verhängnis. — Brutus ist „eine schwere Natur, die unter dem Verhängnis eines schweren, träge fließenden Blutes steht“. — Lear ist „eine fast pathologische Natur. Die großbewusste anspruchsvolle Gestalt des cholischen Greises hat zu ihrer Quelle ein unbändiges, fehlerhaftes Herz. Dieser aufrührerische Muskel, seine von stehenden Schmerzen begleiteten Krämpfe, sein ebenso krankhaftes, alhemverkürzendes „Schwellen“, seine dann ausfegenden, dann wieder überhaftenden Pulschläge sind, machen und bestimmen den König Lear“. Da hätten

wir also das pathologische Trauerspiel. Der Leser sieht, dass Stoffregen die Shakespeare-Gestalten somatisch auffasst. Nicht gut kommen bei ihm die Frauencharaktere weg; er nennt Shakespeare einen „wenig glücklichen Frauenbildner, dem der Blick für die weibliche Natur als Eigenart versagt war.“ Cordelia ist ein „monströses Uding, wie alle Shakespeare-Frauen, ein Stück Butter, in das ein Federmesser gefallen“. Jedenfalls fehlt es bei diesem Vergleiche an gutem Geschmac. — Hamlet liegt mit der ganzen Welt in Conflict, mit dem Treiben derselben, mit dem ewigen Lauf der Dinge, mit der Menschheit, mit unserem Dasein. Er hegte höher gestimmte Erwartungen und Anschauungen (mit dem Optimismus einer reinen, das Beste erstrebenden Natur), als die Wirklichkeit zu befriedigen und zu bestätigen vermochte. — Am meisten nähert sich Stoffregen der herkömmlichen Beurteilung in der Besprechung des Macbeth. Macbeth ist bei ihm keine charakteristische Individualität der menschlichen Natur wie andere Shakespeare-Gestalten, er ist ein Mensch, dem Ehrgeiz zur abschüssigen Bahn wird. Obwohl Macbeth in diesem Buche die letzte Stelle einnimmt, so wird der Verfasser gerade im Macbeth dem Dramatiker Shakespeare am meisten gerecht.

—tt—

Literarische Essays. Von Dr. Ernst Gnad. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. (Wien, Karl Konegen, 1891.)

Es ist in unseren Tagen etwas Seltenes, auf dem Gebiete literarischer Ästhetik und Kritik einem aufgeklärten Geist zu begegnen, der in seinem Stile, mit Ruhe und Würde, ohne Vorurtheil und ohne Uebertreibung uns belehrt und anregt. Ernst Gnad ist, meines Wissens, als solcher Geist viel zu wenig gewürdigt. Und doch wird über Goethe z. B. selten etwas so Treffendes und Lustiges geschrieben worden sein, als diese Essays über Goethes Lyrik, Egmont, Tasso und Faust. Ebenso anmuthend sind die Abhandlungen über Heinrich von Kleist und Leopardi. Geistreich auch ist der Geistreiche behandelt: Heinrich Heine, obwohl ich mit der vom Autor betonten hohen Wertschätzung dieses Dichters nicht ganz einverstanden sein kann. Von besonderem Interesse für uns Oesterreicher ist der Essay über Franz Grillparzer.

Wir persönlich noch der liebste Abschnitt des ganzen Buches ist der Aufsatz über den Weltkummer in der Poesie, der — wie gezeigt wird — durchaus keine moderne Erfindung ist. Die neueren Dichter haben das Weltleid nicht entdeckt, sondern es nur vieltönig auszusprechen gelernt. „Doch ist

eine Zeit, in welcher der Welt Schmerz Mode, keine unglückliche". Nur wer den wahren Ernst des Lebens nicht kennt, spielt mit dessen Schattenseiten." Als Beispiele der Welt-schmerz-dichtung werden Byron, Heine, Leopardi und Lenau vorgeführt.

Das Buch könnte — wenn die Aufsätze über Goethe wegsielen — den Titel „Unglückliche Dichter“ führen. Aber gerade der große Lebenskünstler Goethe ist als ein fast erhabener Gegensatz zu den übrigen in das Buch gestellt, so dass selbst durch die Vertheilung von Licht und Schatten eine künstlerische Art bekommt. Was mir an dem Buche noch besonders behagt, ist die Vermeidung jenes anmaßenden Professoren-tones, dessen sich sonst derlei Arbeiten zu rühmen haben, ist die ruhige Überlegsamkeit, Milde und Pietät für den Gegenstand, die uns den Dichter seelisch nahe bringen. Dieser Autor ist ein Vermittler, welcher uns den Poeten nicht seciert, sondern vielmehr belebt und verständnisinnig erklärt, und das allein ist der Kritik fruchtbringende Seite. R.

Im Vorbeigehen. Geschichten und Skizzen von Ferdinand Groß. (Leipzig. Wilhelm Friedrich. 1892.)

Wenn ein neues Buch von Ferdinand Groß erscheint, so kann man immer einer guten Unterhaltung sicher sein. Auch als Novellist ist dieser Schriftsteller achtenswert, sein Glanz jedoch besteht in den Vorzügen des Feuilletonisten. Plaudereien, wie „Glück bei Frauen“, „Die Kunst, in einer Woche lieben zu lernen“, „Wie man sich unterhält“, „Die Diensthofenfrage“, „Abschredungsliteratur“ und manch anderes die das vorliegende neue Buch enthält, plaudert ihm niemand nach. M.

Der Schreiber von Konstanz. Eine Rheingegeschichte aus den Tagen des Minnesangs von Franz Schleitner. (Wolfenbüttel, Julius Zwisler.)

Der Verfasser hat die alte deutsche Zeit bei ihrer Ursprünglichkeit, ihrer Unmittelbarkeit und Herzensfrische genommen. Menschen sind es, die er zu geben versucht, und die Treue, die wunderbare deutsche Seelentugend, ist es, deren Verherrlichung aus allen Gestalten und Bildern hervorleuchtet. Junge Menschen sind es vor allem, die er ein reines und goldenes Evangelium predigen lässt, das man in unserer zerstreuten und verflachten modernen Zeit nur willkommen heißen kann: deutsche Seelenheiterkeit und Gemüthsanbacht! Das sind die rechten Vermittler des lachenden Humors, der aus dem Herzen kommt und in die Herzen

die heitere und löbliche Sonnigkeit der wirklichen alten Zeit legt!

In bunter Folge reihen sich die Bilder aneinander. Die musikalische Kirchenkunst am Schwabensee, der Ruhm des ritterlichen Minnesangs am Herrenhofe, das Aufstreben der Kleinstadtbürger am Rheine, das Treiben der Mönche und fahrenden Leute, das Drängen der weltlichen Gewalt gegen die Sache des Reiches und des Staußischen Volksherrschers. Alles erhält durch plastische Gestalten Ausdruck und Beweglichkeit. Dabei kommt dem Werke neben einer streng epischen Fügung eine vorwärtsdrängende dramatische Steigerung zu statten, während die Ruhepunkte Liedern und Gesängen Raum geben. V.

Der Weg zum Wohlstand. Nach dem Muster von Sam. Smiles' „Schrift“ von Dr. Hugo Schramm-Macdonald. (Zweite durchgesehene und umgearbeitete Auflage.)

Der Umgestalter des Buches, der den erweiterten Inhalt und die erweiterte Tendenz schon im Titel zum Ausdruck gebracht hat, er hat es verstanden, die reizlosen und strengen Tugenden, welche auf dem Wege zum Wohlstande die Führerinnen sind, wahrhaft liebenswürdig erscheinen zu lassen. Man wird vielfach an den Sokrates erinnert, den platonischen meine ich, welcher es so wunderbar versteht, die dem sinnlichen Auge der menschlichen Natur feindlichen Tugenden zu hohem Reize zu verklären. Ein Hauptmittel, durch welches dieser Zauber der Lectüre erreicht wird, ist die Fülle und glückliche Auswahl der Beispiele, welche die Erörterung und Ermahnung stets zur rechten Zeit unterbrechen und so den Vortrag erwärmen und beleben, und ein zweites sind die goldenen Worte edler Geister. Das Buch predigt mit der Kraft der wärmsten Überzeugung überall die große und segensreiche Wahrheit, dass nur der wahrhaft frei ist, der niemand etwas schuldet, und nur der wahrhaft glücklich, welcher seine und der Seinen Zukunft gesichert hat. Es ist durch diese Tendenz, ja durch die Tendenz, die Menschen zu reiner und harmonischer Ausgestaltung ihres ganzen Lebens und Wesens zu führen, ein wahres Predigt- und Erbauungsbuch, ein solches, dass hier einmal das Wort von dem „in keinem Hause fehlen dürfen“ eine gewisse Berechtigung hätte. V.

Kinder- und Hausmärchen, dem Volke treu nachgezählt von Theodor Vernaleken. Mit sechs Farbendruckbildern von M. Ledeli. (Wien und Leipzig. Verlag von

Wilhelm Braumüller, k. u. k. Hof- und Universitätsbuchhändler.)

Es ist nicht leicht, und den meisten Eltern geradezu unmöglich, unter der großen Menge von Jugendbüchern die wirklich wertvollen herauszufinden. Es erscheint daher nothwendig, auf gute Bücher von bleibendem Werte immer wieder aufmerksam zu machen und solche mit allem Nachdrucke zu empfehlen, wenn sie geeignet sind, auf das kindliche Gemüth erheiternd und veredelnd zu wirken.

Ein solch gutes Buch, das eigentlich keiner weiteren Empfehlung mehr bedarf, sind die Kinder- und Hausmärchen von Theodor Bernaleken.

An Märchenbüchern haben wir gewiss keinen Mangel, an wahrhaft guten jedoch leider keinen Überfluß. Neben Andersens Kunst- und Grimms Hausmärchen gibt es gegenwärtig auf diesem Gebiete kaum etwas so Gediegenes wie Bernalekens Märchen. Dieselben verdienen wegen ihres außerordentlichen Gehaltes an kindlich-naiver Volkspoesie die volle Beachtung und Würdigung der deutschen Lehrer und Erzieher im hohen Grade. Aber auch für den Gelehrten sind sie von Interesse. Denn sie können zugleich eine culturgeschichtliche Bedeutung beanspruchen und bilden zu Grimms berühmten Kinder- und Hausmärchen gewissermaßen ein Ergänzungs- und Seitenstück.

Das von der Verlagshandlung würdig ausgestattete Buch ist ganz geeignet, ein echtes und rechtes Volksbuch zu werden. Denn es lebt und weht in diesen harmlosen Phantasiegebilden die lieblichste und lauterste deutsche Volkspoesie von köstlicher Naivetät und ergötlichem Witz und Humor. Meister Bernaleken, der bestens bekannte Germanist und Schulmann, der Freund und gelehrte Nachfolger Grimms, hat diese schlichten Erzählungen der Volksseele so treu, einfach und wahr nacherzählt, daß die Lectüre derselben nicht nur Kindern, sondern auch Erwachsenen ein rechtes Vergnügen gewähren kann.

Wir können daher diese Märchen, die in keiner Haus- und Schulbücherei fehlen sollten, allen Freunden wahrer Volkspoesie für sich und ihre Kinder bestens empfehlen.

K o l o m a n K a i s e r.

Illustrirte Prachtausgabe von Heines Buch der Sieder. (Berlin. Deutsches Verlagshaus Bong & Comp.)

Der Illustrator ist Friedrich Stahl, dessen moderne Auffassungsweise sich mit dem capriciösen Geiste des Dichters deckt. In 200 größeren und kleineren Bildern verkörpert der Maler die Gestalten und die Vorgänge der Dichtungen. Für Heines-

freunde ist das Buch empfehlenswert; uns vermag selbst die beste Ausstattung diesen Dichter nicht wert zu machen. M.

Wintercurort und Seebad Abbazia. Von Prof. Dr. Jul. Glaz und Dr. Jg. Schwarz. (Wien. Wilhelm Braumüller. 1891.)

Da heißt es oft, viel großartiger als in Abbazia wäre das Meer doch in Triest. Das ist nur beziehungsweise richtig, wenn damit das großartige Hafenleben und der weite freiere Ausblick auf die hohe See gemeint ist. Das Meer ganz in der Nähe, so wie in Abbazia, hat man in Triest kaum Gelegenheit zu sehen, der Hafen trennt uns vom Meere. Die Unmittelbarkeit, in welcher man auf dem Strandwege von Abbazia mit dem freien Meere steht, wird in unseren Golfen kaum irgendwo so empfunden, als am Quarnero. Auch in dieser Hinsicht ist es erklärlich, daß Abbazia sich in so kurzer Zeit eine so große Popularität und Beliebtheit erworben hat. Von den zahlreichen Schriftwerken über diesen ganz einzigen Erholungsort führe ich hier das vorgenannte an; es ist in gedrängter Kürze ein Führer und Weiser für den Curort und dessen Umgebung und enthält viel Unterrichtsreiches über Landschaft, Bewohner, Flora, Fauna, Klima u. s. w. M.

Jugendheimat. Jahrbuch für die Jugend zur Unterhaltung und Belehrung. Herausgegeben unter Mitwirkung vieler Jugendfreunde von Hermine Proschko. Mit vielen colorierten und schwarzen Originalzeichnungen von Alois Greil, Emilie Proschko und Ernst Pechler zc. IV. Jahrgang. (Graz. Verlag Leykam.)

Mit wahrer Freude begrüßen wir alljährlich das Erscheinen der „Jugendheimat“, dieses ersten inländischen Jugendalbums und constatieren, daß es wohl ein besseres, schöneres Buch für den Weihnachtstisch unserer Jugend nicht gibt.

Der Name Proschko ist auf dem Gebiete der Jugendliteratur ebenso bekannt als beliebt; Hermine und Emilie Proschko verstehen sowohl durch die Macht des Wortes zu unterhalten und zu belehren, als auch durch Schöpfungen des Pinsels des Kindes Auge zu erfreuen.

Der erste Band ist gleich den früheren Bänden auf das gewissenhafteste redigiert, es ist darin alles ferngehalten, was für die Jugend irgendwie unpassend wäre.

Die „Jugendheimat“, welche Belehrung und Unterhaltung bietet, Schilderungen aus Natur und Leben, die Heimatsgeschichte, sowie die Naturschönheiten unseres Vaterlandes berücksichtigt, worin Poesie und

Prosa, Märchen, Erzählungen, geschichtliche Darstellungen, geographische Schilderungen, Reisebeschreibungen, Räthsel etc., in angenehmer Weise abwechseln, ist für die gesammte deutsche Jugend beiderlei Geschlechtes im Alter von 10–15 Jahren geschrieben.

Die Ausstattung ist fein und elegant; prächtige colorierte und schwarze Originalbilder schmücken das Werk. Gelegentlich des Weihnachtsfestes halten wir es für unsere Pflicht, allen Eltern und Erziehern die Jugendheimat aufs wärmste zu empfehlen.

K.

Erinnerung an Kriegslach. Charakteristisches Tonstück für Piano von Josef Mosser. (F. Köhlich. Wien.)

Vor allem fällt uns an dieser Erscheinung die herzige Ausstattung auf. Der Titel zeigt das von Edelweiß umgebene Bild des Geburtshauses Moseggger's, dem das Tonstück gewidmet ist. Das Stück selbst zerfällt in vier ländlerfrische Abtheilungen, gewürzt mit vielem Humor und mancherlei pikanten Feinheiten. Nr. 1 nennt sich: „In Kriegslach“, Nr. 2: „In der Postmühl“, Nr. 3: „Am hohen Goll“, Nr. 4: „In Kriegslach Alpel“, Man merkt es den heiteren Klängen wohl an, daß sie in froher Stimmung entstanden sind, sie zaubern uns entschundene Sommerfreuden neuerdings ins Herz.

P.

Joh. Nep. Vogl-Dilbersteins Volks-Kalender. Derselbe bewährt sich in frischer Verjüngungskraft, und besonders mit dem neuesten Jahrgange für 1892 zeigt er sich auf voller Höhe der Zeit. Obgleich billiger geworden, ist er nicht weniger umfangreich, fein ausgestattet und gediegen, sowohl im Unterhaltungs-, wie im kalendariischen Hilfs-werte.

V.

Die Novemberserie der im Verlage von Gendel, Halle a. S. erscheinenden Bibliothek der Gesamliteratur des In- und Auslandes, enthält folgende Werke: „Anderer Leute Kinder“ von John Habberton, deutsch von F. Dohbert, „Sibirien“ von George Kennan.“ (Schluss). „Eine Winterreise durch Sibirien.“ — „Meine letzten Tage in Sibirien.“ Diese beiden Capitel bilden den längst erwarteten Abschluss des bekannten Werkes Kennans über das russische Verbannungssystem. „Ovids Liebesbüchlein.“ Ein Cyclicus altrömischen Lebens im modernen Gewande“ von Erik Herz. „Der Hellseher“ oder „Bilder aus Nordland“ von Lie. Aus dem Norwegischen von Dr. Otto Jiriczek. „Abriss der Musikgeschichte“ von J. W. Ambros. Diese Nummer enthält die Vorlesungen, welche der bekannte Musik-schriftsteller Ambros seiner Zeit dem Kron-

prinzen Rudolf von Österreich über Musikgeschichte hielt. „Lustiges Leben — trauriger Tod.“ Drama in drei Acten von Josef Ghegaray. Autorisierte Uebersetzung aus dem Spanischen von Louise Fastenrath; Webers Demotritus. Der Spott. Die Gebräuche. — Über Anstand und Lebensart etc. V.

Spamers Illustriertes Conversations-Lexikon. Zweite gänzlich umgearbeitete Auflage, in größtem Lexikon-Octavformat. Mit 6500 Textabbildungen, 71 Tonbildern, 43 Karten etc. Beziehbare in 200 Lieferungen oder in acht Bänden.

Das „Spamer'sche Illustrierte Conversations-Lexikon“ liegt nunmehr vollendet vor, da der Schlussband (Band VIII), die Buchstaben T bis Z nebst Nachträgen, soeben zur Ausgabe gelangt ist. Dieser Schlussband steht in jeder Hinsicht auf derselben wissenschaftlichen und künstlerischen Höhe wie seine Vorgänger.

Fassen wir die Vorzüge des Spamer'schen Conversations-Lexikons kurz zusammen: Sorgfältige und taktvolle Behandlung des Stoffes, eine so strenge Einheitlichkeit der Durchführung, daß das Werk trotz der zahlreichen hervorragenden Mitarbeiter wie aus einer Feder geflossen zu sein scheint, eine Folge des Umstandes, daß die Chefredaction des Werkes vom Beginn bis zum Schluss desselben in einer und derselben Hand gelegen hat. Wir heben ferner hervor: Gemeinverständlichkeit, größtmögliche Kürze zu Gunsten einer größeren Anzahl von Stichworten. Beschränkung auf das Nothwendigste im allgemeinen, ohne dabei der Gründlichkeit zu schaden, eine so reiche Illustrierung, wie sie kein ähnliches Werk zu bieten vermag.

V.

Füchse mit brennenden Schwänzen. Von Friedrich Dalmeyer. (Berlin. 1891. Ed. Kenzel.)

Ein Conglomerat von Gedanken ohne sonderliche Ordnung und nicht immer original. Der Herr Verfasser ist längere Zeit in Rußland gewesen, und seine Bemerkungen über dieses Land haben deshalb Interesse, er hat, offenbar als Autodidakt, eine Anzahl älterer Werke, Meisterwerke studiert, aber ebenso eine Anzahl jüngerer und jüngster, die keine Meisterwerke sind, aber wenn man diese Gelehrsamkeit wie in einem show-room entfaltet sieht, so hat der Autor selbst nicht den Standpunkt gewinnen können, auf dem er wirklich stehen will. Er macht vielmehr die Jagd der Füchse mit, deren brennende Schwänze manches anzünden, aber nichts erleuchten.

V.

- Dem „Heimgarten“ ferner zugegangen:
- Per aspera.** Historischer Roman von Georg Ebers. Zwei Bände. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt. 1892.)
- Frau Hornröschen.** Ein Wiener Roman von Adam Müller-Guttenbrunn. Dritte Auflage, mit einem Vorwort des Verfassers. (Dresden. E. Pierson. 1892.)
- Unter dem Sachsenbanner.** Vier Erzählungen aus den Tagen der Sachsenkaiser für Jugend und Volk von Albert Kleinschmidt. (Leipzig. Friedrich Brandtetter. 1892.)
- Der letzte Schuss.** — Die Erzählung des Henkers von Bologna. — Ein Kind seiner Zeit. Drei Novellen von Alfred Friedmann. (Philipp Reclam jun., Leipzig.)
- Opfer oder Bürger?** Novellen in gebundener Rede aus dem Reiche der Kunst von Alma Leschivo. (Wismar. Hinstorffs Hofbuchhandlung. 1891.)
- Aus der großen und kleinen Welt.** Novellen von Paul von Schönthan. (Berlin. J. H. Schorer.)
- Regenbogen.** Sieben heitere Geschichten von Ludwig Hevesi. Mit Illustrationen von Wilhelm Schulz. (Stuttgart. Adolf Ponz & Comp. 1892.)
- Wiener von heute.** Gesammelte Skizzen von Eduard Böhl. (Wien. Georg Szekinski. 1892.)
- Aus dem lachenden Wien.** Spiegelbilder von Ottokar Tann-Bergler. (Wien. Jakob Dirnböck. 1891.)
- Memoiren eines Couleur-Studenten.** Von Friedrich Ernst Feschensfeld. (Verlagsbuchhandlung Freiburg i. B.)
- Immenser.** Von Theodor Storm. (Budapest. Druck von Martin Vage & Sohn.)
- Heimatglocken.** Herausgegeben von A. H. Vollmar. (Berlin.)
- Die Spinnerin am Kreuz.** Schauspiel in vier Aufzügen von Franz Keim. (Wien. Karl Graeser. 1891.)
- Die Falke.** Lustspiel in fünf Aufzügen von Ludwig Ganghofer. (Stuttgart. Adolf Ponz & Comp. 1891.)
- Der Jäger vom Fall.** Eine Hochlandsgeschichte von Ludwig Ganghofer. Illustriert von Hugo Engl. Zweite Auflage. (Stuttgart. Adolf Ponz & Comp. 1892.)
- Es war einmal . . .** Moderne Märchen von Ludwig Ganghofer. Mit Illustrationen. Zweite Auflage. (Stuttgart. Adolf Ponz & Comp. 1892.)
- Märchen und Skizzen** von Ida Burgwedel. (Wismar. Hinstorff. 1891.)
- Märchen und Geschichten** für große und kleine Kinder. Von W. Popper. Mit Bildern. (Leipzig. Ed. Wartig.)
- Illustrierter Don Quixote.** Von Cervantes. Bis zur neunten Lieferung. (Stuttgart. Rieger'sche Verlagsbuchhandlung.)
- Allotria.** Von Friedrich Theodor Fischer. (Stuttgart. Adolf Ponz & Comp. 1892.)
- Gedichte** von Hans von Bintler. (Leipzig. A. G. Liebestind. 1892.)
- Deutscher Dichterwald.** Lyrische Anthologie von Georg Scherer. 14. Auflage. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)
- Heinrich Leuthold.** Ein Dichterporträt. Mit ungedruckten Gedichten und Briefen und dem Bildnisse Leutholds nach einem Gemälde von Lembach. Von Adolf Wilhelm Ernst. (Hamburg. Conrad Klob. 1891.)
- In stiller Stunde.** Sprüche und Sinngedichte von Gertrud Triepel. (Haude & Spener. Berlin.)
- Allerlei Weisen und Märlein.** Von Josef Bendel. Illustriert von Ernst Zuch. (Wien. R. v. Waldheim.)
- Gedichte** von Wilhelm Achilles. (Leipzig. Albert Möller. 1891.)
- Herbstblätter.** Gedichte von Paul Lanzky. (Leipzig. W. Friedrich.)
- Wiener Elegien** von Logos. (Dresden. E. Pierson. 1892.)
- Religion und Lebensweise,** oder die Quintessenz der Lebensweisheit. Von Johannes Freimann. (Berlin. Karl Siegismund. 1892.)
- Die alten und die neuen Wege** der Musik, nebst einem Vorworte. Von Dr. Heinrich Pudor. (Dresden. Oscar Damm. 1892.)
- Die Thiere in der christlichen Legende.** Siebzig Erzählungen zur Unterhaltung und Erbauung besonders für die Jugend. Gesammelt von Franz Linden. (München. Lit. Institut Dr. W. Guttler, Konr. Fischer. 1891.)
- Schramm-Macdonald: Alleinigkeiten.** Ein Capitel aus „Der Weg zum Wohlstand.“ (Heidelberg. Georg Weiß. 1892.)
- Schramm-Macdonald: Reichthum und Wohlthätigkeit.** Ein Capitel aus „Der Weg zum Wohlstand.“ (Heidelberg. Georg Weiß. 1892.)
- Volksthümliche Sprichwörter und Redensarten** aus den Alpenlanden. Gesammelt und herausgegeben von Ludwig v. Hörmann. (Leipzig A. G. Liebestind. 1891.)

B. G. Schmidters Allgemeiner Volksadvocat und bürgerlicher Rechtsfreund. Nebst einem ausführlichen Haus- und Geschäftsbriefsteller. Zehnte Auflage. (Wien. C. Daberkow.)

In froher Gesellschaft. Heitere Vorträge und Couplets von Franz Wagner. Mit dem Porträt des Verfassers. Neue Folge von „Mein Wien“.

Benjamin Schiers Wiener Humoresken. Eine Sammlung der auserlesensten Einacter, Vorträge, Intermezzos und Soloscenen von bewährter humoristischer Wirkung. Mit dem Portrait des Verfassers. (C. Daberkow. Wien.)

In Dämmerungen. Von Agnes von der Deken. (Friedland. Schlesien.)

Jugendlaube. Herausgegeben von Hermine Projško.

II. Bändchen: Aus Österreichs Vorbeerhain. Drei Erzählungen aus dem Leben lorbeergekrönter edler Kinderfreunde. Von Hermine Projško.

III. Bändchen: Märchenstrauch. Fünf Märchen. Herausgegeben von Hermine Projško (Graz. Leykam. 1891.)

Jugendchriften von Gustav Hierib. Aus dem Nachlasse bearbeitet von F. Walther. Mit Bildern von G. Bartisch. (Dresden. A. Köhler.)

Illustrierter Germania-Kalender 1892. Achter Jahrgang. (Dresden. A. Köhler.)

Der gebildete Mann. Ein Weltlexikon der Literatur. Bildungshandbuch für jedermann. Die Theaterstücke der Weltliteratur, ihrem Inhalte nach wiedergegeben. Mit einem Briefe von Max Nordau als Einleitung. (Berlin. Alfred H. Fried & Comp.)

Die tüchtige Hausfrau. Ein Wegweiser und Rathgeber für alle Frauen und solche, die es werden wollen. Von Alfred vom Rhein. (Tübingen. S. Laupp.)

Die neueste preussische Enquête zur Ermittlung der allgemeinen Lage der Landwirtschaft. Von Franz Schlinkert. Wien. 1891. Verlag der „Deutschen Worte“.

Die Gemüsetreiberei. Eine praktische Anleitung zur Erziehung und Cultur der vorzüglichsten Gemüse in den Wintermonaten. Von Andreas Hammer. (A. Hartleben. 1892.)

Postkarten des „Heimgarten“.

Bezüglich der Beanständung eines Artikels im „Heimgarten“ über die Namen der „Brüder Jesu“ verweist der Verfasser

deselben, Theodor Bernaleken, zu seiner Rechtfertigung den Schreiber im „Grazzer Volksblatt“ vom 3. December, auf die vollständige Widerlegung in der Schrift von Dr. Volkmar: Jesus Nazareus, Zürich, bei Schmidt. 1882.

M. M., Graz. Des steirischen Dialetdichters Franz Freiheims 81. Geburtstag ist eben erst vor kurzem in Graz feierlich begangen worden. Freiheims Gedichte zeichnen sich durch harmlosen Humor älteren Schlages aus; seine dramatischen Genrebilder sind von jener naiven Gemüthlichkeit durchweht, die in unserer Zeit so selten wird und für welche das Verständnis leider immer mehr abhanden kommt.

B. J., Dresden. Ja, ist es denn nicht, als ob der deutsche Kaiser den deutschen Chauvinisten die Augen hätte öffnen wollen, da er in jugendlicher Unmittelbarkeit jenen Rekruten die Worte hinwarf: „Ihr habt mir Treue geschworen, und wenn ich euch befehle, euere eigenen Verwandten, Brüder und Eltern niederzuschießen, so werdet ihr es thun.“ — Im Ernste kann der Fürst eines freien Volkes so nicht sprechen.

* Bei einem vor kurzem erwichten Wildschützen, der die Hirschen schoß, ohne sie aufzueßen, hat man sich gewundert über eine solche „räthselhafte Manie“. Wir meinen, an einer ähnlichen „räthselhaften Manie“ leiden wohl alle Herren, die mit der Jagd sich befassen. — 's ist nicht der Hunger, sondern die Jagdlust, die Mordlust.

W. A., Wien. Wir achten Deine nicht hoch, obwohl Börne von ihm sagte, daß er von der Wahrheit nur das Schöne liebe. Um wie weniger hoch können wir jene neuen Dichter achten, die an der Wahrheit nur das Hässliche lieben.

Dr. D. — Dr. F., Salzburg. Wenn wenigstens Sie Philosophen geblieben wären! — Ein so hochheilig Sakrament ist die Mensur doch nicht, daß jede gegentheilige Meinung davor in Ehrfurcht verstummen müßte.

* Für Steiermark sind die Leykam-Kalender (Verlag Leykam in Graz) am empfehlenswerthesten: Schreib-, Notiz-, Taschen-, Salon-, Wand-, Blockkalender u. s. w. in schönster Ausstattung und stets praktisch in Inhalt und Eintheilung.

B. J., Wien: Gelegentlich verwendet.

* Bitten unaufgefordert Manuscripte nicht zu schicken. Wir bürgen nicht dafür, drucken nichts und senden nichts zurück.

in solchen Augenblicken die Worte: „Ich habe gegründet die Grundfesten der Erde und die Sonne angezündet in den unendlichen Himmeln. Der Sturm, der die Fesseln bricht, ist mein Athemhauch, das Rauschen der Meere mein Lied. Ich habe aufgeweckt die Völker des Erdkreises wie Blumen im Mai; ein heißer Blick meines Auges, und sie vergehen wie Thau. Was ist dein Leiden, Menschenherz, vor dem Wehe der Welt? Es ist nichts. Aber das Weinen der Mutter ums Kind, das rührt mich allein, das zieht mich zu dir. Vertrau' auf mich, ich will dir helfen...“

So sprach das Kind, das Lallen gieng in ein Flüstern über, das Flüstern in ein Hauchen, dann sank das Köpfchen nach vorne auf den Tisch und Marianna schlummerte.

Einer war noch auf der Suche nach dem Knaben, Peter der Wirt. Er gieng thalauß, thalab, fragte in allen Häusern zu, stieg in die Schluchten, durchzog die Wälder, wagte sich sogar in die feindlichen Kreise, die sich wieder erweiterten und zu neuer Arbeit vorbereiteten. Der Knabe war nirgends, niemand wußte von ihm. Der Mahrwirt besprach sich sogar mit einem französischen Officier. Dieser gab ihm folgenden Bescheid: „Wenn das Kind von meinen Soldaten aufgefunden werden sollte, so wird es Ihnen zugeführt, ohne daß wir ihm ein Haar krümmen, darauf haben Sie mein Ehrenwort. Wenn wir bei einem nächsten Zusammenstoße aber des Mahrwirts habhaft werden, dann lasse ich ihn auf der Stelle niederschießen!“

Als von diesem Manne weg Peter wieder seine Straßen gieng, wunderte er sich sehr darüber, daß er noch frei die Straßen gehe, daß der Franzose nicht auf der Stelle ausführen ließ, was er für ein nächstesmal angedroht hatte. Jetzt erst sah er die Gefahr, in welche er sich im Schmerze um seinen Hans so unbedacht gestürzt

hatte und er bewunderte die Ritterlichkeit des feindlichen Hauptmannes, der für den Augenblick in ihm nicht den Gegner, sondern den trostlosen Vater gesehen.

Endlich kam auch Peter heim in sein Haus an der Mahr, aber nur, um zu neuem Streite zu rüsten, der größer zu werden versprach, als der erste an der Rienz. Die bairische Regierung ließ zu dieser Zeit in Tirol einen schmeichelhaften Aufruf anschlagen: Was ihnen denn nicht recht wäre, den Tirolern! Sie sollten es doch offen sagen, man würde ja gerne Abhilfe schaffen, man würde ihnen alle billigen Wünsche erfüllen, man achte dieses Volk, welches sich von jeher ausgezeichnet habe durch Redlichkeit und Treue! —

Eben weil wir treu sind, auf gegen die Baiern! Das war überall das Entgegnen auf den Loderuf.

Hofer, der Sandwirt, hatte vom Brenner her Eilboten geschickt, zwei an einem Tage, mit der dringenden Aufforderung, ihm zu Hilfe zu kommen. In Innsbruck habe der Feind sich neuerdings festgesetzt, das ganze untere Inntal wimmelte von Baiern und Franzosen. Aber von allen Bergen herab, aus allen Gräben hervor kämen die Bauern und zögen sich zusammen gegen die Borhöhen von Innsbruck. Alles solle kommen, alles, was den Stutzen und das Messer tragen könne. Es sei die Entscheidung da, ob die Tiroler in Zukunft, Gott und Vaterland verleugnend, Baiernknechte sein, oder als freie Männer leben wollten in der ehrwürdigen Heimat. Die heilige Jungfrau Maria sei ihr Feldherr.

Wie wurde es da neuerdings lebendig im Thale von Brixen! Gewaltiger als das erstemal, und der Kreuzwirt zog rasch mit einem großen Trupp freiwilliger Kämpfer den Eisack entlang gegen Sterzing. Der Mahrwirt eilte in die unteren Gegenden, um Streiter zu werben. Von feindlichen Soldaten

war hier auf einmal keine Spur mehr, alles schien sich zur Hauptarmee zu schlagen. Selbst die bairischen Beamten, die schon thätig gewesen waren, für den anrückenden Maria Himmelfahrtstag ein großes Napoleonsfest zu veranstalten, waren auf einmal nicht mehr da. Es geschah noch nichts, aber es war alles so seltsam, so unerhört. Es war, als ob der Schall nicht mehr erstreckte in der Luft, sondern ungeschwächt in die Ferne dringe; so hörte, wusste jeder an jedem Orte eins und alles. Es schien, als ob die Menschen Flügel bekommen hätten, so waren sie überall; und als ob alle Vorfahren aus den Gräbern aufstünden, so viele waren ihrer. Ununterbrochene Ströme von Streitern kamen vom Pusterthale herüber, vom Etzthale herauf, vom Ritten herab, von allen Hochthälern gezogen. Jung und alt, mit allen denkbaren Werkzeugen und Geräthen bewaffnet, mit Hauen, Hacken, Spießen, Morgensternen, Feuerstangen, Hämmern, mit rostigen Schwertern und blinkenden Sensen, mit wuchtigen Keulen und eisernen Stäben aus Hochöfen und Schmieden; und darüber wehten bunte Kirchenfahnen mit im Winde knatternden Bändern. Bündel, Körbe, Säcke, Kübel, Fässer mit Lebensmitteln schleppten sie mit sich oder wurden durch Ochsen auf Bauernwagen, Postkutschchen und Holzkarren hinten drein geführt. Mancher hatte an seiner Bodenjoppe, die er über der Achsel trug, die Armele zugebunden und solche als Säcke für Lebensmittel geeignet. Auch Zimmer- und Schmiedewerkzeuge, Leitern und Ambosse wurden mitgeschleift. Viele ritten auf schweren Lastpferden, andere jagten Kälber hinten her, und immer noch brachten Weiber aus den Häusern Dinge hervor zur Wehr und Nahr.

Im Mahrwirtshause fand sich der Rampesbauer ein: Ob der Peter noch da sei? — Nein, der sei ins Grödenenthal gegangen, um zu werben. —

Er, der Rampesbauer, wisse sich nicht zu helfen. Er habe im oberen Stadtkeller die gefangenen Baiern zu bewachen und zu azen. Aber so oft er mit seinen Knechten die Kost hineintrage, sammelten sich vor dem Thore allerhand Leute an und verlangten mit Geschrei die Auslieferung der Gefangenen. Besonders der Schwarze, der Steuereinzahler von Brunek sei so arg. Der sei eben sogar auf den Stein gesprungen und habe eine Brand- und Blutrede gehalten: Das Achenthal und das Zillerthal und das untere Zinntal müsse gerächt werden. Wenn jeder der fünf gefangenen Baiern zehn Köpfe hätte, so müssten sie alle abgeschlagen werden. Man spreche vom Morgenroth der Freiheit. Das richtige Morgenroth der Freiheit sei Baiernblut, das den Eisack roth färbt! — Und die Leute schrien wie wahnsinnig: So sei es recht. So müsse es geschehen. Was denn nur da zu machen sei, um den Aufruhr zu dämpfen?

Der Priester Augustin war gegenwärtig. Der sagte, er wolle es versuchen. Nach Peters Sinn würde es zwar nicht sein. — Er gieng hin und bei der nächsten Fütterung, als sich wieder einmal viel Volk vor dem Stadtkeller versammelt hatte, hielt er eine Art von Predigt. Feindesblut, sagte er, sei etwas sehr Kostbares. Man dürfe es nicht verschwenden zur nächstbesten Stunde, man müsse eine festliche Gelegenheit abwarten, um es zu opfern. Diese Gelegenheit würde bald kommen, wenn die Sieger heimkehrten. Zum Dankopfer für die Befreiung Tirols mussten dann die Gefangenen hingrichtet werden.

Und die Leute schrien wieder: So sei es recht. So müsse es geschehen.

Wenn die Sieger heimkehrten, der Mahrwirt, der Kreuzwirt, der Sandwirt, die werden den Mord dann schon zu verhindern wissen,

dachte Augustin, und noch dazu: Der Schwager würde eine solche Art zur Beschwichtigung vielleicht unredlich nennen. Ich meine jedoch, um eine große Sünde zu verhüten, kann man schon eine kleine begehen.

In den Klöstern und Kirchen, in welche sich noch Leute einfanden, wurde das Maria Himmelfahrtsfest begangen. Die verjagten Priester waren zum größten Theile wieder zurückgekehrt. Keine Büttel waren da, die den Bischöfen und Dechanten die Feiertage und die Feier vorschrieben. Aber die christlichen Seelen entbehrten diesmal der Sammlung. Ganz eigenthümliche Gerüchte giengen um. Bei Innsbruck auf dem Berge Isel sei das Weltgericht. Es sei keine Schlacht, es sei ein Schlachten. Auf der Bleffenalpe könne man bei richtigem Lustzug das Krachen der Kanonen hören. Gott gnade den Sterbenden!

Endlich war der Mahrwirt aus dem Grödnerthale da. Er hatte dort einen eisenfesten Trupp kräftiger und waghalsiger Männer zusammengebracht. Die vom Grödnerthal, das sind Kerle wie von Stahl und Eisen. In Eilmärschen wollte er mit ihnen gen die Hauptstadt zu Hilfe eilen. Da kam aus Innsbruck, vom Sandwirt geschickt, ein Bote ihm entgegen. Der Andreas Hofer ließ sagen: „Wir brauchen enk nit!“

Peter, du mußt regieren helfen!

„Wir brauchen enk nit!“ — Was bedeutet das? Ist es aus? Ist alles hin? Oder ein großer Sieg? Friedensschluss? Oder ein troziges Ablehnen, nur weil sie so spät gekommen? Das Grödnerthal ist fern, seine Berge sind hoch; Tag und Nacht hatte der Mahrwirt sich keine Ruhe gegönnt, bis er das Fähnlein zusammengebracht. Und nun abgewiesen! Unmuthig kehrte er zurück an die Wahr, hielt aber seine Leute beisammen.

Da kamen schon einzelne Nachrichten. Die Boten waren fast athemlos vor Freude. Sie wußten Unglaubliches zu berichten. Peter hörte nur zu, er konnte kaum ein Wort hervorbringen, nur manchmal murmelte er: „Und ich nicht dabei gewesen!“

Frau Rothburga horchte auf jedes Wort; voll Herzenjubels war sie, und doch dürstete sie nach einer Botschaft, die nicht kam. Alles sprach von Sieg und Sieg; von ihrem Hans, dem lieben vermissten Kinde, war keine Rede. Mit diesem Leide mußte sie allein fertig werden.

Mehrere nach Klausen heimkehrende Streiter sprachen beim Mahrwirt zu, sie hätten ein Schreiben zu übergeben aus Innsbruck.

Aus Innsbruck? Dort wußte der Mahrwirt keinen Bekannten.

„Vom Minister —“

„Geht, soppt Ihr Euresgleichen, zu Innsbruck gibt es keine Minister.“

„Ja, lies nur.“

Das Schreiben lautete: „In Händen des Peter Wahr, dem Wirt an der Wahr bei Brizeu“, und war von Josef Dörninger. — Ja, den kannte er freilich.

„Darf ich wohl Botenlohn bringen?“ fragte er.

„Ei freilich, eine Maß Wein wird der Brief schon wert sein.“

Die drei Bauern setzten sich an den Tisch, Peter gieng in seine Stube und las den Brief. Eine Maß Wein war er freilich wohl wert.

Das Schreiben lautete also:

„Lieber Kamerad!

Du magst mich für recht undankbar halten, daß ich Dir nicht geschrieben seit Wochen, als wir auseinandergegangen sind. Und hast mir dazumal in meiner Noth doch so viel Gutes erwiesen, wie es der Bruder dem anderen nicht thun kann, obwohl ich Dir freund gewesen und Du es nicht hast wissen können, was ich für ein Mensch bin.

Freilich wirst Du das Sämen entschuldigen, weil Du recht gut weißt, daß jetzt keine Zeit zum Schreiben ist; wir haben etwas anderes zu thun. Jetzt aber muß ich Dir doch schreiben und muß Dir danken, lieber Peter, wie noch kein Mensch gedankt hat zu Innsbruck über den Brenner hinüber in Dein freundliches Haus an der Mahr.

Freund, wer hätte das gedacht! Noch heute kann ich es nicht glauben und fürchte von Stunde zu Stunde das plötzliche Erwachen aus diesem wunderbaren Traum. Daß wir gesiegt haben, wirst Du freilich gehört haben, hast ja selber groß dazu beigetragen. Aber wie groß der Sieg ist, das kannst Du nicht wissen, das wissen auch hier noch die Wenigsten und der Andreas Hofer hat selbst keine Ahnung, was er geleistet hat und heute bedeutet. Andreas Hofer! dieser Name wird mit goldener Schrift geschrieben stehen, so lange es ein Tirol gibt, und ein Tirol wird es geben, so lange die Welt steht, das darf man feierlich sagen im Angesichte dessen, was dieses Volk jetzt geleistet hat.

Die Schlacht kann ich Dir nicht beschreiben, du mußt sie dir erzählen lassen mit lebendigen, heißen Worten. Fast drei Tage hatte sie gedauert, halb Tirol war beisammen auf dem Berge Isel, und die andere Hälfte war im Anrücken von allen Seiten. Pulver und Blei im Überflus, nichts hat uns gefehlt, am wenigsten Kurasche. Jeder einzelne Mensch war ein Held, ich hätte das nie geglaubt, daß ein einfältig Bauernvolk sich so begeistern kann für Vaterland und Freiheit. Anfangs war's ein Angriff aus dem Hinterhalte gewesen auf den Feind, der in hellen Haufen in der Stadt und um dieselbe gelagert hatte. Das wurde uns aber endlich zu langweilig und so brachen die Leute jauchzend hervor aus Büschen und Wäldern, stürzten sich in die offene Schlacht, ins Handgemenge, und rangen wie die Löwen. Es

war eigentlich keine Ordnung aufgestellt, jeder that, was er wollte, und erschlug Baiern und Franzosen, so lange, bis der Feind wich, oder er selber todt war. Viele hundert Tiroler müssen wir beklagen, aber vieler tausend gefallener Feinde dürfen wir uns rühmen — geschulte Soldaten des Westeroberers gegen ein simples Naturvolk! Es ist beispiellos. Eines aber war, mein Freund! Mitten unter uns standen drei herrliche Männer. Ja, nur diese drei merkwürdigsten nenne ich Dir. Der Josef Speckbacher, Bauer am Judenstein bei Hall, listig wie ein Fuchs, wild wie ein Tiger. Der Kapuziner Joachim Haspinger, ein Held, der, mit glühenden Worten anspornend, in der einen Hand das Schwert, in der anderen das Kreuz, inmitten der Streiter stand, wo der Kampf am heißesten entbrannte. Und endlich der größte — Andreas Hofer, der Sandwirt von Passeier, unerschütterlich an Kraft, Willen und Treue, fromm und einfältig wie ein Kind. In der Kriegsgeschichte der Völker weiß ich keinen zu nennen, der mit dem zu vergleichen wäre. Ihm vor allem ist es zu verdanken: seiner Vorbereitung seit Monaten, seinem klaren praktischen Blicke, seinen Verbindungen und still getroffenen Anordnungen, seinem unerschütterlichen Glauben an das Recht Tirols und an den ewigen Anwalt des Rechtes im Himmel. O, was ein Mann, ein einziger Mann zu leisten vermag mit festem Willen und treuem Herzen! — Die Tiroler, mitten im Schlachten, in der Gefahr des Unterliegens und in dem Jubel des Sieges, wie zu einem Gotte blickten sie auf zum „Anderl“, also, daß man glauben konnte, der Erzengel Michael selbst habe in ihm Gestalt angenommen, um den Drachen zu zertreten. Und er selber ist voller Demuth und sagt, er sei nur ein unwürdiges Werkzeug Gottes. — Am Himmelfahrtstage, als der Feind

zurückgeworfen, geschlagen, vernichtet war — die Stunde wird keiner vergessen, der dabei gewesen — ist Hofser niedergekniet, an seiner Seite der Haspinger und der Speckbacher und haben laut ein Vaterunser gebetet. — Die hohen Berge der Heimat ringsum, zu unseren Füßen die befreite Hauptstadt, über unseren Häuptern der blaue Sommerhimmel — so ist das Heldenvolk in Demuth auf den Knien gelegen vor dem Herrn der Heerschaaren. — Selbst gefangene Feinde, darunter Lutheraner und Heiden, sind zur Erde gesunken und haben mitgebetet. Von den Feinden waren nur die Gefangenen, Verwundeten und Todten unter uns, alles andere in wilder Flucht das Inntal hinab gegen Baiern. Und dann der Einzug in die Stadt! Bei dem Geläute aller Glocken, bei Kriegsmusik und Alpen-schwegelpfeifen, unter hellem Jauchzen und Hochrufen, sind wir alle, alle ins schöne Innsbruck eingezogen. Dieses Geschrei der Bewohner! Dieser Jubel aus den Fenstern! Dieser bunte Blumenschnee und dieses Umarmen und laute Lachen und Weinen vor Freude, o Freund, das war ein Fest! So haben wir Tiroler den Napoleonstag gefeiert!

Der kaiserlichen Burg zu wollen sie den Hofser führen, aber der reißt aus, das gebürt nicht! sagt er und kehrt bei seinem Stammwirthshaus „zum goldenen Adler“ ein. Vom Fenster herab hat er dann etliche Worte gesprochen vor dem versammelten Volke, das ihn zu sehen verlangt, worauf ein grenzenloser Jubel angien. «Der Anderl muß Graf von Tirol werden!» riefen hundert Stimmen, «Die Österreicher kümmern sich eh nicht um uns! Der Anderl muß in die Burg!» Ich sage es Dir, mit Gewalt haben sie ihn vom Gasthof weg in das Kaiserschloß geführt und die österreichischen Beamten, die jetzt auf einmal hervorgetommen sind, haben es auch gesagt, er wäre der Mann

dazu, der wieder Ordnung machen könnte im Land und er solle sich einstweilen nur getrost obenan stellen. So sehr hat alles auf ihn eingedrängt, daß er heimlich fliehen hat wollen, bis ihn der Haspinger und der Speckbacher und andere seiner Kameraden frisch aufgefordert: So eine Demüthigkeit solle der und jener holen, er müsse wohl selber wissen, was er wert ist. Jetzt, da er die fremden Befehlshaber hinausgejagt, sei es seine Pflicht, Tirol selber zu commandieren, daß Ordnung werde und Altvordernsitte wieder aufkomme im Land.

Also sitzen wir jetzt auf der Burg. Ich bin ja auch dabei. 's ist schon hübsch eingetheilt, was jeder von uns zu thun hat. Genau stimmt es wohl nicht, aber beiläufig, wenn ich sage: Der Anderl ist Fürst. Der Kapuziner ist Minister für Kirche und Schule, der Speckbacher ist Kriegsminister, andere Köpfe haben auch ihre hohen Stellen, und ich — wenn Du mich schon den Kanzler von Tirol nicht nennen willst, so thust mir doch wenigstens mit einem »Staats-Secretarius« nicht zu viel Ehre an. In Wahrheit bin ich Hofers Schreiber, denn bei ihm selber geht's wirklich nicht so recht in dieser Kunst.

Nun brauchen wir aber noch andere. Der Hofser will die tüchtigsten und verlässlichsten Männer des Landes um sich beisammen haben, und also komme ich zum Hauptpunkte dieses Schreibens. Andreas Hofser, der Commandant von Tirol, läßt Dich, den Peter Mayr, Wirt an der Mahr, durch mich auffordern, daß Du nach Innsbruck kommst. Peter, Du mußt regieren helfen! Deine Wirthschaft sollst derweil liegen und stehen lassen, wie es ja auch die anderen so machen und sollst bedenken, daß jeder von uns jetzt dem Lande gehört und sonst niemandem. Wir haben den Krieg angefangen, sagt der Hofser, so müssen wir auch den

Frieden anfangen und halten können, und auf der Wacht stehen, daß nicht noch einmal ein solches Unglück kommt über Tirol, als es jetzt mit Gotteshilfe zu Ende gegangen ist.

Komm also fein bald, alles weitere wirst du dann hier hören und selber sehen. Ich schließe dieses Schreiben mit Gott, der unser Beistand sei! und in ewiger Dankbarkeit grüßt Dich, Deine Ehwirtin und Deine Kinder

Dein treuer Freund

Josef Dörninger.

Innsbruck, im August 1809."

Die Antwort auf diesen Brief, welche der Mahrwirt noch am selben Tage schrieb, hatte folgenden Wortlaut:

"An den Herrn Josef Dörninger, derzeit bedienstet beim Herrn Andreas Hofner, Commandanten von Tirol in Innsbruck.

Lieber Josef Dörninger!

Im Anfang meines Schreibens muß ich Gott dem Allmächtigen Dank sagen, daß es so gekommen ist. Die rechten Worte kann ich freilich nicht finden, wie es mir ums Herz ist und im Schreiben geht's mir nicht viel besser, wie unserem Commandanten zu Sprugge, den ich schön grüßen lasse. Was mir wohl bis zum Todtenbett leid thun wird, daß ich nicht dabei gewesen bin auf dem Berg Isel. Auf dem Weg war ich dahin mit den Grödnern, aber er hat uns zurückgeschafft (gewiesen). Jeho hab ich in Innsbruck nichts mehr zu thun und regieren helfen kann ich nicht. Der Auerl hätt's auch nicht annehmen sollen, aber er wird's schon recht machen. In unserem Thale sind die Baiern und Franzosen wie weggeblasen, und wieder alles beim Alten, Gott sei Dank. Jetzt kommen von Kärnten her auch die Österreicher angerückt wie ich höre. Wenn der Hofner das den

Österreichern sagen lassen möcht', was er uns und den Grödnern Post geschickt hat! Hat uns wohl recht gekränkt. Aber Gott Lob, daß es so gekommen ist, wir dürfen uns nicht versündigen. In meiner Familie hat sich ein Unglücksfall zugetragen, der uns recht nahegeht, obgleich er nichts ist im Vergleich zu dem, was bei jegiger Zeit so viele Leute erdulden müssen. Mein Gott, viele Eltern haben ihre hoffnungsvollen Söhne verloren im Krieg! Nach dem Gefecht bei Mühlbach ist uns mein ältester Sohn Hans, mit dem Du immer Polz geschossen hast, verloren gegangen, und nicht mehr aufzufinden. Wenn wir nur die Gewissheit hätten, daß er todt wär! Aber so, in der Vorstellung, wer weiß, wo er ist, was er leiden muß! Das ist das Allerärzste. Nun, in dem großen Glück, das unserem Tirol widerfahren ist, wollen wir diesen Schmerz Gott zulieb aufopfern. Aber meine Familie verlasse ich jetzt nicht, Ihr werdet schon Bessere finden und mich leicht grathen (entbehren). Lieber Josef, wir freuen uns recht über Dich und lassen Dich alle schön grüßen. Dein aufrichtig gesinnter Freund
Peter Mahr.

An der Mahr im August 1809.

Was soll das werden?

Die Straße von Klausen her kam eine große Staubwolke gezogen. Es waren jedoch keine Feinde drin, sondern ein armseliger Bettelwagen. Der war bespannt mit einem halblahmen Esel und einem rothbärtigen Manne, der fast zu einem Rechteck abgebrochen schien, weil er den Oberkörper wagrecht vorstemmen mußte, um mit Hilfe des grauen Genossen das Fahrzeug weiter zu bringen. Der Wagen war zweirädrig und mit einer viel bespizten schmutzigen Plache überspannt. In dem Kobel kauerte ein halbnacktes bäuerliches Weib und um dasselbe regten sich allerlei Wesen,

als Kinder, fuchsröthe Dachshunde und ein langschwweifiger Affe, welcher sich mit den Kindern unterhielt, dergestalt, daß er sie bei den struppigen Haaren zauste und sie ihn am Schweife hin- und herzerren.

„Hui!“ rief die Magd Hanai, als sie solches herannahen sah. „Jetzt sollt' der Antonio da sein. Das wär' was für den Antonio!“ Ihre Futterfischel warf sie hin, wischte sich mit der Schürze die feuchten Grasblättchen von den Händen, nestelte in den Kittelsäcken herum, fand aber nichts als eine halbeingedorrte Brotrinde. Damit gieng sie zum Wagen, aus dem sich ihr schon alle Hände entgegenstreckten, und sagte: „Ich hab halt nichts, ihr armen Leut! Wenn ihr mit diesem Brotkrummel zufrieden sein wolltet!“ Sie warf das Stück hinein und im Neste erhob sich darüber ein heftiges Gebalge; der Affe erwischte das Brot, hüpfte damit auf das Plachendach, wo er es mit mancherlei Mägchen verzehrte. Die Kinder im Neste wimmerten, die auf ihre Pfoten getretenen Hunde heulten, das braune Weib leiste und die beiden ungleichen Köpfer vorne am Wagen troffen vor Schweiß und zogen keuchend an.

— Mein Gott, dachte die Hanai bei sich, und so möcht's der Antonio auch haben!

Das Weib war aus dem Wagen auf die Straße gesprungen, hatte rasch ein paar bunte Lappen malefisch um ihren Leib geworfen, erhaschte nun die Hand der Magd — und sie wolle wahr sagen, was ihr bevorstünde.

„Geh, Dummheiten da!“ rief die Hanai, ihre Hand der Bettlerin entreißend und unter der Schürze bergend; schon im nächsten Augenblicke aber reichte sie die Hand von selber hin und sagte leise: „Gut auch, man muß alles probieren auf der Welt. Sag' mir halt wahr. Aber geschwind, lang' hab' ich nit Zeit!“

„Ho Gott, alter Bär!“ schrie die

Bettlerin dem Rothbärtigen zu, da blieb das Gefährte stehen.

„Welche denn?“ fragte die Hanai.

„Bist verheiratet, die Rechte!“

Die Magd reichte die Linke.

An dieser begann das Dörcherweib auf der inneren Fläche nun die Linien zu betrachten.

„Verdruß!“ murmelte sie in etwas fremdartiger Betonung. „Nein, den löschen wir“, und strich mit ihren fleischigen Fingern darüber hin. „Eine Kimmerniß steht dir bevor. Dein Herzliebster! — Da ist auch eine Gefahr.“

„Was für eine Gefahr?“ fragte die Magd.

„Kann ich nicht recht erkennen. Ein gutes Herz hast du. In kurzer Zeit wirst du eine große Freude erleben.“

„Was für eine Freude?“

„Kind, vom Herzliebsten natürlich!“

„Kannst du mir auch sagen — wo er jetzt ist?“

„Ja freilich, er ist nicht bei dir. Und doch immer und immer bei dir in seinen Gedanken.“

„Und weiter? Wo ist er denn?“

„Alles andere ist im Nebel. Aber ihr kommt bald zusammen.“

„Jetzt, wenn ich nur wüßst, was ich dir schenken sollt?“ sagte die Hanai, ihr Gewand untersuchend.

„Das da! Für die armen Würrmer. Kalte Nächte“, entgegnete das Dörcherweib und tupfte mit dem Finger auf das rothe Busentuch Hanais. Diese zog das Tuch von ihrem Leibe, gab es der Bettlerin und eilte zu ihrer Futterarbeit auf dem Wiesentain.

— So ein Wahrsagen, dachte sie, ist doch auch zu etwas gut. Jetzt hat sie mein Tuch. Soll ihr vergunt sein. — Aber wahr ist's, da ist wieder einmal der Richtige ausgegangen zu suchen. Jetzt kommt der eine nicht und kommt der andere nicht. Ein rechter Ärger mit so Mannsleuten! Die Franzosen thun ihm nichts, dem nicht. Aber wie er schon ungeschickt ist, er kann wo liegen bleiben und

verhungern. Dumm genug ist er dazu. Mein himmlischer Vater, wie der Fisch den Schluck Wasser, so nothwendig braucht der Antonio einen Menschen, der auf ihn thut schauen. Gottlos faul, das ist er wohl, und doch thut's mir jetzt leid, daß ich ihn oft so hart hab' angelassen. — Wie ich vorhin den Dörcherlarren kommen seh', hab' ich heilig schon geglaubt, er sitzt drinnen. Dann wollten wir's einmal gesehen haben, dann hätt ich ihm wahrgefagt — und auch mit der flachen Hand. — Ei ja, vielleicht müssen wir alle noch auf dem Bettelwagen fahren, wer weiß, wie es wird auf der Welt. Mir will's jetzt auch nicht gefallen. — Alle kommen heim, nur unsere zwei nicht. Alles ist in hellen Freuden und ich weiß nicht recht warum. Was soll das werden? —

In's Thal kam eine gute Nachricht um die andere, und mit den guten Nachrichten viele Leute zurück aus ihren Verstecken. Auch der Pfarrer von Schnauders saß wieder auf der Pfründe und erzählte von seiner Gefangenschaft. — So gut sei es ihm sein Lebtag nicht ergangen, als in diesen letzten zwei Wochen. Der bairische Oberst Hoisel habe alle katholischen Priester, deren er habhaft werden konnte, zusammengefangen und in ein Kloster bei Trient stecken lassen. Sie wären sehr sorgfältig eingeschlossen und bewacht worden und fast an jedem Abende sei der Oberst selber gekommen, um die Gefangenen zu controlieren, habe mit dem Schleppsäbel einen höllischen Lärm geschlagen auf dem Steinboden, habe sein graues Auge furchtbar wild rollen lassen, habe seinen martialischen Bartwisch mit beiden Händen auseinander geworfen, habe sich dann zu den Gefangenen gesetzt und mit ihnen die halbe Nacht scharf gezecht. Landpfarrer wissen allerhand lustige Geschichtlein, der Oberst ließ sich erzählen und gröhnte vor Lachen, brachte dann auch selber eins um's andere vor, wobei

er aber stets den Schlager vergaß, so daß die armen Gefangenen nicht recht wußten, wann gelacht werden solle, bis er doch allemal selber durch einen heiseren Lachschrei dazu das Zeichen gab. Dabei rauchte er aus plumper Pfeife ein elendes Kraut und alle mußten mitrauchen, wollten sie sich seine Gnade nicht verschmerzen. Und eines Abends, nachdem die Luft gar so heiß und der Krug gar so kühl geworden war, theilte er den gefangenen Priestern mit, daß Hoffnung sei auf baldige Erlösung. Es würde in der Armee nämlich der Befehl erwartet, daß alle Hochverräther, die hochwürdige Priesterchaft natürlich voran, gehängt werden sollen. Das sei aber kein guter Spass und darum habe er — der Oberst Hoisel — die geweihten Herren zusammenbringen lassen in die sicheren Klostermauern, wo er in der Lage wäre, ihnen Deckung und Schutz angebedeihen zu lassen. — Und als dann die Siege der Tiroler laut wurden, lachte der alte Handegen sich in die Faust und bevor er selbst mit seinen Truppen abzog, verjagte er die Priester aus dem Kloster, ballte ihnen auf offener Straße die Faust nach und knurrte: „Pfaffen, ihr sollt noch an mich denken!“ Die also Verjagten kehrten auf ihre Pfarreien zurück und werden — so schloß der Pfarrer von Schnauders seine Erzählung — das gute alte Soldatenherz wohl in ihrem Leben nie vergessen. —

Um die Zeit, als es anfieng zu herbsteien, kam aus Innsbruck ein zweiter Brief an Peter Mayr. Dörninger schrieb:

„Lieber Kamerad!

Wir sind von dem vielen Blutvergießen zwar ein wenig abgehärtet, aber das Unglück mit Deinem Sohne ist uns doch allen zu Herzen gegangen und der Commandant hat auf der Stelle Befehl gegeben an alle Ämter, nach dem Knaben zu forschen.

Dass Du jetzt nicht zu uns kommen willst, ist sehr schade, Du hast die Noth und Gefahr mit uns getheilt, Du solltest auch die Ehre mit uns haben. Denn Ehre gibt es hier im Überflus. Aber auch viele Arbeit. Sollst nur einmal sehen, wie die Bauern in den Räumen der Burg, unter Gold und Marmor und Seiden, anzuschauen sind in ihren alten Kniehosen, mit den groben Schuhen, jeder in Hemdärmeln, die Pfeifen rauchend; der eine poltert, der andere jodelt. Ein paar sind, die wollen heim, wir brauchen sie aber. Es ist unglaublich, was die bairische Wirtschafft überall angerichtet hat, viel wird's brauchen, bis wir wieder ganz in Ordnung sind. Der Hofler bleibt sich gleich, nicht bloß das Licht, sondern auch die Nase pukt er sich noch mit der Hand. Des Abends sitzen wir auf Holzstühlen beisammen, die der Hofler aus dem Gasthause holen ließ, weil uns die samtenenen Herrensessel zu pfühlig sind, erzählen Geschichten und vor dem Schlafengehen singen wir ein geistliches Lied, wobei Gott nicht so sehr auf die Stimme, als auf die gute Meinung schaut. Man wollte den Hofler in eine österreichische Generalsuniform stecken, er ist aber aus seinem Leder nicht herauszutrieegen. Der Herr Commandant von Tirol geht ins Wirtshaus essen und sein ganzer Hofstaat kostet dem Land des Tages keinen ganzen Gulden. Das Regieren aber kann er Dir, dass es schon eine Freude ist, und wirft wohl auch schon einen neuen „Sandwirt-zwanziger“ gesehen haben. Der Hofler sagt, das wären Dummheiten, er wolle nicht sein Bildnis, sondern den Kaiseradler darauf haben. Alle Angelegenheiten kommen geradeswegs zu ihn, es braucht nicht viele Umzieherei und Schreiberei, er thut's kurz ab. Gar strenge ist er gegen Piederlichkeit und Vergnügungssucht, die in dieser Stadt einreißt. Die Innsbrucker schimpfen schon über die

neue Regierung, sie dürfen nicht Theaterspielen und keine Bälle abhalten; der Hofler sagt, jetzt wäre keine Zeit für so etwas, gescheiter brav arbeiten und sparen und fleißig beten! Kann wohl sein, dass er recht hat.

Muß Dir auch schreiben, dass jetzt meine Eltern aus dem Pakmannthal, wo sie sich kümmerlich aufgehalten, wieder heimgekehrt sind auf ihr angestaumtes Bürgerhaus in Innsbruck, so dass ich wieder meine Lieben und mein altes Heim habe. Alle kommen jetzt wieder zurück, auch solche, die uns in der Noth verlassen haben und nach Kärnten, Steiermark und Wien gegangen sind; jetzt, weil's uns gut geht, finden sie ihr Heimatland wieder. Aus Wien ist auch sonst noch etwas gekommen. Zwei Herren haben dem Andreas Hofler eine goldene Kette gebracht zum Umhängen, vom Kaiser Franz. Aber nichts weiter dazu, was Österreich in Zukunft zu thun gedenkt, was in Tirol werden soll — gar nichts. Hofler ist daher über das Geschenk eher verstimmt als erfreut. Es gibt Leute, welche ihm schlechten Rath geben, sie sagen: Dem Österreich scheine an Tirol ohnehin nicht viel gelegen zu sein, so sollten wir in die Lostrennung doch willigen und den Hofler zum erblichen Fürsten des Landes machen. Solcherlei Reden erwecken seinen heftigsten Zorn, also sagte er gestern: Der Kaiser Franz kann schlecht berichtet sein, aber gern hat er uns und verlassen thut er uns nit, und wenn mir noch einer vom Lostrennen redet, so laß ich ihn niederschießen! — Wir hoffen also, die Verwaltung recht bald in die Hände Österreichs zurücklegen zu können, dass jeder wieder heimkehre an seinen Herd und als einfacher friedlicher Bürger lebe.

Ein nächstesmal mehr. Bis hin adieu, ihr herzlichsten Leute beieinander, haltet in gutem Andenken Eueren

Josef Dörninger,

Secretär des Commandanten von Tirol.“

Dieser Brief hatte auch folgende Nachschrift:

„Muß Dir einmal, wenn wir zusammenkommen, erzählen von einem kleinen Abenteuer, das ich damals unterwegs von der Mahr bis Bozen mit den zwei fremden Frauen gehabt habe. Ich kann mich berühmen, mein Vaterland auch einem so schönen Weibe gegenüber tapfer vertheidigt zu haben, mein Freund, das kann nicht jeder. Die dann wird sich's merken und ich würde sie auch wieder erkennen, begegnete sie mir wo immer auf der weiten Erde. Obiger.“

Die Neuigkeit wißt ihr nicht?

Der Steuereinzahler aus Bruned, Kulber, der kleine schwarze Herr, hielt sich immer noch im Brigenthale auf. Unter der neuen Regierung gab es für die Steuerämter seltsam wenig zu thun.

An einem Sonntagsmorgen, als der Mahrwirt hinaufgieng zur Jakobskirche, schloß Kulber sich ihm an und fragte: „Hast es gehört, was sie dem bairischen Rentmeister zu Hall angethan haben? Nicht? Dieser saubere Rentmeister hat früher alleweil herumgeschrien: Die Tiroler, wenn sie die Wohlthat der bairischen Regierung nicht wollten erkennen, wären Kinder und würden noch Heu fressen.“

„Heu fressen thut der Tiroler nicht“, entgegnete Peter ruhig.

„Aber der Baier frisst's“, rief der Kulber. „Den besagten Rentmeister haben sie in voriger Woche in einen Stall eingesperrt, zum Trog gebunden und Heu vorgeschüttet.“

„Kein schlechter Spass“, meinte der Mahrwirt.

„Zum Spasfmachen ist aber jetzt keine Zeit“, versetzte der Steuereinzahler. „Denen Baiern muß man ein anderes Merks stecken! Ein ganz anderes Merks! — Sage, Mahr, was denkst du, das wir machen sollen mit den fünf Gefangenen im Stadtkeller?“

„Auslassen und heimjagen“, antwortete Peter.

Der Kulber blieb stehen, schaute den Wirt an und sagte ganz weich: „Bist nicht gescheit, Wirt. Eine Freude wirfst du den Leuten doch gönnen für die unerhörten Opfer, die das Land wegen diesen gottverdammten Baiern gebracht hat! Wir liefern diese Gefangenen nicht aus, haben ja nichts dafür einzulösen. Ohren abschneiden! sagen die Weichmüthigsten.“

„Das geschieht nicht!“ rief Peter.

„Freilich nicht, denn wir verlangen mehr. Wir verlangen ihren Tod!“

Peter schwieg. Sie traten in die Kirche.

Aber mitten im Hochamte ergriff der Mahrwirt seinen Hut und schlich hinaus. Er eilte nach Brigen zum Kreuzwirt, auch zu anderen der Ältesten und Führer.

„Männer“, sagte er zu diesen „der Brand ist gelöscht. Wir müssen alles Zündeln verhindern, daß die Feuersbrunst nicht noch einmal ausbricht und größer wird! Die Feinde sind geschlagen, wir wollen keinen Haß mehr zügeln, wir wollen Frieden haben. Ich meine, daß wir die gefangenen Baiern endlich heim schicken.“

„Dann kannst ihnen auch Bedeckung mitgeben, sonst werden sie unterwegs erschlagen“, meinte der Griesacher.

„Ist schon gesorgt“, sagte Peter, „Tiroler Bauerngewand sollen sie anziehen, wird ihnen nichts geschehen.“

Die anderen zeigten sich einverstanden und also giengen sie — während das Volk noch beim Gottesdienst war — mit Bedeckung hinauf in den Stadtkeller.

Die fünf gefangenen Soldaten sahen nicht eben sehr verhungert aus, nur ihr Bart, blond und roth, war ungeschnitten und ungepflegt. Häufig hörte man, wie sie Bierzeilige sangen und dazu mit den Fäusten auf den leeren Fässern trommelten, die man ihnen zur größeren Pein drinnen gelassen.

Ein Gebet- und Erbauungsbuch hatte man ihnen gegeben, da war einer auf den Gedanken gekommen, dasselbe in lose Blätter auseinander zu thun und vermittlest Kohlenmarkungen Spielkarten daraus zu machen. Also litten sie keine Langweile und auch jetzt hockten sie wieder beisammen um ein aufgestülptes Fass und machten ein Spielchen.

Nun traten die Männer ein und schauten finster auf diesen Zeitvertreib, während in den Kirchen der Gottesdienst war.

Der kernige Kreuzwirt trat vor und sagte bedeutungsvoll zu den Gefangenen: „Wenn es jetzt zum Sterben wäre!“

Da wurden die Fünf etwas unruhig; ein paar waren aufgesprungen und hatten todtenblasse Gesichter bekommen.

„Verdienen thätet Ihr's!“ sagte der Kreuzwirt. „Was uns die Baiern haben angethan! Dankt es Gott, daß wir Christen sind, sonst sollts euch schlecht ergehen! Schon manchen Feind hat Tirol gesehen, aber wie ihr Baiern, so hat's Keiner getrieben!“

Aus den Fünfen traten jetzt zwei flachshaarige Necken hervor und einer davon sprach: „Herr Jesses, wir sind Sie doch keine Baiern nicht; hören Sie doch, Gutester, wir zweie sind aus dem Sachsenland. Wenn Sie mal nach Dresden kommen, so haben Sie doch die Güte und fragen nach dem Wötkhermeister Herrn Gotthold Gräse, Friedrichsstraße, die Ecke links, zwei Treppen hoch. Jedes Kind wird's Ihnen sagen. Und der da, mein lieber Kamerad.“ —

„Ihr seid Sachsen!“ unterbrach ihn der Kreuzwirt von Brigen. „Ja was geht euch denn nachher Tirol an? Was haben die Tiroler euch Sachsen denn gethan, daß ihr mit unserem grimmigsten Feinde vereint über uns hereinbrecht? — Geht jetzt alle miteinander und erzählt daheim von dem wilden Volk der Berge, das ihr überfallen habt, dem ihr alles

habt zerstören und ausrotten wollen, was es seit Urzeiten her an Ehr' und Eigen besessen. Dieses Volkes Gefangene seid ihr gewesen in jenen Tagen, während anderwo in demselben Lande eure Genossen unerhörte Grausamkeiten haben verübt; und dieses Volk hat euch nicht hinausgeführt und auf die höchsten Bäume seiner Wälder geknüpft. nein, es hat euch freigegeben und Schutz gewährt zur Heimkehr. — Das einfache Kleid desselben Volkes, welches ihr so hart habt verfolgt, soll euch sicher machen. In paar Stunden wird das Gewand da sein. Und heute abends, wenn es finster wird, soll das Thor offen stehen. Im Frieden scheiden wir, und wenn wir Euch zum Abschied noch einen Rath geben dürfen: Denket an Eure Vorfahren und laßt Euch von dem lorrhischen Bösewicht nicht wie Hunde heßen auf Euer eigen Blut. Jetzt sind wir fertig, behüt euch Gott!“

So hatte der Kreuzwirt gesprochen und dann waren unsere Männer ihres Weges gegangen.

„Das vom eigenen Blut hättest nicht sagen sollen“, bemerkte unterwegs der alte Stauder zum Kreuzwirt. „Mag wohl in der Zeitung so stehen, wie du sagst, aber die Baiern und die Tiroler sind nimmermehr ein Blut! Nimmermehr!“

„Eines Blutes wären sie beiläufig schon“, sagte jetzt der Kampesbauer, „aber eines Sinnes sind sie nicht. Ich höre, daß die Baiern sogar den katholischen Glauben haben, wie wir.“

„O Narr!“ rief der Griesacher, „Glauben hin, Glauben her! Der Bonaparte hat auch den katholischen Glauben und zieht doch in der weiten Welt um, Völker abschlachten. Der Glauben ohne die Werke ist todt und das Bruderblut ohne den Brudersinn ist ein Unsinn, Gott verzeih' mir's!“

„Leute!“ mahnte nun Peter Mayr, der Mahrwirt, „thuts nicht so viel reden und denkt's mehr auf

Thaten. Mir kommts nicht recht für.“ — —

Die Gefangenen schlichen an demselben Abende davon und suchten die einsamsten, unwirklichsten Wege, um ihr Vaterland glücklich zu erreichen. Die Männer des Thales aber versammelten sich im Domhose zu einer Besprechung.

Es nahte das Fest der Heiligen. Und an diesem Tage sollte zu Dankagung für die Befreiung des Landes aus verhasster Knechtschaft der Baiern ein hochfeierlicher Gottesdienst abgehalten werden. Mit dem größten Glanze, den Kirche und Volk vermögen, sollte dieser Tag gefeiert und geheiligt werden. Alle Glocken, die mitgeschrien hatten zum Aufstuhre, sollten nun klingen in weihervollen Friedensklängen. Alle Fahnen, die den Streitern vorausgegangen und von Kugeln durchbohrt worden waren, sollten nun über den Häuptern der betenden Scharen wehen, und das Pulver, welches noch übrig geblieben war, sollte nun aus Mörsern und Pöllern krachen zur größeren Ehre Gottes. „Denn weil wir halt so viel froh sind!“ sagten die Leute.

Also waren die Männer versammelt, um den Festplan zu bestimmen. Der ganze weite Weg, den die Procession nimmt, soll mit frischen Fichtenbrettern belegt werden. An beiden Seiten endlos hin die Säume von abgehackten Wipfeln, Tannlingen und anderen immergrünen Gewächsen, frisch in die Erde gesteckt und mit ihrem Harzdufte die Luft würzend. An verschiedenen Stellen der Matten und Felder sollen hohe Altäre errichtet werden, mit Statuen und Bildern, mit Teppichen und Vorhängen, mit zahlreichen Lichtern, mit alles umschlingenden Kränzen und einem Meere von Rosen überall. Auf diesen Altären von Strecke zu Strecke wird das vom Fürstbischof unter seidnenem Baldachin getragene Allerheiligste aufgestellt, daß die Menge der Procession davor niederknie und bete. Gesang

und Musit soll erklingen im ganzen Thale und der darauffolgende Allerheiligentag selbst soll zu einem Ruhmesfeste werden für die gefallenen Helden. Da sollen auf den Hochzinnen der Berge große Weihesfeuer brennen, und jeder soll über den Gräbern fröhlich sein in Gott, und keiner soll im Lande darben und ungetröstet sein an diesem Tage. Wie man einst die zum Aufstuhre mahnenden Kreuzzeichen hinabrinnen ließ auf dem Eisack, so sollen nun auf den bekränzten Schifflein Pechlunten und Ampeln dahinwallen, auf daß gleich den Menschen auch Feuer und Wasser Gott lobe.

Jeder der Männer schlug etwas Besonderes vor für das Fest. Der Staufer kam sogar mit dem auf freiem Markte gebratenen Ochsen und mit der am Marktbrunnen ununterbrochen sprudelnden Weinquelle.

Da rief zum offenen Fenster eine schneidende Stimme herein, ob sie schon fertig wären mit dem Dank- und Jubelfeste? Wenn ja, dann würde ein anderer kommen und sagen, daß all das Vorgeschlagene nichts taue.

Der schwarze Steuereinzieher war's, welcher mit ausgespreizten Beinen, die Hände auf dem Rücken, da unten stand und mit einem merkwürdig verzerrten Gesichte herauf sah.

„Den Groß-Benediger, oder den Ortler, oder so einen wollen wir an der steilsten, weitausblickenden Seite glatt schleifen, daß er vom Fuße bis zum Gipfel wie eine einzige Marmorwand ist. Und auf diese Marmorwand wollen wir mit goldenen Buchstaben, deren einer tausend Klafter hoch ist, den heiligen Namen Napoleon schreiben!“

So rief draußen der Kulber. Die Festräthe schauten einander an und fragten sich: „Was hat er denn?“

Sie luden ihn ein, in den Saal zu kommen. Die Hände immer noch am Rücken und den Hut auf dem Haupte, so trat er ein; keinen grüßte er, auch den anwesenden Fürstbischof

nicht. Sein Antlitz war noch blässer, sein Auge noch glühender als sonst.

„Die Neuigkeit wisst ihr nicht!“ stieß er heraus und zog die Hand mit einem Zeitungsblatte vom Rücken hervor. „Friedensschluss!“

„Frieden?!“

„Zwischen Österreich und Baiern.“

„Gott dem Allmächtigen sei Dank!“ sagten mehrere der Männer, die Hände zusammenschlagend. „Die Zeit der Prüfung ist vorüber. Hoch lebe unser Kaiser Franz!“

Der Kulber schrie nicht mit. Als es wieder ruhig geworden war im Saale, sagte er überaus ruhig und

gelassen: „Tirol ist von Österreich auf ewige Zeiten an Baiern abgetreten.“

„Was sagt er?“

Der Kulber las vom Blatte: „Tirol ist von Österreich auf ewige Zeiten an Baiern abgetreten.“

Die Männer, welche noch gefessen waren, erhoben sich langsam. Starr, sprachlos, todtenbläss wie aufrechte Leichen, so standen sie da. Peter, der Wirth, wankte endlich tappend gegen ein Fenster, als strebe er nach Luft, nach Sonnenlicht. Finster ward es, ein Chaos von Funken wirbelte vor seinen Augen.

(Ende des ersten Theiles.)

(Fortsetzung folgt.)

Verrath.

Novelle von Richard Graf Derrmayer.

Es war zur selben Zeit, als sich Mitte dieses Jahrhunderts ein blutiges Volksdrama abspielte, dass sich das Schicksal zweier Menschen erfüllte, die unter günstigen Umständen wahrscheinlich vereint ein glückliches und reiches Leben geführt hätten.

Als der Volksstamm, dem sie angehörten, durch die Empörung gegen seinen rechtmäßigen Herrscher, sich schweren kriegerischen Proben aussetzte, trat auch an sie das Schicksal mit kalter Hand heran, und sowie damals unendliches Elend über Tausende kam, durch das falsch verstandene Wort der Freiheit, oder das zu spät gesprochene Wort der Versöhnung, so giengen auch einzelne zugrunde, bloß wegen eines verhängnisvollen Irrthums, der sich unter anderen Zeitläufen nicht ereignet hätte.

Gleichwie der glatte Spiegel der See nicht ahnen lässt, welche Stürme

vorhergegangen und wie viel verlorene Leben in der Tiefe ruhen, so trübt kaum die Erinnerung an die Verlorenen nach den Stürmen des Krieges die glatte Oberfläche der Gesellschaft, welche nur den Tagesfreunden lebt.

Manchmal nur treibt der Zufall und die Strömung ein Stück Vergangenheit an die Oberfläche und dann erblasst mancher unter den frohen Zechgenossen am Tische des Lebens, aus schmerzvoller Theilnahme für die armen Verunglückten, die er gekannt oder gar geliebt hatte.

* * *

An einem das Herz des Jägers erfreuenden Herbstmorgen, da Nebel und Sonne noch um die Herrschaft stritten, da weit umher auf der Gegend noch Ruhe lag, kamen durch den hundertjährigen Buchenwald des Altendorfer Reviers zwei Jäger daher,

die nach der Fährte des Wildes suchten.

Einen solchen Morgen empfindet so ganz und innig nur der Maler oder der Jäger, am besten vielleicht wer ein Stück von beiden ist. Für den Maler genügt die Herrlichkeit der landschaftlichen Welt, dem Jäger belebt sich das Bild noch überdies durch das geheimnisvolle Treiben des Wildes.

Wer mit den Augen des Malers und mit dem Herzen des Jägers das erste Licht dämmern gesehen im Forste oder im Gebirge; wie die Gipfel zu leuchten beginnen, die Schatten zu Boden sinken, sich dann in den Schluchten lagern, aus denen weiße Nebelungehüme emporsteigen; die wieder im Lichte zu Nichts zerfließen; wie dann über diese ganze Welt unvermerkt die Farbe des Lebens sich ergießt, Grau in Blau, Braun und fahle Todtenfarben in Goldroth und Purpur sich verkehren, wie endlich jede Creatur dankvoll der Lebensspenderin Sonne entgegenjubelt — wer das mitlebt und nachempfindet, der hat einen unersiegbaren Quell des Glückes in sich, aus dem er frischen Athem und neue Kraft schöpft, wenn alles andere stumpf und schmal geworden wäre.

So ein glücklicher Schwärmer war auch einer von den beiden, die jetzt den Morgenthau vom Grase streiften, um nach der frischen Spur des Wildes zu spähen, denn sein Blick glitt oft vom Boden weg nach den Höhen, und öfter blieb er zurück, um nach dem ziehenden Gewölke zu schauen, welches bereits von der aufgehenden Sonne vergoldet wurde.

Da blieb der Vorangehende stehen. Lüftete den Hut und sagte zu seinem Begleiter leise:

„Sehen Euer Gnaden, da ist er hinein.“

Darauf fragte der andere:

„Und meinen Sie, Peter, daß es der Zwölfender ist?“

„Gewiß, wir haben keinen zweiten

so starken Hirsch im Revier; man deckt seine Spur kaum mit der Hand.“

„Wenn er nur in dem Boden geblieben ist“, meinte der Angeredete.

„Wenn Euer Gnaden noch weiter mitgehen wollen, wird sich das gleich zeigen, denn nach dem letzten Regen ist jede Spur kenntlich.“

„Freilich, freilich, Peter, nur immer vorwärts“, schloß der erstere und sie schickten sich wieder an, lautlos aber rüstig vorwärts zu schreiten, indem sie den Wald umkreisten, welcher wenige Stunden später abgejagt werden sollte.

Während sie giengen, rückte allmählich die Sonne herauf und auf den breiten Jagdsteigen, die sie beschritten, glüherten Blumen und Gras. Wo ein Sonnenstrahl hinfiel, war alles thaufrisch und farbenhell und am klaren, mattblauen Horizonte zeichneten sich schon rein die Baumkronen und hie und da die überragenden Berggipfel. Die tieferstehenden Laubmassen des Waldes, auf denen noch stellenweise die Morgendämpfe lagerten, waren noch mit eiförmigem Grau gedeckt, während freistehende, einzelne Prachtbäume, die auf Lichtungen im Vordergrunde sich Raum geschafft hatten, indem sie alles Schwächere unterdrückten, im Lichte standen.

Schon regte sich das Leben im Walde; das wenige, im Herbst noch fangesfrohe Federvolk, that sein Bestes. Der Specht klopfte sich sein Frühstück aus der loderen Rinde alter Eichenstämme, der Habicht kreiste über den Plan, nach einer Maus oder einem jungen Hasen spähend, und eröffnete so mit dem ersten Morgenlicht den alten Kampf alles Lebenden unter sich, indem sich der Raubvogel vorsichtig zu unerreichbarer Höhe erhob, als er die Jäger an den blinkenden Gewehren erkannte.

Jetzt zog ein frischer Lustzug daher und unverhüllt, in voller Klarheit zeigte sich mit hellen Lichtern

und scharfen Schatten die weite Gegend. Es war völlig Tag geworden, als endlich die beiden ihren Kundgang vollendeten und sich dem Jagdhaus zu Altenhof näherten.

Hier war alles schon in eifriger Thätigkeit. Auf einem dem Walde zugekehrten wohlgepflegten großen Hofraume dieses hübschen Herrenhauses standen Gruppen von Jagdpersonal. Da ein Waidjunge mit zwei prächtigen Dachshunden an der Leine, von jener Klasse, wie man sie zur Hirschjagd braucht, daneben ein alter Förster, der, seinen Umerkopf schmauchend, dem Jungen von jenem stärksten Hirsche erzählte, den er einst geschossen. Nicht weit davon sah man einen großen Jagdwagen, der eine ganze Gesellschaft fassen konnte, dabei der Kutscher eifrig beschäftigt, sich alles zurecht zu legen, damit er, sobald Befehl gegeben würde, rasch seine Pferde anspannte. Diener legten Gewehre auf den Wagen, andere trugen das Frühstück über den Hof. Als die beiden vom Walde in den Hof einbogen, öffnete sich im Hause ein Fenster, einer der Gäste im Jagdgewande lehnte sich heraus und begrüßte den neu Ankommenden.

„Guten Morgen Walter, wo kommen Sie so frühzeitig her? Klang es herunter.“

„Von der Pirsch.“

„Was gesehen?“

„Nein, aber gespürt einen starken Hirsch im Moorgraben. Wer Glück hat, schießt ihn heute.“

„Kommen Sie doch herauf, wir sind lang beim Frühstück“, schloß der andere. Der Aufgeförderte gab einem herbeieilenden Diener sein Gewehr und trat in den großen Speisesaal, wo der Herr dieses bequemen Hauses, Graf Benten, mit seinen Gästen am Frühstückstische saß. Ähnlich wie heute, ging es alle Tage des Morgens hier zu, solange der Graf in diesem Revier jagte. Dieses Jagdschloß lag in alten Laubholzwäldern verborgen, an

einer breiten Straße. Hier fand der sonst nur der Welt lebende Herr sich alljährlich im Herbst ein und wer irgend zu seiner Gesellschaft gehörte und mit der Büchse hantierte, war hier gerne gesehen.

Selten kamen Frauen, obwohl Benten verheiratet war, denn hier wurde wirklich gejagt. Nach zehnstündiger Arbeit im Walde kamen die Jäger oft todtmüde nach Hause, um einen jede Liebenswürdigkeit ausschließenden Hunger zu stillen, und bald zog man sich zurück, nämlich zu der Stunde, da Frauen, die fast alle gern in die Nacht hineinleben, erst recht gesellig werden.

In diesem Herbst nun war die Gesellschaft des Grafen wieder voll und Robert Walter, der eben eingetreten war, zählte zu derselben, seitdem er sich nach langem Reisen hier festgesetzt hatte, durch den Ankauf eines nahe gelegenen Gutes. Alle kannten ihn, und als er zu ihnen an den Frühstückstisch getreten war, begrüßten sie ihn, dann sagte Walter:

„Ich bringe gute Botschaft, der Zwölfender, den Sie ausgewandert glaubten, ist da und steckt in einem der Böden, die heute bejagt werden sollen.“

Hierauf folgten Fragen und Ausrufe von allen Seiten. Graf Benten aber frug:

„Haben Sie ihn schon abgospürt und wann sind Sie denn ausgefahren?“

„Nachts um zwei, um vier war ich am Forsthaus bei Peter und eben komme ich mit ihm vom Moorgraben, wo der Hirsch steht.“

Da wendete sich der Graf an die Gesellschaft und sagte auf Walter zeigend:

„Da sehen Sie den richtigen Waidmann, der sich den stärksten Hirsch im Revier selber abspürt, während wir anderen schlafen. Weidmanns Heil, lieber Robert, „ich wünsche, daß Sie den Hirsch heute schießen.“

Bald darauf brach man das Frühstück ab und alles bewegte sich dem Walde zu, voll der schönsten Hoffnungen und der besten Vorsätze für den heutigen Tag; die besten hatte wohl Walter, der sich's hatte sauer werden lassen, endlich seinen ersten guten Hirsch zu verdienen als Jäger. Es wurde auch dem Förster aufgetragen, ihn auf den besten Posten zu stellen, nämlich dort, wo am selben Morgen das Wild in den Forst eingezogen war.

Der Moorgraben war mit Schützen umstellt und ein Rudel starker Dachshunde wurde in dem Boden eingelassen. An einer Lichtung, wo die Straße das Gehege durchschneidet, war Walter angestellt; der Stand schien nicht der beste, weil eben die Hauptstraße zu nahe vorbeiging, dennoch zog gerade hier das Wild am liebsten ein und aus, und Peter hatte gesagt, als er Walter anstellte:

„Hier wechselt der Hirsch sicherlich, wenn er überhaupt vorwärts geht und nicht nach rückwärts durchbricht.“ Dieses Rückwärtsdurchbrechen des Wildes ist aber etwas Häufiges, wenn es vorne Gefahr wittert; auch hat sich schon mancher Hirsch das Leben gerettet, indem er wie rasend über die Köpfe der Treiber und Hunde hinweg das Weite gewann.

Walter stand schussfertig auf seinem Posten, da regte es sich im Holze, gleich darauf hörte man einen Hund, dann einen zweiten, und sogleich das helle Geläute des ganzen Rudels. Jetzt brachen starke Äste im Dickicht, dann stand wieder alles still, und die Hunde bellten heftig gegen ein Stück, welches sich ihnen widersetzte. Dem Schützen pochte das Herz, denn schon bewegte es sich wieder dem Waldrande zu, an welchem er stand, jetzt meinte er sogar, im Gewirr der Äste das Geräch eines Hirsches zu erkennen — da vernahm er plötzlich dumpfes Rollen auf der Straße, welches rasch näher kam, dann Hufschlag, und jetzt bog im scharfen Trab

ein schönes Gespann, dessen Räder blitzten, über die Erde.

Zwei Frauen saßen darin, die eine fesselte Walters Blick. Zuerst schaute er angstvoll nach der Spielverderberin, und Ärger malte sich in seinem ganzen Wesen, denn nun war's um den Hirsch geschehen. Eine Regung schlecht verhaltenen Zorns dämmerte in ihm auf; doch diese böse Regung wich dem Erstaunen, das Erstaunen einem lähmenden Zauber, der ihn zwang, das Auge festgebannt auf die Erscheinung, ihr zu folgen, bis sie entschwand. Aber auch sie ließ ihren Blick auf ihm ruhen.

Er hatte unterdessen auf den Hirsch vergessen, der in das Dickicht zurückgeprallt war.

Jetzt trat Peter aus dem Walde und fragte betroffen, auf Walter zugehend, warum er nicht geschossen habe.

„Weil ich nichts gesehen habe“, lautete die Antwort.

„Er stand ja ganz frei, dort an der kleinen Eiche am Rande.“

„So? — Wissen Sie was, Peter, der Hirsch war gar nicht bei mir.“

„Aber, Euer Gnaden, ich —“

„Schon gut, verstehen Sie mich nur, Sie haben ihn auch nicht gesehen, er war überhaupt kein Hirsch, — ein Kalb war's, oder so etwas.“

Dabei drückte er dem Jäger ein Goldstück in die Hand. Peter zog den Hut und sagte:

„Wie Euer Gnaden befehlen.“

„Ich befehle es nicht, aber mir wäre lieb, wenn diese Geschichte unter uns bliebe. Abgemacht?“

„Zu Befehl, Euer Gnaden, aber schade ist's doch“, meinte Peter, „es war der Zwölfender. Das hat uns wieder die Frau Gräfin gethan.“

„Welche Gräfin?“

„Die Frau Gräfin von Arnfels, die im Wagen saß. O, wenn die in die Gegend kommt, geschieht leicht ein Unglück.“

„Nun, das ist noch kein Unglück“, bemerkte Walter lächelnd, „und was

für ein Unglück hat sie denn schon angerichtet?"

„Euer Gnaden, vergeben, die Geschichte ist nicht zum Lachen. Mein armer Herr hat dabei sein Ende gefunden. Jetzt darf ich aber nicht mehr bleiben. Euer Gnaden entschuldigen — die Hunde jagen wieder.“

Hierbei zog Peter den Hut und gieng. Betroffen wollte Walter ihn zurückhalten, um mehr zu erfragen, doch mußte er sich mit dem Vorschlag begnügen, es später zu versuchen, da er wirklich das Jagen nun wieder näher kommen hörte, und obgleich mit ganz verschiedenen Gedanken beschäftigt, dennoch seinen Posten wieder einnehmen wollte.

Ehe der Tag noch zu Ende gieng, wurde manches gute Stück Wild gesehen und geschossen, der starke Hirsch aber kam nicht mehr zum Vorschein.

Des Abends an der Tafel gab es ein großes Kopferbrechen, warum der gesuchte Hirsch, den einige zurückprallen sahen, nicht zu Schuss gekommen sei. Walter hatte dabei einen harten Stand. Er beschränkte sich, der Wahrheit gemäß zu versichern, er habe ihn nicht gesehen. Als noch alle hierüber im Gespräch befangen waren, brachte man dem Grafen einen Brief. Er las, wendete sich dann an seine Gäste und theilte ihnen mit, die ganze Gesellschaft sei für morgen zu einem Jagen nach Arnfels geladen. Er fragte, wer mitkäme, er für seinen Theil müsse annehmen. Man wunderte sich, daß die Nachbarn wieder zuhause seien, denn man glaubte sie auf Reisen, frug, was sonst noch in dem Brieftage stehe, auf was und wo gejagt werden solle, und einer der älteren Herren bemerkte, es wäre besser, statt Gewehren und Jagdkleider, Ballkleider und Musikbände mitzubringen, denn es werde dort mehr getanzt, als gejagt; jedenfalls rathe er den jungen Leuten, ihr Herz zuhause zu lassen, denn Gräfin Claras Augen seien ein tiefer See,

der manchmal seine Opfer haben wollte. Walter horchte hoch auf, denn da erfuhr er ohne zu fragen, was er sehnlich zu wissen wünschte.

Also Clara Arnfels hieß sie, die ihn heute einen Augenblick zu willenloser Verlorenheit verurtheilt hatte. Er brannte, sie kennen zu lernen, und wieder — diese Warnung vor ihr. Doch gerade das machte ihn noch begieriger, dieses reizende Verderben von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Es erfasste ihn ein ängstliches Gefühl, weil wenige Secunden, die sie ihn angeblickt, genügt hatten, ihn so zu beunruhigen. Willenskräftige Menschen entsagen nicht gleich ihrer Freiheit, und doch ist diese das erste Opfer, welches jede ernstere Neigung fordert. Freilich wird mancher hier fragen: Wie so viel Lärm um einen Blick? Was hat ernste Neigung zu schaffen mit einem ersten flüchtigen Begegnen? Ja wohl, in Wirklichkeit ist die Kluft von dem einen zum anderen gar groß; doch gibt es keine Zeit und keinen Raum für die Phantasie, für die Macht des menschlichen Geistes, in eine schöne Fernsicht das hinein zu träumen, was das Auge kaum ahnt. Lange, ehe die Realität mit ihren Thatfachen der Neigung Boden gibt, steht vor der befangenen Seele das Bild der Phantasie; und dieses ließ Walter seine gewohnte Regsamkeit und geistige Theilnahme am Gespräch verlieren; doch gab es bald Fragen und Anspielungen, die demjenigen so lästig sind, der gerne ungestört bliebe. Die einen meinten, er müsse doch den Hirsch gesehen und zu schießen vergessen haben, andere munkelten etwas von Erscheinungen, die er gehabt und die ihn verzaubert hätten, und trafen absichtslos so das Richtige.

Endlich richtete der Graf an ihn die Frage, ob er morgen mit nach Arnfels komme?

Diese Frage, so natürlich sie war, schien ihn sehr unerwartet zu treffen, fiel mitten in die Flut seiner Ge-

danken und brachte diese zum Stehen, daß sein ganzes Wesen einen Ruck erhielt, der sich durch eine leichte Erregung kund gab. Die Antwort folgte auch nicht rasch auf die Frage, weil er vorher den in einem solchen Falle höchst unnützen Streit des Für und Wider durchdachte, dessen Entscheidung in diesem Augenblick doch sehr voraussichtlich war.

Er sagte zu, und versprach andern Tages von seinem Gute aus nach Arnfels zu kommen.

Man gieng zur Ruhe im Jagdschlosse zu Altenhof und Walter ließ seinen Wagen vorfahren, um nach seinem Gute zurückzukehren.

Als er Abschied nahm von Graf Benten, faßte ihn dieser vertraulich unter dem Arm und fragte ihn:

„Was ist Ihnen, Walter? Seit heute früh sind Sie ein anderer. Wo ist der frohe Muth, die frische Jägerlaune?“

„Ich weiß es selber kaum.“

„So will ich es Ihnen sagen“, engegnete der Graf, „und mögen Sie daraus nicht die Aufdringlichkeit eines Gleichgiltigen ersehen, wohl aber die warme Theilnahme eines älteren Freundes. Gräfin Clara liegt Ihnen in dem Sinn. Ja, lieber Freund, ich sah sie vorüberfahren, und was ich nicht sah, habe ich errathen. Doch lassen Sie sich das Eine gesagt sein: sie ist eine Circe, deren Macht gefährlich, deren Leben ein Räthsel ist. Ihre Lebenswege sind dunkel, doch scheint sie lieblich und arglos, wie ein Kind. Sie lebte fünf Jahre an der Seite eines Galten, der ihr Vater hätte sein können, jetzt ist sie Witwe. Die Welt konnte ihr niemals Übles nachsagen, dennoch betrauern wir einen lieben Freund, einen jungen Mann, der so wie Sie, einst in unserer Mitte lebte, und der uns entschwinden ist, weil sie ihm das Herz berückte.“

„War es etwa Aradi, von dem wir neulich sprachen?“ fragte Walter. „Derfelbe.“

„Wie, mein lieber Vela?“ rief Walter überrascht aus, „mit dem ich drei Jahre lang durch die Welt gewandert bin, unter einem Zelte gelebt habe, sozusagen mein zweites, mein besseres Ich! Aber der kam ja vor sechs Jahren in dem letzten Aufstande um, er wurde, so heißt es, von den Russen erschossen, im letzten Gefechte, kurz vor der Übergabe.“

„So heißt es allerdings“, sagte der Graf, „aber es war nicht nationaler Fanatismus, der ihn trieb. Doch Sie sollen als Aradis' bester Freund an seinem Vermächtnis theilnehmen. Sie werden sich dann überzeugen, daß er ebenso warm Ihrer gedachte vor seinem Ende; es wird Ihnen, was Sie hören werden, vielleicht von Nutzen sein. Ich stand ihm sehr nahe, wir waren, es sind nun auch schon einige Jahre her, gute Freunde, so daß er mir auftrug, wenn er früher sterben sollte — wir lachten damals, denn er war ein blutjunger Mensch, und wir lebten im tiefen Frieden — sein Vermächtnis zu übernehmen, da er mit den Seinen wenig verkehrte. Bald darauf brach die Revolution aus, in der er fiel. Nach der Übergabe B begab ich mich in das russische Hauptquartier und erwirkte mir die Erlaubnis, unter der wertlosen Habe der Gefallenen nach dem Eigenthume Aradis zu suchen, denn das Wertvolle gab man nicht heraus und seine Leiche, die ich gern heimgebracht hätte, war nicht zu finden, so daß man vermuthet, er sei mit der Brücke in die Luft gegangen, auf welcher der letzte Kampf stattfand. Unter den wenigen Resten, die man in seinem Zelte fand, war auch ein Tagebuch, von der Hand unseres Freundes, welches ich Ihnen zu lesen geben will. Nehmen Sie es, lesen Sie es aufmerksam und beherzigen Sie den Inhalt.“ Walter nahm das Gebotene dankend und verabschiedete sich. Gleich darauf rollte sein Wagen aus dem Thore.

Trotz der Müdigkeit, die auch junge Augen beschleicht, nach einem großen Marsch, trotz Finsternis und dem eintönigen Rollen des Wagens schlief Walter unterwegs nicht. Ihm brannten die Blätter in der Hand und hielten ihn wach. Auch die ganze Nacht hindurch kam kein Schlaf über ihn.

Zu mächtig ergriff es ihn, als er die Schrift seines Freundes erkannte, der längst nicht mehr war. Als er von der ersten bis zur letzten Zeile die warme Seele desselben wieder fand und diesen einst so lebensvollen, hoffnungsfrohen Geist im höchsten Jubel aufjauchzen und dann — in tiefster Pein — seinem Verhängnis erliegen sah.

Es wurde ihm zu Muth, als redete der längst Verlorene zu ihm; jedes Wort des Freundes klang ihm auf einmal mit dem ihm plötzlich völlig erinnerlichen Ton seiner Stimme, als spräche er es eben aus.

Diese Blätter mit der verblassten Tinte gewannen Leben und Farbe.

Unendlich mächtiger wirkt das todte Wort, wenn wir den Schreiber kannten; doch wenn die erkaltete Hand die des Freundes war und wir sie herzlich einst in der unsern hielten, wenn wir nachempfinden können, was er fühlte, weil wir sein ganzes Seelenleben gekannt, mit ihm die vollsten Accorde der Freude mitjubeln und in die schauerlichsten Tiefen der Verzweiflung hinabsteigen können, weil uns Höhe und Tiefe dieses Gemüthes so ganz wie unser eigenes erschlossen waren, dann begehen wir eine seltene Todtenfeier, die bis in das innerste Mart erschütteret.

„Lichte Augenblicke“ — so stand es obenauf, und dann folgten, mit und ohne Angabe des Tages, folgende Aufzeichnungen:

20. Mai 1849.

Es ist nun drei Jahre her, daß ich sie das erstemal sah. Damals war sie fast noch ein Kind, aber diese Augen

waren damals schon abgrundtief, und damals sah sie schon den Menschen so voll ins Herz hinein, daß jeder ihr das seine auf Händen entgegenbrachte. Woher kommt ihr so eine souveräne Allmacht? Sie schaltet mit fremdem Eigenthum, als ob alles ihr gehörte. Das ist wohl auch Königen eigen und kommt daher, weil sie wissen, daß sie aus ihren Schätzen hundertfältig ersetzen können, was ihnen geboten wird. Könige, und solche, die königlich herrschen wie sie, kennen die falsche Bescheidenheit nicht, das Gebotene zurückzuweisen, dennoch kann mancher sich lebenslang verrechnen, der sein Bestes solchen Tyrannen darbringt.

Wir sahen uns zuletzt in ihrem Vaterhause, jetzt tobt der Krieg in ihrer Heimat und sie lebt hier bei ihren Verwandten.

Was hindert sie aber eine andere Zufluchtsstätte zu suchen, als gerade bei diesem Auenfeld? „Stören Sie meinen Frieden nicht, vertreiben Sie mich nicht von hier,“ sagte sie mir heute. Lächelnd, mit kaltem Unglauben schüttelt sie das Haupt, wenn ich sie erinnere, daß wir beide kaum die Kinderschuhe ausgetreten, als sie mich schon an ihre Sohlen gefesselt hatte. Ich hatte ihr damals schon ganz angehört, sie herrschte damals so unumschränkt wie heute über mich, doch nahm sie damals freundlich auf was ich ihr sagte, heute leugnete sie alles, und das so herzlich und natürlich, daß ich ihr hätte glauben müssen, wenn ihre lieben dämonischen Augen nicht alles widerrufen hätten, was der Mund Böses sprach. Ich gestand ihr, daß ich ihretwegen mein Vaterland verlassen und immer in ihrer Nähe weilen möchte — da erschrak sie. Und doch, mit welcher Zornigkeit ruht dieser Blick auf mir, wenn sie sich unbemerkt glaubt; dann wieder: Stören Sie meinen Frieden nicht! — Ach, ich will ihn dir nicht

nehmen, gib mir nur auch den meinen wieder!

2. Juni.

Viele Tage lang saß ich stumm ihr gegenüber; ihr Auge sprach Bände voll der wunderbarsten Dinge, ich aber schwieg, weil sie es so haben wollte. Mein Herz drohte mich zu erschlagen mit seinem Pochen; ich saß neben ihr, sie konnte es hören, und mir an der Stirne ablesen, wie es mit mir stand. Als meine Qual unerträglich wurde, fragte ich sie, ob sie nicht wisse, daß die unausgesprochenen Worte sich aufs Herz legten, daß es daran ersticken müsse. Sie sah mich lächelnd an und sagte: „Schweigen Sie, wenn Sie mich lieben.“ — Ja, ich schwieg, wenn sie da war, und sprach nur mit ihr, wenn ich allein war; dann gieng sie mit mir durch Flur und Feld, wir sprachen über alles, sie hörte auf mich, antwortete auf meine Fragen, ich überredete, überzeugte sie, und sie gab mir zuletzt die Hand zum Kusse. — Ach, alles nur im Geiste, nur im wachen Traume! Ich weiß selbst nicht, wie es kam, daß ich ihr einmal sagen durfte, das alles sei ihr Werk, da ich längst glauben durfte, sie sei mir gut, ich aber trüge ihr Bild schon lange, durch alle Länder. Sie unterbrach mich nicht, als ich ihr jedes Wort und jede Miene aus der Zeit unserer ersten Begegnung in Erinnerung brachte. Sie schwieg und wurde blaß dabei, wie sie es immer wird, wenn sie ergriffen ist. Endlich brach sie, mit dem Ausdrucke tiefsten Schmerzes, in die Worte aus: „Es gibt nur einen, der mir sagen darf, daß er mich liebt.“ — Ich fragte: „Wenn meine Liebe eine unglückliche ist, wie können Sie hart gegen mich sein, da Sie denselben Schmerz tragen müssen?“ Sie schwieg eine Weile, sah mich dabei groß an und sagte endlich: „Ach, Sie verstehen mich nicht, niemand kann mich verstehen.“ —

Ihr ganzes Fühlen, die ganze

Sprache der Empfindung hat Natur ihr in das Auge und in die Stimme gelegt. Was ihr Blick nicht ausdrücken kann — doch wie unendlich viel sagt der — das spricht sie im Liede aus. Wenn sie singt, löst sich das Siegel ihrer räthselhaften Schwermuth. Ihr ganzes Wesen wird Leben und Bewegung, ihr liebes Gesicht, oft so blaß und leidend, die schönen ernsten, oft so trauervollen Züge, werden durchsichtigleuchtend, der Blick verklärt, und das einfachste Lied ist ein Bekenntnis ihrer reichen Seele. — Es gab eine Zeit, da lag ein froher Zug auf ihrem Gesichte; damals hatte sie ein heiteres Lächeln für alle, die sich ihr näherten. War es der Widerschein innerer Seelenheiterkeit und nahm sie willig jeden Anlaß auf, dieser Stimmung Ausdruck zu geben? War sie damals glücklich? Oder war dieses Lächeln eine Maske, ihr Innerstes zu verbergen, wie sie es jetzt tage- und wochenlang unter blassem Ernst verbirgt?

15. Juni.

Heute traf sie mich wieder ins tiefste Herz. —

Ich forsche nicht, ich frage nicht,
Ich ahne kaum, was ich dir bin,
Im holden Trug, im Dämmerlicht
Der Täuschung lebe ich dahin.

O störe nicht den schönen Wahn!
Wenn einer wandelnd, träumend schlief,
O, weck' ihn nicht auf schmaler Bahn,
Sonst stürzt er in die Tiefe. —

Was frage ich nach Ziel und Ende,
Bist du bei mir, blickst du mich an:
Ich gab mich ganz in deine Hände,
Ob Leid, ob Freud' — du hast's gethan. —

Diese Worte richtete ich an sie, ich sprach sie ihr vor; sie aber wurde unruhig, hörte mich fast widerwillig an und unterbrach mich beinahe mit kalter Härte: „O, daß Sie mir von Liebe sprechen! Wat ich Sie nicht um Frieden? Ich bin nicht frei, habe ich Ihnen das nicht alles schon gesagt?“ — Und wieder war ihr Mund der unfreiwillige Lügner, denn ihr Auge,

ihr ganzes Wesen sprach eine andere Sprache. —

Blieb ich lange weg, so war sie betrübt; kam ich wieder, so wurde sie fröhlich. Hielt ich mich fern, so grollte sie mir, und wie konnte sie so oft so unbefangen mit mir sein? Sagte ihr nicht das Beben meiner Stimme, wenn sie die Gleichgiltige spielte, meine geistige Abwesenheit, wenn wir von Dingen sprachen, die sie und mich nichts angiengen — sagte ihr das alles nicht, was in mir vorgieng? Oder war sie eine eitle Thörin, die ihre Freude hatte, an den Leiden, die sie schuf? Und war sie das, wie konnte sie noch wert sein, daß ich soviel um sie litt?

Wunderbare Zweitheilung in uns selbst, die wir wohl niemals hienieden lösen werden! Das eine in uns, beobachtend, jede Regung zerlegend und das eigene Fühlen und Denken scharf kritisierend — das andere unbewußt, nach unbekanntem Gesetzen wirkend, dem vorgezeichneten Geschehe unentwegt folgend. Ich sehe, daß ich ins Bodenlose schreite, aber kann ich auch nur einen Schritt thun zu meiner Rettung? Was nützt mir das Wissen, wenn mir das Können fehlt? Wäre sie nur immer so herzlos geblieben, hätte sie mir dadurch ihre eigene Seelenlosigkeit recht glaubhaft gemacht, ich wäre vielleicht geheilt worden, denn nichts heilt leichter, als gekränkter Stolz. Doch auch für sie kamen die Stunden der Pein; ihr Herz, das sie mir einst geschenkt hatte, erwachte wieder, ich ahnte es; aber was war das jetzt für eine Liebe? Ein beständiges Hangen und Bangen, ein tägliches Empfangen und Verlieren, ein unaufhörlicher Wechsel von Sonnenschein und Frost, beseeligend und vernichtend, aufreibend und erschöpfend, allen Gesetzen unseres Gefühllebens Hohn sprechend. — „D

schweigen Sie, für mich gibt es keine

Liebe, mich darf niemand lieben,“ sagte sie. Dabei ward sie blaß bis in die Lippen, und ihre Hand bebte und zeigte das Bild einer Hand im Fieber. Dann sprach sie wieder ein gleichgiltiges: „Daran stirbt man nicht.“ — Als ich von mir sprach, und als ich mehr sagen wollte, legte sie schalkhaft die Finger auf den Mund und hieß mich schweigen.

Eines Tages — es war die ganze Familie des Generals beisammen, nur er fehlte, denn er war ins Lager bereits abgerückt — da war sie so schön, so froh, so durchglänzt von Lebenslust, alle Trauer war verschwunden. Sie war erfüllt und beglückt durch das Bewußtsein, daß ein anderes Herz in ihrer Nähe nach dem Takte des ihrigen schlug. Sie wußte, daß jede Wolke auf ihrer Stirn mein Kummer, jede frohe Miene an ihr meine Lust waren. Ihre Züge sind, gleich der See, ein Bild steten Wechsels, und waren an dem Tage, sowie diese zu leuchten scheint, durch ein inneres Licht erhellt. Ihr Auge schwamm in thauigem Glanze, das meinige haftete beglückt auf ihr. Kein Wort fiel, der vielen Leute wegen, zwischen uns. Endlich gingen alle, nur die zum Hause Gehörenden blieben. Ihr Blick hing an den meinen, wie meine Seele an der ihrigen, dabei spielte sie mit Blumen und steckte eine sich in das Haar. Mein Auge verlangte nach dieser Blume, mein ganzes Herz lag in dieser Blume, sie verstand mich, sie fühlte es und doch verweigerte sie mir die Bitte. Tief verstimmt verließ ich sie und vermied ihre Nähe, der ganze herrliche Tag war mir vergällt. Alles an ihr schien mir künstlich und unwahr; mit Empfindungen spielen, ernste Gefühle erwecken und sie lächelnd zu rückweisen, wenn sie unbequem werden, das schien ihr Lebenszweck.

Heute hatte ich einen harten Kampf mit meinem Vetter, den sie ausgeschiedt

haben, mich zu meiner Pflicht zu rufen, daß ich meinen Posten in unsern Reihen einnehme. Alles was meinen Namen trägt ist dabei, steht unter der dreifarbigen Fahne. Meine ganze Vergangenheit, alles was mich sonst bewogen hätte, — was sage ich — mich lang dahin geführt hätte, wo ich hin gehöre, alle Gründe der Ehre und des Ehrgeizes blieben machtlos gegen meine willenlose Feigheit, hier in ruhmloser Knechtschaft zu leben. Woher nehme ich nur das Herz, diesen Schein von Muthlosigkeit in den Augen meiner Landsleute auf mich zu laden? Ich — der wegen eines schiefen Wortes sonst vom Leder zog, der jeden verachtet hätte, der etwas über seine Ehre gestellt, einen Matel daran geduldet hätte — ich nehme jetzt, in dieser stürmischen Zeit, weder rechts noch links Partei. Ich, der es kaum abwarten konnte, daß es los gehe — und jetzt diese Gleichgiltigkeit. Ach, ich komme noch dazu, mich selbst zu verachten. Das hat Alles sie gethan, und ich kann ihr doch nicht gram sein, kann sie nicht meiden. Kann das eine edle Leidenschaft sein, die mich von der Pflicht abrufst, mich hindert, an der Vertheidigung meines Vaterlandes theilzunehmen? Ja, wäre mein Schicksal entschieden, hätte ich sie fürs Leben gewonnen oder für immer verloren, dann wäre alles anders. Mit dem Himmel eines vollen Glückes in der Brust zu sterben, wissend, daß die Welt nichts mehr zu bieten hat, oder mit der Hölle im Herzen und dem Gedanken, alles verloren zu haben, ist es leicht, dieses Leben hinzugeben. Unerträglich ist es nur, zwischen beiden zu schweben, die zehnfache Pein der Ungewißheit empfinden zu müssen. Leben und Tod, Pflicht und Vaterland sind dem Schwerkranken gleichgiltig.

4. Juli.

Muß sie denn mir in allem ein Räthsel bleiben? Soll denn dieses Herz, welches ich vor allen verstehen möchte, mir immer wunderlicher, immer

unerklärlicher werden? Seit Wochen ist sie hier zu Gast im Hause des Generals, welcher zwar durch entfernte Verwandtschaftsbanden mit ihrer Familie verbunden ist, der aber doch bei dem Heere dient, gegen welches ihr Vater und ihre Brüder im Felde stehen. Keine Miene, kein Wort verräth, welcher Sache sie sich anschließt, und wenn ich sie frage, weicht sie der Antwort aus. Was hielt sie hier zurück, in dem Hause des Feindes ihres Blutes, und warum ist sie gegen mich verschlossen, sie kennt doch meine Gesinnung von früher?

10. Juli.

Heute war es bei Arnfels unaussehlich. Der General war auf einen Tag aus dem Lager gekommen — es scheinen sich wichtige Dinge vorzubereiten — er brachte gute Nachricht für die Kaiserlichen. Ihr schien das alles gänzlich gleichgiltig und — Gott strafe mich — sie war gegen niemand so freundlich wie gegen den General. Hat sie denn ganz vergessen, daß das Leben ihres Vaters vielleicht von dem Willen dieses Mannes abhängt, oder sollten ihr die abgeschmackten Schmeicheleien dieses alten Hagestolzes nicht gleichgiltig sein? Gerechter Gott, was für Abgründe legtest du in das Herz des Weibes! Wie weit ist es schon mit mir gekommen, daß sie alles thun und alles lassen kann, ohne daß es in meiner Stimmung zu ihr etwas ändert! Wenn sie mich durch ihr schwankendes Wesen gekränkt hat, wenn sie erst für, dann wider die Sache unseres gemeinsamen Vaterlandes gesprochen, jetzt widerruft, was sie früher billigte, ihr so eigentlich nichts heilig gilt und sie mich so recht in die Seele empört hat, dann genügt ein gutes Wort von ihr, und ich bin gleich bereit, alles auf die schwankende Natur des Weibes zu schreiben, dessen Pflicht es nicht sein kann, in ernsten weltlichen Dingen selbständig zu urtheilen; rasch habe ich ihr alles wieder vergeben, ein Blick von ihr, und ich

liege wieder zu ihren Füßen. Das ist die Zaubermacht der Liebe, gegen die der Verstand des Verständigsten zu Schanden wird, und die stolzen Gebäude unserer Vorsätze vor einem geflüsterten Wort, wie die Mauern Jerichos vor dem Posaunenschall hinfinken.

12. Juli.

Der General ist wieder fort, und sie ist wieder gegen mich, wie sie in den besten Tagen war. Ist das nicht empörend? Handelt so ein ehrbares Mädchen? Ist das nicht das heillose Wesen einer Kunst, der ich den rechten Namen nicht geben mag? Nein, nein, da ist kein Falsch und kein Trug. Ist sie gut und freundlich, dann ist sie wahr; nur wenn sie kalt und abweisend erscheinen will, dann ist ihr ganzes Wesen geschraubt und unwahr. Dafs der eitle Thor der Arnsfels nicht sieht, wie sie ihn nur gewähren läßt, um ihn los zu werden! Was soll sie auch thun, um ihn bei seiner lächerlichen Ausdringlichkeit nicht zu kränken? Sie hat jetzt keine andere Zufluchtstätte als sein Haus. So alten Kindern muß man Zuderwerk bieten, sonst werden sie böshaft und schlagen nach der Hand, die sich ihnen entziehen will.

23. Juli.

Clara, Clara, Heil meiner Seele! Zweck und Ende meines Daseins, — jetzt weiß ich, dafs du mich liebst; dafs ich für dich leben darf! Dein süßer Mund hat es mir gestanden, doch sprachst du kein Wort und legtest deine weiße Hand mir auf die

Lippen, dafs ich schweigen mußte. Es war auch besser so; uns fehlten die Worte. — Einst sagte ich dir, dafs ich an dem Tage, da du stehen würdest, dafs du mich liebst, vor Glückseligkeit den Verstand zu verlieren fürchte. Nun weiß ich es; niemand nimmt mir mehr diese herrliche Gewissheit, und jetzt lebe ich erst, danke Gott für jeden Athemzug, genieße seine Geschenke und segne dich tausendfach, dafs du mich so unendlich beseligt hast!

15. August 1849.

Die große Schlacht ist geschlagen und unsere Sache verloren. Darf ich sagen, unsere Sache, da ich müßig hier zugehört habe, während sich das Schicksal meines Vaterlandes entschied? Wir sind geschlagen, nach einer wilden Flucht sammelte sich der Rest unserer Leute in den Bergen zum verzweifelten Widerstand. Die Kaiserlichen werden ihnen nachrücken, sie einschließen und aufreiben. Claras Vater wird vermißt. Welch schmerzliche Veigabe zu meinem Glück!

Arnsfels ist leer, alle sind fort, nach dem Hauptquartier. Clara auch — und ohne ein Wort des Abschiedes für mich. Das Schicksal ihres Vaters läßt ihr wohl keine Ruhe. Jetzt weilt sie gewiß im Lager der Aufständischen, um ihn zu suchen, und ich bin noch hier.

(Schluss folgt.)

Unterm Apfelbaum.

Von P. A. Hofegger.

Auf dem Hügel stand ein Apfelbaum. Hinter dem Hügel lag die Heide mit ihrem kurzen fahlen Federgras und mit ihrem braunen Moose. Dort und da schimmerte aus dem Boden ein grauer Stein hervor, dort und da stand noch eine Kiefer mit kahlem rothem Schafte und mit der knorrigen Krone. Die Landschaft stieg sachte bergan; je weiter hin, desto dichter standen die Baumstämme, bis es ganz dunkel war in ihrem Schatten. Dann kamen Bergeshöhen mit weißen Felsstämmen, dann kamen Schluchten mit rauschenden Wässern. An Hängen, wo die Sonne auf rothes Erikenkraut schien, rieselten Eidechsen, schlängelten sich Rattern dahin. Auf feuchten Wiesengründen huschte der Marder der hüpfenden Kröte nach. Durch Waldesdickicht, wo dürres Geäste ein unendliches Gitter zog und auf pflanzenlosem Boden niedergebrochene Strünke modereten, knisterte es manchmal, als ob der Hirsch sich Bahn bräche mit seinem Geweih. Und wer weiter in die Wildnis drang, der konnte das Heulen des Wolfes vernehmen. Die Wildnis gieng fort über Berg und Thal, und der Knabe, welcher unter dem Apfelbaume saß, konnte ihre Grenze nicht.

Vor dem Hügel sank der Boden thalwärts. Blumige Matten und reisende Kornfelder dehnten sich weit. In der Ferne von Baumgärten beschattet und beschirmt lagen Dörfer

und weißschimmernde Landhäuser. Der Silberstreifen eines Sees war zu sehen und in grauer Ferne lag etwas hingebreitet, das manchmal wie ein unsicherer Schatten erschien, manchmal in hundert hellen Pünktchen leuchtete. Das war eine große Stadt. Weiter reichte es nicht mehr, das frische Auge des Knaben, der unter dem Apfelbaume saß. Er saß aber nicht immerwährend dort, er gieng hin gegen die Heide, wo ganz einsam die Hütte seiner Eltern stand, er gieng hin auf die Matte, um seine Herde zu hüten. Er gieng auch hin, um an den grauen Steinen mit einem kleinen Kiesel Funken herauszuschlagen, um auf die Kiefern zu klettern und Eichläsen zu jagen, um allerlei Kurzweil zu treiben auf der Heide, die fast ganz sein allein war. Manchmal kam er aber doch wieder und saß unter dem Apfelbaum und schaute hinaus. Er schaute nicht auf die Felder, er schaute nicht auf die Dörfer, er schaute nicht auf den See, er schaute auch nicht auf den Schattenstreifen im fernen sonnigen Grau — er schaute nur so hinaus.

Und je schlanker der Knabe wurde, desto öfter kam er zum Apfelbaum und schaute so hinaus.

Da erschien einmal ein Mägdlein, das war auch ein Hirtenkind und der Knabe hatte es bisher verachtet, weil es ein dummes Mädel war. Das kam und setzte sich in den Schatten des Apfelbaumes, an die eine Seite des Stammes, wie der Knabe an der

anderen saß. Sie sagte eine lange Weile nichts, er schwieg ebenfalls und verachtete sie.

Endlich ward ihr das Schweigen doch zu beschwerlich und sie sagte: „Warum schaust du denn hinaus?“

Er antwortete: „Weil ich hinaus-schaue.“

Da sagte sie nichts mehr, sondern beobachtete eine Ameise, die den Stamm hinauf lief. Die rauhe zerklüftete Rinde war für das Thierchen wie Berg und Thal, über die es emsig, lug den gangbarsten Pfad suchend, dahineilte. Endlich verlor es sich im Geäste. Das Mägdlein richtete sein rosiges Gesicht immer noch empor in das grüne Zweigwerk. Das ärgerte den Knaben und er rief plötzlich: „Warum schaust du denn hinauf?“

„Zu sehen, ob die Äpfel schon reif sind“, sagte sie.

Der Knabe wendete sich mit neuer, stummer Verachtung von dem albernen Ding, denn die Äpfel blühten erst in weißen und röthlichen Köselein.

Bei diesem Jungen war es zu langweilig, das Mägdlein gieng hinweg.

Weit hinten in der Wildnis heulte der Wolf. Weit draußen in der grauen, sonnlichtdurchwobenen Ferne piff die Dampfmaschine, der Knabe unter dem Apfelbaume hörte nicht das eine und nicht das andere. Und die Tage vergiengen.

Kam eines heißen Tages wieder einmal das Hirtenmägdlein und setzte sich in den Schatten. Es grüßte den Knaben nicht, es schwieg und schaute empor in das dunkelgrüne Astwerk. Der Knabe blickte auch hinauf, die Äpfel waren noch klein wie Nüsse und grün wie Laub. Übrigens sah er nun eigentlich keinen Anlaß mehr, das Hirtenkind zu verachten; es sitzt eben im Schatten, da hat es recht; es schaut halt in den Baum hinauf, wen kümmert's was? — Als der

Schatten länger wurde, gieng jedes zu seiner Herde.

Wieder vergiengen die Tage. Und der Knabe bemerkte mittlerweile, daß die Welt immer schöner werde und daß er sich immer wohler fühle. Manchmal so wohl, daß eine seltsame Unruhe in ihn kam vor lauter Wohlsein.

Und eines Tages, als er unter dem Apfelbaume ein wenig geschlafen hatte, weckte ihn ein Getrüster. Und als er die Augen öffnete, sah er, wie das Hirtenmägdlein hinankletterte am Stamme des Baumes. Es setzte seine Finger und seine Zehen scharf in die Rinde, allein, wenn es ein paar Spannen lang oben war und weiter greifen wollte, rutschte es immer wieder zurück. Oben hiengen üppig schwellend die rothwangigen Äpfel; das Mägdlein wollte ihrer und konnte nicht hinauf. Da that dem Knaben das Herz weh, er sprang empor und half mit strammen Armen der Kletterin nach, bis sie den untersten Ast erreichte, sich an demselben hinaufschwang und einen schönen großen Apfel vom Zweige brach.

Als sie wieder auf dem grünen Rasen war und das ein wenig zerknitterte Kleid glattgestrichen hatte, hielt sie den Apfel dem Knaben vor.

Der Knabe erschrak darob so sehr, daß ein heißes Bittern gieng durch seinen Leib.

Ihr Antlitz war glühend roth, das Auge schlug sie zu Boden. Plötzlich schaute sie ihn an mit einem stehenden Blick, die Spende nicht zu verschmähen.

„So wollen wir ihn theilen“, sagte er leise. Und dann haben sie zusammen den Apfel gegessen. — Der Knabe wendete sich ab. In höchster Überraschung klammerte sie sich an ihn und rief ihn beim Namen. Wie hieß er? Reser, er hieß wie du und ich, er hieß Adam.

Es kamen die stillen, friedvollen Tage des Herbstes. Vergangen waren

die Aetherschleier der Luft und klar lag die Welt da bis in ihre fernsten Weiten. Der Knabe stand am Apfelbaum und schaute hinaus. Und nun sah er! Er sah die schönen Auen und das Leben der Pflanzen, er sah die Dörfer und der Leute Schaffen; er sah die malerischen Schlösser und den Edelmann hinreiten zu Pferde; er sah den See und die Schiffe; er sah die Stadt und ihr unendliches Wogen und Streben, sah der Leute Jagen und Haschen, sah ihre Thaten und Tugenden, ihr lautes Prahlen und ihr heimliches Falsen, sah ihre heißen Lüste, ihre brennende Pein, sah das Sichemporringen der einen zum Frieden des Herzens und das Untergehen der anderen im Brodem der Welt. In ihm war das Licht der Erkenntnis. Und als er so mit dem inneren Gesichte nach seiner Art die unendliche Tragödie des Lebens geschaut, pries er sich glücklich, daß er schuldlos im Schatten seines Apfelbaumes war, dessen Schattenkreis, wie er glaubte, der Weltunfrieden und das Unglück nicht überschreiten könne. Die Äpfel prangten auf dem Baume und werden wohl wachsen jegliches Jahr; also wollte er sonder viele übermüthige Wünsche seine Jahre hinleben im heiteren Frieden zwischen Wildnis und Welt, nach beiden Richtungen hin das Walten der Natur, wie der Menschen beobachten, bis er in späten Zeiten in einem Reigen froher Enkel und Urenkel eines Abends entschlafen werde am Fuße des Apfelbaumes.

Das Jahr rückte vor. Sachte gilbten auf dem Baume die Blätter, lautlos begannen sie niederzuflattern eines nach dem anderen. Der Knabe, welcher freilich keiner mehr war, sah nun auch das und freute sich des anmuthigen Spieles. Eines Morgens, nachdem ähender Reif gelegen war auf der Heide und auf den Matten, fielen vom Baum die Blätter so reichlich, daß es gleichsam war wie ein

goldiges Schneien. Der Knabe freute sich noch immer. Von den Bergen der Wildnis kam ein eisiger Wind, da sprangen die letzten Blätter los und tanzten um den Baum und wie neckend oder höhnuend um das Lockenhaupt des Knaben, und flogen weit hinaus auf die blassen Matten. Es war ein fast unheimliches Spiel, der Knabe hatte es noch nie so beobachtet. Der Himmel war grau geworden wie Blei und manchmal spann sich aus der frostigen Luft ein weißes Flöckchen hervor, das wieder vergieng, wie es entstanden war. Der Knabe dachte auch einmal an die Vöglein, die einst in der Krone des Apfelbaumes genistet und gesungen hatten, er blickte hinan — und erschrak. Alle Äste waren kahl, der Baum stand da wie ein dürre Besen und die Zweige waren lauter Kreuze und Kreuzchen, als wäre der ganze Apfelbaum ein Kirchhof geworden.

Vom Gebirge her kam nun der Winter mit aller Macht. Der Knabe gedachte noch einmal der holden sommerlichen Zeit im Schatten des Apfelbaumes, ließ diesen dann allein bei den Stürmen und zog in seine Hütte. In diesem Winter gab es Glück über die Maßen. Der innere Weltblick, welcher dem Knaben aufgegangen, ließ ihn hundertfach, tausendfach leben. Er lebte im Geist mit den Menschen der Wälder, mit denen der Dörfer, mit denen der Städte und mit denen der Meere. Aber er lebte mit ihnen nicht das Alltagsdasein, sondern eine Welt des Ideals und des glücktrunkenen Herzens. Daneben lebte er noch seine eigene persönliche Alltägigkeit, und die war noch reizender als das eingebildete Sein aller anderen zusammen. Das Mägdlein, welches er unter dem Apfelbaume erkannt, hatte er lieb über alles Maß. Er suchte es auf in des Vaters Hütte, er krausete ihm das Haar mit seinen schlanken Fin-

gern, er nahm das Haupt zwischen seine schmalen Hände, hielt es weit von sich, daß er so recht dieses schöne, liebe Angesicht betrachten konnte, riß es dann in seine engste Nähe, daß die Wangen und die Lippen zusammenkamen. — Also schwelgten sie, da draußen der Winter stöberte, also scherzten sie dem Frühling entgegen.

Und der Frühling erschien. Erst im lauen heftigen Föhn, der von der Ebene herzog, dann in der Gieß des schmelzenden Schnees, dann in den Gänseblümchen auf dem Rasen, dann im Jubilieren der Finken, dann im Aufgrünen der Weiden, der Lärchen. Alles keimte, sproßte, und reiches blumendurchwobenes Grün lag über der sonnigen Gegend. Nun gieng der Knabe wieder dem Hügel zu, wo der Apfelbaum stand. Der ragte noch in seiner starren Gestalt, kein Blatt war an den Zweigen, überall die kahlen Kreuze, große und kleine, als wäre der Baum ein Kirchhof. Und draußen an den Dörfern prangten die Obstbäume in Blüthenschnee und alle Creatur war lachend und jauchzend. Dem Knaben war wieder so wohl, daß er solches Wohlsein allein kaum zu ertragen vermochte. Er pflückte Blumen zu einem Strauße, that ein Hagebuttenknöpflein dazu, der Blumensprache süßeste Anfrage, und schritt gegen die Hütte seiner Freundin.

Unterwegs begegnete ihm eine alte Person, die kleine emsige Schritte machte, dann wieder stehen blieb, um Athem zu holen. Das war die Magd Agatha von der Liebsten Hütte.

„Wohin gehst du so eilig, Agatha?“ fragte der Knabe.

„Ich gehe in das Dorf zum Töpfer und zum Pfarrer.“

„Was sollst du beim Töpfer?“

„Beim Töpfer kaufe ich ein Milchknöpflein.“

„Und was sollst du beim Pfarrer?“

„Beim Pfarrer sage ich, daß er eine einschreiben und eine ausstreichen soll.“

„Wie ist das?“ fragte der Knabe.

„Das ist, weil wir in der heutigen Nacht ein kleines Mägdelein bekommen haben“, antwortete die Magd.

Der Knabe wurde roth im Gesichte, denn sein Herz hatte einen Freuden sprung gethan in der Brust.

„Ja!“ sagte die Magd ernsthaft, „das wird eingeschrieben, und —“

„Und?“

„Und das andere wird ausgestrichen.“

„Was ist das?“ fragte er, fast stand ihm der Athem still.

„Das ist, weil wir in der heutigen Nacht unser großes Mägdelein verloren haben.“

Da ist dem Knaben der Blumenstrauß aus der Hand gefallen. —

Jetzt waren die Tage des Leides gekommen. Eingeläutet wurden sie durch Todtenglocken, dann währten sie trotz Maienpracht und Sommer-sonnenleuchten fort wie eine unendliche Nacht. Einmal noch saß der Knabe — ach, er war schon lange kein Knabe mehr! — unter dem kahlen Apfelbaum, dann gieng er davon.

Über die Heide gieng er hinauf und in den Wald und in die Wildnis. Je dunkler und wüster es um ihn ward, desto lichter und milder ward es in ihm. Je mehr seine Füße bluteten auf den rauhen Pfaden, die er sich selbst schlug, desto weniger blutete sein Herz. Keinen wirksameren Balsam gibt es für inneres Leid, als äußeres.

Auf Urwaldmodergrund stand eine Esche. Sie war gewaltig groß, halb verdorrt und in ihrer zerrissenen Krone horsteten Raben. Im Stamme hatte diese Esche eine rinnartige, spinnwebendurchzogene Höhlung. Aus dieser Höhlung trat ein dürrig, nur mit Bärenhaut bekleidetes Weib hervor. Des Weibes Haar war roth, sein Auge flammend, sein rosiges Mund begehrend. Der Knabe gieng vorüber. Einmal schaute er um nach

dem Weibe, nur einmal, dann beschleunigte er seine Schritte. Und er wanderte immerfort, bis er ohnmächtig zusammenbrach auf stechendes Brombeergestrüpp. Zwei Jäger fanden ihn, labten ihn, trugen ihn mit sich hinaus zu den Menschen.

Auf dem Hügel der Apfelbaum grünte wieder in frischen zarten Blättern; einzelne Äste jedoch reckten sich immer noch kahl hervor und hatten nichts als ihre starren gekreuzten Zweige. Ein wenig hat der Knabe gerastet unter seinem Schatten, dann gieng er wieder fort. Er wanderte über die Matten zu den Dörfern, er segelte über den See, er zog über die Ebene hin auf weißen Straßen bis zur großen Stadt. Endlich stand er mitten im üppigen Leben, im heißen Daseinsringen der Menschheit. Manchmal klang ihm das Geräusch der Stadt wie ein tausendstimmiges Jauchzen, manchmal wie ein tausendstimmiger Schmerzensschrei. Er wußte nicht, was all das sollte, fremd blieb ihm die große Welt, sie war eine Wildnis anderer Art. Wie viele prangende Gärten! Wie viele schwellende Früchte! Er genoß ihrer manche, es war nichts. Seines Apfelbaumes, in dessen Schatten er glücklich gewesen, konnte er nie mehr vergessen.

Endlich müde gehezt, kehrte er heim und beschloß, nur mehr den Seinen zu leben. Da war ein hilfloser Vater, da war ein hilfloses Kind. Nicht holdselig war es wie andere Kinder, sondern weß und siech. Er pflegte es Tag und Nacht und fühlte

sich dabei glücklicher, als einst draußen bei den Ergötzlichkeiten der Welt. Und als das, was sterben mußte, gestorben war, wendete er sein blutendes Herz fremden Menschen zu. Was er an der Zucht seiner Herden kümmerlich erwarb, damit kaufte er sich den auserlesensten Genuß dadurch, daß er es den Ärmsten gab. Und in den Feierstunden gieng er zu seinem Apfelbaume auf den Hügel. Der war eingehüllt in seine blaßgrünen Blätter; an schwankenden Zweigen hiengen Früchte, die reif waren. Von der Krone des Baumes aber der höchste Ast war kahl und hatte sein Kreuzlein, das er hoch emporhielt über alles frische Laub. Und so ist es geblieben. Den Knaben hat man sitzen sehen unter dem Baume jeglichen Tag. Eine Tafel hatte er vor sich und einen Stift: er zeichnete auf, was er gesehen, was er gelebt, was er gedacht hatte in seinen wechselnden Tagen. Manch schwersinnige Betrachtung und manch fröhlich Spiel der Phantasie hat er aufgeschrieben, von Frauenhuld auch und Liebeslust, denn er schrieb im Zeichen des Apfelbaumes. Manches grüne Blatt fiel ihm ins bleichende Haar, mancher überreife Apfel fiel ihm in den Schoß. Er genoß, was vom Himmel fiel und freute sich, daß er wunschlos war. Sein Wahlspruch hieß: Ergebung, denn er schrieb im Zeichen des Kreuzes. Aus dem Apfelbaume hervorgewachsen, hoch über der Krone stand des Kreuz.

Seine Pole sind gewesen und sind geblieben — Adam und Christus.

Gedichte.

Von Josef Hillr. *)

Büße.

Wie entgegen du geglüht
Mir in echter Treue,
Jeden Kummer, jedes Leid
Mir gescheucht aufs neue.

Aber ich, wie gar so kalt
Ich es hingenommen;
Allzumohl verdient drum ist
Buße mir gekommen.

Oft voll Sehnen weile ich
Jetzt an deinem Grabe,
Ist mit Blumen überschmückt
Dir zur Liebesgabe.

Wie nun ich entgegenglüh'
Dir voll Liebesbängen,
Aber wie mußt du so kalt
Alles jetzt empfangen.

Am Gestade.

Gar seltsam ist's am Meere:
Wie es darauf auch stürmte,
Wie sich die Woge thürmte
So aufgereggt und wild,
Dass wieder es zu Zeiten
So still und unbewegte,
Als hätt' es nie erregt
Ein Lüftlein noch so mild.

Doch mag ich nimmer staunen:
Wie auch das Herz mir pochte,
Wie es durchtoben mochte
Ein wildes Stürmen auch,
Dass wieder ich so heiter
Zu sein vermag in Stunden,
Als hätt' ich nie empfunden
Vom Leid den schwächsten Hauch.

Im Rosenduft.

Und stand ich vor Leichen,
Mit Rosen bestreuet,
Hat wonniges Duffen
Den Muth mir erneuet.

Doch stand ich vor Rosen,
Es hat mich ihr Grüssen
Der traurigsten Tage
Erinnern müssen. . .

Trost im Lenz.

Und kommt im Lenz ein trüber Tag,
Und düstert auch durch Feld und Hag
Schon herbstlich banges Klagen,
Bald siegt die Blütenherrlichkeit —
Ein trüber Tag zur Frühlingszeit,
Da mußt du nicht verzagen.

Und stört dir frohen Jugenddrang
Ein Leid, so sei darum nicht bang,
Bald wird es herrlich lagen,
Was ist auch all dein junges Leid?
Ein trüber Tag zur Frühlingszeit —
Da mußt du nicht verzagen.

Ich und du.

Du bist so zart,
Ein Atherhauch,
Und liebest doch die Erde auch.

Und ich so hart,
Ein starker Baum,
Und schwärme doch für jeden Traum.

Und wärst du mein,
Und wär' ich dein,
Wir müßten Traum und Leben sein.

*) Aus dessen prächtiger Sammlung.

Regenstimmung.

Oft, wenn morgens ich erwache
In dem sonnenhellen Zimmer,
Kann ich nimmermehr begreifen
Aa den goldig frohen Schimmer.

Schmerzlich grell ist mir beleuchtet
Aa mein Wehe, meine Fehle,
Und wie graue Sonnenstäubchen
Wirbelt es in meiner Seele.

Doch wenn um die Dächer webend
Thaut ein leises Regenspinnen,
Fühl ich mich so wohl, die Seele
Wieget sich im stillen Sinnen.

Es vertobt der Sturm der Schmerzen
Und nur eine sanfte Wehmuth
Haucht mir durch die Brust, versöhnet
Reiget sich mein Herz in Demuth.

Wandle fort gehobnen Muthes,
Und es scheint mir alles milder,
Schaue nicht des Lebens Wonnen,
Schau' nicht seine Leidensbilder.

Und ich sehe ausgeglichen
Alle Freuden, alle Schmerzen,
Vorbekannt vom Schicksal seh' ich
Schuldlos wandeln alle Herzen.

Eine Wanderung zu meinem Geburtshause.

Stimmungsbild aus der Heimat von P. A. Hofegger.

Seit dem Erscheinen der Bücher „Heidepeters Gabriel“ und „Waldheimat“ wird zu meiner Verwunderung Jahr für Jahr das alte Berghaus viel besucht, welches in Krieglach-Alpel steht und beim „Klupenegger“ heißt. Zuerst sind — gelegentlich einer Durchreise oder eines Sommerfrischaufenthaltes im Mürzthale — die Fremden aus der Ferne hinaufgekommen — Sachsen, Schweizer, Berliner, Ungarn; dann sind auch Wiener mitgegangen, endlich selbst Grazer, und daraufhin haben es sogar die Mürzthaler wissen wollen, was denn da oben „los“ ist in Alpel beim Klupenegger, daß fortwährend Fremde kommen und darnach fragen und hinaufsteigen und, mit allerlei Buschwerk, frischgeschnittenen Stöcken, wertlosen Steinen und halbmoischen Holzsplittern versehen, wieder zurückkehren.

Und als ich, der längst aus einem grünen Hirtenjungen zum schwarzberodten „Stadtherrn“ gewordene Mensch, von dem närrischen Pilger-

zug hörte, der allsommerlich hinaufstrebt durch die schönen Wälder des Alpelsteiges, oder durch die schattenfinsternen Schluchten des Frebnitzgrabens, oder über die Almhöhen des Graneggshin zu dem alten Bauernhause — da besann ich mich sachte, daß mir jenes Bauernhaus ja nicht so gänzlich unbekannt ist, daß ich darüber manch schalkhaftes und manch ernsthaftes Stücklein geschrieben, daß ich sogar einmal eine lange Zeit darin gewohnt habe, ja daß ich in demselben geboren worden war. Also dachte ich, wie es denn wäre, wenn auch ich nach langem Zeitlaufe wieder einmal hinaufstiege ins Alpel, zuspräche beim Klupenegger und sitzsam anfragte, ob das Nachtmahl schon fertig?

Und eines Tages, im schönen Herbstmonde des Jahres 1891, warf ich meinen schwarzen Rock fort, zog die graue Steirerjacke an und wanderte von Krieglach die Waldwege entlang, welche gegen „die halbvergessenen Lande“ hin immer höher ins Gebirge führen, bis zu jenem vielgliedrigen

Engthale, wo unten und oben, vorn und hinten zwischen Wald, Feld, Wiesen und Alm zerstreut die Bauernhäuser oder deren Ruinen stehen, genannt die Gemeinde Alpel. Ich habe aber, vom Alpsteige aus gesehen, die Gegend kaum wieder erkannt. Wenn man einen lieben Vetter hat, der stets ordentlich beisammen, glattrasiert und gekämmt war, und man sieht ihn auf einmal wieder, rauh und verwildert, das Haupt voller Struppen, das Gesicht voller Haare — da ist es freilich kein Wunder, wenn man fragt: Ich weiß nicht, irre ich mich? Ist das der Vetter oder ist er's nicht? — Fast so fragte ich die Gegend, die — einst so wohl bebaut, gepflegt, bewohnt — jetzt allmählich zur struppigen Wildnis wird. Die Leute ausgewandert, die Bauernhäuser verfallen, nur einige stehen noch und schauen sich von Berg zu Berg fremd an; vielleicht daß auf ihren Schirnbäumen der Auerhahn balzt und zu ihren Fensterhöhlen das Reh hineinschnuppert. Nur wenige Bauerngründe sonnsseitig geben noch Korn und Erdäpfel, alles übrige ist alter Wald, junger Wald, Almtrift, wo zur Sommerszeit hunderte von Ochsen weiden, die der Eigenthümer solcher Gründe von Bauern anderer Gegenden aufnimmt, sofern das Reh und der Hirsch nichts dagegen haben. Der Eigenthümer ist kein Bauer, wohnt weitab und kümmert sich vielleicht mit Recht nicht gar viel um den Besitz.

Nur ein Wahrzeichen ist noch vorhanden, wie es einst gestanden in Alpel. Dort oben auf der Höhe, mitten in der Landschaft, weitem sichtbar, steht ein Schopf wetterstarrer Fichten. Unter seinem dichten, knorrigen Geäste duden sich die Dächer eines Gehöftes — das Klupeneggerhaus, oder wie es in der „Waldheimat“ heißt, das „Waldbauernhaus“. Aber wo ist der Weg den Berg hinan? Der Waldsteig, wo einst die zweirädrigen Karren auf- und abfuhr, ist ein zerrissenes Rinn-

sal des Wildbaches, mit tiefausgewühlten Löchern. Der glattere Fußsteig, wo die Kirchengänger einst gewandelt, ist verwachsen von Ertgebüsch und Lärchendidicht, so daß ein Vordringen nur für Wild, Hund und Jäger möglich erscheint. Die fremden Besucher haben sich an bewucherten Feldrainen und Waldrändern hin ihre eigenen Wege getreten; manch zartes Samtschühlein hat hier das Zeitliche gesegnet und manch schöne Frau hat hier das Irdische verflucht. Es scheint, daß da oben allen Menschen das Dasein solange vergällt werden muß, bis sie — anderswo sind. Und wie manch holde Touristin über den Ausflug nach Alpel denkt, daß werden wir noch erfahren.

Mir kommen mit jedem Schritt und Schlupf und Sprung Erinnerungen an vergangene Zeiten, aber sentimental werden? Nein, dafür geht auf der Alm ein zu frischer Wind.

Das alte Haus, ich erkenne es kaum wieder. Das einst mit grünem Moosfilz überzogene Strohdach ist einem Bretterdache gewichen; der einst breit, schief und knapp über das Dach hinausstehende Rauchfang hat einem senkrechten, höher ansteigenden Bretterschlauche Platz gemacht. Die Fenster sind vergrößert und neu ausgeschalt. Der ganze rückwärtige Theil des Hauses mit Keller und Bodenkammer fehlt; die hufeisenförmigen Stallgebäude sind verkürzt an beiden Enden, es fehlt der Schweinestall, der Schafstall und die Schaubkammer. Die Lücken gähnen. Die noch vorhandenen Stallgebäude scheinen schief zu stehen und einzusinken zwischen Erdschlamm und Kesselwerk, das überall umherwuchert. Die Karrenhütte mit dem darübergestellten Feldlasten ist nicht mehr da, an deren Stelle ist ein festgezimmertes Unterstandshäuschen für fremde Besucher, die bei schlechtem Wetter hier ausruhen, und einen Imbiss nehmen wollen. Aber dieses Häuschen ist verschlossen und der Aufenthalt des

Schlüssels den Besuchern unbekannt. Ein um diese gute Unterstandshütte vor einiger Zeit aufgeführter Lattenzaun ist theilweise hingeworfen, eine unter den Schirmfichten angebrachte Sitzbank zertrümmert. Das kümmert mich aber nicht, denn diese Luzusfäulen stammen nicht aus meiner Eltern Zeit. Nur was von dieser noch vorhanden, ist für mich ehrwürdig. Im Gehöfte ist mir jeder neu eingefügte Zimmerbaum und Holzbalken zuwider, und doch müssen diese Fliden sein, solange der Besitzer das morschende Gebäude nicht zusammenfallen lassen will.

Ich möchte nun ins Haus treten, allein die Thüren sind verschlossen. In meiner Jugend ist dieses Haus nie zugesperrt gewesen, ja die Thüren haben gar kein brauchbares Schloß gehabt. Wir waren oft fern auf Feldern oder Wiesen, das Haus, welches nicht gar so arm an verschiedenem Inhalte war, stand unbewacht, es wurde uns nie etwas fortgetragen. Seitdem es gänzlich ausgeräumt worden, ist es fest verschlossen, wir werden auch erfahren warum. Ich gucke durch eine zerbrochene Scheibe zum Fenster hinein, müßelnder Geruch steigt mir entgegen, die Stube ist dunkel, öde und kahl. Ein alter Tisch, ein neuer Ofen, sie stammen nicht aus meiner Eltern Zeit. Aber die braunen getäfelten Stubenthüren, die betußte Wand, der große glänzendschwarze Trambaum, der gedrechselte Handtuchhalter hinter der Thür, die Wandstellen ringsum, das halbzerbrochene Winkeltastel an der Tischdecke, sowie in der Küche der ruinenhafte Feuerherd, der wurmstichige Speisekasten, in der Mauer die Nische wo das Salzfaß gestanden — all diese Dinge waren schon in meiner Kindheit da. Und derart ist im ganzen Gehöfte alles mit neuem gemischt, so daß in mir an solcher Stelle kein rechtes Untertauchen in süßwehmüthige Erinnerung sein kann. Vor der hoffseitigen Hausthür sichert in den alten schlammigen Trog aus morschemdem

Rohre noch kümmerlich der Brunnen wie einst, und das Wasser hat noch genau den moderigen Holzgeschmack wie einst, da mein Vater manchmal sagte: „Ich weiß nicht, was unser Wasser hat! Es muß an den Brunnenröhren liegen.“ Seitdem sind mehr als dreißig Jahre um; die Brunnenröhren, der Brunnentrog waren damals morsch, sind es auch heute noch, das Wasser war damals schlecht, ist es auch heute noch, sicherte damals nur spärlich und ist auch heute noch nicht vollends versiegt. Ebenso beständig sind die alten Kirschbäume, welche hinter der Stallung stehen; die Äste, die vor dreißig Jahren dürr gewesen, sind heute noch gerade so dürr und die anderen tragen heute noch gerade so kleine und winzige und spärliche Kirscheln als dazumal. Im Jahre 1840 hatte jemand in der Futterkammer auf die röthlichbraune Lärchenzimmerung mit Kreide geschrieben: „In Godsnam und das Nix bricht und fällt nix zam. 1840.“ Heute nach fünfzig Jahren steht der Spruch mit Frömmigkeit und Schreibfehlern noch so frisch an der Wand, als wär' er vor ein paar Wochen von einem Volksschüler der ersten Classe hingeschrieben worden. Dergleichen prangt auf einem Thürpfosten des Kuhstalles mit Kohle gezeichnet ein Kopf, der Hörner trägt und die Zunge weit hervorstreckt. Dieses Bild ist in meiner Jugend eines Tages zu Ehren einer alten, höllisch wüthigen Stallmagd geschaffen worden; es hat manches Denkmal aus Stein überdauert, wie es die Krieglacher dem Gedächtnis ihrer Lieben zu weihen pflegen. Unter dem Dachfirst ist auch das Vogelneß noch zu sehen, welches von jenen Spaken gegründet worden, die mir einst das Wiegenlied gezwitschert haben.

Was Holz am Hause war, das hat sich leidlich erhalten, das Mauerwerk des Herdes, des Kellers aber ist arg zerbröckelt und verwittert. — Also betrachtete ich alles an dem

lieben Hause, das so still und einsam auf der Bergezhöhe steht.

An den Fugen und Spalten der Außenwand sah ich überall Visittkarten, verdorrte Sträußchen, Steinblättchen und dergleichen stecken, das ist so wie man einen mageren Hasen mit Specklattlein spickt; auch drinnen auf dem Boden sah ich derlei umherliegen, wie es von den Besuchern mochte hineingeworfen worden sein. Auf dem Tische lag zerbröckeltes Salz in kleineren und größeren Stücken. Und als ich so am Fenster stand, nachsinnend, auf welche Weise ich ins Innere gelangen könnte, sagte hinter mir plötzlich jemand langsam und getragen die folgenden Worte: „Guckst hinein, so schau' ich zu; steigst hinein, so hau' ich zu.“ — Stand hinter mir ein alter, ruppiger Mann mit Rucksack und Stock.

Das war — wie er sich gleich darthat — der Halter, der die über Sommerzeit auf den Gründen weidenden Ochsen — weit über hundert Stück, verschiedenen Bauern gehörig — zu überwachen hatte. Im Hause war sein Unterstand, in demselben hatte er auch Mehl und Salz aufbewahrt, mit denen er die Kinder täglich ahen mußte.

„Ihr Saggera Herrenleut!“ brummte der Alte jetzt weiter, „vor euch geht schon gar nix sicher nit. Den Schlüssel hab' ich gut versteckt, aber gefunden haben sie ihn und hineinkommen sind sie mir! Nachher hab' ich den Schlüssel gar mitgenommen auf die Weid, und jetzt sind mir die Teuxel beim Fenster und gar beim Dach hineingestiegen und hab' müssen alles fest mit Brettern verschlagen. Was sie denn haben, da in der alten Hütten drinnen!“

„Das weiß ich halt auch nicht“, war meine Antwort.

„Sie sagen, von wegen dem Alupenegger-Peterl“, fuhr der Halter fort, „der so Bücheln geschrieben hat, dem ist halt das sein Heimatshaus. Sie schreiben auch alleweil so Sachen auf,

aber ich kann nix recht lesen, und kenn mich halt frei nit aus. — Wollt eh noch nix sagen, aber zu meiner Schnapsflaschen sind sie mir schon ein etlichmal kommen und haben mir den Schnaps austrunten, die Saggera!“

„Die Fremden werden das freilich nicht gethan haben“, war meine Meinung, „die, wenn sie auf der Alm einen Schnaps trinken wollen, oder einen anderen Tropfen, haben schon selber was bei sich.“ — Man sah thatsächlich allerlei Bestandtheile von Liqueur- und Weinflaschen umherliegen, sogar eine Schaumweinflasche war vorhanden; denn manche Touristen, die hoch heraufgehen, wollen es oben auch hoch hergehen lassen. Als ich derlei dem Alten zu bedenken gab, begann er mich angelegentlich zu betrachten, wackelte mit dem Haupte, und endlich sagte er: „Bist du etwan gar der Peter?“

„Wird schier nicht weit gefehlt sein, Vetter.“

„Saggera, jetzt fang' ich dich an zu kennen. Hau, da muß ich dich leicht ja ins Haus hinein lassen, bist ehvor auch lang drinnen gewesen.“ So sagte er, zog einen Eisenstab aus der Tasche, der an dem einen Ende die ringförmige Handhabe, an dem anderen eine bewegliche Zunge hatte. Das war der Schlüssel, den er nun in ein Wandloch neben der Thür steckte, und bald war diese offen. Als ich vom dunklen Vorhaus in die Stube trat, war das erste, daß ich mir den Kopf anstieß. Ich war während meiner Abwesenheit größer geworden, aber nicht klüger. In der Welt sollte man doch lernen acht zu geben, daß man nicht — oben anstößt!

Was mir in einem Winkel des Vorbodens gleich auffiel, war ein großer Haufen alter zertretener Schuhe, mausfarbig, vertrocknet, zusammengeschrumpft. Männerschuhe, Weiberschuhe, Kinderschuhe. Es waren wohl auch solche dabei, die einst meinen Vater

gedrückt haben; es waren gewiß auch jene neun Paare darunter, welche die Magd Katharina auf Wallfahrtswegen zertreten mußte, bis sie sich den Silber-Steffel zum Mann erbat. Es waren endlich auch jene Schuhe dabei, die ich des Werttages nicht tragen durfte, damit ich des Sonntags welche hätte, und die ich des Sonntags nicht anziehen durfte, damit sie mir für den Werttag blieben. Und es war recht, die Schuhe sind doch zertreten worden, während die Lächer, die ich mir in die Haut der Barfüße gerissen, längst wieder verwachsen sind, ohne daß ein Flickschuster dazu nöthig war. Die Mäuse, denen solche Schuhe sonst ein Lederbissen gewesen zu einem Hochzeitschmause oder frohen Todtenmahle, wenn der Jäger die Rahe erschossen, sie ließen jetzt das alte Lederwerk unberührt, es mangelte ihnen wohl die Zuspeise, der Speck, mit dem es längst nicht mehr eingefettet worden.

In der Stube war eine ganze Seite der Holzwand mit Kreide beschrieben. Die fremden Besucher, die so oder so sich Eingang ins Haus zu verschaffen gewußt, hatten sich mit ihren verschiedenen Empfindungen hier verewigt. Besonders viele Frauen gab es auf der Wand. Darunter, daneben, dazwischen, wo eben Platz war, hatte der Halter mit mühseligen und ängstlich gezogenen Kreidestrichen seine geschäftlichen Aufzeichnungen gemacht. Also waren die verschiedenen Handschriften zu lesen: Grüß Gott, Waldbauernbub! — Wo Heidepeters Gabriels Wiege gestanden, trinken wir ihm ein langes Leben zu. — Ein Pfd. Salz vom Steinbauer. — Dieser Tag in der lieben weltfernen Waldheimat ist einer der schönsten meines Lebens. Eine Pilgerin aus Dresden. — Athemlos und waschelnass kam ich an, es ist kein Spass. Ich ließ mich verlocken vom Gedicht, die Wirklichkeit entspricht der Dichtung nicht. — Bei herrlichem Wetter hier angekommen, hoch Rosegger! — Ein

Ochs, ein Kalb vom Raitberger. — Lieber die Waldheimat lesen, als heraufsteigen schwer, wenn ich nur wieder unten wär! — Zwei Verehrerinnen sagen dem Dichter Vergeltsgott. — Der Schwendbauer hat sein Paar 15./8. heimtrieben. — Prosit, Petri Kettenfeier, aber deine Bücheln sind zu theuer. — Unter den Schirmbäumen des Waldbauernhauses habe ich die Schriften des Waldschulmeisters gelesen, dabei gejubelt und geweint. Ein Wiener. — Der Grässerer ist noch das Haltergeld schuldig, 50 kr. — Hoch die Krieglacher Maderln! — Auf der Alm gibts ka Sünd! — Vom Berger ein Jodel, detto 2 Kalben.

Dieser und ähnlicher Art waren die Inschriften, die ich im hölzernen Fremdenbuche beim Klupenegger gefunden hatte. Insofern die Huldigungen mir galten, nahm ich sie wohlgefällig an, gab im übrigen dem Halter den Rath, er möchte sein Rindvieh, damit es die Bergsteiger und Bergsteigerinnen nicht belästige, doch vielleicht auf eine andere Wand schreiben.

„Wäre eh wahr!“ meinte der Alte, „man kennt sich bei dem Getraze schon gar nimmermehr aus.“

„Was sagst denn da dazu!“ rief er plötzlich und deutete auf die Kante des Tisches, an welcher kleine Holzspältchen losgeschnitten worden waren, „da schneiden sie Spalteln herab und nehmen's mit. Was brauchts denn das? hab ich einmal eine gefragt. Meint sie, das wär' halt ein Andenten. G'spassig sind die Leut.“ — G'spassig sind sie! Sehr richtig.

Offen gesagt, mir war's nicht ganz heimlich in der dumpfigen Luft, in einem Raume, wo mich manches zwar erinnerte an die Armut vergangener Zeiten, aber nichts mehr an die Heiterkeit und Lust der Jugend. Und das muß ich auch sagen: Die fremden Besucher bekommen nach dem jetzigen Zustande nicht die richtige Vorstellung von der Heimlichkeit, der gemüthlichen Belebtheit, die oft in diesem

heute so öden Raum geherrscht hat. Das Haus war, besonders in meiner früheren Jugend noch, wohl bestell't und mit vielerlei guten und hübschen Sachen eingerichtet, die nun längst verschleppt oder zertrümmert worden sind. Seit zwanzig Jahren hat von meiner Familie niemand in dem Hause mehr gewohnt, wohl aber verschiedenerlei fremde Leute, die alle in Noth und Elend waren, endlich ebenfalls davongezogen sind und das hinsfällige Haus auf dem stillen Berge allein gelassen haben.

Ich will es auch wieder allein lassen, steige noch weiter hinan zu den Hochmatten und schaue hinaus in das weite blandustige Berggrund. Dieser Anblick ist mir noch so traut, als hätte ich ihn nie aus den Augen verloren. Die Berge stehen noch, wie sie gestanden, die Bächlein rinnen noch, wie sie geronnen und die Wolken ziehen noch gerade so hoch und still darüber hinweg wie einst, als ich mir meine Welt am Himmel baute. Mir ist die Gegend ein unerschöpflicher Schatz an Erinnerungen und Stim-

mungen; wenn ich diesen Schatz auch nicht oft aufsuche, so weiß ich doch, daß er mir nicht zerstört und nicht gestohlen werden kann. Nur insofern hat sich auch die Gegend verändert, als an manchen weiten Flächen, wo einst Wald gestanden, heute frische Schlagblößen sind, und wo einst Felder und Wiesen waren, jetzt junger Wald grünt. Und mitten in der kräftig aufsteimenden Wildnis steht das Haus, das nicht leben und nicht sterben kann. Völlig zwecklos und sinnlos steht es da, auf wen will es noch warten? Seit anderthalb hundert Jahren seines Bestandes hat es seine Aufgabe reichlich erfüllt. In meinem Herzen steht es nicht in seiner gegenwärtigen, fast widerlichen, sondern in seiner einstigen stattlichen und malerischen Gestalt unzerstörbar fest; meine Verwandten haben sich andere Heimstätten gesucht und sonst kann wohl niemand ein ernstliches Interesse finden an dem alten Hause. Hätte ich ein Wort frei an seinen Besitzer, es wäre das folgende: Lege das Gebäude ruhig nieder und schenke das Holz den Armen.

Merk's, o Herz!

Menschen, willst du sie lieben,
Musst du zuvor sie erkennen;
Gott erkennst du nur, Suchender,
Wenn du ihn liebst.

Emanuel Geibel.

Theodor Vernaleken.

Biographische Skizze von Koloman Haifer.

Motto:

Wer den Besten seiner Zeit genug
Gethan, der hat gelebt für alle Zeiten.
Schiller.

Unter den zahlreichen Schulmännern, welche sich in den vier letzten Jahrzehnten um die Entwicklung und Ausgestaltung des Unterrichtswesens in Oesterreich hervorragende Verdienste erworben, nimmt Theodor Vernaleken neben Friedrich Dittes wohl einen der ersten Plätze ein. Aber nicht nur als Schulmann, als welcher er viele zweckdienliche Belehrungen und fruchtbare Anregungen für Erziehung und Unterricht gegeben, sondern auch als Kulturhistoriker und Sprachforscher hat sein Name den besten Klang.

Schreiber dieses, der als Student das Glück hatte, Vernalekens Schüler zu sein, erfüllt eine angenehme Pflicht der Dankbarkeit, wenn er in den folgenden Zeilen das Leben und Wirken des verdienten Gelehrten und Schulmannes anlässlich des 80. Geburtstages desselben ganz kurz zu skizzieren versucht, um so bei allen, die den wackeren Mann kennen und lieben, die Erinnerung an dessen Verdienste wieder wachzurufen.

Theodor Vernaleken ward am 28. Jänner 1812 in dem Städtchen Volkmarßen in Westphalen (zwischen Kassel und Paderborn) geboren. Er stammt aus dem Geschlechte einer niedersächsischen Familie, wie schon sein Name besagt, der als „Sohn der Adelheid“ zu erklären ist. (ver = Frau,

Aleken = Adelheidchen) Jakob Grimm, Vernalekens Lehrer und Freund, sagt diesbezüglich in seinem „Deutschen Wörterbuch“ (I. Band, S. 282) Folgendes:

„Im Mittelalter, wie noch heute landschaftlich unter dem Volke, wird unmittelbar vor Eigennamen und Appellativen frouwe, frô, frau, gern gekürzt in fer oder ver: ver Plinte sprach (Reinhart 75), ver Hilde, ver Gode = Frau Hilde, Frau Gode.

Theodor Vernaleken ist also sohn von frau Aleke, wie ich sohn der framtännin, für ver oder frau amtännin.“

Nach Absolvierung des Gymnasiums in Warburg und Paderborn besuchte Vernaleken von 1830 bis 1834 das Lyceum zu Fulda, wo er anfangs Theologie und Philologie studierte. Bald gieng er aber, dem bekannten Wandertriebe der Niederdeutschen folgend, in die Schweiz, wo er mit Pestalozzis Schülern: Krüsi, Fellenberg und Thomas Scherr (dem Bruder des bekannten Kulturhistorikers Johannes Scherr) in nähere Verbindung trat und sich nun eingehend mit dem Studium der Erziehungskunde beschäftigte. Von 1837 bis 1846 wirkte er als Lehrer an einer Secundarschule bei Winterthur. Hierauf begab er sich nach Zürich, wo er eine pädagogische Zeitschrift

redigierte und öffentliche literarhistorische Vorlesungen hielt über deutsche Mythologie und seinen Lieblingsdichter Goethe, wodurch er in weiteren Kreisen bekannt wurde. Nachdem er durch Herausgabe mehrerer wissenschaftlicher Werke seinen literarischen Ruf gegründet hatte, erhielt er im Jahre 1850 vom österreichischen Unterrichtsminister Grafen Leo Thun eine Einladung nach Wien zu kommen und an den Berathungen theilzunehmen, welche damals bezüglich der Lehrpläne für die neuerrichtenden Realschulen stattfanden. Der Minister ernannte ihn zuerst zum Professor am Wiener Polytechnicum und im folgenden Jahre zum Professor der deutschen Sprache an der neugegründeten Oberrealschule auf dem Schottenfelde in Wien und zugleich auch zum Mitgliede der k. k. Prüfungscommission für Realschulen. Er wurde nun zunächst mit der Ausarbeitung von neuen Schullesebüchern beauftragt. Bernalaken gieng frisch an die Arbeit und verfasste in den folgenden Jahren eine ganze Reihe von Lesebüchern der verschiedenen Kategorien, wie er denn auch andererseits als Sagen- und Märchensammler, als Sprachforscher und Lehrer eine große und vielseitige literarische Thätigkeit entwickelte.

Wegen seines ausgezeichneten Lehrgeschickes und seiner gründlichen Gelehrsamkeit ward ihm die Auszeichnung zu theil, als Lehrer für die Erzherzogin Henriette, nunmehrige Königin der Belgier und Mutter der österreichischen Kronprinzessin Stephanie, berufen zu werden, um dieselbe dritthalb Jahre in Sprache, Literatur und Geschichte zu unterrichten.

Im Jahre 1869 fungierte er als k. k. Bezirksschulinspector, ward Mitglied der Prüfungscommission für Volks- und Bürgerschulcandidaten und wurde 1870 vom Unterrichtsminister Leopold Ritter von Hasner zum Director der staatlichen Lehrerbildungsanstalt bei St. Anna in Wien

ernannt, in welcher Stellung er bis zu seiner Pensionierung (1877) verblieb und während dieser Zeit als Lehrer und Schriftsteller gleich segensreich wirkte. Bei seinem Übertritt in den bleibenden Ruhestand wurde er vom Kaiser „in Anerkennung seiner Verdienste um das Unterrichtswesen“ mit dem Ritterkreuz des Franz Joseph-Ordens ausgezeichnet. Bei der Abschiedsfeier zeigte es sich, in welchem hohem Grade Bernalaken sich die Liebe seiner zahlreichen Schüler errungen: er ward als Vater der Lehrer gepriesen!

Im nächsten Jahre übersiedelte er nach Marburg, später nach Graz, wo er bis zur Stunde ganz seinen gelehrten Studien lebt und unermüdet thätig ist, durch freisinnige Aufsätze aller Art in verschiedenen Zeitschriften wie Dittes' „Pädagogium“, Rosegger's „Heimgarten“, „Österreichischen Schulboten“ u. a. aufklärend zu wirken.

Am 28. Jänner 1892 feiert der greise Gelehrte bei voller leiblicher Gesundheit und geistiger Frische seinen 80. Geburtstag. Seine Bedeutung als Sprachforscher und Culturhistoriker eingehend zu würdigen, ist Aufgabe eines Fachblattes; hier sei zunächst nur auf den vielseitigen Schulmann hingewiesen.

Bernalaken gebürt das hohe Verdienst, die Reformen im Volksschulwesen in Oesterreich angebahnt und zum Theil auch durchgeführt zu haben. Er war von der durchaus richtigen Anschauung und Erkenntnis erfüllt, dass eine reformatorische Thätigkeit des gesammten deutschen Unterrichtes schon in der Volksschule begonnen werden müsse. Und er hat hiebei als ganzer Mann gewirkt, sich redlich bemüht und in der rechten Weise das Seinige gethan.

Vor und neben Dittes hat Bernalaken auf die Bildung des größten Theils der österreichischen Lehrerschaft mittelbar und unmittelbar unermesslichen Einfluss geübt; wie jener,

ist er als Lehrerbildner und Pädagog, als beharrlicher, unentwegter Kämpfer für Freiheit, Wahrheit, Recht und Vernunft ein hellleuchtendes Gestirn auf dem pädagogischen Himmel, ein edler und reiner Charakter, durchdrungen von der lautersten Liebe für allgemeines Menschenrecht und Menschenglück! Von den übrigen persönlichen Eigenschaften Bernalekens kann gesagt werden, daß er stets in allem und jedem versöhnend, mit Milde und Nachsicht zu wirken bestrebt war, gern fein humorvolle und witzigere Reden führte und sich hiedurch die volle Liebe seiner Schüler erworben hat. Sein Leitspruch, den er seinen Schülern oft und eindringlich aus Herz legte, lautet: „Thätigkeit erhält frisch“, in dessen Sinn er zeitlebens gehandelt hat. Auch sei erwähnt, daß von ihm das geflügelte Wort stammt: „Ein scharfer Wind von Sünden!“ womit er die Ansprüche der Clericalen auf die Schule in der Concordatszeit trefflich und witzig genug bezeichnete. Ferner dürfte es vielen interessant und neu sein, daß Bernaleken der Erfinder des Namens der schönsten Straße in Wien, der Ringstraße ist. Man wollte dieselbe nach französischem Muster „boulevard“ (Bollwerk) nennen. Bernaleken, dem dieser fremdländisch klingende Name nicht gefallen wollte, setzte in der „Wiener Zeitung“ das Unpassende einer solchen Benennung auseinander und schlug den Namen „Ringstraße“ vor, der, wie nun alle Welt weiß, auch angenommen wurde.

Es erübrigt mir noch, Bernalekens bedeutendste Schriftwerke anzuführen. Unter seinen zahlreichen größeren und kleineren Büchern von bleibendem Wert sind die wichtigsten

und bekanntesten folgende: „Literaturbuch“, „Deutsche Syntax“, „Deutsche Schulgrammatik“, „Alpensagen“, „Mythen und Bräuche des Volkes in Osterreich“, „Kinder- und Hausmärchen“, „Anfänge der Unterrichtslehre“.

Aus diesen und allen seinen anderen wissenschaftlichen Arbeiten spricht eine große Liebe zum deutschen Volke und dessen Sprache, und sind dieselben, wie Professor Franz Branky treffend sagt, „alle schätzenswerte Beiträge zur deutschen Culturgeschichte und Sittenkunde“.

Angesichts der stets geistigen Regsamkeit und fruchtbaren schriftstellerischen Thätigkeit kann der nunmehr achtzigjährige greise Gelehrte mit Stolz und Befriedigung zurückblicken auf ein inhaltsreiches Leben voll heilsamer Wirksamkeit und reichen Segens. Die gute Saat, die er ausgestreut, wird weiter und weiter keimen und nur gute Früchte tragen. Der süße Trost kann ihn befriedigen: ich habe nicht umsonst gelebt! Das schönste Denkmal hat er sich in den Herzen seiner zahlreichen Schüler und Freunde gesetzt, die heute voll Begeisterung für ihn Ursache haben, mit Shakespeare zu sagen:

„Er war ein Mann, nehmt alles nur in allem,
Wir werden nimmer seinesgleichen seh'n.“

Unser aufrichtiger Glückwunsch aber zu seinem 80. Wiegenfeste ist: Möge es ihm gegönnt sein, noch lange, lange, bis an die äußerste Grenze der Möglichkeit, im Kreise seiner Lieben viel Frohsinn, Freud' und Frieden zu genießen!

Das walte Gott!

Ist das Tanzen eine Sünde?

Ein Gespräch zur Carnevalszeit.

Hans. Heute, mein alter Freund, komme ich mit einer Faschingsangelegenheit.

Peter. Ei mein Alter, kümmerst du dich noch um den Fasching?

Hans. Kümmeren? Ja, das ist das rechte Wort. In der Jugend haben wir ihn genossen, im Alter kommt das Bedenken. Du weißt, wie gerne ich getanzt habe, wie viele Tänzerinnen ich mattgeseht habe in einer Nacht. Und nun sagt man, das Tanzen wäre Sünde.

Peter. Wer sagt das?

Hans. Der Pfarrer auf der Kanzel.

Peter. Und was sagst du dazu?

Hans. Ich komme zu fragen, was du dazu sagst.

Peter. Ob das Tanzen Sünde ist? Ich würde eigentlich nein sagen. Es kann so wenig Sünde sein, als das Spazierengehen, das Schlittschuhlaufen, das Reiten. Das Tanzen ist eine angenehme Körperbewegung, die noch angenehmer wird durch die begleitende Musik. — Aber du fragst so kleinlaut, ich weiß doch nicht, ob ich nein sagen darf.

Hans. Ja, es hat seinen Haken. Wenn es nur der Leibesbewegung und der Musik wegen wäre, so könnte man doch auch allein tanzen, oder Mann mit Mann und Weib mit Weib. Das ist aber nicht; die beiden Geschlechter suchen sich beim Tanze, und das ist bedenklich!

Peter. Ja, das ist bedenklich! Aber wie so? Der Tanz ist eine rhythmische Bewegung, welche anmuthig sein muß. Anmuthig wird sie, wenn das Starke mit dem Zarten sich vereinigt. Darum suchen sich zum Tanze Mann und Weib. Wenn zwei Männer miteinander tanzen, wie plump und rüppelhaft — wie lächerlich! Es fehlt die Anmuth. Wenn zwei Weiber miteinander tanzen, wie unsicher, wie schwammig — wie fade. Es fehlt die Kraft.

Hans. Und glaubst du, daß beim Tanz Bursche und Mädchen sich nur der rhythmischen Ebenmäßigkeit wegen suchen?

Peter. Es ist natürlich.

Hans. Glaubst du das wirklich? Hast du denn nie getanzt?

Peter. In meinem Leben keinen Schritt.

Hans. Du nie getanzt? Ist es denkbar? Bist du denn nicht auch einmal jung gewesen?

Peter. Sogar sehr!

Hans. Hast du dich als Jüngling denn nicht auch einmal geseht, dein Herz ganz nahe dem Busen einer Jungfrau pochen zu lassen? Eine Annäherung, die sonst in der Gesellschaft über die Maßen strenge verboten ist! Die Mädchen alle gehütet, zurückhaltend, bis an den Hals zugethüpft, kaum eine Berührung der Fingerspitzen erlaubt. Und plötzlich alle Schranken gefallen, bei berauschernder Musik, im

Duſte der Roſen darſt du, ſie enge umarmend, dich an ihre entblößte Bruſt ſchmiegen, deine Wange an die ihre legen, dürſt einſ den Athem des anderen einſaugen und alſo ineinander verſchlungen wönnig dahintreiben, jaſen, toben, ohne Verantwortung miteinander im Vorhofe des Paradieses ſchwelgen. — Haſt du das nie gethan?

Peter. Ich muß dir offen geſtehen, bei einem fremden Mädchen wäre mir das zuviel geweſen, bei einem vertrauten zu wenig. Fremden Weibern gegenüber war ich ſtets ſo gottloß blöde, daß vor lauter Befangenheit einerſeits an einen angenehmen Rhythmus nicht zu denken geweſen wäre. Und bei dem trauten Mädchen ſünde ich in einem ungeſtörten Plauderſtündchen viel mehr Rhythmus, als im wogenden Tanzſaal von allerlei Augen beobachtet und belauert.

Hans. Da dieſe Sache alſo nicht nach deinem Sinn war, haſt du gar nicht getan. Der rhythmischen Bewegung halber haſt du's alſo nicht gethan. Ich glaube, du biſt gefangen.

Peter. Die rhythmische Bewegung hatte ich bequemer auf einer Schantel oder auf einem ſtotten Marsche in der freien Luſt, ein Liedel dazu pfeifend. Oder Arm in Arm mit der holden Frau Muſe, wobei es auch zumeiſt rhythmisch hergeht.

Hans. Die Frau Muſe iſt allerdings eine vielumworbene Tänzerin.

Peter. Gibt aber manchem manchmal einen Korb. Ich ſpreche aus Erfahrung.

Hans. Und im übrigen gibſt du wohl ſchon zu, daß es ſinnliche Regungen ſind, die beim Tanze männlich und weiblich zuſammenführen.

Peter. Sinnliche Regungen — ja, das gebe ich zu.

Hans. Ich meine ſinnliche — in jenem bewußten, beſtimmten Sinne.

Peter. Nun, du haſt mehr Erfahrung als ich.

Hans. Im Tanze habe ich ſie auch, das leugne ich nicht.

Peter. Es handelt ſich um die Frage, ob der Tänzer die beſte Tänzerin oder das reizendſte Weib ſucht.

Hans. Es mag einzelne Sporttänzer geben, welche die erſtere ſuchen, den meiſten Tänzern geht es um das letztere. Ich weiß es, wie es einen hinzieht, wie die Sinnlichkeit und die Leidenschaft beim Tanze geweckt wird. Die meiſten Liebesverhältniſſe bilden ſich bei der öffentlichen Umarmung des Tanzes. Eltern, die ihre heiratsfähige Tochter auf den Ball führen, wiſſen das recht gut. Von den jungen Männern, die ſich auf dem Ball einfänden, haben aber die allerwenigſten Abſicht, ſich dort eine Braut zu ſuchen. An Liebesabenteuer denken ſie. Und in keinem Zuſtande iſt ein Mädchen leichter zu beſtören, als in der Veräuſchung des Tanzes, im Anſchmiegen an den geſchmeidigen und kräftigen Körper des Mannes. — Als meine Eltern die ſilberne Hochzeit feierten, ich war damals ſechszwanzig Jahre alt, gab es ein großes Ballfeſt. An jenem Ehrentage der Familie verführte ich ein junges Mädchen. Selbes hatte beim Tanze mit mir das erſtemal im Leben ſein Haupt an den Buſen eines galanten, feurigen Mannes gelegt; ſie war ſo verwirrt von der Muſik, dem Menſchendunſt im Saale, dem Tröpfchen Champagner, welches ſie trinken mußte und von den Aufmerkſamkeiten, die ich ihr ganz excluſiv erwies, daß ſie widerſtandslos mit mir ſeitab taumelte. Vierzig Wochen ſpäter iſt ſie geſtorben.

Peter. Freund, es iſt eine traurige Geſchichte, die ſich oft wiederholen mag; aber daran iſt nicht der Tanz ſchuld, ſondern die Liebe.

Hans. Wie du weißt, habe ich zwei Kinder. Der Sohn iſt neunzehn, die Tochter ſiebzehn Jahre alt. Sie tanzen gerne und baten mich vor kurzem, ſie in dieſem Carneval auf einen Ball zu führen. Wenn ſie mit-

einander tanzen wollen, dachte ich, so kann man ihnen das Vergnügen ja machen und führte sie auf die Nobelredoute. Allsogleich stürzten sie sich Arm in Arm in das fröhliche Gewoge und ich schaute eine Weile zu, wie sie grazios und reizend miteinander dahinreigten.

Peter. Ja, ja, der Tanz! Das Sichpaaren des Starcken mit dem Zarten zum Ziele der rhythmischen Bewegung — warum sollen sich hierin nicht auch Geschwister genügen!

Hans. Zwei gute Bekannte zogen mich in den Speisesaal zu einem Glase Wein, luden mich hernach zu einem Spielchen, allein ich wollte wieder einmal nach meinen jungen Leuten sehen. Lange mußte ich im Gedränge suchen; endlich fand ich in einer Nische den Jungen erhitzt und angelegentlich mit einer Nähmamsell schäkern und mein Töchterlein —

Peter. Nun?

Hans. Mit fliegendem Haar und wogendem Busen von einem strammen Lieutenant umschlungen durch den Saal rasen.

Peter. Nun warum denn nicht?

Hans. Seitdem sind beide verrückt, wollen wieder und immer wieder auf die Redoute. — Du wirst doch nicht glauben, des Tanzes wegen!

Peter. Es sind erbauliche Beispiele, Hans, die du mir da mittheilest.

Hans. Und nun frage ich dich, ob das Tanzen nicht Sünde ist?

Peter. Warum fragst du den Unpraktischen, da doch deine Erfahrungen so laut sprechen!

Hans. Antworte!

Peter. Ich bleibe dabei, das Tanzen als solches ist nicht Sünde.

Hans. Weil das Tanzen also nicht Sünde ist, so darf ich meine Kinder wohl unbedenklich zum Tanze führen?

Peter. Das heißt — das Tanzen als solches ist ein ganz unschuldig

Vergnügen. Doch gebe ich zu, daß zum Behufe rein ästhetischen Vergnügens die Vereinigung des Starcken mit dem Zarten —

Hans. Laß das Umstreichen. Du gibst zu, daß der Tanz gefährlich ist, folglich mußt du davor warnen. Mit philosophischen Fein-Klaubereien ist nichts gethan.

Peter. Und noch mehr, Freund! Ich bekenne nun Farbe. Wenn ich die Erfahrungen gemacht hätte wie du, würde ich überhaupt nicht fragen, sondern meine Kinder strenge von allen Ballfesten ferne halten. In dieser Sache halte ich es mit dem Pfarrer auf der Kanzel. Wenn es darauf ankommt, daß die jungen Leute ihre Unschuld bewahren sollen, so lasse man sie nicht zum Tanze gehen. Wenn sie aber den Morgenstau reiner Kindlichkeit schon verloren haben, dann hüte man sie erst recht vor Ballfesten! Ja, mein Freund, wenn die Sache von dieser Seite betrachtet wird, dann stimme ich vollkommen mit dir überein. Der Tanz ist in diesem Falle nur ein Lockmittel, der Ball eine Gelegenheitsmacherin. Wenige junge Männer wird es geben, die ein Ballfest befriedigt verlassen, bei welchem sie keine Eroberung gemacht haben. Was sie unter einer Eroberung verstehen, ist wohlbekannt. Übrigens meidet der moderne Jüngling sorgfältiger den Ballsaal als die Jungfrau; für ihn ist unter Umständen die Gefahr gefangen zu werden größer, als für sie — und heiraten? Nein, das will er nicht. So fällt dem Ballfeste auch die Bedeutung als Mädchenmarkt weg und dasselbe kann — wenn der reine Tanzgenuss schon durchaus nicht anerkannt wird — nur als Tummelplatz gelten für lüsterne Männlein und Weiblein, die nichts zu verlieren haben und doch etwas gewinnen möchten.

Was deutsche Dichter und Denker über den Antisemitismus sagen.

Der Schriftsteller Karl Klopfer in München hat — man möchte fast sagen „wundershalber“ — die deutschen Dichter und Denker eingeladen, ihm ihre Meinung über den Antisemitismus zu sagen. Neunzig Befragte haben ihm richtig Antwort gegeben und unter diesen neunzig sind vierundsiebzig, welche sich mehr oder weniger bestimmt gegen den heutigen Antisemitismus aussprachen.

Karl Klopfer hat die Antworten, natürlich mit Beistimmung der Antwortgeber, drucken lassen und dieselben unter dem Titel: „Die Judenfrage. Zeitgenössische Originalaussprüche, bei J. F. Lehmann in München“, herausgegeben.

Wenn Karl Klopfer aus den Aussprüchen der deutschen Geister ein Buch macht, so machen wir aus dem Buche einen Artikel, indem wir die bezeichnendsten Glossen, ob philo- oder antisemitisch, herausnehmen und hier anführen. Die meisten Stimmen sind, wie es von deutschen Denkern nicht anders zu erwarten, theoretisch; etliche aber doch praktisch und heißblütig, so recht menschlich in der Frage Stellung fassend. Man höre:

Ich habe manchen Juden gekannt,
Den ich voll christlichen Sinnes fand,
Ich bin mit manchem Christen ge-
wandelt,

Der jüdisch hat an mir gehandelt.
Gott, denk' ich, sieht bei einem Mann
Das Herz mehr als die Nase an.

Berlin, den 23. April 1891.

Joh. Trojan.

Die Judenfrage ist die gerechte Strafe der deutschen Dummheit; diese ist leider keine Frage.

Frienwalde a. d. Oder,
23. April 1891.

Kant hippus (Franz Sandboß).

Man stellt dem Judenthum oft das Christenthum als Gegensatz gegenüber, das doch im Grunde ein variiertes Judenthum ist, da es uns Germanen das gesammte Material jüdisch-religiösen Glaubens und jüdisch-religiöser Gesetze brachte, um uns angeblich davon zu erlösen. Der Haß zwischen beiden Religionen würde geringer sein, wenn sie sich nicht so nahe verwandt wären. Weshalb gehen die antisemitisch-protestantischen Geistlichen nicht zunächst daran, das Judenthum aus dem Christenthum zu entfernen? Hic Rhodus!

Hannover, den 24. April 1891.
Gustav Kastropp.

Die Juden sind pfißiger als die Christen, aber die Christen sind besser als die Juden. Eine Eigenschaft, welche dem Juden total fehlt, welche sozusagen der Gegensatz zu seinem Naturell ist, ist die Noblesse — die Noblesse im ritterlichen Sinne des Wortes. Deshalb können auch die Juden nie mehr eine Nation, ein Reich zwischen den anderen Reichen bilden, sondern höchstens noch eine Nation, ein Reich à part — irgendwo in Palästina; denn jedes souveräne Volk braucht seine Kasten, seinen

höchsten, verfeinerten Kreis — bei dem Juden aber hat der Hausierer genau dieselben Mäuren, dieselbe Art und Weise, dieselbe Bildung wie der Geldfürst. — Ich liebe zerstreute Leute, weil sie selbstlos, unberechnend und gut sind; daß ich noch nie einen zerstreuten Juden gefunden habe, ist mir ein Beweis, daß ihnen jede Herzensgüte und jede Selbstlosigkeit fehlt — diese einzigen Eigenschaften, welche das „Ebenbild Gottes“ vom „Karl Vogt-Menschen“ unterscheiden.

Es hat schon jüdische Könige gegeben, aber noch nie einen jüdischen Erfinder. Ein Jude kann vielleicht die Menschheit beherrschen, aber er kann ihr nie etwas Gutes thun. — Der Ursprung, der Typus und der Grundzug anderer Nationen kann vielleicht die Noheit sein; der Grundzug des Juden allein ist die unausrottbare Gemeinheit.

Karlsruhe, 30. April 1891.

Emil Mario Vacano.

Viel Unheil kommt daher, daß wir die Worte, in denen wir denken, nicht definieren.

Bedeutet Jude einen Menschen, der die zehn Gebote hält, so sollte ihm kein Haar gekrümmt werden.

Bedeutet es einen Wucherer, dann verdient er keine Gnade, sei er Jude, Heide oder Christ.

Oxford, 25. April 1891.

Prof. Dr. Max Müller.

Leider glaube ich, daß nicht ein Zehntel der von Ihnen Gefragten, Ihnen mit Freimuth antworten wird. Sie scheinen sich hauptsächlich an Schriftsteller gewendet zu haben; wie wenige unter diesen sind aber wirklich unabhängig? Wer nur ein Wort gegen die Juden veröffentlicht, hat von da an von den Zeitungen, von der Kritik (die doch zumeist von Juden besorgt wird) nur noch Feindschaft oder noch gefährlicheres Todtschweigen zu erwarten. Wer in solchem Bewußt-

sein die Wahrheit sagte, müßte wahrlich „statt der Arme Flügel haben!“

Ich selbst würde Ihnen vielleicht auch nicht nach meiner vollen Überzeugung über die Judenfrage schreiben, wenn ich noch beabsichtigte, etwas herauszugeben.

Möge ich mich täuschen und Ihr Sammelwerk der getreue Ausdruck der Überzeugung aller Mitarbeiter werden! —

Der Antisemitismus ist uralt und hat nur seit der Gleichberechtigung der Juden seinen neuen Namen und eine neue Gestalt angenommen. Wenn im Mittelalter irgend eine Seuche Europa verheerte, so hieß es, die Juden hätten die Brunnen vergiftet, und ebenso mißt man noch heutzutage den Juden die Schuld bei, wenn ein großes Übel uns bedrückt. Nicht als eine Krankheit an sich erscheint mir der Antisemitismus, sondern als ein Symptom, daß etwas krankhaft sein müsse in unseren volkswirtschaftlichen Zuständen. Nach dem Siege der humanitären Ideen, welcher auch die Gleichberechtigung der Juden mit sich brachte, nach dem großen Völkerfrühling hatte man auch einen warmen Völkersommer und eine reiche materielle Ernte erwartet. Man sah sich nach und nach enttäuscht, da die neue Freiheit keine goldenen Früchte tragen wollte und man schließlich wahrnahm, daß bei alledem nur die Juden üppig gediehen. So mußte es den Anschein gewinnen, als habe man fast nur für diese die liberalen Kastanien aus dem Feuer geholt. — Der Antisemitismus der Gegenwart ist in erster Linie der Ausdruck der Enttäuschung darüber, daß die freiheitlichen Einrichtungen uns nicht glücklicher und allem Anscheine nach nur die Juden mächtiger gemacht haben. In diesem Sinne ist der Antisemitismus kein Kampf gegen die Gleichberechtigung, sondern eine Nothwehr gegen das erdrückende Übergewicht einer kleiner Minderzahl uns innerlich fremd gebliebener neuer

Mitbürger. — Weiters fragt es sich aber, weshalb die Juden im Verfassungsstaate besser gedeihen konnten? Ob sie ein uns überlegener Stamm sind, gegen welchen wir uns in ohnmächtigem Reid erschöpfen, oder ob dieselben ihre internationale Großmachtstellung nur unlauteeren Mitteln verdanken? Die Juden sind uns in einigen wesentlichen guten Eigenschaften voraus (als Sparsamkeit, Fleiß, Nüchternheit, Unternehmungsgeist, Familiensinn u. s. w.), verbinden dieselben aber mit Charakterzügen — man braucht sie nicht erst aufzuzählen — welche mit Recht unsere Abneigung, unseren Widerwillen erregen. Erst durch die Zusammenfassung dieser nachahmenswerten und verabscheuungswürdigen Eigenschaften scheinen sie befähigt, uns im Weltstreit nach allen Glücksgütern so weit zu überflügeln, denn begreiflicherweise müssen strebende Menschen, welchen Ehre und Anstand so wenig Fesseln anlegen, welche daher von „idealen Forderungen“ kaum je aufgehalten werden, schneller ihre praktischen Ziele erreichen. —

Die letzte Frage lautet: „Was thun? Wie können wir der Juden, oder besser gesagt ihrer Herrschaft, ledig werden?“ — Einfach indem wir uns ihre guten Eigenschaften aneignen und dadurch wirtschaftlich reif werden. Haben wir einmal die guten Seiten der Juden angenommen, so sind wir auch die Juden selbst mitsammt ihren schlechten los. — Wie wenig leiden verhältnismäßig die Westmächte durch die Juden! Je weiter wir in Europa ostwärts gehen, desto greller treten uns Judenplage und Antisemitismus entgegen. Der Jude siedelt sich selten dort an, wo er einigermaßen geachtet leben könnte, sondern dort, wo er die besten Geschäfte machen, ein wirtschaftlich un-reifes Volk ausbeuten kann. Am meisten hassen die Juden Rußland, am meisten werden sie dort gehaßt, und nirgends sind sie zahlreicher verbreitet. Gewalt-

same Verdrängung der Juden vor erlangter wirtschaftlicher Mündigkeit würde uns in die traurige Lage Spaniens nach Vertreibung der Mauren versetzen, nach erlangter wirtschaftlicher Reife hätten sie aber bei uns bald jeden Boden unter ihren Füßen verloren und sie zögen freiwillig weiter gegen Osten, wo sie abermals als Sauerteig wirken müßten, bis auch die entferntesten Völker Asiens durch eigenen Schaden klug geworden wären. — Wohl dürfte mein Mittel: „wirtschaftliche Reife“ ein langsam wirkendes genannt werden und dem Geschmack der ungeduldigen Antisemiten wenig entsprechen; ich glaube jedoch, es gibt kein anderes. Wir müssen Halbjuden werden, um die Juden selbst gänzlich loszuwerden. Denn daß die Juden den Anfang machen und dem Antisemitismus die Spitzen abbrechen wollten, indem sie zuerst ihrem unleugbaren Antichristianismus entsagen, das steht doch nie und nimmer zu erwarten.

Wien, 26. April 1891.

Freiherr Emerich Du Mont.

In einer durch den Streit der Ansichten, der Interessen und der Sympathien bewegten Zeit ist es schwer, zu einer objectiven Erfassung und Darstellung des umstrittenen Gegenstandes zu gelangen. Daß es mir trotzdem gelungen ist, über die in Frage stehende Sache wenigstens nach bestimmten Seiten hin mir ein sachliches Urtheil zu bilden, schließe ich daraus, daß mir sowohl von antisemitischer als von jüdischer Seite mehrfache theils anonyme, theils auch mit Namensunterschrift versehene schmähende Zusendungen oder Beurtheilungen meiner Person zugegangen sind. Das sei bei dieser Gelegenheit übrigens bemerkt, daß im Schmutzschleudern auf Persönlichkeiten die jüdische literarische Demimonde der antisemitischen überlegen ist. —

Was mich persönlich anlangt, so

hat mich mein Beruf dazu geführt, mir einige Kenntniss der jüdischen Literatur zu erwerben. Und da muß ich doch sagen, ohne die Schwächen und Mängel des Talmud zu verkennen, daß ich im allgemeinen von Bewunderung erfüllt bin, nicht nur von dem Scharfsinn und der Combinationsgabe der jüdischen Gelehrten der Vergangenheit, sondern auch von dem hohen sittlichen Ernst, der sich in dem Festhalten und Ausbauen des einzigen Gutes der Nation kundgibt und von der Innigkeit, mit der sie an ihrer Religion hängen. Welch eine Reihe hochbegabter und anziehender Gestalten ist insonderheit auch beim Studium jüdischer Dichter, Philosophen und Schriftausleger an meinem Geiste vorübergezogen! Ich bin von Dank erfüllt für die herrlichen Genüsse, welche diese Genien der Vergangenheit mir geboten haben. — Weiter aber führten diese Studien mich dazu, die Bekanntschaft einer Anzahl jetzt lebender jüdischer Gelehrter zu machen und ich rechne es mir zur Ehre an, daß ich in mehreren derselben wahre Freunde gefunden habe. Wollte man sich die Mühe nehmen, statt der frechen Schreier des jüdischen Press- und Zeitschriftwesens diese stillen, gediegenen Männer näher kennen zu lernen in der Reinheit und Anspruchslosigkeit ihres Strebens, in der Lauterkeit ihres Familienlebens und ihres ganzen Wandels, so würde man einen anderen Begriff auch vom heutigen Judenthum empfangen, als ihn die sogenannte antisemitische Presse zu verbreiten sucht.

Daß die Entwicklung der Dinge in wirtschaftlichen Fragen manche bedenkliche und das allgemeine Wohl schädigende Erscheinungen in dem Treiben gewisser Theile der jüdischen Bevölkerung offenbar gemacht hat, mag richtig sein. Darüber kann ich nicht urtheilen, denn ich verstehe nichts von Staatswissenschaft und bewege mich nicht im wirtschaftlichen Leben. Aber so viel darf ich doch wohl

sagen, daß es unrecht ist, den Juden allein den Wucher in die Schuhe zu schieben und selbst für den von ihnen wirklich betriebenen Wucher die ganze jüdische Nation als solche verantwortlich zu machen. Man gebe Gesetze gegen wirtschaftliche Mißstände, man raffe sich energisch auf gegen Ausbeutung, aber menge damit nicht Fragen der Rasse und der Religion und stemple den Juden nicht zu einem Object der Verfolgung seitens einer dazu aufge reizten und fanatisierten Masse. Das ist unchristlich und auch unklug, denn die Geschichte hat gezeigt, daß die geschürte Flamme des Hasses auf die Verfolger zurückschlug. Die spanischen Autodafees waren die Nachwirkungen der Judenverfolgungen. Die an den Massenmord gewöhnte Kirche sieng an nach dem Blut der eigenen Kinder zu lechzen. Jüdische Fehler und jüdische Verbrechen müssen natürlich gestraft werden, aber nicht anders als christliche. Ein Staat, der zweierlei Recht für seine Untertanen schaffen wollte, würde sich selbst in seinem Marke beschädigen.

Justitia fundamentum regnorum!
Jena, den 27. April 1891.

Kirchenrath Prof. Dr. theol. et phil.
Carl Siegfried.

Auch an den Israeliten achte ich wirkliche Tugenden, namentlich ihrer Nüchternheit, Häuslichkeit und ihr festes Zusammenstehen. . . Auch an ihnen hasse ich nur die Fehler, die ihnen, wie allen Sterblichen hienieden, anhaften. —

Konstanz, 27. April 1891.

J. M. Schleyer, Erfinder des
„Bolapüt“.

Der Antisemitismus ist — unbewußt oder verkappt — der Vorarbeiter des Communismus. Dessen Zwecke hilft er erreichen, indes er die eigenen verfehlt, wie er eines Tages bestürzt erkennen wird.

Bregenz, 29. April 1891.

Robert Byr.

Wer verhilft denn den Juden zu einer dominierenden Stellung im Bereich der fünften Großmacht?

Ihr, die ihr ihnen die Presse niederen und höheren Grades ausgeliefert habt und sie unterhaltet.

Wer nährt denn ihre Allmacht als haute finance?

Ihr, die ihr die Spielplätze der Börse schützt und selbst benutzt.

Wer räumt ihnen denn die höchsten gesellschaftlichen Ehren ein?

Ihr, die ihr sie wegen Finanzoperationen adelt und zu Freiherren erhebt.

Und dann wollt ihr sie strafen für das, was ihr thut?

Dresden, 29. April 1891.

Julius Duboc.

Wir befinden uns in einer rückläufigen Bewegung. Der edle und hohe Begriff der Menschlichkeit, den das achtzehnte Jahrhundert in herrlicher Geistesarbeit errungen hatte, ist uns wieder verloren gegangen. An Stelle der Menschheit ist das Volk, die Nation getreten, aber zugleich an Stelle der Vaterlandsliebe der Chauvinismus. Alles zieht sich ins Enge und Kleine. An die großen Fragen der Menschheit denken heute nur wenige, man vertritt die Interessen seines Landes, seines Standes, seiner Person. Und wenn ein Stand durch die Regierung seine Interessen verletzt glaubt, so wird er — trotz seines Patriotismus, den er so feierlich versichert — regierungs-, königs-, vaterlandsfeindlich. Aus diesem grauenhaften Egoismus unserer Zeit ist auch die Judenfrage hervorgegangen; der Egoismus des Judenthums prallte zusammen mit dem Egoismus der übrigen Völker. Die Judenfrage ist daher nur eine begleitende Erscheinung einer tiefen und schweren sittlichen Erkrankung der Menschheit. Das einzige Heilmittel ist — die Liebe, die wir heute, wo alles nach Besitz und Rang jagt, geschmährt, gelästert, verachtet und aus-

gestoßen sehen, die Liebe, die jeden, der sie zur Richtschnur seines Handelns macht, in den Augen moderner Weisheit zum Thoren stempelt und die doch allein das Erbtheil Gottes auf Erden darstellt.

Dresden, den 7. Mai 1891.

Dr. Otto Lyon.

Ich kenne keine „Juden“. Ich kenne nur Mitbürger, Mitmenschen und Gesellschaftsgenossen israelitischer Herkunft. Es ist nichts in mir, das den Mitmenschen jüdischer Abstammung meinem Empfinden fern, fremd oder feind macht. Und ich bin doch „unverfälschter“ deutscher Autochthone mit einem stark polarischen Temperament von Liebe und Haß. Aber mein Haß, der sich übrigens mehr und mehr mindert und vom Persönlichen stark zurückzieht, ist kein kleinlicher Fanatismus, und meine Liebe folgt der fröhlichen Vernunft und der tieferspähenden Erkenntnis. Die merkwürdige Widerstands- und Spannkraft der jüdischen Gesellschaftsmitglieder wird sie auch die scheußliche Rückschlagsbewegung des modernen Antisemitismus überwinden lassen, nachdem sie das Ghetto überlebt, aber nur mit schmerzlicher Wehmuth mag ich daran denken, wie feinfühlende und zartgebildete Organismen stillschweigend aufschreien müssen unter der plumprohen Bergewaltigung kurzsichtiger Culturbarbaren.

Wenn ich beobachte, wie in Deutschland eine neue Judenverfolgungssucht sich einwuchern konnte, wie sie sich breit machen darf, ohne sofort und nachdrücklich erstickt zu werden, so habe ich da einen untrüglichen Culturbarometer vor mir, der sehr tief steht und kaum noch tiefer zu fallen vermag.

Ich werde nervös, wenn ich nur das Wort „Antisemitismus“ höre.

Eine solche Quantität Menschendummheit und Menschenniedrigkeit in einen Begriff eingeschlossen, raubt mir momentan die Fassung, und ich zittere vor Erregung. Die Ruhe kommt mir

erst wieder, wenn ich mir klar mache, daß wir es mit der pöbelhaftesten Ausschreitung einer absterbenden Menschheitsperiode zu thun haben.

Zürich, 13. Mai 1891.

Karl Hendell.

Daß man die Laster der Juden aufdeckt, ist recht; aber daß man dabei die Laster der Nichtjuden verschweigt, das ist schlecht.

Krieglach, den 24. Juli 1891.

P. K. Rosegger.

Das Bedenkliche am Antisemitismus ist, daß unsere Zeit als discutabel ihn betrachtet; denn es bedeutet dies einen Rückschritt in der Civilisation, des Mittelalters würdig. Ignoranz und Gemüthsroheit bleiben zu allen Zeiten dieselben, und mit ihnen rechten zu wollen, hat keinen Sinn. Der Religionshaß verfängt bloß bei den Ungebildeten, und nur Reid und Habsucht können bei dieser Frage das entscheidende Moment erblicken in etwaigen gemeinschädlichen Stammeseigenschaften, an denen keine Rasse Mangel leidet. Wenn jene, deren Ideal die Ausrottung der Juden wäre, in sich gehen könnten, so würden sie einsehen, daß sie damit sich selbst richten; was sie anstreben, ist nichts anderes, als an die Stelle der Juden gesetzt zu werden. Die Gebildeten, welche dieser Strömung Verständnis entgegenbringen, indem sie entweder offen sie billigen oder, ohne offen sie zu billigen, bei jeder Gelegenheit den Verfolgten ein Steinchen nachwerfen, beweisen nur, daß es auch eine Bildung gibt ohne Sinn für echte Freiheit und ohne den Muth der wahren Gerechtigkeit. Darin be-

steht der Rückschritt. Durch den Antisemitismus wühlt unsere Zeit in ihrem eigenen Fleisch. Sie merkt es nicht, daß sie die Basis des modernen Staates erschüttert; aber sie wird es merken an den nicht ausbleibenden Folgen. Erst hat sie schmerzlich zu erfahren, daß man die Grundlage, auf welchen das rechtliche Zusammensein der Menschen beruht, nicht theilweise verleugnen kann, ohne sie als Ganzes in Frage zu stellen; um die eigene Existenz hat ihr zu bangen; dann wird ihr auch die Existenz anderer heilig sein und wird sie wieder vorwärts streben nach der Richtung, in der als das Ziel der gebildeten Menschheit die Menschlichkeit sich kund thut.

Marburg in Steiermark,
3. September 1891.

B. Carneri.

Wenn ein paar Antwortende behaupten, daß mancher Schriftsteller mit seiner antisemitischen Meinung aus Furcht vor der Judenpresse zurückhalte, so muß dem im Namen der Schriftsteller entgegengetreten werden. Wer sich seine Meinung nicht zu sagen getraut, der ist kein Schriftsteller, oder ein jämmerlicher. Der Stolz des Schriftstellers ist sein Freimuth. — Das Büchlein bringt lauter hochgeachtete Namen, nicht zwei Feiglinge sind dabei, die um persönlichen Vortheil anders schreiben als sie denken. Und der eine, der es etwa ist, müßte mit einem Besen aus der Literatur verjagt werden. Sei die Meinung welche immer, ob in diesem Falle anti- oder philosemitisch, wir achten die Überzeugung.
R.

Geschichten aus der Schulstube.

Von Josef Allram.*)

Mit vier Jahren ist der Charakter
eines Kindes entschieden.

Jean Paul.

Haben da ein halbes Duzend Schulmeister im Saazer Schlingengarten beisammen und freuten sich, daß sie der Zufall — es war eigentlich der im August 1890 abgehaltene Lehrertag — nach einem Vierteljahrhundert zusammenführte. Vor 25 Jahren verließen sie als junge Lehramtskandidaten die Präparandie und sahen sich seitdem nicht wieder. Eine lange Zeit, namentlich, wenn man sie in der Schulstube zugebracht hat! Da gab's zu erzählen. Haben sie doch alle noch in der „guten alten Zeit“ gedient und sich in die Neuschule herübergesorgt

„Kinder“, störte ein Colleague plötzlich die ernstesten Gesichter auf, „ich hab' eine Idee!“

„Nicht möglich!“ riefen die anderen.

„Na, hört nur und ihr werdet staunen! Fort mit den schwarzen Erinnerungen beim goldenen Bier, sie sollen uns das frohe Wiedersehen in der Hopfenstadt nicht verbittern. Durch 25 Jahre haben wir Massen = U n t e r r i c h t getrieben, heute wollen wir aber ein Massen = J u b i l ä u m feiern, denn wir alle sind Jubilare. Und was könnten wir an der Quelle von Österreichs bestem Malz und Hopfen Schöneres thun, als eine heitere Erinnerungskneipe abhalten, bei welcher

jeder von uns eine humoristische Episode aus seinem Schulleben zum besten gibt?“ Der Vorschlag fand allgemeinen Beifall, und der Anreger begann, während ich am Nebentisch ruhig zuhörte.

„Ihr erinnert euch gewiß noch an die Schlussprüfungen, welche seinerzeit eingeführt waren und wobei der Herr Pfarrer oder der Herr Dechant die Prämienvertheilung an die bravsten Schüler vornahm. Bei einer solchen Gelegenheit war es auch, als der Herr Dechant — in der Religion und im Lesen waren die Kinder bereits geprüft worden — auch einige Proben im Kopfrechnen hören wollte. Ich gab mehrere Beispiele, die sehr schnell gelöst wurden, was den geistlichen Herrn Inspector misstrauisch zu machen schien, denn plötzlich sagte der Dechant: „Gebt acht, Kinder, nun werde ich euch ein Exempel geben: Eure Mutter kauft täglich um fünfzig Kreuzer Fleisch ein, wieviel Geld braucht sie in einer Woche?“ Die Kinder rechneten mit einer wahren Hast und bald zeigten auch die meisten auf. — „Nun, du Kleiner, sag' mir's.“ — Und der Kleine antwortete: „Drei Gulden fünfzig Kreuzer.“ — „Bravo!“ belobte der Herr Dechant den Schüler, „du wirst auch ein Prämium bekommen.“ Diese Lorbeeren ließen aber

*) Aus dessen „Philantropin“. Ernst und Humor aus den Schul- und Lehrerstuben unserer Zeit. (Leipzig, Julius Klinhardt, 1891). Wir machen auf das hier genannte Büchlein besonders alle Lehrer und Schulfreunde aufmerksam. Es gibt zu denken und zu lachen. Die vorstehende Probe genügt uns, um das ganze Buch lieb zu gewinnen.

Die Red.

ein Mädchen nicht ruhen, denn es zeigte fortwährend auf, bis es endlich gefragt wurde: „Nun, was willst du denn?“ — „Ich bitte, meine Mutter braucht nur drei Gulden.“ — „Drei Gulden nur? Ja, warum denn, du kleine Rechenkünstlerin?“ — „Weil am Freitag ein Fasttag ist, und da kriegen wir kein Fleisch.“ — „Das ist schon recht“, lobte der geistliche Herr den religiösen Sinn der Kleinen und versprach ihr ebenfalls ein Prämium.

„Bravo, Herr Collega! Prosit — vivat sequens!“ klang's in der Runde.

Und der zweite, Oberlehrer einer Wiener Mädchen-Volksschule, begann: „Lezthin wurde ein noch nicht fertiggestrickter Strumpf in meiner Schule gefunden, welchen zwei Mädchen für sich reclamirten. Ich fragte die betreffende Classenlehrerin, eine sehr tüchtige Lehrkraft, welche die Arbeit zwar als in ihrer Classe verfertigt erkannte, die richtige Eigenthümerin aber beim besten Willen nicht herauszufinden imstande war. Kurz entschlossen nahm sie aber eine Stricknadel und sagte zu den beiden erstaunten Mädchen: „Da ich nicht weiß, wem von euch beiden der Strumpf gehört, trenne ich die Arbeit auf und vertheile dann Wolle und Nadeln unter euch. Ist's euch recht?“ Die Schülerinnen sahen eine Weile verblüfft drein, dann begann die eine fürchterlich zu weinen, während die andere mit schadenfroher Miene dem Beginnen der Lehrerin zusah. Ich wußte nun genug, gab den Strumpf der Weinenden zurück, bestrafte die kleine Lügnerin und lobte laut den weisen Sinn der Lehrerin.“

„Prosit, Frau Salomo!“ klang es im Chore, und der Schulleiter in Arnoldstein begann als nächster:

„Eines Tages tritt ganz unvermuthet der Schulinspector in mein Lehrzimmer und sieht mit Entsetzen, wie ich einem Buben, den Bestimmungen des § 24 zuwider, Disciplin beibringe. Der Herr Inspector nimmt

mich sofort beiseite und hält mir eine Verwarnungsrede, welche aber auf mich gar keinen besonderen Eindruck machte, was er auch zu bemerken schien. Ärgerlich darüber fuhr er fort: „Wenn nun die Mutter des Knaben kommt und sich beschwert?“ — „Dann weise ich ihr die Thür.“ — „Und was machen Sie, wenn der Vater erscheint?“ — „Der kann nicht kommen, weil er schon hier ist. Ich habe nämlich die Ehre, Herr Inspector, der Vater dieses Schlingels zu sein.“

Drauf lächelnd der Inspector spricht:

„Wenn sich die Sache so verhält,
So hat wohl niemand auf der Welt
Mehr Recht zu halten solch' Gericht
Mit diesem Knaben hier, als Sie;
Doch — in der Schule thun Sie's nie!
Denn — hier verbietet solche Straß'
Der zwanzig vierte Paragraph. —
Gar gut weiß ich es selber auch:
Wenn das Gehör nicht nützt allein,
Muß das Gefühl behilflich sein, —
Drum schuf der Herr den Haselstrauch. —
Und gibt Ihr Söhnlein keine Ruh',
So wischen Sie ihn immerzu,
Herr Schulleiter, — jedoch nicht hier, —
Thun Sie das draußen vor der
Thür!“

Und der vierte hub an: „Kinder, mir ist einmal etwas Köstliches in der Geschichtsstunde passiert, und das Schönste dabei ist, daß ich meinen Chef — so nennen wir nämlich unseren Director — dafür als Wahrheitszeugen habe, da er eben hospitierte, was er zu unserem Verdrusse leidenschaftlich gern thut. Nachdem ich mein Geschichtsbild entwickelt und erzählt hatte, giengen wir zur Wiederholung über, wobei der Director auch hie und da eine Frage einstreute. So fragte er unter anderem auch: „Nennt mir einen berühmten Mann, der euch recht gut bekannt ist.“ Und ein jederzeit voreiliger Schüler sagte, freudestrahlend auf mich zeigend: „Der Herr Lehrer!“ Errothend wehrte ich diese unverdiente Auszeichnung ab und schaute verschämt zur Seite. Meinem Chef aber war dies nicht genug, denn er setzte nicht ohne Ironie, die aller-

ding's nur mir verständlich war, fort: „Ich meine einen berühmten Mann aus der Vergangenheit.“ Und ohne sich lange zu besinnen, sprach der göttliche Junge: „Der Herr Director!“ Nun war ich gerächt. So haben wir es, mein Chef und ich, in kurzer Zeit zu einer Berühmtheit gebracht, von welcher wir allerdings — aus purer Bescheidenheit — bisher keinen Gebrauch machten.“

„Hoch, die berühmten Schulmeister! Vivat sequens!“ lachten die Collegen.

Der fünfte Episodist aus der Schulstube, ein Elementarlehrer durch und durch, holte zwar weit aus, doch merkte man es gleich, daß er etwas Besonderes auf der Pfanne habe. „Mit großer Vorliebe studierte ich die Charakteranlagen meiner Kinder, trachtete mit ihnen das Lehrziel zu erreichen und kümmerte mich um alles übrige nicht, denn mein erster pädagogischer Grundsatz war und bleibt: Thue deine Pflicht, fürchte Gott und scheue niemand! Die Kinderstudien füllten auch meine ganze freie Zeit aus, denn ich notierte mir nicht nur die vielen kleinen Charakterzüge, welche jedes schulpflichtige Kind vom ersten bis zum letzten Schultag offenbart, sondern ich bestieg auch hie und da den Pegasus, um an Sonntagnachmittagen zwischen Pädagogik und Poesie am Fuße des Parnasses hin- und herzutragen. So entstand auch folgendes Geschwisterbild, welches den Titel „Schmierfink und Puzgredl“ führt. Es lautet:

Der kleine Berger-Toni war
Ein Schmierfink in der Regel:
Belleckt die Hände, wirrt das Haar
Und ungeputzt die Nägel.

Dagegen hielt sein Schwesterlein
Sehr viel auf Toilette,
Drum hieß man sie auch allgemein
Die kleine „Schulcoquette“.

Doch eines schönen Morgens hatt'
Sich Toni selbst gewaschen
Und wollt' mit dieser schönen That
Den Lehrer überraschen.

Die Schwester dies im Spiegel sah
Auf hohem Kinderstuhle;

Sie dreht sich um: „Was machst du da,
Heut' ist ja keine Schule!“

Da heulte Toni bitterlich.

„Und deshalb weinst du, Knabe?“

„O nein“, so schluchzt er, „weil ich mich
Umsonst gewaschen habe.“

Lauter Beifall lohnte den literarischen Sonntagstreiter, welcher sofort noch ein paar Erinnerungsverse vom Stapel ließ:

Ein Mädchen, das zum erstenmal
Zur Beichte gieng, bekam zum Schlusse
Vom Pfarrer für die Sündenzahl
Drei Vaterunjer auf zur Buße.

Da weinte laut das Kind. „Sei still“,
Sprach nun der Pfarrer zu der Kleinen,
„Drei Vaterunjer sind nicht viel!“ —
„Herr Pfarrer, bitt', ich kann nur
einen.“

„Sehr gut, aber bekannt“ —
sagte ein satirisch angehauchter Colleague
und stärkte sich mit einem Trunk.
Dieses doppelzüngige Lob genierte aber
den unerschrockenen Recitator aus der
Schulstube nicht, und er fuhr fort:
„Aller guten Dinge sind drei“:

In einer Schule Ungarns war
Einst Prüfung aus der Heimatskunde,
Und brav beschrieb die Schülerschar
Des Landes Karten in der Runde.

Zuerst die Grenzen und hi-rauf
Gebirg und Thal sowie die Namen,
Die Flüsse dann und deren Lauf,
Bis endlich auch die Städte kamen.

Und Janos hin zur Karte tritt,
Die Orte zeigend mit dem Stabe,
Doch plötzlich springt zurück zwei Schritt
Der leichenblasse Ungarknabe.

Erschrocken eilt der Lehrer hin
Und fragt denselben, was er habe.
„Belieben, hier bei Debreczin
Auf Ungar-Globus kriecht ein
Schwabe!“

Nun ist's aber genug des grau-
samen Spieles, dachte sich der letzte
in der Runde und erzählte ohne wei-
teres, daß ihn sein Geschick zuerst an
eine Tiroler Landschule führte, wo
die Jungen wie die Alten mit der
ganzen Welt auf einem gemüthlichen
Du- und Du-Fuße standen, weshalb
auch die Kinder, Pfarrer und Lehrer

nicht anders anzusprechen gewohnt waren. „Mit diesen Überlieferungen mußte gebrochen werden, und ich setzte den Kindern auseinander, daß sie zu Hause duzen können, wen sie wollen, in der Schule aber müssen sie zum Herrn Inspector, zum Herrn Pfarrer und zu mir Sie sagen.“

„Also, wie sollt ihr sagen?“ fragte ich den nach meiner Meinung aufgewecktesten Knaben.

„Eö müaß ma sog'n.“

„Zu wem?“

„Zu die oan zwoa und zu dir!“

„Bravo, Tiroler!“ stießen die Kollegen unter Lachen an, „vivat sequens!“ Die Kunde war aber schon herum, was allgemein bedauert wurde, und der portische Schulmeister meinte unter Hinweis auf seine Kinderstudien: „Schade, diese Sachen hätten wir uns alle aufschreiben sollen.“

„Ist schon geschehen“, rief ich zur heiteren Schulmeisterrunde von meinem Tische hinüber, klappte mein Notizbuch zu und stellte mich den Kollegen vor.

„Ah, das geht nicht so ohne weiteres ab, Sie haben uns belauscht, nun ist die Reihe an Ihnen, Herr College.“

„Bitte, und zwar will ich Ihnen über eine Kindervorstellung berichten, die kürzlich in meiner Klasse stattgefunden hat.“

„Im Schulzimmer?!“

„Gewiß! Doch hören Sie nur gefälligst zu. Wir bekamen einen neuen Katecheten, welcher sich vor der ersten Religionsstunde in der Klasse einfand und mich bat, ihm eine kleine Analyse des Schülermaterials zu geben, welches ja, wie er ganz richtig bemerkte, in jeder Stufe aus anderen Elementen bestehe, trotzdem der gesammten gegenwärtigen Jugend im zartesten Alter schon eine gewisse Selbständigkeit anhaftet, die ja das bekannte Wort zum geflügelten machte: Es gibt keine Kinder mehr.“

„O, es gibt deren schon“, er-

widerte ich, „aber sie sind eben anders geartet, und wenn jemals, so trifft heute das Wort Jean Pauls zu: Mit vier Jahren ist der Charakter eines Kindes entschieden! Sehen Sie nur einmal jenen freundlichen Knirps an, wie er mit seinen lachenden Auglein herüberblinzelt — es ist mein Fidelio, immer fröhlich und guter Dinge, dabei anhänglich wie ein Starmak, dem man nicht böse sein kann. Er hat noch nie, in der Schule wenigstens, geweint und als einmal die ganze Klasse hierbleiben sollte, heulten die meisten wie am Spieß. Selbst die alten Repetenten und jene beiden Trostköpfe schauten recht betrübt auf die Finger, nur mein kleiner Blasengel lächelte vergnügt und war mit seinem Schicksal zufriedener denn je. Vergebens suchte ich ihm den Ernst der Situation begreiflich zu machen, die freundliche Miene blieb unverändert, und als ich schließlich drohte, daß er ganz allein hierbleiben müsse, während die anderen nach Hause gehen dürfen, antwortete der Herzensjunge: „Ich bleib' schon bei Ihnen, Herr Lehrer, weil ich Sie gern habe.“ Dieses Geständnis entwaffnete mich vollends; um ihn aber ganz auf Herz und Nieren zu prüfen, wollte ich ihm an jenem Tage die Speisemarke für die Volkstüche vor-enthalten. Das undüfterte allerdings für den Moment sein Gemüth, kühn entschlossen meldete er sich aber zum Wort und sagte: „Ich bitte, Herr Lehrer, Sie haben auf mich vergessen, und in der Volkstüche bekommen wir heute Milchreis.“ Milchreis ist nämlich seine Leibspeise. Mir aber dient dieses unschuldsvolle Gericht mit Zucker und Zimmt als unfehlbares Erziehungsmittel bei meinem kleinen Fidelio.

Die Glocke hatte längst geläutet, als ein „Spätling“ in arg zerflakten Kleidern leise zur Thür hereinkam, seine Mütze in die ziemlich schadhafte Schultasche steckte und, schein herum-blickend, bei der angelehnten Thür stehen blieb. „Setz dich“, sagte ich

etwas barsch, nahm aber nicht weiter Notiz von ihm, was den Katecheten bei meiner sonstigen Strenge einigermaßen zu befremden schien. „Aus humanitären Gründen“ — erklärte ich dem Priester meine Handlungsweise — „kann ich den Knaben nicht strenger bestrafen. Einmal behielt ich ihn zurück, aber da hätten wir bald alle drei geheult: ich, der Bub und noch ein dritter. Als nämlich die anderen Kinder fort waren, fragte etwas an der Thür: ich gehe hin und öffne, da läuft mir ein zottiger Wagenhund zwischen die Beine und springt mit einem Freudengebell auf den Knaben hin, welcher beim Anblick des treuen Thieres in Thränen ausbricht und mich bittet, nach Hause gehen zu dürfen, um der kranken Mutter beim Kochen behilflich sein zu können. Der treue Truhl hatte dem bis dahin schweigsamen Burschen die Zunge gelöst und nun erfuhr ich auch, daß ein seltsames Gewerbe, welches er mit Hilfe seines Hundes betrieb, schuld an den Versäumnissen sei. Zeitlich früh fährt er nämlich mit einem Handwägelchen von Gasthaus zu Gasthaus und bietet in den Küchen seinen Reibsand an, welchen er, an Ferialtagen aus der Donau holt, wobei ihm natürlich stets der getreue Truhl behilflich ist. Von dem Erlös dieser freien Ware kauft die arme Mutter Brot und Arznei; im übrigen sorgt aber der junge Sandläufer für sich und seinen vierfüßigen Gefährten selbst. Manchmal bringt er aus Küchen, wo gutherzige Menschen regieren, auch ein paar Lederbissen heim, die der armen Mutter und dem kleinen Schwesterchen vortrefflich munden. Großer Jubel herrscht in der feuchten Kellerwohnung, wenn der kleine Nährvater seine Familie mit frischem Kaffeeabsud, Milch, Zucker und weißem Brot überrascht. Den Kaffee bereitet er natürlich selbst. Bei schlechtem Wetter wird ihm allerdings der Morgen zu kurz, dann kommt der Sandläufer nicht nur zu seinen Kun-

den, sondern auch in die Schule und — zum Frühstück zu spät, denn wie Sie ihn dort sehen, hat der arme Teufel heute noch keinen warmen Löffel im Magen. Trotz seiner Armut hat der Bursche einen gewissen Stolz und ein sicheres Gottvertrauen. So riß ihm kürzlich sein Nachbar zur Linken, der Sohn eines Selders, den Riemen von der Schultasche. Da weinte er bitterlich, denn die Tasche war ein Christgeschenk. „Mein Vater kann dir eine viel schönere kaufen als das Christkindl“, that der kleine Proß mit dem Gelde seines Vaters groß. „Ich will aber von dir keine neue Tasche, laß mir lieber die alte flicken“, war die stolze Antwort des Sandläufers. Als ich den Sachverhalt erfahren hatte, verurtheilte ich auch den proßigen Knaben dazu, die Tasche persönlich zum Riemer zu tragen und die Kosten für die Reparatur aus seiner Sparbüchse zu bezahlen.

Während der Religionslehrer das Wochenbuch durchsah und einige Stichfragen über den durchgenommenen Stoff stellte, zeigte ein besonders unruhiger Schüler wiederholt auf und beklagte sich, daß ihn bald dieser, bald jener Nachbar ansehe und stoße. Ich machte kurzen Proceß mit ihm. „Man darf ihm nicht viel nachgeben, denn bei diesem Störenfried macht sich eine Art Schüler-Größen- und Verfolgungswahn bemerkbar. Er gibt auf jede Frage Zeichen, weiß aber nie eine richtige Antwort. Zu Hause ist er natürlich auch der Gescheiteste und prast mit meiner Zufriedenheit. Da bringen ihn die durchwegs ungenügenden Schulnachrichten um sein häusliches Ansehen und der Vater ersucht mich um äußerste Strenge, welchem Wunsche ich natürlich sehr gern nachkomme. Nun ändern sich aber seine persönlichen Empfindungen, denn er bildet sich auf einmal ein, daß ich ihn nicht mehr leiden könne. Dabei ist er ein Hauptschwäher. Sehen Sie nur, wie er mit seinem Nachbar an-

binden möchte. Ich werde ihn mit einer harmlosen Frage aufschrecken: „Wieviel ist die Hälfte von fünf?“ — Der verblüffte Knabe sah gedankenlos in die Luft und schwieg. Kaum sah er jedoch wieder, als er seinem Vordermann verbittert in die Ohren flüsterte: „Die schwersten Fragen gibt er mir. Schau nur, grad hat er mich wieder fangen woll'n: Sag ich zwei, so is z' wenig, sag ich drei, so is z' viel! Drum bin ich lieber still.“

„In der Classe verstreut sitzen die Repetenten — ein Chor der Rache aller Sitzengebliebenen — denn es sind nicht nur die Dümmlsten, sondern auch die Schlimmsten, welche mit dem wenigen Wissen, das ihnen haften blieb, die beste Disciplin zu Schanden machen; da hilft kein Mittel!“ Der Katechet lächelte über diese Anklage. „Ja, fragen Sie nur Ihren Herrn Vorgänger. Derselbe erzählte erst kürzlich die biblische Geschichte von den zwei Bären und den vierzig schlimmen Knaben. Da die Knaben trotz seiner Ermahnung nicht ruhig waren, gieng er stracks zur Thür, nahm die Klinker in die Hand und drohte, sogleich die Bären hereinzulassen, wenn es nicht augenblicks still wird. Statt dessen zischelte aber ein alter Repetent zu seiner angstgefüllten Umgebung: „Net fürcht'n, es tummt kana eina“, während ein noch älterer Schülerjubilar ungläubig weiterbrummte: „Dö Bär'n bind't er uns alle Jahr auf, g'fress'n hab'n f' aber nu kan.“

Ich machte noch auf einige be-

sonders brave Schüler aufmerksam, die stets durch Ordnung, Fleiß, gute Sitten und richtige Antworten glänzten. Der Bravste war Jeremias Schmerzreich, ein butterweicher Knabe, der bei jeder Gelegenheit weinte. Dies unterließ er auch heute nicht, als er um seinen Namen gefragt wurde.

Im Laufe der Wiederholung des Alten Testaments kam man auch auf Cain und Abel zu sprechen, und ein kleiner Naturalist, der besonders anschaulich erzählen wollte, begann: „Cain zog Furchen und bebaute die Felder.“ Um sich zu überzeugen, ob die Kinder den Ausdruck „Furchen ziehen“ auch verstanden haben, sollten sie passende Beispiele bilden — es meldete sich aber niemand.

„Man kann es ja täglich im Sommer auf dem Lande sehen“, half der Pädagoge. — Da blitzte es durch das Gehirn eines Altersrepetenten und seine Finger bohrten sich in die Luft. „Nun?“ Schwerfällig erhob er sich und im wuscheltesten Lichtenhaler Dialect floss es von seinen Lippen: „Mein' Tant' zog „vur'chen“ (vorigen) Summer aufs Land!“

Wir konnten uns von dieser ethnologischen Kraftleistung nur schwer erholen. Glücklicherweise war die Stunde bald zu Ende und mit ihr endete auch meine Kindervorstellung.

„Ja, wenn sie alle so harmlos wären!“ seufzte ein im Dienst ergrauter Landschulmeister. Doch das ist ein zu trauriges Capitel, welches ernster behandelt werden will.

Trauer auf Termin.

Schreiben einer Stadtdame an eine Landfrau.

Meine liebe Alte!

Der grün-gelbe Reid möchte einen anfassen, wenn man Deine Briefe liest und wie Du Dich auf dem Lande unterhältst. Und das Schönste ist noch, daß Du mich beneidest um die Stadtvergnügungen, mich, die ich wie eine Nonne leben muß. Wenn man wenigstens im Kloster wäre, so wüßte man, warum das alles.

Die Frau Directorin, die lebenslustige Dame, der alle Genüsse der Gesellschaft, der Kunst offen stehen, wie Du sagst, diese Frau Directorin ist seit dreieinhalb Jahren weder auf einem Balle gewesen, noch bei einer Soirée, noch in einem Concert, noch im Schauspiel, noch in der Oper. Wirst Du das glauben? Ich, eine Enthusiastin, der, wie Du weißt, die Musik über alles geht, in keiner Oper! — Ob ich krank wäre? Nein, meine Liebe, ich bin gesund wie der Fisch im Wasser, hätte ich nur auch, wie der Fisch im Wasser, keinen Gehörsinn. Verbrochen habe ich nichts, das glaube mir, und doch bin ich eingesperrt, darf nicht in Gesellschaften gehen, nicht ins Theater. Ich darf nicht! Mein Mann lacht und meint, ich knebelte mich selbst; aber ich möchte weinen. Du glaubst nicht, liebes Herz, wie grausam die sogenannte gute Gesellschaft ist.

Vor dreieinhalb Jahren ist, wie Du weißt, mein gutes Mutterl gestorben. Anfangs war ich ganz be-

taumelt. Da kamen sie mit den Trauerkleidern, die müßte ich anziehen und tragen ein ganzes Jahr lang. Gut, ich zog sie an, mir war ja alles recht und noch am liebsten, wenn sie mich allein ließen, ganz allein mit den Gedanken an meine Mutter. Mein Mann war mir der einzige Freund in diesem Leide, aber er ist aus Amt gekettet und so war ich viel allein, wollte es sein und konnte nicht begreifen, wieso es noch Leute gibt, die sich an Gesellschaft und Vergnügungen ergöhen können.

Nach einem halben Jahre, als das liebe Grab sich längst mit Grün und Blumen geschmückt hatte, war ich immer noch in Schwarz. Ich verlangte kein anderes Kleid und wenn ich es bis an mein seliges Ende tragen muß, es ist mir recht; mein Mann sagt, schwarz kleide mich reizend. Allein ein anderes kam. Allmählich regte sich in mir der Wunsch, wieder einmal gute Musik zu hören. In unseren Kirchen kommt derlei selten vor und mein Mann legte mir nahe, ein Concert zu besuchen. Da habe ich aber zwei Freundinnen, eine Baronin und eine Hofrätthin, und diese erklärten mir ganz offen, es sei nicht möglich. Es sei nicht möglich, sagten sie, für eine Dame der Gesellschaft, im Laufe des Trauerjahres in ein Concert zu gehen. Gut, Unmögliches will ich nicht — blieb zuhause. Das war sehr schön. Nun kam aber die Charwoche, im Theater gab es die „Schöpfung“ von Haydn; die be-

rühmte Sängerin W. zu Gaste. Gott, das möchte ich hören! seufzte ich. So höre es, sagte mein Mann, diese erhabene Musik wird deine Trauer wahrlich nicht entheiligen. — Doch ich wagte es nicht, denn meine Hofrathin sagte, ich würde aller Augen auf mich ziehen und man würde sich moquieren. Es sei einmal nicht Schick, so etwas im Trauerjahre, und dagegen ließe sich nichts machen. Ich sah es ein. Den hohen Genuß wolle ich mir aber für mein Leben nicht entgehen lassen. Was that ich? Nahm mir einen Sitz im hintersten Winkel einer Loge, wo mich niemand erblicken konnte und hörte die „Schöpfung“ an. Kann aber nicht behaupten, das mir wohl dabei war, so herrlich das Werk auch gegeben wurde, so wunderbar die W. auch sang. Es war mir, als thäte ich etwas Unerlaubtes und ich hatte heftige Angst, dabei ertappt zu werden. Richtig, zum Schlusse des Concertes, als ich durch ein Hinterpfortchen entchlupfen will, ist dieses verschlossen, ich mus durch das Foyer und werde gesehen. „Aber meine Liebste, was treiben Sie denn!“ flüsterte mir im Gedränge plötzlich jemand zu — die Baronin. „Wenn's noch ein Concertsaal wäre, aber im Theater! Im Theater!“ — Ich taumelte nachhause und weinte den ganzen Abend. Mein Mann war irgendwo geladen, ich war allein mit meinem Unglücke und hörte die Nachreden, die in der eleganten Welt über meine grenzenlose Ungeschicklichkeit sicherlich geführt wurden. Am nächsten Tage hielt mir mein Robert einen ernsten Sermon, das ich so kindisch wäre, mich von einem dummen Herkommen tyrannisieren zu lassen! Meiner Pietät um die liebe Heimgegangene wäre echt und treu Genüge gethan und gerade eine solche Musik erhebe das Menschenherz zum Himmel, gebe ihm ein Stelldichlein mit den Seligen und befreie es von irdischer Kleinlichkeit.

Überaus thöricht sei ein Brauch, der dem Menschen gerade in jenen Lebenslagen, in welchen er Zerstreuung und Trost am meisten bedarf, diese Gaben vorenthält. Eine Trauer auf Termin! Kann es etwas Pietatloseres, Heuchlerischeres, Lacherlicheres geben? Die echte Trauer bindet sich an keine Zeit, das Herz wird sich ihr hingeben, wie einem hehren Cultus, sich dann aber von dem lähmenden Schmerze zu erlösen suchen. Je tiefer ein Leid um den Todten ist, desto nothwendiger ist es, Mittel dagegen anzuwenden. Hat der Heimgegangene Dich lieb gehabt, so wünscht er nicht, das Du seinetwegen zu Grunde gehst, sondern, das du dich wieder aufriffest zum Leben; denn ein treues Gemüth vergiftet seine Todten auch in der Freude nicht. — Mein Mann kann so lieb sprechen und ich sah es ein, wie recht er hatte, konnte mir aber nicht helfen. Wochenlang getraute ich mich nach der „Schöpfung“ nicht auf die Gasse, aus Angst, man würde mit Fingern auf mich zeigen; meinen besten Bekannten vermochte ich nicht offen ins Auge zu schauen — musten sie mich von ihrem Standpunkte aus ja doch für ein liebloses Kind halten. Nun hielt ich aber die Trauerform umso strenger ein und dachte, das Jahr wird ja bald um sein, dann will ich mich entschädigen.

Und nun denke Dir, liebste Alte, kaum das Jahr um ist, stirbt mein guter Vater, der schon seit fünfzehn Jahren siech gewesen und für den der Tod eine Erlösung geworden. Trotzdem erschütterte mich der Verlust wieder bis in den Herzensgrund und ich war einverstanden mit dem zweiten Trauerjahre, das nun begann. Nach Ablauf desselben konnte ich mich nur fünf Tage lang in Rosa kleiden und aus Herzenslust munter sein. Da trat in unserer Familie ein neuer Todesfall ein und später wieder einer, so das ich, wie gesagt, aus dem Schwarz gar nicht heraus und

in ein Theater, Concert &c. nicht hineinkam. Wahrlich, nicht die lieben Todten sind es, die mich daran hindern, sondern vielmehr die thörichten Lebenden. Ich ärgere mich über diese, ich verachte ihre unsinnigen Sitten und habe doch nicht den Muth, mich ihnen zu entschlagen. So bin ich, gerade in den Zeiten, da mein Herz betrübt ist und trostesbedürftig, verbannt von Kreisen, die mir manche Zerstreuung und Kräftigung geben könnten; die Kunst, von der man sagt, daß sie eine Trösterin sein solle in diesem Erdenleben, sie ist nicht für die Traurigen. Sind denn diese der Kunst nicht wert? Oder die göttliche Kunst nicht der Betrübten? Ich bitte Dich, sage es mir. Ach, Freundin, Du begreifst es ja gar nicht, kannst es nicht begreifen. Ihr auf dem Lande seid auch in diesen Dingen viel vernünftiger, als wir in dieser curiosen „guten Gesellschaft“. Ihr hängt Eure Trauer nicht an die Sonne, macht nicht Staat mit ihr, stellt sie nicht auf Termin aus wie einen Wechsel. Ihr sucht im Gegentheile Eure Trauer züchtig zu verbergen, und thut nichts

desgleichen in Eurem Lebenswandel. Was geht das Intimste von uns andere an? Wohl habe ich einmal in einem Buche gelesen, daß die schwarzen Kleider eines Trauernden so viel heißen sollen als: Rühr' mich nicht an! Erlaube dir keine Scherze mit mir! Ich bin in Trauer! — Eine hübsche Ausrede! Ich versichere Dich, länger als zwanzig Jahre habe ich bunte Kleider getragen, nie hat sich jemand einen ungebührlichen Scherz mit mir erlaubt.

Von heute gerade in fünf Wochen geht meine Trauerzeit zu Ende. Meine Baronin will sofort nach Ablauf derselben mir zu Ehren einen großen Ball geben; denn endlich und leztlich habe ich mich doch brav gehalten und mit Ausnahme jener Verirrung bei Haydn's Oratorium meine Zeit musterhaft abgesehen; so soll ich füglich dafür belohnt werden. Natürlich freue ich mich unbändig auf den Ball, wenn ich nur nicht das Tanzen verlernt habe.

Du sollst bald weiter Nachricht haben von Deiner alten Jugendfreundin

Maria.

Ein treu Gedenken.

Ein treu Gedenken, lieb Erinnern,
Das ist die herrlichste der Gaben,
Die wir von Gott empfangen haben;
Das ist der goldene Zauberring,
Der auferstehen macht im Innern,
Was uns nach Außen untergieng.

Friedrich Bodenstedt.

Aus dem Tagebuche eines Kinderfreundes.

Von Robert Hamerling.*)

... Sie sprachen einmal in Ihren „Monatheften“ über Anekdoten aus der Kinderwelt.**) Sie schienen die gelegentliche Mittheilung solcher Züge zu billigen und zu wünschen und erinnern mich durch ihren Artikel an ein kleines Tagebuch, das ich, getrieben von der Neigung des Poeten, das Leben überall zu Protokoll zu nehmen, über die jungen Sprösslinge einer befreundeten Familie zu führen mir den Scherz gemacht habe. Ich stelle Ihnen einige Proben aus diesem Tagebuch zur Verfügung. Denn es wäre in der That zu wünschen, daß auch die Kinderweisheit ihren Diogenes Laertius fände. Wie oft ist dieser Weisheit der Kleinen gegenüber die der Großen geradezu rathlos! Ihre Fragen verblüffen, vor ihren Einwürfen streicht der Gelehrte die Segel. Mir genügt es jedoch vorläufig, in Folgendem das Vorurtheil zu widerlegen, daß es „keine Kinder mehr gebe“.

Dem kleinen Robert erzählt seine Mutter, wie einmal einem immer mit offenem Munde schlafenden Mädchen eine Maus in den Schlund gerieth, und daß das Mädchen insfolgedessen erstickte. „Aber Mama“, versetzte der Kleine, „wenn die Maus dem Mädchen in den Schlund gerieth, so muß ja die Maus, nicht das Mädchen erstickt sein!“ — Ist das Logik oder nicht? ich möchte doch hören, was sich dagegen einwenden ließe!

Auch sonst war der kleine Robert in Correcturen bisweilen glücklich.

Von gesunder Anschauung und reifer Erfahrung zeugt diejenige, die er einmal seiner kleinen Schwester angedeihen ließ, als er sie den Vers „Scheiden und Meiden thut weh“ lesen hörte. „Ach, du kannst ja nicht lesen!“ fiel er ein; „es muß heißen: „Schneiden thut weh!“

Der kleine Robert war überhaupt von jeher ein großer Kritiker und Skeptiker. Seine kritische Schärfe gieng manchesmal, wie das bei großen kritischen Geistern zu geschehen pflegt, bis zur Härte, vielleicht bis zur Ungerechtigkeit. Eines Tages hörte er sein Brüderchen Hermann über „Bauchschmerz“ klagen. „Es ist alles nicht wahr!“ rief er in ärgerlichem Tone; „er thut nur so. Wenn er ein bißchen Zahnweh hat, so sagt er gleich, daß er Bauchschmerz hat!“

Eine naivere Natur ist der kleine Hermann. Ihm passierte es in seiner grünsten Zeit, daß er einen Bäckerjungen, der mit nacktem Oberkörper unter einem Haushore stand, für „unsern Herrn Jesus Christus“ nahm, weil er bis dahin nur diesen in so decolletiertem Zustande auf dem Kreuze hängend gesehen. Ein gewisser Hang zu gutmüthiger, kindlich unbefangener Spitzbüberei ist ihm eigen, doch weiß er nach den Umständen auch einen recht soliden moralischen Ernst hervorzuheben. Es war ihm oft verwiesen worden, daß er so gern das Schächtelchen mit den Zündhölzchen aus der Lade nahm und damit spielte, wobei es ihm natürlich das größte

*) Prosa. Neue Folge. Hamburg.

**) Siehe Heimgarten X. Jahrg., Seite 442.

Bergnügen machte, die Hölzchen durch Reibung zu entzünden und hell auf-flackern zu sehen. Endlich schien es doch gelungen, ihn des gefährlichen Spiels zu entwöhnen. Traf man aber doch wieder das verpönte Schächtelchen in seiner Hand und zog ihn zur Rechen-schaft, so sagte er: „Ich räume es nur eben beiseite, damit ich nicht damit spiele!“ — Eine gewisse schwer zu bekämpfende Neigung, Zucker aus der Büchse zu mausen, zog ihm Unannehmlichkeiten zu, setzte ihn aber wenigstens in den Stand, durch genaue Localkenntnis des Auf-bewahrungsortes dieser Süßigkeit ein-mal mit seinem Bruder Robert sich auf kritischem Gebiete zu messen. Er lag krank im Bette. Seine Mutter saß neben ihm. Da kam Robert herbei mit einem Wilderbuch und deutete auf eine Pflanze, von welcher man ihm gesagt hatte, daß es das Zucker-rohr sei. „Ist es denn wahr, Mama“, fragte er, „daß der Zucker in einem Rohr ist?“ Der kleine Hermann war bisher anscheinend in Schlummer ge-legen; jetzt aber öffnet er plötzlich die Augen und sagt in etwas mattem aber überzeugungssicherem Tone: „Nein! der Zucker ist in der Büchse!“

Überragte Robert im allgemeinen den jüngeren Hermann an Intelligenz, so gelang es letzterem doch einmal, einen Trumpf gegen den Bruder aus-zuspielen, den dieser lange nicht ver-wand, und der das gute Einvernehmen zwischen den beiden ernstlich trübte. Dem kleinen Robert war ein Wurmpulver verschrieben worden. Hermann, genäschig wie immer, stibigt das Pulver heimlich weg und verschluckt es selbst. Das Pulver wirkt. Die durch diese Wirkung überraschte Mutter bringt den Knaben zum Geständnis des be-gangenen Diebstahls. Die Hausge-nossen brechen in ein helles Gelächter aus. Aber Robert ist empört — er mißgönnt seinem Brüderchen den armseligen Parasiten, auf welchen dieser triumphirend weist, und welchen er

doch nur einem schüden Diebstahle zu verdanken hat. Es entspinnt sich eine heftige Balgerei, und nur mit Mühe gelingt es, die feindlichen Brüder zu trennen.

Für das, was seiner leiblichen Natur eben zusagte, bewies der kleine Hermann überhaupt immer ein sehr richtiges Gefühl. Es gelang ihm auch einmal eine glänzende Selbstcur. Ja, der gute Kleine lag im Fieber, so daß seine sorgsame Mutter, die Nacht über angekleidet an seinem Bette sitzend, sich gar nicht dem Schlummer zu überlassen wagte. Endlich über-rascht sie doch das Ruhebedürfnis. Sie hat vorher Arzneien, auch einen Tiegel mit eingezuckerten Preiselbeeren, um den Kranken in der Nacht nöthigen-falls zu laben, und einiges andere auf das Nachtkästchen gestellt und eine Nachtlampe dabei angezündet. Gegen Morgen erwacht sie, sieht, daß der Knabe im Bette aufsitzt und ganz wohl-gemuth ist. Auf die Frage, wie es ihm gehe, sagte er etwas gedrückt: „Gut, Mama — aber die Preisel-beeren habe ich alle aufgeessen!“ — Und in der That, das Gefäß war leer bis auf den Grund. Das Knäb-lein hatte sich beim Schein der stillen Lampe darüber hergemacht, und in Erwägung, daß die Constellation des geschlossenen Mutterauges und des offenen Preiselbeertöpfchens zu günstig sei, um sie unbenützt zu lassen, an den milden Säften sich so lang gelabt, als etwas davon übrig war. Dafür ward Hermann aber auch gesund.

Vielleicht ist von allem, was am Kinde zu belauschen ist, das Inter-essanteste der Entwicklungsverlauf seines Sprachgefühls und seiner Sprach-kunst. Wie ergötzlich ist die naive Kühnheit der Kleinen, die souveräne Sprachbehandlung, mit welcher sie für ein Wort, das ihnen fehlt, ein an-deres, bekanntes, zum Dienste des Ausdrucks zwingen; wie wenn der kleine Robert seiner kranken Mutter, welche behauptet, daß er irgend etwas

nicht gesagt zur Antwort gibt: „Ich habe es gesagt; aber du hast es nicht gehört; denn weil du krank bist, so bist du auf dem Ohre blind!“ Wie drollig wird erst diese Dreistigkeit, wenn sie ihre Begriffssphären des Belebten ineinanderwirrt, wovon der kleine Robert ein classisches Beispiel gab, indem er seinem Bruder beim Kaffe vorwarf, daß er sich „einen zu großen Lümmel“ — ein zu großes Stück Semmel — eingebröckelt. Drollig genug ist häufig auch das capriziöse Festhalten der Kinder an einer Wort-Variante, wie wenn der kleine Hermann den Mistkäfer eine geraume Zeit nur als „Mistviehkäfer“ im Gedächtnis festzuhalten vermochte. Wie hübsch sind manchmal die naturwissenschaftlichen Anschauungen der Kleinen, die mit dem System im Widerspruch stehen, aber für den naiven Standpunkt doch eine gewisse Wahrheit haben, wie wenn der ganz kleine Robert die Fliege bei seiner ersten Entdeckung dieses Thierchens, der Flügel wegen, ein „kleines Vogerl“ nannte. — Über die Art, wie die Dialectik der Begriffe sich im Kindergemüth noch flüssig zeigt, würde ein Hegel seine Freude haben können. „Ist he u t e m o r g e n?“ fragte beim Erwachen der kleine Robert, als man ihn den Tag vorher mit der Gewährung einer Bitte auf „morgen“ getröstet hatte. Und als er einmal bei Tisch gefragt wurde: „Willst du ein Stück Brot?“ gab er, auf einen Kuchenweisend, die in formeller Beziehung ebenfalls ganz hegelianisch angehauchte Antwort: „Nein, ein Das will ich!“

Wie häufig eine reizende Originalität der Anschauung, und man möchte sagen, eine Art von stimmungsvoller Naturpoesie gerade in jenen Reden der Kinder liegt, die am meisten kindisch klingen, bedarf kaum der Erwähnung. Kann man sich etwas Anschaulicheres und Stimmungsvolleres denken, als wenn der kleine Robert nach einem Besuch des Friedhofes am Allerseelen-

tag das Bild der geschauten Situation in die Worte zusammenfaßt: „Die Leute sind bei den Gräbern herumgegangen mit traurigen Köpfen und traurigen Händen und traurigen Füßen“? — Nicht minder, denke ich, bewährte er sich als seiner Situationsmaler, als er, von einem Brande in einem benachbarten Hause erzählend, der die Bewohner erschreckt hatte, aber bald gelöscht worden war, mit den Worten schloß: „Jetzt ist das Haus wieder frisch und gesund, die Leute leben ganz lustig darin und spielen Clavier dazu.“

Als dreijähriger Knabe kam Robert oft im Geleite seiner Mutter an einem Teiche vorüber, der auf einer Hochfläche am Rande eines Waldes liegt.

Einmal kam er wieder dahin, aber von der Niederung her, so daß ihm der höher gelegene Teich nicht sogleich sichtbar werden konnte. Da er aber die ganze Stelle und die Umgebung wiedererkannte, so vermifste er jenen. „Der Teich ist nicht mehr da!“ sagte er; „es ist alles finster!“ — „Es ist alles finster!“ Diese Worte waren mir sehr merkwürdig. Sie bewiesen, daß dem Kinde der Teich vor allem als etwas Lichtes, Glänzendes vor-schwebte, und da es den flimmernden Wellenspiegel vermifste, so fand es den ganzen Ort „finster“, trotz aller sonnigen Tageshelle. Liegt nicht ein anmuthendes Stück Naturpoesie in dieser Anschauungsweise des kindlichen Auges und der kindlichen Seele?

Erstaunlich früh entwickelt sich bei jenen Kindern, die überhaupt regen Geistes sind, auch der Humor. Nicht bloß verräth das Kind sehr bald Sinn für das Komische, für das Lächerliche in Gestalten, Geberden, Mienen — über Grimassen und wunderlich klingende Worte will ja schon der Säugling vor Lachen bersten — es beginnt auch früh, sich im Komischen productiv zu versuchen. Der kleine Hermann zeigte, bevor er noch sprechen konnte, schon eine Fertigkeit, Mienen

und Gang von Menschen und auch Thieren zu caricieren, die zum Todlachen war. Und als er nothdürftig reden konnte, verstand er auch schon, kleine Gedichte durch eine drollige Manier des Vortrages köstlich zu parodieren. Als einmal ein kleiner Festabend im Kinderkreise bei etwas Wein und Badewerk gefeiert wurde, bestieg der Kleine, aufgefordert, eine Rede zu halten, einen Stuhl und gab eine Improvisation zum Besten, die wiederum eine prächtige Parodie des Wenigen war, was er von gehaltenen Reden und ausgebrachten Toasten gehört, und mit einigen derben, aber unwiderstehlich komischen Cynismen schloß. Auch im eigentlichen Wortwitz leisten Kinder zuweilen schon etwas. Als der Versuch eines solchen wenigstens kann es gelten, wenn der kleine Robert seinen Bruder, der ihm einen Schlag auf den fleischigsten Theil seines Körpers versetzte, deshalb einen „Fleischhauer“ nannte. „Setz bist du ein Fleischhauer!“ rief er lachend. — Der dreijährige Hermann hatte gehört, daß die Sterne „im unendlichen Weltraum“ kreisen. Der Ausdruck „im unendlichen Weltraum“ gefiel ihm, und er merkte sich denselben. Als er nach einiger Zeit, dem Verbote zuwider, den Finger, ich weiß nicht mehr ob im Munde, oder in der Nase, oder an welchem ungehörigen Orte sonst hatte, rief seine Mutter mit streng verweisendem Blick ihm zu: „Hermann, wo hast du wieder den Finger?“ — „Im unendlichen Weltraum“ erwiderte er mit schelmischem Lächeln. — Als er irgendwo ein Kaninchen gesehen, fragte ihn hernach seine Schwester: „Nun, Hermann, wie hat denn das Kaninchen ausgesehen?“ — „Dumm — wie du!“ war die blitzschnelle Antwort des Bubleins. — Als der kleine Robert photographiert werden sollte, sagte ihm der Photograph, um den Blick und die Aufmerksamkeit des Knaben auf einen Punkt zu fixieren: „Sieh nur

immer fest auf dieses Kästchen hier — du wirst da plötzlich ein schönes Vöglein herausfliegen sehen!“ Robert folgte der Weisung und blickte unverwandt nach dem Kästchen. Als die Procedur vorüber war, fragte ihn jemand: „Nun, hast du gesehen, was aus dem Kästchen herausflog?“ — „Ja!“ erwiderte sehr ernsthaft der Knabe. — „So, was war es denn?“ — „Nichts!“ — Diese beiden Antworten waren mit einem so glücklichen Humor im Tone vorgebracht, daß sie ein allgemeines Gelächter auf Kosten des abgetrumpften Fragers erweckten.

Doch genug der Proben aus meinen Aufzeichnungen über das kleine Brüderpaar. Ach, ich fürchte, daß ich bald nichts mehr werde zu verzeichnen haben. Die Bürschchen wachsen heran und werden mit jedem Tage klüger. Hermann ist über die Zeiten, wo er einen mangelhaft gekleideten Bäckerjungen für den Herrn Jesus Christus nahm, längst hinaus, und Robert macht sogar Verse. Ja, sie sind ein paar recht verständige Knaben geworden, dieser Robert und dieser Hermann, sie lernen lesen und rechnen, und turnen, und französisch, und kaufen sich die schönsten Sachen auf eigene Faust in der Spielwarenhandlung, wobei sie den Einkauf immer den gerade verfügbaren baren Fonds aufstaktvollste anzupassen verstehen. Beläuft ihr Vorrath sich z. B. eben auf fünf Kreuzer, so gehen sie in einen Laden und fragen manierlich: „Sie, ich bitte, haben Sie etwas, das fünf Kreuzer kostet?“ Worauf dann der Kaufmann natürlich niemals verlegen ist, sondern ihnen entweder eine Uhr gibt oder ein Pferd, oder ein Schloß, oder gar etwas Gutes zu naschen.

Ich habe hier immer von den beiden Brüderchen erzählt, als ob gar nichts zu sagen wäre von dem älteren Schwesterchen Emma. Auch von ihr habe ich mir ein paar hübsche Sachen ins Tagebuch notirt, die des Erwähnens vielleicht nicht unwert sind.

Als das ganz kleine Mägdelein von der Mutter einmal zur Osterzeit auf den Markt mitgenommen wurde, wo der Fischbedarf für die Feiertage einzukaufen war, erzählte die Mutter auf dem Wege dem Töchterchen von dem bitteren Leiden und Sterben des Heilands. Das Kind nahm sich diese Erzählung so zu Herzen, dass es in Thränen ausbrach und nur mit Mühe getröstet werden konnte. Als hernach die Mutter auf dem Markte zu den Buden der Fischhändler trat, und die kleine Emma sah, wie die lebenden Fische aus dem Wasserbehälter genommen, durch einen Schlag getödtet und so den Käufern übergeben wurden, fieng sie neuerdings zu weinen an. „Was hast du wieder, Märchen?“ fragte die Mutter. „Gehen wir fort, Mama“, sagte das Mägdelein; „ich kann das nicht mit ansehen, wie die Fische erschlagen werden: die erbarmen mich noch mehr als der Herr Jesus Christus!“

Ein anderesmal begleitete das Töchterchen die Mutter wieder in die Stadt. Diese kaufte ihr zuletzt auf ihr Andringen einen Hanswurst, der ihr ins Auge gefallen, eine bewegliche, grellbunt ausgestaffierte männliche Puppe, die mit landesüblichem Ausdruck ein „Wurstl“ genannt wird. Das Mädchen fand großes Gefallen an dem „Wurstl“ und wurde auf dem Heimwege gar nicht müde, ihn vor ihren Augen baumeln und zappeln zu lassen. Plötzlich kam das Gefährte eines ungarischen Cavaliers des Weges. Auf dem Kutschbock saß neben dem Kutscher ein sogenannter „Heiduck“ (Diener) in buntfarbiger Ungartracht. Beim Anblick dieses bunt und grell hergestaffierten Menschenkindes that die kleine Emma einen Freudensprung: Da schau, Mama“, ruft sie, „ein

Wurstl!, auch ein Wurstl!“ — Man denke sich das Gelächter der Umstehenden und den Ärger des Cavaliers!

Späterhin bekam Emma ein kleines Theater, und ich hörte sie ganze Stücke improvisieren, in deren Dialog mich manche Redeblume entzückte. Die Kraftphrase: „Du dreifacher Doppelmörder!“, die sie einmal einem Wütherich an den Kopf schleuderte, bleibt mir für immer in der Erinnerung.

Im übrigen war die Sprachweise dieses Jungfräuleins immer durch eine gewisse unbedachte Hast charakterisiert, so dass ihre Ausdrücke meistens mehr originell als glücklich zu nennen. Es ist nicht sehr lange her, dass sie in dieser hastigen Art einmal die Worte heraussieß: „Ich kann es nicht sagen, wie ich mich ärgere, dass ich bei jeder Kleinigkeit weinen muss. Kaum dass die Lehrerin mich nur ein wenig scheel ansieht, kommen mir gleich diese dummen Gänse, die Thränen, in die Augen!“ — Jedenfalls ein Gleichniß, mit dem sich — nichts vergleichen lässt!

Ich will hoffen, dass Kinderfreunde diese harmlosen Züge aus dem Kinderleben, die ich im Verlaufe weniger Jahre im Schoße einer einzigen Familie erlauscht und mit buchstäblicher Treue wiedergegeben habe, nicht ohne heitere Theilnahme lesen werden. Mögen sich vor allem die „beati possidentes“ der Kinder selbst, die Väter und Mütter, anregen lassen, in ähnlicher Weise Buch zu führen über die Äußerungen des kindlichen Geistes in ihrem Bereiche. Manches Hübsche würde dadurch der Vergessenheit, wenn auch nur für einen engeren Kreis, entrisen, und den Erwachsenen würde dereinst die erhaltene Tradition ihrer Kinderzeit ein liebes Vermächtniß sein.

Volksmund.

Sprichwörter und Redensarten aus den Alpenländern von Ludwig v. Hörmann.*

Unser Herr laßt ihm (sich) nit in die Karten schaug'n; er mischt, wie's ihm paßt.	A guater Hund verlaast sie' nôt, um an schlechten ist la Schad.
Untereinthal.	Untereinthal.
Mit Fluchen läutet man den Teufel ein.	Die gerne lacht, tanzt gern, und die gerne tanzt, thut's gern. ¹
Untereinthal.	Salzburg.
Weg'n an falschen Eid wär's gleich, aber du bist darnach la' Mensch mehr.	G'scheidt mußt ma' sein, groß ist ma' glei' g'nug.
Tirol.	Oberinthal.
Gedanken sein zollfrei, — aber nit höllfrei.	Den Vordermann hinten ledern und den Hintermann ansch....n.
Ganz Tirol.	Untereinthal.
Stehlen und lügen — Geh't über a (dieselbe) Stiegen.	Die Welt steht nit auf uan (einem) Paar Schuah, — Buaba geits gnuu' (gibt's g'nug).
Untereinthal.	Pfzthal.
Wo's Brauch ist, legt man die Ruh ins Bett.	Jeds Mannl — Hat a Gspanl? ² (Kienipan) — Brennt's net, — So kohl't's.
Sehr verbreitet.	Mittelsteiermark.
D' Leut' lat (läßt) ma' reda, — D' Rüh' schella — Und d' Hund' bella.	Wo Haar ist, ist Lieb. (Und wo tuas [keines] ist, ist Treu.
Pfzthal.	(Zusatz der Pfzthaler) Ganz Tirol.
Ma' mußt halt olli (immer) a bissele leutele (sich nach den Leuten richten).	Treu bleiben bis in die Todstund, — wenn nichts dazwischen kommt.
Boznaun.	Kärnten.
Besser a g'sunder Esel als a krank's Ross.	Auf dem Weg, wo man allweil fahrt, wacht fei' Gras.
Borarlberg.	Oberinthal.
Wenn der Wenn Wenn, — Wär' der Hahn a Henn'.	Lieber hart hausen — Als Tag und Nacht grausen.
Borarlberg.	Tirol.
Der Wett' (ich wollt') und der Hatt, (ich hatt') — Hat nie nix g'hatt (gehabt), — Der Hab und der Han — Ist a braver Mann.	s' Heiratsrecht soll man nit hergeba, so lang ma' g'stodte Milch luia (läuen) kann.
Oberinthal. Borarlberg.	Pfzthal.

¹ D. h. gibt sich gern hin.

² Bar.: Brandl (Tirol).

* Aus dessen köstlichem Büchlein: Volksthümliche Sprichwörter und Redensarten aus den Alpenländern. (Leipzig. A. G. Liebeskind. 1891.)

Schöne Wiegenlinder, — Schiache
(garstige) Gassenlinder, — Schöne Leut.
Innthal.

A Hand voll Glück ist besser als a
Butten (Rückenraggefäß) voll Verstand.
Untereinthal.

Dem Raunzer kann man was nehmen,
dem Reimer (oder Negler = Großsprecher)
soll man was schenken.
Pustertthal.

Bauern sein g'schearte (geschorene)
Hammel (Widder).
Pöhtthal.

D'Heara beißa anond' nit.
Oberinnthal.

Hadern¹ hilft hausen.
Oberösterreich.

Mit großen Misthaufen kommt der
Bauer vorwärts, mit großen Stuben ab-
wärts.
Untereinthal. Oberösterreich.

Das Kreisten² ist die halbe Arbeit.
Tirol.

Besser öppas (etwas) derhodt (erjessen)
as (als) versprunga (ersprungen).
Pajnaun.

Wenn die Brechelzeit kommt, geht
unser Herrgott ins Wälschland.³

Iss wie a Katz, — Trink wie a Hund.
Tirol.

¹ D. i. sich mit Abgetragenem behelfen.

² Vor Anstrengung stöhnen.

³ D. h. da geht es toll her.

Da (ein) Bua hütet die Soas leicht,
zween hart, drei gar nit.
Untereinthal.

Wenig aber gut, hat der Bär g'sagt,
wie er Mugga (Mücken) g'essa hat.
Pöhtthal.

's Kraut muss siebenmal aufg'wärmt
sein.
Allgemein.

Jetzt könnt' man mir einen gebratenen
Engel vorsehen, ich äß' ihn nicht.
Innthal.

Lieber im Bauch a Darm versprengt,
-- Als wie dem Wirth an' Bissen g'schenkt.
Oberinnthal.

Die Meisten gehen gern in die Kirche,
wo man mit Trinkgläsern zusammen läutet.
Untereinthal. Oberösterreich.

Der Wein erfindet nichts, er plauscht
(plaudert) nur aus.
Steiermark.

Was zum Mund hineingeht, ist nicht
Sünd', nur das, was herauskommt.
Südtirol.

A Schlud Wein vor der Suppen ist
dem Doctor a Thaler Schaden.
Gisadthal.

Der Pfeffer bringt den Mann aufs
Pferd, — Und die Frau unter die Erd'.
Tirol.

Der G'sunde hat 90 Wünsch', der
Kranke nur einen.
Tirol.

Kleine Laube.

In der menschlichen Gemeine.

In der menschlichen Gemeine
Gibt es Große nicht, noch Kleine;
Einzig giltig ist das eine:
Die getreu erfüllte Pflicht!
Stille Kränze können schweben
Über einem stillen Leben;
Eitel alles irdische Streben,
Triumphiert das Gute nicht.

Konrad Ferdinand Meyer.

Wenn das Schlachtfeld raucht!

Am Neujahrstage 1892, nachdem die Morgenblätter zur Abwechslung einmal eifrigst die Friedensglocken geläutet hatten, just vor dem Mittagessen, brachte mir ein Mann ein nagelneues Schriftchen unter dem Titel: „Die Aufgaben der Bevölkerung in Beziehung auf das Sanitätswesen im Kriege und das Krankenzerstreuungssystem von Julius Freiherrn von Horst, herausgegeben durch den Hilfsverein vom Rothen Kreuz in Steiermark.“ In dieser Schrift wird in eindringlichster Weise, mit geradezu vor Menschenliebe und Mitleid vibrierender Stimme gelehrt, was die Bevölkerung und der Einzelne zu thun hat, wenn nach großer geschlagener Schlacht das Feld voll Verwundeter, Verzweifelter, Sterbender ist. Zugreifen, retten, bergen, die Kranken

in Häuser bringen, sie pflegen, mit Ärzten versehen, laben, trösten, die Correspondenz mit ihren fernem Angehörigen vermitteln u. s. w. — Und dieser Samaritandienst soll schon in Friedenszeit, die — weiß Gott! — nicht mehr lange währen dürfte, organisiert werden. Jeder kann und soll sich schon heute anmelden, daß er — wenn er im Falle des Krieges irgendwie in der Lage sein sollte — Verwundete aufnimmt, beherbergt und pflegt. Ärzte werden aufgefordert, ihre Hilfe den Unglücklichen gratis oder unter billigsten Bedingungen angedeihen zu lassen. Und jedermann wird ersucht, durch einen Jahresbeitrag von zwei Gulden dem Vereine „zum Rothen Kreuz“ beizutreten. Die Landbewohner, welche sich der Pflege der Verwundeten widmen, sollen nach der Genfer Convention geschont werden und frei bleiben,

sie sollen keine Einquartierung, keine anderen Kriegslasten haben; es darf ihnen wohl auch der rothe Hahn nicht auf das Dach gesetzt werden, auch keine Plünderung widerfahren. Das Sanitätswesen, ob amtlich, ob privat, wird beim Kriege überhaupt neutral erklärt, so daß jedem Verwundeten, ob Freund, ob Feind, die gleiche Hilfe, Sorgfalt und Nächstenliebe werden soll.

Das Herz wird einem warm, wenn man diese humanitären Bestrebungen und Maßregeln liest; doch wir fragen uns, warum nicht ein bißchen früher an die Humanität, an die allgemeine Nächstenliebe appellieren? Warum erst nach der Schlacht? Warum nicht vor derselben? Wenn die Bevölkerung einmal durch allerlei künstliche Mittel gegen den „Feind“ verbittert gemacht worden ist, wird es schwer halten, im Angesichte des recht- und erbarmungslosen Massenmordes, des vor Blut und Brand rauchenden Schlachtfeldes, auf einmal die Nächstenliebe zu wecken.

Vor allem rufe ich jeden, jeden, jeden auf, den Geringen wie den Mächtigen, nach seinen Kräften zur Vermeidung der Kriege beizutragen. Mittlerweile wollen und müssen wir uns alle scharen um das Rothe Kreuz, daß dem heute noch waltenden Fluche nach aller Menschenmöglichkeit durch Nächstenliebe auf dem Schlachtfelde begegnet werde.

Ihr edlen, treuen, hilfsbereiten Herzen, die ihr glüht für die Wohlthaten des Rothen Kreuzes, die ihr glaubt an die Nächstenliebe in der menschlichen Brust, welche auch den Feind wie einen Bruder aufnimmt, ich flehe euch an, glaubet an die Menschlichkeit überhaupt, glaubet auch an die Möglichkeit, die Kriege gänzlich zu verhindern. Dieser Glaube ist der erste und wichtigste Schritt zur Möglichkeit. Daß es heute noch nicht sein kann, daß wir dies- wie jenseits der Grenzen heute noch zittern müssen vor einem drohenden Krieg, der in seinem Schrecken einzig sein wird, das wissen wir leider alle und so wollen wir bereit sein, um den

Jammer des Krieges im Sinne des Rothen Kreuzes lindern zu helfen.

Am Neujahrstage 1892. R.

Genießt der Schriftsteller die gebührende Achtung?

Im „Magazin“ (Berlin) beklagt sich ein Schriftsteller darüber, daß in der heutigen Gesellschaft die Schriftsteller und Dichter zu wenig geachtet würden, daß sie nichts gelten. Das mag in Preußen der Fall sein, wo überhaupt nur der Soldat etwas gilt, in Österreich ist es nicht ganz so. In Österreich genießt der Schriftsteller, der etwas bedeutet, auch das entsprechende Ansehen. Zwar nützt auch der Österreicher seine Dichter gerne für sogenannte Wohlthätigkeitszwecke aus, zwar kauft auch der Österreicher Bücher nur ungern, lieber läßt er sich dieselben vom Verfasser schenken, hingegen schenkt er seinerseits dem Verfasser die gebührende Achtung.

Übrigens ist jener „Magazin“-Schriftsteller in seinem Ehrgeize nicht unbescheiden, er verlangt nicht mehr, als daß der Staat die Schriftsteller und Dichter mit Orden und Titel auszeichne. Ich wiederum bin der Meinung, gerade dadurch ehrt der Staat seine Dichter, daß er sie nicht mit dem gewöhnlichen Maße mißt, daß er gleichsam sagt: Ich besitze keine Mittel, euch auszuzeichnen, denn ihr seid schon ausgezeichnet! Ihr seid vom Genius ausgezeichnet. Alle Ehren, die ich geben kann, sind irdisch, vergänglich ... euer ist die Unsterblichkeit. — Nun, wenn der Berliner einen Orden vorzieht, so sei er ihm gegönnt. Die „Unsterblichkeit“ kann ja schließlich doch nicht verlockend sein für eine Geistesrichtung, die sich lieber mit Selbstmordgedanken befaßt, als mit dem ewigen Leben.

Wenn die Schriftsteller in der Gesellschaft jene Achtung nicht genießen,

die sie beanspruchen zu können glauben, so liegt die Schuld an ihnen selbst — sie haben vor sich selbst keine Achtung. Man lese nur manche Schriftstellerzeitungen, welche Zerfahrenheit, welche Mißgunst, welche gegenseitige Herabwürdigung tritt uns da entgegen, Nummer für Nummer. Die Herren, welche da das große Wort führen und für das Gros der modernen Schriftstellerwelt gelten wollen, reißen ja selbst alles herunter, was Schriftsteller schaffen, mit Ausnahme ihrer eigener Producte lassen sie nichts gelten, wir haben keine Lyrik mehr, es kann keiner mehr eine Novelle schreiben, einen Roman, ein Drama. Alles ist nach ihrer Ansicht Schund. Und nicht genug an dem literarischen Pessimismus, sie beschimpfen, beschuldigen, befehlen einander öffentlich, und wundern sich dann, wenn sie in der Welt keine persönliche Achtung finden.

Seid wohlwollend gegeneinander, seid makellos, seid unbestechlich, gebt — ohne Rücksicht auf Gewinn und Beifall — das Beste, Kleinste, Höchste, was in euch ist, in euren Schriften wieder, und ihr werdet geachtet sein. Und merkt euch eins: Um Achtung bittet und feilscht man nicht, Achtung erzwingt der Mann sich durch sein Wesen und sein Wirken.

M.

Eine Sylvester-Plage.

Wenn es jemand weiß, daß er durch eine, wenn auch noch so geringe Ordnungswidrigkeit einem anderen nachtheilig ist, und er begeht sie doch, obgleich sie leicht zu vermeiden gewesen, so schäme ich ihn nicht hoch.

Es wird öffentlich bekannt gemacht, man möge bei Briefen die Freimarke oben rechts anbringen, eine Erleichterung des Postbeamten beim Abstempeln. Nein, der Aufgeber klebt die Marke unten links an, oder unten rechts, oder oben links, oder an der Rückseite, nur dort nicht, wohin sie gehört. Daß der Beamte beim Abstempeln von hundert ordnungswidrig markierten Briefen schon

ein paar Minuten Zeit verliert, bei größerer Anzahl eine beträchtliche Zeit, das ist dem Aufgeber einerlei; was geht ihn der Postbeamte an, der soll stempeln, so lang er will und muß — wir gehen spazieren.

Am Hauptpostgebäude sind drei Briefkästen angebracht, mit deutlicher Aufschrift, einer für Briefe, der andere für Postkarten, der dritte für Drucksachen. Nein, der Aufgeber wirft die Karte zu den Briefen, das Kreuzband zu den Postkarten; was kümmert ihn der Postbeamte, ob er bis sechs Uhr sortieren muß, oder bis sieben Uhr — wir gehen spazieren.

Das sind Geringsfügigkeiten, wahrhaftig! Aber selbst in solchen zeigt sich ein guter Mensch oder ein — anderer; selbst bei Geringsfügigkeiten ist Gelegenheit zu erproben, ob man für Mitmenschen ein Herz hat oder nicht.

Die Neujahrskarten sind überhaupt eine Unsitte; wer aber an die armen Postbeamten denkt, die gerade an Festtagen, wo andere Leute sich gütlich thun, Tag und Nacht angestrengt arbeiten müssen, an die Briefträger, die vom frühesten Morgen bis in die späte Nacht treppauf treppab laufen müssen — der kann sagen: Die Neujahrskarten sind eine Noth. Ist es nicht genug, daß die Post zu solchen Zeiten ohnehin mit wichtigeren Briefen, Paketen, Geldsendungen u. s. w. überladen wird, muß noch das nichtige „Kartenspiel“ seine Orgien feiern! Und das Hübscheste ist, wenn der Briefträger noch ausgezankt wird, falls er die schon zu mittag fällige Post erst spät abends ins Haus bringt. Als ob das willkürlich geschähe! — Es gibt gewisse Fälle, wo die Neujahrskarte einen Sinn hat, aber in der Regel ist sie Pflanz und sonst nichts. Weihnacht. Neujahr! Von allen ersohnt, freudig begrüßt, nur vom Postbeamten, vom Briefträger gefürchtet. Und einem Menschen, der uns nichts zuleide gethan hat, dessen Erscheinen im Laufe des Jahres man stets mit Reigung entgegensteht, den kann man an den Fest-

tagen jagen, hegen wie ein Wild. — Er bekommt ja sein Neujahrsgehd! höre ich rufen. Gut, ja und das soll er auch bekommen, das verdient er reichlich — auch ohne Neujahrskarten-Hehjagd.

Ob es aber wohl auch dem Herrn Oberpostmeister und der Frau Post recht ist, wenn ich gegen die Neujahrskarten wettete? Diese Karten bringen ja viel Geld ein, und das Glück, welches die Leute sich gegenseitig auf dem Papiere wünschen, kommt eigentlich nur der Frau Post zugute. Nun wäre aber das Folgende recht schön: Von der Mehreinnahme zu Weihnachten und Neujahr sollte die Frau Post ihren Beamten 50% zuwenden — als Neujahrsgeschenk, damit die Sortierer und Stempeler und Einschreiber und Briefträger doch auch ein bißchen was hätten von dem „glückseligen neuen Jahr“, welches so tausendfach durch ihre Hände geht.

Graz, am 2. Jänner 1892. R.

Neue Aussichtswaggons.

Wir erwähnen hier eine Erfindung, welche bestimmt ist, den Wünschen der Reisenden nach Bequemlichkeit, Annehmlichkeit, sowie auch Unterhaltung während der Fahrt im weitesten Maße Rechnung zu tragen. Brides Observatorium-Schlafwagen. Die Aussichtswagen, welche in den letzten Jahren auch auf europäischen Bahnen in Verkehr gesetzt wurden, bieten gewiß manche Annehmlichkeit; aber man ist dabei doch immer der Gefahr ausgesetzt, daß in irgend einer Station aus Verkehrsrücksichten ein Wagen angehängt werden muß, der vielleicht gerade auf der schönsten Strecke jede Fernsicht benimmt; die offenen Aussichtswagen sind in dieser Hinsicht vorzuziehen — doch ist bei heftigem Sturme, einem etwas schneidigen Winde immer zu befürchten, daß man die herrliche Aussicht, die man genossen, noch viele Tage lang in den Zähnen oder in den Ohren höchst unangenehm verspürt. Wer sich aber einmal in das kleine, glasumrahmte

Schaffnerhüttchen gesetzt hat, mit welchem die neuen Durchgangswagen — Coupéwagen mit Seitengang — ausgestattet sind, der weiß, welche hübsche Rundsicht man von diesen erhöhten Sitzen aus genießt — man fühlt sich da oben wie in einem gut situierten Observatorium. Hr. Bride hatte nun die glückliche Idee, für die Reisenden solche Observatorien, freilich in verbesserter Ausführung und mit bequemerer Einrichtung, in die langen komfortablen Schlagwagen, wie solche auf den amerikanischen Eisenbahnen laufen, einzubauen.

Es sind z. B. drei Aussichtswarten aus leicht gewölbtem Glas zwischen eisernen Rippen gefügt, auf jedem Wagen und in solchen Entfernungen von einander, daß sie den Anblick nach vor- und rückwärts gegenseitig nicht behindern oder stören; die Fahrgäste in der mittleren Warte genießen dasselbe Panorama, wie jene in den Warten an den Enden der Wagen. Leichte und bequeme Stiegen führen vom Fußboden des Waggons zu den Sitzen in den Observatorien und diese Sitze selbst sind so praktisch gestaltet, daß man mit aller Ruhe und Muße die Landschaftsbilder an sich vorüberwandeln lassen kann. Ja, Bride ist auch darauf bedacht gewesen, den Raum der Aussichtswarten für Nachtzeit auszunützen; in leichter und einfacher Weise können nämlich diese erhöhten Sitze in weiche, ruhige Betten umgewandelt werden. So geht kein Plätzchen in dem ausgedehnten Wagen verloren und wird eine für jeden Wagenconstructeur gar wichtige Bedingung erfüllt: den Raum nach Möglichkeit auszunützen und zu verwerten. Der Wagen ist durch den Einbau der Aussichtswarten nur 26 Centimeter höher geworden als früher und kann alle Tunneln passieren und unter allen Überbrückungen der Geleise dahinlaufen, von denen jeder Constructionstheil mindestens 4.6 Meter über den Schienen liegt.

Die Reise in einem solchen Wagen muß wahrlich eine Lust- und Erholungsreise sein! Wir lehnen uns in die

weichen Fauteuils und lassen die Panoramen an uns vorüberziehen, wir schauen den Untergang der Sonne und das Erglügen der Landschaft in ihren rothen feurigen Tinten, wir wandeln unseren Sitz zum Ruhebett und, das Haupt auf dem Federkissen, blicken wir durch die gewölbten Fenster zu dem gestirnten Himmel . . . und wenn wir erwachen, können wir das erhabene Schauspiel der aufgehenden Sonne genießen, steigen dann hinab in den unteren Raum des Waggons, drücken uns in eine Ecke der gepolsterten Sitze, lesen die neuesten Zeitungen, wir durchwandeln den langen Zug, um etwas Bewegung zu machen. . . . Wenn man auf solche Weise eine Reise von mehreren Tagen zurückgelegt hat, ist man wohl gründlich ausgeruht und gestärkt und mag wieder frisch an die unterbrochene Arbeit gehen!

(„Stein der Weisen.“) Alfred Birk.

Hauskobold.

Ein Gedicht in Prosa von Wolfgang Madjera.

Wenn die Sonne hinter den Bergen hinabgegangen ist, und der spiegelglatte Himmel langsam dunkler und dunkler wird, dann beginnt nach einem warmen Sommertage das geheimnißvolle Nachtleben der Natur. Die Waldesbäume athmen auf von der drückenden Hitze, die Blumen öffnen ihre Kelche dem Thau entgegen und die Vögel heben ihre ahnungsreichen Schlummerlieder an. Feine violette Wölkchen mit goldenen Säumen fliegen über den entfernteren Wäldern, und diese selbst heben sich schwarz von dem mattgelben Hintergrunde ab, den die verjunktene Sonne zurückläßt. Der dustige, erfrischende Lusthauch, den sie tagsüber in ihrem Innersten verborgen gehalten haben, strömt hinaus in die herabsinkende Nacht und durchwürtzt sie weit und breit.

An einem solchen Abend saß ich neher einem kleinen Brunnlein an der Waldstraße. Nicht weit von da lag auf einsamer Wiese das kleine Jägerhaus, darin mein

Schätzchen wohnte. Nur Gebüsch und Fichten verbargen es vor meinen Augen, und deutlich vernahm ich das ärgerliche Gaderen einiger verspäteter Hühner, die man in ihr Schlafstälchen trieb.

Als ich so sann und sann, war wohl alles ringsumher still — aber doch schien's, als gienge durch den Wald ein leise klingendes Nachtgebet. Und endlich, als der Mond durch die Zweige leuchtete, begann eine Nachtigall zum Gedichte meiner Gedanken ihre sanfte Melodie zu singen.

Wir verstanden uns ja aufs beste! —

Da, mit einemmale raschelten auf der Waldstraße Schritte einher; sie mußten von einem sehr leichten Wesen stammen, denn sie klangen so zart und unsicher, daß man's fast für Tritte eines jungen Rehcs hätte halten können.

Ich blickte auf.

Aber wie erstaunte ich, als ich ein kleines, schattenhaftes Männchen wahrte, das mit großen Schritten einherkam, ohne mich zu bemerken! Es trug einen langen weißen Bart, der ihm fast bis an die Füße reichte; sein Antlig war fahl, mit einer großen Habichtsnase und feuchten Augen. Er trug ein graues Wämmlein und auf dem Haupt eine grüne Kappe; in seinem Gürtel steckte ein mächtiger Schlüssel, und über den Arm hatte es einen weiten faltigen Mantel geworfen. Der Kleine schien es recht eilig zu haben.

„Geda, Alter! Wohin so spät noch des Weges?“ rief ich den Wanderer an.

Dieser fuhr zusammen, als er eine Stimme hörte. Er wandte schein seine ängstlichen Augen nach mir und griff hastig mit der rechten Hand an seinen Mantel, als wollte er ihn umwerfen.

Aber seine Unruhe dauerte nicht lang. Seine aufgerissenen Auglein wurden gleich wieder so klein, wie sie früher gewesen, und er sagte mit seiner Stimme:

„Traumb Blumen für mein Mädchen holen! — Kenn' dich wohl! Thust niemandem was zuleide.“

„Ei, daß denk' ich auch“, erwiderte ich. „Aber sag' mir, woher kennst du

mich? Ich hab' dich bei meiner Seligkeit noch nie gesehen!"

"Glaub' dir's gern!" lachte der Kleine, der nun schon zutraulicher wurde. „Bin der Hausgeist vom Jägerhäuschen; hab' dir oft schon zugehört, wie du das blonde Mädchen küsstest auf die rothen Lippen, auf die Augen, die braunen Kehänglein, und wie du ihr die Wangen streicheltest und ihre Händchen an deine Brust drücktest — oh! ich habe alles, alles gesehen! — Aber des Nachts“, fügte er schnippisch hinzu, „des Nachts gehört sie doch mir! Könnt'st du sie nur einmal sehen, wenn sie in den weißen Kissen schlummert, so unschuldig schön, das Köpfchen zur Seite geneigt! Und denke dir: ich und der Mond, wir sehen sie viele Tage so. Ich komme in jeder Nacht leise gegangen und bringe ihr Traumb Blumen, die ich am Waldsee gepflückt; der Mond aber scheint herein und macht, daß sie in seinen Strahlen aufblüh'n und duften. Dann beuge ich mich ab und zu, wenn sie im Traume lächelt, über sie und küsse sie auf die vollen Lippen und —“

„O du verdammter Schleicher!“ rief ich und sprang zornig empor und wollte nach dem Zwerge halsen; der aber hatte schnell wie der Bliß sein Mäntelchen umgeworfen — da war denn weit und breit von ihm nichts zu sehen.

Aber seine Stimme hörte ich unweit von mir kichern: „— Und da öffnet sie immer im Schlaf ihr Mündlein und — lispelt deinen Namen! — Leb' wohl, Glücklicher; hab's eilig, muß Traumblumen holen für mein Mädchen.“ —

Da schwieg es wieder rings um mich, und nur die Nachtigall war ihrer Lieder nicht müde geworden.

Ich aber mußte lachen über den kleinen Hauskobold; ich konnte ihm in meinem Innersten nicht grollen. War er doch ein Schutzgeist für mein Schätzchen; und daß er sie küßte, wie ein Vater sein Kind küßt — konnt ich's ihm verargen?

Die Abendglocken begannen in der

Ferne zu läuten. Ein leiser Wind trug den Klang zu mir.

Ich stützte den Kopf in die Hand und sann die Reihe meiner abendlichen Gedanken weiter — da legte sich sachte ein Händchen auf meine Schulter. Ich hob die Augen empor — und sah die schlankte Gestalt meines Mädchens vor mir. Ich sprang auf, meine Arme breiteten sich aus und schlossen sie an meine Brust, während sie das Köpfchen neckisch zurückbog, als sollt' ich sie nicht küssen.

Da war's mir, als hörte ich aus dem Walde herauf ein leises Richern.

„Hörst du nichts, Marielchen?“ fragte ich.

„Nichts als die Nachtigall!“ antwortete sie. „Warum fragst du?“

„Weil die Nachtigall ein kleiner Kobold ist und vom Herzen und Rücken singt!“ flüsterte ich und drückte auf ihren lächelnden Mund einen langen Kuß.

Und dann setzten wir uns auf den Mooshang, und der Mond hat nichts verrathen von unseren Geheimnissen!

Thiergeschichten.

Erzählt von Koloman Kaiser.

Ein lustiger Ziegenbock. In meinem Geburtsorte trieb sich zur Zeit meiner Jugend auf dem Dorfsplatze mit uns Kindern ein Ziegenbock umher, der stets zu allerlei Scherz und Schelmerei aufgelegt war. Man brauchte ihm nur die Faust vorzuhalten und die Bewegung des Stoßens zu machen, was er immer als eine Herausforderung zum Kampfe ansah, augenblicklich lief er auf den Betreffenden los und suchte ihn über den Haufen zu werfen. Ich hatte den streitbaren Zottelbock, der sonst ein kluges, gutes Thier war, sehr lieb gewonnen, gab ihm oft von meinem Brutterbrote einige Bissen, streichelte und liebte ihn, weshalb er mich häufig auf meinen Gängen begleitete und eine große Zuneigung zu mir faßte. Wir waren miteinander gute Freunde gewesen. Er war übrigens allen Kindern lieb und wert

und er hatte sie gleichfalls gern. Nur einen Knaben konnte er nicht leiden, sei es, weil dieser eine rothe Weste anhatte, sei es, weil er von demselben nicht selten in grober Weise gequält und zum Zorn gereizt ward. Als ich eines Tages mit diesem feinen Widersacher am Rande der Pferdeschwemme in Streit gerieth, der bald in eine arge Valgerei ausartete, ergriff der Ziegenbock — wahrscheinlich aus Dankbarkeit für die gespendeten Bissen des Butterbrotes und vermuthlich auch um seinem verhassten Feinde ein versehen zu können — meine Partei, kam eilig herzu, stieß meinen Gegner, der auch sein Feind war, so heftig an, daß dieser in die Schwemme fiel, aber — o Verhängnis — ich mit und er auch, so daß wir nun alle drei im Wasser lagen. Während wir Buben freischten und ängstlich schrien, blieb der gleichfalls verblüffte Bock ganz ruhig und suchte als ein vernünftiger Geselle vor allem andern wieder aufs Trockene zu kommen. Als er draußen war, rüttelte und schüttelte er sich kräftig und spritzte dadurch die umherstehenden Kinder an, daß sie alle lachend und scheltend davonsiefen. Ähnliche lustige Ereignisse kamen fast täglich vor. Als er aber eines Tages, an den Kinderwagen gespannt, in welchem ein Büblein saß, mit diesem in seinem Übermuth die Vorgasse entlang unter dem schallenden Hallo! der nacheilenden Kinderschar wie der Sturmwind dahinjaukte, dabei den Kleinen aus dem Wäglein schlenderte und des Ortsvorstandes einziges Töchterlein über den Haufen rannte und arg beschädigte, sollte es anders werden. Seit diesem Tage wurde er im Garten seines Herrn mit einer langen Leine an einen Pflock gebunden und durfte sich zu unserem Bedauern auf dem Dorfsplaz nicht mehr blicken lassen. Mir aber blieb und bleibt der gute, lustige Zottelbock, der mir lieb wie ein Jugendfreund war, immer in Erinnerung.

Hahnenkampf. Als ich noch ein Knabe war, hielt mein Vater auf unserem Bauernhose zwei Hähne, einen sogenannten

wälischen und einen deutschen. Diese beiden „Spornritter“ konnten sich jedoch nie mit einander vertragen und lebten in beständiger Fehde; fast täglich hatten sie einen kleineren und größeren Strauß mit einander anzufechten, wobei es selbstverständlich immer blutige Kämpfe gab. Einmal konnte ich beobachten, wie diese sonst so grimmigen Feinde zusammenhielten und den Hahn des Nachbarn gemeinsam und siegreich bekämpften. Als dieser letztere nämlich eines Tages in das Bereich unseres Gartens gekommen war und sich daselbst durch stolzes Krähen bemerkbar gemacht hatte, schwoll unserem deutschen der Ramm, und schnell lief er hin, den Eindringling zu verjagen. Weil dieser jedoch, offenbar im Bewußtsein seiner Stärke, denn er war der Größere — nicht weichen wollte, so kam es sogleich zum hitzigen Kampfe, so daß die Federn nur so wegslogen! Der Wälische stand indessen scheinbar ganz ruhig auf dem nahen Steinhaufen und blickte nur ab und zu, mit gewisser vornehmer Miene, nach den Kämpfenden hin. Als er nun zuletzt wahrnahm, daß die Sache für unseren deutschen, seinen Hof- und Hausgenossen, den er doch sonst immer bekämpft und zerhackt hatte, schiefe gehen wollte, flugs war er da und half nun wacker mit, dem Hahn des Nachbarn scharfe Hiebe zu versehen. Dieser mußte endlich der Übermacht weichen und ergriff, übel zugerichtet, blutig und zerzaust, die Flucht. Die beiden Sieger aber flogen auf den Zaun und krächten dem Besiegten wie zum Spott und Hohn noch mehrere kräftige Kikeriki! nach. Am anderen Morgen lagen sie selbst wieder in arger Fehde und zerzausten einander Rämme und Federn.

Eine tapfere Henne. Mein Vetter, der ein großer Thierfreund war, besaß einen Bauernhof, auf welchem er allerhand Hausthiere hielt und viel Freude hatte, wenn diese alle gesund und lustig waren. Hier lebten Pferde und ein Füllen, Kühe, Kälber, Schweine, Hunde, Katzen, Kaninchen, Hühner, Tauben, eine zahme

Elster und ein eben solcher Rabe, ja selbst auch ein Truthahn stolzierte umher. Auf diesem Hofe nun beobachtete ich unter anderem einmal folgenden Vorgang:

Eine Gluckhenne stand bei ihren eben ausgetrocknenen Küchlein und lehrte sie die Hirseförner ansprechen. Nicht weit davon lag der Hoshund bei seinem Jungen, einem dicken feisten Hündchen. Dieses spielte — man weiß, wie plump und possierlich tölpelhaft alle Bewegungen eines jungen Hundes sind — mit seiner Mutter, biß diese bald in den Schwanz, bald in die Ohren und trieb allerlei Kurzweil. Als es dann nach Abwechslung verlangte, tappte es im Hofe umher und versuchte die Küchlein anzubellen. Als es zuletzt gar Lust verspürte, mit diesen zu spielen und in die Schar hineinrannte, ließ die Mutter Henne ein warnendes scharfes Gegluck vernehmen. Das tolpatschige Kerlchen aber achtete nicht darauf und schlug mit seinen Vorderpfötchen wiederholt und so lange gegen die Küchlein bis es eins so derb niederwarf, daß es kläglich schrie. Das war der alten Gluckhenne zu viel. Sie sträubte das Gefieder, gluckte wie aufs höchste erstaunt und suchte den kleinen Bierföhler zu verjagen. Weil derselbe jedoch nicht weichen wollte, sondern im Gegentheil immer mehr Lust zeigte, das Spiel fortzusetzen und zuletzt abermals ein Küchlein niederwarf, versetzte ihm die Henne mit ihrem scharfen Schnabel einige derbe Hiebe, daß er winselnd davon lief und zu seiner Mutter flüchtete. Die Hündin, welche dies alles mitangeesehen hatte, fühlte sich in ihrer Mutterliebe beleidigt und konnte ihrerseits diese Unbill nicht ungestraft sein lassen. Sie sprang auf, fuhr gegen die Küchlein, daß sie nach allen Seiten auseinander stoben, und suchte die alte Gluckhenne zu beißen. Da kam sie aber schön an. Die Henne, aufs höchste gereizt, sprang der Hündin muthig auf den Kopf, schlug sie mit den Flügeln, zerkrachte und zerhackte ihr das Gesicht, und ließ nicht eher nach, bis ihre Gegnerin in die Hundehütte zu ihren Jungen zurücklief. Dann lockte sie,

mit lautem Gegluck sich selbst und die Küchlein beschwichtigend, ihre Kinder zusammen und schützte sie unter ihren Flügeln vor weiteren Angriffen des jungen Hundes, der indessen nicht wieder Lust zeigte, mit den Küchlein ein Spielchen zu wagen.

Görgel, der lose Vogel. Wer sich die Mühe nimmt, die Thiere in ihrem Thun und Lassen etwas genauer zu beobachten, kann leicht selbst bemerken, daß es unter ihnen wie unter den Menschen: dumme und gescheite gibt. Nicht alle Gänse sind dumm, sondern nur einige, nicht alle Stare lernen sprechen und zeigen Verstand, nicht alle Dohlen, Krähen und Raben sind so begabt, wie gewisse und wie z. B. Görgel, der lose Vogel, von dem uns berichtet wird. Ein Gymnasiallehrer fand auf einem Spaziergange einen jungen Raben, der aus seinem Neste gefallen war und nun hilflos und elend auf dem Wege dalag und verhungern sollte. Der mitleidige Lehrer hob das arme Thier auf, nahm es mit nach Hause, um es aufzuziehen und dann wieder frei zu lassen. Görgel wurde in den Hühnerhof gebracht, wo er bei gutem Futter sich bald erholte und groß wurde. Als man ihn wieder freilassen wollte, wich er nicht, sondern versteckte sich unter die Hühner, mit denen er aufgewachsen war, so gut gefiel es ihm hier. Er stolzierte im Hofe gravitatisch herum, fraß dem Geflügel das Futter weg und geberdete sich bald als Herr und Meister. Nach und nach wurde er immer lecker und dreister, zog die Hühner am Schweife zurück, wenn sie vor ihm fressen wollten, stiftete aber auch Frieden unter ihnen, so daß sie ihn alle trotz seiner Untugenden achteten und respectierten. Er hatte ein tapferes Herz, zeigte stets Muth und Übermuth, sieng mit allen Hausthieren Händel an und wagte selbst einen ungleichen Kampf mit dem Hunde. Wenn es im Hofe nichts mehr zu naschen gab, erschien er, gewöhnlich durchs offene Fenster kommend, im Speisezimmer, wo er sich zwischen Hund und Raze drängte und ihnen aus

der Schüssel vorsichtig und geschickt trotz Anurten und Pfanchen die besten Bissen wegschnappte. War ihm irgend ein Schelmenstücklein recht gelungen, dann flog er aufs Fensterkreuz und rief mit großem Behagen seinen Namen, als wollte er sagen: „Prav Görgel, hast deine Sache gut gemacht!“ Wenn er etwas zerbrochen, zerrissen oder entwedet hatte und mit dem Stäbchen gezüchtigt werden sollte, entwich er unter das Hausdach, fastete freiwillig und ließ sich mehrere Tage nicht blicken. Glaubte er, daß die Sache vergessen sei, dann lehrte er zurück und brachte jedesmal einen entwendeten Gegenstand mit, gleichsam als Ersatz und zur Umstimmung seines Herrn, den er als solchen wohl anerkannte, besonders liebte, aber auch fürchtete. Desgleichen stand er zum Haushunde in inniger Freundschaft; er schlief bei ihm, bellte mit ihm die Fremden an, zerrte dieselben am Gewande und wollte sie nicht ins Haus lassen. Er krachte wie ein Hahn, ahmte diesen in seinem stolzen Gange nach, unterstützte die Hausbewohner bei ihren Arbeiten, kurz, er that überall geschäftig mit, wo es etwas zu arbeiten und zu thun gab, und dieses alles aus freien Stücken, als Autodidakt gleichsam, ohne je eigentlich dressirt worden zu sein. Wenn sein Herr befahl: „Görgel, sei artig, mach' eine Verbeugung“, dann duckte er sich augenblicklich demüthig nieder, schlug die Flügel zu Boden, flatterte, krächzte und girrte in wunderlicher Weise. Als man einmal erzählte, daß die türkischen Kirchendiener die Gemeinde von den Minarets herab mit den Worten: „Akber-Allah-hoh!“ zusammenriefen, war sein Schlagwort lange Zeit hindurch: „Akber-Allah-hoh!“ So trieb es Görgel als ein wahrhaft loser Vogel zum Ergötzen aller, die ihn kannten und liebten, lange Zeit, wurde von jedermann gern gesehen und gehört, wie sein berühmter Vetter, der Star des Barbiers von Segringen.

Winter- und Sommerschlaf der Thiere. Während wir Menschen den Winter in gemüthlichen Wohnräumen

verbringen und die Hausthiere in warmer Ställen wohlgeborgen sind, müssen viele andere Thiere im Freien die Unbill der kalten Jahreszeit: Frost und Hunger, oft allzusehr empfinden. Nicht alle freilebenden Thiere indessen sind geneigt, den Grimm des Winters gleichgiltig oder geduldig zu ertragen, wie z. B. Hirsche, Rehe, Hasen, Fasanen u. dgl., sondern einige von ihnen sind klug genug, sich zu helfen und sich von den Einflüssen der Kälte zu schützen, indem sie sich in die Erde verkriechen und einen Winterschlaf halten, der bei manchen zwei, drei Monate und oft den ganzen Spätherbst und Winter andauert. Der Bär, der Dachs, der Hamster, der Igel, die Fledermaus, das Murmelthier, sind die bekanntesten Winterschläfer unter den Säugethieren. Wenn diese im Herbst bei eintretender Kälte ihre Verstecke: Höhlen, Erd- und Felsenlöcher aufsuchen, sind sie in der Regel wohlbeleibt. Während des langen Schlafes zehren sie von ihrem Fett und kommen dann im Frühlinge ganz abgemagert wieder hervor. Es ist von einigen Naturforschern beobachtet worden, daß von den Vögeln zuweilen auch Schwalben einen Winterschlaf halten, wobei sie sich in einem Zustande völliger Erstarrung in hohlen Bäumen, unter Dächern oder Uferlöchern aufhalten. — Schlangen, Schildkröten, Frösche, Molche aller Art verkriechen sich gleichfalls in Erd- und Baumlöcher, schlafen fest und tief und bleiben ohne alle Nahrung bis zum Frühling. Die Fische halten sich im Winter in der Tiefe der Gewässer auf, wo sich die meisten im Schlamm vergraben und nur manchmal auf die Oberfläche kommen, um Luft zu schöpfen. Merkwürdig ist auch, daß viele Insekten, z. B. Marienkäfer, in Gesellschaft schlafen, wahrscheinlich, weil sie hiedurch wärmer haben, wie ja auch vierfüßige Thiere, z. B. Affen, Hirsche, Wölfe u. a. m. sich bei Kälte dicht zusammendrängen, um sich gegenseitig besser warm zu halten. — Auch Spinnen, Hummeln, Wespen, überwintern im Erstarrungszustande in Baumröhren u. dgl. Orten. —

Selbst die Regenwürmer halten einen Winterschlaf und vergraben sich im Herbst oft metertief ins Innere der Erde. So merkwürdig dieser Winterschlaf auch sein mag, so ist der Sommerschlaf vieler Thiere noch interessanter. In den heißen Gegenden verbergen sich nämlich Krokodile, Schlangen, Kröten, Eidechsen u. a. m. während des Sommers ebenfalls in die Erde, ins Moos oder Steingeröll, liegen ohne Bewegung und Nahrung da und halten einen Sommerschlaf, bis die größte Hitze vorüber ist. Winter- und Sommerschlaf dieser Thiere gleichen dem Scheintode, einem Zustande, der in den wirklichen Tod übergehen kann, wenn er wegen allzugroßer Kälte oder Hitze und Mangels an Nahrung gar zu lange dauert.

Poetenwinkel.

Der unbegreifliche Muskel.

In Gluthen und Fiebern lag ich dahin,
Der Doctor kam jeden Tag,
Befühlte den Puls und verschrieb mir
Chinin,
Behorchte des Herzens Schlag.

Er horchte durchs Röhrchen, er legte das
Ohr
Zur Stelle, wo's seltsamlich schlug,
Es zitterte leis' und es wogte so heiß,
Er wurde daraus nicht klug.

Der Muskel, er hämmert mit bräutlicher
Kraft,
Und doch ist's ein Todesringen!
Wie läßt sich nur mit der Wissenschaft
Das Ding in Einklang bringen?

— Und wenn ich dich soll belehren, Freund,
Ich sag' es nicht zum Scherze,
Was dir nur als ein Muskel erscheint,
Das ist — ein Dichterherze.

R.

Kurzer Groß!

Wie oft hab' ich in jähem Groß
Mich schon von dir gewandt,
Bermüthscht wie oft schon vorwurfsvoll
Der Liebe läst'ig Wand!

Hab' dich gemieden: anfangs leicht,
Doch schwerer jeden Tag,
Bis, einer schweren Sünde gleich,
Mir's auf dem Busen lag.

Und immer wieder lehr' ich dann,
Als wenn mich Reue trieb,
Zurück zu dir und blick' dich an
Und — hab' dich wieder lieb.

O. von der Zieg.

O frage nicht!

Du wandelst liebbeglückt an mir vorüber,
Dein Blick lacht mir so kindlich froh, so
licht!

Warum der meine senkt sich trüb und
trüber?

O, frage nicht!

Du darfst an deinem schönsten Tag nicht
wissen,

Wes Hand mir einen Kranz von Dornen
sticht,

Die letzte frohe Saite mir zerrissen.

O, frage nicht.

An deines Glückes Himmel, still und heiter,
Zög' auf vielleicht der Reue Wolkenschicht.
Lass mich allein und wandle glücklich weiter!
Und frage nicht!

S. Del-Pero.

Burschen-Sinn.

Herz, was tollst, wenn ich sie seh',
Du so wild und bange?
Was denn horchst du, treulos' Ohr,
Trunken ihrem Sange?!

Brrr, — mir scheint, ich bin verliebt! —
Amor, laß mich laufen!
Bin noch jung, möcht' mit der Welt
Gern mich rum noch raufen,

Blonde, lilienschlanke Maid,
Solst mich nicht verücken —
Auch nicht Rosenfessel soll
Knebeln mich und drücken. —

Ist die Lieb' ein schönes Ding —
Such' ich doch die Freiheit wieder,
Knoten, die das Leben schürzt
Löse ich — nicht Mädels-Nieder!

Nordlandssonne.

Es dringt die Nordlandssonne
Nicht in mein Herz hinein,
Sie streift mir nur die Stirne,
Mich friert bei ihrem Schein.

Mich friert im tiefsten Innern.
Mein Glück und meine Lust
Trag' ich als welke Blüten
Erstarrt an meiner Brust.

Ich bin vom Land der Rose,
Die nie im Frost verblüht.
Mein Blick sehnt sich nach Blumen,
Nach Wärme mein Gemüth.

Die kalte Nordlandsjonne
Hat mir viel Leid gebracht,
Manch schöner Nachtgedanke
Ist dräuend mir erwacht.

Die Liebe und die Sehnsucht,
— Des Herzens Poesie —
Sie zogen nach dem Süden. —
Was soll ich ohne sie?!

X.

Als ich geglaubt, ich sei dir fremd.

Als ich geglaubt, ich sei dir fremd,
Hab' ich es still ertragen,
Zu niemand auf der weiten Welt
Von meiner Lieb' zu sagen

Doch nun ich weiß, daß deine Brust
Verbirgt mit scheuem Bangen
Dieselbe Lieb', dieselbe Pein,
Da faßt mich das Verlangen.

Es mag wohl ein vereinsamt Herz
Sein Glück zur Ruhe tragen.
Das Leben fordert Recht für Recht,
Wenn zwei zusammen schlagen.

Ich fühl' in mir zum Kampf die Kraft,
Um Lieb' und Glück zu ringen;
Mein Anwalt du — der deine ich —
Das mag uns Segen bringen!

X.

Sommersonntagsfrühe.

Des Sommerjonnags klarer Frühglanz legt
Sich auf die jugendfrische Welt und regt

Im Menschenherzen Lebenswonne an.
Wie eilt's von allen Seiten, Weib und
Mann,

Zu flieh'n der Woche herbe Arbeitslast,
Bei Frau Natur auf Stunden nur zu Gast,

Des Waldes würzigen Hauch zu saugen ein,
Des Tages Sklavenjoches bar zu sein!

Da steht der Zug. Welch bunt Gewimmel
heut',
Als ob der Lenz auch Menschenblumen streut'!

In hellen Kleidern, buntem Farbenspiele
Wie lebt's und webt's und drängt's in
dem Gemüthe,

Dies Menschenvölklein, wie Ameisen-
scharen!
Nun eingestiegen, alles mitgefahren!

Dies junge Paar, der Bursch mit seinem
Schatz,
Der Vater mit den Kindern — Platz an
Platz

So dicht besetzt in quetschend schmüler Enge,
Doch alles froh und laut in dem Gedränge.

Ein Nichts der einzelne, doch eine Welt
Für sich ein jeder, jeder eine stellt

Sich dar als ewig ganzen Lebens Spiegel.
O Seele, die nach oben redt die Flügel,

Nun dampft's hinaus! Glückauf zu Fahrt
und Lust!

Natur nimmt euch an ihre warme Brust,

Mit ewiger Liebe Pulsschlag zu entsündigen.
Ich will derweil ihr Wort verklärenden.

Harrter Konrad Leipzig.

I woast nix, i kon nix.

Der Herr Pforra sagt ollwal:
„Geh' red' nur net viel,
Du woast nix, du konnst nix,
Sei brav — und schen still.“

Da Boda, der schreit glei:
„Holt's Maul, dumme Dirn',
Du woast nix, ma muass sich
Für dih frei schenirn.“

D' Frau Muada schreit noch:
„Wirst schau'n, daß 'd dih hebst,
Du woast nix, du konnst nix,
Woast net, j' weng was d' lebft.“

Don locht no da Irgl,
Da Seppel — die Mahm,
Geh'n Sunntogs am Tonzbod'n,
Und ih — bleib' daham.

I woast nix, i kon nix,
Bin nix auf da Welt!
Mir scheint, daß ih do bin,
Des is gor so gfeht!

Mei Boda — mei Muada?
Woast net — wer de san,
Solong i holt woast,
Wor i ollwal allan!

I woaf nix! — i fon nix?!
Des is oba nei wohr,
Wonn i drobn auf da Oln bin,
Do wird's ma gonz flor!

I woaf — dafs die Berga
Und 's Thol gor so schen,
Dafs am Himmel bei da Nocht
Die Sterndal'n steh'n;

Dafs d' Bögerlein singen
So herrli im Wold,
So schen und so prächtli
Des Vieh auf da Hold;

Und won i holt nix woaf
Und gor nix versteh —
So wend ih mei G'sichtl,
Und schau auf die Höh!

Don woaf ich holt no wos —
Mei Freid' is 's — mei Roth —
Oba wia ih 's dozähl'n will,
Wir i allwal glei roth — — —

Und ih woaf, ih bin glüclli,
Es liabt mi mei Qua!
— Die Leut', de soll'n red'n,
Ih woaf — ih woaf gnua!

Ludwig Materna.

B ü c h e r.

Mephistopheles in Rom. Tragödie in fünf Aufzügen von Franz Reim. (Leipzig. Gustav Körner.)

Das kann ein Spektakel werden, wenn dieses Stück einmal zur Aufführung kommt! Ein Spektakel nicht bloß auf der Bühne, sondern auch außerhalb derselben bei den Recensenten, Goetheauslegern und — Clericalen. — Wir haben hier Goethes „Faust“, zweiten Theil, von Franz Reim! Goethes Faust, weil er sich ganz an den ersten Theil desselben anschließt. — Gretchen ist todt, Faust tritt hinaus ins große geschichtliche Leben, um zu handeln. Er geht mit dem kaiserlichen Heere nach Rom, um die Stadt zu erobern und die Priester zu züchtigen, daneben treibt er seine weltumfassende Philosophie, wie wir sie aus dem ersten Theile kennen. Aber sein Kumpan, der Mephistopheles, hat ihn nach Rom begleitet, wo er ihn in allerlei Sünden heyt, ihn zum Verräther macht, ihn dann persönlich verräth und selbst als leiblicher Inquisiteur ihn dem Scheiterhaufen überliefert. Faust hätte Gelegenheit, mit seiner mächtigen, geliebten Helena, Herzogin von Urbino, die ihm ein paradiesisches Leben in Aussicht stellt, zu entfliehen, da erscheint ihm Gretchens Geist mahnend, wie ein Held den Tod zu

wählen. Faust, der sein Gretchen nie vergaß, steigt in freiwilliger Sühne auf den Scheiterhaufen und also erlöst er sich selbst.

Eine Lösung des Faustdramas, wie mich dünkt, in correctester Form. Reims Drama setzt zwar den ersten Theil voraus, ist aber, wenn man will, eine Tragödie für sich, denn sie umfaßt Schuld und Sühne. Die Dichtung schließt sich auch in Auferlichkeiten an Goethes Faust, sie ist stellenweise derb, manchmal von titanischem Geiste durchstürmt. Wenn Mephisto sagt: „Gibt es ein ewiges Leben, so jage ich, das Böse stirbt nicht aus!“ Oder: „Die geben kein gutes Fleisch, sie sind zu viel gesalbt, geölt und geräuchert“, oder wenn Faust sagt: „Die Wahrheit wird erflücht von zu viel Junst.“ Oder: „Das Heil, nach dem die Menschheit schmachtet, ist längst als Monopol verpachtet“, so muthet uns das wahrhaft Goethe-Faustisch an. Das schönste aber in der merkwürdigen Dichtung ist Gretchens Gesang, als sie dem Faust erscheint. Derselbe erhebt sich vollkommen zur wunderbaren Innigkeit des Goethe'schen Gretchens. Also hat man schließlich in der That die Empfindung, „Mephistopheles in Rom“ sei der echte und autorisierte zweite Theil des „Faust“. — Aber gespannt mag man sein auf den Eindruck und die Wirkung, wenn dieses Drama Franz Reims auf dem Burgtheater gegeben werden wird, was hoffentlich recht bald geschieht. Rosegger.

Ludwig der Bayer oder der Streit von Mühlendorf. Vaterländisches Schauspiel in fünf Acten von Martin Greif. Deutsche Verlagsanstalt. (Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien. 1891.)

Mit seinen letzten Dramen betrat Martin Greif das Gebiet des vaterländischen Schauspiels. Schon in seinen Hohenstaufen-Dramen „Heinrich der Löwe“ und „Die Pfalz im Rhein“ schlägt die Verherrlichung der Bayernfürsten durch, und dass der Bayer Greif darangeht, den Wittelsbacher Ludwig zum glänzenden Mittelpunkt seines neuesten dramatischen Gedichtes hinzustellen, ist leicht erklärlich. Der Kampf zwischen Ludwig dem Bayer und Friedrich dem Schönen fand wiederholt dichterische Behandlung; Schiller schuf sein schönes Gedicht „Deutsche Treue“, Uhland verarbeitete den Stoff zu einem Drama, nun ist Greif mit einem Schauspiel gefolgt. Der historische Stoff ist allbekannt. Die Schlacht bei Mühlendorf hat dem Bayer den Sieg, dem tapferen Friedrich trotz seines Heldenthumes Niederlage und Gefangenschaft gebracht. Friedrich weist die Freiheit, welche ihm sein Bruder Leopold durch List verschaffen will, eingedenk des gegebenen Treuwortes von sich und als ihn später der

Kaiser auf Drängen des Karthäuserpriors von Mauerbach, jedoch nur gegen die Verbindung, seine Anhänger zum Frieden und zur Anerkennung Ludwigs als deutschen Kaiser zu bewegen, freilässt, stellen sich, da Leopold die gestellten Forderungen verwirft, trotz des Flehens seiner Gattin, trotzdem ihn der Papst seines Wortes ledig erklärt, wieder als Gefangener. Durch diese Treue ist Ludwig gerührt, er erneuert den alten Bund mit dem Jugendfreund und theilt brüderlich mit ihm den Thron.

Greif hat sich gleich Uhlant im großen und ganzen an den ihm von der Geschichte überlieferten Stoff gehalten; er hat ein Schauspiel von der Art geliefert, welche die Engländer histories nennen. Von diesem Standpunkte aus ist auch dieses Stück zu beurtheilen, und dann haben wir es mit einer ganz lüchtigen Leistung zu thun. Wir haben hier eigentlich nicht einen, sondern zwei Helden; wenn auch nach der Anlage des Stückes anfangs Ludwig als solcher hervortritt, so wächst doch später die Gestalt Friedrichs und unsere Sympathie wendet sich diesem edlen Fürsten zu, den wir im Kampfe zwischen lodender Freiheit und Treue dem Gewissen und der Ehre folgen sehen.

Hat nun auch Greif, die ihm durch die Geschichte gegebenen Facta und Charaktere beibehalten und somit ein ziemlich getreues, anschauliches historisches Gemälde geschaffen, so hinderte ihn dies nicht, bei der Durchgestaltung des Stoffes künstlerisch zu verfahren. Der Dichter hat so viel vom Eigenen beigesteuert, er hat seinen Gestalten so viel Geist und Kraft eingehaucht, dass diese schon beim Lesen des Schauspiels vor uns Leben und Wesenheit annehmen, und es nur zu wünschen ist, dass dies Stück bald auf der Bühne seine Kraft erprobe. Besonders die ersten drei Acte zeigen bewegtes dramatisches Leben; ebenso entwickelt sich in der Scene, die uns den auf der Trausnitz gefangenen Friedrich vorführt, eine kräftig pulsierende Lebhaftigkeit. In zartem, fast idyllischem Tone beginnend, steigert sich dieselbe bei der Versuchung, die an den gefangenen unglücklichen Fürsten herantritt, zur dramatischen Höhe.

Wir kennen und schätzen Martin Greif als einen unserer ersten Dichter; wir wissen, welcher Schmelz seine Gedichte ziert, welcher Wohlklang, welche Fülle von Klang und Harmonie in ihnen ruht; und die stolze Schönheit, der einfache und doch so majestätische Gang seiner Verse, sie finden sich auch in seinen dramatischen Schöpfungen. „Ludwig der Bayer“ ist ein erneuerter Beweis hiefür. Emil Soffé.

Allotria. Von Friedrich Theodor Vischer. (Stuttgart. Adolf Bong & Comp. 1892.)

Der vor wenigen Jahren verstorbene Verfasser des „Auch Einer“ hat allerhand Manuscripte hinterlassen, die nun in ein Buch gesammelt und unter dem vom Verfasser bestimmten Titel „Allotria“ herausgegeben sind. Ein merkwürdiges Buch, ein Gemisch von Innigkeit und Spott, von naivem Hochsinn und gesundem Jörn, von Bummelwitz und Weisheit. Novellen, Gedichte, Gelegenheitsfachen, Dramatisches! ja das sieht sich für den ersten Augenblick ganz alltäglich an. Man sehe aber näher zu! Man lese Scharlenmayers Gefänge, man lese den höchst merkwürdigen Fund aus Goethes Nachlass: Einfacherer Schluss der Tragödie „Faust“. Das sind Erscheinungen, denen man in der Literatur nicht jeden Tag begegnet. Allotria! Und wohl noch etwas mehr. M.

Dorfmusk. Heitere Geschichten von August Silberstein. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Diesmal hat er lange pausiert, der Altmeister unserer österreichischen Dorfgeschichte; wir glaubten schon, es habe ihn verdrossen, dass die Realisten und Pessimisten sich breitzumachen beginnen, denen es gar nicht mehr darauf ankommt, ob der Hans die Gretche bekommt oder nicht, die andere Zwecke verfolgen, mitunter tragisch, noch öfter aber traurig wirken. — In solchen Zeiten darf der Poet, der etwas Lustiges weiß, erst recht nicht zurückstehen, und in der That, Silberstein entschädigt uns durch seine neuen heiteren Geschichten, wovon übrigens nicht jede heiter ist, auf das großmüthigste. — Die Schule Auerbachs ist nicht zu verachten, wo sie gleichzeitig soviel Eigenfrisches zeitigt, als hier. Beim Lesen dieser Geschichten ist einem wirklich zu Muth, als ob man Dorfmusik hörte, so recht lebensfroh, schneidig, fed, lieblich, mitunter ein falscher Ton, aber dann wieder in echten Klängen jubelnd und jauchzend und einladend zum Mitleben und Mitfreuen in dieser schönen Welt. — Silbersteins Dorfgeschichten sind seit länger als dreißig Jahren lebendig und gern gesehen haben und drüben. Dieser neue Band beweist, dass der österreichische Altmeister noch kräftigst vorhanden. Er ist nicht bloß ein guter Mensch, sondern auch ein — guter Musikant. R.

Schlern = Sagen und Märchen. Von Martinus Meyer. (Innsbruck. Wagner'sche Universitätsbuchhandlung. 1891.)

Ein verdienstlicher, ja wertvoller Beitrag zur alpinen Sagenkunde. Gleichzeitig auch ein Volksbüchlein für solche, die noch gerne Märchen und Sagen lesen, sei es um in denselben die Phantasie des Volkes kennen zu lernen, sei es, um sich einmal in eine außermögliche Welt zu versetzen. Jemehr „Naturalismus“ es gibt in der Literatur heutzutage, desto lieber greift mancher wieder einmal zurück zur Romantik. Und die Sclern-Sagen enthalten schöne und wunderliche Blüten derselben.

M.

Die heilige Schrift des Alten und Neuen Testaments. Nach der Übersetzung von Dr. Jos. Franz von Allioli. Mit bischöflicher Approbation. Neue illustrierte Volksausgabe. Mit 45 farb gedruckten Volksbildern nach Meisterwerken der christlichen Kunst, mit 1000 erklärenden Bildern von Stätten und Plätzen der heiligen Schrift, von Alterthümern, Pflanzen und Thieren u. s. w. im Text, mit Karten und einer Familienchronik. (Friedrich Pfeilschläger. Berlin.)

Seitdem die deutsche Literatur allen Volksschichten passende und nichtpassende Lectüre jeglichen Inhaltes liefert und das Leben genußreicher sich gestaltet hat, findet man keinen Geschmack mehr an den tief-sinnigen, erhebenden Worten der Bibel. Die ehrwürdigen Folianten, in die sich unsere frommen Vorfahren mit Wonne und heiligem Schauer versenkten, liegen vernachlässigt in irgend einem Winkel des Hauses, wenn ihm nicht kindliche Pietät einen besseren Platz anwies; gelesen werden sie nicht mehr. Die groben Schriftformen, die einförmig dreinschauenden Seitenflächen kommen der jungen Generation fremd vor und haben nicht mehr die magische Gewalt, Auge und Herz zu sich hinabzuziehen. Unsere Zeit, unsere moderne Erziehung fordert lebhaftere, wissenschaftlich angehauchte oder durchgeistigte Reizmittel. Diese Forderung und einem religiösen Bedürfnisse nachkommend, veranstaltete die obengenannte Buchhandlung eine Neuauflage der Bibel. Viele prachtvolle Illustrationen geben dem forschenden Geiste Aufschluß über naturwissenschaftliche und kulturhistorische Fragen, die in engster Beziehung zu dem biblischen Worte stehen. Möchte die Bibel wieder eine freundliche Stätte in jeder Familie finden, die Jugend von dem tollen Treiben der Welt abziehen und das reifere Alter zeitweise über die Grenzen des irdischen Lebens hinaus erheben.

A. G.

Die Dioskuren. Literarisches Jahrbuch des ersten allgemeinen Beamtenvereines der

österreich. Monarchie. 21. Jahrgang. (Wien. Carl Gerolds Sohn. 1892.)

In der That ein feines Steildruckdeutsch-österreichischer Dichter und Dichterrinnen. Wir vermissen zwar viele unserer besten, z. B. Ferd. von Saar, Hans Grasberger, Franz Reim, Carl Morre, Friedrich Schögl, Müller-Guttenbrunn, Ludwig Ganghofer, Ludwig Helvetti, Heinrich Noë — wo sind sie denn? — Indes ist es immer noch ein sehr buntes Bälllein, das sich hier zusammengefunden, gute, interessante Leute sind dabei, man nennt z. B. Ebner von Eschenbach, Bertha von Suttner, E. Mariot, Guido Freiherrn von Rübed, Ernst Gnab, L. Hörmann, Oskar Teuber, Karl Samalowski und andere. Und jede und jeder hat sich mit einem Beitrage eingestellt, der zum mindesten als achtenswert, manchmal sogar als vorzüglich bezeichnet werden muß. Vieles in diesem Jahrgange der „Dioskuren“ hat mich angesprochen, am meisten noch ein Beitrag von Rudolf Baldel: „Ein katholischer Pfarrer vor hundert Jahren.“ Anderen wird wieder anderes ganz besonders gefallen, etwas wird jeder Leser in dem Jahrbuche finden, das ihn erfreut, anregt, vielleicht sogar erhebt. Denn das Buch ist reichhaltig und mannigfaltig.

M.

„Der Stein der Weisen“ tritt mit einem schön ausgestatteten, inhaltreichen Hefte seinen vierten Jahrgang an. Wir lernen die neu erschlossene Höhle von Padirak kennen, machen eine technische Exkursion auf das Gebiet der Seemimen und werden über einige interessante Neuerungen im amerikanischen Eisenbahnwesen unterrichtet. Diese Aufsätze zeigen sich in gelungenem Bilderschmucke, desgleichen die nächstfolgenden: „Photographierende Schußwaffen“, „Die Wissenschaft auf der Bühne“, „Tragbare Sonnenuhren“, „Walffischrüden-Stahlschiffe“ und „Die höchste Wetterwarte in Europa“. Eine Beilage führt uns zahlreiche „Bronzefunde“ vor Augen. Eine Plauderei über das „Träumen“, sowie ein dramatisch bewegtes Vollbild: „Fr. Leslies Expedition durch Alaska“ vervollständigen den Inhalt des Heftes. Der „Stein der Weisen“ (A. Hartlebens Verlag, Wien) bleibt also seinem Programme treu, das unermessliche Gebiet menschlicher Thätigkeit in Wort und Bild weiten Kreisen zu vermitteln.

V.

Der Ortschulrath und sein Wirken. Ein Handbuch für den Gebrauch der Ortschulräthe von J. A. Nozel. (Wien. A. Pichlers Witwe & Söhne. 1892.)

Wie mancher wird in seiner Gemeinde in den Ortschulrath gewählt, ohne daß er

weiß, „wie er dazu kommt.“ Sein Veruf ließ ihn der Schule bisher vielleicht völlig fremd gegenüberstehen, er ist in nichts orientiert und soll doch nun mitsprechen in der wichtigen Sache. Für solche ist dieses vorzügliche Büchlein geschrieben. Jeder, auf dem die Würde und Verantwortlichkeit eines Ortschulrathes ruht, soll sich das Werkchen, die Weisungen eines ausgezeichneten Schulmannes verschaffen, er wird alles darin finden, was für ihn und seine Schule richtig ist. Ganz besonders hebe ich aus dem Büchlein hervor die Absätze: Lehrmittel und Schulbibliothek, Überwachung des Schulbesuches, Mittel zur Förderung des Schulbesuches u. s. w. Allen Schulfreunden sei die wertvolle Schrift bestens empfohlen.
R.

Die tüchtige Hausfrau. Ein Wegweiser und Rathgeber für alle Frauen und solche die es werden wollen, von Alfons vom Rhein. (Tübingen. H. Laupp'sche Buchhandlung.)

Solche Bücher nützen nicht und schaden nicht. Werden aber häufig geschrieben, selbst gelesen, wenn auch nicht gerne von denen, die es angeht, denn lieber hört es der Mann, als die Frau, wenn es in diesem Büchlein z. B. heißt: „Der Hausfrau fällt in ihrer Eigenschaft als Gattin zunächst die Aufgabe zu, mit dem Gatten Freud und Leid gemeinsam zu tragen. Beides gibt es bei Hoch und Niedrig. Diejenige Frau, welche ihren mißgestimmt heimkehrenden Gatten mit einem mürrischen Gesicht empfängt und ihm, sobald er den Mund öffnet, um seinem gepreßten Herzen Luft zu machen, mit der Bemerkung ins Wort fällt: „Ach Gott, ich habe selbst Last genug, ich will nichts hören“, verkennt eine ihrer wichtigsten und für einträchtiges Zusammenleben bedeutsamsten Pflichten. Sie braucht sich nicht zu wundern, wenn der Gatte immer schweigsamer wird, wenn er schließlich über seine Pläne, seine Geschäfts-speculationen, seine Freude und sein Leid nichts mehr sagt, wenn er Fremden gegenüber mittheilsamer wird als gegen seine Lebensgefährtin, wenn er anfangs zuweilen sein Heim meidet, dann immer häufiger fern bleibt und schließlich sein Haus und seine Familie nur noch aufsucht, um zu schlafen. Kein Sprichwort ist wahrer als jenes, welches lautet: „Getheilter Schmerz ist halber Schmerz, getheilte Freude ist doppelte Freude.“ Das sollten alle Frauen bedenken, namentlich aber jene, die von ihrem Manne nur stets Unangenehmes hören wollen. Die Frau soll des Mannes treuester Kamerad sein, sie soll ihn anhören und nach ihrem Vermögen mitberathschlagen und überlegen. Gewiß gibt es viele den

Mann beschäftigende Dinge, die eine Frau nur wenig oder gar nicht versteht, aber das sollte niemals hindern, daß die Frau dem Gatten aufmerksam zuhört, wenn er das, was ihn lebhaft beschäftigt, mittheilt. Sie kann wenigstens ihr Interesse dafür bekunden. Und etwas mitreden wird die Frau immer können, wenn sie sich ernstliche Mühe gibt, in die Sache einzudringen. Eine Hausfrau, die es versteht, auf des Gatten Gedanken und Pläne einzugehen, für dessen geistiges Bestreben Interesse bekundet und eine allzeit aufmerksame Zuhörerin ist, die ein frisches fröhliches Temperament besitzt, den Gemahl mit freundlichem Lächeln begrüßt, wenn er heimkommt, und die Sorgen und schweren Gedanken von dessen Stirne durch Frohsinn hinwegzuzaubern weiß, eine solche Frau wird, und mag sie in mancher anderen Beziehung noch so untüchtig sein, sich in der Ehe ein trauteres Heim schaffen, als diejenige, die noch so viele gute Eigenschaften hat, aber stets mürrisch dreinschaut und für des Mannes Thun und Lassen keinen Sinn bezeugt.“ — Ebenso wird es mit anderem sein, was sehr wohlgemeint in dem Buche steht: die Frau als Gattin, die Frau als Wirtschaftlerin, die Frau als Herrin, die Frau als Mutter. — Nun, herzliche Nachsichtchen, gucket nureinmal hinein. Wenn ihr glaubet, daß ihr so sein könnet, wie es hier von der Hausfrau verlangt wird, und wenn ihr obendrein noch den richtigen Mann findet, dann kann's nicht fehlen. Aber der richtige Mann, das ist wohl die Hauptsache! wenn dieser fehlt, ist alle Tüchtigkeit und Vortrefflichkeit der Hausfrau umsonst. Man muß sich's gut überlegen.
M.

„Die Grenzboten“ (Verlag Fr. W. Grunow, Leipzig) begehen ihr fünfzigjähriges Jubiläum. Zu dieser Gelegenheit hat die Verlagshandlung in einer Broschüre die Geschichte der „Grenzboten“ herausgegeben, die in vieler Beziehung von Interesse ist.
M.

Wer sich noch keinen Kalender angeschafft hat, den verweisen wir auf die beliebten Fromme-Kalender in Wien: Volkskalender, Auskunfts-Kalender, Taschen-, Schreib-, Block-, Portemonnaie-, Wandkalender, verschiedene Ständekalender, Kalender für die elegante Welt u. s. w. Der Fromme'sche Kalenderverlag empfiehlt sich selbst und in allen diesen und anderen Kalendern steht hoffentlich ein gutes Jahr für den Käufer und jeden.
M.

Dem „Heimgarten“ ferner zugegangen:

Otto Ludwigs gesammelte Schriften. Bis zur 28. Lieferung erschienen. (Leipzig. F. W. Grunow. 1891.)

In Hugnade. Roman von Nataly von Eschstruth. (Berlin. Verlag von J. G. Schorer.)

Der zerrissene Mantel von Maxime du Camp de l'Académie française, übersetzt von C. B. v. S. (Straßburg. Druck von H. Le Roux.)

Aus dem Hochland. Berggeschichten, Skizzen und Kulturbilder aus der bairischen und österreichischen Alpenwelt. Von Arthur Schleitner. (München. C. Stahl. 1892.)

Bilder aus einer kleinen Stadt. Gedichte von Michael Max. (Großhain. Baumert & Ronge.)

Belige Stunden. Neue Gedichte von Ambros Mayr. (Dresden. L. Ehlermann.)

Adalbert Klister. Von Karl Pröll. Sammlung gemeinnütziger Vorträge. Herausgegeben vom Deutschen Vereine zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse.

Der gute Ton. Anleitung, um sich in den verschiedensten Verhältnissen des Lebens und der Gesellschaft als feiner, gebildeter Mann zu benehmen. Von Johann Edlen von K. . . ski. Fünfte durchgesehene, verbesserte und vermehrte Auflage. (U. Hartleben. Wien.)

Der Biederfreund. Ein Kalender für das kleine Volk auf das Schaltjahr 1892. Herausgegeben von Kasimir Rebele. II. Jahrgang. (Augsburg. Gebr. Neichel.)

Wiener Residenz-Kalender. Illustriertes Jahrbuch für den Salon und die vornehme Welt. 1892. Zweiter Jahrgang. (Wien. Michael Ehrlich.)

Oberlausitzer Hauskalender. 1892. (Görlitz. G. Tzschaschel.)

Postkarten des „Heimgarten“.

A. Sch., Graf: Jene Behauptung, daß der Dichter heute nicht mehr an die poetische Gerechtigkeit glaube, wird sich wohl schwer beweisen lassen. Es ist überhaupt eine ganz unkünstlerische Auffassung, daß der Dichter sich in die Schablone einer landläufigen Philosophie zwingen müsse.

M. M., Berlin: Auf einfache, seelengesunde, nicht blasierte Menschen ist die naturalistische Kunst und Literatur nicht imstande, eine tiefere Wirkung auszuüben, die Wahrheit dieser Bemerkung Karl Frenzels kann man täglich und allerorts erfahren.

J. S. P., Baden:

„Ob's ein kleiner Dichter, ob's ein großer Dichter?
Wer will denn da so klug sein?
Nur's überhaupt ein echter Dichter,
So laßt es euch genau sein.“

Nicht übel, doch erinnert das Ding zu sehr an ein Gedicht von Grafen Heusenstamm in den „Dioskuren“ 1892.

Mißvergnügter in Wien: Zuerst in einer Zeitschrift, dann im Buche. Das ist in der ganzen Welt der Brauch, wo man Zeitschriften und Bücher hat. Ohne diesen Brauch wären die Poeten noch magerer, als sie es ohnehin schon sind. Gestatten Sie doch Ihrem „Lieblingsdichter“ den Luxus, auch ein bißchen leben zu wollen.

* Unverlangt eingeschickte Manuscripte nehmen wir nicht an, könnten sie weder prüfen noch abdrucken, weil wir unter allen Umständen zu wenig Zeit und zu wenig Raum haben.

F. A., Graf: Sehen Sie denn nicht, daß ich mithelfe? R.

H. M., Graf: Ihre Aufmunterung freut mich, doch ist sie überflüssig. Warum ich kein Theaterstück mehr zu schreiben beabsichtige, hat einen andern Grund. Ein Theaterstück soll man nicht dichten, wie man selber will, sondern wie es die Leute wollen, das heißt, immer nur auf den äußeren Erfolg bedacht sein, — und das widerstrebt mir. Ich habe gesehen, daß der Theatralarren nur vom Merkur geleitet wird, und für diesen gebe ich mein Reitrossel nicht her. R.

* Während meiner Krankheit und gelegentlich der Weihnachten und des Jahreswechsels sind mir aus Nah und Fern, in mannigfaltigsten Formen, viele Beweise von Freundschaft und Wohlwollen zugekommen. Ich bin nicht imstande, dem Einzelnen zu danken und ihm brieflich die Glückwünsche zu erwidern, so wie ich möchte. Ich danke auf diesem Wege allen und jedem auf das herzlichste. Da ich durch die Krankheit stark zurückgeworfen worden bin, so werde ich wegen Säumigkeit in der Correspondenz wohl auch für die Zukunft um Nachsicht bitten müssen.

Rosegger.

Heimgarten



6. Heft.

März 1892.

XVI. Jahrg.

Ein Rebell.

Geschichte aus deutscher Heldenzzeit von P. A. Hofegger.

(Fortsetzung.)

Unrecht leiden ist sündig!

Gut ist's!" sagte der Todtengräber und warf die letzten Schaufeln Erde auf ein Grab. „Da drin steckt wieder einer, und wieder einer und wieder einer. Mehr Leute als Regenwürmer — unter diesem Rasen. Und was für junge starke Männer! Stark wohl, hi, hi, jetzt schon gar! Jetzt kann ihnen der Bonapart nicht mehr an. Aber schade ist's doch um die Leut'. Jeden Tag einer, der draufgeht an der Blessur. Und alles wegen diesem gottvermaledeiten Streit ums Land. Sollen ihnen's lassen, den Baiern, wenn sie sich sattfressen wollen an den Steinbergen.“

Hinter dem Kirchhofszaun lehnte ein alter Hirt; auf dem Rücken ein Bündel, im Ellbogenwinkel einen langen Stab, im Mund eine kurze Pfeife. Um

den sehr breitrempigen Hut hatte er einen buschigen Kranz aus blauem Enzian gewunden, denn er war eben beim Abtriebe seiner Herde von der Alm. Die Kinder trotteten mit ihren Blechglocken ruhig wegshin. Der Hirt hatte sich mit der Brust an den Zaun gelehnt um zu fragen, wen der Todtengräber wieder in die Wiegen Gottes gelegt habe.

Als Antwort gab der Todtengräber die obigen Worte, die aber keine Antwort waren.

„Bist du denn kein Tiroler?“ fragte der Alte.

„Ich? Wieso? Wer denn sonst?“

„Weil du den Baiern die tirolischen Steinberge lassen willst.“

„Geht mir weg. Es hat uns auch bei den Baiern nichts gefehlt. Mehr Geld, wie unter den Osterreichern!“

„Für dich 'leicht. Weil sie mehr Leut' umgebracht haben.“

„Wenn uns die Baiern so gern haben und die Oesterreicher mögen uns nit!“

„Wer sagt denn das?“

„Haben sie uns nit im Stich gelassen? Haben wir nit alles allein machen müssen? Und wie wir alles haben gemacht gehabt, nachher haben sie uns verschent. Wer sich ihnen auf so was noch an die Rodschößeln hängen kann, der muss nit gar viel Ehr' im Leib haben.“

„Die Oesterreicher wollten uns ja zu Hilfe kommen.“

„Ja, auf der Schneckenpost. Und jetzt alles wieder davon — mit Wehr und Waffen. Auch die Cassen sollen sie mitgehen heißen.“

„Es wird nit alles so sein, wie du dir's denkst“, entgegnete der Hirt.

„Es wird viel geredet, was nit wahr ist, und dass wir alles glauben, das ist ja unser Unglück.“

„Geh, Mensch, du wirst mir den Zaun noch niederdrucken mit deiner Stierbrust!“ verwies der Todtengräber. „Du, der gerad' vom Hochgebirg kommt, wirst es gewiss besser wissen. Ist wohl auch nit wahr, dass die Baiern wieder im Land sind, und ihrer mehr als je, und alle Unter wieder angetreten, und Innsbruck bairisch und französisch besetzt — he!“

„Leider Gottes, dass es wahr ist!“

„Und ist wohl auch nit wahr, dass die Führer und Schützen alle verjagt sind; dass der Landescommandant sich hat flüchten müssen, und der Spedbacher und die anderen, und dass der Kopf vom Sandwirt gut bezahlt wird, wer ihn lebendig bringt, oder auch abgeschlagen, im Sack. Ist wohl auch das nit wahr — he!“

Diemeilen war der Grabhügel in Ordnung gekommen, der Todtengräber schob die Schaufel in den Boden, dass sie allein aufrecht stehen blieb, nahm vom Rückengurt herüber den

Tabaksbeutel und steckte sich daraus einen Knollen in den Mund.

„Hörst, Todtengräber, unterhaltlich ist's bei dir nit“, sagte der Hirt. „Nit weil du Leut eingrabst, wohl aber, weil du verzweifelst. Freilich ist der Feind wieder da mit Haufen, freilich sind unsere Helden auf der Flucht. Aber glaubst, dass uns das schrecken darf? Der Tiroler laßt sich nit verschenten und nit verschachern. Wir wehren uns! Und brauchen uns andere nit, umso besser, so gehören wir uns selber. Wir wehren uns und nehmen uns selber wieder zurüd! Das erstemal haben wir sie hinausgehaut, jetzt, wenn's wieder angeht, schlagen wir sie todt. Siebenundsechzig Jahre hab' ich auf dem Buckel, mein Lieber, aber den Stuken kann ich noch tragen, wenn's gilt.“

„Thust du was du willst“, antwortete der Gräber, „ob Oesterreicher, ob Baier, am Ende gehört ihr doch mir — alle miteinander.“ —

Wie dieser Todtengräber und dieser Hirt, so war nun, nach dem unseligen Friedensschlusse, ganz Tirol uneinig. Es standen zwei Parteien: die Todtengräberpartei, die sich dumpf und stumpf fügen wollte, und die Hirtenpartei, die zu neuem Kampfe, bis auf den letzten Blutstropfen bereit war. Während sie sich für den Tag äußerlich zu fügen schienen, während sogar von den Kanzeln überlaut die Unterthanenpflicht gegen die rechtmäßige Regierung gepredigt wurde, kochte in den Herzen eine glühende Wuth, und zu dieser Zeit wurde im Lande weit mehr geflücht als gebetet. Zu allen Pässen fluteten immer mehr Feinde herein und allerorts wurde nach den Verräthern und Rebellen gefahndet. Ein paar Bauernanführer aus dem Innthale waren bereits ergriffen und kriegsgerichtlich erschossen worden. Spedbacher, so hieß es, soll sich in einer Felsenhöhle der Hohen Tauern versteckt haben. Hofer wäre in die Eiswelt der Ötthaler Alpen ge-

flohen. Von Haspinger, Dörninger und anderen wußte man gar nicht, ob sie auf der Flucht waren, oder in Gefangenschaft, oder todt.

Der Kreuzwirt von Brixen, der Kampsbauer, der Griesacher machten sich in dieser Zeit viel im Hochgebirge zu thun, obzwar es schon winterlich zu werden begann. Auch dem Mahrwirt legte man nahe, nicht in seinem weitbekannten Hause an der Heeresstraße sitzen zu bleiben, sondern einstweilen eine entlegenere Gegend aufzusuchen.

„Warum denn?“ hatte Peter auf solchen Vorschlag Antwort. „Wenn Tirol hin ist, was hat der Tiroler denn noch zu thun auf der Welt? Wenn's wirklich wahr ist, daß uns der Kaiser hat hergegeben, so achte ich seinen Willen jetzt wie voreh; aber was geschehen ist, das bereue ich nicht und dafür stehe ich.“

Einmal, als sie gerade beim Mittagmahle saßen, der Mahrwirt sammt seiner Familie, trat der Kulber ein.

„Rauchfleisch und Plenten, wenn du magst!“ mit diesen Worten lud Peter den Ankömmling ein und rückte ihm am Tisch einen Platz.

„Schön Dank“, versetzte der Kulber. „Wie man jetzt noch ans Essen denken kann, das verstehe ich nicht.“

„Mein Gott“, sagte Frau Rothburga, „was will man denn machen, essen muß der Mensch doch was.“

„Ich habe keinen Appetit“, murmelte der schwarze Steuereinzahler aus Bruned. „Eine solche Veränderung in kurzer Zeit!“

„Wirßt wohl nicht geglaubt haben, daß die Bauern sitzen bleiben werden auf der Burg zu Sprugge“, sprach Peter, ein Stück Plenten aus der Schüssel stehend.

„Aber daß sie vor einer Pöge davonlaufen!“ schrie der Kulber. „Oder glaubst auch du's, daß der Frieden geschlossen ist, daß wir an Baiern abgetreten sind?“

Peter legte die Gabel aus der

Hand. „Kulber, du hast es ja selber gesagt!“

„Aus der Zeitung habe ich's gelesen. Die Baiern haben es hineingedruckt.“

„Hast nicht gesehen, daß in der Stadt drinnen auch die kaiserliche Kundmachung angeschlagen ist.“

„Auch gefälcht! Alles erlogen! Verrathen sind wir, mein lieber Mahrwirt.“

Peter schob den Holzsteker von sich. Nun war auch ihm der Appetit vergangen.

„Jetzt heißt's noch einmal dran, auf Leben und Sterben!“ sagte der Kulber.

Der Mahrwirt verdeckte sein Gesicht mit beiden Händen. „Ich will nichts mehr hören und sehen davon! Das Brennen und Morden, o Jesus Maria! Lieber alles Unrecht leiden, als noch einmal anfangen!“

Der Kulber schwieg ein Weilchen, dann legte er dem Mahrwirt die Hand auf die Achsel: „Peter, ich kenne dich gar nicht mehr. Unrecht leiden ist auch sündig! Unrecht muß man tapfer zurückschlagen, und gienge man dabei zugrunde. — Wir müssen aufstehen! Und du mußt voran, Peter!“

„Ich?“

„Du mußt voran! Du bist der Mann dazu. Du hast das Herz und du hast das Vertrauen. Auf deinen Ruf stehen in paar Tagen tausend Schützen da.“

„Ob der Hofet mitthut!“

„Er wird herfürgehen, er wird mitthun. Also, Mahrwirt, es gilt!“ Er hielt die offene Rechte hin. Peter stand unschlüssig, dachte an den Ausspruch: Unrecht leiden ist sündig! und wollte einschlagen.

In demselben Augenblicke stieß die kleine Marianna, die bisher still an Seite der Mutter gesessen war, einen gellenden Schrei aus.

„Was hat das Kind?“ fragte Peter.

„Marianna, was ist dir?“ fragte

Frau Rothburga und hob das Mädchen auf.

„Der Schuß!“ wimmerte das Kind.

„Der Schuß? Was für ein Schuß?“

Das Mädchen strebte zum Vater, umschlang mit beiden Armen seinen Hals, barg das blonde Köpflein an seine Brust und schluchzte.

„Es geht ihr nicht anders als mir“, sagte Peter gegen den Kulber gewendet. „Das viele Schießen hat uns aufgeregt alle miteinander.“

„Also!“ drängte der Kulber mit der noch immer hingehaltenen Hand.

„Jetzt nicht, Freund, wir reden ein anderesmal davon.“

„Heute abends kommen wir im Domhof zusammen“, sagte der Kulber. „Wir rechnen auf dich.“ Dann gieng er davon.

Am Abende desselben Tages waren ihrer viele beisammen im Saale des Domhofes. Sie entwarfen den neuen Erhebungsplan. Peter erschien nicht. Der Kulber beklagte sich über die einreißende Muthlosigkeit.

„Den Muth werden wir schon wieder wecken“, sagte ein Domherr.

„Es ist keine Zeit zu verlieren.“

Draußen erschollen Trompetenstöße. Ein bairischer Officier forderte auf offenem Markte die Auslieferung aller Waffen.

„Alle Waffen!“ redete ein Bauer zum Fenster hinaus. „Sollen wir auch alle Felsblöcke ausliefern in Tirol?“

„Wer dem Befehle Seiner Majestät des Königs nicht auf der Stelle nachkommt“, so rief jener draußen, „der ist ein Rebell und wird als solcher behandelt!“

„Das sollen wir uns gefallen lassen!“ schrien mehrere im Saale und drängten mit geballten Fäusten zu den Fenstern. Mit Mühe konnten sie von den Besonnenen zurückgehalten werden.

„Geduld, ihr Männer!“ sagte der Domherr. „Mit Muth allein werden

wohl kleine Siege gemacht, die großen erringt man mit Geduld. In drei Tagen halten wir eine Bittprocession zum heiligen Kreuz. Gehet hin und rufet alle dazu auf.“

Wir wirken auch Wunder! und bessere!

Im Pustertal, auf einem von der Kieng umrauschten Hügel, stand eine Wallfahrtskirche; wir nennen sie zum Heiligen Kreuz. Diese Kirche leuchtete mit ihren hohen Giebelmauern und mit ihrem Thurme weit hinaus in das Alpenthal, sie war weit berufen im Lande und besucht als ein hoher Ort der Gnaden. Die Wände der Kirche und der Sakristei und der Vorhalle waren behangen von kleinen Tafelbildern, Wunder darstellend, welche an Bresthaften und Schwerkranken, an Verunglückten und an Menschen in Todesgefahr durch die Kraft des heiligen Kreuzes geschehen waren.

In einer eigenen Kammer befanden sich auch alte Waffen, Schußgewehre, verrostete Schwerter u. s. w., welche siegreiche Krieger hierhergeopfert hatten zum ewigen Andenken. Das Innere der Kirche war nicht in landläufiger Weise überladen mit Altären, Statuen, Fahnen und Flitterwerk. Außer den erwähnten Motivtafeln ragten nur die Bildsäulen der zwölf Aposteln auf, in einer Seitencapelle ein uraltes Gemälde der Himmelskönigin Maria und über dem Hochaltare eine Statue der Kaiserin Helena. Über dem Altartische, in einem kleinen Schranke aus Marmorstein, stand ein einfaches Kreuz aus schwarzem Holze. Inmitten dieses Kreuzes war ein schmales, kaum zolllanges graues Partikelchen eingelegt, ein Splitter des wirklichen Kreuzes, an welchem Jesus Christus auf Golgatha gestorben war. Der Marmorschrank blieb zumeist verschlossen, aber damit nicht auch der Gnadenquell; gläubige Herzen, die in Liebe und Hoffnung kamen, giengen an ihrem Leiden geheilt, oder wenig-

stens getröstet von himmen. Zu hohen Festtagen wurde das heilige Kleinod den Augen des Volkes ausgestellt; aber es ergab sich, daß die Befeligung der Andächtigen eine reinere war, wenn sie die Reliquie nicht mit leiblichen Augen schauten, sondern mit jenen des Geistes.

Besonders in allgemeinen Nöthen, in Seuchen, Überschwemmungen und Feindesgefahr nahm das Volk seine Zuflucht zum heiligen Kreuze. Weil der Ort vor allem in Kriegszeiten gesucht war, und weil an demselben mancher Bund zu Schutz und Trutz geschlossen worden, so hatte man schon in früheren Jahren über dem Haupteingang dieser Gnadenkirche die Worte geschrieben: Gott, Kaiser und Vaterland!

Zu diesem Gotteshause wurde nun im Thale des Eisack und weiter um, selbst vom Inn her und von der Etsch, eine Bittprocession angeordnet, eine Veterschaar, wie das Land kaum eine je gesehen. Müßige Leute, welche die Zahl der Wallfahrer schätzten, riethen so herum zwischen sechs- und zehntausend! Die Straße war viel zu schmal, der Strom ergoß sich breit aus über Wiesen und Fluren. In Engen und über Brücken stante es sich, so daß Tausende ihren Weg an steilen Hängen hin, oder barfuß durch das Wasser nahmen. Jede der beteiligten Pfarreien hatte eine Kirchenfahne mitgeschickt, die auf hohen Stangen über den Häuptern getragen wurde. Der Priester waren ungezählte, vom Gesellpriester im fadenscheinigen Talare an bis zum Prälaten mit der goldenen Kette. Die Weiber trugen dunkles Bußgewand, die jungen Mädchen waren größtentheils in weißen Kleidern, hatten frische Kränze ins Haar geflochten, und es steht zu vermuthen, daß manche junge Maid unter der zarten Leinwand einen tragenden Bußgürtel getragen. Die leiblichen Freuden standen nicht hoch im Werte zu solcher Zeit. Aufsiel bei dieser Kreuzschaar die große Anzahl der Männer, die mit langen

Stäben, Nahrungsbündel an den Rücken, ernsthaft dahinschritten. Den Behörden wollte eine solche Zusammenrottung schier bedenklich scheinen, allein, da sie keine Waffen sahen und da sie Auftrag erhalten hatten, dem Volke gegenüber in religiösen Dingen duldsam zu sein, so ließen sie gewähren.

Also wogte das betende Heer hin durch die langgestreckten Thäler gegen den fernen Gnadenort, wo alle in ihrer großen Noth Trost und Rath zu finden hofften. Im Plane der Führenden lag es, unterwegs, sowie an Ort und Stelle die Menge zu bereichern zur Wiederaufnahme des Kampfes gegen den Feind Gottes und des Vaterlandes. Vielleicht konnte es sich fügen, daß die hinziehende Kreuzschaar als gerüstetes Kriegsheer zurückkehrte! Einer der eifrigsten Ordner des Zuges war Kulber, der Steuer-einzieher; bei jeder Gelegenheit wußte er das alte Volksbewußtsein der Tiroler zu stärken und den Haß gegen die fremden Eindringlinge zu entflammen.

Die Priester hatten sich nicht für sich abgesondert, sondern giengen vertheilt in der Menge, Erbauung und Muth zusprechend, wo es noth that. Also war auch der junge Bruder Augustin zugegen und unermüdlich bestrebt, zur Ehre Gottes den Kreuzzug zu predigen.

Manche, deren Flüße unterwegs mund geworden, deren Kraft und Begeisterung bei den Strapazen erlahmen wollte, beklagten sich über den weiten Weg. Ob man denn nicht eine andere, nähergelegene Wallfahrtskirche hätte wählen können? Es sei die Muttergottes zu den drei Brunnen, es sei Unsere liebe Frau auf dem grünen Anger, es sei die Gnadenkirche des heiligen Franziscus, es sei die Wunderkapelle zum rosenfarb'nen Blut, es sei die Kirche zum Landespatron Josef — diese alle und viele andere stünden näher und hätten Mirakel über Mirakel aufzuweisen; warum ge-

rade die weite, beschwerliche und kostspielige Reise nach der Kreuzkirche?

Augustin sagte: „Je weiter der Weg, desto größer die Gnade!“

Ja, viele, die freudig ihr Leben dem Vaterlande geopfert, murrten über die Kostspieligkeit. Der Bauer gibt lieber sein Blut, als sein Geld. — Aber was soll das werden? Vor allem große Geldopfer waren nun nöthig zur Rüstung, da mußte wohl ein besonderes Wunder geschehen, wenn die Leute denbeutel ausleeren sollten bis auf den letzten Pfennig.

Peter, der Mahrwirt, gieng mit seinem langen Stabe und mit seinem schweren Bündel — er trug auch die Lebensmittel für den Schwager und für andere Verwandte — stets ein wenig abseits vom Troß, und hatte den breittrempigen Hut tief über das Gesicht herabgebogen. Er konnte bei dem vielen lauten Beten und Singen die Andacht nicht recht bewahren; auch gieng's ihm nicht ums Plaudern. Ihm war angst und bange. Jener freudige Muth, mit dem er gegen die Klausen gezogen war und bei Mühlbach gekämpft hatte — er fühlte nichts mehr davon. Die Nachricht, daß bei dem Friedensschluss Tirol zu Recht dem Baiernlande zugefallen, hatte alles in ihm ausgelöscht. Der Zorn, den er anfangs empfunden, war in eine unendliche Bitterkeit übergegangen und — so dachte er — wenn er sich Eins erbitten könnte vor dem heiligen Kreuz, so wäre es, daß der Allmächtige den Hofer, den Dörninger und die anderen Helden, welche sich — ach so nutzlos — für das Vaterland aufgeopfert hatten, gnädig beschützen möge auf ihrer Flucht. Dann wollten sie sich zusammenthun und anstatt die Fremden zu vertreiben selbst in die Fremde wandern und eine neue Heimat suchen.

— Unrecht leiden ist sündhaft! — Peter wendete sich rasch um. Hatte hinter ihm nicht jemand so gerufen? Es war aber niemand da, nur ein altes weißhaariges Männlein humpelte

ihm eilig nach und rief mit dünner, kurzathmiger Stimme: „Laß Zeit, laß Zeit, Mahrwirt, ich will auch mit. Auf's Boarnderschlagen richten wir uns wieder zusammen, gelt! Und du wirst unser Hauptmann, gelt! Hei, lustig wird's wieder, wir sind alle bereit!“ Peter hörte nicht auf den Alten, sondern dachte weiter: Unrecht? Ich muß es erst bedenken, wo und wie . . .

Wo die Kreuzschar an einer Kirche vorbeikam, da pflegte sie anzuhalten und derselben ihren Gruß darzubringen. Eines Abends erreichten sie die Waldkirche des heiligen Franziscus. Hinter ihr stand ein halbverfallenes stilles Kloster angemauert, zu dessen Fenstern Erlstaudeu herauswuchsen. In einer der noch erhaltenen Kammern wohnte ein blasser Franziscaner, der die Kirche zu versorgen hatte. Von der Kirchenwand löste sich stellenweise der Mörtel, an der Mittagsseite der Wand waren die Ziffern einer Sonnenuhr gemalt, aber es fehlte der Zeiger. Über dem Chore stand, schon halb verwachsen, der Spruch: „Mensch, deine Heimat ist im Himmel.“ — An den Antrittsteinen des Einganges wuchs zwischen den Fugen grünes Moos hervor.

Weiterhin am finsternen Berghange standen etliche Häuser und Scheunen. In dieser Gegend gedachte die Kreuzschar zu nächtigen; am nächsten Tage zur selben Stunde wollte sie schon an ihrem Ziele sein bei dem Kreuze des Erlösers.

Der Franziscaner hatte, als die ersten Wallfahrer auf der Straße sichtbar wurden, sofort das windschiefe Kirchenthor sperrangelweit aufgemacht, am dämmernden Altar das „ewige Licht“ angezündet, den hölzernen und mit Eisen beschlagenen Opferstock an das Eingangsthor gerückt und angefangen, das Glöcklein zu läuten. Nach wenigen Minuten war die Kirche und der Platz vor derselben und die ganze Wiese bis hinab zur Straße voll von

betenden und heilige Lieder singenden Menschen. An die Kirchenwand, an die Klosterruine, an die Bäumen lehnten sie ihre Fahnen hin und manche schickten sich sofort an zur Kaste auf dem Rasen. Es dämmerte schon der Abend, da begannen viele auf der Wiese Holz zusammenzutragen, um Feuer anzuzünden. Dann machten sie Linten und zogen mit denselben in langer Reihe zur Kirche hinauf, die am finsternen Waldberge stand und deren Mauern bei so seltsamen Lichtern glühend leuchtete.

„Da ist's ja wohl auch schön“, sagten die Leute zu einander, „da ist's ja wohl auch gut. Ich geh' nit mehr weiter, beten kann man auch da.“

Gemeinsam hoben die Wallfahrer ihre Stimmen zu folgendem Gesange:

Der Tag ist vergangen,
Die Nacht ist schon hier,
Gute Nacht, o Maria,
Bleib ewig bei mir.

O Mutter des Sohnes,
O reinste Jungfrau,
Vom Hort Deines Thrones
Auf uns niederchau.

Wir sind arme Sünder,
Wir weinen zu Dir,
Vass, Mutter, dich finden,
Uns raffen dahier.

Der Tag ist vergangen,
Die Nacht kommt herzu,
Gib auch den Verstorb'nen
Die ewige Ruh.“

Die schwermüthigen Töne dieses Liedes waren kaum verhallt, als auf einem Söller des Klosters der Franziskaner sichtbar wurde. Er war nicht mehr blaß, er war ganz roth im Gesichte bis zur hohen, oben in einer Glaze fast zugespikten Stirn. Und nun hub der Franziskaner an im Predigertone zu reden:

„Liebe katholische Christen!

Gelobt sei das heiligste Herz Jesu und Maria!“

Die Menge wurde aufmerksam, einer flüsterte dem anderen „Pst!“ zu und der Mönch fuhr fort: „Brüder in Christo! Ihr pilgert den weiten Weg nach der Kirche, genannt zum Heiligen Kreuz,

um dort fürs Vaterland zu beten. Ich aber sage euch: Menschen, euer Vaterland ist im Himmel. Kümmeret euch nicht um irdisch Gut und Ehr', denn das alles ist eitel. Vergießet keines Bruders Blut für die nichtige Scholle, die ihr euere Heimat nennt. Menschen, euere Heimat ist der Himmel. Alles Leid und alles Unrecht, das durch Gottes Zulassung euch böse Leute anthun, leidet es in Demuth und Geduld, damit ihr gekrönt werdet mit der Krone des ewigen Lebens. Die Rettung des Landes Tirol, stellt sie Gott anheim, rettet euere Seele, das jüngste Gericht ist nicht mehr weit! Der Herr hat es gefügt, daß ihr auf eurer Reise in die Ewigkeit rastet an diesem heiligen Orte, sowie Jakob gerastet hat zu Bethel. Auch unser kreuztragender Heiland hat gerastet hier an dieser Kirche, die dem hochheiligen Franziscus geweiht ist. — Laßet euch, ihr lieben Christen, bevorder Schlummer euer Auge schließen, ein Wunder erzählen, was an dieser Stätte geschehen ist.“

Einige Pilger waren während dieser Worte des Franziskaners unruhig geworden; die Menge jedoch drängte sich dem Redner näher, um das Wunder zu hören, und dieser fuhr, mit den Armen lebhaft seine Worte begleitend, also fort:

„Als vor mehreren Jahrhunderten die Kreuzritter aus dem heiligen Lande die Partikel des Kreuzes Christi mitgebracht nach Rom, damit sie alldort vom heiligen Vater geweiht werde, hat ein frommer Graf von Tirol für besondere Verdienste sich vom Papste ausgebeten diese heilige Partikel vom Kreuze, und solche auch erhalten. Hierauf hat der Graf weit oben im Pusterthale eine prunkvolle Kirche bauen lassen, in welcher die Reliquie, als da ist das Holz vom Kreuze, beigesezt werden sollte. Drei Priester haben hernach die Reliquie in unser Land hereingetragen und der neuen Kirche zu, weit oben im Pusterthal.

In der letzten Nacht der Reise haben die drei Priester hier geruht, hier im Kloster des heiligen Franziscus, der an seinen Händen die heiligen Wundmale Christi hat. Aber sehet, liebe Christen, wie sie nächsten Tages hinauf sind gekommen zur neuen Kirche, haben sie die heilige Partikel nicht bei sich gehabt. In der größten Angst sind sie eilig umgekehrt, der Meinung, daß sie dieselbe hier vergessen haben könnten, und richtig, die Partikel ist in dem Tabernakel des Hochaltars in unserer Kirche gewesen. Dort haben sie solche feierlich gehoben und wohl mit Fleiß zur neuen Kirche hinaufgetragen. Jedoch, o Wunder über Wunder! am nächsten Morgen haben sie das Heiligthum dortwieder nicht gefunden, sondern es ist in unserer Franziscanerkirche gewesen, im Tabernakel. Also ist es dreimal geschehen. Und als sie sich davon wohl überzeugt hatten, daß die Partikel in der neuen prunkhaften Kirche nicht bleiben wolle, sondern unsere Kirche, diese Kirche, die hier steht, zu ihrem gebenedeiten Wohnsitz erkoren hatte, haben sie selbst ein Kreuz gemacht, in dasselbe ein Stücklein Holz aus Alpenzirm hineingelegt und es geheiß den Splitter aus dem Kreuze unseres Herrn Jesu Christi . . .“

„Schweigen sollst du!“ rief jetzt eine kräftige Stimme aus der Menge. „Du lästerst Gott!“

Der Franziscaner schrie mit aller Kraft: „Das wahrhaftige Kreuzholz ist bei uns in der Franziscanerkirche!“

„Gott verzeihe es dir!“ rief die Stimme in der Menge; die Leute wußten sich vor Staunen kaum zu fassen.

„Schweig, Laie! Das wahrhaftige Kreuzholz ist bei uns!“ schrie der Mönch immer wieder.

Jetzt trat der junge Pater Augustin vor und, zum eifernden Franziscaner gewendet, sagte er in schwerem Ernste: „Kein Laie ist es, der von dir Redenschaft fordert, sondern ein katholischer Priester, dessen Würde du

entehrest. In geifender Eifersucht verleumddest du die Kirche zum Heiligen Kreuz und ihre Reliquie, deren Echtheit durch zahllose Wunder bewiesen ist.“

„Wir wirken auch Wunder!“ entgegnete der Mönch auf dem Klosterhöfchen, „und gerade so gute Wunder als anderswo, und bessere Wunder! Wenn sie nur erst nicht vorübergehen an uns, die Wallfahrer, wenn sie nur zurückkehren bei uns und beten und ihre frommen Opfer bringen, wie sie es anderswo thun, dann werden sie schon sehen! Machtet doch einmal die Augen auf, liebe Christen, und sehet, wie bettelhaft es bei uns hergeht: das Kloster zerfallen, die Brüder davon, die Kirche verlottert, und ich der einzige, der da sitzen bleiben muß, lebe von milden Gaben, die oft lumpig genug sind. Wie sollen da Wunder geschehen? Ja, sagen wird man euch was, und die heilige Partikel . . .“

„Führt ihn herab“, befahl jetzt ein Domherr aus Brixen, „führt ihn schnell herab, er ist krank, er redet irre.“

„Besoffen ist er!“ riefen mehrere Stimmen und lachten.

Da sagte Augustin: „Er ist weder krank noch besoffen. Aus ihm spricht die Selbstsucht.“

„Ist Gott nicht überall?“ schrie der Franziscaner. „Also, warum soll er hier nicht sein? Just hier in der Kirche des heiligen Franziscus nicht? Warum soll er hier nicht Wunder wirken? Die Schuld ist nur an euch, wenn nichts geschieht. Der Glaube fehlt euch, Heiden seid ihr, wenn ihr wähnt, da oben allein wäre der Richtige, und dahier beim armen Franziscaner wäre er nicht!“

Nun sagte Augustin: „Wehe, wenn es mit der Religion so weit kommt, daß man die heiligsten Dinge zu Geschäftssachen macht! Dann hat Gott uns verlassen!“

Jetzt war auch der schwarze Kulber

da, der stellte sich im Scheine der Fackeln mit ausgebreiteten Armen zwischen die Streitenden und sagte: „Recht ist's, Gott soll uns verlassen, damit wir wissen, daß wir uns selber helfen müssen! Ich sage es euch: Wenn es so steht, werden wir von der Kreuzpartikel wenig Heil erleben. Ich weiß ein Kreuz, Tiroler, ein Kreuz, das uns rettet in unserer furchtbaren Noth. Es ist das Kreuz am Schwerte! Lasset doch jetzt das Streiten um die Wunder und verschwendet euere Kraft nicht auf beschwerlichen Kreuzwegen. Die Weiber sollen beten. Die Männer alle, alle müssen vor den Feind! Gott, Kaiser und Vaterland! Wir brauchen diese Worte nicht erst an der Kirche zum Heiligen Kreuz zu lesen, sie stehen mit Flammenschrift in unserem Herzblut!“

Die Worte waren auch so leidenschaftlich wild hervorgestoßen, kein Wunder, daß jetzt eine gar unheimliche Bewegung und Erregung entstand. Die einen murxten über den jungen Augustin, daß er so herb gegen den Franziskaner dreingefahren war. Die anderen verurtheilten den Steuereinzieher, welcher schier wie ein Freimaurer gesprochen hätte. Wieder andere meinten, jetzt sei es gerade am besten, Pilgerstab und Rosenkranz wegzuschmeißen und heimzugehen, alle Andacht sei ohnehin beim Teufel. Es erhob sich unter den Leuten ein Streiten und Schelten, ein Anspötteln und Zurückgreifen, und weil viele Müdlinge darunter waren und solche, denen das weite Umherziehen für gutes Geld nicht behagte, so gewann die Partei des Franziskaners an Ausdehnung. Sie mußte sich darob manches Schimpfwort, bis hinauf zum „Heiden“ und zum „Judas“ an den Kopf werfen lassen, machte sich aber nichts daraus, sondern sagte: „Das litten sie geduldig des heiligen Glaubens willen.“ Bei solch unerbaulicher Gährung gieng in der Menge der Rüstler mit dem Klingelbeutel um. Die Franziskaner-

partei gab den Gegnern zu truh zweifach; die Gegner wollten zeigen, daß sie sich der paar Groschen wegen nicht lumpen ließen und gaben auch zweifach. Der Rüstler betete schmunzelnd in seinem frommen Herzen: Franziscus, Franziscus! Jetzt bist wohl einmal brav, Wunder wirken thust!

Viele packten zusammen und sagten, diese Predigten da beim heiligen Franziscus würden sie auch nicht sobald vergessen. Ein Theil der Wallfahrer kehrte auf dem kürzesten Weg heim, ein anderer Theil setzte am nächsten Morgen den Weg nach der Heiligen Kreuzkirche fort, und ein dritter Theil verrichtete seine Andacht beim heiligen Franciscus und seinem eifernden Pater, welcher zu Ehren der Gäste eine sehr lange Messe hielt, eine sehr rühfame Predigt sprach, sehr viel Segen gab und seinen Ort in das beste Licht zu stellen trachtete.

Dieser letzte Theil der gesprengten Wallfahrerschaaft war auf dem Heimwege einstimmig der salbungsvollen Meinung: Ob wir kaiserlich sind oder königlich, das wird uns im Schlaf nicht kümmern, wenn wir nur in den Himmel kommen. Wer dich auf die rechte Wange schlägt, dem halte auch die linke hin, und wenn dir der Baier dein Feld nimmt, so gib ihm auch dein Haus, und sei friedfertig, daß du ein Kind Gottes werdest. Und wenn dir der Welsche deinen Sohn fortführt, so schicke ihm auch dein Weib nach und du nimm das Kreuz.

Etliche der Männer waren aber doch, die der letzteren Sache wegen den Kopf schüttelten. Wenn sie schon — so sagte einer — das Kreuz auf sich nehmen müßten, so sei es in Gottesnamen das Hauskreuz; das Weib schickten sie den Welschen die-weilen nicht nach, es müßte denn sein, daß sie vor demselben davontiefen. — Also klang, wie das schon ähnlich zu gehen pflegt, das erbauliche Gespräch in Spott und Spass aus. Die Leute waren mit dieser Wallfahrt recht unzufrieden

und es hatte ein sonderbares Ansehen, als die vielen tausend in einer feierlichen Procession ausgezogenen Menschen in kleinen Gruppen und Rotten, zu Paar und Paar und zu Einzeln nach und nach zurückkehrten. Eine der Gruppen führte den armen Franziscaner mit sich — einem Krankenhause zu. — Dem Küster von Schnauders war unterwegs von einem übermüthigen Baiern die Fahne gestohlen worden, was der Arme sich so zu Herzen nahm, daß er tagelang sich in den Büschen der Eisadau umtrieb und nicht nach Hause kam.

Doch auch ein anderer kam nicht zurück. Als alle schon eingekehrt waren in ihre Häuser und Hütten, um in gewohnter Alltäglichkeit nun weiter zu leben unter einer Herrschaft, die sie seit vier Jahren gewohnt werden mußten, — war der Mahrwirt noch immer nicht da. Der mochte weit mehr verloren haben, als die Fahne. Bruder Augustin war mit den Pilgern, die ganz hinauf zum Heiligen Kreuz gegangen, zurückgekehrt und hatte den Schwager zu Hause zu finden gehofft; er war daher nicht weniger überrascht, wie Frau Rothburga, als eines vom anderen des Peter wegen Auskunft erwartete und nicht erhielt. — Wo konnte er geblieben sein? Am tollen Abende vor der Franziscanerkirche war er das letztemal gesehen worden. Seither wußte niemand von ihm. Der Kreuzwirt zu Brigen hatte eine tröstliche Muthmaßung. Dem Peter würde die Geschichte mit dem Eiferer zu dick geworden sein, er würde sich gedacht haben: Von dieser Seite kommt uns die Rettung nicht, würde noch zur nächstlichen Stunde aufgebrochen und nach Kärnten geeilt sein, um Östereicher zu suchen. Nach wenigen Tagen würde er mit einer großen, wohlgeordneten Armee antücken und dann sollten die Baiern nur wieder einmal sehen, daß das Loch hinaus noch leichter zu finden, als herein. — Die bayerischen Beamten, denen solche

Äußerungen zu Ohren kamen, lachten darüber und meinten, der tirolische Löwe hätte Hasenfüße bekommen.

Eines Tages, als die Magd Hanai am Brunnen stand und wartete, bis der Kübel voll war und als in diesem Augenblicke die Mahrwirtin vorübergieng, redete sie diese an: „Du Frau! Was ist denn das in unserem Haus? Alle Mannerleut' gehen fort und keiner kommt zurück!“

Und Frau Rothburga gab zur Antwort: „Ich schau zum Beten, was ich nur kann. Immer einmal wird's mir frei zu viel, was alles auf mich niedergeht. Mir ist angst und bang.“

„Geh, Wirtin! Bist nit gescheit. Aber liebe Wirtin, schau!“ rief die Magd. „Sie kommen ja, wirst es schon sehen, alle drei kommen sie uns heim!“

„Alle drei, meinst?“

„Alle zwei, will ich sagen. Frau, der Große und der Kleine. Schauen wir nur recht zum Beten. Der Rosenkranz und die Mistgabel! Kannst dich darauf verlassen, wie auf ein Mannsbild.“

Dann gieng sie mit dem Wasserkübel in ihren Stall. — Unbefinnt bin ich gewesen, so redete die Hanai dort mit sich selber, angst und bang! O mein, ich glaube dir's, arme Wirtin, mir ist auch angst und bang. Aber dir muß ich's ausreden, du sollst mir in deinen jetzigen Umständen nit so viel Herzwelch haben.

Du bist unser Aller Vertrau — verlass uns nicht!

Von Peter Mayr wissen wir schon, daß er kein leichtes Gemüth hatte auf der Wallfahrtsstraße gegen die Kirche zum Heiligen Kreuz. Als sich nun vor dem alten Franziscanerkloster der ärgerniserregende Auftritt ereignete, da hatte er genug. Ein so wilder Schmerz kam plötzlich in seine Seele, daß er hineinlief tief in den nächstigen

Wald und dort aufschrie wie ein verwundeter Eber. Und wäre der letzte Mann von Tirol gefallen in der Schlacht, besser als dieses weltcheue Untertauchen in alles preisgebender Bigotterie. — Die Banguis, der Kummer um das trotz so schwerer Opfer und großer Siege wieder verlorene Vaterland, die Enttäuschung, Entrüstung und Trostlosigkeit, all diese und andere Gefühle hatten in seinem Herzen eine Bitterkeit erzeugt, als wäre — wie er später selbst sich ausdrückte — die Galle von allen zornigen Menschen von ganz Tirol in seine Brust ergossen — und solche Bitterkeitehrte sich plötzlich gegen sein eigenes Volk.

Bisher in diesem Kampfe hatte er die Priester als Herolde der Kaiser-treue und Vaterlandsliebe und des Kampfesmuthes um Gotteswillen angesehen. Und jetzt hatte er eine Stimme gehört, daß man des Irdischen wegen keine Hand rühren solle, daß man thallos und selbstlos unter den Füßen fremder Tyrannen dahinträumen müsse, nichts und gar nichts im Sinne, als die Ewigkeit. — Ein einziger Belot, was läge daran! Aber Hunderte und Tausende trachten ihm jetzt nach, kampfesmüde und muthlos werfen sie die Flinte ins Korn, legen sich ins Stroh und beschönigen ihre Unlust und Feigheit mit der Absicht, ihre unsterbliche Seele für die Ewigkeit zu retten.

Wenn dieser Geist zu Worte kommt, dann ist alles verloren. Und er ist zu Worte gekommen. Trotz tapferen Gegenpartes wird er weite Kreise ziehen im Lande, und in diesem Kreise wird der Feind unausrottbar Wurzeln fassen.

Ähnliche Gedanken quälten Peters Gemüth und jagten ihn tiefer in die Waldungen und höher ins Gebirge. Er spürte keine Müdigkeit, er dachte an kein Wanderziel, weglos, aller Hindernisse trokend schritt er zornig voran. Er gieng die ganze Nacht,

er gieng am nächsten Morgen un- unterbrochen über Höhen und Felswüsten dahin, solange die Sonne am Himmel stand. In einer verlassenen Hütte brach er auf Stroh zusammen. —

Als der Mahrwirt wach wurde, wußte er weder, wie lange er geschlafen hatte, noch wo er sich befand. Erst besann er sich, daß er der Mahrwirt sei bei Brixen. Oder war er nicht vielmehr ein Krieger? Ein Bandenhauptling? Gab es einst einen großen Aufstand gegen die Baiern? Und hatte er dabei nicht seinen Mann gestellt? Und war es nicht ein Sieg, daß die Baiern aus dem Lande flohen und Hofer, der Sandwirt, auf der Burg zu Innsbruck saß? — Aber wie war es denn weiter? Zu Recht den Baiern abgetreten? „Verflucht, nein, das ist nicht!“ schrie Peter und sprang ein paar Schritte in die Luft hinein. Man könnte ja wahnsinnig werden! — Wieso bin ich denn hier in dieser fremden, wüsten Gegend, die ich all mein Lebtag nicht gesehen habe? Bin ich geflohen? Vor den Baiern, ich? — O Gott, ja, ich bin geflohen, aber nicht vor den Feinden, sondern vor meinen Landsleuten. — Was soll's denn aber nun? Es ist der späte Herbst, alle Bergspitzen ringsum sind bedeckt mit Schnee. Heller Sonnentag, das freilich, aber der Reif hat allen Rasen versengt zwischen den Steinen. Reif liegt in allen Schatten; das Wasserlein dort ist schon eingewölbt von Eis. — Wie wird's dem Hofer ergehen und den anderen? — Gäbe was darum, wenn ich wüßte, in welchem Gebirge ich bin. Glaube ich doch, von allen Bergspitzen, die ringsum sind, hätte ich keinen noch gesehen. — Aus fernen Gräben schaut ein Wald herauf. Er ist blau vor lauter Ferne. Wo sind denn die breiten Thäler, daß man keines sieht, kein einziges? Daß es gar so todt sein kann in solchem Birg. Es kommt der Winter. Mein armes Weib, meine

armen Kinder unten in dieser falschen Welt. Wären sie hier oben! ich wollte ihnen den Raben schießen aus der Luft, Wurzeln graben aus dem Schnee, ich wollte sie ernähren im Winter. Nur, daß sie diesen Lügenhunden nicht unterthan wären, da unten! — Sollte das der Schlerm sein, der dort so starr und finster aufsteigt aus weiten grünen Almen? O Landsmann, wenn ich dich lebendig machen könnte, daß du dieses fremde Unzucht zermalmst! — Und dort! dort! Welch ungeheuerere Flächen! wie Silber und Elfenbein, leuchtet's nicht schier so? Sollte das alles Eis sein? Die Stub-eier? Die Etschthalerferner? Welch eine Welt, von der sie da unten nichts wissen. Fernerland, ureigenes Land Tirol, dich erobert der Bonaparte nicht! Wir flüchten zu dir. Lieber im ewigen Eise sein, als im grünen Thal unter fremden, gewissenlosen Herren. —

So jagten sich im Haupte des weltflüchtigen Mannes die Gedanken. Und als er so dasaß und hinaus-blickte in das Alpenland, wie seines-gleichen nicht zu finden, da rannen dem Manne über die verwitterten Wangen zwei Thränen. . . . Dann ward ihm leichter. Er machte sich die Hütte zurecht, was einen Tag der Arbeit brachte. Am darauffolgenden Tage bereitete er sich aus dürrem Firn Brennholz. Die in seinem Rucksack mitgebrachte Nahrung schätzte er noch für mehrere Tage. Bis dahin würden sich andere Mittel finden, und wohl auch irgendwo ein Hochgebirgsmensch, den man hinabschicken könne, um Weib und Kind heraufzuholen.

Das Wetter war mild und lau, und eines Morgens hatte sich Nebel herniedergesenkt mit feinem, weichem Regen, als wäre hochsommerliche Zeit. Da hatte sich aller starre Reif gelöst und zwischen den moosgrünen stumpf-tantigen Steinen sproßte junges Gras. Der Mahrwirt strich draußen zwischen den Felsblöcken und Wänden und Knieholzbeständen um, kam hier an

einen Abgrund, wo er nicht weiter konnte, weil sich der Sturz in boden-losem Nebel verlor, kam dort an steil-auffspringende Wände, deren Zinnen ebenfalls von stillspinnendem Nebel verhüllt waren. Eine sich sachte nieder-senkende Matte war, über die gieng er nicht hinab, denn dort war er her-aufgekommen und er wußte, wohin sie führte. Wenn der frühe Abend kam,kehrte er in die Hütte zurück, zündete ein recht lebendig knisterndes Feuer an und hieng seinen Gedanken nach.

Nun ist aber ein Mensch, der sein bisheriges Leben als Wirt an belebter Straße verbracht, in einsamem Für-sichhindenten unbehilflich. Bei solchen Leuten wird der Gedanke erst ordentlich und brauchbar, wenn er für Zuhörer in Worte gesetzt werden kann. Ohne den Körper des Wortes sind ihre Gedanken gleichsam Gespenster, die sie oft selber schwer beunruhigen. Ein Mensch, der rührige Arbeit gewohnt ist, soll nicht grübeln.

Eines langen Abendes, während draußen der laue Regen rieselte, dachte Peter: Wenn ich nur meine Familie in Sicherheit hätte! Da wüßte ich schon: Ich machte eine Reise ins hei-lige Land. Dieser verschwefelte Franzis-caner hat mir meinen Glauben höllisch in Fegen gepredigt, ich muß ihn wieder ausfliden. Im heiligen Stall zu Bethlehem, beim Flusse Jordan, auf dem Berge Tabor und auf dem Berg Calvari möcht's wohl wieder besser werden — und habe auch gehört, daß man sich beim Grabe unseres Herrn die Erfüllung eines innigen Wunsches erbitten könnte. — Für mein Land Tirol wollte ich beten. . . .

Und in der darauffolgenden Nacht war seine Seele eine Pilgerin nach dem Morgenlande. Nicht die heidnischen Stätten der Griechen, der Römer, der Ägypter berührte er, wie es andere Reisende zu thun pflegen; auf blauen sonnigen Wässern fuhr er schnurgerade der Küste zu, hinter welcher der Li-banon steht. Noch fand er im Stalle

die Krippe, in welcher das Jesukind gelegen war. Der Mahrwirt sank auf die Knie und begann so inbrünstig zu beten, so selig zu schluchzen — daß der Mann, welcher jetzt in der Alpenhütte vor dem Schlafenden stand, nicht wusste, was da zu denken war.

Der Kulber! Der hatte den Mahrwirt lange gesucht, nun stand er vor ihm. Da in diesem öden Gebirge, unter diesem verwahrlosten Dache lag er, erschöpft und im Schlummer noch erregt von dem Unglücke, das über dem Lande lastete. Als der Kulber des Abends zuvor unten vom Joche aus durch den Regenschleier von der Hütte das Licht gesehen, hatte er seine Schritte heraufgewendet. Mit einem Freudenschrei wollte er den Mann wecken, besann sich aber und bei dem Scheine der verglühenden Herdglut blickte er still auf ihn hin. Aber dieses scharfe Hinblicken weckte den Mahrwirt auf. Plötzlich öffnete er die Augen, richtete sich empor und stieß im Schreck mit heiserer Stimme die Worte heraus: „Wer ist da? Wer ist da?“

„Mahrwirt!“ sagte der Kulber in traulichem Tone, nach dessen Hand langend: „Ich bin's, der Kulber. Kennst du mich nicht?“

Peter erhob sich schweigend vom Lager, schaute zur halboffenen Thür hinaus in die Nacht, rieb sich die Stirne und trat dann zur Herdglut, um an derselben einen Leuchtspan anzublafen.

„Kulber“, murmelte er endlich und rieb sich immer wieder die Stirne.

„Haben sie dich denn verfolgt?“ fragte der Genannte, „daß man dich da heroben suchen muß?“

„Hättest auch ein anderesmal kommen können“, antwortete Peter, indem er den brennenden Span in eine Wandspalte steckte. „Mein Lebtag — all mein Lebtag bin ich nie so glücklich gewesen, wie zu dieser Stunde, und du verdirbst mir alles.“

„Du bist im Traum wahrscheinlich

dabei gewesen, wie sie den Bonaparte auf die Spitze des Innsbrucker Rathhausturmes aufhiengen. Bei dieser Belustigung möchte ich dich freilich nicht gerne gestört haben.“

„Weißt, Kulber“, sagte nun der Mahrwirt, „weil unsere kleine Wallfahrt so schlecht ausgefallen ist, so will ich jetzt eine große machen. Ich reise ins heilige Land. Ich will die Orte sehen, wo unser Heiland gelebt hat, wo er gelehrt und gelitten hat und in den Himmel aufgefahren ist.“

„Für dich ist die Himmelfahrt aber noch zu früh.“

„Ich muß meinen Glauben wieder auffrischen.“

Der Kulber schaute so hin auf den Peter, wie einer, der nicht klug ist und dasselbe vom anderen vermeint.

„Ich kann mir nicht helfen“, sagte der Mahrwirt, „es zieht mich auf einmal hin. So verzagt bin ich geworden. Diese Geschichte mit der Kreuzpartikel. Und man denkt an Anderes, denkt weiter und weiter . . . Der Franziskaner hat mir ein Licht aufgesteckt. Du, Kulber, mir graut!“

„Wie dich solche Sachen nur so aufregen können!“

„Ja, Mensch! Nimmst denn du die Religion nicht ernst? Ich nehm' sie ernst, und so habe ich gerade genug bekommen. Ich sag' dir's, Kulber, ins heilige Land muß ich.“

„Was willst denn dort?“

„Ich hab' dir's schon gesagt!“

Der Kulber lachte. „Nein, nein“, sagte er dann, „ich lache nicht des Glaubens, sondern deiner Einfalt wegen, Mahrwirt! Du sagst, der Franziskaner. Ich sage dir: Das heilige Land thut mehr, als der Franziskaner. Wenn du deine kindlichen Vorstellungen aus der heiligen Schrift ganz und für alle Zeit zugrundrichten willst, so gibt es kein besseres Mittel dazu, als du gehst nach Bethlehem, nach Jerusalem. Dort wird dir alles zu nichte. Christi Spuren sind längst

verwischt, aber nicht so sehr von den Ungläubigen, als vielmehr von dem heidnischen Wesen der Secten. Dort ist zu sehen, wie viele Völker und Bekennerchaften sich anfeinden, begaunern und balgen um die heiligen Stätten, Schacher treiben mit der Höhle zu Bethlehem, mit dem Grabstein zu Jerusalem. Schlaue Juden, verschmizte Armenier, faule Araber, alles voller Schmutz und Selbstsucht und Weihelosigkeit, und alles anders, ganz und gar anders, als es in der Bibel steht; alles kahl, öde nüchtern, ein dürrer, staubiger Werktag — ja, so ist es. Ich hörte es vor kurzem erst von einem Brigner Kapuziner, der dort gewesen. Peter, geh nur hin, bettelarm in der Seele kommst du zurück.“

Der Mahrwirt faltete die Hände: „Kulber, du bist schlecht. Weißt du es schon für so sicher, so rede mir die Reise anderswie aus, aber sage nur nicht alles, als ob ich schon dort gewesen wäre! Brauchst schon du für dich kein Christenthum, so solltest dir denken, vielleicht brauchst's ein anderer. Warum das Tröstliche so grausam zerstören — das ist ein Teufelsgeschäft, daß du's nur weißt!“

„Mahrwirt“, sagte hierauf der Kulber, „sei wieder der vernünftige Mensch, der du warst, und höre mir zu: Daß ich für nichts und wieder nichts dich tagelang gesucht habe und da heraufgestiegen bin, das wirst du wohl kaum glauben. Vielleicht ist's sogar was Christliches, das mich zu dir führt. Besseres, als Wallfahrten und Träumen und Nichtsthun. Unser Glauben heißt: Für Gott, Kaiser und Vaterland; auch du hast bisher zu dem gehalten, auch du hast bei der Klause dein Blut dafür ausgespielt, auch du hast Theil an dem beispiellosen Siege, den wir angefangen. Und du willst deinem Herrgott, deinem Vaterlande, deinem Volke jetzt auf einmal trennlos werden? Fahnenflüchtig werden, ehe der heiße Streit zu Ende

ist? Peter!“ Er packte ihn am Arm. „Du mußt mit mir. Alles unten, die Brigner, die Grödner, die Pusterthaler, die Sterzinger, alles verlangt nach dir, du mußt der Führer sein!“

Peter machte mit der flachen Hand einen leichten Schlag in die Luft: „Laß das gut sein. Es ist ja alles aus.“

„Aus? Was sagst du? Aus? O Freund, jetzt hebt's erst an. Das sage nicht ich allein, das sagen heute alle. Der Hofer kommt wieder. Letztlich hätten sie ihn zwar schon fast in den Klauen gehabt, die Vermaledeiten, auf der Dürrhöf' war's. Verrathen ist er worden!“

„Der Sandwirt! den zeigt kein Tiroler an.“

„Ein Hirtenjunge soll ihn gerettet haben. Er kommt wieder! Und der Spedbacher und der Mahrwirt kommt auch! Ja, ja, Peter du kommst auch. Ich bin geschickt um dich, ich gehe nicht hinab ohne dich, du bist unser aller Vertrau', verlaß uns nicht! — Nein, nein, Kamerad, ich laß deine Hand nimmer aus, bis du mir dein Wort gegeben hast.“

„Hunger wirst haben“, sagte Peter, auf Brotreste deutend, „nimm halt süßlieb.“

„Ich laß deine Hand nicht aus. Mahrwirt, bis du mir's versprochen hast.“

„Kulber, jetzt nicht. Wir wollen einmal darüber schlafen.“

„Noch einmal schlafen? Wie lange willst denn noch schlafen? Wo das ganze Innland voller feindlicher Soldaten ist. Der Löw Vesper will schon über den Brenner.“

„Der Löw Vesper? Ist das der französische Marschall, der gesagt hat, mit den geknebelten Tirolern müßten die Straßen gepflastert werden für die französische Reiterei?“

„Ja, mein Mensch, das ist derselbe. Die vom Inn hat er schon geknebelt, jetzt will er's mit denen vom Eisack und von der Etsch versuchen.“

„Morgen früh wollen wir davon reden. Leg' dich jetzt aufs Stroh.“

Also der Mahrwirt, und weiter sagte er nichts mehr. Sie lagen nebeneinander auf dem morschen Schaub, jeder schwieg, keiner schlief. Als es ein wenig zu dämmern begann, stand der Kulber schon aufrecht und öffnete die Thür ins Freie. Es war ein reiner Morgen und im klaren Golde stieg der Tag auf über den fernem Hochzaden des Großenedigers und des Großglodners.

„Mahrwirt, es ist Zeit!“ rief der Kulber.

„Es ist Frieden“, sagte Peter.

„Der Frieden ist erlogen.“

„So geh hinab, Kulber. Ich will heute noch einmal mit mir Rath halten. Bin ich entschlossen, so komme ich morgen nach.“

„Deine Hand drauf, Kamerad!“

Der Mahrwirt gab ihm die Hand.

„Wir sind alle bereit, Peter Mayr, und warten nur auf dich.“

— Kurze Zeit später war der Mahrwirt wieder allein auf der öden Alp.

(Fortsetzung folgt.)

Die verzagten Liebesleut.

Ein Bildchen aus dem Volke von Josef Friedrich Lentner.

Wir feinen Leute in den Städten, wir mit unseren geistreich zu recht gedrechselten Gefühlen und unseren einstudierten rückichtsvollen Zartheiten, wir sind der Meinung, die Menschekinder, die, wie man in Süddeutschland sagt, „am Bauern draußen“ aufwachsen, hätten keinen Begriff von den ausgesuchten Verschämtheiten und der sinnigen Zurückhaltung, mit denen sich eine gebildete Liebe quält. Bei diesen etwas ungeleckten Kindern der Natur, glauben wir, werden solche Dinge, als da sind Liebe und Liebesbünde, Werbung und Heirat, so geradezu und ohne größere Rührung abgethan, als Essen und Trinken, als ein Rosshandel oder ein Kartenspiel. —

Manchmal, ja ziemlich oft, mag es bei solcher Art sein Bewenden haben, und was das Herz angeht und seine Regungen, wird wohl hintangeseht; indessen glaub' ich, haben wir Stadtleute in dieser Beziehung nicht viel

vorans vor den wenig sentimentalen Bauern. — Wer aber mit etwas weniger Vorurtheil dem Wesen im Dorf und Berghof zusieht, der mag da Dinge finden, wie sie nicht zu oft zwischen Seidengardinen und auf Parquetböden vorkommen, Dinge, die so ganz mit dem zartesten Gefühlsleben zusammenhängen. Warum sollte da, wo Blumen und Kräuter gedeihen, die kein Treibhaus zur Blüte bringen kann, nicht auch das Herz wunderfeltene, süßduftige Blüten treiben?

Das Pässeierthal in Tirol, dasselbe, wo das Wirtshaus „am Sand“ steht, ist rauh und unschön genug, eine grobe Gegend möcht' ich sagen; dennoch weiß ich eine Geschichte von zwei Pässeier Liebesleuten, die sich in der zartesten Gegend der Welt, unter den Linden in Berlin, oder da herum irgendwo, nicht sinniger ereignen könnte.

Der Loni und die Trine hatten sich lieb; aber jedes hatte das an-

dere lieb für sich allein. Keines wußte es vom anderen. Sie liebten sich und thaten dennoch alles, um es vor einander geheim zu halten. — Es gab kein Hinderniß, wegen dessen sie ihr Gefühl hätten zurückhalten oder unterdrücken müssen. Beide konnten freischalten über ihr Herz und ihre Hand. Der Toul regierte als ein junger, tüchtiger Bauer in dem Haus, das er von seinen Eltern ererbt hatte. Die Geschwister waren versorgt, die jüngste Schwester wollte eine „Barmherzige“ werden und wartete mit Ungeduld auf die Zeit, wo der Bruder heiraten würde, damit sie die Wirtschasterei, des unliebsamen Marthadienstes, enthoben werde und ganz Maria sein könne im Klosterparadiese. — Die Trine war zwar nur Magd bei einem Nachbar, aber braver Leute Kind und auch nicht ganz arm. Etliche Gulden Heiratsgut hatte ihr der geistliche Herr Vetter, der Beneficiat, längst verheißen.

Warum sollten sich die Leute nicht haben können? Warum redeten sie nicht frischweg miteinander, wie's ihnen ums Herz war? — Gerade, weil es ihnen so seltsam, so unerklärlich zu Muthe war, so schwiegen sie still. Nur wenn sie ganz allein waren, auf einem Bergmad, oder zu Nacht beim Schlafengehen in der Kammer, da wagten sie es, sich zu gestehen: „Ach, wie hab ich den Toul so gern!“ oder: „O, die Trinel, die hab ich wohl so viel lieb!“ — Aber wohl nur der Toul getraute sich, solche Worte halblaut auszusprechen; das Mädchen hielt sich die Ohren zu oder die Hände vor die Augen, damit sie es nicht höre oder sehe, wenn sie für sich allein dergleichen dachte. —

Sie hüteten sich wohl, auch nur in der entferntesten Weise zu verrathen, was in ihnen vorgieng; sie vermieden, sich zu sehen, das heißt, sie suchten sich da auf, wo jedes meinte, vom anderen unbemerkt zu bleiben. Sie grüßten sich nie, oder nur nothdürftig,

sahen sich aber Viertelstunden lang nach, wenn sie am selben Wege sich begegneten. Keines nannte je des anderen Namen, aber wenn ein Dritter ihn aussprach, da erbeben ihre Herzen, und sie lauschten auf jedes Wörtlein, das von ihnen geredet wurde, als vernähmen sie Engelsbotschaften, geradewegs vom Himmel gekommen. — So trieben sie's lange, mehr als ein Jahr, und nicht sie untereinander, noch eine fremde Menschenseele merkten etwas von der Liebe. Weil sie sich aber mühten, es immer noch heimlicher zu haben, so kam es, ich weiß nicht wie, daß endlich doch die Leute es erfuhren.

Es gab gute Seelen genug, die sich der armen Verliebten und Verzagten annahmen und sie zusammenbringen wollten. Da war eine der eifrigsten des Toul's Schwester, Agath, die zukünftige Barmherzige. Sie hatte zwar bisher die Trine nicht gerne leiden mögen; die Trine war vielleicht schöner und hatte ein wohlfeileres Fürtuch*) und farbhaltigere Strümpfe; indessen, die Barmherzige entsagte allem Groll und belobte das billige, blaue Fürtuch am Kirchgang, und fragte, wo sie die Strümpfe gekauft habe. Des Abends hielt sie überlange Gespräche mit der Trine am Brunnen und holte sie Sonntags zum Stationsbeten ab. In wenigen Wochen waren die beiden die besten Freundinnen, und wieder in einigen Wochen sagte Agath zu Trinel: „Du, gelt, du siehst 'n Toul gern?“

„Ich? — Jetzt geh!“ antwortete jene, um vieles röther, als die gehassten und später belobten Strümpfe. — „Ja, leugn' es nicht. Ich hab's lang schon gemerkt, du hast den Bruder heimlich gern.“ — „Red' nicht so, Agath! 's hat dir nur geträumt.“ — „Was willst's leugnen? du kannst'n ja haben. Er hat dich wohl auch gern. Gibst mir drei neue Grosch'n, wenn

*) Schürze.

ich ihn dir g'schaff?" — „Geh', ihu' nit so tottelt*). — G'wiß und wahrhaftig, mir ist der Toul so viel, wie ein anderer.“

Nach diesem unverfänglichen Gespräch lief Katharina der Agathe davon und gieng ihr fünf Tage lang aus dem Wege. In Sanct Martin bleiben mußte sie aber dennoch und konnte also der Barmherzigen nicht entkommen. Diese brachte mit großer Feinheit nach einer Weile dieselben Fragen zum Vorschein; aber auch diesmal und noch dreimal verleugnete Katharina ihres Herzens Herrn und Meister, und gieng dann hinaus und sagte für sich: „Der Toul soll mich gern haben? der Toul ist so viel fein, und schön, und gut, und reich, und wieder fein und schön und immer so fort; das ist nicht möglich, ich bin's ja nicht wert.“ — Und standhaft leugnete sie ihre Liebe ab; die Barmherzige aber ward endlich erzürnt, die alte Schürzenfeindschaft kehrte wieder, und Toul und Trine kamen nicht zusammen.

Nun machte sich die unermüdliche Ehestifterin an den schüchternen Liebhaber und verfolgte ihn mit allerlei Stichereden und schlaunen Fragen, wie auch mit eindringlichen Klagen, daß sie die weltlichen Sorgen für ihn hinderten am geistlichen Berufe, ihn bittend, durch eine Heirat sie zu erlösen. Der Toul hingegen antwortete immer nur: „Kannst schon gehen, Agath; ich muß mir halt eine Häuserin**) nehmen.“ — Darauf meinte die Agathe: „Wie, Toul, du, ein lediger Mensch und eine Häuserin? — das wär wohl kein Zeug.“ — „Sorg' dich nicht, ich such mir schon eine mehr alte.“***) — „Ach, mein Toul, 's wär wohl g'scheiter, du thälst ein Ernst machen mit dem Madel.“ — „Mit welchem?“ — „No — mit der Trine.“

Bei den Worten wandte sich jeder-

*) Einfältig.

**) Wirtschaftlerin.

***) Sehr bejahrte.

zeit der Bruder links um, gieng und warf die Thür ins Schloß. Draußen blieb er dann stehen und sagte: „Ich soll die Trini nehmen? das feine, das liebe, das fromme Mäd'l? die möcht mich wohl nicht. Ich verdiente sie auch gar nicht.“ — Und so scheiterte auch dieser feine Plan der Barmherzigen, und die Verzagten blieben verzagt.

Über eine Weile meinte die Gute, es mit der Eifersucht durchzusehen. Ein paar Buben mußten sich an die Trine machen, ein sauberes Wasl von Pfelders kam auf Besuch ins Haus. Die beiden Leuten zergrämten sich nun, wie sich's gehört, aber ein jedes für sich allein. Von Vorwürfen und Erklärungen war keine Rede. Der Toul fluchte für sich in Stall und Wald, oder saß stumm hinterm Ofen; die Trine weinte im Küchenwinkel oder in der Kirche; aber sie fluchten und weinten nicht lange. Katharina hieß die bestellten Werber des Weges gehen, und sie giengen. Toul sah das schöne Väslein nicht mit einem halben Blicke an, und sie zog unverrichteter Dinge von dannen. — Auch dieses Mittel wollte nicht anschlagen. — „Nein, was der Toul verzagt ist“, meinte Agathe, „'s ist eine Schand für ein Manderleut.“

Etwas später kam der Toul zum Herrn Pfarrer, ihn zu bezahlen für seiner Eltern Jahrtag. Der Hochwürdige war recht freundlich und redselig, faßte den jungen Mann am Hofenträger, zupfte ein wenig an seiner eigenen Nase und begann: „Om, sagt mir einmal, Toul, wie alt sind wir denn?“ — „Auf Galli neunundzwanzig Jahr, Hochwürden Herr Pfarrer!“ — „Ei, da wär's wohl Zeit, daß wir an eine Heirat dächten.“ — „Om, ich kann's erwarten.“ — „'s taugt nicht recht, Toul! Wir soll'n nicht allein bleiben, hat der Gottvater zum Adam g'sagt.“ — „Ja, wird schon sein.“ — „Wie wär's — was meint ihr? — wenn wir die Trine nähmen? — 's Höstlerseppel Trine,

die beim Bachsteiner Dirn ist.“ — „Ja, nehmt sie's euch, wenn ihr dürft's, Hochwürden Herr Pfarrer“, lachte der Toul und ließ den guten Werber stehen. Agathe hatte sich an dem in weltlichen Dingen höchst unkundigen Benedictiner einen zweckwidrigen Bundesgenossen gewählt.

Auch diese Kriegeliste verfehlte ihre Wirkung. — Wieder ein Jahr gieng vorüber und die beiden liebten sich noch immer und immer mehr, aber sie blieben verzagt, man mochte noch so bereit sein, ihnen Muth zu machen. Wenn man sie zusammen bringen wollte, da liefen sie auseinander; wenn man sie allein ließ, suchten sie andere Leute auf. Es hatte alles Ansehen, als sollte die Agathe niemals eine Barmherzige werden, und sie äußerte sich gegen den unglücklichen Helfershelfer, den Pater Pfarrer: „Ich sag' euch, Hochwürden, wenn heut unser Herr das Paradies aufrichten wollte und machte den Toul und die Trine zu Adam und Eva, die zwei kämen ihr Lebtag nicht zusammen, und die Welt blieb leer bis zum jüngsten Tag.“

Über diesen tiefsinnigen Betrachtungen der Barmherzigen war es abermals Herbst geworden, die Zeit, wo man den Altbäumen*) das Laub abstreift zu Futter und Streu. — Der Toul hatte in Meran ein Geschäft abzuthun gehabt und war eines sonnigen Nachmittags auf dem Heimweg. Bei sich selber sinnierte er über die Worte, die der alte lachlustige Advocat in der Stadt, mit dem irgend eine Rechnerei zu ordnen gewesen, zu ihm gesprochen hatte: „Wie haben wir's denn, Meister-Toul? Ich möcht gern ein paar Zwanziger verdienen an eurem Heiratsbrief.“

Toul dachte an diese Worte, an das Lachen und Tabakschnupfen des Doctors, und auf einmal ward ihm recht traurig zu Muthe. Wahrscheinlich, in diesem Augenblicke hätte er dem

grauen Rechtsverdreher gern ein paar Thaler zu verdienen gegeben für einen Heiratsbrief, in dem als Braut die Trine figurirt hätte. — Doch gleich erschrak er über die Verwegenheit seiner Wünsche, schämte sich vor sich selbst und gieng recht verzagt mit gesenktem Haupte, gerade nur auf den Boden sehend, seines Weges.

Auf einmal krachte und rauschte etwas über diesem seinen gebeugten Kopfe; er sah auf, und aus dem Gezweige eines Altbäumens fiel eine Gestalt, ein Mensch. — Er breitete die Arme aus, und sieng den Fallenden. — Es war aber eine Fallende, eine Sie, kein Er. Sie kam ihm recht ordentlich ans Herz zu liegen, die Arme verfiengen sich an seinem Halse. Er mußte sie auch recht fest fassen, sonst hätte die seltsame Baumfrucht ihn zu Boden gerissen. Der Schreck schien die Maid und den Retter ziemlich zu verwirren. — Endlich sahen sie sich gegenseitig ins Gesicht, sie erkannten sich, wollten sich nennen und sogleich von einander losreißen; aber sie konnten nicht mehr, ihre Blicke hatten sich festgenagelt in ihren Herzen. Fester umfaßten sie sich, schlossen überselig die Augen und küßten sich. — „Trinl!“ — „Toul!“ stammelten sie endlich.

Eine Stunde darauf giengen der Toul und die Trinl hart neben einander, eifrigst redend und sich höchst zärtlich unverwandt in die Augen blickend, durch das Dorf Sanct Martin in Passeier, zu unbeschreiblichem Erstaunen der gesammten Bevölkerung. — In sechs Wochen machten sie Hochzeit. — Den Verzagten half — der Zufall. Die Maid war auf der Pappel beschäftigt gewesen, das Laub abzustreifen, und da war zum — Glücke der Ast gebrochen. „Toul!“ sagte die verschämte Braut, „ich hätt' dir mein Lebtag nichts gesagt, wie ich dich gern hab.“ — „Und ich gewiß auch nicht!“ antwortete der Bräutigam; „aber mein Lebtag lang hätt' ich dich gern gehabt. — Weißt wohl, ich war jovieel verzagt.“

*) Schwarzpappel.

Verrath.

Novelle von Richard Graf Bermage.

(Schluss.)

(Alle Rechte vorbehalten.)

26. August.

Endlich kann ich schreiben, drei Tage lang versagte mir die Hand den Dienst. Daß ich nicht hingestürzt bin, wie ein gefällter Baum, der reif ist, für die Art — ich begreife es nicht. Alles will ich niederschreiben, damit ich bis an mein Ende so oft es mir beliebt, mich an meinem Elende weiden kann. Damit ich es immer vor Augen habe, wenn Gewissenszweifel oder feige Lebenslust mich beschleichen wollen. Also es ist klar und wahr wie die Sonne, mein alter Peter, der jetzt auf Urlaub entlassen wurde, eine ehrliche Haut, die nicht ahnt, wie es mich trifft, hat sie gesehen. Peter hat sie gesehen, wie sie an seiner Seite, in einem prächtigen Gespann durchs Lager fuhr. Alles grüßte — sie dankte — man nannte sie — seine Braut! Gott, Du gabst dazu einen herrlichen, sonnigen Tag, und jandtest keinen Deiner wolthätigen Blicke, die beiden zu treffen — und mich dazu.

Es ist der großen Menge angeboren, daß sie jene, die dem Naturgesetz der Selbsterhaltung nicht folgen wollen, einfach für Narren erklärt. Und so will denn auch ich ein solcher Narr heißen, denn ich will nicht leben, um den Preis, mein Denken und Erinnern aufzugeben, auf mein Sehnen und Hoffen in diesem Leben zu ver-

zichten. Ich will leben — wie kräftig klingt das — wenn hinter diesem Worte nur mehr Wahrheit steckt! Was hängt dabei von unserm Wollen ab? Unsere Freiwilligkeit hat enge Grenzen, die unser geistiges oder körperliches Befinden uns gesteckt haben. Wer darf es dem Fieberkranken anrechnen, wenn er sich zum Fenster hinausgestürzt hat? Wer darf über denjenigen hart urtheilen, der einmal den Ehrentitel eines Narren verdient hat, unter dieser blut- und nervenlosen Welt von klugen Leuten?

29. August.

Peter meint, er könnte mich auf Umwegen durchs Gebirge zu den Unsern bringen. So ist es besser, da kann mein elendes Leben noch zu etwas frommen, obschon nicht viel Zeit dazu ist. Immerhin besser, es ruht eine fremde Hand auf dem Drücker, wenn dieses nutzlose Licht ausgeblasen wird! Ihr zuliebe habe ich unsere Sache verlassen — recht so — der Himmel straft mich mit den eigenen Sünden. Jetzt, da mein Arm nicht mehr gebraucht wird, bleibt nur als bester Ausweg, dieses unerträgliche Leben zu enden, der letzte vergebliche Kampf für unsere verlorene Sache.

2. September.

Gestern im Hauptquartier angekommen, gelang es mir schon heute, sie zu sehen. Welch ein Wiedersehen! Sie ertrug

meinen Blick nicht. Ahnungslos stand ich plötzlich in der Menge vor ihr, als sie an seinem Arm einherschritt. Ja, sie sind Brautleute. Möge es ihr Gott vergeben, daß sie ein Leben zerstört, einer Seele den Glauben geraubt hat. Sie weiß nicht, wie schwer sie mich getroffen. Ich grüßte sie, und sie wurde blaß wie eine Leiche. Die Schwester des Generals mußte sie stützen und aus der Menge geleiten. Das war der letzte stumme Gruß, das letzte Erblichen zwischen ihr und mir. Ob sie es gefühlt hat, daß es auf Nimmerwiedersehen war? — Ich will diese Blätter vernichten, es sei alles versenkt und vertilgt, bis auf den bohrenden Schmerz der Erinnerung der dauern wird so lange dieses gequälte Hirn zu denken vermag.

Mutter, du theure, die ich oft gekränkt habe mit meinem wunderlichen Treiben, verzeih' mir alles — auch daß Deine liebe Hand nicht mehr auf diesem Haupte segnend ruhen wird, daß ich nicht Abschied von dir genommen. Du hast mir gedankt, es ist noch nicht lange her — daß ich dem wilden Kampfe fern geblieben bin, der nun alle die Deinen verschlingen wird. Sieh, nun fällt auch deine letzte Hoffnung, dein doppelt treuloser Sohn. Erst verließ ich unsere Sache, und nun betrüge auch ich dich, die mich gerettet glaubt.

Leb wohl, Mutter, zürne nicht, vergib mir — und auch ihr, wie ich es thue. Wenn ich sie so vor mir sehe, wie sie war — ach, ich kann es nimmer glauben, daß sie mir gelogen hat. Vielleicht waltet hier ein furchtbares Geheimnis? — O, daß dieser böse Zweifel mich quälen muß bis ans Ende! — Was nützt es, danach zu forschen, ich kann ja doch nicht leben, weil ich sie verloren habe.

Und du, theurer Freund in unbekannter Ferne, mit dem ich herrliche Tage verlebte, gedenke mein! Du ahnst es nicht, wohin der Sturm das welke Blatt meines Lebens getragen hat.

Als wir in der Steppe zusammen, in einem Zelte hausten, hatten wir junges Frühlingshoffen in unserer Brust; jetzt ist mein Herz eine Steppe und verzehrt sich selbst in dieser grünenden Welt. Könnte ich dir jetzt die Hand drücken und sagen: Geh hin zu ihr, wenn ich nicht mehr bin, und sage ihr, ich hab' ihr vergeben.

Das Heft war zu Ende, aber Walter hielt es noch lange in der Hand: diese war ihm herabgesunken und tief bewegt sah er ins Leere.

Eine Thräne, die er dem abgehenden Freunde nachsandte, stahl sich ihm über die Wange. Er war im Geiste bei ihm, er sprach mit ihm und hörte seine Stimme, und sein Vermächtnis klang ihm wie ein Gebet: Geh' hin und bringe ihr die Vergebung — und doch sträubte sich sein Innerstes dagegen, denn er kannte dieses hingemordete Herz.

Walter schien es in diesem Augenblicke ganz klar, daß Clara mit dem Verblichenen ihr Spiel getrieben; daß sie, weil selbst keiner tiefern Empfindung fähig, nicht geahnt habe, was sie that, doch war das kein Entlastungsgrund; Walter empfand für sie nicht die leiseste milde Regung; darum verstand er auch den Edelmuthe seines Freundes nicht, denn nur die Liebe denkt nicht Arges und vergibt alles.

Walter suchte sich los zu machen von seinem Auftrage, ja er schrieb sogleich an den Grafen, daß er davon abstehe, mit seiner Gesellschaft nach Arnfels zu kommen.

Clara Arnfels, dieses verhängnisvolle Wesen schien ihm jetzt verachtenswert; er schämte sich des Zauberz, den sie auf ihn geübt hatte, auch glaubte er zu fühlen, daß er ihr jetzt ganz kühl entgegen treten konnte, doch wollte er es nicht, weil er überhaupt ihr nicht begegnen mochte, denn er hätte ihr seine innere Erregung, ja seine Geringschätzung nicht verbergen können. Wie leicht konnte es auch

geschehen, da er ihr durch Aradi gewiß genannt worden war, daß sie, der er alles vertraute, den Namen seines Freundes vielleicht gleichgiltig erwähnte. Mußte er dann nicht fürchten, sich nicht weiter bemeistern zu können, ihr seinen ganzen Haß zu zeigen? — Denn Haß, ja, Haß war es, was er für sie zu empfinden meinte.

Keinesfalls wollte er ihre Schwelle betreten, überall wollte er ihr ausweichen, und den Auftrag des Freundes zu überbringen, schien ihm, je länger er darüber nachdachte, gänzlich unmöglich. Walter war eine jener warmen Naturen, voll in der Freundschaft, aber auch voll in der Abneigung, ohne Schwanken und Rückhalt in beidem. In seiner Abjage an den Grafen bat er, das Fest noch eine Zeit behalten zu dürfen, indem er sich vorbehielt, es selbst zu überbringen und selbst nach Altenhof zu kommen, wenn die Gäste das Haus verlassen haben würden, denn er wollte für die nächste Zeit unsichtbar werden und nur der Erinnerung leben. Daß hiebei auch die Krise, welche er selber durchmachte, ihren Antheil hatte, daß er die schmerzliche Metamorphose, welche Clara in seiner Vorstellung erlebte, selbst schwer überstand, wollte er sich kaum gestehen.

So vergingen Wochen, und Walter mußte daran denken, das Tagebuch an Denken zurückzustellen.

Er trennte sich schwer davon, er durchflog es zuletzt nochmals, und es fiel ihm der Name Peters auf und dabei auch jene erste Begegnung ein.

Seitdem hatte er für die Warnung des Jägers nur allzuviel Belege; dennoch drängte es ihn, den alten Diener seines Freundes zu sprechen. Von lieben Menschen, die wir verloren haben, suchen wir nach allem, was sie hinterlassen, so auch nach dem Andenken, so zu sagen nach dem Bilde, welches von ihnen in der Seele eines Dritten hinterblieb.

Auf dem Wege nach Altenhof lag

das Haus des Jägers. Walter kehrte dort ein, und anknüpfend an die neuliche Bemerkung desselben, ließ er sich von ihm alles wieder erzählen, was jener von Aradis' Ende wußte. Als sie zu der Stelle kamen, wo Peter als Führer ins Lager der Aufständigen gedient hatte, sagte er:

„Damals galt es meinen Kopf, denn ich diente im kaiserlichen Heere und wußte die Parole, durch die es möglich war, die Vorposten zu passieren. Wir kamen auch glücklich durchs Lager und hatten auf dem Wege genug Anlaß zu sehen, daß die Aufständischen verloren waren, denn sie befanden sich in einer Mausfalle, von drei Seiten eingeschlossen. Es deckte ihnen den Rücken allerdings eine schroffe Felswand, doch war hiedurch auch jeder Rückzug versperrt. Hier hieß es also sich durchschlagen oder bis zum letzten Mann aushalten, wenn man sich nicht ergeben wollte.“

„Wie konnten Sie aber“, fragte Walter, „Ihrem Herrn als Wegweiser dienen in so hoffnungsloser Lage?“

„Da gab's keine Wahl“, erwiderte Peter, „hätte ich ihn nicht ins Lager seiner Leute gebracht, so hätte er doch die nächste Sonne nicht aufgehen gesehen, denn als ich zu ihm ins Zimmer trat, ehe er mich noch ansprach, sah ich seine geladenen Pistolen auf dem Tische liegen. Er sagte mir, daß er die Niederlage seiner Landsleute nicht überleben wolle, oder zu ihnen ins Lager gelangen möchte, und daß ich ihm dazu verhelfen solle. Nun wußte ich wohl, wie es um ihn stand und was ihn in den Tod trieb, doch ließ ich mir davon nichts merken. Als er sprach, sah er mich so eigen an, mit einem Gesicht, wie ich es bei unseren Soldaten gesehen habe, wenn sie auf verlorene Posten gestellt waren und mit dem Leben abgeschlossen hatten; daher ich gleich nachgab und als Führer mich anbot. Ja, ich sah es wohl, es stand damals schlimm um ihn, und meinem guten

Herrn hätte niemand helfen können — nur die eine, und die dachte wohl nicht daran.“

Walter fragte: „Woher wissen Sie das?“ Da kam der Alte bald ins Reden und manche Stelle in seinem Berichte gab's, wo ihm die Stimme zitterte.

„O, Sie haben ihn gekannt“, sagte er, „und wissen, was für ein guter Herr er war, und wie stattlich. Nach ihm wendeten sich die hübschen Köpfe um, wenn er gieng. Er hätte ihrer gar viele haben können, und keine mochte er, als die eine, die ihn zum Narren hielt.“

„Sind Sie dessen gewiß, Peter? Gab's da keinen Irrthum, vielleicht einen Zwang, dem sie folgen mußte? Es scheint, daß Ihr verewigter Herr selbst vor seinem Ende eine solche Ahnung hatte.“

„Herr, was sollte es da für einen Zwang gegeben haben!“ entgegnete der Jäger, „sie sahen sich ja fast täglich und konnten sich alles sagen; da war kein Irrthum möglich. Daß er sie liebte, sah jedes Kind, und wir Diener dachten immer, daß werde einmal ein schönes Paar geben. Aber nur fürs Auge — Sie verstehen mich — denn sie war seiner nicht wert.“

„Sie meinen wohl, weil sie ihn betrog, und zuletzt den General nahm?“

„Nein, nein“, meinte Peter, „weil sie immer so wetterwendisch und launenhaft war, noch ehe sie ihn schmählich verließ, um einen anderen zu nehmen. Ich rückte erst mit der letzten Reserve zur Armee, und war zu Beginn des Krieges noch bei meinem Herrn, der, obschon mit dem Herzen ganz bei der Sache seiner Landsleute, sich doch nicht merken ließ, mit wem er es eigentlich hielt. Nur ich, sein Diener wußte es; aber ich wußte auch, warum er hier, mitten unter seinen Feinden blieb, was ihm schwer genug werden mußte. Es war das nur ihretwegen, und sie hätte es schon

merken können; doch sie that nichts dergleichen, und dankte ihm schlecht für das Opfer, welches er ihr brachte. Oft kam er ganz verzweifelt nach Hause, und ich dachte schon, er werde alles im Stiche lassen und zu seinen Leuten stoßen, was mir doch wieder sehr weh gethan hätte, weil ich ihm nicht hätte folgen können, denn mich band meine Schwur als kaiserlicher Soldat.“

„Da hätte Ihnen Ihr Herr eigentlich auch nicht recht trauen sollen.“

„O, der wußte schon, was er an mir hatte. Meinen Schwur für den Kaiser hätte ich nicht gebrochen; für die Rebellen hätte ich nicht einen Finger gehoben, aber für meinen guten Herrn hätte ich mich in Stücke hauen lassen.“

Walter hätte den Alten umarmen mögen. Wenn wir nichts mehr als die Erinnerung von unsern Lieben besitzen, so ist es das Beste, was wir von ihnen haben, so ein Stückchen irdischer Unsterblichkeit in dem Herzen anderer.

Unter solchen Eindrücken kam Walter in Altenhof an und fand den Grafen allein zu Hause.

Sie tauschten bald ihre Erinnerungen an Aradi gegenseitig aus. Walter sah auch hier wieder, wie sehr sein verlorener Freund in gutem Andenken stand, und hierdurch verschärfte sich, wenn möglich, noch seine Stimmung gegen Gräfin Clara, so daß es nur Unwillen bei ihm erregte, als der Graf ihm mittheilte, sie habe sich neulich, als sie dort geladen waren, angelegentlich um Walter erkundigt.

Als er hörte, sie hätte seiner Person und seines Namens gedacht, und gefragt, ob das derselbe Robert Walter sei, der die großen Reisen gemacht vor Jahren, und jetzt hier ein Gut besitze, da empörte diese Erwähnung seiner Reise ihn völlig, denn gerade damals war er ja der Gesellschafter Aradis' gewesen.

Wie konnte sie nur davon sprechen,

war das nicht förmlich eine Anspielung auf seinen verstorbenen Freund? Gehörte nicht hiezu überlegte Grausamkeit oder bodenloser Leichtsinns?

Er erfuhr durch Venken, daß Clara seit dem Tode des Generals bei ihrem Schwager, dem jüngeren Arnfels und dessen Frau häufig zu Gaste lebe, und sogar an den dort nicht seltenen Festlichkeiten theilnehme. Also auch hierin war sie sich consequent geblieben, sie trug noch heute die Farben, zu denen sie damals so überraschend übergetreten war.

Sie war also ganz und gar in das Lager der Feinde ihres Vaters, und Aradis' übergegangen. So sah Walter wieder bestätigt, was der Peter behauptet hatte, daß hier kein Zwang, kein Irrthum seiner Zeit gewaltet haben könne, und daß nur die unendliche Liebe seines Freundes zu Clara nach eingebildeten Erklärungsgründen für ihre Treulosigkeit geforscht haben mochte.

Lange waren sie in dieses Gespräch vertieft gefessen. Walter hatte sogar vergessen, daß er sein Pferd, auf dem er gekommen, vor dem Hause habe halten lassen; da rollte ein Wagen vor das Hausthor, und Venken, der an das Fenster trat, erkannte sogleich Gräfin Clara, die ohne alle Begleitung angekommen war.

Walter schnellte empor und griff nach dem Hute; er wollte ungesehen entweichen, und sich durchaus nicht halten lassen durch die Vorstellungen des Grafen, der ihm zu bedenken gab, daß dies einer feigen Flucht gleichkomme, da die Gräfin ja sein Pferd vor dem Thore gesehen habe, und daß er zwar trachten dürfe, ihr nicht zu begegnen, daß er aber auch wünschen müsse, daß sie den richtigen Erklärungsgrund dafür erhalte, der ihr jetzt zu fehlen scheine. Diese Einwendungen änderten den Vorfaß Walters nicht; er gieng, aber es gelang ihm nicht, sich unbemerkt zu entfernen, denn als er eben auf den Flur heraus-

trat, kam sie die Treppe herauf, und er mußte, wollte er sich nicht an ihr vorbeidrängen, sie oben erwarten. So schritt sie denn an ihm vorüber, während er grüßte. Auch diesmal vermochte er nicht, sein Auge von ihr zu wenden, und sie sah ihn mit einer Miene an, in der er nichts von all den bösen Dingen zu finden vermochte, die nach seiner Ansicht das Gemüth dieser Frau erfüllen mußten. Da war weder Gefallsucht noch Härte zu sehen, noch jene alles überdeckende freundliche Maske, welche man in der großen Welt aufsteckt.

Wie weit von allem dem war der Ausdruck dieser Blicke! Fast wie verständnisinnige Trauer kam es ihm vor, so, als wollte sie sagen: ich weiß, warum du mich fliehst, und das thut mir weh. —

Er schüttelte sogleich diese weiche Regung ab und schalt sich selbst wegen seiner Grillen; rasch gieng er im Geiste das ganze Register der Beschuldigungen durch, die gegen dieses eigenthümliche Wesen sprachen; er sagte sich, daß keiner von den beiden Menschen, die mehr über sie wußten, für sie gesprochen; sie stand allein, allen Anschuldigungen gegenüber. Was konnte also ihre Persönlichkeit, die Hoheit und Würde ihrer Erscheinung gegen unzweifelhafte Thatfachen?

Walter war mit sich wieder im Kampfe, denn Aradis' letzte Worte: „Mutter, vergib ihr, wie ich ihr verzeihe“, klangen ihm im Ohre. Er schwankte wieder zwischen Zweifel und Anklage, so daß er sich schließlich innerlich recht zerrissen und unglücklich fühlte; denn er konnte eben nicht halb sein und zu keiner Ruhe gelangen bei so widerstreitenden Eindrücken.

Er ritt auf dem Heimwege kreuz und quer, und achtete nicht auf die Sonne, die auf ihn niederbrannte, und nicht der langen Zeit, die vergangen war, seit er vom Hause weggeritten. Sein durstiges Pferd mahnte

ihn endlich, weil es sich von einer Quelle, bei der er vorbeikam, nicht wegbringen ließ, ehe es seinen Durst gestillt hatte.

Er sah nach der Uhr und dachte an das Heimreiten, bemerkte aber, daß er trotz des längeren Reitens viel näher bei Altenhof, als bei seinem Hause sei; er ritt daher wieder dahin zurück, umsomehr, als er fühlte, Venten, der nun sicher wieder allein sein werde, sei ihm jetzt zum Austausch seiner Gedanken nöthig.

Er trat bei ihm ein; dieser erhob sich, freudig erregt über Walters Rückkehr.

„Es führt Sie ein guter Geist zu mir zurück“, sagte er; „wenn Sie wüßten, was ich jetzt erlebt habe — jetzt erst gieng die Gräfin von hier. Sie kam in einer wichtigen Sache zu mir; sie wünscht, ich sollte meine Schritte mit denen Ihres Schwagers vereinen, der bei Hofe gut angeschrieben ist, um für ihren Vater, welcher noch als Flüchtling im Auslande lebt, straflose Rückkehr zu erwirken. Was ich dafür thun kann, weiß ich noch nicht, was sich aber bei diesem Anlasse hier ereignete, was für neue Überraschungen durch diese wunderbare Frau mir hier zutheil wurden, sollen Sie gleich hören. Vorerst will ich Ihnen nur sagen, daß ich über dieses problematische Wesen wieder schwankend geworden bin und will Ihnen gestehen, daß ich nahe daran bin, ihr Herz zuzumuthen oder sie für die beste Schauspielerin zu halten, die mir begegnet ist.“

„Halten Sie immerhin an dem letzteren fest“, meinte Walter, „Sie ersparen sich dadurch vielleicht eine peinliche Täuschung.“

„Ich sehe“, erwiderte Venten, „daß Sie durch den Anblick der Räthselhaften nicht schwankend geworden sind, und doch ist vor allem ihr ganzes Wesen, noch ehe sie gesprochen hat, vertrauengewinnend.“

„Jawohl“, rief Walter ein, „aber

gerade darum mißtraue ich mir selbst gründlich.“ —

„Und machen es“, ergänzte der Graf, „wie die frommen Ritter, wenn sie einen verlockenden Spuk sehen; sie schlagen das Kreuz und sagen: Alle guten Geister loben Gott! Glauben Sie mir, ich war heute, als die Gräfin bei mir eintrat, gerade so gepanzert wie Sie; dennoch hielt diese Stimmung nicht an — hören Sie, wie dies kam.“

Als ich“, fuhr Venten fort, „die Eintretende hier zum Sopha geleitete, lag auf dem kleinen Tisch zu ihrer Seite, gerade wie jetzt, das Heft, welches Sie mir zurückgebracht hatten. Sie sehen, obenauf steht von meiner Hand: Aradi 1849 — und dann von ihm selbst die Worte: Lichte Augenblicke. In der Erregung des ersten Gespräches bemerkte Gräfin Clara das Heft anfänglich nicht, obwohl sie es fast mit der Hand streifte; da, wie sie sich zurücklehnt mir zuhörend, und so vor sich hinsieht, fällt ihr Blick auf das Tagebuch. Als ob ein Schemen am hellen Tage vor ihr aufstände, heftete sie den Blick starr auf das Papier — sie erblasste, saß regungslos und gab kein Lebenszeichen. Endlich stürzten große Thränen ihr aus den Augen und mit der herzwinnenden Miene eines Kindes sagte sie: O, bitte, geben Sie es mir; ich wußte, daß es existiert — und wagte nicht, Sie darum zu fragen — o lassen Sie es mir!“

Gräfin Clara und ich hatten nie über Aradi gesprochen, doch lag in diesen wenigen Worten und in der Art, wie sie gesprochen wurden, die Voraussetzung, daß ich alles wisse und sie für schuldlos hielte. Es lag im Tone dieser Stimme ein argloses Bekenntnis ihrer Liebe, und solcher Schmerz lag darin, daß ich die wunderbare Kraft von Ton und Miene empfand, die mehr als Worte überzeugen und gewinnen. Sie hatte die Hand auf das Tagebuch gelegt und fast hätte ich eingewilligt, schon lag

es mir auf der Zunge, ihr zu willfahren, da siegte die Vorsicht, ich wollte erst mit mir zu Rathe gehen und ich halte mich auch an Sie, lieber Robert, gebunden. Nein Gräfin, sagte ich, Sie können das Tagebuch nicht haben, wenigstens von mir nicht; ein dritter, der Aradis Vermächtnis übernommen hat, darf es Ihnen übergeben, von ihm hängt es ab, an ihn müssen Sie sich wenden. — An Herrn Walter, sagte sie, ich weiß es; und muß ich mich selbst an ihn wenden, muß ich ihn bitten? — Nein sagte ich, bitten will ich ihn, mehr aber kann auch ich nicht thun. —

Und nun, lieber Robert“, schloß der Graf, „bitte ich Sie wirklich. Nehmen Sie das Heft, gehen Sie hin, lösen Sie das Räthsel, erlösen Sie diese verzauberte Seele, denn ich spreche mit Aradi; wer sie so gesehen hat, der kann an eine niedere Treulosigkeit nicht glauben. Es lag in diesen Zügen, in dem einen Augenblick mehr herzerreißender Schmerz, als ich je in einem Menschenantlig gesehen habe. Gehen Sie hin, denn Sie haben den Auftrag eines Sterbenden zu erfüllen; mit Ihnen wird sie über alles reden, durch Sie wird Klarheit kommen in dieses Dunkel.“

Nach diesem Gespräch blieb Walter nichts übrig, trotz allen Widerstrebens, als das Tagebuch wieder zu sich zu nehmen und wenige Tage darauf, nachdem er sich vorher eine Stunde hiezu erbeten hatte, trat er bei der Gräfin Clara ein.

Was er hier erlebte, wie diese Stunde verlief und was nachher mit ihm vorgieng, mag am kürzesten und klarsten berichtet werden, indem ich hier jene Briefe hersehe, welche Walter kurz darauf an den Grafen gerichtet.

Wien 1856.

Ich weiß es, Sie werden mich für einen Unverlässlichen, für einen planlosen Herumstreicher halten, der Ihres Vertrauens unwürdig war,

denn längst schon sollte ich bei Ihnen gewesen sein und Ihnen berichtet haben, was zu Arufels vorgegangen, als ich das erste und seitdem auch das letztemal dort gewesen war.

Ich glaube, manche Lebenslagen werden klar, wenn man beim Ende zu erzählen anfängt. Also kurz gesagt, ich bin seit zwei Wochen in der Residenz, ganz und gar im Dienste für Gräfin Clara thätig. Hier setze ich alle Hebel in Bewegung, benütze jeden günstigen Luftzug bei Hof, um die straffreie Rückkehr von Gräfin Claras Vater zu erwirken.

Vielleicht nehme ich auch noch Ihre Hilfe in Anspruch, lieber Graf; kurz, ich thue alles, setze alles in Bewegung um das zu erreichen, was ich anstrebe, und hiedurch endlich diese arme Gequälte, ihr Leben hindurch für andere Leidende und erbarmungslos Hingeopferte zu befreien; sie loszulösen von den Arufels', diesen verhassten Menschen, bei denen sie nach dem Tode ihres Mannes verblieb, um durch Hilfe dieser Leute, die gute Verbindungen nach oben haben, für ihren verbannten Vater zu wirken — dieses Vaters, der mit und gegen seinen Willen — alles Unglück und allen Seelenjammer seines armen Kindes verschuldet hat, dem sie zwar das Leben, aber ein Leben der Entsagung und die Palme des Märtyrertums verdankt.

Als im Jahre 1848 die Empörung ausbrach, fuhr es — Sie wissen es ja — wie ein Blitz unter die friedlichen Menschen. Alles schied sich nach Nationalität und politischer Religion. Mitten durch die Familien gieng der Riß. Heute saßen sie als Blutsverwandte noch an einem Tische beisammen — morgen trennte sie eine bodenlose Kluft. Das Lösungswort war ausgegeben, die einen waren Hochverräther, die anderen Knechte der Tyrannen. So wollte es der Wahn, die Verblendung, welche damals über die Menschen gekommen war.

Claras Vater war durch Namen und Familiengeschichte bald ein Hort und Führer der Aufständischen, ließ aber sein Kind im feindlichen Lager, im Hause seines Verwandten, des Grafen Arnfels. Dies that er nicht so sehr, weil er Clara hier geborgen glaubte, als vielmehr, weil sie als Vermittlerin geheimer Nachrichten dienen sollte.

Dies wurde bald von Bedeutung, da General Arnfels ein Commando gegen die Rebellen erhielt und niemand Verdacht hegte gegen das lebenslustige Mädchen, welches sich niemals um ernste Dinge bekümmert hatte.

So wurde manche wichtige Nachricht, die Blut und Thränen zur Folge hatte, durch die Hand eines arglosen Kindes befördert. Aber mehr als dies kam der Erhebung zustatten, daß sie öfter rechtzeitig von den Absichten der Kaiserlichen unterrichtet wurde, denn Arnfels gehörte zu jenem Hofadel, der in die Pläne der Regierung eingeweiht ist.

Durch Claras Hand kam den Aufständischen die erste Nachricht zu, daß mit Rußland ein Bündniß geschlossen sei und nun die Rebellion auch im Rücken gefaßt werden sollte.

Damals war Aradi von der großen Reise heimgekehrt, auf der ich sein Begleiter war, und da er Bekannte in der Gegend hatte, kam er öfters in das Haus des General's. Als die Revolte ausbrach, hatte er Clara, die er von früher her kannte, wiedergefunden.

Sie waren Landsleute und hatten sich liebgewonnen, da sie noch fast Kinder waren.

Sie überließ sich damals dem Zuge ihres Herzens und war offen und ohne Rückhalt gegen ihn.

Da traf eines Tages von ihrem Vater die Weisung ein, sich vor Aradi zu hüten, ihm nichts zu vertrauen, denn seine Weigerung, an dem Aufstande theilzunehmen, dem seine ganze

Blutsverwandtschaft angehörte, mache ihn verdächtig. Diese Warnungen wurden immer eindringlicher, je mehr Aradi, ohne einen Grund anzugeben, jede Theilnahme an dem Aufstande verweigerte.

Die Ärmste stand nun zwischen dem Gebote ihres Vaters und dem Geseze ihres Herzens in einer verzweifelten Lage, voll Widersprüche und unfreiwilliger Lügen; ihre Rolle wurde täglich schrecklicher, denn was ihr anfangs leicht erschienen war, da sie nur gleichgiltige Menschen täuschte, und das ihrem Vater zu Dank, den sie sehr liebte — das wurde ihr dann zur täglichen Strafe, weil sie zwischen zwei geliebten Wesen wählen sollte.

Clara flehte zu ihrem Vater, sie aus dieser Hölle zu befreien, ihr diese unwürdige Aufgabe abzunehmen und erhielt durch geheime Boten den Bescheid, noch bis zu dem bevorstehenden großen Schlage bei Arnfels auszuhalten, dann werde sie abgeholt werden.

Damals ließ die Unglückliche ihrem Herzen freien Lauf; einmal zeigte sie Aradi ihre Liebe und hatte nun auch Hoffnung, bald offen gegen ihn sein zu dürfen, denn in längstens drei Tagen erwartete man jenen Hauptschlag, nach welchem sie frei wurde.

Dieser Schlag erfolgte, aber er fiel auf das Haupt der Empörung und vernichtete sie gänzlich. Zwei Tage lang hatte der Kampf getobt, zwei Tage zitterte Clara für ihren Vater, endlich trafen Siegesnachrichten ein für die Kaiserlichen und man erwartete zu Arnfels einen Boten des General's, ehe man frohlockte, oder, um mit Clara zu sprechen, ehe man verzweifelte.

Da kam spät Nachts der General selbst in Arnfels an. Niemand war zu Bett gegangen und alles scharte sich um ihn in seiner Familie; er aber war wortkarg, trotz des Sieges seiner Truppen, und sehr kühl gegen

Clara. Er sagte ihr nur, daß man ihren Vater vermissen.

Man trennte sich bald. Clara lag auf den Knien in ihrem Zimmer und betete für ihren Vater.

Da pochte es, der General trat ein und nun folgte in wenigen Augenblicken eine fürchterliche Scene, die über das Leben zweier Menschen unterschied. Ohne ein Wort der Vorbereitung hielt Arnfels Clara ein Papier hin, welches sie sofort als einen ihrer geheimen Briefe erkannte. Dieser Brief war mit anderen von den Kaiserlichen aufgefangen worden.

„Wissen Sie, daß ich Sie als Verrätherin aufgreifen lassen kann?“ sagte er.

„Thun Sie es, ich erwarte nichts anderes“, entgegnete sie.

„Sie hoffen wohl auf Straflosigkeit, weil Sie wissen, daß ich gegen Sie stets schwach war? Vergessen Sie aber nicht, daß verschmähte Liebe zum Haß wird.“

„Ihre Liebe galt mir immer wie Haß“, sprach sie, „beide sind mir gleichgiltig.“

„Das wollen wir sehen“, sprach er höhrend, „Sie lieben mich vielleicht, ohne es zu ahnen, Sie haben Ihr Herz noch nicht gefragt. Ich habe noch eine Neuigkeit für Sie, Ihr Vater wird nicht mehr vermißt.“

„Er lebt — und man weiß, wo er sich befindet?“ fragte sie.

„Jawohl, man weiß es.“

„O sprechen Sie“, bat sie und hätte dem Gehörten gern die Härte abgebeten, welche sie soeben gezeigt.

„Ihr Vater“, setzte er fort, „liegt verwundet zwei Stunden von meinen Vorposten. Da er kein Pferd besteigen kann und in einer Sänfte getragen werden muß, so kann er den nachrückenden Truppen nicht entfliehen.“

„Und dann wird er gefangen?“ fragte sie angstvoll.

„Jawohl, Staatsgefangener —“

„Und dann?“ fragte sie.

Dann wird ihm der Proceß gemacht, als Hochverräther. Das Ende ist dann allerdings nicht der ehrliche Soldatentod, aber —“

„Aber“ — rief Clara, — „er ist noch nicht gefangen, er kann noch entkommen?“

„Ich wüßte nicht wie“, — fiel der General ein — „wir sind ihm ja auf der Ferse, und hier, sehen Sie, fragt mich der Commandant, der den fliehenden Haufen verfolgt, wo man ihren Vater hinbringen soll, wenn er lebend gefangen wird.“

„Und Sie werden ihren Verwandten, der jetzt wehrlos, verwundet ist, nicht entkommen lassen?“

„Meinen Verwandten — was gilt mir der? Nein, gewiß nicht — höchstens den Vater meiner Frau — oder auch meiner Braut, für den ließen sich Wege finden.“

So endete dieser furchtbare Auftritt beinahe lautlos, denn Clara brach zusammen, und als sie aus der Ohnmacht erwachte, war der General nicht mehr da, und sie war zu Bette gebracht worden, durch ihre Dienerin, die neben ihr wachte.

Alles übrige, lieber Venken, wissen Sie. Nur das wissen Sie nicht, wie diese Frau die fünf Jahre ihrer Ehe bis zum Tode des Generals getragen hat.

Willenlos, stumm, gebrochen, als eine vom Schicksal Getroffene, dessen eisernes Werkzeug für sie der General war, den sie nicht haßte — nur verachtete.

Möchte es mir vergönnt sein, die Gunst dieser edlen Dulderin zu verdienen und ihr mein Leben ganz zu weihen, auf daß sie die Vergangenheit vergesse.

Allotria.

Gedichte von Friedrich Theodor Vischer. *)

Mode.

Mit dem Gebirge von Haar vergrößert den Kopf sie zum Kürbis,
Tief nach vornen hinab sthet ein
Teller von Stroh,
Gleich als hätte von hinten gewaltige
Feige des Ohres
Ihr das Deckelchen vor bis auf die Nase
gestülpt.
Breit und männlich erscheint die Schulter,
es greifet der Gürtel
Hart an den Rippen hoch über der Weiche
hindurch,
Treibet den Leib heraus zu widerlich
schwellender Rundung,
Aber kümmerlich schmal enget die Hüfte
sich ein.
Duhlerisch kurz ist bald das Gewand, bald
setzt es als Schleppe
Lang nachrauschend den Koth oder den
wirbelnden Staub,
Schwankend trippelt der Fuß auf hohem,
spitzigem Absatz,
Der ihn bei jeglichem Schritt mit der
Verfluchung bedroht!
Dass aus Dunkel hervor gefährlicher blige
das Auge,
Färbt ihr das Augenlid fein mit arabischem
Schwarz.
Gehet und entlehnet doch auch von der
indianischen Rothhaut
Noch den goldenen Ring, den durch die
Nase sie stekt!
Aber der Wilde betreibt's mit ehrlicher,
kindischer Thorheit,
Wenn er mit Farben und Schmutz närrisch
sich putzet den Leib;
Dies hier hat in Paris die käufliche Dirne
erfunden
Und die gestittete Frau ahmt es getreulich
ihr nach.

Gebirgsvolk.

Zwei breitkrämpige Hüte, mit goldner
Quaste gezieret,
Hoch über alles Volk ragen sie dort im
Gedräng;
Riesen sind es fürwahr an nervigem Baue
der Glieder,
Frisch und heiter und fest leuchten die
Augen umher.
Dies ist Heldengeschlecht des Andreas Hofer,
die Väter
Haben das tödtliche Blei unter die Dränger
geschandt,
Haben vom Berge den Fels, die Stämme
der Fichte gerollet.
Wild aus des Eisack Flut starrete zermalmtes
Gebein.
Heute verjodeln die Söhne ums Geld ihr
tirolisches Heimweh
Und des Geschlagenen Sohn reichet ver-
ächtlich den Sou.

Wettrennen.

Heute ergießt sich die Welt, das Rennen
der Kasse zu sehen,
Wagen an Wagen gedrängt, stürzen sie
raffelnd hinaus.
Heut wie ein Blumenfeld erglänzet die
Blüte der Schönheit
In des leuchtenden Schmucks voller, be-
rauschender Pracht.
Selber lenket das Ross am Scharlachband
die Lorette,
Fürstliches Biergespann leitet der schlanke
Jockey.
Ringsum gaffet das Volk und nach dem
beneideten Glanze
Leden die Bürger der Stadt gierig den
lüsternen Mund.

*) Stuttgart. Verlag von Adolf Bong & Comp. 1892.

Aber wer kann, fährt mit, es schleppt den
gemieteten Wagen
Blutend von viehischem Hieb, keuchend der
Klepper dahin.
Könnst' ich retten nur eine der Creaturen,
der armen,
Aus des Weinigers Faust, gab' ich die
Menschen darum,
Grafen, Barone und Lords, Sportsmen
und wettende Narren
Mit dem sämmtlichen Volk, welches den
Schwindel beglöh.
Möchten sie Arm und Beine nur immer
brechen! Ein Gaul ist
Wahrlich immer noch mehr wert, als das
ganze Geschmeiß.

Volkserziehung.

Müßiggehen im Bad, das ist nur ganz in
der Ordnung,
Nicht für die Arbeit bloß ist uns das Leben
geschenkt.
Säh' man euch nur nicht an, daß die
Arbeit euch als gemein gilt,
Daß ihr verachtet den Mann, der sich
verdient sein Brot!
Aber wer es erlaubt, zu errichten den
lodenden Glückstopf,
Arbeitslosen Gewinn stellet als Lösung
er auf.
Wehe dem Staat, der es thut, er tödtet sein
eignes Gewissen
Und er wundre sich nicht, wenn er Gefindel
erzeugt.

Der höllische Schatz.

Wenn der Himmel beschließt, eine Stadt,
ein Land zu verderben,
Schenkt er ihm heilenden Quell, Wunder
der schönen Natur.

Labsal suchet zuerst der bescheidene Kranke,
der frische
Wanderer rühmet zu Haus dann die
gesundene Lust.
Mehrere kommen, es häuft sich der Zug
von Jahre zu Jahre,
Völkerwanderung beginnt, müßigen, äppigen
Schwarms,
Welcher die Laster der Zeit, den frechen,
lüsternen Anspruch
Trägt in das stille Gebirg, trägt in das
friedliche Thal.
Weg ist die Einfalt nun aus des Bürgers
Haus und des Hirten
Hütte; des Gastes Gelüst forscht er und
beutet er aus.
Eile thut noth, denn es gilt zu benützen
den flüchtigen Sommer,
Und es mehrt sich die Bier, hastigen,
leichten Gewinns.
Ziehen sie dann mit den Schwalben hinweg,
die geschöpften Besucher,
Köstliches Liebesgeschenk lassen sie scheidend
zurück:
Gleich dem müßigen Gast lebt wie im
Land der Schlaraffen,
Wenn er den Sädel gefüllt, nun der
Bewohner dahin!
Ist er geleert, was thut's? Es kommt ja
wieder der Sommer
Und es beginnt von vorn fröhlich das
Saugesystem.
So von der Hand ins Maul fortlebet das
Völkchen und richtig,
Durch den höllischen Schatz sind sie zu
Lumpen gereift.

Erklärung.

Wie griff die holde Clelia
Aus blinder Liebe fehl!
O, sie ist ganz Camelia
Und er ist ganz Nameel!

Berlin die Stimme Deutschlands? *)

Die letzten Tage des alten Jahres 1891 haben den Berliner Zeitungen wieder reichlich Gelegenheit gegeben, Dithramben auf die Reichshauptstadt anzustimmen. Nicht genug thun können sich die Blätter darin, und seltsamerweise gerade die jüdischen, alles zu rühmen und zu preisen, was Berlin im verfloßenen Jahre erstrebt und erreicht hat. In man merkt es den Lobesartikeln ordentlich an, mit welchem Behagen und welcher Selbstgefälligkeit sie geschrieben worden sind, wie eifrig sich die Verfasser bemühen, den dummen Provinzialen und anderen Reichsdeutschen klar zu machen, daß Berlin jetzt wirklich Deutschlands Kopf und Herz geworden sei, und daß man in allen politischen, gesellschaftlichen, künstlerischen und literarischen Fragen das Urtheil Berlins als die Stimme Deutschlands anzuerkennen habe. Wir sind im Reiche seit Jahren an eine gute Portion Unmaßung der Berliner gewöhnt und haben dazu geschwiegen, aber diese Unverfrorenheit, sich dem Ausland gegenüber als die maßgebenden Vertreter des Deutschthums aufzuspielen, müssen wir denn doch energisch zurückweisen. Solange wir in Deutschland noch Städte wie Köln, Stuttgart, München und Leipzig haben, werden wir Berlin niemals das Recht einräumen, sich zum Führer Deutsch-

lands und zum Träger deutscher Sitte und deutschen Geistes aufzuwerfen.

Wir halten es, ehrlich gestanden, in nationaler Beziehung für einen Mißgriff, daß man Berlin seinerzeit zur Reichshauptstadt gemacht hat, denn eine im Reiche allgemein so unbeliebte Stadt zum Mittelpunkt eines nur loder zusammengehaltenen Staatswesens wählen, heißt denn doch den Einheitsgedanken auf eine harte Probe stellen. Mit großer Freude wurde es begrüßt, als man das Reichsgericht nach Leipzig legte und damit gleichsam den Plan durchbrach, die ganze Reichsmaschine in Berlin aufzubauen. Man hätte nur noch weiter gehen und auch für den Reichstag eine andere Stadt auswählen sollen. Es würde das sicher zum Segen für Deutschland gewesen sein; wenigstens würden dann die Abgeordneten, etwa in Kassel oder in Hannover, mit größerer Ruhe und Sammlung arbeiten und mehr mit Herz und Geist bei der Sache sein, als inmitten der betäubenden Zerstreungen einer Millionenstadt. Für einige wäre es dann ganz überflüssig, ihre Reden aus dem Fenster zu halten, für andere würde die geheime Angst vor dem Berliner Janhagel und seinen Barricaden verschwinden.

Nachdem Berlin nun zwanzig Jahre lang die erste Stelle im Reiche eingenommen hat, müssen wir ein-

*) Diesen Aufsatz drucken wir mit Bewilligung des Verlegers aus den „Grenzboten“ (Leipzig. Fr. Wilh. Grunow) ab. Wir unterschreiben in demselben nicht jedes Wort, doch scheint er uns im Ganzen ein Zeichen der Zeit zu sein, das nicht übersehen werden will. Die Red.

gestehen, daß es sich dieser Ehre sehr wenig würdig gezeigt, das es nicht das Geringste dazu gethan hat, die deutsche Einheit zu pflegen, die Gegensätze im Reiche zu versöhnen und ein Vorbild für die deutschen Städte zu sein. Wir brauchen hierbei nicht an die zahllosen grauenhaften Scenen voll sittlicher Verworfenheit zu erinnern, die sich im letzten Jahre in Berlin abgespielt haben, nicht an die betrügerischen Bankerotte angesehener Bankhäuser, nicht an den brutalen Materialismus, die frivolsten Grundsätze und Lebensanschauungen, die den größten Theil der Berliner Handelswelt beherrschen — das alles ist noch frisch in jedermanns Gedächtnis und trägt schwerlich dazu bei, im Reiche Achtung und Sympathie für die Hauptstadt zu erwecken. Je mehr wir uns mit dem Charakter des heutigen Berlins beschäftigen, desto mehr drängt sich in uns die Ansicht auf, daß wir in Berlin das Wesen zweier Städte in unangenehmer Mischung wiederfinden, das von Warschau und das von Paris. Was von dem alten Berlin, das schon seit dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts sehr wenig von dem gediegenen, kernigen alten Märkertum aufzuweisen hat, als Ingrediens zu dieser charakteristischen Mischung hinzukommt, das ist die geschwätzige, renommierende Halbbildung, das selbstgefällige „schnoddrige“ Wesen, das platte, geistlose Philistertum mit seinem ewigen Bierlaufen und Skatspielen, die stumpfsinnige Reiseruth, die reist, nur um da und dort gewesen zu sein, die kindische Neugierde, die Klatsch- und Scandalssucht der Bourgeoisie, und das blasirte, schneidig thurende Faktentum der Geld- und Geburtsaristokratie. Daß aus solcher durch die geschichtliche Vergangenheit, durch die geographische Lage und andere Verhältnisse bewirkten Mischung nichts Gesundes und Erfreuliches hervorgehen kann, ist doch klar. Daher die völlige Urtheilslosigkeit und

Verbohrtheit des großen Berliner Publicums in allen politischen, wissenschaftlichen, künstlerischen und literarischen Fragen. Dieselbe Hurrahcannaille, welche begeistert die Friedrichsstraße hinunterzieht, wenn der Kaiser vom Tempelhofer Felde zurückkehrt, geht wenige Augenblicke später ins Wahllocal, um gegen Kaiser und Reich zu stimmen. Der ganze Weltscandal, den Kochs Adepten gegen seinen Willen mit seinem unfertigen Heilmittel in so empörender Weise verursacht haben und der im Auslande der deutschen Wissenschaft und der deutschen Ehrlichkeit einen so unermesslichen Schaden gebracht hat, ist von Berlin und von der Berliner Presse ausgegangen.

Und nun Berlin und die Kunst! Du lieber Gott! Welche Gedankenarmut, Geschmacklosigkeit und Oberflächlichkeit Berlin in seinen Bauten offen zur Schau stellt, wie geradezu kläglich sich seine Leistungen in der Bildhauerkunst und in der Malerei zeigen, das braucht man Eingeweihten, die sich durch Blinder und Schaumschläger nicht irreleiten lassen, nicht mehr zu sagen. Über die Berliner Musik wollen wir am liebsten ganz schweigen. Den verständigen Berlinern wird in dieser Beziehung ob ihrer Gottähnlichkeit auch allmählich bange. Umso mehr beanspruchen sie die Führerschaft in Deutschland auf literarischem Gebiete, wie das Karl Frenzel neuerlich mit dem Bruststone der Überzeugung geradezu ausgesprochen hat. Diese Anschauung, daß Berlin der Mittelpunkt des deutschen geistigen Lebens, die „Metropole der Intelligenz“ sei, ist immer wieder mit so viel Redheit und so hartnäckiger Ausdauer von der Presse verkündet worden, daß selbst alte, angesehene Zeitschriften darauf hineingefallen und aus ihren bewährten Sigen nach dem vermeintlichen Jungbrunnen alles Geistes, nach Berlin, übergesiedelt sind.

Und wer sind denn nun in Berlin, abgesehen von den wenigen vornehmen, von der literarischen Clique überschauten Größen, die gepriesenen Träger des deutschen Geistes und der deutschen Literatur? Paul Lindau, Oskar Blumenthal, Hugo Lubliner, Fritz Mauthner und etwa ein Duzend krummbeiniger literarischer Damenlutscher, die alle zu Füßen des „großartigen“ Wilhelm Scherer gefesselt haben — der hat die ganze Gesellschaft und die ganze Berliner Literatur auf dem Gewissen — diese Geister beherrschen den deutschen Parnass, sie sind die Tonangeber auf dichterischem Gebiete und maßen sich an, über die deutsche Literatur zu Gericht zu sitzen und den deutschen Kunstgeschmack und die deutsche Sprache in neue Bahnen zu lenken — es ist eine Schande!

Selbst dem mit Spreewasser getauften Paul Heyse ist das Gebaren dieser Berliner Literatengesellschaft denn doch zu stark. In einer seiner letzten Novellen sagt er: „Würden Sie es für ein Glück halten, wenn auch bei uns, wie in Frankreich, die Reichshauptstadt eine Dictatur des Geschmacks ausübte? Ich weiß, sie bilden sich dort bereits so etwas ein. Aber mir ist nicht bange, daß es Ernst damit werden möchte. Unser deutsches Stammesgefühl ist allzu mächtig, wir werden uns einer ästhetischen Suprematie niemals unterwerfen, die schließlich dahin führt, daß nicht mehr die deutsche Nation über Werke des Genius ihren Spruch fällt, sondern eine aus sehr zweifelhaften Elementen zusammengewehlte üppige Gesellschaft.“ Ähnlich urtheilt Friedrich Lange, einer von den wenigen unabhängigen Berliner Schriftstellern: „Ich werde mich um des deutschen Volkes und des deutschen Geschmacks willen niemals zu der Behauptung bereit finden lassen, daß das geistige Berlin, das Berlin der Kunst und Literatur, sowie es sich heute darstellt, der berechtigte Ver-

treter ganz Deutschlands zu heißen verdiene.“

Die „Grenzboten“ haben wiederholt auf die betäubende Thatsache hingewiesen, daß sich unsere schöngeistige Literatur infolge des Berliner Einflusses fortwährend in absteigender Linie bewegt trotz der überall üppig emporwuchernden Zeitschriften, trotz der stetig wachsenden Flut novellistischer Erzeugnisse, trotz der sich förmlich drängenden, mit allem Pathos und aller Selbstberäucherung abgehaltenen Schriftstellertage. Von einer auf deutschem Denken und Empfinden ruhenden Selbständigkeit des literarischen Schaffens ist schon längst keine Spur mehr zu finden. Eine nationale Überlieferung gibt es hier überhaupt nicht mehr. Der feste Boden, den frühere Geister geschaffen haben, und der unter kundigen Händen viele urwüchsig und eigenartige Stämme hätte hervorbringen können, liegt brach, öde oder versandet da. Auf neugewähltem, verfliegendem Dünenlande oder schwankendem Moorgrunde glaubt man mit seiner Kunst selbständiger zu sein, ein leichteres Spiel zu haben und fruchtbarer zu schaffen. Und welches Bild bietet sich nun dem Beobachter dar! Nach Norden und Süden, nach Osten und Westen sieht man diese Schriftsteller ängstlich greifen; bei allen Nationen sieht man sie unstet umherschweifen, und überall sammeln und suchen sie im Ausland Anregungen, Stimmungen, Probleme, geistige und seelische Verirrungen, neue „Documente des Menschengeschlechtes“, um ihre ohnmächtige Phantasie immer von neuem künstlich aufzureizen. Bald hängen sie sich an die Thranjolle der Norweger, bald schleppen sie sich durch die dumpfe Wuttiluft der Russen, bald klammern sie sich an die Misttarre der Franzosen. Je schwüler und verdächtiger die Atmosphäre ist, desto fieberhafter arbeitet die Einbildungskraft, desto sicherer und effectvoller werden noch halbwegs gesunde Zu-

stände zu krankhaften umgewandelt, desto gelassener und behaglicher werden selbst die widerwärtigsten Dinge in das harmlose Gewand der Familien-erzählungen gekleidet. Man weiß in der That nicht, worüber man sich mehr wundern soll, über die Geschmack- und Gedankenlosigkeit der Leser, die derartige literarische Kost ohne Widerwillen einnehmen, oder über den Unverstand und die Urtheilslosigkeit der Redactionen, die solches Zeug abdrucken und ihren Lesern vorsehen.

Es ist tieftraurig, zu sehen, in wessen Händen sich die Pflege unserer Literatur befindet, aber noch betrübender ist die Wahrnehmung, daß sich unsere gebildeten Männer immer mehr von ihr zurückziehen und mit den Dichtungen der Gegenwart nichts mehr zu schaffen haben wollen, weil ihnen die Schriftsteller zuwider sind. Man sollte doch bedenken, daß ein Geschlecht,

das für sein geistiges und seelisches Leben keinen dichterischen Ausdruck zu finden vermag, im Strome der Geschichte verschwindet, und daß keine Staatsactionen, keine Schlachten und Eroberungen es vor diesem Schicksal bewahren können. Es steckt in unseren höheren Beamten, in unseren Officieren und Landwirten so viel gesundes Urtheil, so viel feiner, literarischer Geschmack, so viel schöpferischer Geist; warum greifen sie nicht ordnend und fördernd, ermunternd und verurtheilend in die Literatur der Gegenwart ein? Die Nachwelt würde ihnen Dank zollen, wenn sie das geistige Erbe unserer Väter als ein heiliges Besizthum unseres Volkes hochzuhalten verstünden. Wir haben in Deutschland so viele Fürsten, warum nimmt sich keiner des armen Aschenbrödel's an, warum gehen sie alle naserümpfend an ihm vorüber? Wahrlich, wir sind eine betlagen'swerte Nation!

O, wer da hasst, der ist allein!

Mer da hasst, der ist allein! Der scheidet
Sich aus von diesem großen Reich des Lebens;
Der müßte mehr, als Gottes Kraft besitzen,
Um einen Athemzug lang froh zu sein;
Indes ein Zug vom Quell der Lieb' genügt,
Das ärmste, hängste Leben reich zu machen.

Leopold Scherer.

Die Wunder der Bienenstadt.

Von Joh. Ph. Glock. *)

„Wie sie die Wohnung bauen
Von gold'nem Pergament,
Nann niemand je beschauen;
Kein Künstler von Talent
Nann so Bewund'ring weden,
Die Zimmer all sind gleich,
Besondert mit sechs Eden
Das Honiglönigreich.“

Georg Philipp Harsdörfer,
Begnethisches Schäfergedicht.

Wir treten in das Heiligthum des Bienenlebens, wo es uns verstattet sein wird, an einzelnen besonders hervorragenden Manifestationen der unseren Bienen innerwohnenden Intelligenz die symbolische Natur derselben von verschiedenen interessanten Seiten kennen zu lernen. Und zwar befassen wir uns mit demjenigen Theil, der dem beobachtenden Menschen zunächst ins Auge fallen muss, mit dem Haus und Heim der geselligen Thiere, sagen wir gleich mit der Bienenstadt und dem Bienenstaat.

Wer heute durch die schönen breiten Straßen einer modernen Großstadt wandelt und rechts und links Haus an Haus, Palast an Palast, Villa an Villa, wetteifernd in Zweckmäßigkeit, Pracht und Gefälligkeit der mancherlei Baustile, vor seinen Augen aufsteigen sieht, wer beobachtet, wie der die Straßen füllende wirre Menschenknäuel von Großen und Kleinen, von Männlein und Weiblein, von Alten und Jungen jeden Standes und Ranges, anstatt in jedem Augenblick zusammenzustößen und zu stocken, sich

immer wieder freundlich entwirrt und friedlich weiterflutet vom Morgen des Tagwerks bis tief in die zum Tage gewordene Nacht hinein, wer aus eigener Anschauung kennen gelernt hat, wie in diesen fast unübersehbar scheinenden Niesenstädten mit ihren Hunderttausenden von Bewohnern durch die weise Ordnung der Magistrate für alle und jede Lebensbedingung im Leiblichen und Geistigen auf das möglichste Vorsorge getroffen ist, für Licht, Luft und Wasser, diese Elemente unseres physischen Lebens, für gesunde und preiswerte Nahrungsmittel, für Unterricht und Erziehung des heranwachsenden Geschlechtes, für Pflege der Kranken und Verunglückten, für Versorgung der Alten und Armen, für Erholung der Gesunden und Fröhlichen, für Bildung und Veredelung des Geistes und Gemüthes in glänzend ausgestatteten Tempeln der Kunst und Wissenschaft und dass die zahllosen Güter heute nicht mehr nur einer durch Reichthum oder gesellschaftlichen Rang privilegierten Classe der Bevölkerung zugute kommen, sondern auf der breitesten, humansten Grundlage

*) Aus dessen ausgezeichnetem Werke: Die Symbolik der Bienen und ihre Producte. (Heidelberg. Weisk'sche Universitätsbuchhandlung. 1891.)

allen Bewohnern zur Benutzung angeboten werden, — der muß dem Genius des Guten, Wahren und Schönen, welcher über der Menschheit der Gegenwart die Fackel des Lichtes hält, den schuldigen Zoll der Bewunderung gern darbringen. Mit größerem Rechte als der gottbegnadete Dichter am Ende seines Jahrhunderts dürfen wir an der Neige des unsrigen frohlocken:

„Wie schön, o Mensch, mit deinem Palmenzweige
 Stehst du an des Jahrhunderts Neige
 In edler, stolzer Männlichkeit,
 Mit aufgeschloss'nem Sinn, mit Geistesfülle,
 Voll milden Ernst's, in thatenreicher Stille,
 Der reifste Sohn der Zeit,
 Frei durch Vernunft, stark durch Gesetze,
 Durch Sanftmuth groß und reich durch Schätze,
 Die lange Zeit dein Busen dir verschwiegen.
 Herr der Natur, die deine Fesseln liebet,
 Die deine Kraft in tausend Kämpfen übet
 Und prangend unter dir aus der Verwild' rung stieg!“

Aber, so ist's nicht immer gewesen auf Erden. Es hat viele und lange Jahrhunderte, ja Jahrtausende gebraucht, bis die Menschheit, der Fesseln ledig, im Lichte dieser Gesittung sich bewegen und fühlen durfte. Der in das Dunkel der Sage verhüllte Urzustand des stolzen Menschengeschlechtes war alles eher als paradiesisch zu nennen. Es fehlte fast alles am Anfang seiner Geschichte

„Was den Menschen zum Menschen gesellt
 Und in friedliche, feste Hütten
 Wandelte das bewegliche Zelt.“
 „Scheu in des Gebirges Klüften
 Barg der Troglodyte sich;
 Der Nomade ließ die Triften
 Wüste liegen, wo er strich.
 Mit dem Wurfspeer, mit dem Bogen
 Schritt der Jäger durch das Land.
 Weh' dem Fremdling, den die Wogen
 Warfen an den Unglücksstrand.“

Und doch hat, lange bevor der Mensch das sittliche Bedürfnis fühlte, dem Menschen gesellig sich zu verbinden und die Segnungen der Gemeinschaft zu genießen, lange bevor

die erste Volksgemeinde sich zusammengefunden und die erste Stadt auf Erden gegründet war, ein wirkliches Volk einmüthig existiert, in unverbrüchlicher Ordnung und Gesetzmäßigkeit gelebt und gewirkt, Jahr um Jahr sich erneuert und vermehrt, Städte gegründet und Colonien entsendet, lange bevor Tyrus und Sidon ihre weltgeschichtlichen ersten Ansiedelungen begannen. Während nach biblischer Überlieferung das stolze Menschengeschlecht nur als bescheidene Familie aus den Thoren des Paradieses auszog, hat dieses Volk, ein Geschlecht von winzigen Zwergen, bereits als vieltausendköpfiges Volk seine Geschichte begonnen und dem Gebote des Schöpfers: „Seid fruchtbar und mehret euch und füllet die Erde“ sind sie ebenso gehorsam gewesen als die geborenen Herren der Schöpfung. Der geneigte Leser erräth wohl, wen wir meinen. Es ist das Volk der Bienen, von dem wir reden, oft bedroht und schwer geschädigt im Kampf um das Dasein, den sie mit uns kämpfen, aber allen feindlichen Gewalten zum Troß erhalten bis auf diesen Tag.

Das Volk der Bienen hat längst vor dem ersten menschlichen Städtegründer seine Städte gebaut und ein wohlgeordnetes Staatswesen beobachtet, kleine Städte zwar gegenüber den Riesenstädten der Menschen, aber doch höchst bedeutend für ein so winziges Geschlecht, dabei geräumig und gefällig, kunstvoll und schön, und was die Hauptsache ist bei jedem Stadtbauplan, gerade passend für das Volk, das darin wohnt. Über jede richtige Bienenstadt könnte man sügling sagen, was jener italienische Dichterheros über sein kleines, aber selbsterbautes und wohlliches Häuschen in dem einst stolzen Ferrara als Inschrift setzte:

„Klein zwar, doch mir bequem, doch niemand
 zinsbar und auch nicht
 Schmutzig, mein eigener Besitz, bleibt es doch
 immer mein Haus.“

Gleich den Menschenstädten haben

auch die Bienenstädte ihre bequemen, schönen Straßen, breit genug, daß viele Tausende rastloser Bewohner darin sich bewegen können. Dem in den Tag hineinlebenden farbenprangenden Falter, der sonst bei den gemeinsamen Blumenbesuchen ziemlich despectierlich auf die unscheinbaren Bienen herabsieht, müßte die Bienen-Großstadt denselben großartigen Eindruck machen wie die Menschen-Großstadt auf den Städtebummler, wenn er zum erstenmale weltstädtisches Pflaster unter den Füßen spürt. Welch Getümmel Straßen auf, Straßen ab! Welche Geschäftigkeit und Regsamkeit vom Morgen bis zum Abend! Welche Mannigfaltigkeit der Arbeit! Und dennoch keine Verwirrung, sondern überall im Kleinsten wie im Größten der Geist der Ordnung und Gesetzmäßigkeit. Jede Bienenwabe ist sozusagen ein Stadttheil für sich; je stärker das Bienenvolk sich vermehrt, destomehr Stadttheile müssen angelegt werden. Zumal im Frühjahr tritt bei zunehmender Übervölkerung nicht selten eine wahre Bauwuth ein, die aber dem Bienenvater ein höchst erfreuliches Zeichen der Volkskraft ist. Und in jedem Stadttheile ziehen sich in die Weite und Breite, in die Tiefe und Höhe viele Tausende von Wohnräumen und Vorrathskammern hin. Wie viel Mühe haben wir Menschen, bis wir uns in einer großen Stadt trotz Straßennamen, Littera und Hausnummern zurechtgefunden haben; das Volk der klugen Bienen hat und bedarf das alles nicht, und doch findet jedes Bienlein zu jeder Zeit, bei Tag wie bei Nacht den Stadttheil und das Häuslein, in dem es seine ihm zugefallene Arbeit verrichten muß. Der Ortsinn unseres Insectes ist ja geradezu wunderbar, nicht nur zuhause in der Bienenstadt, sondern noch mehr außerhalb derselben, wo es auf seinen Blumenfahrten nicht selten eine ganze Stunde weit und darüber über Berg und Thal und Wald hinfliegend,

sich von der heimathlichen Wohnung entfernt und doch wieder den Rückweg sicher findet.

Nun möchte aber der geneigte Leser gewiß auch erfahren, wie diese Wunderstadt der Bienen gebaut, welcherlei Baumaterial das Volk verwendet, nach welchem Bauplan angelegt und erweitert wird und zu welchen verschiedenen Zwecken die zahllosen Wohnräume eigentlich dienen. „Betrachtet man“, schreibt N. W. Grube (in seinen trefflichen Biographien aus der Naturkunde in ästhetischer Form) „die unteren Schuppen des Bienenleibes, indem man sie mit einer Nadel emporhebt, so sieht man auf den vier mittleren an jeder Seite ein länglich rundes glänzendes Fleckchen von gelber Farbe, genau so groß als die Wachsblättchen, welche die Bienen im Stode fallen lassen. Haben sie ihren Magen, der „Honigblase“ heißt, mit Honig angefüllt, und sind noch keine Vorrathskammern da, wohin sie denselben ausschütten können: so wird zwar ein Theil verdaut und ausgeschieden, ein anderer Theil aber geht in den Lebenssaft der Bienen über und durch diesen übermäßigen Zufluß bildet sich ein Fett, das auf den erwähnten acht gelben Fleckchen als eine flüssige Masse hervorquillt, an der Luft aber bald als Wachsblättchen sich verhärtet. Diese Blättchen werden zu kleinen Kügelin zusammengeballt in einer Form, welche den Bienen am Kopfe sitzt. Sie besteht aus zwei hornigen mit ganz feinen Haaren besetzten Riefeln, die an der Mundspitze zusammenstoßen, und da sie hohl sind, einer Form gleichen, in der man Bleikugeln gießen kann. Hat nun eine Biene ihr Wachs-kügelchen fertig geformt, so übergibt sie es einer anderen, die es an den rechten Platz klebt und die Zunge als Maurerkelle gebraucht, um dem Baumaterial die gerade passende Gestalt zu geben. Alle bauen nach einem und demselben Risse, der so genau ist, weil ihn der liebe Gott

selber gezeichnet hat. Mit großer Sorgfalt wird erst der Grund gelegt, und es dauert gar nicht lange, so ist schon die sechsseitige Grundmauer zu sehen, die immer höher und höher wird, bis das Häuslein die vorgeschriebene Größe erreicht hat. Immer wird eine Seite so groß als die andere und stößt mit ihr jederzeit unter einem stumpfen Winkel von 120 Grad zusammen. Weil sich die Arbeiter nur wenig Nachtruhe gönnen, ist der Bauplatz bald mit Hunderten und Tausenden sechs-eckiger Wohnungen bedeckt.*)

Du mußt aber nicht glauben, daß alle Bienen immer zugleich mit einer und derselben Arbeit beschäftigt sind; es arbeitet vielmehr, wie in einer Fabrik, einer dem anderen in die Hand, und darum geht alles so schnell und genau. Wenn hundert Uhrmacher beisammen sitzen und jeder wollte für sich allein eine Uhr fertig machen, so würde das lange dauern und die Uhr wäre doch nicht genau; wenn aber alle Hundert an einer Uhr arbeiten, so daß der eine bloß die Gehäuse macht, der andere bloß die Zifferblätter, der dritte bloß die Zeiger, der vierte dieses Rad, der fünfte jenes: dann wird eine große Anzahl von Uhren nicht bloß schneller, sondern auch besser gefertigt werden können. So thut auch jede Biene immer nur eines; die, welche Blumenstaub trägt, geht nicht dem Honig nach, sondern denkt nur darauf, sich recht dicke Höschchen zu sammeln, aber die Honig-

sammlerin kehrt ohne Höschchen heim. Ebenso lassen die Bienen, welche Honig haben, keine Wachsblättchen fallen, sondern es thun dies nur diejenigen, welche zu Haus im Stock aneinander hängend das Wachs ausschwißen. Sobald nämlich das Wachs zum Abfallen reif ist, zieht sich die Biene in den Stock zurück und pflegt der Ruhe, ebenso wie die Raupen es thun, wenn sie sich häuten wollen. Bei einem Schwarme, welcher stark baut, sieht man Tausende von Bienen aneinander hängen*), welche nichts thun, als Wachs ausschwißen. Ist dies geschehen, so erwacht wieder die Thätigkeit dieser Bienen und sie fliegen nach Honig und Blumenstaub aus, aber ihre Stelle wird sogleich von anderen eingenommen, wie eine Wache die andere ablöst.

Sieht man das Völkchen so bauen und arbeiten, so glaubt man anfangs, es wolle sich alles verwirren und alles rennt in größter Unordnung durcheinander. Aber je mehr und aufmerksamer man zuschaut, destomehr gewahrt man den weisen Plan und die herrlichste Ordnung. Und wunderbar ist es, mit welcher Geschicklichkeit und Behendigkeit eine Biene der anderen ausweicht und keine die andere stört. Denn die Bienen sind außerordentlich ökonomisch und benutzen das kleinste Kämmchen. Die großen Zellentafeln,

*) In Bezug auf diese mathematische Kunstfertigkeit der Bienen läßt sich Dr. med. Daniel Wilhelm Triller in seinen poetischen Betrachtungen also vernehmen:

Was sagst du nun, verflodter Altheist,
Der du des Schöpfers Sein und Macht in Zweifel ziehst,
Wenn du die Volizei der Bienen siehst?
Du sagst: Was ist es mehr, es steckt ja dieses nur
Nothwendig so in der Natur.
Die Bienen wissen nichts; sie sind nur wie Maschinen.
Dies mag an seinem Orte sein.
Ameise laß dir dienen.
Und sage mir, wer gab den ersten Bienen
Die wunderbare Baukunst ein?
Hat es ein Mensch gethan? Ich weiß, du selbst
sprichst, nein!
Wer hat es also denn gethan,
Wenn es ein Mensch nicht leisten kann?—

*) Die Kraft unserer Insecten ist geradezu erstaunlich. Genauere Beobachtungen über diese alle Kraftproben der menschlichen Athleten in Schatten stellenden Leistungen derselben verdanken wir dem französischen Naturforscher Plateau, der zur wissenschaftlich genauen Bestimmung dieser Kräfte eine Reihe sinnreicher Vorrichtungen wie Miniaturwagen und dergleichen erfand. Bei den damit vorgenommenen Versuchen stellte es sich heraus, daß die Insecten, obwohl die kleinsten und unscheinbarsten unter den Thieren, verhältnismäßig die stärksten sind. Besonders niedlich ist Plateaus Miniaturgeschirr für Maulkäfer. Das Thier wird mittels desselben an einen als Zugstrang dienenden Faden gespannt und hebt damit eine Schale, die mit kleinen Grammgewichten beschwert ist. Auf diese Weise hat Plateau festgestellt, daß ein armseltiger Maulkäfer im Verhältnis 2mal mehr zu ziehen vermag, als ein kräftiges Pferd, während unsere Biene 30mal mehr zieht. Das Roß schleppt durchschnittlich $\frac{1}{2}$ seines Körpergewichts, der Maulkäfer das 14fache, die Biene gar das 20fache. Mit andern Worten: Eine Biene schleppt mit Leichtigkeit 20 Freundinnen und entwickelt somit im Verhältnis dieselbe Kraft wie eine mittlere Locomotive.

unter dem Namen „Waben“ bekannt, sind auf beiden Seiten so dicht mit Zellen besetzt, daß nirgends ein Zwischenraum bleibt, und hängen so eng aneinander, daß die Verkehrsstraße, die je zwei und zwei bilden, nicht weiter ist, als daß eben zwei Bienen bequem nebeneinander vorbeigehen können, gleich manchen Städten im Morgenlande, die so enge Straßen haben, daß kaum zwei beladene Kamelle einander ausweichen können. Einen Theil ihrer Wabensäle bestimmen die Bienen zu Wintermagazinen, worin sie für den Fall der Noth ihre Vorräthe aufspeichern, nämlich Honig und Bienenbrot. Den Honig, welcher als Nektar in kleinen glänzenden Tropfen aus den Nektarien der Blumen hervorquillt, lecken sie mittels ihrer spitzigen Zunge auf, und ist der Honigmagen gefüllt, so kehren sie in ihre Wohnung zurück. Hier angekommen, setzen sie sich auf eine Honigzelle, stecken den Kopf hinein und schütten den zu Honig gewordenen (invertierten) Nektar tropfenweis aus. Hat die eine sich ihres Vorrathes entledigt, so kommt gleich die andere und macht es ebenso, bis die Zelle gefüllt ist. Dann wird diese auch noch mit einem Wachsendel versehen, damit nichts Unreines hineinfällt und der edle Honig sich den Winter hindurch frisch erhält*). Außer dem flüssigen trinkbaren Honig speichern sie auch noch Bienenbrot (Poller) in einzelnen Zellen auf. Dies ist eine festere Masse. Sie besteht aus Blütenstaub mit Honig angefeuchtet. Hat die eine den Blütenstaub aus ihrem Körbchen aus- und die andere in die

Vorrathskammern eingepackt, so kommt eine dritte und läßt einige Tropfen Honig hineinfallen, was so fort geht, bis die Zelle voll ist. So füllen sie Zelle an Zelle mit Vorräthen an. Hätte der gütige Sommer nicht so reichen Segen in seine Blüten ausgeschüttet, der strenge Winter ließe unsere Bienen unbarmherzig verhungern. Aber des Himmels Segen ist im Sommer so viel gewesen, daß die Bienen nach ihrer langen Gefangenschaft noch Wachs und Honig im Frühjahr für den Menschen übrig behalten. Siehe da die Blume des Feldes! Sie erfreut dich durch ihren Geruch und ihre Farbenpracht; sie liefert dir aber auch die Wachskerzen an deinen Christbaum und den süßen Honigkuchen dazu.

In der Bienenresidenz gibt es aber nicht bloß Magazine, sondern auch lange Reihen von Kinderstuben, deren Zahl in die Tausende geht. Da werden die Arbeitsbienen geboren und aufgezogen. Geringer an Zahl, aber etwas größer im Bau sind die Kinderstuben für die männlichen Bienen, die Drohnen. Auch Paläste für Prinzessinnen gibt es, wenige zwar, aber ausgezeichnet durch ihre Bauart. Diese sind nämlich nicht eckig, sondern rund und ragen weit über die andern Häuser hervor, wie es sich für die Wohnungen der königlichen Familie geziemt. Die Königinnen sind ja auch ausgezeichnet durch ihre hervorragende Größe und Schwere, und müssen wohl größer und stärker sein als alle anderen, da sie für den ganzen Bienenstaat die Eier legen.

Die Königin ist im wahren Sinne des Wortes die Landesmutter. Sind die Kinderstuben zugerichtet, so geht sie von Zelle zu Zelle und legt in jede ein Ei von milchweißer Farbe. Sie ist so emsig in diesem wichtigen Geschäfte, daß sie in ein paar Monaten viele Tausend Eier legt, also so viel, als sämtliche Arbeitsbienen zusam-

*) Mit feinem Luftdicht verschlossenen Honigzellen, in die nach der Annahme einiger Beobachter sogar noch ein Tröpflein Ameisensäure eingedunstet wird, hat das Bienenvolk thatsächlich die erste Conservenfabrik der Welt gegründet. Der luftdichte Verschluss unserer mit Recht so beliebten Conserven von Früchten und Gemüsen aller Art, der meist sehr nach dem in Salzsäure getauchten Löffel des Plechners schmeckt und seinen üblen Geschmack den Conserven selbst mittheilt, hält mit dem dufenden, ätherisch-wohlriechenden Wachsverschluss der Bienenconservierung seinen Vergleich aus. Der Wabenhonig hat deshalb bei allen, die absolut reinen Honig genießen wollen, vor dem auf mechanischem Wege gewonnenen Schleuderhonig, bis auf diesen Tag immer noch einen Vorzug.

mengenommen zählen *). Es dauert nur wenige Tage, da hat sich das Ei schon in eine weiße, im Halbkreis zusammengekrümmte Made verwandelt. Da diese nicht, wie die Raupe der Schmetterlinge, ihrer Nahrung selber nachgehen kann, sondern ruhig in ihrer Wiege liegen bleibt, so bekommen die Bienen eine neue Arbeit. Sie haben jetzt nicht allein Baumaterial zu bereiten, Häuser zu zimmern und Wintervorräthe einzusammeln, sondern auch noch Ammen- und Kinder mädchen dienste zu thun. Die Königin kümmert sich nämlich nach mancher — nicht aller — vornehmerer Leute Art gar nicht um ihre Kinder, sondern überläßt diese der Pflege des Bürgerstandes, der Arbeitsbienen. Diese nehmen sich dann der neugeborenen Kinder auch treulich an, bringen ihnen, ohne daß sie nöthig hätten zu schreien, den süßen, nahrhaften Kinderbrei tropfenweise bei und wissen dabei so vortreffliche Diät zu halten, als hätte es ihnen ein Arzt gelehrt. Von der allerleichtesten Speise steigen sie allmählich auf zu immer derberer, um das Wiegenkind nicht zu überfüttern. Die allererste Fütterung ist ein weißlicher Brei, dem Mehlkleister gleichend; nach einigen Tagen wird dieser Brei schon etwas durchsichtiger und spielt ins Gelbliche oder Grünliche, aber an den eigentlichen Honig ist noch immer nicht zu denken. Hat die Made ihre halbe Größe erreicht, so ist der Brei schon merklich gelb und schmeckt etwas nach Honig. Zuletzt bekommt er einen säuerlichen Zudergeschmack — derjenige Brei aber, mit welchem die königliche

Made gefüttert wird, hat mehr Honigtheile, schmeckt viel mehr nach Zucker und ist auch viel pikanter. Die Bienen bringen den Prinzessinnen diese Nahrung im Überflusse, damit sie desto größer und stärker werden als alle anderen. Nach acht Tagen, gerade als ob sie die Tage in einem Kalender nachgezählt hätten, verschließen die Erzieherinnen jede Kinderstube mit einer Wachsthüre, denn das Füttern hört nun auf, die Made ist ausgewachsen und bedarf nicht mehr der Fütterung. Die Made macht sich's nun in ihrer Klosterzelle bequem und legt sich so, daß ihr Köpfchen gerade an die Öffnung der Zelle kommt, um zu seiner Zeit das Pfortlein desto sicherer aufstoßen zu können; auch ist sie nicht träge und faul, sondern, wie es rechte Bienenkinder sein müssen, rege und rührig, darum spinnt sie sich in ihrer Einzelhaft ein feines, seidenes Gewand von braunröthlicher Farbe. Die zarten Fäden zieht sie aus dem eigenen Munde und dreht dabei das Köpfchen immer im Kreise herum. Doch mag sie nicht zu lange im finstern Kämmerlein verborgen liegen. Sie sehnt sich mit aller Macht aus ihrem Puppenstande heraus, und wieder nach einigen Tagen durchbricht sie ihr Puppenhäutchen, zerreißt das seidene Gespinnst, nagt die Wachsthüre weg, steckt erst den Kopf neugierig heraus, sodann die Vorderfüße, und kommt endlich als junges hoffnungsvolles Biendchen mit zwei großen und zwei kleinen Auglein — denn so viele bringen diese Kinder des Lichtes und der Wärme mit auf die Welt — aus der Wiege hervor. Fröhlich umringen die Alten den neuen Ankömmling, lieblos, betasten und lecken ihn, als wollten sie ihn als willkommenen Arbeiter und Mithelfer in ihrem Gemeinwesen begrüßen; er selber sieht sich zuerst die Bienenstadt von innen gründlich an, durchwandert staunend Stadttheil um Stadttheil und fängt an, sich auf mancherlei Weise seinem Volke

*) Es ist durch Versuche festgestellt worden, daß das Gewicht der von der Bienenkönigin auf der Höhe der Brutentwidelung an einem Tage abgesetzten Eier ihr Körpergewicht fast zweimal (1.7) überträgt. Eine mittlere Bienenkönigin wiegt circa $\frac{23}{100}$ Gramm, die circa 3000 Eier aber, welche sie täglich ansetzen kann, wiegen nahezu $\frac{40}{100}$ Gramm. Bei einer Lebensdauer von 3—4 Jahren ergäbe sich für ein einziges Individuum die imposante Zahl von gegen zwei Millionen Eiern. Bei solcher außerordentlichen Leistungskraft, die eben doch auch eine rasche Absorption der physischen Lebenskraft im Gefolge hat, ist der unter uns Imkern gültige Grundsatz, nur junge, d. h. ein- bis zweijährige Königinnen als Zuchtmütter zu gebrauchen, wohl begründet.

nützlich zu machen. Sind aber wieder ein paar Tage um, dann ist die zarte, feine Bienenjungfer schon zur tüchtigen Arbeiterin, ja zur streitbaren Amazone erstarkt. Nun mögen andere das Haus hüten, sie selber duldet's nicht länger daheim; der helle Sonnenschein, der so freundlich zum Thor der Bienenstadt hereinfiel, hat ihr's angethan; so stürmt sie, dem Vorbild der fleißigen Schwestern nachfolgend, hinaus ins helle Sonnenlicht, denn

„Sonnenlicht, Sonnenschein
Fällt ihm ins Herz hinein!“

und

„Draußen auf grüner Au
Blühen viel Blümchen blau!“

Kommt es am Abend, zum erstenmal, mit süßer Honigbeute beladen, in die heimatlische Burg zurück, so schallt ihm aus dem hellen Summen der Schwestern der gerechte Beifall des Lobes für sein fleißiges Verhalten herzerhebend entgegen und ehe es zur Ruhe geht, kann es noch an demselben Abend daheim zusehen, wie seine Ammen es sich sauer werden lassen,

um sein Stübchen zu reinigen und für ein neues Schwesterchen wieder alles hübsch in Ordnung zu bringen. Die eine trägt das abgestreifte Puppenkleidchen, die andere das Madenhäutchen und was sonst noch darin sein sollte, pünktlich weg; alles ist blank und aufgeräumt; vielleicht führt heute Nacht noch die Frau Königin ihr Weg zu diesem Kämmerlein, damit sie ihres mütterlichen Amtes warte und der leeren Zelle mit einem neuen Ei neues Leben schenke.

Der Mikrokosmos des Bienenstaates ist ein Bild des Makrokosmos der Menschenwelt, wie diese ihrerseits ein Gleichniß in dem unendlichen Organismus des Universums ist. Wer wollte leugnen, wie auch hier im kleinsten

... Alles sich zum Ganzen webt,
Eins in dem andern wirkt und lebt!
Wie Himmelsträfte auf- und niedersteigen
Und sich die gold'nen Eimer reichen!
Mit segenduftenden Schwingen
Vom Himmel durch die Erde dringen,
Harmonisch all das All durchklingen!“

Ein kleines Lied.

Ein kleines Lied, wie geht's nur an,
Dass man so lieb es haben kann,
Was liegt darin? Erzähle!

— Es liegt darin ein wenig Klang,
Ein wenig Wohlklang und Gesang,
Und eine ganze Seele.

Marie von Ebner-Eschenbach.

Eine obersteirische Bauernhochzeit vor hundert Jahren.

Von Hans von der Damm.

Ein wohlhabender Bürger der Stadt Leoben hatte sich mit der Tochter eines angesehenen Landmannes der Pfarre St. Lorenzen ob Kraubath verlobt und bat nun den gestrengen Herrn Bürgermeister seiner Vaterstadt, Philipp Edlen von Bissa und Sabassi, ihm die Ehre zu geben, seiner Vermählung beizuwohnen.

Am Hochzeitstage fuhren beide zeitlich in der Früh von Leoben fort, um rechtzeitig, ungefähr acht Uhr morgens, an Ort und Stelle einzutreffen. Als sie bei dem, dem künftigen Schwiegervater des Bräutigams gehörigen großen Bauernhose ankamen, war daselbst zum großen Erstaunen des Bürgermeisters kein Mensch zu sehen; niemand schien sie zu erwarten, das ganze Gehöfte schien ausgestorben zu sein und nicht einmal ein Knecht ließ sich blicken, der den Hochzeitsgästen aus dem Wagen geholfen und die Pferde ausgespannt hätte. Die Verwunderung des Bürgermeisters darob war um so größer, als der Bräutigam ihm unterwegs während der Fahrt versichert hatte, sie werden im Hause seines Schwiegervaters eine große Gesellschaft von über hundert Personen antreffen; auch würde hier im Hause das erste Frühstück für alle Hochzeitsgäste zubereitet und sodann eingenommen werden. Es schien also den beiden sehr seltsam,

dass hier alles so stille und ruhig sei, während doch sonst bei solchen Gelegenheiten stets ein sehr lebhaftes Treiben zu herrschen pflegte.

Kaum dass der Herr Bürgermeister und der Bräutigam aus dem Wagen gestiegen, trat der Bauer, ein schon bejahrter Mann, ganz allein aus dem Hause, schritt artig auf die beiden zu, umarmte und küsste das Stadtobhaupt von Leoben, begrüßte ihn zudem mit einem deutschen Handschlage als seinen vornehmsten Gast, bedauerte aber dann, dass die beiden schon zu spät gekommen seien, dass sich auch deswegen schon alle Gäste wieder nachhause begeben hätten, und dass nun insolgedessen aller Wahrscheinlichkeit nach nichts werde aus der Hochzeit werden.

Da war denn nun die Verlegenheit der beiden keine kleine. Herr Edler von Bissa bemühte sich endlich, dem Mann haarklein zu beweisen, dass sie unmöglich hätten früher anlangen können. Der Bauer machte dazu ein sehr ernstes Gesicht und bat nun die beiden Herren, doch auf einen Augenblick bei ihm einzusprechen und wenigstens mit einem kleinen Frühstück vorlieb zu nehmen.

Er führte die beiden in das Haus und über die Treppe hinauf, wo er sodann die Thür eines Zimmers öffnete, in dem wenigstens hundert Menschen

beiderlei Geschlechtes anwesend waren, die sich aber alle ganz stille verhielten. Erst als die beiden Leobner eintraten, wurden sie sodann mit lautem Jubel und freudigen Zurufen empfangen. Höchlichst erstaunt über diesen seltenen Empfang erkundigte sich der Bürgermeister, nachdem er die Begrüßung mehrerer bekannter und unbekannter Personen entgegengenommen, diesbezüglich näher und erfuhr nun, daß die ihm aufgefallene Stille und Leere im Gehöste nur eine verabredete Sache gewesen und zu den ortseigenthümlichen Gebräuchen bei Hochzeitsfesten gehöre; es wurde dieser Brauch gar so weit ausgedehnt, daß man alle Wagen und Pferde der schon angelangten Gäste weiter hinweg vom Bauernhofe, selbst in den Wald schaffe, um ja durch nichts die etwaige Anwesenheit von Hochzeitsgästen den Neuankommenden zu verrathen.

Der Bürgermeister hielt es nun für seine Pflicht, sich beim Vater der Braut nach dieser selbst zu erkundigen, um ihr seinen Glückwunsch darbringen zu können. Der Bauer dankte hocherfreut der Nachfrage mit einem vertraulichen Händedrucke und sagte, er vertraue dem Herrn Bürgermeister als seinem vornehmsten Gaste seine Tochter zur Aufsicht an, und er möge sich gefallen lassen, bei ihrem Anzuge zugegen zu sein, wo sonst niemand zugelassen werde. Nun führte der Bauer den Gast zu einer Thür, schloß diese auf, hieß ihn eintreten und verschloß sodann wieder die Thür.

Der Bürgermeister sah sich nun in einem Stübchen allein der Braut gegenüber, welche im äußersten Negligée, nun aber eben schon im Begriffe war, sich in ihren Hochzeitsstaat zu werfen. Da hatte er nun die Ehre, mit der Jungfer Braut über eine Stunde eingesperrt wie in einem Arrestlocale verweilen zu müssen, und befand sich in derselben größten Verlegenheit als das Mädchen selbst. Um sich die Zeit zu verkürzen, stellte

er an das junge Frauenzimmer mehrere Fragen, die aber von demselben entweder gar nicht oder nur in verschämter Weise beantwortet wurden. Auf die Frage über die Bedeutung dieses Brauches, wonach der Hochzeitsgast mit der Braut in ein Kämmerlein zusammengesperret werde, um Zeuge ihrer Umkleidung zu sein, wußte das Mädchen zu sagen, daß dies ein Beweis des größten Vertrauens seitens der Eltern, des Bräutigams und der ganzen Freundschaft sein sollte.

Damit suchte sich nun das Oberhaupt der Stadt Leoben in seiner nicht wenig langweiligen Lage zu trösten, und es nahm sich derselbe ernstlich vor, über diese ihm erwiesene Ehre nach der Befreiung aus der Gefangenschaft sich gegenüber den Hochzeitsgästen etwas darauf zugute zu halten.

Nachdem endlich die Braut sich in Gegenwart des Bürgermeisters vollends hochzeitlich gekleidet, ihr mit Zöpfen durchflochtenes Haar tüchtig mit Mehl eingestäubt und sich auch mit einem schwarzsamtenen, reichbordierten „Bissier“, eine Art Diadem, geschmückt hatte, klopfte sie an die Thür ihrer Stube und gab dadurch ihren Angehörigen zu verstehen, daß sie „fertig“ und zum Kirchgange bereit sei. Sofort wurde die Thür vom Vater geöffnet und die Braut verließ das Gemach, während der Bürgermeister vom Vater der Maid Worte des Dankes für den seiner Tochter in dieser Zeit gewährten Schutz entgegennehmen mußte und schließlich noch gebeten wurde, eben in diesem Zimmerchen auch nach althergebrachter Sitte das Frühstück einzunehmen. Dieses, bestehend aus einem „sehr delicates Kaffee mit weißem Brote“ wurde gebracht, und der edle Herr von Bissa hatte nun die Ehre und das Vergnügen, in dem Toilettezimmerchen der edlen Braut, darin wohl der Menge weiblicher Kleidungsstücke u. dgl. umherlagen, sich das Frühstück gut schmecken zu lassen.

Inzwischen war in einer sehr geräumigen Stube auf vier Tischen das Frühstück für die Hochzeitsgäste serviert worden. Dasselbe bestand aus Suppe mit Knödeln und Strudeln, Rindfleisch mit Sauerkraut, geräuchertem Schweinefleisch, eingemachten und gebratenen Kalbskeulen und Salat; dazu kam noch, was sich von selbst versteht, Wein in großer Menge. Alle die Hochzeitsgäste nahmen nun Platz, ließen sich das Mahl trefflich munden und waren dabei munter und fröhlich, wie dies schon beim Obersteirer der Brauch ist.

Nachdem das Frühstück zu Ende, wurden die Wagen angespannt und jeder Gast suchte sich sein Plätzchen. Unterdes aber begab sich der Vater der Braut in ein Nebengemach, nachdem er noch dem Bräutigam bedeutet und auch den Bürgermeister ersucht hatte, ihm zu folgen. Die Tochter kniete vor dem Vater nieder; dieser segnete sein Kind und gab ihm väterliche Lehren.

Hierauf setzten sich auch Vater und Braut, Bürgermeister und Bräutigam in die Wagen, und nun rollte der Zug, an dessen Spitze sich zwei Trompeter befanden, welche abwechselnd Aufzüge bliesen, munter fort in den Pfarrort und hielt vor einem Gasthause. Da wurden jetzt die Wagen verlassen, die Gäste mit Brot und Wein bedient, und sodann ordnete sich der Zug zum Kirchzuge. Schon glaubte man alles in Ordnung, da bemerkte man den Abgang der Braut. Diese, die wichtigste Person bei der ganzen Sache, war nicht da und auch nirgends zu finden. Beinahe eine halbe Stunde wurde sie von den Brautführern und einigen Gästen gesucht, bis diese sie endlich in Gesellschaft zweier hübscher Bauernjungen, welche sie den Brautführern gestohlen hatten, in der hintersten Ecke einer Scheune, ganz mit Stroh und Heu bedeckt, fanden. Wie man dem Bürgermeister, der ob dieses Vorganges ganz verwundert war, sagte, soll dieser Brauch

des Brautstehlens nach der Meinung des Volkes aus den Zeiten der Ritter herkommen, als die Ritter durch ihre Knappen die schon zum Altare geführten Mädchen raubten und auf ihre Burgen bringen ließen und selbe dann entweder ganz für sich behielten oder aber nur gegen großes Lösegeld wieder herausgaben. Das Brautstehlen vor erfolgter Copulation sei eine gute Vorbedeutung für den künftigen Ehestand und eine große Ehre für den Bräutigam, eine Schande aber für die Brautführer, die in diesem Falle auch wirklich den Brautdieben ein namhaftes Trinkgeld ausfolgen und so eigentlich die Braut auskaufen mußten.

Nachdem der Gottesdienst und die priesterliche Einsegnung vorüber waren, verließ der Zug die Kirche. Als die Braut aus dem Gotteshause treten wollte, wurde ihr vor der Nase die Kirchenthür vom Meszner zugeschlagen und erst dann wieder geöffnet, nachdem der Bräutigam dem Kirchendiener ein Trinkgeld verabsolgt hatte. Diese Gabe, mittelst welcher das Wiedereröffnen der Kirchenthür erkaufte wird, soll nach dem Glauben des Volkes das erste Geld sein, welches der neue Ehemann für seine Frau ausgibt, und soll er dadurch gleichsam seine Anerkennung der Gewalt der Kirche zum Ausdruck bringen.

Das Hochzeitsmahl wurde in einem großen Bauerngasthause nächst St. Lorenzen abgehalten und dauerte zehn Stunden, nämlich von 2 Uhr nachmittags bis Schlag 12 Uhr. Um Mitternacht hob dann der Brautvater die Mahlzeit auf, indem er zuerst ein Gebet verrichtete, sodann aber an den Bürgermeister mit der Bitte herantrat, mit seiner Tochter, der Braut, den Ehrentanz zu beginnen. Dieser bestand in einem munteren Steirischen und durfte dabei keiner der Anwesenden mittanzen.

Das Mahl bestand aus Fleisch und wieder Fleisch, ohne Ordnung, Geschmack und gehörige Auswahl.

Während desselben wurde zwischen den einzelnen Gängen fleißig getanzt. Auch bemühten sich zwei bekannte Spaszmacher aus der Gegend, abwechselnd durch lustige Predigten, theatralische Vorstellungen, absurde Verkleidungen und schlüpfrige Anspielungen auf die Brautleute die Langweile während des Essens zu vertreiben, was ihnen auch gelang. Sie wurden daher nach jedem Spasse von der Gesellschaft mit lautem Lachen belohnt.

Die Hochzeit war eine bezahlte, d. h. jeder der Gäste war verbunden, außer dem im Hause des Brautvaters eingenommenen Frühstück seine Beche

selbst zu berichten; was daher einer von der Mahlzeit erübrigte, wurde auf einem hölzernen Teller als sogenanntes „Bschadessen“ mit nachhause genommen.

Erst am helllichten Tage endete der Tanz. Am folgenden Tag, ungefähr elf Uhr vormittags, wurde nochmals ein Frühstück, bestehend aus einer sogenannten „Klachsuppe“ mit Fleisch, eingenommen. Darauf trennte sich die schläfrige, theils auch so ziemlich benebelte Hochzeitsgesellschaft, und auch der Bürgermeister Edler von Bissa trat mit Braut und Bräutigam die Fahrt nach Leoben an.

Wie ich mir die Volksschule denke.

Von P. A. Hofegger.

Wenn du, lieber Leser, eine christliche Erbauung suchest, so gehe nicht in die erstbeste Predigt; und wenn du einen guten Unterricht kennen lernen willst, so gehe nicht in das erstbeste Schulhaus. Und hüte dich, aus einer schlechten Predigt auf die Mangelhaftigkeit des Predigeramtes, und aus einer schlechten Dorfschule auf die Verwerflichkeit der Volksschule zu schließen. Nicht die tausend Äste und Zweige zeigen die Höhe eines Baumes an, sondern der Wipfel, und nicht nach dem ist der Wert eines Lehrsystems zu bemessen, was es im gewöhnlichen leistet, sondern nach dem, was es im besten Falle zu leisten vermag. Denn dieser beste Fall muß zum Vorbilde werden.

Unsere gegenwärtige Volksschule ist in der Idee musterhaft und einer ihrer Vorzüge besteht darin, daß sie nicht in der Herrschaft der Kirche steht.

Wer ist für den Staatsbürger verantwortlich? Der Staat, folglich muß dieser auch das unbeschränkte Recht haben, den Staatsbürger zu erziehen. Das ist klar. Weil es im Interesse des Staates, sowie des einzelnen Staatsbürgers ist, daß dieser auch religiös unterrichtet und religiös erzogen werde, so überträgt er das religiöse Lehramt der von ihm beschützten Kirche, und das ist in Ordnung. Vermöge der gegenwärtigen guten Einrichtung hat auf das Landvolk und die Jugend gar niemand einen so großen, nachhaltigen Einfluss, als die Kirche; sie hat den Religionsunterricht in der Schule, sie hat die Kanzel, sie hat den Beichtstuhl, sie hat das Sterbebett. Alle wirksamsten Mittel sind ihr gegeben, um Herrin der Seelen zu sein. Aber sie strebt nach Herrschaft auch über den weltlichen Unterricht, und die können wir nicht

abtreten. Und warum nicht? Weil eine Schule, wie die Kirche sie gibt und geben kann, mehr für die politische Macht der Kirche als für den Staat wirken würde, weil sie mehr Zeit für dogmatischen, als für praktischen Unterricht brauchen würde, so daß wir dann an weltlichen Kenntnissen und an geistigen Fähigkeiten von den mächtig voranstrebenden Nachbarvölkern allmählich zurückbleiben und demnach wirtschaftlich und politisch verkommen müßten. Nicht etwa aus Haß gegen die Kirche (!) lehnen wir ihre ja gewiß wohlgemeinte Schule ab, sondern aus Liebe zum Vaterlande. In diesem Sinne habe ich stets beigetragen, unsere Volksschule zu vertheidigen, und werde auf meinem Posten stehen bleiben. Hingegen bin ich nicht blind gegen Fehler und Unzukunlichkeiten, wie sie auch in unserer gegenwärtigen Volksschule vorkommen. Diese Schule ist in vielem verbesserungsbedürftig und gottlob! verbesserungsfähig.

Wie ich mir diese Volksschule denke?

Erstens, daß für ein Schulkind das Schulgeld von dem bezahlt werde, der es zum Schulbesuche verpflichtet, vom Staate. Der kinderlose Steuerträger zahlt freilich auch mit, das schadet nicht, er soll nur auch zu Gunsten des Allgemeinen seinen Erziehungsbeitrag leisten; trägt er doch auch bei zur Erhaltung des Militärs, ohne daß er in den meisten Fällen einen unmittelbaren Vortheil davon hat; trägt er doch auch bei zum ärarischen Straßenbau, ohne vielleicht jemals in die Lage zu kommen, Straßen zu benützen. Und wenn geldreiche Leute für kinderreiche Arme das Schulgeld zahlen helfen, so ist das nach meiner Meinung kein schlechter Brauch.

Zweitens sollen die Kinder aus dem Volke so lange als möglich die Schule besuchen. In ihrem späteren Leben müssen sie an den Erwerb denken und haben nicht mehr Gelegenheit, nebst Nützlichem so viel Schönes

und Edles sich anzueignen. Während der junge Geist sich bildet, erstarkt auch der junge Körper, der sonst bei armen Kindern allzufrüh zu schwerer, der Entwicklung hinderlicher Arbeit verhalten wird. Ich gönne es den Kindern armer Leute sehr gerne, daß sie auch einmal auf allgemeine Unkosten gedeihen mögen. Wo aber die achttjährige Schulpflicht eine Überfüllung der Schulhäuser, eine Verflachung des Lehrplanes und eine Art Müßiggängerei in der Schule zur Folge hat, dort ist es besser, die Schulzeit zu verkürzen. Der wunde Punkt unserer Schule liegt in der Überfüllung der Classen. Da konnten etwa in der alten Schule freilich leicht bessere Erfolge erzielt werden, wenn der Lehrer nur wenige Schüler und gerade die talentiertesten des Ortes vor sich hatte, während der heutige Lehrer es mit einer Überzahl von Kindern aller Art, mitunter auch sehr begriffstüchtigen, zu thun hat. Nicht weniger Schüler, sondern mehr Lehrer und Schulhäuser, das wäre die richtige Lösung.

Was die weltlichen Lehrgegenstände betrifft, lege ich das Hauptgewicht auf Schreiben, Lesen und Rechnen. Diese Gegenstände müssen gründlich gelernt werden, aber nicht gründlich im theoretischen, sondern im praktischen Sinne. Das viele Umherreiten auf der Grammatik ist von Übel; aus der Grammatik lernt seine Muttersprache keiner. Und was hilft es, alle möglichen grammatischen Formeln, Gesetze, Ausnahmen u. s. w., für ein kurzes Weilchen auswendig hersagen zu können, dabei aber nicht imstande zu sein, einen einfachen Brief fehlerlos zu schreiben! Fleißige Übung im guten Sprechen, im Lesen und Schreiben macht mehr aus, als alle grammatische Büffelei. Die Kunst, flüssig, klar und folgerichtig zu sprechen, müßte weit mehr ausgebildet werden, als es heute geschieht. Lehrt den Kindern sprechen, dann werden

sie fehlerlos schreiben und lesen von selbst lernen. Also anstatt Sprachlehre: Sprechlehre! Im Rechnen dieselbe praktische Einfachheit; von dem, wie Astronomen die Entfernung der Himmelskörper berechnen, braucht der Volksschüler nichts zu wissen; es genügt, ihm beizubringen, daß die Entfernung durch Berechnung bestimmt werden kann.

Die Geographie in den Schulen hat, wie es ja auch geschieht, mit dem Heimatlande anzufangen, und nicht etwa mit China oder Japan; und hat mit der Heimat fertig zu werden, bevor sie zu anderen Ländern übergeht. Daß gelegentlich die astronomische Geographie zu geben ist, versteht sich. In der Geschichte denselben Hergang. Gewöhnlich kommen die Geschichtslehrer vor lauter Aegypten, Perser, Aegypten, Griechen und Römer zu keinem Deutschen. Das Vaterland und unsere Voreltern, deren Spuren noch vorhanden, das sind die allerwichtigsten Dinge in Geographie und Geschichte. Das mag nebenbei für Mittelschüler gelten.

Die Naturlehre der Volksschule wird sich in erster Linie mit den Thieren und Pflanzen der Heimat abgeben, immer das Praktische voraus; die wichtigsten und merkwürdigsten Thiere und Gewächse fremder Länder dürfen auch nicht zu kurz kommen. Wenn aber der Lehrer — wie ich ein Beispiel weiß! — bei der Naturlehre docieren zu müssen glaubt, daß der Mensch vom Affen abstammt, dann glaube ich docieren zu müssen, daß ein solcher Lehrer nicht in die Volksschule gehört, sondern daß er sich um eine Lehrstelle bewerben möge bei einer jener Hochschulen, in welcher man auch für Hypothesen Zeit und Lust hat. Für Hypothesen und Philosopheme ist die Volksschule kein Ort, in dieser hat nur das Wichtigste, des unumstößlich Sicheren und Feststehenden vorgetragen zu werden.

Wenn es aber Beispiele gibt, daß der Lehrer den Bauernkindern

die dorische Säule zum Lernen aufträgt, oder den Goethe'schen „Faust“ philosophisch erläutert, oder des langen und breiten das Wort „Antagonismus“ erklärt, oder über die Hermanduren spricht u. s. w., so zeigt das einfach nur, daß der betreffende Lehrer kein Pädagoge ist und daß er trachten sollte, ehestens einem berufenen Schulmanne Platz zu machen. Solche Lehrer — zum Glück sind es nur seltenere Ausnahmen — wären am besten dazu geeignet, unsere Schule in Verruf zu bringen.

Aus der Physik nur die Grundgesetze mit praktischen Beispielen aus dem Leben. Chemie? Es gibt Volksschulen, in welchen chemische Formeln auswendig gelernt werden müssen, und die chemische Zusammensetzung von Mineralien dociert wird. Das ist lächerlich, weil absolut die Zeit mangelt, die Kinder in solche Wissenschaft so tief einzuweißen, daß sie praktischen Nutzen daraus ziehen könnten.

Wichtig hingegen wäre in Dorfschulen ein Kurs über Landwirtschaft, aber nicht aus dem Buche, sondern aus den Erfahrungen der betreffenden Gegend vorgetragen und mit denen anderer Gegenden verglichen.

Im Zeichnen kommt zumeist nicht viel heraus und gibt es unter den Landschülern nur wenige gewandte Hände, bei denen sich eine größere Übung verlohnt.

Das Singen sei unter allen Umständen zu loben, aber nicht verkünstelte Sachen, sondern Volkslieder, Kirchenlieder, auch einfache Singspiele.

Das Turnen sei nach der nicht unbegründeten Meinung vieler in der Bauernschaft völlig überflüssig; die Landkinder hätten auch so genug Gelegenheit, sich im Laufen, Springen, Ringen, Klettern u. s. w. zu üben, und sie thun das zumeist recht naturgemäß. Hingegen läme es den künftigen Soldaten zustatten, wenn

anstatt des heutigen Turnens Militärübungen gemacht würden. Auch müßte der Dorfjunge, aus der Schule getreten, Eignung und Neigung haben, der freiwilligen Feuerwehr beizutreten. Eine Hauptaufgabe der Volksschule ist die Bedeckung des Gemeinsums, der Beherztheit, in Noth und Gefahr für das Leben und Gut anderer einzuspringen.

Der Religionsunterricht gehört selbstverständlich an erster Stelle. Er sollte sich nur nicht selbst degradieren, indem er anstatt einer religiösen und sittlichen Verinnerlichung fast zu einer bloßen Übung des Katechismus-Memorierens herabgesunken ist. Ich bitte schon um Entschuldigung, daß ich diese Behauptung immer wiederhole; so sehr man sich gegen den Vorwurf auch wehrt, so manche schöne Ausnahme es auch geben mag, im großen und ganzen ist der Vorwurf gerechtfertigt: Unser Religionsunterricht befaßt sich zu wenig mit dem christlichen Geiste und zu viel mit der kirchlichen Form. Mißversteh mich nur nicht, ich spreche im Sinne solcher, welche im Christenthume noch die Rettung erblicken. —

Manches zu sagen wäre über die Lehrbücher, besonders über die Lesebücher der Volksschulen. An den Lesebüchern sieht man wohl leicht, wie sie nicht sein sollten, aber schwerer ist es zu sagen, wie sie sein müßten. In den Lesebüchern, deren Freizügigkeit auch manchmal Bedenken erregen kann, fehlt zumeist die richtige Abgrenzung und Einheitlichkeit des Inhaltes entsprechend dem übrigen Lehrstoffe.

Ein Hinderniß für das Gedeihen der Schule und eine Plage für den Lehrer ist an manchen Orten der Ortsschulrath. Es gefällt mir sehr gut, daß der sonst völlig bureaukratisch als Staatsanstalt aufgebauten Volksschule im Ortsschulrath ein demokratisches Element entgegengesetzt ist, welches stets die jeweiligen Bedürfnisse und Wünsche der Bevölkerung

vertritt; aber mein Gott, wenn man manchen Ort die Mitglieder des Ortsschulrathes ansieht! Stumpfheit, Verbohrtheit, Rechthaberei sind die hervorragendsten Eigenschaften. „Früher hatte ich im Dorfe einen Herrn (den Pfarrer), jetzt habe ich deren sechs!“ klagte mir ein alter Schullehrer. — Nun, die Ortsschulräthe können gelegentlich ausgetauscht werden und die neue Schule muß sich ihre späteren Ortsschulräthe eben in den Schulbänken selber erziehen. Zu einer guten Ortsschule gehört freilich ein guter Ortsschulrath.

Zu Bezug auf die körperliche Züchtigung in der Schule habe ich im Heimgarten IX. Jahrgang, Seite 673 meine Meinung mitgetheilt. Die körperliche Züchtigung oder Strafe soll im allgemeinen von der Schule getrennt sein; in Fällen, wo sie unabweisbar ist, soll sie der Ortsschulrath aussprechen und ausführen lassen.

Zu Bezug auf die weiblichen Lehrkräfte in den Volksschulen habe ich erfahrungsgemäß mancherlei Bedenken. Im Principe bin ich für sie, falls es wirkliche Lehrkräfte sind; doch möchte ich sie weder für Knabenschulen, noch für gemischte Schulen, sondern nur für Mädchenschulen empfehlen.

Leider werden zu aller Zeit zu wenig Lehrkräfte geboren. Und die vorhandenen werden manchmal zu wenig gewürdigt. Nicht jeder Vater, der Kinder zu erziehen hat, ist ein Erzieher, nicht jeder Seelsorger weiß für das Heil der Seelen zu sorgen, und nicht jeder Lehrer ist Pädagoge. Die Unvollkommenheit des Menschen erstreckt sich auf alle Stände, aber unsere von Gott und uns selbst vorgeschriebene Aufgabe ist es, uns in allen Bestrebungen zu vervollkommen. Wir haben ein gutes und stets verbesserungsfähiges Volksschulgesetz, wir haben ein gutes, immer verbesserungsfähiges Volk; wenn wir auch genug gute Lehrer haben, dann soll uns nicht bange sein.

Mach' dir die Welt, wie du sie haben willst!

Ein Zwiegespräch.

Peter. Ich sage dir nochmals, Freund, laß das Klagen und mache dir die Welt, wie du sie haben willst.

Hans. Wie ist das gemeint?

Peter. Genau so, wie es gesagt ist.

Hans. Man kann nicht einmal seine engste häusliche Umgebung machen, wie man sie haben will, und erst —

Peter. Die enge spießige Umgebung einstweilen freilich nicht, aber die Welt. Die Welt ist nämlich so, wie du sie siehst, sie gibt sich genau so, wie du sie nimmst. Nimmst du sie ernst, so ist sie's für dich, nimmst du sie heiter, so ist sie's. Was du um dich siehst und die Welt nennst, das ist nur ein Durcheinander von Dingen, das sind nur Bausteine; und daraus sollst du dir eine einheitliche Welt bauen, wie sie dir paßt, eine Welt, in der du dich nach deiner Art glücklich fühlst.

Hans. Das wollt' ich recht gerne. Ich weiß auch, wie ich es haben möchte.

Peter. Das ist schon sehr viel. Ich kenne Leute, die es anders haben möchten als es ist, aber nicht wissen, was sie wollen.

Hans. Ja, Freund, bauen möchte ich, doch die Bausteine, die mir zur Verfügung stehen, sind nicht zu gebrauchen. Hier habe ich eine Wohnung, aber ich bin den Zins schuldig. Da besitze

ich eine Frau, aber sie hat ihre Mama bei sich. Ich habe einen vortrefflichen Schneider, aber er borgt nicht. Ich habe ein Geschäft, aber keine Kunden. Ich habe eine Tochter mit zwei Arbeitern; dem Wohlhabenden davon gibt sie einen Korb, und den Bettler liebt sie. Ich habe Ehrgeiz, meine Gegner beschimpfen mich. Soll ich arbeiten, so habe ich einen dumpfen Kopf, will ich schlafen, so habe ich Zahnschmerz. Will ich Eislaufen, so thaut es, will ich einen Berg besteigen, so regnet es. Erspare ich Geld für ein Vergnügen, so kommt der Steuerbote. Schaff' ich mir zur Ergözung ein Hündchen an, so bricht die Hundswuth aus. Schäkere ich mit der Magd, flugs steht die Frau da. Kaufe ich mir heute ein Fetzchen Wertpapiere, so fällt morgen der Cours. Will ich tanzen, so tritt mir der Nebenmann aufs Hühneraug'. Werfe ich den Stiefel nach der Katz', so treffe ich den Spiegel. Will ich dem Vorgesetzten eine Artigkeit sagen, so nimmt er's für eine Kriecherei, will ich ihm die Wahrheit sagen, so nennt er mich einen Flegel. Will —

Peter. Ich bitte dich, zwid' ab. Es ist die altbekannte Vitanei vom Ungemach.

Hans. Aber das eben ist jenes Durcheinander, sind jene Bausteine, von denen du sprichst, daß ich mir daraus eine schöne Welt bauen soll. Nimm Geierkrallen und Roßnägel und

Stiefelknechte und Medicinflaschen-
scherben und Schneeballen und Ofenruß
und Straßentoth und Weiberzöpfe und
Schusterpech und Stallgabeln und
Knochen und Papierwische und Kehricht
und baue damit ein Haus. Baue es,
wenn du kannst.

Peter. Ja, ich baue es. Ich lasse
all die hübschen Sachen zu Erde ver-
modern. Aus der Erde brenne ich
Ziegel und aus diesen baue ich
das Haus. Also, Freund, mußt du's
auch mit den Dingen machen, die
dein Herz bethören oder bedrängen.
Wirf sie hin, laß sie vermodern und
die schöne Welt entsteht von selber.

Hans. Ah so, jetzt begreife ich.
Du bist ein Philosoph. Du verachtest
die Güter und Gegenstände, die sich
und dich im Raume stoßen, du lebst
eine ideale Welt, das heißt, du denkst
sie nur, du hast sie nur in der Ein-
bildung. Ja, da kannst du sie freilich
bestellen nach Belieben.

Peter. Und willst du mir's nicht
nachmachen?

Hans. Welche Frage! Wenn du
ein richtiger Philosoph wärest, so
würdest du diese Frage nicht gestellt
haben, dann würdest du ja wissen,
daß ich bin wie ich bin, daß ich
nicht anders sein kann. Ich weiß ja
daß alles eitel ist auf Erden, ich habe
es oft genug gehört und erfahren.
Täglich sehe ich das Unglück, das
Elend, den Untergang dessen, was
einmal glänzend und glücklich war.
Wenn ich heute ein prachtvolles Schloß
gewinne, so weiß ich, daß sie morgen
meinen armseligen Leib aus demselben
hinwegtragen. Und doch will ich das
Schloß. Meine Natur ist geschaffen
zur Bethätigung all ihrer Anlagen,
meine Sinne sind vorhanden, um zu
genießen. Ich will leben. Ich will
erwerben und weiß, daß der Besitz
mich nicht glücklich machen wird. Ich
will Ehren erringen und weiß, daß
sie mich nicht befriedigen werden. Das
Ende von allem Erhaschen und Er-
fassen ist ein graufiges Sterben, ich

weiß es. Und ich kann doch nicht
lassen von den irdischen Dingen und
ich will von ihnen nicht lassen.

Peter. Warum also klagst du?

Hans. Weil Klagen das Ver-
gnügen der Unglücklichen ist. Ich würde
klagen, auch wenn ich so reich wäre
wie Rothschild, so mächtig wie der
Czar, so berühmt wie Bismarck, so
gesund wie ein Piarterer Kneipp'scher
Naturmensch der im Buche steht, ich
würde doch klagen, denn ich wäre auch
dann unglücklich. Es gibt kein Glück,
es kann keins geben, der Mensch, die
ganze Welt ist so angelegt, daß es
unmöglich ist, glücklich zu sein.

Peter. Da haben wir's. Du hast
dir aus Schneiderrechnungen und
Zahnschmerz und Hühneraugen und
Steuerboten und wüthenden Hunden
und Schwiegermüttern eine Welt con-
struiert. Sie ist darnach geworden.
Warum benügest du nicht ein besseres
Baumaterial? Es ist ja vorhanden.
Der Maiensonnenschein, das Behagen
der Gesundheit, der Kuß deiner Frau,
der Blick deines Kindes, das Feuer
des Weines, die Labnis des Schlafes,
die Befeligung der Künste; ja sogar der
neue Rock des Schneiders, das Steigen
der Wertpapiere — lauter Ziegel,
mit denen man sich bei einigem guten
Willen eine ganz annehmbare, wenn
nicht sogar ergötzliche Welt aufrichten
kann. — Lieber Freund! Der Mensch
hat, wie dir bekannt sein dürfte, zwei
Achseln, eine leichte und eine schwierige.
Der eine nimmt sein Geschick auf die
leichte Achsel, der andere auf die —
andere. Der Mensch hat zwei Augen,
ein hellseherisches und ein schwarz-
seherisches; das helle soll man auf-
machen, das andere zudrücken.

Hans. Ein stümperhaftes Werk,
bei dem man ein Auge zudrücken muß.

Peter. Du drückst aber das un-
rechte zu, du schaust mit dem schwarz-
seherischen aus. Wundere dich nicht,
daß du klagen mußt, und wundere
dich nicht, daß ich nicht zu klagen
habe. Ich baue mir die Welt, wie sie

mir gefällt. Mein Baugrund ist der Frieden des Herzens, mein Baumeister ist die Phantasie.

Hans. O Idealist!

Peter. Bedauere mich, verspote mich, verlache mich, ich bin ein Idealist, ein Phantast — aber ich bin glücklich.

Hans. Du bist es nicht, du täuschest dich nur.

Peter. Täusche dich auch, und du bist es. — Glaube mir, Freund, die Welt ist für dich nicht, wie sie thatsächlich ist, sondern — ich wiederhole es — wie du sie siehst und fassst. Es ist gesagt worden, Gott habe den Menschen nach seinem Ebenbilde erschaffen; es ist auch gesagt worden, der Mensch mache sich Gott nach seinem, des Menschen, Ebenbilde; und endlich kann gesagt werden, der Mensch mache sich die Welt, wie er selber ist. Der heitere Mensch sieht eine heitere Welt, der kranke sieht eine leidende, der mißtrauische sieht eine falsche, der gerechte sieht eine folgerichtige, in welcher trotz mancherlei endlich das Gebiegene siegt und das Unlautere untergeht.

Hans. Ich danke schön. Weil ich eine böse Welt sehe, so muß ich ein böser Mensch sein.

Peter. Ich spreche nicht gerade von dir, denn es scheint, daß du mich doch nur ad absurdum führen willst. Das jedoch mag für alle gesagt sein: Wer strenge ist in der Erfüllung seiner Berufspflichten, treu gegen seine Mitmenschen, den wird man nicht allzuviel Klagen hören über die unselige Welt. Er wird auch leiden, es wird auch ihm manchmal Unrecht geschehen, doch er wird's ertragen; das Wissen seines eigenen Wertes wird ihm das Gleichgewicht bewahren, er wird an sich selber eine Genugthuung finden; er wird sich von dem abwenden, was ihm nicht gefällt, und dem zu, was ihn befehlt, er wird gleichsam den Honig der Blumen zusammentragen in die Zelle seines Herzens, in sich seine

eigene Welt bauen und mit ihr zufrieden sein. Man wird von ihm glauben, daß er verzichte, entsage, sich Abbruch thue, aus Verachtung die Welt ablehne. Man wird nicht ahnen, daß er in Lebensfreude, Weltliebe, Weltgenuss schwelgt und glücklich ist, denn die Welt, sie ist seine Welt, die er sich nach Bedarf gebaut hat.

Hans. Ich kann mir einen so verinnerlichten Menschen wohl denken, allein er steht als Fremdling auf Erden, als Fremdling seines Zeitalters. Ihm mangelt das Praktische, die Klugheit, er wird nie eine äußere Macht gewinnen, nie eine Rolle spielen, er wird verzichten auf die technischen Errungenschaften der Zeit, auf die tausend schönen Dinge, die für den Strebenden auf dem Markt zu haben sind.

Peter. O Freund, er wird nicht verzichten. Er wird nur alles zehnmal besser, schöner, vollkommener haben, als es die Alltäglichkeit zu geben vermag. Vermöge seiner Seelenruhe und Herzensheiterkeit wird er über allem stehen, die Lichtseite von allem genießen, ohne sich an der Schattenseite zu ärgern. Er wird die ewigen Güter gewonnen haben und die irdischen nicht verlieren; manches, was anderen eine ernste Lebens- und Glücksbedingung ist, wird ihm ein niedliches Spielzeug sein, dessen Besitz oder Nichtbesitz an seinem Wesen nichts ändert. Er ist souverän.

Hans. Und wird er auch von jenen inneren Conflicten frei sein, die das Schicksal, die Tragödie des Menschen ausmachen?

Peter. Er wird nicht von ihnen frei sein. Im Gegentheile, er wird schwerer darunter leiden, als der Werktagmensch, er wird seine Schuld, wenn er sie hat, tiefer empfinden, doch er wird heldenmüthig die Sübne tragen, also den Zwiespalt ausgleichen und das Schicksal versöhnen. Euch jagt die Schuld zur Verzweiflung. In euerer Verzweiflung liegt euer Unter-

gang, in seiner Sühne liegt seine Wiedergeburt.

Hans. Nun, das wäre für deine Person. Doch wie hältst du's mit der übrigen Creatur, die da leidet und unselig ist?

Peter. Ich füge ihr kein Leid zu und suche das ihre zu lindern nach meinen Kräften. Weiters mache ich mir darüber kein schweres Herz.

Hans. Wie bist du um deinen Standpunkt zu beneiden! Doch mir ist die Welt verhasst wie ein Feind.

Peter. Liebe sie wie einen Freund!

Hans. Was kann ich dafür, daß ich an Welt Schmerz leide?

Peter. Du sprichst von Welt Schmerz, etwa wie man von Kopfschmerz oder Leibschmerz spricht. Wie kann die Welt dich schmerzen, wenn sie nicht in deiner Natur liegt, wenn

sie ein Entgegengesetztes, ein Feindliches von dir ist! Nicht der Feind schmerzt, sondern die Wunde, die er schlägt.

Hans. Aber die Welt hat die Wunde geschlagen.

Peter. So schmerzt dich dein eigenes Fleisch. Nein, nicht der Welt Schmerz, der Ich Schmerz ist es, der dir so weh thut. Du selbst schmerzest dich, denn du bist krank. Du fühlst, daß du krank bist, willst es aber nicht eingestehen, gibst der Welt schuld an allem. Ich sage dir, Freund, trachte, daß du gesund wirst. Nicht an der Welt gibt's zu ändern, sondern an dir selbst. Bist du gesund an Leib und Seele, dann wird dir die Welt auch gefallen. Übrigens, es gehört alles zusammen. Wenn jeder an der Welt den kleinen Theil ausbessert, der er selber ist, dann wird's eine herrliche, eine göttliche Welt. Glaube mir.

Über unsere neuen Stadthäuser.

Wie sieht's aus bei uns?" Bitte nur einzutreten. Zuerst in den „Salon“. Ei! Der erste Eindruck ist der des Ungewöhnlichen — es steht alles so voll, so nahe bei einander, ein „Etablissement“ drückt das andere, so daß jede freie Bewegung gehindert ist und es große Geschicklichkeit erfordert, ein paar Schritte zu machen, ohne etwas umzuwerfen. Dazu herrscht das mythische Halbdunkel, das jetzt Mode ist, hervorgerufen durch dicke „Stores“ und schwere Portièren. Es fehlt Licht, und es fehlt Luft. Ein solches „geschmackvolles“ modernes Zimmer kann man wohl photographieren, aber man kann es

nicht malen. Und das kommt wiederum von dem Mangel an Raumgefühl her. Ein Zimmer ist nach heutiger Anschauung desto eleganter, je mehr Raum durch die Einrichtung verbraucht wird. Schon die Tapeten tragen dazu bei, die Raumwirkung zu verringern, die bunten Muster lassen keine gesunde, kräftige Flächenwirkung aufkommen, die schon durch ungeschickte Vertheilung von Fenstern und Thüren bedenklich gemindert ist. Gerade, kräftige Linien gibt es nicht, aber auch die künstlerische Bizarrerie der Schnörkel und Rundungen des Rokoko fehlen. Durch die Häufung der Einrichtungsgegenstände wird die Perspective verschoben,

gebrochen. Man arbeitet heutzutage vorzüglich auf decorative Wirkung hin, und decorative Wirkung ist immer conventionell, photographisch.

Und so auch die Einrichtungsgegenstände selbst: schwellende Fauteuils mit elegantem glieperndem Seidenbezug, Stühle, Tische, Etageren, Vertikows, Trumeaux — alles Gegenstände, die man wohl photographieren, aber nicht malen kann, deshalb nicht malen kann, weil ihre Wirkung keine einheitliche ist, weil sich ein Zwiespalt in ihnen aufthut, weil sie, selbst ohne Individualität, es unmöglich machen, daß eine Individualität in ihnen aufgehen kann. Das Conventionelle schließt eben das Specifiche, das Besondere und mit ihm das Malerische aus.

Und so ist es endlich auch mit den kunstgewerblichen Artikeln. Sie sind fast alle „stilvoll“, aber das, was man Stil an ihnen nennt, ist wiederum nur das Conventionelle. Stileinheit, Stilreinheit ist zu fordern — das jedoch, was man heutzutage Stil nennt, nichts als todte Formel, ein für allemal zu verdammen. Individualitäten entwickeln sich frei und ohne Schranken, und Individualität, wiederum das malerische Element ist im Kunstgewerbe zu fordern. Alle kunstgewerblichen Gebrauchsgegenstände aber vernachlässigen das auf das gröblichste. München hat das Verdienst, zuerst zur Vergangenheit, zum Malerischen zurückgekehrt zu sein, aber noch ist das Kunstgewerbe so im Photographischen befangen, daß die Forderung des Malerischen nicht eindringlich genug erhoben werden kann.

Treten wir dagegen in ein Haus der vergangenen Zeit — schon das Äußere mit seiner oft bizarren Vernachlässigung des Conventionellen, mit seinen ungeraden Fensterreihen, nicht regelrecht in der Mitte angebrachten Thüren, seinen Erkern und Altanen wirkt malerisch. Es spricht da etwas Individuelles, eine Persön-

lichkeit tritt uns entgegen, mit festem Raumgefühl, das Auge hat Ruhepunkte und doch kräftige Linien, es kann den Raum zergliedern, zerlegen, was beim Conventionellen, Schematischen, Photographischen nicht der Fall ist, und auf dieser Möglichkeit beruht eben das Malerische. Und nun weiter die Treppe mit ihrer kräftigen perspectivischen Wirkung, ihrem harmonischen Gefüge, das den Raum erfüllt, ohne den Begriff des Raumes aufzuheben; ebenso die Zimmer, ebenso die Einrichtung. Das „Germanische Museum“ in Nürnberg hat Zimmer der verschiedensten Zeitabschnitte der Vergangenheit aufgestellt: ein Wohlbehagen überkommt uns in all diesen Räumen, weil der Geist des Malerischen in ihnen lebt und webt. Das, was an Raum aufzulösen war, ist aufgelöst, ohne den gesamten Raum zu verkümmern, im Gegentheil, mit dem sichern Gefühl, den Raum erst recht als solchen erscheinen zu lassen. Und darin liegt eben das Raumgefühl, daß das, was den Raum erfüllt, in Harmonie zu diesem steht, Raum und Fühlung einander heben und ergänzen; darin liegt auch die malerische Wirkung. Das Raumgefühl, der Sinn für das Malerische ist abhanden gekommen.

Also lesen wir im „Kunstwart“ unter dem Titel: „Malerisch oder photographisch“. Damit ist manches gesagt, aber lange nicht alles, denn man könnte weit mehr sagen. Ob malerisch oder nicht, ist uns Nebensache, ob praktisch, gesundheitsdienlich oder nicht, das ist Hauptsache. Unsere Baumeister bauen wohl Häuser, aber keine Wohnungen mehr. Der Haus herr, der Zinshäuser bauen läßt, denkt nicht an die Wohnungen, sondern an den Zins. Comfort verfühndet er schreiend! Aber vor lauter Comfort kommt es in den neuen Häusern zu keiner Bequemlichkeit. Man hat eine Menge Räume, aber keinen Raum. Wo Raum für ein

großes Zimmer wäre, werden zwei oder drei Cabinete daraus gemacht, die man auch „Zimmer“ nennt und als solche vermietet — das bringt Profit. Mit Tapeten, Parqueten, Spiegelscheiben u. s. w., womit man blenden will, ist nicht viel gethan, das sind Nebensächlichkeiten! Hauptsache ist Raum, Luft und Licht.

Aber die innere Armllichkeit unserer neuen Häuser contrastiert schreiend mit dem äußeren Prunk derselben. Die mit allerhand Schnörkeln, Bal-könchen, Bäuchlein, Budelchen, Kuppelchen, Spießchen, Thürmchen u. s. w. aufgedonnerten neuen Zinshäuser sind lächerlich. Dazu alles falsch, Imitation, Schminke. Im Baustile kann nur das Zweckmäßige und Zweckan-deutende schön sein. Unsere äußeren Häuserzierden sind sehr oft zweckwidrig, störend, sogar gefährlich. Das wird nett werden nach einer Weile,

wenn die Schmuckstücke herab-brechen werden, den Passanten auf die Zehen fallen oder auf den Kopf! — Aber insoferne ist unsere Zeit aufrichtig, daß sie ihre Verlogenheit bei den neuen Häusern im Schilde aushängt: Seht, es sieht ja hübsch aus, aber es ist alles falsch! — Ist denn zwischen dem ehemaligen öden sogenannten Zinshäuserstil und dem jetzigen Pops- und Krops- und Tropf-stil kein Mittelweg zu finden gewesen? Trotz der vielen guten Vorbilder, die wir doch hätten! — Ich kenne neue Häuser in unserer Stadt und in andern Städten, die als „herrlich“ bewundert werden, deren Äußeres aber in meinen Augen — Caricaturen sind. Und in dieser zur Gestalt gewordenen Aufgeblasenheit sollen ernsthafte, tüchtige, schlichte Menschen wohnen? — Auskunst beim Hausinspector. M.

Alkohol.

Ein wirtschaftlicher Briefwechsel zwischen dem Teufel und seiner Großmutter.

Es war im Sommer des Jahres 33 nach Christi. In einer der Felsenhöhlen nördlich von Jerusalem saß der großmächtige Höllenfürst Luzifer, schlug mehrmals unwirsch mit dem Schweife auf den Felsblock, laute an einer Geiersfeder und schrieb dann einen Brief an seine Großmutter. Die Adressatin war eine alte, unsaubere, tückische, boshafte Bettel in der Hölle, die häßlichste und bösertigste unter allen Betteln, weshalb der König sie zu seiner Gesponsin erwählt hatte. Sie leitete ihm die Wirtschaft, führte die Rechnungen über Schwefel und Pech, wobei sie ihn stark um den Vöffel barbierte. In zärtlichen Augenblicken nannte er

sie ganz unpassend „Großmütterchen“, um sich den Anschein zu geben, als sei er jung und ehre das Alter, während es doch gerade umgekehrt der Fall. Er war dabei gewesen, als ein achtzehnjähriger Jüngling sie mit einer dreiundvierzigjährigen Jungfrau erzeugt hatte. Er war dabei gewesen, als sie sich, ein siebzehnjähriges Kind, an einen einundachtzigjährigen Greis vermählt hatte. Sie übte sich schon in früher Jugend in der Kunst, Hörner aufzusetzen und als sie nach vielen bewegten Lebensjahren als alte Kuppelerin starb, erkor sie Luzifer zur Seinigen und sie setzte ihm alltäglich die Hörner auf, welche er als Teufel zu tragen berechtigt war. An diese

Person schrieb nun Luzifer in Zeiten, da er nicht bei ihr war, zahlreiche Briefe. Bei den Vorarbeiten zum Eisenbahnbau zwischen Jassa und Jerusalem ist in einer Felsenkluft ein Theil dieser Briefe aufgefunden worden. Unter anderen wurden auch die folgenden Schreiben daselbst entdeckt:

„Liebes Großmütterchen!

Endlich komme ich wieder einmal dazu, Dir zu schreiben, leider habe ich nicht viel Erfreuliches zu vermelden. Der Judas, den ich am Strick schickte, wird in der Hölle hoffentlich glücklich angekommen sein. Den Petrus glaubte ich auch schon zu haben, er verleugnete auf meinen Rath seinen Herrn und verließ ihn in der Noth, hat es aber leider sofort bereut. Pilatus wäre auch reif, allein er ist ein Heide und gehört nicht in unseren Bezirk. Hingegen wächst sich an Herodes ein guter Bißten aus. Und die Pharisäer und Schriftgelehrten sind mir auch noch ein guter Trost, die kommen selber zu mir und bringen auch andere mit. Ewig leid thut es mir um Maria Magdalena, das war ein hoffnungsvoller Züchtling; jezt büßt sie und ist verloren. Dieser Prophet fügt mir unersehlichen Schaden zu. Als er in Jerusalem eintritt, nahm völlig die ganze Stadt für ihn Partei; als er verurtheilt wurde, wendeten sie sich natürlich wieder von ihm ab; als er am Kreuze hieng, verspotteten und verhöhten sie ihn und selbst seine Anhänger wagten es nicht, ihn zu bekennen. Das wäre insoweit ganz erfreulich. Aber nun denke Dir, herzlichstes Großmütterchen, alte Hexe, was nun geschieht. Der Prophet wird aufgenommen zu seinem Vater und sendet seinen himmlischen Geist herab in die Welt. Jezt werden die Trägen rüdrig, die Verzagten muthig, die Verblendeten klug, die Lauen beseelt; man beginnt meinen Angelsped, die irdischen Freunden, zu verachten und vom Göttlichen

und Himmlischen zu schwärmen. Die Sünder büßen und die Gerechten fangen an demüthig zu sein. Die Todsünden, die ich säe, werden nicht geerntet. Ein ganz anderer Sinn ist in die Leute gefahren, und alles des himmlischen Geistes wegen. Wenn dieser Geist noch lange besteht und wirkt, so können wir unsere Hölle zusperren. Ich weiß mir keinen Rath. Nie hätte ich mir gedacht, daß das schlechte hölzerne Kreuz (und von dem kommt der Geist) mir so vielen Schaden machen könnte; alle meine Pläne und Bestrebungen werden jezt durchkreuzt; meine Schlingen und Lockungen, die Menschen-seelen zu fangen, werden durchkreuzt — die Zeiten werden verflucht schlecht, Großmutter. In Eile Dein bekümmertester
Luzifer.“

Also lautete der Brief, der sofort durch einen mit Fledermausflügeln beschwingten Sendboten in das Höllenreich befördert wurde. Nicht lange ließ die Antwort auf sich warten.

„Aber liebstes Herzerl Du!“ schrieb die Großmutter zurück, „Schäzzerl, dummes Bürscherl! Hast denn du keinen Schwefel mehr im Gehirn? Ich kenne Dich gar nicht mehr. Des bißchen himmlischen Geistes wegen so verzagt sein! Ja ich glaub's, daß er uns schaden könnte, wenn wir nicht ein Gegenmittel hätten, ich glaub's! Aber wir haben ein Gegenmittel, mein lieber behörnter Herr Gemahl! wir haben eins! daß Du nicht darauf gekommen bist, dummer Teufel, und es ist doch so einfach. Wenn es einen himmlischen Geist gibt, so wird es wohl auch einen höllischen Geist geben; was jener schafft, soll dieser zerstören, dieser soll jenen ersticken und dieser unser höllischer Geist soll in der Welt herrschen und uns die Seele zuführen. Du weißt es noch immer nicht, welchen Geist ich meine? Es ist schrecklich, wie Du mir verblödest im Umgang mit den Leuten. Ich

meine den Alkohol! Ich sehe Dich lächeln, du verstehst mich endlich; ich glaubte schon, Du brauchtest unsere ganze Ewigkeit auf, um begreifen zu lernen, daß der Alkohol das wirksamste Gegengift für den himmlischen Geist ist. Als purer Geist dürste er ihnen zwar schwer beizubringen sein, aber wir gießen ihn in ihr Getränke, in den Wein, in alle Flüssigkeiten, die gähren, wir erfinden einen gebrannten Wein, einen Höllewein und sättigen ihn reichlich mit Alkohol. Anfangs wird er ihnen zuwider sein, denn ihre Natur wird sie davor warnen. Überlasse das nur mir, theurer Spitzbube, ich werde Süßigkeiten thun in die Getränke, ich werde ein Wohlgefühl erzeugen schon nach dem ersten Trinken, und sie werden den Geist dürstend und mit Lust in sich schlürfen. Dann siehe einmal zu, was geschieht: der Bescheidene wird aufgeblasen und hochmüthig sein, der Sanftmüthige aufgebracht und zornig, der Mäßige wird schwelgen, der Emsige wird träge werden wie ein Thier, der Eingezogene wird ausgelassen, wollüstig, unzüchtig sein. Alle Lichtlein der Menschenseele werden entfacht zu Bränden, die Brände werden Leib und Seele zerstören und das Menschenherz, welches der Prophet einen Tempel des heiligen Geistes genannt, wird eine schmutzige Ruine sein. Das wird unser Geist anrichten auf Erden, und diesen Geist sende ich ihnen. Verbreite ihn, Luzifer, wo und wie du kannst, lege ihn in die Früchte des Feldes, des Gartens, des Baumes, lege ihn in edle und unedle Gewächse, sie werden ihn finden und herausziehen; er wird ihnen besser schmecken als der himmlische Geist der Entfagung, sie werden sich voll und toll, roth und todt daran saugen; dann sammle die Cadaver und bringe sie her. Wir werden die Hölle nicht zusperrten, mein lieber Luzifer, wir werden sie erweitern,

vergrößern nach allen Richtungen hin und Regionen von Teufeln sollen umlaufen dort auf Erden, um den Leidenden, Bekümmerten, Verzagten mit gefälligen Manieren — unter dem Vorwande, sie zu stärken, aufzurichten — unseren Geiste zu credenzen und hernach die Opfer einzuheimsen. Also immer Muth, mein Busenfreund, und gehe sogleich daran, unseren Geist in alle Kreise der Menschen zu verbreiten. Deine wohlaffectionierte Mutschhi."

Und einige Zeit darauf konnte König Luzifer den nachstehenden Brief schreiben:

„Liebes Großmütterchen!

Necht sehr plangt es mich, Dich wieder einmal zu umarmen, allein jetzt ist kein Abkommen hier. Die Geschäfte gehen gut. Mit Deiner genialen Eingebung hast Du Dir ewige Verdienste erworben um unser Reich. Der himmlische Geist, der mich anfangs so sehr ins Bockshorn gejagt, ist völlig lahm geworden, ja verschwunden, seitdem wir unseren höllischen Geist, den Alkohol, auspielen. Die überraschendsten Wirkungen habe ich erfahren. Leute, die sonst von ihrem unruhigen Gewissen (ach, dieses Gewissen, das dem Menschen im Herzen liegt, lag mir immer im Magen!) dem himmlischen Geiste zugetrieben wurden, beruhigen dasselbe mit Alkohol. Leute, die das Thierische in sich getödtet zu haben vermeinen, aber schwach und träge sind, glauben sich mit Alkohol für das Göttliche zu begeistern und traben dann in ihrer Begeisterung anstatt mit Aetherschwingen gegen Himmel zu fliegen, auf vier Füßen mir zu. Leute, denen der Muth fehlt, um Schelmenstücke zu vollführen, trinken Alkohol und werden beherzt. Mancher hebt den Becher des Alkohols, um mit seinem Gotte Bruderschaft zu trinken, während er mir in die

Arme sinkt und meine Hörner küßt. Ein Einsiedler in der Wüste, der sich kasteite jahrelang und seine Seele gereinigt hatte von allen Lüsten, trank Alkohol und wälzte sich vor Lust wiehernd im Koth wie ein Schwein. Ein anderer Mensch, der sich in Selbstverleugnung, Sanftmuth und Liebe geübt hatte, und welcher es so weit bringen wollte, daß er jedem, der ihn auf die linke Wange schlug, auch die rechte hinhalten konnte, trank zu solcher Kräftigung Alkohol und erschlug aus Jähzorn seinen Vater. Ein Rabbi, der seit vielen Jahren Ehesamkeit und Keuschheit gepredigt hatte, der in heiligen Zorn gerieth, wenn ein Spaz nach dem Weibchen pfiß, der von anderen und von sich selbst für einen Heiligen gehalten wurde, trank zum Behufe höherer Begeisterung Alkohol und begieng mit der Frau seines besten Freundes einen wunderschönen Ehebruch. Oh, was wäre da alles zu erzählen! Es läßt sich auf diesem Wege nicht mittheilen, weil ich fürchte, der Brief könnte in unberufene Hände gerathen, gar unter die Leute kommen und also eine abträgliche Wirkung erzielen. — Mache neue Kammeru auf, lieb Großmütterchen, alte Bettel, verdammte! es kommen ihrer viele. Du wirst eine rechte Freude haben, wenn die hochmüthigen Söhne des Lichtes, die sogenannten Vernunftwesen, bis zum Cretin versoffen, mit

stirren, rothunterlaufenen Augen, grinsend und unsauber rülpsend, in die Hölle hinabtaumeln werden. Wir wollen mit diesen Creaturen dann manch ein kurzweilig Spielchen treiben. Der Alkohol hat sie stark gemacht, behaupten sie, so wollen wir sie zu Paaren an unseren glühenden Wagen spannen und mit ihnen durch das Höllenreich rasen, bis ihnen die blauen Flammen aus den lechzenden Schnauzen züngeln. Der Alkohol hat sie beherzt gemacht, sagen sie, so sollst Du auf dem Rabbi reiten wie auf einem Besenstiel durch die schwefeligen Lüfte hin. Den kasteiungslustigen Einsiedler, der sich im Moraste wälzt, will ich mit meinem Schweife peitschen, bis er girrend und gröhlend den letzten Hauch seines Geistes von sich gibt.

Braue, Großmütterchen, braue, daß unser Geist nicht alle werde. Die Nachfrage ist groß und steigt sich mit jedem Tage. Wir werden mit diesem „gottähnlichen“ Geschlechte, das uns so viele Sorge gemacht, hoffentlich bald fertig sein. Verzeihe meinen kurzen Schluss, ich muß heute noch zu einer alten Jungfrau, welche den Alkohol, den sie im Traubensaft zu sich nimmt, allemal erst durch einen Vetbruder segnen läßt. Ich hoffe, es wird hier eine neue Spielart herauskommen und will mal nachsehen.

Ganz der Deinige.
Luzifer.

Wie der Almpeterl gedichtet hat.

Eine Studie über die literarischen Flegeljahre von P. A. Hofegger.

I.

Am Weihnachtsabende des Jahres 1879 fand ich unter dem Christbaume zwanzig neu- und hübschgebundene Bände, auf deren Rücken mit Goldbuchstaben die Worte prangten: „Werke von P. A. Hofegger“.

Ich stuzte. Wer konnte mir meine eigenen Werke zum Geschenk machen? Besaß ich mein Handexemplar ja ohnehin, und zwanzig Bände hatte ich damals noch bei weitem nicht drucken lassen. Eines der Bücher aufschlagend und ich war glücklich in jenem hohen Stadium der Überraschung, welches ein Weihnachtsgeschenk bezweckt. Die zwanzig Bände enthielten jene Handschriften, welche ich als Hirtenknabe und Schneiderlehrling einst in den Feierabendstunden in dem Waldbauernhause meist beim Kienspanlichte gedichtet und geschrieben hatte. *) Diese Schriften, von mir völlig vergessen, waren seit vielen Jahren verstaubt in einer Kiste gelegen; meine junge Frau hatte sie heimlich gehoben, aber nicht etwa, um in denselben interessanten Jugendbekenntnissen nachzuspüren, sondern sie hübsch binden zu lassen und mich damit am Christbaume zu verblüffen. Das war ihr denn glänzend gelungen, ich war verblüfft. Dann freute ich mich dieser „Werke“, welche im „Classikerformate“ so stattlich vor mir standen und die mir nun als Gabe meiner Lebensgefährtin wirklich wert geworden waren.

*) Siehe Waldheimat: Was sich aus dem Ei entwickelt hat.

Und die Schriften, welche der achtzehn- bis zweiundzwanzigjährige Junge in heiligem Drange und schrecklichem Ernste geschrieben, kamen dem Mann, der auf der Höhe seines Lebens stand, rührend pathetisch und rührend dumm vor. Im Kreise seiner Kinder durchblätterte er die Schriften an manchem Winterabende und versetzte sich dabei zurück in die lieben Flegeljahre und in die blinde Seligkeit des Selbstgenügens, welches literarischen Dilettanten in jenem Alter eigen zu sein pflegt. Die Schriften hatten denkbar gemischtesten Inhalt und folgende Titel: „Freue dich des Lebens“ (1857); „Dramatische Werke (1859), Inhalt: „Der Schuster als Gespenst“, „Der Sohn des Geistertönigs“, „Victor und Friedolin, oder Sieg und Heil vom Erlöser.“ „Ein Jedes zwei Herzen“; „Karl von Hirschgau, oder der betrogene Bräutigam“; „Der Raubschütz“; „Die Welt. Ein Wochenblatt zur Belehrung und Unterhaltung“ (1860); „Fröhliche Stunde, erscheint alle Vollmondnächte. Zeitschrift zur Belehrung und Unterhaltung, dem lieben Landvolke gewidmet“. Fünf Jahrgänge (1861—1865); „Sonntagsblatt“ (1862); „Meine Gedanken, Illustrierte Volkschrift zur Erinnerung für Geist und Gemüth, Heiterkeit und Frohsinn“. Zwei Jahrgänge (1863 bis 1864); „Kalender für Zeit und Ewigkeit, Illustriertes Volksbuch zur erbaulichen Unterhaltung“. Drei Jahrgänge (1861—1863); „P. A.

Kossegger's Volkskalender". Sechs Jahrgänge (1861—1866); „Museum. Illustrierte Blätter.“ Zwei Jahrgänge (1864—1865). Als Verlagsort aller dieser Schriften ist angegeben: Krieglach Alpel, beim Kluppenegger. Die Handschrift ist deutlich und sorgfältig, die Orthographie haarsträubend, oder wie es dort einmal heißt „harstreibent“. Das Seltsamste an den Schriften sind die Illustrationen, deren fast in jedem Bande zahlreiche und mit unterschiedlichster Manier vorkommen: Bleistiftzeichnungen, Federzeichnungen, mit Wasserfarben colorierte, auch solche, deren Schatten mit in schwarze Tinte getauchten Pinseln hergestellt wurden. Die Bilder sind theils in den Text, theils auf eigene Blätter gezeichnet und stellen alles Mögliche dar, sowie es auch der Text mit allen Bereichen des Lebens und der Phantasie aufnimmt. Manche der Bilder sind mit Fleiß und gutem Geschick entworfen, andere sind lächerlich, einfältig und die ernsthaftesten Darstellungen wirken oft so urdrollig, daß ich bei dem Beschauen selbst nicht wußte, wie mir geschah. Auch erwähne ich fleißig gezeichnete Landkarten und Pläne von Ländern und Städten, die -- gar nicht existieren.

Spätere Schriften sind nicht mehr illustriert, sie haben schon die gewöhnliche Form der Erzeugnisse junger Dichtlinge. Zu diesen gehören „Blüthen der Jugend“, drei Bände mit Gedichten (1866—1868) und ein Roman „Gabriel Mondfels“ (1868). Diese letzteren Sachen schrieb schon der Handelsakademiker in Graz.

Also lag mein geistiges Jugendleben nun vor mir, hübsch in Leinwand gebunden. Manchmal las ich dort und da einige Zeilen heraus, sie waren mir so traut und so fremd zugleich, sie erregten in mir eine seltsam unbehagliche Empfindung und ich hatte nicht den Muth, eines der Bücher ganz zu lesen. Ich war ihnen nicht mehr nahe genug, um sie in

jener Einfalt, in der sie geschrieben wurden, wieder zu genießen, und ich war ihnen noch nicht fern genug, um sie rein gegenständlich zu nehmen.

Da war es in diesem letztvergangenen Winter eines Abends, daß ich in meiner Stube spazieren gieng über die stillen Mondtafeln hin, die zu den Fenstern hereinfielen, und wieder einmal nachdachte über mein vergangenes Leben und darüber, ob ich heute mehr oder weniger wert sei, als etwa vor dreißig Jahren, und ob mir der Inhalt jener fernern Zeit nicht etwa sachte verloren gegangen wäre. Da fiel es mir ein: Du hast ja Documente, du hast ja schriftliche Zeugnenschaften von allem, was dich damals beschäftigte und bewegte! — Ich zündete die Lampe an und suchte aus dem Kasten jenen Band hervor, der im Jahre 1860 geschrieben worden war und den Titel führte „Die Welt“. Das Buch hat die Form einer Wochenschrift mit 52 Nummern. Ich habe es durchgelesen und stehe nicht an zu bekennen, daß diese Lectüre, mit Ausnahme weniger Seiten, eines der peinlichsten Vergnügen war, die ich je gehabt. Und doch war diese Durchsicht nöthig zur Selbstprüfung, zu jener Selbsterkenntnis, die ich mir erwerben will. Die Bilder des Buches (möge Apollo mir vergeben, wenn ich auch so etwas Buch nenne!) waren mir die einzige Labe. Die Erzählungen aber, die Plaudereien und vollends die Gedichte! So schlimm treibt's keiner von allen unseren Gymnasiasten. Ich habe in letzterer Zeit manches Erzeugnis poetischer Naturburschen gelesen: Gedichte eines Bauernjungen von Oberzeiring, religiöse Aufsätze eines Bauernknechtes von Mariatrost, Erzählungen eines Handwerksburschen aus Buchberg, u. s. w. — so bellagenswert waren sie nicht, als die Schriften in dieser „Welt“, in dieser schlechtesten der Welten!

Ich kann es mir nicht versagen, die Phantastereien und Poetastereien

des siebzehnjährigen Peter Koffegger (damals war er noch im Besitze seines zweiten „f“) ein wenig zu charakterisieren und hoffe, daß man diese Selbstbespiegelung nicht mißverstehen wird.

Im Vorberichte über die „Welt“ heißt es, daß das Leben süß, folglich auch die Welt süß sei, und daß von dieser süßen Welt, welche wöchentlich „in einem Bierdelbogen erscheinend“, das „Exemplar einen Neukreuzer“ koste. „Dretet an, liebe Lessor, die Reise durch die Welt!“ also schließt das Vorwort. Nach einem artigen Neujahrsgedichte, das mit dem Wunsche schließt: „Viele Jahre hindurch wolt Gott euch lassen leben, und euch dann nach den Tod die Himmelsfreunden geben“, beginnt der Jahrgang mit der Erzählung: „Die Unschuld als Selbstmörder“ in mehreren „Fordserungen“. Sie läßt trotz der zahllosen sentimentalen Ausrufe an Realismus nichts zu wünschen übrig. Zwei Brüder erdroffeln im Walde einen jungen Chemann und hängen ihn an einen Baumast, damit die Leute glauben sollten, er habe sich selbst erhängt. Die junge Witwe, wegen welcher sie den Mord verübt, bekommen sie aber doch nicht, diese stirbt ein par Tage darauf an gebrochenem Herzen. Schon am nächsten Tage stirbt einer der Mörder am Schlagfluß und am übernächsten Tage zeigt der zweite Mörder sich selbst dem Beichtvater an. — Ist das nicht dramatische Entwicklung Schlag auf Schlag? Gleichlaufend mit dieser Erzählung ist die zweite Geschichte: „Sean Wasli Egill.“ In derselben stirbt am Hochzeitstage ganz plötzlich die junge schöne Braut. Als man sie schon begraben will, kommt ein fremder Arzt, sagt, daß das Mädchen scheinotdt sei und daß er die Scheintodte wieder zum Leben erwecken wolle, wenn man sie ihm dann zur Frau gebe. Diesem ärztlichen Honorare widersetzen sich die Verwandten, vor allem der Bräutigam, welcher zum Arzte Sean Wasli

Egill also spricht: „Zu allen Teufeln hinein! sohst mir sie nicht erhalten, vermaleteiter Schurke — zuvor — ja eher laß ich sie tod, eher sehe ich sie lieber begraben, als daß sie einen solchen elementsteufels Kerll angeheren sohl!“ — Als der fremde Arzt ein-sieht, hier wäre nichts zu machen, erklärt er die Braut für wirklich todt; nachdem sie aber begraben ist, scharrt er die Leiche wieder aus, flößt ihr einen Trank ein, worauf sie lebendig wird. Im Augenblicke ist auch der Bräutigam da und wirft den Arzt in das leere Grab, wo dieser sich das Genick bricht. Die Liebenden aber sind wieder vereint. — Weniger Neues bringt die Novelle „Der Seeräuber“, welcher Seeräuber nach dreißig Jahre langen Schandthaten bei einem furchtbaren Seesturme aus Verzweiflung seine Spießgesellen und sich selbst ermordet. Die Geschichte: „Das Heimweh“ erzählt uns von einem jungen Bauernburschen, der sich jahrelang auf das Soldatenleben freut, um die weite Welt zu sehen, der in der weiten Welt aber sofort an Heimweh erkrankt und stirbt. — Die Erzählung: „Bleibe im Land“, welche in der nächsten Nummer unter dem Titel: „Und nehre dich redlich“ weiter geführt wird, stellt das Schicksal eines wohlhabenden Mannes dar, der, einem Lockrufe nach Amerika folgend, mit Weib und Kind dahin auswandert und in Elend und Noth zu Grunde geht. — Der Schwanke: „Das Gottesgericht um Mitternacht“ erzählt von einem bösen Bürgermeister, den mehrere Bürger nach Beibringung eines Schlaftrunkes in einem Keller erwachen lassen und dort ein Gericht Gottes vorspielen, in welchem er zur Verdammnis verurtheilt werden soll. Der Schutzengel des armen Sünders bittet aber für diesen um Gnade; der schrecklich geängstigte Bürgermeister verspricht seine Missethaten zu sühnen und ein guter Mensch zu werden, wenn er noch einmal auf die Erde zurückkehren dürfe. Darauf läßt der

Richter Gnade für Recht ergehen, der Bürgermeister wird wieder in Schlaf versetzt, aus welchem er in seinem gewohnten Bette erwacht und befehrt ist. Hinter seinem Rücken machen die Bürger sich über ihr Schelmenstück lustig, da bekommt vom Verfasser aber auch der Müller und der Bäcker eins: wenn man Gottesgericht halten wolle, dürfe man nicht Mehl stehlen und nicht die Semmeln so klein backen. — Eine besonders düstere Geschichte ist „Der Brandleger“. Eine fremde Familie kommt zum Storchbauer, pachtet bei ihm ein Nebenhäuschen und verdingt an ihn einen Knaben. Dieser ist ein Taugenichts und nach einer Züchtigung von Seite des Storchbauers geht er durch. Jahrelang ist der Junge abwesend, die Eltern desselben brüten Rache gegen den Bauer, der ihnen ihr einziges Kind verschenkt hat in die Fremde; sie planen, seinen Hof in Brand zu stecken und benützen dazu die Gelegenheit, als sie eines Abends in den Hof einen Vaganten schleichen sehen, auf welchen sie dann den Verdacht lenken wollen. Das Gebäude brennt nieder, der Vagant wird gefangen und offenbart sich natürlich nun als der Sohn des Brandlegerpaars, der mittlerweile in der weiten Welt zum Mörder geworden ist. Die Übelthäter werden gehenkt. — Um so lustiger ist das darauffolgende „Schicksal eines Schneiders“. Anfangs wird der Held gar schön apostrophiert: „Schneider! Es ist ein ehrwürdiger Name, oder wo ist ein Mensch, der das leibliche Werk der Barmherzigkeit mehr übet als ein Schneider, welcher die Nackten bekleidet. — Welcher König ist glücklicher und vergnügter, als ein Schneider? — Ist er nicht selbst ein König? — ist nicht der Fingerhut seine Krone, die Ellen sein Zepter, die Nadel sein Schwert und das Zwirtnußlein Reichsapfel? — Mensch, erkenne deine Blindheit und beuge dich vor einem Schneider!“ Also wird der Held herrlich besungen. Eines Tages,

als der Schneider in die freie Luft geht, hebt ihn der Wind und trägt ihn empor bis zum Monde, wo just eine Ziege weidet, an deren Schweif er sich festhält. „So war er gefangen und mußte er hangen im Monde am Zigen der Geiß.“ Dieweilen ist auf Erden des Schneiders Frau sehr wohlgenuth und spottet des ehelichen Gemahls, den der Wind vertragen; vollends Herr der Situation, kauft sie sich eine neue Krinoline. Als sie mit derselben das erstemal ausgeht, fährt in den Reifrock der Wind und trägt die Frau ebenfalls hinauf bis in den Mond. Dort das idyllische Verhältnis ihres Gatten sehend, ergrimmt sie, schleudert Schneider und Ziege hinab auf die Erde, während sie selber nicht mehr weiter kann, sondern für ewig im Monde verbleiben muß. Also verlor der Schneider die Frau und gewann die Ziege. — Ganz gräßlich ist die Geschichte: „Der Fräzler.“ Der Vater eines hübschen Mädchens stirbt, der früher abgewiesene Freier Augustin zieht durch eine unsichtbare Schnur das Haupt der aufgebahrten Leiche empor und ruft im Hinterhalte mit hohler Stimme: „Rosa, nimm zum Mann den Augustin!“ Das Mädchen stirbt vor Schreck, die Leiche ist aber nicht mehr aus ihrer halbaufrechten Stellung zu bringen, bis der „Fräzler“ seine Unthat gesteht. Auf dem Grabe der Rosa wird er nachher wahnsinnig.

Das sind die Novellenstoffe, welche der Almpeterl, wie er damals in der Umgegend genannt wurde, für seine „Welt“ ausgedichtet hatte. Der Stil derselben ist höchst banal, phrasenhaft und ergeht sich gerne in lyrischen Ausrufungen und sentimentalen Ergießungen. Abgesehen von der manchmal drastischen Fabel ist von einer Ursprünglichkeit in Stil und Gedanken keine Spur.

Nun sollen auch die in diesem Bande enthaltenen Gedichte charakterisiert werden. Der Friedensschluss

von Villafranca entzündt den Poeten
auf das äußerste:

„Zubelt Völker, Östreichs Völker, vor des
Kaisers Throne,
Franz Josef hat euch Fried erwirkt, o Völker
welche Wonne;
Kert zurück vereind,
Von euren Warfenseind,
Genüßet froh das Wiedersehn
Eurer lieben Freund.“

„Freut euch ihr beiden Fürsten,
Fried ist zu Stand gebracht, — nun habt
ihr euch gemessen,
Gar groß ist eure Macht.
Gott meg euch beide segnen
Mit seiner milden Hand, —
Das ihr weise könnt regieren,
Ein jeder euer Land. —“

Von „Revanchegeleüsten“ ist hier,
wie man sieht, nichts zu merken.

In einem Gedichte: „Der Land-
mann auf den Felte“ heißt es unter
anderem:

„Der Landman auf den Felt host durch
sein Arbeit und bemihen,
Daß die verstreuten Früchte bald herlich
werden blühen,
Und bringen dan mit Wucht,
Zehnfache Frucht,
Woraus er dan natürlich sann hundert-
fachen Nutzen zihen.“

Das erste Dialectgedicht: „Wie d
Andl beim Spinnradel jingt“, lautet:

„Auf der Welt mei Gott, do ijs wull zwida,
Die fruman Leid, die sein holt gor recht
schida,
Die Folscheit duat schon iberol regiren,
Die Reichen doan die Orman glei onschmiren,
Und oft fürn de Quater holt a Lebn,
Daß la bessers niama lunat gebn.“

Bin an olti Andl derf nigs mula,
Muas in Stefa nema, und die Kruta,
Muas mei Brod recht miasam zoma suacha,
Dawal die Reichn Dola doana zoma wuacha;
Dajs na lina jirn a solchas Lebn,
Dajs la bessers neama lunat gebn.“

Owa woats es oltu Degallschiaba,
Hiaz war i an enfan Ort vielliawa,
Owa bolt wird selbigi Zeit kema,
Das mi Gott in Himmel auf duad nema,
Oftn werd i holt a fürn a Lebn,
Dajs la bessers neama lunat gebn.“

Etwas weniger trostlos ist das
folgende „Bilt aus den Bauernstande“.

„Schon sind beim Bauern die
Leide beim essen, schon ist der Tisch
sohl von hungerigen Menschen, da
kommt der Nachbauer-Sepl. Heren
wir ihr Gespräch zu.“

Sepl. (Drit in die Stube) Lobs
euz Kristi.

Bauer. Ge na her, Sepl, n
Ewigkeit, kimst just recht zan Essn.
Do, ge na zuha.

Sepl. Gfeng God, i bin eh nigs
humeri.

Bauer. Na, ge na zuha, ge na ge.

Sepl. Eßz es na suascht, a i bi
go nigs humeri, is wor, i wird scha
dahoam wos kriagn.

Bauer. A, los di na nit a weil
hoasn, ge na uma, triast a so nigs
guaz, ge na ge.

Sepl. Na is wor a, i ge nit
umi, i—i—i—i bi go nigs humeri,
eßz es na suascht.

Beuerin. Du Nor, er fu nit
uma gen, siagst as dan nit, as is go
toa Stull do, er hot toan Dscht zan
sijn, schau na! (nun trug sie einen
Stuhl her) do Sepl, hiaz ge na her,
is mit ins, ge na.

Sepl. Na, i los mi glei nit
hoasn a (geht zum Tisch hinzu) zan
Eßn los i mi nit hoasn.

Bauer. Scha, hiaz is na, is na is.

Sepl. Wird schon eßn — (Eine
lange Pause)

Bauer. Na far is, is Sepl, is, is.

Sepl. A, wird schon eßn.

Beuerin. Du Norasch, er to
nit eßn, er hot go toan Lessel, siacht
as dan nit? (Gibt ihm einen Lessel)
Hiaz is, Sepl.

Sepl. So hiaz los i mit nit
hoasn (ißt.) —

Schier polizeiwidrig sind die Re-
busse, Räthsel und Wize, die in dem
Bande enthalten sind. Z. B.:

„Ein schauderhaftes Unglück: Ein
böses Weib hat si in die Drau
gestürzt und — o weh — ist nicht
erdrunken.“

Oder das Zweigespräch: „Kind: Mein Herr, bitte, wohlen sie meinen Vater die Zeitungsblätter leihen, bloß um sie zu lesen? — Herr: Ja mein Kind, und sage deinen Vater, er mege mit sein Mittagsmahl leihen, bloß um es zu essen.“

„Räthsel: Zuerst ist es zu kurz, wenn man es abhackt, ist es lang genug. (Das Grab)“

„Wenn man auf den Haupt eine L. tötet, so ist das ein hartstreibente Mordthat.“

„Die Seligkeiten. Die alten Weiber sind manchmahl auch schon hier auf Erden Selig; sie sind redselig und feindselig, o wären sie leutselig und holdselig.“

„Ein Mörder. Richter: Du bist angeklagt, das du den König ermorden wohltest! Soldat: Ja, ich habe wirklich ihm einen Stich gegeben. Richter: Mit dem Stillet? Soldat: Nein, mit dem Trumpsfiebner.“

„Räthsel. Was habe ich gefunden, als ich eine Elle fand? — Einen Ellefand.“ —

Schildernde Aufsätze gibt es in diesem Bande wenig. Als Probe eines solchen nur der Auszug aus der Beschreibung eines großen Hagelschlages am 13. August 1859:

„— rollte der Donner, minder schwarz, sondern mehr grau wahren die Wolken. Aber Gottes Straffe, sie kam — ja sie — sie kam. Fast kein Regendropfen wahr noch herniedergefallen — und langsam — recht langsam schickte man sich an die Werkzeuge, ja die schweißtriffenden Werkzeuge an Ort und Stelle zu bringen, oder, war heute nicht Sonnenabend? — und — hert ihr, — was war das, — ja was war denn das? — es war ja, als ob ein pfündiger Stein auf das Dach herniederfiel; — noch einmahl — ja, mein Gott, ja, was ist denn das? — Seht, o, seht, Himmel, — eins — zwei drei — ja, das ich es sage, nun fieng der schwere Hagel an, herniederzuschmettern,

zu stürzen, auf das arme schutzlose Getreude. Eine viertelstunde, — und stiel, wie über den weissen Leichenduch wurde es in Gottes Natur, friedlich wahr es. — Doch wir sahen die Verwüstung. All unser Bemühen, unser Arbeiten, unser vergossener Schweiß war, ja, war umsonst...“

Vorherrschen in den Schriften jener Jahre die religiösen Betrachtungen. Die ältesten derselben sind überaus fanatisch gehalten, erfüllt von eingebildetem Hass gegen die „neue Zeit“, von welcher der Waldbauernknabe redete, wie der Blinde von der Farbe. Schon im siebzehnten Lebensjahre begann in religiösen Aufschreibungen ein milderer, duldsamerer Sinn hervorzutreten. Die Wandlung gieng scheinbar ohne äußere Einflüsse vor sich, mit einer gesteigerten Nachdenklichkeit stellte sich mehr und mehr eine gutmüthige, versöhnliche Weltanschauung ein; die Volksschulbücher, als das „Lesebuch für die zweite Classe der Landschulen“ (Wien 1852) das „Evangeliumbuch“ und andere leisteten dieser Richtung guten Vorschub. Die Betrachtungen des aufblühenden Jungen befassten sich viel mit der irdischen Vergänglichkeit, mit dem jüngsten Gerichte, mit Hölle und Himmel. Auch that der Knabe, als ob er schon alt wäre, und erging sich gerne in „Erinnerungen an Kindheit und Jugend.“ Die Gefühlsausdrücke dieser Art, wie sie z. B. in der „Welt“ vorkommen, sind ganz unecht und in der Form lächerlich läppisch: „O damahls (in der Kindheit nämlich) ja, ja damahls schien mir die Sonne noch einmal so hell und der Gesang der lieben Vögelein noch einmal so schön, ja ja damahls schien mir der Himmel noch einmahl so blau, die Wiesen noch einmahl so grün, meine Augen noch einmahl so klar, o damahls, ja ja damahls — ach, ade, Tage meiner Kindheit, ade, damahls schien mir das Leben noch einmahl so süß, ach ja, so süß.“ Und so geht es fort. Beim Schopfe nehmen

möchte man den Schlingel dafür, daß er sich selber so anlügt! „Ach damals, ja damals!“ seufzte der heitere, sonst zu allerlei Schalkhaftigkeiten aufgelegte Junge, „wir kannten nicht das Friedhofskreuz, wir kannten nicht das Todtenbein. . . Bin herabgerathen an den Orth, der mit W anfängt — in die Welt. . .“

Schließlich noch einiges aus dem Schlußworte der Zeitschrift „Die Welt“, dasselbe führt den Titel: „Vergänglichkeit und Todt.“

„Meine lieben Freunde! schon beinahe sechsdausend Jahre sind verflossen, seitdem Gott, der Schöpfer, sein allmächtiges Verbe sprach. Der Schöpfer hat die Sonne erschaffen, deren Pflicht es ist, die Erde zu erleuchten und zu erwärmen, und bis auf den heudigen Tag hat sie die Pflicht erfüllt. Allein wo ist der Mensch mit seiner Unschuld. Unsere Vorfahren sind ins Grab gewandelt und haben uns Platz gemacht. Bald auch von uns nichts mehr als einige Knochen. So geth es ford. — Wir stehen am Schluß des Jahres. Ein neues kommt. Wenn es verflossen, ja verflossen ist, werden wir noch die irdische Hülle tragen? Oder wird schon grüner Rasen über unser stieles Grab gewachsen sein? Habt ihr Niemand aufzuweisen, liebe Freunde, der am vorigen Jahres- schluße noch wohl und toll, in Lust

und Freuden gelebt hat, jetzt aber schon einverleibt ist der schwarzen Vorderschaft der Todten? — Warum zittert dir den das Blatt in der Hand, mein Lefser? Nur einmahl leben wir, mechten wir nur einmahl recht leben. Mit dieser ernstern Bedrachdung ende ich diese Zeitschrift: Die Welt. — Ich habe Kurzweiliges, Scherz und Laune, Ernste Worde und dergleichen unter einander gemischt, um den Lefser ein Bild von der Welt zu geben, auf der Komisches und Ernstes gemischt ist. (Ein gratis Bild wird beigegeben.) Die Jahrgänge (der „Welt“) werden nicht fortgesetzt, wenn ich je noch was schreiben will, so werde ich meinen Werken einen anderen bassenderen Tittel geben. Also bißdahin lebe wohl, freundlicher Lefser —“

Das Durchlesen dieser Schriften hat mich mit wahrer Wehmuth erfüllt. Ich bin vor dreißig Jahren so innig an meinen damaligen Erzeugnissen gehangen, als ich heute an meinen neuen hänge. Wenn in unserer Gegenwart mir jene alten Schriften schal, läppisch, nichtig vorkommen, wie würde ich nach weiteren dreißig Jahren über meine heutigen Erzeugnisse urtheilen? Der Mann nennt die Werke des Knaben kindisch. Wie nennt der Greis die Werke des Mannes? — Kindisch vielleicht mit doppeltem Rechte.

Wunder.

W In unsren Tagen öd und leer
Geschehen keine Wunder mehr,
Der Mensch kann nimmer sehen.
O könnt' er brünstig glauben dran,
Es würden ihm zum Heile dann
Die Wunder auch geschehen.

R.

Kleine Laube.

Dienstboten sind auch Menschen — so zu sagen.

Anlässlich des Processes der Dienstbotenmörder Franz und Rosalie Schneider in Wien brachte die „Deutsche Zeitung“ einen Aufsatz, welcher die Dienstbotenfrage streift, das Verhältnis der städtischen Dienstboten zu ihren Herrschaften berührt und sich treffend also äußert:

Es scheint uns über das Ziel geschossen, wenn man in den Erörterungen so häufig auf den Umstand hinweisen hört, dass in Wien die Leute spurlos verschwinden können, ohne dass ihre Spuren verfolgt werden. Das trifft bei der Classe, aus der das Mörderpaar seine Opfer holte, allerdings zu. Dienstmädchen gehören eben zu den „fahrenden Leuten“, um deren Aufenthalt sich zuweilen Familienangehörige, selten die Geliebten kümmern, meistens jedoch gar niemand. Da die drakonischsten Meldungsvorschriften keinen Wert besitzen, wenn sie nicht gehandhabt werden, da die Opposition größer ist, als ihre Strenge, so lässt sich auf dem Verordnungswege allein keine Besserung der angedeuteten Zustände herbeiführen.

Es wirft sich aber die Frage auf, ob das Nomadenthum unserer Dienstmädchen, das häufige Wechseln des Dienstplatzes, mit dem Stande der Dienerinnen nothwendigerweise verbunden ist. Sollte da nicht das gewöhnliche Verhältnis der

Mädchen zu ihren Dienstgebern eine Rolle spielen?

Die Hausfrauen klagen über die Treulosigkeit, Buzsucht, Verlogenheit, Liederlichkeit und weiß der liebe Himmel, welche anderen üblen Eigenschaften ihrer Mädchen. Und sie befinden sich im Rechte. Aber sind denn nicht in der weitaus überwiegenden Mehrheit der Fälle an den Mägden von ihren Herrinnen solche Erziehungsfehler begangen worden, dass man sich geradezu wundern muss, wenn sie keinen Anlass zu Beschwerden geben? Wie oft hastet der „Herrschaft“ im häuslichen Verkehr ein Mangel an Selbstzucht an, der schlechte Früchte tragen muss! Vor den Dienstboten braucht man sich doch nicht zu genieren, das sind ja so unendlich inferiore Wesen. Welche irrige Meinung! Die Dienstboten sind unter allen Umständen gewöhnt, ihre Brotgeber zum Vorbild des eigenen Handelns zu nehmen, und wie kann man darüber staunen, dass ihre Moralbegriffe laxer werden, wenn ihnen tagtäglich Gelegenheit zu Beobachtungen geboten wird, welche die „Herrschaft“ just nicht eben im Heiligenscheine zeigen. Mann und Frau gebrauchen kleine Lügen, bei denen die inferioren Wesen vielleicht noch mithelfen müssen, Besucher, die mit überströmender Zärtlichkeit empfangen werden, wünscht man vor dem Eintritt und sofort nach der Entfernung dorthin, wo der Pfeffer wächst, und dergleichen mehr.

Es währt nicht lange, und die aufmerksamen Beobachter im Dienerkleide verfügen über einen ähnlichen „gesellschaftlichen Schliff“, über den man sich dann so empört zeigt.

In zahlreichen Familien läßt man den dienenden Mädchen ihre vollständige wirtschaftliche Abhängigkeit bei jeder Gelegenheit auf das unzarteste fühlen. Die feinsten Damen wenden die unfeinsten Ausdrücke an und betonen, so oft es nur angeht und mit nicht mißzuverkennender Deutlichkeit, daß die Dienstboten ja doch nur wildfremde Personen sind, deren Nähe man nun einmal leider dulden muß, da man sie zu den verächtlichen Diensten benöthigt.

Die Dienstmädchen, die also behandelt wurden, sind gewöhnlich diejenigen, welche zu nomadisieren beginnen, und wenn sie sich einmal an das „Wechseln“ gewöhnt haben, dann sind sie verdober für immer, denn die Anhänglichkeit, die Treue, die man von denen verlangt, denen man sein Vermögen, seine kleinen Geheimnisse, seine Kinder anvertrauen muß, ist nicht mehr bei ihnen zu finden.

Die drückende Empfindung der Abhängigkeit und die daraus entspringende Sehnsucht nach Abschüttelung derselben mag auch nicht wenige Mädchen der dienenden Classe zu einer so leichten Beute der Heiratschwindler machen. „Wenn man diesen Mädchen nur vom Heiraten spricht, so ist ihnen schon der Kopf verdreht!“ wie der Vorsizende R. v. Holzinger sagte. — Zeigt ihnen also ein Heim, gebt ihnen ein bescheidenes Plätzchen in der Familie und sie werden nicht mehr Ursache haben, nach Antheilnahme und einer oft so zweifelhaften „Stütze“ außerhalb derselben zu suchen.

O. T.-B.

Krieg oder Schiedsgericht.

Ein Wort an die Presse und deren Leser.

Es ist schon lange nicht mehr die alleinige Ansicht einiger weniger Christ-

licher Gemeinschaften, daß Kriege zu vermeiden sind, diese Ansicht hat sich vielmehr in vielen Ländern Anhänger aus allen Gesellschaftsclassen erworben. Einen besonders erfreulichen Fortschritt nimmt das Friedenswerk seit dem Zustandekommen der Friedens-Congresse, welche von Zeit zu Zeit in verschiedenen Ländern der alten und neuen Welt abgehalten werden.

Die Zeitungen haben nie viel über die Verhandlungen jener Congresse zu berichten. Höchstens daß sie sich bemühen, auf Grund der Aussprüche hervorragender Männer nachzuweisen, daß Leute, die der Ansicht sind, der Krieg könne ganz gut durch Schiedsgerichte ersetzt werden, sonderbare Heilige und lächerliche Tröpfe seien. In einem Athem verdammt die Presse gelegentlich die zutage tretende Verrohung des Volkes, die sich in Raufereien und Gewaltthätigkeiten kundgibt — und verlacht Diejenigen, die der gegenseitigen Abschachtung im Kriege entgegenarbeiten. Wo bleibt da die Consequenz? Wenn jemand blutige Raufereien für löblich hielte und das Erstechen einiger Gegner für eine tapfere That anläße, der würde bald hinter den Mauern eines Irrenhauses sitzen; aber eine Rauferei im großen, die Abschachtung von Tausenden — ja Vauer, das ist etwas anderes. Da handelt es sich um etwas Großes, wird eingewendet, es handelt sich um die Ehre einer Nation. Diese Ansicht ist aber irrig. Wer ein wenig in der Geschichte nachforscht, der muß sich entsetzen über die kleinlichen, nichtsagenden, oft nur persönlichen Ursachen, die schon zu schrecklichen Kriegen geführt haben. Zudem können Ansehen und Ehre einer Nation ebensowohl durch Richterspruch gewahrt werden, wie dies bei der Ehre des einzelnen der Fall ist.

Der reiche Amerikaner Bennett hat gelegentlich eines vor einigen Jahren in London stattgehabten Friedens-Congresses an drei berühmte Franzosen die Anfrage gerichtet, was sie von der Möglichkeit der Abschaffung des Krieges hielten. Wem es aber wirklich darum zu thun ist, die

Ansicht angesehener Männer über die Möglichkeit der Abschaffung des Krieges zu erlangen, der wendet sich nicht an Franzosen mit der Frage. Die gegebenen Antworten sind von einigem Interesse, weil sie den Beweis erbringen, daß zwei von den Befragten so von Nachgelüsten erfüllt sind, daß sie zu einer vernünftigen Beantwortung der an sie gestellten Frage keine Fähigkeit besitzen.

Unter den von dem Herrn Bennett erteilten drei Antworten ist die eines ehemaligen Ministers und Rathgebers Napoleons III., der vielleicht viel dazu beigetragen hat, seinen Kaiser zur Kriegserklärung an Deutschland zu veranlassen, am gelungensten. Er erklärt unumwunden, „so lange Elsaß-Lothringen nicht an Frankreich zurückgegeben ist, sind die Hoffnungen auf einen Weltfrieden Luftgebilde.“ Durch diese Antwort hat sich der ehemalige Minister bei seinen Landsleuten sicherlich nicht wenig Beifall errungen. Aber wie ungerecht war es, diese rachsüchtige Antwort in den Zeitungen als triftigen Beweisgrund gegen die Friedenssache breitzutreten, wie es thatsächlich in Europa und Amerika geschehen ist.

Viel maßvoller und vernünftiger antwortete der Schriftsteller Jules Simon:

„Meiner Ansicht nach haben wir die besten Gründe, zu hoffen, mit der Zeit zur Errichtung eines Schiedsgerichtes zwischen den verschiedenen Völkern zu gelangen. Die Vereinigten Staaten sind heute ein dauerndes schiedsgerichtliches Tribunal zwischen den verschiedenen Staaten, aus denen sie bestehen. Die Fortschritte, die auf dem Gebiete der Beförderung und Nachrichtenvermittlung gemacht sind, haben durch Verminderung der Entfernungen direct zur Schaffung einer Verbindung beigetragen, welche immer größere Theile der Menschheit einschließt und zuletzt die ganze Menschheit einschließen wird. Ich bezweifle indessen, daß eine solche Verbindung zur völligen Unterdrückung des Krieges führen wird. Ich fürchte, es werden sich Bündnisse innerhalb der Verbindung

bilden, die Mächte, welche mit der Vollstreckung der Bundesbefehle betraut sind, können dieselben möglicherweise zu eigenem Vortheile ausbeuten. Indessen, eines ist sicher, wenn einmal die Idee eines internationalen Bundes Wurzel gegriffen hat, wird der Krieg immer schwieriger werden.“

Der dritte der Befragten, der ein Mitglied der Akademie der Wissenschaften ist, schrieb als Antwort:

„Solange ich lebe, habe ich gute Menschen gegen die entsetzliche Gewohnheit internationalen Abchlachtens Protest erheben gehört. Jeder beklagt das Übel, aber niemand sieht ein Heilmittel. Selbst das viel weniger bedeutende Duell, gegen das so viele geschrieben und das so Viele anzurotten versucht hatten, florirt noch, wenigstens in Frankreich. Ein Gleiches gilt vom Kriege. Stets wird die Ehre der Person da sein, welche das Duell, das Selbstinteresse der Nationen, welche den Kampf fordert.“

Niemand bezweifelt das, was der gelehrte Herr über das Duell sagt. Gewiss wird es immer, solange es Menschen gibt, Kaufbolde und solche geben, die sich in der Aufregung zu gewaltthätigen Handlungen hinreißen lassen. Das bezweifeln auch die nicht, die den Krieg abgeschafft sehen wollen. Aber das Duell und andere persönliche Gewaltthätigkeiten sind auch nach den Gesetzen vieler Länder als Verbrechen strafbar. Wie stimmt dann der Vergleich des Duells mit dem Kriege? Doch nur insoweit, daß letzterer ein Verbrechen an der Menschheit ist, ein Verbrechen, welches im Kleinen wie Mord bestraft wird.

Ein weit besserer Vergleich mit dem Kriege wäre das den dunkelsten Seiten der Geschichte angehörige Faustrecht. Was letzteres für den einzelnen Menschen gewesen, ist der Krieg für die Völker. So wie es gelungen ist, den einzelnen in die Bahn der Ordnung zu lenken, und ihn zu zwingen, seine Sache dem Urtheilsprüche eines Richters zu unterwerfen und sich diesem Urtheile zu fügen, ob es auch gegen ihn ausfällt, so

können auch die Völker dazu gebracht werden, ihre Meinungsverschiedenheiten Schiedsgerichten zu überlassen, und sich deren Urtheil zu fügen.

Natürlich müssen die Völker erst reif dafür sein. Daß wir aber auf dem besten Wege zu diesem Ziele sind, dafür liefern die Zustimmungen, welche die Vertreter der Friedenssache von allen Seiten erhalten, ein beredtes Zeugnis.

Wenn es erst gelingt, der großen Masse des Volkes, besonders in Europa, zu zeigen, daß der Krieg kein „nothwendiges Übel“ ist, daß er nicht so unvermeidlich ist wie eine Überschwemmung oder eine Seuche; wenn die Völker erst einsehen lernen, daß die Regierungen auch ohne Blutopfer seitens des Volkes ihre ernstesten Streitigkeiten beilegen können, ohne daß das Interesse des Landes darunter leidet, dann wird auch das Kriegsführen, das planmäßige Hin-schlachten der Völker, ein Ende nehmen.

Die guten Früchte, welche die vereinte Thätigkeit der Friedensfreunde trägt, sind jedem vorurtheilsfreien Beobachter ersichtlich. Mehrere nationale Angelegenheiten, die in früheren Zeiten zu blutigen Kriegen geführt hätten, sind schon auf schiedsrichterlichem Wege geschlichtet worden und man darf hoffen, daß die Friedensbewegung immer weiter um sich greift und das angestrebte Ziel endlich erreicht wird. Ein tief eingewurzelt's Übel wie der Krieg läßt sich nicht mit einem Schlage auszrotten, dessen sind sich die Anhänger der Friedenssache wohl bewußt, daher ist auch ihre Thätigkeit eine solche, die aufklärend auf die Menge und beweisführend auf die Regierungen wirkt.

Derjenige Theil der Presse, der nur spöttisch oder gar absprechend über die Friedensbewegungen schreibt, begeht ein großes Unrecht. Die Presse hat die Mittel in der Hand, den gesunden Friedensideen Eingang in das Volk zu verschaffen, thut aber oft gerade das Gegentheil.

Inszbesondere die christliche Presse sollte es als ihre höchste Aufgabe be-

trachten, die Lehren des Erlösers, deren Anfang und Ende Friede und Menschenliebe sind, zu verbreiten, und zu seiner Nachfolge auffordern, anstatt wie es so häufig, berühmte Schlachtenführer und „siegreiche“ Regenten ob ihrer militärischen Tüchtigkeit zu verherrlichen und kriegerische Tapferkeit als eine christliche Tugend zu lobpreisen.

M. M.

Sinnsprüche.

Von Conrad Timm.

Der Kampf um das Glück ist in Wahrheit kein Kampf wider feindliche Mächte der Außenwelt, sondern ein Kampf gegen den Feind in uns selbst.

Halte dich getrost für einen bessern, fähigeren und geschickteren Menschen als die anderen, es wird dir — ist nur sonst in einem gewissen Stübchen unter dem Dache und einem Kämmerchen im mittleren Stockwerke alles in Ordnung — nicht zum Schaden gereichen; aber gehe mit dieser Erkenntnis wie mit einem unverbrüchlichen und höchst gefährlichem Geheimnis um, das außer dir um Gotteswillen kein anderer Sterblicher erfahren darf.

Ein eigener Geist hat überall seine Schicksale. Menschen, die nur den Geist der andern haben, haben auch immer nur das allgemeine Geschick — kein Schicksal zu haben.

Wer sagt, man komme nicht immer mit geraden Wegen aus, ist sicherlich ein Schwächling, der sein mahnendes Gewissen mit klugen Sophismen zu Tode füttern will; aber wer sagt, man komme immer mit gemächlichen Schlendern auch noch ans Ziel, ist ein Narr — oder ein Vissikus, der einen Vorsprung vor dir erlangen will.

Die wilde Majerei verrathener oder getäuschter Liebe ist gleichsam der meteorologische Proceß, durch den nach einem wilden Aufruhr der Elemente und nach

erschütternden Gewitterschlägen die übermenschliche Spannung innerhalb der Atmosphäre unseres Gemüthes wieder ausgeglichen wird.

Das göttlich unbejonnene Menschenkind genießt das Leben in vollen Zügen, wo der Gelehrte noch immer zweifelnd die Frage untersucht, ob das Leben überhaupt des Lebens werth sei.... Aber die Antwort kann immer nur eine negative sein, da der Philosoph einfach den Schmerz gegen die Freude abmessen, also die eine vom andern subtrahieren will, wo er doch, wenn er gerecht sein wollte, beides miteinander multiplicieren müßte. Um so mehr Opfer wir geliebten Personen bringen, um so größer wird unsere Liebe, um so reicher trotz allen Leides das Gefühl des Glücks, das sie in uns erweckt. Und mit der Lust am eigenen Sein, der Liebe zum Leben sollte es anders sein? Was uns das Leben kostet — die Schmerzen — sollten wir in Abzug bringen auf das, was es uns — an Freuden — gewährt?!

Das Gute, das Wahre, das Schöne sind nur verschiedene Erscheinungsformen eines und desselben Principes.

Die sich über die beschwerlichen Wege beklagen, sind immer nur diejenigen, welche — nicht hinauf gekommen sind.

Die Liebe mancher Eltern zu ihren Kindern ist so zweckwidrig in ihren Mitteln und so verhängnißvoll in ihren Folgen, daß ihr kaum noch der Name Liebe gebührt. Ihr würde auch gar nichts Hoheitsvolles innewohnen, wenn sie nicht eben in ungezählten Opfern und Selbstverleugnungen bestände, die nur den selbstlosesten Naturen möglich sind.

Einen Fehler, den wir zuerst aus dem Munde fremder Leute erfahren, werden wir niemals ablegen.

Fromme Seelen erschauern oft, wenn sie ein praktisch angewandtes Christenthum erblicken, das ihren ästhetisch-pieti-

stischen Vorstellungen so wenig entspricht. Die guten Seelen hätten sicher das Christenthum nicht erfunden, — schon weil sie nicht die — Ausfähigen hätten heilen können.

Die Leute wissen immer nicht so recht, ob sie dich um einer Selbstlosigkeit willen bewundern — oder belächeln sollen.

Denken lernten wir erst, als wir zu zweifeln begannen, und in der Schule des Zweifels müssen wir uns alles, was unser geistiges Besitztum ausmacht, erst zu eigen machen.

Das müßte eine sonderbare Tugend sein, die dir nützlich ist!

Du wirst wohl daran thun, ein Unerklärliches einstweilen — nicht zu glauben. Aber hüte dich, eine Sache unmöglich zu nennen, weil du sie nicht erklären kannst.

Menschen, die selber tief im Unglück stecken, werden immer, wenn sie auf das Unglück anderer zu sprechen kommen, als herzlos erscheinen. Nicht, weil sie Egoisten sind, sondern, weil ihr Maßstab für menschlichen Jammer ein anderer ist, als derjenige glücklicher Menschen.

Mancher hat es schon lange dunkel empfunden, viele haben es klarer gefühlt und gedacht, aber nur einer hat das Vermögen, es auszusprechen. Er hat es aus dem Chaos des Unbewußten zum bleibenden Besitz der Menschheit erhoben.

Was wir Seelenruhe nennen, ist ebenso oft der Ausdruck sittlicher Schwäche als sittlicher Kraft, und am öftesten gemüthlicher Indolenz.

Nicht leid sei dir, was du gethan, verwundet dich Undankbarkeit.

Um eine schlechte fremde That die eigne gute dich gereut?

Was du im Ventel trägst —
Hüt' es sein!

Was du im Kopfe trägst —
Ist allgemein!

Was du im Herzen trägst —
Ist dein, nur dein!

Gern gethan, ist leicht gemacht.
Gleich gethan, ist bald vollbracht.
Schnell gethan, ist — schlecht gemacht.

Der auf anderer Worte baut,
Dem auch darfst du selber trauen
Wer sich selber nicht mehr traut,
Sollte noch auf andere bauen?

Welt und Menschen lern betrachten,
Alles Ding beim Namen nennen,
Gutes finden haben — drüben.
Leicht ist's, Freund, sie zu verachten,
Schwere Weisheit, sie zu kennen,
Doch das Höchste, sie zu lieben.

Ganz recht: Leichtsinziger ist selten
schlecht;
Doch sonder Vorheit und sonder Tücke
Reißt er dir wohl arglos dein Herz in Stücke.

Jugend und Alter.

Mag die Jugend sich verwirren
Nur im Tand und Spiel,
Auch das Straucheln und das Irren
Leukt sie wohl ans Ziel.
Doch das Alter packt sich munter
Auf gerader Bahn.
Doch es noch das Thal hinunter,
Klimmt es nie hinan.

Die Bettelsänger.

(Ein Bildchen aus dem Waldlande.)

Sitzen sie beisammen am Feierabend
und sind guter Dinge, wie sie der Tag
gibt.

Der Tag gibt lauter gewöhnliche
Sachen — das Wetter und das Korn-
feld und das Fuhrwerk und den Vieh-
stall, und wenn's hoch geht, das Karten-
spiel. Das Alltagsleben in seinem zähen
und trägen Einerlei. Und plötzlich geht
die Thür auf und es treten die heiligen
Künste ein. Bettelente sind es und
bringen ein Himmelreich mit herein in
die dämmerige Stube. Die liebe Bauern-
jugend kann die Wandlung gar nicht
fassen. Fast erschrecken die Kleinsten,
als — zim zim — die Seiten anheben
zu klingen. Ein fremdes Dirndl — wie

blaus im Gesicht, und kann doch so
schön spielen! Und ein Knabe steht da-
neben, der singt zum Spiel ein wunder-
james Lied.

„Es war ein Häufel im Oberland,
Maria, Mutter Gottes war wohl bekannt,
Es war ein armes Weib
Mit ihren drei Kinderlein.
Groß' Hungerknoth mußten sie leiden —“

„Schon gut, schon gut“, jagt der
Bauer, das Singen unterbrechend, „das
Lied kennen wir schon. Singt was
Lustiges.“

Was Lustiges! Mit welchem Gaumen
und schwerem Herzen was Lustiges!

Hinter den beiden Musikantenkindern,
in einen großen Mantel gehüllt und
gesenkten Hauptes, steht ein Mann, der
murmelt jetzt: „So viel Stern...“

Allsgleich heben die Kinder, feierlich
getragen, folgenden Sang an:

„So viel Stern am Himmel stehen,
So viel Schäferlein, als da gehen
In dem grünen Feld;
So viel Vöglein als da fliegen,
Als da hin- und wiederfliegen,
So vielmal sei du begrüßt!

Dich im Herzen will ich tragen,
Alle Morgen will ich fragen:
„O, mein Schatz, wann kommst du mit?“
Alle Abend will ich sprechen,
Wann mir schon die Augenlein brechen:
„O, mein Schatz gedenk' an mich!“

Ja, ich will dich nicht vergessen,
Wenn ich sollte unterdessen
Auf dem Todtbett schlafen ein.
Auf dem Kirchhof will ich liegen
Wie das Kindlein in der Wiegen.
Das die Lieb' thut wiegen ein.“

Des Bauers Kinder sind überselig
im Anhören eines solchen Liedes, und doch
verstehen sie das Wunder nicht, das in
diesem unbeschreiblich innigen Liede ruht;
sie können es noch nicht verstehen. Der
Bauer aber — der es verstehen könnte —
wird ungeduldig.

„Was Lustiges! Was Lustiges!“
ruft er. Der Mann hinter den Sängern
murmelt: „Es wollt' ein
Madel...“

Die Kinder heben an:

„Es wollt' ein Madel früh aufsteh'n,
Wollt' gehen in den Wald.“

„Das ist recht, das ist brav!“ rufen
die Zuhörer und trällern mit:

„Wollt' gehen in den Wald hinein,
Wollt' Brombeer broden geh'n.“

Und wenn sie dieses süße Lied gesungen, dann erst bekommen die wandernden Sänger etwas zu essen.

So sind die Leute. Merkt es euch, ihr Sänger und Dichter all, vom Brombeermädel und dem Jägerssohn, wenn ihr was wisset. Wie der Hansel die Grethel nimmt, wenn ihr davon wisset. Tausendmal haben es die Leute schon gehört, aber das macht nichts. Was trachtet ihr nach Neuem und feiner Kunst und geistreicher Weise! Wenn ihr Brot wollt essen, so müßet ihr von Liebe singen; die Liebe ist immer beliebt.

R.

Bairische Bierlieder.

Von Karl von Carro.

D' Hauptsach'!

Im Hofbräu lahnen's an der Wand,
Zum Sihen war loa Plaz net mehr,
An Maßkruag jedea in der Hand,
Wo' alli Länder san's daher.

Der Preuß' der macht as größte G'schroa,
Und lobt halt sei Berlin,
Sagt zu oan, der vo Münka is,
„Dös is a Stadt, da müast's ds hin.“

Da sagt der d'rauf: „Ds stimmt's mi' net!
Über Münka geht nix drüba!
A Bienenapotheke habt's net
Na loa Valvaria mei Liaba!“

Na streitens lang no umanond,
Ob Münka mehr wert als Berlin,
Auf d' leht' da werd's den Boarn z' dumm
Er haut sein Maßkruag hin:

„Was wollt's da lang no dischpatriern?
Dass Münka mehr is, als Berlin, is klar,
Denn d' Hauptsach, s' Bier, dös
habt's von uns,
Sel' Preußenlak'l, da sagst nix!“

Das Abschiedsfest.

Zum groben Mischl hoast ma's nur,
Dem Mischl Krant sei' Bräu,
Weil er a jed's was eahm net pajst,
Na außi g'schmissen glei.

Jetzt werd' er alt, na is eahm z' dumm,
Geld hat er aa schon g'nua,
Die ganze Wir verkauft er g'schwind,
Damit er hat sei' Ruah.

Oh' wenn er abziagt, gibt er no'
A noblich's Abschiedsfest,
Da geht's gut zua, die ganze Stub'n
Die is voll lauter Gäß'!

„Wer is denn dös all's?, hon i g'fragt,
D'rauf sagt der Mischl glei:

„Dös san dö, wo i d' letzten Jahr,
N' ausg'schmissen aus mein Bräu.“

Zum Abschied lad' is halt no' ein,
Damit's a Ehr' aa ham,
Und mit der Zeit, wann oans lang Wirt is,
Nimmt leicht a schöner Schippel z'samm.“

Beim Hak'l-Wirt.

Der Hak'l-Wirt der schimpft 'n Sepp
All'mal sein Budel voll,
Is mit dem Duam scho' so saugrob,
Damit er ausbleibn soll.

Der Sepp, der scheert si' da net d'rum,
Sauft nur sei' Maß bei'm Hak'l,
Schenirt 'n net, wann eahm der Wirt
An Lump hoast und an Lall.

„Mei Liaber“, sagt er, „simst mi net,
Wannst aa grob bist zum Berrefen,
Da seit si' nix, mi' werst' net los,
Weil mir dei Bier thuat schmeken.“

Vom Klapperbräu.

Es steht der Geistliche just glad,
Vor'n Gias sein Todtenbett,
Und fragt, ob er no' vor sein End',
An Wunsch zum sagen hätt'.

„I möcht' halt no' a Maßl Bier
Vom Klapperbräu“, so sagt 'r —
„Der Docta hat's allmal verbot'n,
Der Sakra, der!“ — so klagt 'r.

Na ham's eahm halt a Maßl g'holt,
Vom Zwieje lbräu daneb'n,
Zum Klapperbräu, da hätt's an Weg
An weiten, bis 'nauf geb'n.
Den Maßkruag halten's eahm ans Maul,
Er macht an festen Schluf,
Na beutelt er recht müad sein Kopf
Und fällt in d' Polster z'ruh.

Der Geisli bei, der Bauer stirbt,
Macht no' an kurzen Schnapper,
Und jagt, daweil er d' Aug'n vadraat:
„Dös Bier-war-net-von Klapper!
per!“

Die verschollene Million.

Von Josef Wächner.*)

Ich stecke meine Nase hie und da in eine Zeitung; glauben aber thue ich, was ich nach längerem Nachdenken für wahrscheinlich oder richtig erkenne. Es hat mir nämlich einmal ein Zeitungsschreiber in einer aufrichtigen Minute (wir waren beide etwas angeäufelt) die Versicherung gegeben, es sei lange nicht alles wahr, was gedruckt werde, und wenn sie nicht gar so lügen thäten, würde ihnen nie das halbe Blatt voll.

So las ich auch leztthin eine Neuigkeit, die ich zunächst schier nicht glauben wollte.

Ja, wenn mir der Schreiber erzählt hätte, in Berlin sei ein Elefant, der könne jeiltanzen, das hätt' ich allenfalls noch geglaubt; aber da stand, schwarz auf weiß gedruckt, der Finanzminister habe beim Nachzählen in seinem feuerfesten Schranke um eine ganze Million zu viel gefunden, und es habe sie ihm doch kein Mensch gezahlt, auch die Lotterieschwestern nicht, und in den großen Büchern, in denen man sonst doch jeden Pfennig verzeichnet, sei auch nichts gestanden von der Million. Das war mir doch etwas zu rund, und mir fiel unwillkürlich die Moidl ein, welche ein Goldstück fand und, voll Verlangen und Ehrlichkeit zugleich, ausrief: „Wenn's nur niemand verloren hätt'!“

Vielleicht hatte sich der Minister auch so etwas gedacht, als er die freudige Entdeckung gemacht hatte; denn als ehrlicher Beamter hatte er die Pflicht, den Eigenthümer auszuforschen, und erst, wenn sich niemand mit ehrlichen Ansprüchen meldete, gehörte die ganze große Million dem Staate.

Nun fängt der Leser auch an neugierig zu werden und möchte das viele Geld gerne an seinen Herrn bringen, ja er wird förmlich böse, wenn er mit mir weiter liest in der Zeitung, der Minister habe sich nicht lange den Kopf zerbro-

chen, sondern die Million glattweg eingesteckt in den Staatsfädel, und im nächsten Frühlinge bekämen die Soldaten neue Hosen dafür, soweit es halt reichen möge.

Und doch ist der Minister ein rechtlicher Mann.

Man muß die Sache nur von allen Seiten begucken, dann stellt sich alles klar.

Bekanntlich ist das Papiergeld, dessen wir uns vielfach bedienen, durchaus nicht zäh und haltbar. Wie schnell wird so ein Gulden oder ein Fünfer, er mag noch so schön bedruckt sein, schmutzig und zerlegt und muß hinten und vorn verpappt werden, wenn er noch nothdürftig haften soll. Das weiß nun der Staat auch, und er will keinem seiner Unterthanen einen Schaden zufügen. Darum läßt er von Zeit zu Zeit neues Papiergeld machen und jeder hat das Recht, seine alten, schmierigen und zerrissenen Scheine gegen neue umzutauschen, und wird das überall im Lande bekannt gemacht.

Jetzt frage ich: „Kann der Staat etwas dafür, wenn einer zu faul ist, sich für sein altes Geld neues zu holen?“

So einem geschieht kein Unrecht, wenn er zu Schaden kommt. Und das bleibt ihm nicht aus; denn siehe, eines schönen Tages ist die Casse geschlossen und das alte Gezeug wird für ungiltig erklärt, und wer noch im Rückstande ist, der hat das Nachsehen und kann sich mit seiner papierenen Herrlichkeit die Stube ankleben, so schön er will. Das neue Geld aber, das nicht umgetauscht worden ist, gehört dem Staate von rechtswegen.

Das findet nun der Leser sehr begreiflich; doch meint er, es werde wohl niemand so dumm sein und die ungiltigen Zettel behalten. In Geldsachen höre ja allerdings die Gemüthlichkeit auf.

Da hat der Leser wieder recht; aber die Wurst hat noch einen Zipfel.

Man bedenke nur: So ein Papiergeld ist bald hin und nicht jeder hat eine feuerfeste Casse. Wie oft zerstört ein

*) Wächner's: „Aus der Mappe eines Volksfreundes.“

Brand ganze Ortschaften, und das Geld geht mit in Flammen auf; wie oft übersteigt das Meer oder der Fluß die Ufer, und der arme Mensch ist froh, das nackte Leben zu retten, und das Geld erfaßt im Wasser, und die Fische bekommen einen kostbaren Brei zum Mittagstische.

Es gibt ferner auch in unserer aufgeklärten Zeit noch dumme Geizhälse, die ihr Geld so gut verstecken, daß es kein Mensch finden kann. Dann sterben sie dahin ohne Weichte, ohne lehtwillige Anordnung, und die Mäuse machen sich vielleicht die Hochzeitsbetten aus den Fünzigern und Hundertern und fressen sie zum Schlusse auf. Den dummen Thierlein fällt eben gar nicht ein, wie viel sie Talg bekommen könnten und Speckseiten für all das Geld.

Manch' ein bedauernswürdiger Mensch macht auch seinem Leben ein gewaltjames Ende. Der Leichnam verfault an ungekannter Stätte und das Geld, das er noch etwa bei sich hat, mit ihm.

Wie viel Geld erst im Kriege zugrunde geht, läßt sich gar nicht ausrechnen.

Endlich gibt es auch Leute, die in närrischer Prahlucht und prügelnswertem Übermuthes nichts Besseres zu thun wissen, als sich etwa mit einem Zehner ihren Glimmstengel anzubrennen oder, wie es einmal eine alte, steinreiche Jungfrau gemacht hat, mit Guldenzetteln Kaffee zu brennen.

Wenn nun die Zeit des Abrechnens gekommen ist, so ist all das Geld nicht da, verschollen, verschwunden, kann also nicht eingetauscht werden. Und ist die Zeit um, so hat der Staat die neuen Noten noch in den Händen, und da sie keiner abholt, gehören sie ihm nach menschlichen und göttlichen Gesetzen.

Nur wäre zu wünschen, daß so ein gesundes Geld, das der Staat größtentheils dem Unglücke seiner Bürger verdankt, einzig und allein zur Linderung des Unglückes verwendet würde. Das brächte Segen über ein Gemeinwesen und müßte die gegenseitige Liebe bedeutend entflammen.

Poetenwinkel.

Mozarts Schädel.

Die ihr das Schicksal oftmals angeklaget,
Daß es zu Großem euch nicht hat erkoren,
Ihr Tausende, die ihr darob verzaget,
Weil ihr als Alltagsmenschen seid geboren:
Freut euch, daß bleibend euch der Ruhm
gemieden,
Freut euch, daß, wenn gestorben und ver-
dorben,
Euch niemand stört des Grabes Ruh und
Frieden —
Ihr habt euch endlich ew'gen Schlaf er-
worben.

Mozarts Genie! Voll edelster Gedanken
Hat es der Kunst gelebt, für sie gerungen,
Sein Schaffenseifer kannte keine Schranken,
In Tönen ist sein ganzes Sein verklungen.
Nachdem sein Höchstes er uns dargeboten
Im Lied, in Opern, herrlichen Sonaten,
Nun wir ihn zählen zu den großen Todten,
Wo ist der Ärmste jezo hingerathen!

Sein Haupt einst voll von Kindlichkeit und
Reinheit,
Gleichwie der Heiland zwischen beiden
Schächern
Liegt's bei den Resten menschlicher Gemein-
heit
In eines Schrankes schwarz verhangnen
Fächern.
Seht hier! Ein Schädel, der einst viel ver-
brochen,
Der Mord und Todtschlag finster ausge-
brütet,
Und neben ihm in diesen bleichen Knochen
Hat thierisch jede Leidenschaft gewüthet.

Hier diese Schädel, die wir scheu betrachtet:
In Narrenhäusern wurden sie gesammelt,
Von dunklem Wahnsinn bis zum Tod um-
nachtet,

Gebet und Flüche hatten sie gesammelt.
Und säuberlich auf Zetteln sind zu lesen
Die Namen, wie's geendet, Art und Weise;
Je raffinierter einst ein Schuft gewesen,
Um desto höher steigt er hier im Preise.

Was uns begrinst aus leeren Augenhöhlen,
Geschichten sind's voll Qualen und Ver-
brechen,

Und grauenvoll ergreift es unj're Seelen,
Wenn solche stumme Zeugen zu uns sprechen.
Es kann der Trost das Sterben uns ver-
füßen,

Daß wirklich alles mit dem Tode endet,
Doch schrecklich ist's, wenn wir uns fürchten
müssen,

Daß noch nach Jahren fremder Blick uns
schändet.

Ohn' Sang und Klang trug Mozart man
zu Grabe,
Es fand kein Freund sich, treu ihn zu ge-
leiten,
Doch seiner holden Töne Feengabe
Bleibt unser Eigenthum für alle Zeiten.
Und sein Genie, von edler Blut durch-
lodert,
Gepriesen wird's in allen Idiomen,
Indes das Haupt, in dem's geglüht, ver-
modert
In Sammelkasten eines Anatomen.
Jenny von Hess.

Märzlied.

Schon singt der Fink,
Mein Liebchen, hörst du's nicht,
Das erste Lied von Lust und Licht,
Und hörst du es nicht fließen, klingen?
Schon wollen die Knospen springen.

O kommt hinaus!
Wie wonnig aufgeheult
Liegt Augen, Herzen die weite Welt!
Wie leuchten fern und nah die Höhen
Im ahnenden Frühlingswehen.

O Liebeslust!
Wir wandern Hand in Hand;
Die Wolken ziehn ins Wunderland,
So hoch und frei in Himmelsträumen —
Wir wandern in Liebesträumen.

Es rauscht der Bach,
Er rauscht an uns vorbei,
Mit jeder lust'ger Melodei.
Du schaust mich an so frisch und helle
Jetzt küß' ich dich auf der Stelle.

Raymond Mayr.

Warum?

Warum ich ernst und traurig bin,
Wenn ich von dir gegangen?
Und laß die Liebe doch
Auf deinen heißen Wangen,
Und habe Schwur und Kuß getauscht,
An deinem Blicke mich berauscht!
Und doch, warum ich traurig bin?
Um uns're süße Stunde
Weiß nur die Abendschein,
Und nur der Nachtigall im Hain
Singt uns're Liebeskunde.
Mein Kind, warum ich traurig bin?
Es will mir nimmer aus dem Sinn,
Dass ich den Hort nicht finde,
An den ich dich mein Kleinod rette,
Nicht weiß, wie ich das Nestlein gründe,
Drein ich mein Liebchen bette.

Hans Frauengraber.

Ein Klang.

Schwirrend über die Alpenflur
Kommt ein Tönen hergezogen;
War es eines Jodlers Spur,
Der im Winde sich verflozen?
War's von Herdenglockenklang
Eine jachtverwehte Flode?
Oder schlug des Herzens Drang
An die blaue Himmelsglode?

Franz Herold.

Eingeregnet.

Auf der harten Ofenbank
In des Alpenjägers Hause,
Sei willkommen mir, du lang
Hergesehnte Wanderpause!

Gemsenkrikel, Rehgeweih,
Hirschgehörn von vierzehn Enden,
Und des Weidwerks Mancherlei
An den braunen Bretterwänden.

Auf der Armut Hausgeräth
Sonnt sich des Behagens Schimmer,
Und der Schritt des Pendels geht
Wie ein guter Geist durchs Zimmer.

Tänzelnd wiegt die Jägersfrau
Auf den Knien ihr blondes Mädchen.
An des Leibes vollen Bau
Schmiegen sich die gold'nen Fädchen.

„Schlast, ihr werdet müde sein“ —
Müde? Ja, der Eitelkeiten;
O wie heut' ich allen Schein
Sch' von meinem Leben gleiten.

Franz Herold.

Florentinische Nacht.

Im stahlblaudunklen Wolkenhag
Erstirbt der Tag!
Es gieht sich über Feld und Haus
Der Abend aus.

Voll tiefer Stille liegt zumal
Das weite Thal!
Von fernher schlägt mit süßem Schall
Die Nachtigall.

Es weht ein Sehnen wonnig-bang
Ihr holder Sang,
Es faßt die Seel' mit voller Macht
Die Zaubernacht.

Und wen seit Jahren unverrückt
Ein Leid bedrückt,
Dem öffnet sie das starre Herz
Und löst den Schmerz.

Ottile Dibas.

In den steirischen Bergen.*)

Ein Friedhof, rings umschlossen
Von einer Mauer alt,
Inmitten eine Kirche
Und fernhin Flur und Wald.

Das Weinhaus steht zur Seite,
Dabei der Pfarrhof auch,
Und nebenan die Schule
Zu ländlichem Gebrauch.

Uralte Grabeshügel
Steh'n bei einander dicht,
Geschmückt mit hölzernen Kreuzen
Und manchem Sprüchlein schlicht.

Ich sitze an dem Grabe,
Wo mir die Mutter ruht,
Und denk' in tiefem Sinnen
An dieses Lebensgut.

Und ruhig ist's und einsam,
Weit in der Bergeswelt,
Den großen Gottesfrieden
Kein lauter Ton entstellt.

Nur Bienen summen leise
Und schwirren sommermatt,
Und manchmal von der Linde
Fällt sach' ein welkes Blatt.

Mit einmal aus dem Schulhaus
Run eine Geige dringt;
Vertraut aus frühen Zeiten,
Ein silbes Lied erklingt.

Und eine müde Stimme
Singt schlicht die Worte mit:
„Ich hatt' einen Kameraden,
Einen bessern findst du nit.“

Da wurde mir so traurig
Und wieder wohl zu Sinn,
Die Thränen stürzten nieder,
Ich fiel am Grabe hin.

Hub an miteinzustimmen,
Im Takte hielt ich Schritt:
„Ich hatt' einen Kameraden,
Einen bessern findst du nit.“

Friz Kemmermayer.

*) Mariahof bei Neumarkt, Obersteiermark.

Das Wundermädchen.

Von Anton Baron Alsbrein.

(Aus dessen Nachlasse.)

Sie kennt die Weisen Griechenlands,
Sie kennt den Goethe und Schiller,
Sie singt so süß wie die Nachtigall
Und schlägt noch weit bessere Triller.

Dem Piano entlockt ihre weiße Hand
Gar wundersam — zaub'r'sche Tön',
Sie spricht französisch grazios und perfect,
Als wär' sie daheim an der Seine.

Sie zeichnet Blumen und Porträts,
Kann fechten, turnen und reiten —
Nur weiß sie nicht, wie man Strümpfe
strickt
Und kann keine Suppe bereiten.

Die Liab im Schnee.

A Schneewerl hat's g'jaat,
Hat die Weg all vawahrt,
Aber d' Straßn zu dir,
Dö valegt's mir gar nia!

Wahrt der Wind noch so stark,
Schneidt die Kältn ins Mark,
Wann i hinkim zu dir,
Steht die ganz' Welt in Bliah.

Und die Liab hat a Gwalt,
Dass ka Gemnis dahalt'
Will da Bua zu sein Schatz,
Macht a niadi Wehr Platz.

Gans Fraungesber.

B ü c h e r.

Heilmart der Narr. Oper von Wilhelm Kienzl.

Die Worte zu dieser, demnächst in München zur Aufführung gelangenden Oper rühren vom Componisten selbst. Es ist ein sinniges Märchen. Der Hirte Heilmart, welcher ein Herz voller Güte und Mitleid hat, wird von den Himmlischen dazu auserkoren, unverschuldete Krankheiten seiner Mitmenschen zu heilen, doch darf er dafür keinerlei irdischen Lohn nehmen. Als er die Königin von Spanien geheilt, will der König ihm aus Dank große Schätze geben, ja selbst seine Tochter; Heilmart lehnt ab und zieht zurück in seine deutsche Heimat, wo er den ererbten Hof seines Vaters übernehmen soll. Auch diesen lehnt er ab zu Gunsten seines Bruders Rolf.

Er heilt Kranke und Sieche, weshalb er vom Volke wie ein Heiland bejubelt wird; er bleibt freiwillig arm, weshalb man ihn für einen Narren hält. Bei der Heilung des Mädchens Maja wird er aber von glühender Liebe zu ihr entzündet — ein leidenschaftlicher Kuss, und die Heilkraft ist gebrochen. Maja will ihm die Heilkraft retten und beschließt, als Sühne sich selbst zu opfern, indem sie dem ungeliebten Kolf zum Altare folgt. Bevor sie aber mit diesem ins Brautgemach geht, begegnet sie noch einmal ihrem geliebten Heilmar und stirbt zur Stelle an gebrochenem Herzen. Von diesem Augenblicke an besitzt Heilmar wieder die Kraft zu heilen. Er opfert sich den Leidenden. Ein vor dem Hasen stehendes verbanntes Schiff, auf welchem die Pest und die Verzweiflung herrscht, besteigt er und bringt den Unglücklichen Trost und Heil. — Diesen poetischen Stoff hat Kienzl mit großem Geschick in frische Verse gebracht und seiner Oper als Text unterlegt. Die Dichtung hat schon für sich Wert, im Vereine mit der Musik unseres genialen Componisten wird sie zu einem doppelten, genussreichen Kunstwerke. R.

* *Per aspera*. Historischer Roman von Georg Ebers. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Ebers beweist, daß er ein echter Dichter ist, wenn er es sein will. Sein jüngstes Werk zerfällt in zwei Hälften: Die Charakteristik des Kaisers Caracalla weist große und bedeutende Züge auf; leider jedoch ist sie verquillt mit der Geschichte einer alexandrinischen Künstlerfamilie, die in Erfindung und Darstellung die literarische Höhe eines alltäglichen Familienblattromanes wenig übersteigt. Melissa, die Tochter des Bildhauers Heron, sucht ihren Vater und ihre zwei Brüder vor den Verfolgungen eines ägyptischen Beamten zu retten, der satirische Äußerungen jener Brüder über den Kaiser ausnützt, um die ihm verhasste Familie zu verderben. Melissa wendet sich an Caracalla selbst mit der Bitte um Hilfe. Und der Cäsar wird derart von den seelischen und körperlichen Reizen der jungen Griechin gefesselt, daß er nicht nur ihren Wunsch erfüllt, sondern ihr nach kurzem Verlehr auch einen ernstgemeinten — Heiratsantrag macht. Melissa liebt aber bereits einen Alexandriner und flüchtet sich vor den liebevollen Nachstellungen des Kaisers. Diese Flucht bringt den Zorn, der sich in Caracalla gegen die Alexandriner angesammelt hat, weil sie ihm auf alle mögliche Weise das Gegenteil von Ehrfurcht bezeugen, zum Übersäumen. Er läßt ein fürchtbares Blutbad in der Stadt anrichten, dem hunderttausend Leben zum Opfer fallen;

Melissa jedoch rettet sich. Eben diese Melissa aber ist das Unglück ihrer Vaterstadt, auf die sie unschuldigerweise die Rache des Tyrannen herabbeschwört, sie ist auch das Unglück des Romanes. Ihre das Sacharin beschämende Süßlichkeit verträgt kein gesunder Magen. Um sie von Grund aus edel und lieblich erscheinen zu lassen, muthet Ebers dem Leser geradezu Unglaubliches zu. So erzählt er, daß Melissa, ehe sie ihren Gang zum Kaiser antritt, zu den Göttern für das Wohl Caracallas betet, obwohl sie diesen wackeren Herrn persönlich noch gar nicht kennt, obwohl ihr Vater und ihre Brüder wegen Beleidigung des Kaisers eingekerkert sind, obwohl sie sehr gut weiß, daß Caracalla ein Brudermörder und Schandbube ersten Ranges ist. Und Melissa ist keineswegs Christin, also nicht auf Feindesliebe hingewiesen. Die Schwächlichkeit, mit der diese Gestalt gezeichnet ist, erstreckt sich außerdem auf fast alle Personen, die mit dem holden Mädchen in nähere Berührung kommen. Nur nicht, wie gesagt, auf den Kaiser selbst und nicht auf den Hof, der in seinen einzelnen Figuren gleichfalls vorzüglich charakterisiert ist. Auch hier und da eine farbige, lebhaftere Schilderung alexandrinischen Treibens thut das ihrige, einigermaßen die Kleinlichkeit der Haupthandlung erträglich zu machen. U. K.

Ludwig Hevesi, der geistvolle Wiener Feuilletonist, hat ein reizendes Büchlein herausgegeben: „Regenbogen“ ist es betitelt und enthält sieben heitere Geschichten, zu denen Wilhelm Schulz eine Reihe frisch entworfenener Illustrationen geliefert hat. Man kennt Hevesi's prächtige Art, zu erzählen. Sein Humor ist unüberbrosen, seine Darstellung fesselnd, seine Phantasieschrankenlos. Es ist unglaublich, welche originelle Einfälle der Dichter hat. Man lese „Die sizilianische Madonna“ (eine weltliche Legende) und beachte, wie fein charakterisiert die einzelnen Gestalten sind; man lese die humoristische Skizze: „Der Onkel aus Amerika“, die in kurzen Schlagworten geschriebene Novelle: „Pardenia“, „Behu“, die Weihnachtsgeschichte: „Eine schöne Bescherung“ und „Die Schuhe von Mentone“. Die beste Erzählung ist jedoch: „Ein Pechvogel“, welche von leuchtendem Humor besetzt ist. Dabei lesen sich die Schriften Ludwig Hevesi's stets so leicht und angenehm, daß es ein wahrlicher Genuß ist. Wir empfehlen das bei Adolph Bonz & Co. in Stuttgart erschienene, sehr hübsch ausgestattete Buch Freunden gefälliger Lectüre.

K.

Aus dem Hochland. Berggeschichten, Skizzen und Kulturbilder aus der bayerischen und österreichischen Alpenwelt von Arthur Schleitner. (München. G. Stahl. 1892.)

Schleitner weiß — wenn er mit einem neuen Buche erscheint — immer etwas zu erzählen. Und am besten gefällt er uns als Schilderer aus dem Volksleben, wie er sich größtentheils auch in diesem Werkchen zeigt. Hier bringt er manchen Schatz zutage, macht uns mit mancher intimen Eigenthümlichkeit des Bergvolkes bekannt, von der wir sonst vielleicht nie etwas gehört hätten. Wir können daher dem jugendlichen Volksbeschreiber die Achtung nicht versagen und rufen ihm Glück zu für seine weiteren Wege.

R.

Ausgewählte Gedichte. Von Maurice Reinhold von Stern. (Dresden. Dietzsch 1891.)

Eine neue, vermehrte Ausgabe der in diesen Blättern schon gewürdigten Poesien Sterns, welche der Aufmerksamkeit des Lesers gewiß wert sind.

M.

Die Waffen nieder. Monatschrift zur Förderung der Friedens-Idee. Herausgegeben von Baronin Bertha von Suttner.

Aus dem Inhalte der ersten Nummer zu nennen: Conrad Ferdinand Meyer: Zur Einführung; Bertha von Suttner: Nachklänge vom Friedens-Congress; Moriz Adler: Das Criterium der Civilisation; Zur Frage der Abrüstung; Dr. Vincenz Knauer: Immanuel Kants Vorschläge zur Herstellung des ewigen Friedens unter den Völkern; Leo Karassowitsch: Phantasien vom Schlachtfelde; Friedensstimmen; Briefe hervorragender Zeitgenossen; A. Gundaccar von Suttner: Die internationale Erziehungsarbeit; Rudolf Graf Hoyos: Pax vobis; Ruggero Bonghi: Eröffnungsrede des dritten Friedenscongresses zu Rom. Diese Zeitschrift müssen wir auf das Nachdrücklichste empfehlen. Schöner kann man dieselbe bei den Lesern des „Heimgarten“ wohl nicht einführen, als indem wir das folgende Gedicht wiederbringen, mit welchem ein großer Poet dieses bedeutsame Unternehmen, mit welchem wir uns wohl manchmal des Näheren befassen werden, einleitet:

Ja die Hirten ihre Herde
Lieber und des Engels Worte
Brachten durch die niedere Pforte
Zu der Mutter und dem Kind,
Fuhr das himmlische Gesind
Fort im Sternensraum zu singen,
Fuhr der Himmel fort zu klingen:
„Friede, Friede auf der Erde!“

Zeit die Engel so gerathen,
O wie viele blut'ge Thaten
Hat der Krieg auf wildem Pferde,
Der geharnischte, vollbracht!

In wie mancher heil'gen Nacht
Sang der Chor der Engel jagend,
Dringlich stehend — lei' wehklagend:
Friede, Friede? auf der Erde?

Doch es ist ein ew'ger Glaube,
Dass der Schwache nicht zum Raube
Einer tödtenden Geberde
Werde fallen allezeit,
Etwas wie Gerechtigkeit
Webt und wirkt trotz Mord und Grauen,
Und ein Reich will sich erbauen,
Das den Frieden sucht der Erde.

Mähtlich wird es sich gestalten,
Seines heil'gen Amtes waltend,
Schaffen, schmieden ohne Fährde
Flammenschwerter für das Recht,
Und ein königlich' Geschlecht
Wird erblühen mit starken Söhnen,
Dessen helle Taten dröhnen:
Friede, Friede auf der Erde!

Conrad Ferdinand Meyer

Familien-Bücherei. Neue Folge. (Weimarer Schriftenvertriebsanstalt.)

Bis zum 15. Hefte erschienen. In jedem Hefte lausen zwei Erzählungen: „1812“ und „Der Puppenspieler.“ Herausgeber dieser Hefte ist der Verein für Massenverbreitung guter Schriften, welcher unter dem Protectorate des Großherzogs von Weimar steht. So viel wir vorläufig in die Hefte geguckt, geben sie eine gute Lectüre für das Volk.

M.

Die Frauen des 19. Jahrhunderts. Von Lina Morgenstern. (Verlag der deutschen Hausfrauen-Zeitung, Berlin.)

Die Verfasserin gibt in diesem Werke, das in drei Prachtbänden mit 21 Porträts erschienen ist, eine internationale Culturgeschichte der Frauen: am Faden biographischer Darstellungen hervorragender weiblicher Personen schildert sie die Frauenbewegungen aller Culturländer und gibt durch die ebenso unterhaltend als anregend geschriebenen Biographien, nach sorgfältigem Quellenstudium davon Zeugnis, dass die Frau neben ihrem natürlichen Berufe als Gattin, Mutter und Erzieherin des Kindes sich als energische Arbeiterin auf allen Gebieten zeigt, die das Gesamtwohl fördern und dass sie bestrebt ist, durch stille Gedankenarbeit, wie durch thatkräftiges Wirken in Vereinen zur Lösung der socialen Probleme und Wirkale auch ihrerseits beizutragen. Die umfassenden Biographien der Fürstinnen, namentlich die von Maria Paulowna von Sachsen-Weimar, die der Kaiserin Augusta, der Kaiserin Friedrich, der Großherzogin von Baden, der Königin von England und der Königin von Rumänien sind lebensvoll geschilderte Zeitgemälde von hoher Bedeutung.

V.

Katharina II. von Rußland. Unter den Frauen, welche jemals auf dem Throne gesessen haben, dürfte es schwerlich eine geben, deren Lebensgang so schicksalreich und wunderbar ist, wie der deutschem Blute entsprossenen Katharina von Rußland, jener ebenso kraftvollen wie schönen Regentin, die mehr denn 30 Jahre lang auf einem Throne gesessen, an welchem Intriguen und Känstelspiel an der Tagesordnung waren und an dem sich schon so manch blutiges Drama abgespielt hatte. Über die merkwürdige Frau, welche ihr Zeitgenosse Voltaire „die Semiramis des Nordens“ nannte, hatte die Literatur bisher noch kein vollständiges und authentisches Geschichtswerk. Die Lücke in der russischen Literatur auszufüllen, hat nun Professor Bilbassow, einer der ersten Geschichtsschreiber des heutigen Rußland, unternommen, und unlängst ist der erste Band seiner auf Grund der in den Staatsarchiven befindlichen Actenstücke bearbeiteten Geschichte Katharinas II. erschienen. Diesen ganzen ersten Band hat der Verfasser der Schilderung von Katharinas Kindheit, Jugend und ersten Jahren ihrer Ehe gewidmet, bis zu jenem Augenblick, wo Katharina nach dem Tode ihres Gemahls, Peters III., zur Kaiserin von Rußland ausgerufen wurde. Der zweite Theil soll mit einer ausführlichen Schilderung der von Orlov, Panin und Rasumowski angezettelten Militärrevolution, die Peters Fall zur Folge hatte, beginnen. Die Censur hat indessen die Ausgabe dieses Theiles verboten. Das Werk ist in deutscher Sprache im Verlage des Norddeutschen Verlags-Instituts Werend & Solowicz in Berlin erschienen.

V.

Zur Ver. Herausgegeben von v. Penl.
(Verlagsanstalt und Truderci A.-G. in Hamburg)

Endlich ist das nationale Prachtwerk fertig geworden. Was der Prospect versprach, hat das Werk gehalten! Ein Compendium für die Marine, sozusagen ein concentrirtes Conversationslexikon derselben, welches das Ganze der Marine in sich vereinigt, liegt vor uns! Geschichte und Handwerk, Wissenschaft und Praxis reichen einander die Hand und ergänzen sich — nicht in trockener Ausführung langweiliger Daten und Thatsachen, sondern in frischer Schilderung warm pulsirenden Lebens. Wie in einem Stereoskop sieht man in Rhede und Hafen, auf der Werft und im Arsenal das Schiff entstehen, sieht es dann hinausziehen in ferne Länder zum Kampfe oder friedliche Aufgaben erfüllend. Das Schiff der Kriegs- und Handelsmarine, die Matrosen beider Kategorien, das Leben und die Thätigkeit der unzähligen vom Schiffsver-

kehr abhängigen oder für diesen nothwendigen Personen — alles findet in dem Werke seine Würdigung. Es ist ein nützlich Buch im glänzenden Gewande.

V.

Comenius-Literatur. Während sich die neubegründete Comenius-Gesellschaft die Aufgabe gestellt hat, „dem Geiste des Comenius und seiner Jünger Verbreitung zu verschaffen, will ein kleineres Unternehmen, welches im Heimatlande des Comenius, Mähren, unter dem Titel „Comenius-Studien“ ins Leben gerufen wurde, in allgemeinverständlicher Weise dazu beitragen, das Andenken an Comenius und seine Werke wach zu erhalten. Das 1. Heft der „Comenius-Studien“, welche im Verlage von Fournier & Haberler in Znaim erscheinen, enthält einen Vortrag von A. Castens: „Was muß uns veranlassen, im Jahre 1892 das Andenken des A. Comenius festlich zu begehen?“

V.

Bibliothek des Humors. Der fünfte der im ganzen auf 12 Bände berechneten „Bibliothek des Humors“ ist soeben im Verlage von Friedrich Pfeilstädter in Berlin erschienen. Das Jus ist im ganzen eine etwas ernste, strenge und trodene Wissenschaft, die dem Gemüth und der Phantasie wenig Spielraum läßt; aber schon im allen deutschen Recht findet sich manches Schalkhafte und Lannige und zuweilen auch Seltames, Witziges und Spöttisches; und wer in unserer heutigen Zeit Gerichtsverhandlungen häufig beiwohnt, wird die Erfahrung machen, daß in den Zeugenaussagen, den Rechtsanschauungen der weniger gebildeten großen Masse des Volkes und im Hin- und Herreden der Parteien, die dabei ihre geheimsten Gedanken nicht selten verrathen, manch ein Körnlein urwüchsigem oder pfliffigen Humors gefunden werden kann, das der Überlieferung und Aufbewahrung wert erscheint. Der Herausgeber E. C. Hopp hat es verstanden, eine ansprechende Sammlung solchen Humors auszuwählen, wie ihn die Geschichte Deutschlands und fremder Länder, das Leben und die Praxis der Richter und Gerichtsbeamten, der Vertheidiger und die Vertheidigten, der Advocat und die Angeklagten in erstaunlich reicher Fülle darbieten und freiwillig oder unfreiwillig oft selber zu Beiträgen gestalten.

V.

Cervante's Don Quixote. Neiger'sche Verlagsbuchhandlung Stuttgart. Illustrierte Ausgabe. In 22 Lieferungen.

Das Werk des Cervantes hat den Wandel so vieler irdischen und geistigen

Gerechtigkeit nicht nur überlebt, es ist mit dem fortschreitenden Zeitgeiste an Bedeutung gewachsen. Das Buch, das der Verfasser vor 300 Jahren lediglich für Spanier geschrieben, ohne Gedanken an späteren Nachruhm, es ist Eigenthum der Welt geworden. Wir können hier nicht ausführlich, welcher Eigenschaft das Buch des Cervantes so seltene Erfolge verdankt. Nur die Thatsache sei constatirt, daß Don Quixote noch etwas mehr ist, als eine Satire auf alte Ritterromane. Es ist eine der heitersten Schöpfungen des menschlichen Geistes, ein Buch voll Lebensweisheit. V.

Schriften gegen die wissenschaftliche Thierfolter.

Uns sind von dem Internationalen Vereine zur Bekämpfung der wissenschaftlichen Thierfolter neuerdings zugegangen folgende Schriften, welche gegen Einföndung des Betrages von der Buchhandlung des Internationalen Vereins in Dresden, Marschallstraße 39, portofrei zu beziehen sind. Alt D.: Die Greuel der Vivisection Preis 25 Kreuzer. — Gryjanowski: Die Ansprüche der Physiologen. Eine Erwiderung auf Professor Heidenhain's Schrift: Die Vivisection im Dienste der Heilkunde. Preis 30 Kreuzer. — Die Presse und die vivisectionistische Reclame. Preis 6 Kreuzer. — Güllaff: Schopenhauer über die Thiere und den Thierschutz. Ein Beitrag zur Vivisectionsfrage. Preis 70 Kreuzer. — Königsford, Anna: Unwissenschaftliche Wissenschaft. Preis 18 Kreuzer. — Knoche R.: Die wissenschaftliche Thierfolter. Eine Reihe von Thatsachen, quellenmäßig zusammengestellt. Diese ganz vortreffliche Schrift ist in Rücksicht auf Inhalt und Preis besonders zur Massenverbreitung geeignet. Preis 6 Kreuzer. — Knodt Emil: Die Vivisection vor dem Forum der Logik und der Moral. — Preis 18 Kreuzer. Klagen der Thiere. Preis 15 Kreuzer. — Bilder aus der wissenschaftlichen Thierfolter. Zweite Folge der „Klagen der Thiere“. Preis 15 Kreuzer. — Der Thiere Dank. Preis 15 Kreuzer. Rubiczek: Die Vivisection oder wissenschaftliche Thierfolter. Preis 70 Kreuzer. — Lawson Tait: Die Ruhlosigkeit der Thier-Vivisection als wissenschaftliche Forschungsmethode. Preis 15 Kreuzer. — G. Gryjanowski: Kritische Beleuchtungen der Vivisectionsdebatte im Preussischen Abgeordnetenhaus. Preis 12 Kreuzer. Nagel, H.: Der wissenschaftliche Unwert der Vivisection. Preis 30 Kreuzer. — Die Vivisectionen; heillose Irrwege der Wissenschaft. Preis 30 Kreuzer. — Pauli Karl: Gemma, Schauspiel in drei Acten. Preis 60 Kreuzer. — Philalethes: Epistel über die Vivisection. Preis 12 Kreuzer. — Steiger-

Jeandrevin, A. v.: Die Vivisection vom Standpunkte des sittlichen Gefühls. Preis 15 Kreuzer. — Stenz Hermann: Verborgene Greuel. Thatsachen und Vernunftgründe gegen die Vivisection. Preis 12 Kreuzer. — Voigt Gustav: Für oder wider die Vivisection. Preis 36 Kreuzer. — Wagner Richard: Cäesars Brief an Ernst von Weber über die Vivisection. Preis 25 Kreuzer. — Weber, Ernst von: Die Folterkammern der Wissenschaft. Eine Sammlung von Thatsachen für das Laienpublicum. Mit 8 Illustrationen. Preis 12 Kreuzer.

Lieber Leser! Ich bitte dich innig, dir eine oder die andere dieser Schriften kommen zu lassen und durchzulesen.

M.

Die Grenzboten. 31. Jahrgang. (Leipzig. Fr. Wilh. Grunow.)

Diese Blätter nennen sich eine Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst, warum sehen sie nicht auch bei: für Socialismus? Es wird in Deutschland nicht viele Zeitschriften geben, die von unabhängigem und vorurtheilslosem Standpunkte aus ein so offenes Auge haben für die großen Bewegungen unserer Tage in Religion, Unterricht, Arbeiterfrage, Antisemitismus u. s. w. als die Grenzboten. Dabei der überzeugungsernfte, stets anständige Ton, der gegen die Triviolität, Klüppelhaftigkeit oder Bosigkeit vieler anderer Zeitschriften angenehm absteht. Der Österreicher, der Süddeutsche wird nur vielleicht zu seinem Bedauern finden, daß die „Grenzboten“ vorwiegend mit norddeutschen Angelegenheiten sich befassen; jedoch geschieht dies in einer Art, die wohl auch unser Interesse und unseren Beifall gewinnen dürfte. Das Blatt ist christlich-social, ist conservativ und reformatorisch zugleich. Es erscheint in Wochenheften. M.

Dem „Heimgarten“ ferner zugegangen:

Der Herr Director. Schauspiel in vier Aufzügen von Maximilian Schacht. (Leipzig. Literarische Anstalt. 1892.)

Verhengertriller. Gedicht von Hans Müllerschnabl. (Großenhain. Baumert & Ronge.)

Kreuz und Quer. Lieder eines Handwerksburschen von Rudolf Liebisch. (Großenhain. Baumert & Ronge.)

Immortellen. Gedichte von Else Kastner-Michalitschke. (Wien. Verlag von „Böhmens deutsche Poesie und Kunst“. 1892.)

Am die Erde. Eine Auswahl der schönsten und kennzeichnendsten Dichtungen der wichtigsten Cultur Sprachen, übersetzt von W. Rudow. (Wenigerode. W. Rudow. 1891.)

Harzblüten. Den Bewohnern und Freunden des Harzes. (Wenigerode W. Rudow 1891.)

Mädchenliebe und Mannesliebe. (Wenigerode. W. Rudow.)

Luzifer. Ein Dichterleben. (Wenigerode W. Rudow. 1891.)

Der Antisemitismus vom katholischen Standpunkte als Sünde verurtheilt. Studium über die Frage: Kann der gläubige Katholik Antisemit sein? Von einem katholischen Privatgelehrten. (Wien. Verein zur Abwehr des Antisemitismus. 1891.)

Weitere Lebensbilder. Humoresken von Alexander Palácz. Aus dem Magyarischen von Dr. Adolph Rohut. (Philipp Reclam jun. in Leipzig.)

Miscellen. Von Professor Arpad v. Török. (Budapest)

L. S. Schmidlers Allgemeiner Volks-Advocat und bürgerlicher Rechtsfreund, wodurch jedem die selbständige Vertretung in allen civilrechtlichen Angelegenheiten ermöglicht wird. Nebst einem ausführlichen Haus- und Geschäfts-Briefsteller zur Abfassung aller im Privat- und Verkehrsleben vorkommenden Aufsätze und Correspondenzen. Zehnte, nach dem neuesten Standpunkte der Gesetzgebung umgearbeitete Auflage. Erscheint in 22 halbmonatlichen Hefen. (Wien. C. Daberkow.)

Schliers Humoresken. (Wien. C. Daberkow.)

In froher Gesellschaft. Von Wagner. (Wien. C. Daberkow.)

Die Divisions-Gaukler. Von Adolf Graf Zedtwitz. Zweite, vermehrte Auflage. (Zu beziehen vom Internationalen Vereine zur Bekämpfung der wissenschaftlichen Thierfolter. (Dresden, Marshallstraße 39.)

Gesundheitspiegel für jedermann. Mit einem Anhang: Wie kann der Arbeiter sich vor den mit seiner Arbeit verbundenen Gesundheitsgefahren schützen? Verfasst von Dr. L. Schmitz-Walmedy. Hieraus separat zu haben der Anhang: Wie kann der Arbeiter etc. sich schützen? (Franz Paul Datterer. Freising.)

Musikalischer Hausfreund. Blätter für ausgewählte Salonmusik. (Leipzig. C. A. Koch.)

Die „Cornelia Deutsche Elternzeitung“ Herausgegeben von Dr. C. Pilz. 57. Band. (Verlag von Richard Richter in Leipzig.)

Für die Jugend des Volkes. Monatschrift zur Bildung und Belehrung. Erstes Heft. (Biedermannsdorf bei Wien.)

Böhmens deutsche Poesie und Kunst. Monatschrift über alle Gebiete des Schönen. Begründet, herausgegeben und geleitet von Eduard Fedor Kastner. (Zweiter Jahrgang.)

Freies Hygienisches Blatt. Volksverständliche Zeitschrift für naturgemäße Gesundheits- und Krankenpflege. Organ des Hygienischen Vereines „Osterreich“ zur Förderung gemeinverständlicher Gesundheitspflege in Wien. Herausgeber und Chefredacteur Dr. Christoph v. Hartungen.

Naturärztliche Sprechstunden. Zeitschrift der Naturheil-Vereine Nürnberg und Fürth. (Nürnberg.)

Postkarten des „Heimgarten“.

* Bitten recht sehr, unaufgefordert Manuscripte nicht einzuschicken. Die Sendungen gehen entweder uneröffnet zurück, oder müssen bei uns vernichtet werden. Es fehlt der Raum, um die Massen von Schriften unterzubringen, es fehlt die Anstalt und das Capital, um sie zu packen und frankiert zurückzuschicken, es fehlt an Zeit, um sie zu prüfen und es fehlt an Bedarf, um sie abzdrukken. Ja endlich fehlt sogar der Wille, die Dilettanten-Arbeiten, welche oft aus keinem anderen Beweggrunde als dem des Gewinnes erzeugt werden, zu protegieren. Unsere Leser ziehen selbst alte gute Sachen den neuen schlechten vor. Den neuen guten Sachen aber wünschen wir ein lucrativeres Los, als es der „Heimgarten“ zu bieten hat. Der größte Theil des Inhaltes dieser Zeitschrift ist nach altem Brauche vom Herausgeber selbst zu bejorgen.

C. D., Wien, H. M., Prody, S. S., Prag und Anderen: Der „Heimgarten“ ist kein Literaturblatt und die Anzeige einlaufender Bücher ist eine freiwillige. Hervorragende Werke werden wohl des Näheren besprochen, normale schöngeistige Bücher nur gelegentlich gewürdigt, je nach den Zeit- und Raumverhältnissen. Kurz angezeigt wird jedes einlaufende Buch.

Prof. J. R., Brünn. Das Nibelungenlied? Mit dem beweisen Sie uns nichts. Dieses alte Gedicht ist weder ein Bild

deutscher Tapferkeit noch deutscher Treue. Wir haben nie begreifen können, warum man es unserer Jugend gar so angelegentlich auf die Nase bindet. Und die Form desselben ist so ziemlich das Langweiligste, was man sich in der Dichtkunst vorstellen kann.

W. S., Wien. Sie fragen bei uns an, wo Sie in Ermanglung einer Wertheimer Cassé Ihr kleines Erspartes aufbewahren lassen sollen, daß Sie unbesorgt sein könnten. Bei einem Poeten fürs erste nicht, denn der hat wahrscheinlich keine eiserne Cassé. Bei Privatbanken ist's auch nicht immer rathsam, solche haben zwar eiserne Cassen, allein wie die Erfahrung zeigt, manchmal nicht das nöthige eiserne Gewissen. Wir bedürften für das mit Mühe und Fleiß ersparte Barvermögen des Kleinbürgers Depositenanstalten, für die der Staat gegen Entgelt garantiert. Solche Ämter könnten mit den Waisendepositenanstalten, mit den Steuerämtern, auch mit den Postsparcassen u. s. w. vereinigt werden. Heute kann in Ihrer Angelegenheit nicht gut Rath erteilt werden. Es wird in der Sache wohl etwas geschehen müssen.

J. A., Budapest. Wenn Sie anstatt „schaffen“ mit so großer Vorliebe den Ausdruck „producieren“ gebrauchen, so gestehen wir Ihnen gerne zu, daß es auch in der Literatur Producenten und Consumenten gibt. Consumenten, das sind jene Recensenten, welche ein literarisches Werk manchmal nachgerade „fressen“.

M. M., Gran: Das Büchlein „Feierstunden“, Erzählungen für die reifere Jugend und für das Volk von Robert Schwarz, können Sie Ihren Kindern gestrost in die Hand legen. Wir haben nichts darin gefunden, was dagegen spräche. Warum das Werkchen gerade in Rorneuburg erschienen ist, wissen wir nicht.

* Die „Wiener Literatur-Zeitung“ erläßt ein Preisausschreiben über folgende drei Fragen: 1. Was soll man der Jugend zu lesen geben? 2. Ist Schiller noch lebendig? 3. Gibt es ein Repertoire für eine Wiener Volksbühne? Als Preis für die beste Beantwortung jedes Themas sind 10 Ducaten

bestimmt. Hoffentlich kommt was Ordentliches heraus, denn es ist höchste Zeit dazu, damit die Preisausschreibungen nicht noch mehr in Verruß gerathen.

S. W., Prag. Sie thun in Ihrem „wissenschaftlichen Essay“ dar, daß der Influenza-Bacillus von einem russischen Anarchisten erfunden worden sei; der Anarchist habe den Bacillus Gemisch erzeugt und dann in der Luft ausgelassen. — Es wird schon so sein. Vielleicht wären Sie so gütig, den leidigen Luftschwärmer wieder einzufangen.

J. M., Graf. Ihr in jeder Beziehung musterhaftes Gedicht drucken wir mit Vergnügen ab; aber nur auf diesem Platze, denn im Poetenwinkel würde es alles andere verdunkeln:

Der Mehger.

Mein Schwager ist ein Mehger,
Der mehget viel und ehrlich,
Und wenn mein Schwager kein Mehger wär,
So thät er mehgein schwerlich.

Doch weil mein Schwager ein Mehger ist,
So zahlt er dafür Steuer.
Und mehget früh und mehget spat,
Und mehget ungeheuer.

Und mehget spat und mehget früh,
Und mehget eigenbändig,
Und daß mein Schwager ein Mehger ist,
Das freut mich ganz unbändig.

J. A. Wien: „Meister Zechner.“ Hans Grassbergers Erzählung „Meister Zechner“ hat im ersten Hefte des 9. Jahrganges von „Schule und Haus“ zu erscheinen begonnen. Die Geschichte spielt auf dem Boden der Schule und ist gegenwärtig zeitgemäßer denn je. Sie zeigt in erschütternder Weise, was war und wie es wieder einmal werden könnte!

* An den Herrn Seher-Robold! Guer Wohlgeboren! Auf Seite 361, Spalte 2, Zeile 27 des „Heimgarten“ haben Sie behauptet, daß ich am silbernen Hochzeitstage meiner Eltern sechsundzwanzig Jahre alt gewesen wäre. Auf Grund des § 19 ersuche ich Sie dringend, die Thatsache dahin richtig zu stellen, daß ich zu jener Zeit laut beiliegenden Geburtscheines nicht sechsundzwanzig, sondern vierundzwanzig Jahre gezählt habe. Ergebenst Hans.

großes steiles Kar, welches angefüllt war mit Schnee und Eis und Stein. Ein Adler mußte es gewesen sein, doch im Kare war der Vogel nicht mehr zu sehen, so sehr Peter sein Auge auch anstrengen mochte.

Wohl aber hörte er durch die dünne Luft herüber ein feines Knistern, als ob Sand riesele; bald war dasselbe lebhafter, beiläufig zu vernehmen, wie der Widerhall eines rauschenden Baches. In denselben Augenblicke sah unser Beobachter auch schon, wie die Schutt- und Schneehalde im Kar in Bewegung gerieth. Die Schneefelder rissen auseinander, die Eisblöcke barsten, die Steinmassen senkten sich und nun wurde alles, alles lebendig und floß langsam und schwer den Tiefen zu. Der Steingrund, auf welchem Peter stand, bebte vernehmlich vor dem dumpfen Dröhnen, als die unermesslichen Massen des Kares also in den Abgrund fuhren. Aufwirbelte aus dem kräuselnden Strome der Schnee, der Sand, mächtige Eis- und Felsstücke wurden in die Lüfte geschleudert, wo sie unter Blißerscheinungen aneinandererschlugen; fast als wären all die Massen flüssig geworden, so quirlten und schäumten sie, so brandeten sie niederwärts, bis sie in die Schlucht glitten, in welche ihnen das Auge nicht mehr folgen konnte. Noch lange und grauig donnerte es in den Wänden und aus den finsternen Tiefen stiegen Staubwolken auf. — Endlich war es stille geworden und im Kar, wo das Geschützte gelegen, starrte die schwarze ungeheure Bruchfläche.

Peter hatte eine Mahre niederfahren gesehen, wie solche in den Alpen nach Regentagen bisweilen sich loslösen, Felsstürme sprengen, unten an den Ausböschungen riesige Flächen Waldes wegjagen, weite Gräben verschütten, so daß die Wasser sich stauen und manchmal ein See entsteht. — Gnade Gott den Wesen, die jetzt in der Schlucht waren, dachte sich Peter, sie sind gestorben und be-

graben; wehe, wenn das Letztere vor dem Ersteren ist! — Dann sann er weiter: Auch das Mahrwirtshaus steht an einem solchen Schutthügel, der vom Pfeffersberg herabgekommen und der, jetzt gleichwohl schön begrünt und bewaldet, die Mahr heißt bis auf den heutigen Tag. — So eine Mahr! Am rechten Orte und zu rechter Zeit so eine Mahr thäte mehr, als hundert Schützen!

Unwillkürlich wendete er sein Haupt, um den riesigen Reiter zu sehen in den Lüften, der aber hatte sich zerstrast und mit dem Drachen verbunden zu einer langen Wolkenbank.

— Manchmal geschehen Zeichen auf dieser Welt, dachte Peter. Wenn ich heute morgens gebetet hätte: Herr Gott, gib mir einen Wink, ob ich ihrem Rufe nachkommen soll, ob wir uns noch einmal wehren sollen, und du hättest mir diese Zeichen sehen lassen, ich müßte es für Deinen Willen erkennen. Doch nein, ich habe um das nicht gebetet, ich habe nicht gefragt und ich thäte die Ohren zuhalten, wenn Du mir's laut verkünden ließe, was ich thun soll. Das Blutvergießen schreckt mich nicht, mein eigenes mit Freuden fürs Vaterland! Aber Friedensbruch! —

Aus solch schwerem Zwiespalte wedte den Mann eine helle Menschenstimme. Dieselbe kam von einem Felswändlein herab, auf welchem ein Bursche mit weitause gespreiteten Beinen und die Hände in den Hosentaschen, munter sich auf den eigenen Füßen schaukelnd, in den blauen Himmel hineinragte. Er sang das folgende Lied:

Wie lustig ist's im Sommer
Wohl auf der grünen Weid,
Wenn alle Vögelin singen
In heller Herzensfreud.
Wenn alle Hahnlein pfalzen,
Und alle Ruckel schrein
Und alle Mädlein laden
Die Knaben zu sich ein.

Wie lustig ist's im Winter,
Wenn's auf der Alm wird still,
Und nur ein einziger Hirt
Noch Sennin suchen will.

Dem werd ich gleichwohl sagen:
Die Sennin ist nicht hier.
Doch bin von einem Anaben
Ich hergeschickt zu dir."

Nun sprang der Sänger vom Felsen herab, gieng näher an den Mahrwirt, so nahe, das dieser das Weiße in seinen Augen sah, und gab ihm zu Ehren noch die folgende Strophe dazu:

Es ist ein lieber Knabe,
Es ist ein braver Mann,
Er hat dem Freund schon Liebes,
Dem Feind schon Leid's gethan.
Nun liegt er zum Verschmachten
Auf einem kühlen Stein,
Und lässt durch mich dich laden,
Ein Trobter ihm zu sein."

Jetzt schwieg er, stand ruhig da, als ob er warten wollte, was der Mann sagen würde.

Und der Mahrwirt sah ihn an und sagte: "Bist du nicht der Antonio?"

"Ei freilich!" nickte der schöne Bursche mit dem braunen Gesichte und dem schwarzen Haargelocke.

"Der Musikant, von dem sie sagen, das er ein Taugenichts ist?"

"Ei freilich", lächelte der Bursche.

"Wie kommst denn du jetzt auf diesen Berg?"

"Wahrscheinlich so wie du."

"Was willst du denn hier oben?"

"Ich? Betteln."

"Bei den unbewohnten Hütten?"

"In mancher ist wohl doch noch jemand drin. Schon etliche Tage streich ich um. Zum Beispiel. Da unten in den Mooshutten sitzen drei versprengte Baiern. Die wissen alleweil noch nichts, das sie wieder Herren sind im Land, und ich hab's ihnen auch nicht gesagt. Die haben mir was geschenkt. Und du must uns auch was schenken."

"Was kann denn ich dir geben?" fragte der Mahrwirt.

"Am liebsten wäre uns eine alte Toppe, weil's kalt wird und mein kranker Kamerad eine Decke haben soll."

"Dein kranker Kamerad?"

"Freilich."

"Wo hast ihn denn?"

Begann der Antonio folgende Beschreibung: "Wenn du da hinten rückwärts hinibergehst über die grauen Steine und hinabgehst zwischen dem Knieholz, bis du nicht weiter kannst, weil du an einem Abgrund stehst, und wenn du links am Abgrunde hingehst bis zum Steig und an demselben niedersteigst, so kommst du auf eine ebene Alm hinab, die um und um von Kluppen und Wänden umgeben ist. Dort ist es sehr schön. Dort stehen auch zwei Hütten, wo im Sommer Sennnerinnen sind; die eine Hütte ist heute noch fest verschlossen, bei der anderen haben wir die Thür aufgebrochen und alles, was drin war, eigenmächtig an uns genommen."

"Räuber!"

"Freilich, wenn das rauben heißt, dann sind wir Räuber. Aber wir haben halt müssen, sonst wäre er mir gestorben."

"Wer?"

"Mein Kamerad. Weil er so grob gefallen ist, wie ihn die Franzosen über den Steinbuhel hinabgeworfen haben."

Nun wendete sich der Mahrwirt ganz dem Burschen zu und fragte: "Was ist denn das? Deine Reden versteh' ich nicht."

"So könntest ja mitgehen und schauen. Wir sind ohnehin hübsch verlassen allzwei und wenn er nicht bald stark genug wird zum Hinabgehen, deckt uns der Schnee zu. Nachher im Frühjahr zwei maustodte Leichen."

Auf solcherlei Reden ward dem Mahrwirt etwas unheimlich, er trat in die Hütte, nahm den Rest seiner Nahrung und gieng mit dem Burschen. Sie nahmen genau den Weg, welchen der Antonio beschrieben hatte und kamen nach einer Weile hinab in den Almkessel zu den zwei Hütten.

Als sie etwa noch fünfzig Schritte von der einen entfernt waren, stand der Antonio still und sagte: "Du darfst aber jetzt nicht mit hinein, er

kunnt sich zu arg erschrecken. Nicht, daß er vor dem Feind schredig wäre. Ich glaub', wenn's wieder um den Hofer gieng', er zerrisse die Franzosen mit den Zähnen.

„Hofer? Vom Sandwirt ist's was?“ fragte Peter.

„Freilich, den Sandwirt hätten sie schon im Schnappsfack, wenn er nicht ins Mittel gesprungen wär'!“

„Was für ein Er?“ fragte Peter ungeduldig.

„Er, der da drinnen liegt. Ist auch so ein Bagabund. Nur nicht heim wollen, überall dabei, wo es losgeht und überall den Herren Soldaten unter den Weinen durch. Nachher das große Unglück mit dem Frieden, und der Hofer auf der Flucht. Kommt mein Kamerad, der jetzt da drinnen liegt, auch ins Wirtshaus auf der Dürnhöh'. Da sitzen Franzosen. So ein rothhaariger Satan ist da und läßt sich Ducaten auf die Hand zählen, daß er es sagt, wo der Hofer ist. Denn er ist einer von der Gegend und kennt sich aus. Und der Hofer wäre voreh just durch den Lärchenwald hinauf. Dahinter oben wäre eine Köhlerei und da wäre er zur Stund' drin. Die Franzosen zahlen ihre Beche, aber der andere, nicht der Rothhaarige, vielmehr der Knabe, der jetzt da drinnen liegt — der nämliche — der ist im Ofenwinkel gesteckt, hat's schon gehört gehabt — eilends auf, wie ein Wiesel durch den Wald zur Köhlerei: Sandwirt, die Franzosen kommen! — Der Hofer das hören, nichts vergessen, eilends davon. Auskommen ist er ihnen. Der Knabe hat ihn gerettet.“

„Habe schon gehört davon.“

„Wohl, wohl, aber den Knaben haben sie abgefangen, die Franzosen. Ob er sie verrathen? — Ja, das habe er gethan. Ob er den Sandwirt verschenkt? Ja, das habe er gethan. — Darauf mit ihm über die Felswand hinab. Drunten ist er liegen geblieben.“ Also erzählte der Antonio.

„Liegen geblieben?“ fragte Peter.

„Ja freilich wohl liegen geblieben“, antwortete der Bursche. „Wenn ich am selbigen Tag einen Groschen Geld im Sack hab', so ist's ein Unglück. Dann gehe ich ins Wirtshaus und esse was, und nicht in den Wald hinauf Brombeer suchen. Weil ich kein Geld hab', gehe ich Brombeer suchen und finde ihn liegen, ganz zerschlagen auf dem Sand, und will just versterben. — Ich kenn' ihn auf den ersten Blic und seit dem Tag sind wir beieinander. Zuerst im Wirtshaus verbunden und gelabt, nachher besser worden und haben wir wollen über das Gebirg in unser Thal hinüber. Unterwegs ist er mir schwach worden, im Gewand den Weg verloren, haben müssen da in der Hütte verbleiben. — Nun, jetzt werde ich hineingehen.“

Was sind das für Geschichten? dachte der Mahrwirt, als er vor der Hütte stand auf der stillen bergumfriedeten Alm. So wäre der Hofer nicht weit? Das glaube ich, daß sie nach ihm spähen, die Blauhosen. Nun vielleicht kommt er ihnen noch einmal von selber entgegen, aber so, daß zur Abwechslung sie wieder einmal laufen.

Nun könnte er ja hineinkommen! rief der Antonio zur Hüttenthür heraus. Der Mahrwirt trat ein und fand, in trodenes Heu halb vergraben, seinen Knaben Hans. Er war's! Er war's! Das liebe runde Gesichtlein, aber wie blaß und mit einer Schramme über der Stirn.

Vater und Sohn schauten sich nur so an, stumm und ernst. Peter rieb sich zuerst die Augen und meinte, er sei — vom grellen Lichte plötzlich in den dunklen Raum getreten — sonnenblind und es spottete ihn die Phantasie. Welcher das erste Wort sprach, das war der Knabe.

„Ich wollte jetzt schon gekommen sein, Vater“, sagte er ruhig, „wenn ich nur nicht so müde geworden wäre. Wie geht es der Mutter daheim?“

Jetzt konnte Peter sich nicht mehr halten, beugte sich hin auf den Knaben, nahm den Blondkopf zwischen seine Hände und küßte ihm mit einer fast zornigen Leidenschaft die Wangen.

Der Knabe ließ das Ganze ruhig geschehen, dann that er einen tiefen Athemzug und sagte in bittendem Tone: „Vater, nicht wahr, jetzt bist du wieder gut?“ . . .

„Kind“, rief der Mahrwirt aus, „du weißt es nicht, welche Pein du mir bereitet hast! Du böses, hartes Kind. Dem Hofer? dem Sandwirt hättest du ausgeholfen? Du wärest derselbige Hirtentnab' gewesen? Du mein liebes Kind, du herrliches Kind! Gott der Allmächtige soll dich segnen, du mein tapferes, mein treues Kind!“

Er wußte sich nicht zu fassen. Der Knabe zog aus dem Heu seine Hand hervor, sie war verbunden, streichelte das Haupt des Vaters und sagte: „Jetzt bin ich schon gesund, Vater, jetzt gehen wir bald heim.“

So einfach gieng das zwar nicht, denn als der kleine Hans sich erheben wollte, krachten die Knochen und er sank mit einem Seufzer wieder zurück auf das Lager.

Der Mahrwirt mußte die beiden Kameraden allein zurücklassen im hohen Gebirge; er selber eilte so rasch, als seine Füße ihn trugen, dem Eisackthale zu. Lange nach Mitternacht gelangte er zu seinem Hause und, um Frau Rothburga in seinem kaum zu bändigenden Ungeßüm der Freude nicht zu erschrecken, klopfte er an die Thür des Stalles. Erst auf ein zweites Klopfen hörte er drinnen die Hanai sagen: „Christi Heiland, jetzt ist gewiß der Taugenichts da!“

Der Wirt ahnte wohl, wen sie meinen konnte, daher sprach er: „Gedulde dich, Hanai, er kommt morgen. Heute bin ich es und du sollst so gut sein und mein Weib aufwecken, aber ganz ruhig, und sagen, sie sollt'

sich richten, es thäten ein paar gute Bekannte anrücken. Hanai! unser kleiner Hans ist wieder fürgekommen. Er hat den Hofer auf der Flucht vor den Franzosen geschützt. Ist arg zugerichtet worden. Und der Antonio, der Taugenichts, ist ihm beigestanden, hat ihn in der Noth geakt, wie eine Mutter ihr Kind.“

Er wußte selbst nicht, wie er mit wenigen Worten alles andeuten konnte. Die Hanai schlüpfte vor Freude wimmernd in ihr Gewand, lief aus dem Stalle zum Hausthor und begann dort mit aller Macht zu rütteln und zu schreien, um der Frau Rothburga „ganz ruhig und ohne sie zu erschrecken“, die Botschaft beizubringen.

Und also hub nach langer Trauer ein dreifacher Freudentag an im Hause an der Mahr. Zwei Stunden kaum gönnte Peter sich Ruhe, dann machte er sich mit noch zwei kräftigen Männern auf nach den Berghöhen, um den Knaben und seinen treuen Gesossen zu holen und in das Thal zu bringen.

Du hast mir die Hand darauf gegeben!

Im Wirtshause an der Mahr war keinerlei Unstalt getroffen, um zur glücklichen Rückkehr zweier Vermißter ein Freudenfest zu feiern, es feierte sich ganz wie von selbst. Alle Nachbarn und Freunde waren herbeigekommen, so daß das Haus die Gäste schier nicht fassen konnte. Peter saß frisch aufrecht unter ihnen. So wohlgemuth war ihm schon lange nicht mehr gewesen; er gedachte von jetzt an sich um keinen Länderstreit mehr zu kümmern, sondern nur friedlich und arbeitsam seiner Familie zu leben. Seinen Mann hatte er gestellt und geschehen wird es nach Gotteswillen. — Dem kleinen Hans mußten sie ins Bett hinein all die Herzensworte sagen, die sich denn einmal unmöglich zurückhalten ließen. Der Held,

welcher den Hoser gerettet hat! Welcher seinen jungen gesunden Leib hat hingegeben für den Vater von Tirol! Die Frauen waren gar nicht abzuhalten, ihn zu herzen und zu kosen, bis er mit dem Arme eine sehr unwillige Bewegung machte: Sie sollten ihn in Ruh' lassen!

Frau Rothburga saß neben ihm und schaute ihn an mit einem Gesichte voller Stolz und voller Sorgen. Der Arzt hatte zwar versichert, die Hauptsache werde sich bald wieder geben, so daß er wenigstens am Stode würde gehen können. Es war eben wieder einer mehr der Krüppel aus dem Befreiungskampfe, aber ein gar zu junger!

Eine ganz andere Rolle spielte bei dem Feste der schöne schwarzlockige Antonio. Der aß und trank fürs erste weidlich, fürs zweite hatte er seine „Alampfen“ zur Hand, und so oft sie anhuben, seine Bravheit zu loben, hub er ein fröhlich Saitenspiel an, munteren Gesang dazu und ließ dabei seine frischen Augen suchend durch die Stube schweifen.

Dieselbe aber, welche er suchte, lugte vom Vorhans durch die Thürsuge herein und sie allein hatte an diesem Tage heimlich bei sich so viele himmlische Freuden, als alle anderen zusammen. Nur der einen Sache wegen wollte sie sich tief in den Erdboden hinein schämen. Alle Anwesenden hatten ihr Halbfeiertagsgewand am Leibe und waren schmuck, der Antonio hatte nicht einmal ordentliche Schuhe an den Füßen und in seinem lehmgrauen, theils sogar schadhaften Kleide sah er thatsächlich nicht anders aus, als ob er erst draußen auf der Straße von einem Bettlerkarren herabgesprungen wäre. Und hat noch die Frechheit, mit seinem ledern Gesichte jeden anzulachen, mit seinen großen lustsprühenden Augen zum Saitenspiel und Gesang schelmisch zu blinzeln! Aber das wolle sie ihm schon abgewöhnen, der müsse noch ordentlich ge-

bürstet werden, bis man sich mit ihm auf den Kirchplatz wagen könne!

Unerhört, was er jetzt wieder für eins „außerwirdt!“

„A so a fesch Kerndl,
Als wie mei süß Deandl
Gib's auf der ganzen Welt nit mehr.
Und das liebe Täubel
Wird bald mein brav Weiberl,
Ich gib's um Leib und Leb'n nit her!
— Schrum schrum, zibi zum —
Ich gib's um Leib und Leb'n nit her.“

Der Gesang des Burschen wurde unterbrochen. Mehrere Männer traten rasch in die Stube, darunter der Kulber.

„Ist Faschingszeit jetzt?“ rief er, mit den Augen den Mahrwirt fassend. „Wirt, schid' die Musikanten und die Weibsbilder fort, wir verlangen es.“

Peter stand von seinem Sitze auf und entgegnete: „Das Recht wird mir zustehen.“

„Mahrwirt!“ sagte der Kulber. „Willst du dich zu Schanden machen lassen von deinem zehnjährigen Sohn?“

„Wieso?“

„Der hat sein Wort gehalten. Erst bis er was Braves gethan hat, ist er dir wieder vor Augen getreten. du hast mir dein Wort nicht gehalten.“

„Kulber!“ rief der Wirt und seine Gestalt richtete sich starr empor.

„Wir haben dich getufen in der Noth, du bist nicht gekommen, wie du mir versprochen hast.“

„Ich habe dir nichts versprochen!“

„Du hast mir oben im Gebirg die rechte Hand darauf gegeben“, sagte der Kulber.

„Ich werde dir die Hand darauf gegeben haben: Wenn ich entschlossen bin, so komme ich!“

„Nichts entschlossen! Davon habe ich nichts gehört. Du hast mir die Hand darauf gegeben, daß du kommst!“ Alles war still und schaute auf den Mahrwirt. Dieser sagte mit gedämpfter Stimme: „Hätte ich das?“

„Du hast mir die Hand darauf gegeben!“

„Die Hand, das weiß ich wohl; was ich aber gesagt habe?“

„Dass du kommen wirst!“

„Wenn es so ist —“

„Es ist so, Mahrwirt!“

„Dann bin ich da und gehe auf der Stelle mit euch!“ Also sagte Peter und schob mit starkem Arm seine Nebenstehet weg, dass er hervortreten konnte.

„Er geht mit uns“, frohlockten die eingetretenen Männer und drängten sich, seine Hand zu fassen: „Wir haben es ja gewusst, Mahrwirt, dass du uns nicht verlassen wirst. Unser Commandant mußt sein. Dir folgen wir mit Muth und Freuden, keinem so wie dir, und neben deiner werden wir die höllischen Saggra schon wieder hinauswerfen. Es ist freilich die allerhöchste Zeit, hinter dem Brenner herauf schon alles voll, mehr Franzosen als Grasbäume. Der Löw Befehrer strotzt sich auf wie die Raß vor dem Sprung. Noch ist keine Blauhose in unserem Thal —“

„Und wird auch keine herabkommen, von oben herab keine“, sagte Peter fest und ruhig. „Trinkt's aus, Männer. Wer mit will — wir gehen!“

Eine Viertelstunde später war es leer und still im Wirthshause an der Wahr. Frau Rothburga saß nachdenklich unter ihren Kindern; der Hans versicherte, dass weder an Händen noch an Füßen, noch an anderen wunden Stellen Schmerzen vorhanden wären, und dass er mit dabei sein wolle gegen die Franzosen. — Es gieng ihm aber noch nicht viel besser als oben im Gebirge: als er sich aufrichten wollte, sank er mit einem Hauch des Schmerzes wieder zurück. Dann knirschte er über den schlechten Arzt, der ihn noch nicht gesund gemacht hätte. Schwesterlein Marianna gieng gar nicht von seiner Seite, sie hatte ihm sanftmüthigen Zuspruch und streichelte mit den weichen Händchen sein blondes Haar, und der wiedergefundene Hans, der solche große Sachen ausgeführt und so viele Fährlichkeiten bestanden hatte, war ihr jetzt schier lieber,

als der ganz kleine Mathias, der noch nichts Nennenswerthes leistete, außer Milch trinken und Finger nutschen.

In der darauffolgenden Nacht ereignete es sich, dass an der Stallthür des Mahrwirthshauses jemand hübsch beharrlich klopfte und wisperte und endlich auch seufzte, und dass drinnen sich beharrlich niemand meldete. Als das eine Weile so gewesen war, wurde es vor der Thür still, jedoch rückwärts draußen, wo ein Fensterlein gegen die Felswand gieng, hub eine wie es schien ängstliche und gedrückte Männerstimme an, so zu singen:

Ich hab dich so g'liabt
Und ich hab dich woll'n werd'n,
Und jetzt soll ich traurig
Mit meiner Liab sterb'n.
Das kann doch nit sein,
Hab' dich gliabt treu und rein,
War ja immer bei dir,
Wann auch du weit von mir.

Und wann d' noch so hart bist,
Ich hab' dich doch gern.
Wie keiner auf der Welt dich
So liab'n kann und ehr'n.
Und dass ich dich g'habt hatt',
Mel Dirndl, so gern,
Das wirst, wann ich g'storb'n bin,
Erst inne noch wern.“

Nun öffnete sich das Fenster und in leise grollendem Tone sprach die Magd durch dasselbe hinaus: „Still sei! Die dummen Gesangeln alleweil! Wo du sie nur hernimmst, möcht' ich wissen!“

„Das weiß ich selber nit“, antwortete der Bursche, „mir fallen sie halt so ein.“

„Dass du aber schon gar keinen Fried geben magst bei der Nacht!“

„Ich wollt' nur von dir Abschied nehmen“, sagte der Antonio und trat einige Schritte näher gegen das Fenster.

„Willst schon wieder fort? Willst denn mit aufs Schlachtfeld, dass du wieder ein par Franzosen — trinken lassen kannst am Brunnen?“

„Wohin, das weiß ich nit. Nur von hier fort.“

„Toni, ja warum denn?“

„Na, so.“

„Lapp, du wirst doch wissen, warum!“

„Wissen thu' ich's schon.“

„Magst es nit sagen?“

„Du weißt es eh selber.“

„Und wenn der Stuhjchweiß Kirchenglocken läutet, nichts weiß ich!“

„So kannst dir's denken.“

„Ich bin nicht so geſcheit als wie du.“

„Und ich bin nicht so tapfer als wie du“, ſagte der Bursche ganz verzagt. „Ich hab' keine Leut' derschossen, nit einmal den Bonaparte gefangen und auch nit dem Sandwirt geholſen auf der Flucht.“

„Nau, und was weiter?“

„Und darum magst mich nit.“

Jetzt, das hatte die Hanai gehört und verstanden. Sie kratzte mit dem Fingernagel ein wenig am Fensterrahmen, als ob dort etwas wegzukratzen wäre und hernach murmelte sie so ein wenig gegen die Wand hin: „Das muß ich schon ſagen, schön ist's juſt nit, daß du nit um einen Groschen was ausgerichtet haſt bei der jehigen Zeit, wo jeder Tiroler, ſogar die Schulbuben ihr Heldenstückel aufzuweiſen haben. Nur, daß man es dir nit ſo ſchwer aufmessen kann, weil du es nit beſſer verſteheſt — und das, wie du den kleinen Hans haſt aufgeſucht —“

„Was meinteſt, Hanai?“

„Narr, geh her beſſer zum Fenster, wenn du ſonſt nichts verſteheſt!“

Er trat ganz hin, duckte ſich und ſteckte den Kopf zum Fenster hinein.

„Was glaubſt denn eigentlich?“ fragte ihn die Hanai. „Du nichts haben, ich nichts haben — auf was ſollen denn wir zuſammenheiraten?“

Der Antonio ſtuzte. Davon ſpricht ſie? Selber hebt ſie davon an?

„Freilich wohl, wenn wir nichts haben“, antwortete er dann beklommen, „aber weißt, wenn wir nit zuſammenheiraten, ſo haben wir halt auch nichts.“

„Sie laſſen uns gar nit heiraten!“ ſagte die Magd unwiſch.

„Wegen dem“, antwortete hierauf der Bursche, „wegen dem, daß ſie uns nit heiraten laſſen, wollt' ich noch

g'rad nit ins Waſſer gehen, wenn wir uns nur gern haben dürfen allzwei.“

„Gernhaben!“

„Na ja, und was halt ſo dazu gehört.“

„Du biſt doch grundverdorben, Menſch!“ beehrte die Hanai auf, „wart', ich will dir helfen!“ Zornig packte ſie ihn bei den Haaren, der Bursche ächzte, wimmerte, gab dem Zerren ihrer Hand Folge, raſch durchs Fenster und auf einmal lag er drinnen auf der Stallſtreu zu ihren Füßen.

Im erſten Augenblicke vermochte er ſich vor Überraschung ob dieſer unvorhergesehenen Schickſalswendung nicht zu faſſen. Finſter war es auch. Sie aber wußte ihn trotzdem zu finden, um dieſen leichtfertigen Burschen, einmal exemplariſch zu ſtrafen. Ihn an beiden Ohren faſſend, pfauchte ſie die Worte: „Ja, mein Lieber, ſo hätte ich dich schon lange gern unter meinen Fäuſten gehabt! Wie du es haſt getrieben, das iſt schon ein biſſel gar zu arg geweſen. Herumſingen vor allen Häuſern und betteln, weiß Gott um was alles! Nachher herum liegen unter Ständen und Bäumen bei der Nacht! Nachher wieder fort, nichts hören laſſen und mit deinen Gewandſeßen im Wirtshaus ſitzen, daß es eine Schand und ein Spott iſt!“

„Au weh, weh!“ jammerte der Bursche, denn ſie war ihm auf die Behen getreten.

„Ja, au weh, weh, wirſt du dir noch genug wünfeln, wenn du einmal in der Höll' biſt!“ kniſchte ſie, „dieweilen aber! dieweilen! Wart' nur, du ſollſt dir's merken!“ Damit riß ſie ihn an ſich. „Du ſchlechter Menſch, du! du ſündhaſtiger ſauberer lieber Kerl, du! dem Hansel ein ſo braver Kamerad ſein! Sei's meiner auch, Toni! Herztaufiger Schak, ſei's auch meiner!“ Und drückte ſeinen Kopf mit beiden Händen an ihre Bruſt und preßte ihn mit aller Macht an ſich, daß ihm und ihr der Athem vergieng.

Sollte wider Erwarten nachgefragt werden, wann die zwei Leute auseinandergegangen sind, so wird dabei nicht viel herauskommen. Das eine wird behaupten: spät, das andere wird sagen: früh, und so ganz Unrecht dürfte damit keines haben.

Die Hanai dachte: So muß man's machen, wenn man aus einem Musikanten einen Mann will erziehen. Was Recht-schaffenens muß er leisten, er hat mir die Hand darauf gegeben! — Es war nämlich ihr Gewissen ein bißchen wadelig geworden und deshalb mußte etwas aufgepußt werden mit guten Gedanken.

Antonio sah man, als die Sonne aufgieng, auf einer Pappel. Er schaukelte sich und trillerte dabei folgendes Liedchen:

„Sie hat ein Haar als wie von Erdb'n,
Und einen Hals, so weiß wie Kreid'n,
Und's frische, helle Augerl lacht,
Als wär's von Luft und Himmel g'macht.
Und Wangerln hats wie Morgenröth,
Wann auf der Alm die Sonn' aufaecht.
Wann's lacht, so legt sich halt der Mund
In d'Wangerln eini, zart und rund,
Dass überall a Grüaberrl steht.
Als wann man ihr's ausdrachsell hätt.
Und hat ein Brüsterrl rund und rein,
Als wie ein weißer Marmelstein.
Und hat ein Herzerl heiß und voll,
Dass ihr schier's Nieder springen soll.
Und wann ich mir's so juwa zisch,
Und ihre weißen Zahnerln siach,
Und s' Zungenspihlerl guckt herfür,
Da is's frei aus und a'fablt mit mir,
Da lieh ich Himmelreich und Leb'n,
Wann ich ihr kunnt a Dufferrl geb'n!“

Mein' Freud' ist auf der grünen Alm.

Südtirol stand bereit zum neuen Kampfe. Die Scharen bewegten sich gegen die Engschluchten des oberen Eisack. Die Jungen voraus, die Alten hinterdrein. „Ein Eichel richten wir auch noch was aus, wenn unser genug sind“, meinten diese „zwei Alte machen so viel wie ein Junger.“

In mehreren Gärten des Thales huben zu diesen späten Tagen die Sträucher an zu grünen, wie einst im Mai. Ein Lilienstamm stand auf und entfaltete seinen weißen Kelch. Gar seltsame Anzeichen, die Großes bedeuten konnten. Oben am Schlern

huben in den Saisersfeldern die Glocken wieder an zu läuten. Es waren die unterirdischen Glocken einer dort in alten Zeiten versunkenen Stadt, die allemal läuteten, wenn ein großes Ereignis bevorstand. Auf unzugänglichen Felsen hörte man Pferdegetrab und Gewieher, in einer Nacht stieg vom spitzen Kirchturm zum heiligen Jakob eine hohe bläuliche Flammensäule auf, sich oben zusammenspitzend wie ein riesiges Feuerschwert. Auf den Gräbern erschlagener Tiroler zuckten manchmal rothe Flämmlein und im Walde bei Mühlbach wollte ein Hirte gesehen haben, wie aus Moos und Rasen fleischlose Arme mit krallenartigen Fingern hervorwühlten und sich ihm entgegenstreckten.

Derlei versetzte die Bevölkerung in eine unbeschreibliche Aufregung und alles, was nur Waffen tragen konnte, kam hervor und stellte sich zum Streite.

„Schützen“, hatte Peter Mayr, der Commandant, gesagt, „Schützen werden wir vorderhand wenig brauchen, heißt das, wenn wir eilen und das warme Wetter anhält. Aber Zimmerleute, Weidenbinder, Seiler sollen herbei, so viel ihrer zu haben sind, und Holzleute mit Beilen und Erdarbeiter mit Krampfen, je mehr, desto besser.“

Sie verstanden ihn nicht, sollten ihn aber bald verstehen.

Hinter Oberau zieht sich in Schlangenwindungen durch das Gebirge eine stundenlange schauerliche Engschlucht. Der Eisack gräbt sich fausend und brausend durch, hoch hinauf die Felsen bespritzend mit feinen weißen Gischten. Wuchtige Steinblöcke, die niedergebroschen oder von den Fluten herangewälzt, liegen im Wasser, umraßt von den wüthenden, grabenden, schreienden Wellen. Manches übermüthige Bäumchen hat im Moose Stand gefasst auf dem leise bebenden Fels, ängstlich krallt es seine Wurzeln aus und ins Wasser hinab, allein kein Sonnenstrahl wird ihm

zutheil, weder im Winter noch im Sommer, und bald steht es nur mehr als entrindeter knochenfarbiger Strunk da mitten im tobenden Elemente. Neben dem Eisack muß sich auch noch die Straße forthelfen, welche den Norden mit dem Süden verbinden soll. Wie muß sie sich winden und bücken, bescheiden dem wilden Strome aus dem Wege gehen und doch wieder süßtiglich schmeichelnd sich an ihn schmiegen, um nur weiter zu kommen. Stellenweise hat sie sich aus dem Felsgrunde ihr gutes Recht herausgebaut und dasselbe mit festen Vorwällen und Geländern gesichert, da thut ihr der Eisack nichts; an anderen Stellen hat sie mit riesigen Quadrern ihren Boden dem Flusse abgerungen, aber nur von heute bis morgen; kommt der Eisack eines Tages hochgewölbt und gepanzert mit Stamm und Fels, dann bricht das Menschenwerk frachend zusammen und die Wellen verwischen und verwaschen die Spuren gewaltiger Arbeit in wenigen Minuten.

An beiden Seiten der Engschlucht steigen theils senkrecht oder terrassenförmig die Felsen, theils in steilsten Hängen die bebüschten bewaldeten Berge, theils in wüsten Karen die Schuttschichten empor, sich hebend und bauend bis in die Gletscherwelt. Nicht allein vor dem Wasser hat die Straße sich zu schützen, das an ihrem Grunde nagt, wohl auch vor den Lawinen, Sandströmen und Bergstürzen, die über ihrem Haupte drohen. Wenn der Eisack einmal seinen lauten Athem einhalten und horchen wollte, er würde wohl manches Riefeln und Bröckeln hören oben in den Hängen. Nicht allein der von der Gemse losgetretene Stein springt herab, sondern auch der vom Eise geloderte Fels; nicht allein der durch den Schnee und Regen durchweichte Sandschutt kann ins Rutschen kommen, auch das durch Morfschen der Wurzeln abgestorbener Bäume haltlos gewordene Erdreich.

Hin und hin, an Wänden, Baumstämmen und Pfählen sind sie angeheftet, die Erinnerungstafeln an Unglück und Tod, so den Wanderer zur Stelle plötzlich angetreten.

Und durch diese Wildnisse zieht die Straße von Nord- ins Südtirol, die Straße von Deutschland nach dem Lande, wo die Citronen blühen, welchem auf diesem Wege auch Wolfgang Goethe zugewandert war. Und diese Straße mußte nun gewärtig sein der feindlichen Truppen, die jeden Tag in wilder Übermacht herabströmen konnten vom Brennerpaß.

Das zu solcher Jahreszeit fast unheimlich schöne und laue Wetter hielt an. Peter Mayr hatte seine Leute in die Engschluchten des Eisack geführt, dort vertheilt an den Hängen und Fels terrassen und sie ganz felsamlich befehligt. Nicht daß sie hinter Büschen mit geladenen Stützen lauern sollten auf die anrückenden Truppen, nicht daß sie Felsblöcke oder Baumstämme vorbereiten sollten zum Hinabwälzen auf die unten marschierenden Soldaten; wohl auch solche Arbeiten gab es, doch die Hauptsache war etwas anderes.

Dort wo gegenüber einer schauerlich vorhängenden Wand hart am linken zerrissenen Felsenufer des Eisack die Straße sich eine längere Strecke hinzieht unter einem thurmdachsteilen, spärlich mit Erlen bewachsenem Hang, über welchem klüftige Wände ragen, Wände, in deren Künsten Schutthalde und Steinblöcke wuchern, auf kümmerlichem Erdreiche auch einzelne Bäume stehen — dort rief der Mahrwirt seine Männer zur Arbeit. Hoch über dem Hange mußten sie Bäume fällen und spalten, dieselben mit Weidengewinde bei den Enden aneinanderbinden, als sollte ein Steg hergestellt werden entlang der steilen Lehne. Mit Seilen wurde dieser viele Klafter lange Steg so gehalten, daß er wie eine Hängebrücke war. Hoch oben in den Klüften wurden die Tragseile an bestimmten Stellen sorgfältig

befestigt und zu je einem nun festgespannten Seile ein Mann mit dem Beile hingestellt.

Die weiteren Anordnungen des Mahrwirtes verstanden sie nun besser. Peter befahl, daß man beginne, den langen Steg mit Schutt und Steinen und Felsblöcken vorsichtig zu belasten. Und so huben ihrer siebenzig Mann da oben über dem Hange, unter und zwischen den Wänden, an zu graben, zu wühlen, zu lockern und die Massen aufzuschichten über dem Stege und diesen auch wohl zu decken mit Strauchwerk und Reisig. Die Arbeit gieng in aller Ruhe vor sich, so daß der Wanderer unten beim betäubenden Rauschen des Wassers nichts merkte.

Nun konnten sie kommen. Aber sie kamen noch nicht. Spähende Bauern berichteten, daß bei Gossensfals und Sterzing schon alles wimmle von Franzosen und Baiern, vieler Reiterei und einer Menge großem Geschütz. Der Anzeichen nach auch hohe Herren darunter, gewiß der Marschall Löw Vesper, wenn nicht der Bonaparte selber. Sie thäten auch schon wieder Häuser „antenten“, was beweise, daß die Leute dort sich nicht willig ergäben, sondern auf dem Kriegsfuße stünden. Wenn die Horden also herablämen und es gelänge, sie da in der Schlucht aufzuhalten, dann wären im Rücken die Schützen vom oberen Innthale, von Stubai, auch der Hofer mit seinen Passeiern. Dann hätte man sie in der Mausfalle und könnte sie vom Berge herab doch endlich einmal ruhig fragen, welcher Teufel sie denn ritte, daß sie just dieses arme Landel Tirol zu Grunde richten wollten, welches doch niemandem etwas zu Leide gethan habe und sich in nichts eingemischt.

Der Mahrwirt meinte auf solche Darlegung, zu fragen hätte der Tiroler nicht mehr, er hätte nur zu antworten. Und das würde er thun.

Aber sie kamen immer noch nicht heran. Also hatte der Commandant Zeit, seine Hochbrücke zu befestigen,

darüber noch mehr Massen zu thürmen, so daß diese stellenweise schon hinaugiengen bis zu den senkrechten Wänden.

Als in einer der folgenden Nächte ein kalter sternheller Himmel war, sagte der Mahrwirt: „Nur jetzt keinen Frost! Auf zehn Jahre lang mögen Maifröste den Weinstock in Tirol versengen, nur jetzt keinen Frost!“

Denn der weiche lockere Schutt begann sich zu härten und bedenklich zu klingen, wenn ein Schub oder ein Spaten an ihn stieß. Doch am nächsten Tage war wieder die warme Sonne da und von der Etschthalgegend her zog ein lauer feuchter Wind. Das war schon recht und mit erneuter Emsigkeit stieg Peter in den Hängen umher, um nachzusehen, ob alles richtig sei. Besonders auf die zahlreichen scharf gespannten Seile richtete er sein Augenmerk, und den Männern, die in gewissen Entfernungen von einander abwechselungsweise Tag und Nacht angestellt waren oben bei den Verankerungen, schärfte er ein, bei dem bestimmten Zeichen alle zugleich ihr Seil durchzuhauen. Das Zeichen sei folgendes: Zuerst vom Felsvorsprung her mit der Schwegelpfeife den Anfang der Melodie: „Mein' Freud' ist auf der grünen Alm!“ Das bedeute: volle Bereitschaft. Dann nach einer kleinen Weile drei rasch nacheinanderfolgende Flintenschüsse und der laute Ruf: „Im Namen der allerheiligsten Dreifaltigkeit!“

Der Mahrwirt war Feldherr, und nichts mehr sonst als das. Man hörte kein anderes Wort von ihm, als was des Krieges war. Und in den Nächten, wenn er in seinem Loden eingeschlagen unter Bäumen, zwischen Steinen, manchmal von Reisig überdeckt, lag, sann er Pläne aus, gemeinsam mit Naturgewalten den Feind zu vernichten oder wenigstens zu schwächen. Gerne an der Seite wußte er seinen Schwager Augustin. Dieser hatte die letzten

Zeichen priesterlichen Amtes abgelegt und sich ganz unter die gemeinen Streiter begeben. Jetzt braucht keiner mehr Aneiferung und Zuspruch, jetzt weiß jeder, was zu thun ist, um was es sich handelt — es geht auf Leben und Tod.

Der Kreuzwirt von Brigen, der Kampsbauer, der Griesacher, der Raucker und andere waren auch tapfer beim Zeuge. Wortkarg arbeiteten sie mit Haue und Krampen. Der Griesacher und der Raucker hatten sonst kein rechtes Znsammensehen; ein Grenzstreit hatte sie entzweit vor vielen Jahren; der Streit war längst ausgeglichen, aber ganz vergessen konnten sie ihn nicht. Nun es fürs Land gieng, arbeiteten sie einträglich ineinander und einer unterstützte den anderen.

Als die Männer unten durch das Thal hereingezogen, war auch der schwarze Kulber unter ihnen gewesen; der fehlte jetzt; man vermuthete, daß er sich weiter hinauf in die Brennergegend gewagt habe, um den Feind auszuspähen. — Also war alles in gutem Geleise.

Und eines Morgens, als der liebliche Sonnenschein die Berghäupter verklärte und in den Schluchten der feuchte bläuliche Duft lag und ein mildes herbstliches Spinnen durch die stille Natur gieng, da huben auf der Lehne die letzten blühenden Enziane leise an zu zittern. Und da hastete ein Mann herauf aus der Tiefe, der schrie flüsternd: „Sie kommen!“

Da schien es einen Augenblick, als wollten alle Sträucher und Steine lebendig werden hoch am Berghang, hie und da huschte eine Gestalt, hie und da ein halberstickter Laut — bald jedoch wurde es wieder still, öde und starr stand der Berg da, vom hängenden Steg war nichts zu erkennen — unten rauschte das Wasser.

Weit oben, wo die Eisack Schlucht sich krümmt, hinter der Böschung stieg Rauch auf. In Mitterwald brannten

die Häuser. Zu gleicher Zeit, als man das bemerkte, wurden die ersten Reiter sichtbar auf der weißen Straße. Sie schienen im gemächlichen Trab zu reiten, sich hübsch Zeit gönnend zur Betrachtung der romantischen Gegend. Oder wollten sie in Erinnerung an die landesübliche Kampfweise lieber in großen geschlossenen Truppen die Schlucht passieren und also vor denselben sich sammeln? Den Reitern folgten auch bald dichtere Massen, die, soweit die Straße zu übersehen war, endlos nachströmten. Wo ein Sonnenblick in die Schlucht fiel, da leuchtete das herrlichste Farbenspiel von Blau, Roth und Gelb und die Waffen blitzten in blendenden Funken. Zu hören war noch nichts als das ewige dumpfe Säusen des Wassers und auf der Straßenstrecke, die unterhalb der verborgenen Hängebrücke hingieng, zog kein Wanderer und kein Fuhrwerk, es war wie ausgestorben.

Siehe doch, ein kleiner Karren mit dem üblichen Blachentobel, einer von der Art, wie sich ihn der gute Antonio gewünscht, tollerte munter daher die Richtung vom Brenner. In der Gabel trabte ein Maulesel unbekümmert fürbass und rückwärts lief ein schwarzes junges Hündlein ab und zu und vertrieb sich die Zeit mit den welkenden Fächern der Germen, die am Wege standen und nach denen es manchmal schnappte oder sie mit der Pfote fieng. Daß sie so hübsch sächelten, schien ihm kein schlechter Spaß zu sein. Dieses Gefährte that gerade nicht, als ob es auf wilder Flucht wäre vor dem nachrückenden Feinde. Ja im Blachentobel erhob sich jetzt sogar eine lustige Musik von zwei Clarinetten, deren heller Klang so lustig in den Felsen widerhallte. Fahrende Musikanten, welche es im Glücke ihrer Sache, die sie auf nichts gestellt, nicht unterlassen konnten, an diesem so lieblichen Herbstmorgen Gott und der schönen Welt zu Ehren ein Liedel zu pfeifen!

Peter schaute von seinem hohen Posten hinab auf diese fahrenden Leute, die so ahnungslos und fröhlich des Weges zogen. Er hatte einmal an der Wand einer Dorfkapelle ein Bild gesehen, auf welchem stolz zu Ross, mit dem Schwerte umgürtet, mit Helmen, Kronen und Bischofshauben geziert, eitel Todtengerippe ritten. Schöne verführerische Frauen mit schäumenden Bechern, Zwerge mit großen Geldsäcken und allerhand andere Ergözung folgte dem Zuge, und ganz hinten eine verhüllte Gestalt, die Minne machte, alle Herrlichkeit mit dem Besen wegzufegen, wie Spinnengewebe. Dem Todtenzuge voran aber tanzende Musikanten, welche den ihnen folgenden Zug in einen mit Rosen verhüllten Abgrund lockten. — An dieses Bild mußte Peter jetzt denken.

Der Dörcherfarren hatte dort unten um den Felsvorsprung gebogen, hinaus gegen das Brignerthal. In demselben Augenblicke wurden in der Schlucht die ersten Truppen sichtbar, Fußvolk und Reiterei und Pferde mit schwerem Geschütz. So viel schon zu sehen war, Franzosen, denen sich enge auch ein Trupp von Baiern und Sachsen an-

schloß. Es war ein erschreckend großer Haufen. Manchmal wirbelten Trommeln, dazwischen grelle Trompetenstöße. Auch Pferdegewieher und Wagengerassel war schon zu vernehmen. In den Lüften auf fast unsichtbaren Stangen wehte manches Fähnlein.

Ziemlich rasch kam das herangezogen. Der Mahrwirt stand hoch auf seiner Felswand wie eine Erzgestalt, so fest. Nur noch einmal hatte er sein Haupt nach beiden Seiten hingewendet, ein letzter prüfender Blick nach der hängenden Riesenbrücke, nach den Männern, welche auf ihren Posten standen. — Kein Flintenschuß hat an diesem Morgen noch geknallt in der ganzen Gegend. In voller Zuberficht marschirt der Feind heran und schon nahen die ersten Reiter der Straßenbiegung, die bereits unter dem Bereiche der hängenden Brücke liegt.

Peter Mahr zieht aus seiner inneren Toppentasche eine Holzpfeife, wie sie Hirten haben, setzt sie an den Mund, legt die Finger an die Klappen und bläst das Lied: „Mein' Freud' ist auf der grünen Alm!“

(Fortsetzung folgt.)

Die Geister-Klage.

Erzählung von Heinrich Hoë.

Schon längst war die Eisenbahn, welche von einem Hafen am großen Strome nach dem benachbarten Hügelland gebaut werden sollte, um die „Holzindustrie“ einiger dort lebenden Großgrundbesitzer zu unterstützen, abgesteckt. Alles freute sich bereits auf den bevorstehenden Aufschwung der Geschäfte. Gestalten von einem Aussehen, wie man es sonst in der behäbigen Gegend kaum jemals wahrgenommen hatte, meldeten sich da und dort bei den Ingenieuren und unter den Unternehmern einzelner Arbeitsloose, die bereits in verschiedenen Dorfwirtshäusern Wohnung genommen hatten. In den stillen Ansiedelungen gieng es geschäftig her. Der Fortschritt warf bereits seine Schatten voraus. Den ganzen Tag über war ein Feilschen um nachträgliche Ablösung von Grundstücken, ein Handeln, Accordieren und Schreien, daß jemand, welcher zu anderer Zeit durch das Thal gewandert war, das selbe nicht wieder erkannt hätte.

Die Bauern, welche hochbeinig an den Wirtstischen saßen, die Ingenieure, die draußen in hohen Wasserstiefeln von Arbeitern, welche Messstangen trugen, gefolgt, durch den Koth wateten, die Männer, die sich gegen Brot- und Schnapsläden drängten, die Hausierer, welche mit warmen Jacken und Weinleibern Handel trieben, drängten sich durcheinander.

Es war ein abscheuliches, naßkaltes Spätherbstwetter. Doch wollte man alsbald mit dem Bau beginnen und

denselben so lange fortsetzen, bis ihm von dem eintretenden Froste Einhalt geboten werden würde.

Die Wahrheit zu sagen, so waren diejenigen, denen alle diese Dinge am wenigsten gefielen, die Herren Ingenieure. Wenn sie nun doch schon auf diese Bauerndörfer verschlagen waren, so hätten sie sich eine andere Jahreszeit gewünscht. Das Wetter und der aufgeweichte Boden waren nicht nach ihrem Geschmack. Dazu gebracht es allenthalben an Unterkunft. Die Wirtshäuser waren auf den Zuspruch einer solchen Menge von Gästen nicht eingerichtet. So mußten sich oft mehrere Herren gemeinschaftlich mit einem Raume begnügen, der für einen Einzelnen kaum hinlängliche Bequemlichkeit bot.

Der junge Ingenieur Erwin Ritter war einer von den wenigen unter seinen Genossen, die sich aus allen diesen Widerwärtigkeiten nichts machten. Ihm, der sich in der vollen Kraft und Unternehmungslust seiner Jugend befand, dünkte dieses Treiben weit reizvoller, als das Sitzen hinter dem Zeichentisch in seiner Amtsstube. Zudem hatte alles, was er da sah und mitmachen mußte, den Reiz der Neuheit. Es war der erste Bahnbau, bei welchem er selbstthätig mitwirkte, und es war ihm hier zum erstenmale Gelegenheit gegeben, sich hervorzuthun.

Erwin Ritter war zudem heute gerade an einem Tage eingetroffen, an welchem auch seine Collegen, die

schon vorher da gewesen waren, sich in besserer Laune befanden, als während der letzten Tage. Es war nämlich gerade heute die Wohnungsfrage in einer für all diese Herrn sehr erwünschten Weise gelöst worden.

Eine kleine Viertelstunde vom Dorfe entfernt befand sich ein Schloß, welches der Familie von Lindenberg gehörte. Das Haupt dieser Familie hatte früher bedeutende Besitzungen gehabt, welche durch allerlei Unglücksfälle zum größten Theile verloren gegangen waren. Mit dem Reste seines Vermögens hatte sich Karl von Lindenberg in dieser, damals dem Verkehr noch sehr entrückten Gegend angekauft. Er hatte ein stattliches Gebäude erworben, welches einmal ein Kloster gewesen war, dann lange Zeit leer gestanden, dann wieder verschiedene Besitzer bäuerlicher Herkunft gehabt hatte. Dieses große Gebäude, welches man nach der Erwerbung durch Herrn von Lindenberg Schloß nannte, bewohnte er nun mit seiner Gemahlin und seiner jugendlichen Tochter Paulina nebst einiger Dienerschaft. In einem anderen Flügel hatte er seinen Verwalter und seinen Förster nebst einem alten Herrn, einem ehemaligen Officier, welcher als Stellvertreter des Verwalters galt, in Wirklichkeit aber nicht viel mehr, als dessen Schreiber war, untergebracht. In einem rückwärtigen Theil hatte seit jeher ein Geistlicher gewohnt, ein sogenannter Beneficiat oder Präbendar, dessen Pfründe wie Wohnung als Grundstücksdienbarkeit auf dem Besizthum lastete, und welcher als Gegenleistung nur am frühen Morgen in der ehemaligen Klosterkirche seine Messe zu lesen und in der kleinen Dorfschule den Religionsunterricht zu leiten hatte.

Herrn von Lindenberg waren die Klagen der Ingenieure über ihre Einquartierung zu Ohren gekommen. Er beschloß alsbald, diesen gebildeten Männern, durch deren Thätigkeit sein eigenes Besizthum so sehr an Wert

gewann, und von deren Gesellschaft er in seiner Einsamkeit Zerstreuung hoffte, selbst ein Obdach anzubieten. Eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Zimmern des weitläufigen Gebäudes war mit den nothwendigen Einrichtungsgegenständen versehen, doch unbewohnt. Er brachte also mit diesem seinem Anerbieten, welches dankbar entgegengenommen wurde, kein absonderliches Opfer.

Der Verwalter hatte von Herrn von Lindenberg den Auftrag erhalten, die einzelnen Zimmer mit Nummern zu versehen. Er that dies, weil die Eingänge auf den einförmigen Corridoren des ehemaligen Klosters einander alle sehr ähnlich waren, und auf diese Weise gegenüber seinen Gästen die weitere Beschreibung der Thüren zu ihren Gemächern erspart blieb.

Acht Nummern waren bereits angeschrieben worden, und man glaubte, es sei damit genug. Als nun aber heute nachträglich der junge Erwin Ritter dazu gekommen war, hatte Herr von Lindenberg dem Verwalter die Weisung gegeben, auf dem letzten, noch übrigen Zimmer eine Nummer 9 anzubringen.

Der Verwalter hatte seinen Herrn mit einem Ausdruck des Erstaunens betrachtet, als dieser ihm den Befehl erteilte. Herrn von Lindenberg fiel dies auf, er schrieb es jedoch dem Umstande zu, daß dieses Zimmer seit langer Zeit von keinem Gaste bewohnt worden war und sich in ziemlicher Entfernung von den übrigen befand. Er beschwichtigte den Verwalter damit, der erwartete Gast sei, wie er vernommen habe, ein junger Mensch, dem es auf einige Duzend Schritte mehr oder weniger nicht ankommen werde. Kopfschüttelnd entfernte sich der Verwalter, um Veranstaltungen zu treffen, daß die Nummer über die Thür gesetzt werde.

Später wurde das Gepäck Erwin Ritters auf dieses Zimmer gebracht. Die Mägde auf dem Hof erzählten

einander von dem stattlichen und hübschen jungen Manne, welcher dort wohnen werde. Im übrigen hätte Erwin Ritter, wenn ihm das zu Ohren gekommen wäre, sich auf dieses schmeichelhafte Urtheil nicht viel zu Gute zu thun gebraucht. Es war fast zum erstenmale, daß Leute seines Standes, sogenannte seine Herren, in die nächste Umgebung dieser Weiber kamen.

Eine ziemlich lange Reise hatte den jungen Ingenieur einigermaßen ermüdet. Nachdem man ihm sein Zimmer angewiesen, ihm den Schlüssel übergeben und bedeutet hatte, daß während der Nacht das Treppenhaus durch eine Laterne erleuchtet sein würde, verließ er seine neue Behausung in der Absicht, sich zu einem Imbiss auf kurze Zeit in das Dorfwirtshaus zu seinen Collegen zu begeben, dann aber bald sein Lager aufzusuchen.

Es geschah in der That, wie er sich vorgenommen hatte. Er entzog sich den Aufforderungen, noch länger zu verbleiben und begab sich in früher Abendstunde, zu einer Zeit, in welcher es im Wirtshause noch noch hoch herging, nach seiner Klausur.

Als er sich dem Theile des Schlosses, in welchem sich sein Zimmer befand, näherte, fiel ihm das Licht auf, welches aus der halbgeöffneten Thüre der Kirche hervordrang. Dabei hörte er eine eintönige Stimme, die in jenem Raume erscholl. Neugierig überschritt er die Schwelle, um zu sehen, was hier vorgieng. Erstaunt blieb er stehen. Eine Menge von Leuten, meistens Frauen, saßen, halb beleuchtet, halb im Dunkel da und dort verstreut auf den Bänken. Im Gange aber zwischen den zwei Reihen dieser Bänke, ganz nahe am Eingang, stand auf einem Gestelle ein Sarg, oder vielmehr erhob sich ein Trauergerüst, mit einem schwarzen Bahrtuch bedeckt. Auf dem obersten Ende dieses Gerüsts lag ein Todtenschädel, und Abbildungen von Todtentöpfen auf kreuzweis gelegten Beinen bedeckten die Seiten des

Bahrtuches. Der Katafalk war von brennenden Lichtern umgeben und zu seinen Häupten stand ein Priester in weißen Chorhemde, welcher aus einem Buche lateinische Gebete vortrug. Es war ein seltsames und ergreifendes Schauspiel.

Erwin Ritter hatte sich im ersten Augenblicke gefragt, was das bedeuten sollte. Bald fiel es ihm jedoch bei, daß morgen das Todtenfest Allerseelen gefeiert würde, an dessen Vorabend man für die Verstorbenen betet. Er betrachtete noch eine Weile den Gegensatz zwischen den Lichtern um den Sarg und dem Dunkel des Kirchenraumes, zwischen den vollen Gesichtern der Andächtigen und den Todtentöpfen auf der Bahre, und begab sich nach dem ihm angewiesenen Stodwerk.

Indessen hatte er sich in einem Irrthum befunden, wenn er meinte, sich heute bald dem Schlaf überlassen zu können.

Waren es die Überanstrengungen der Reise, oder der Eindruck des seltsamen Schauspiels, welches er eben noch mit angesehen hatte, allerlei unheimliche Gedanken regten ihn auf und nahmen ihm die Ruhe. Es kam aber noch etwas anderes, was ihn am Einschlafen hinderte.

Er hörte mit einemmale einen dumpfen, lang hingezogenen Ton, unter welchem die Fensterscheiben zu klirren schienen. Er lauschte eine Weile — das Dröhnen und Summen wollte nicht aufhören. Er sprang aus dem Bette an das Fenster.

Da hallte es von weit her aus der dunklen Nebelnacht. Es waren die Gloden sämtlicher Dörfer des Thales, welche zur Andacht für die Todten einluden. In dieser Nacht hallen sie fast ununterbrochen fort bis zum Tagesgrauen hin.

Erwin Ritter gehörte keineswegs zu den empfindsamen Naturen. Dieses Getöse aber, welches aus der tauben Nacht hereindrang, und die Erinnerung an den Priester, von welchem er das

Wort gehört hatte: „Das ewige Licht leuchte ihnen!“ regten Gedanken in ihm an, welchen er schon längst für immer den Abschied gegeben zu haben glaubte.

Jedenfalls war es auf Stunden hinaus mit seinem Schlaf vorbei. Ruhe- los wälzte er sich hin und her und die Vorstellungen, die ihn dabei über- kamen, wurden mit jeder Stunde un- erquidlicher.

Endlich — es mochte schon gegen Morgen sein — fiel er in Schlaf. Wie es sich unter solchen Umständen fast jedesmal ereignet, war dieser Schlaf indessen kein wohlthätiger, sondern ein Zustand lästiger, dumpfer Betäubung. Unheimliche Träume quälten ihn und aus einem solchen fuhr er auf, indem er einen gellenden Schrei ausstieß.

Wenige Augenblicke darauf klopfte es an seiner Thüre und ein Knecht fragte, was ihm fehle, er habe bei der Morgenarbeit seinen Hilfschrei vernommen.

Erwin beruhigte den Mann, indem er ihm sagte, es sei nur ein Traum gewesen. Nachdem dieser das Gemach wieder verlassen hatte, suchte er sich jedoch zu sammeln und zu erinnern, welcher Vorfall des Traumes ihn wohl zu einer solchen Äußerung des Schreckens veranlaßt haben könnte.

Je mehr er sich besann, desto mehr verwirrten sich die Schattengestalten der verschwundenen Gesichte. Es blieb fast nichts übrig, als die Empfindung eines Alps. Doch kam es ihm vor, als ob ihm, der selbst in der Mitte namenloser Gräuel gestanden wäre, ein furchtbarer Jammerruf in die Ohren geklungen hätte. Was derselbe bedeutete, das konnte er sich nicht sagen.

Jedenfalls war er froh, daß nunmehr ein fahles Morgenlicht in das Gemach hereindämmerte. Die lange, lange Nacht mit ihrem schauerlichen Glockendröhnen war endlich vorüber.

Während er in seinem Bette noch über das Erlebte nachdachte, fiel ihm

ein, was er auf der Schule in einem Legendenbuche gelesen hatte. Als einst ein Pilger vom heiligen Lande zurück- kehrte, hörte er vom Schiffe aus, als er in die Nähe der Insel Sicilien gekommen war, ein jammervolles Klagegeschrei, und es ertönten Stimmen aus Flammen, die plötzlich durch die Nacht zuckten. Weiter, so erzählte die Überlieferung, habe der fromme Abt Odilo, der von diesem Erlebnis des Pilgers hörte, befohlen, einen Gedent- tag für diejenigen zu halten, die sich nach ihrem Tode am Orte der Reini- gung befänden.

Alle diese düsteren Bilder mußten ihn in den Traum hinein verfolgt haben. Indessen — es ist nicht Sache der Jugend, sich lange zu besinnen und er beschloß, trotz der frühen Morgenstunde, hinab zu gehen und sich die Umgebung seines neuen Wohn- sitzes, die er gestern kaum oberflächlich hatte betrachten können, näher zu be- schauen.

Er gieng auf der Terrasse umher, von welcher aus man in der Trübung des Novembertags das nahe Ge- birge nur undeutlich erblickte. Einige Kluppen desselben schienen durch Nebel- bänke von ihren Fußgestellen abge- schnitten und nahmen sich so hoch aus, wie es auf Erden keine Bergspitzen gibt. In überirdischer Erhabenheit schwebten die Kluppen dieser niedrigen Vorberge über der Welt, welche bei gewöhnlicher Beleuchtung nur als wenig auffallende Hügel erschienen.

Nachdem er etwa eine Stunde umhergegangen war, kam aus der engen Thüre des Gewächshauses der Gärtner zum Vorschein und wünschte ihm guten Morgen. Er trug einen Bündel Stroh unter dem Arm, mit welchem er, wie es sich zeigte, einiges Spalierobst gegen die bevorstehenden Winterfröste zu schützen gedachte.

„Schon so früh auf, Herr?“ sagte der Gärtner.

„Ich habe schlecht geschlafen“, ent- gegnete Erwin, indem er einen Blick

zu seinem Fenster emporwarf. „Es war mir angenehm, daß es endlich Tag wurde.“

„Sie waren doch gut untergebracht, Herr?“

„O ja, man hat mir da oben ein geräumiges und wohleingerichtetes Zimmer hergerichtet.“

Der Gärtner folgte nunmehr dem Blicke und erwiderte: „Dort oben hat der Herr geschlafen?“

„Ja, auf Nummer neun.“

„Eine Nummer kenne ich nicht“, entgegnete der Gärtner. „Wenn es aber das Zimmer ist, von welchem ich dort ein Fenster offen stehen sehe, so weiß ich alles.“

Erwin Ritter schaute den Mann verwundert an. Ehe er aber Zeit fand, eine Frage zu stellen, fuhr dieser fort:

„So lange ich im Hause bin, haben vier Herren in jenem Zimmer eine Nacht zugebracht. Ich weiß es ganz genau. Es waren nicht mehr und nicht weniger. Der erste war ein Herr Holzhändler zur Zeit, als hier die Manoeuvres abgehalten wurden. Der zweite war ein Officier, der mit unserem Herrn Geschäfte machte. Die zwei anderen waren Stadtherren, die vom Gebirge herabkamen, und welcher der Wirt kein Obdach mehr geben konnte, weil damals im Sommer schon alles besetzt war. Und allen miteinander ist es gerade so gegangen. Keiner hat gut geschlafen.“

„Das wäre doch merkwürdig —“

„Ja“, unterbrach der Gärtner den Ingenieur, „sie haben alle miteinander schlecht geschlafen und böse Träume gehabt. Was aber das allersonderbarste bei diesen Träumen ist, jeder hat das nämliche geträumt.“

„Und das war?“

„So ganz genau weiß ich es nicht“, entgegnete der Gärtner. „Doch kann ich mich erinnern, daß jeder von einem Unglück erzählte, das er mit angesehen hatte und von dem Geschrei von Leuten, welchen er nicht zu Hilfe kommen konnte.“

Erwins Erstaunen war nicht gering. Das war ja offenbar die nämliche Geschichte, welche ihm selbst im Traume begegnet war. Sie wurde ihm bei dieser Anspielung nur noch deutlicher.

Erwin Ritter war bis jetzt geneigt gewesen, die unbehaglichen Eingebungen seiner Einbildungskraft, wie sie vor ihm aufgetaucht waren, den Nachwirkungen des Todtenfestes zuzuschreiben. Die eintönige Stimme des Priesters in der matt beleuchteten Kirche, der Sarg mit den Todtenköpfen, und endlich der Nachhall des nächtlichen Glockengeläutes waren für ihn die Veranlasser des schlimmen Traumes gewesen. Dazu kam noch die Erinnerung an das Hilsegeschrei der Stimmen, welche der Pilger auf dem Meere vernommen hatte, und die alte Erfahrung, daß ein Schlaf, in welchem man nach ruheloser Nacht erst gegen Morgen verfällt, meist von unheimlichen Empfindungen begleitet ist.

Nach der Eröffnung dieses Mannes jedoch war eine andere Deutung nicht nur möglich, sondern sogar sehr wahrscheinlich. Die anderen, welche nicht an einem Allerseelentage da übernachteten, hatten, wenn nicht den gleichen, doch einen ganz ähnlichen Traum gehabt, ohne daß ein solcher Anreiz vorhanden war.

Sollte sich ein Geheul von Raken in die Begebenheiten des Traumes eingemengt haben? Der Gärtner sagte auf Befragen, daß Frau von Linden-berg keine Raken dulde.

Hatte der Sturm geheult und hatten die Kamine und Windfahnen geächzt, wie es jedes Recept zu einer Schauer Geschichte, welche in Klöstern oder Burgen vorgeht, angibt?

Nichts von allem dem. Es war eine dumpfe, neblige Nacht gewesen, in welcher, sozusagen, die Finsternis unbeweglich in der schweren Luft stockte.

In diesem Augenblicke erschien der Beneficiat, eben jener geistliche Herr, welchen Erwin Ritter gestern Abend

in seinem weißen Chorhemd neben dem Katafalk stehen gesehen hatte. Er kam aus der Frühmesse, welche von ihm gelesen worden war.

Zum nicht geringen Staunen Erwins wendete sich der Gärtner ohne weiteres an den Geistlichen und erzählte ihm, daß auch der junge Ingenieur in dem Zimmer, auf welches er hindeutete, eine schlimme Nacht zugebracht habe.

„In der That“, sagte der Geistliche lächelnd, indem er Erwin freundlich begrüßte, „scheint es mit diesem Zimmer eine eigene Bewandnis zu haben. Ein Holzhändler, welcher einmal eine Nacht über dort schlief, erzählte mir einen gräßlichen Traum. Nicht lange Zeit darauf war ein Officier hier einquartiert und der Zufall machte mich zum Ohrenzeugen, wie er einem Kameraden die Einzelheiten eines Traumes mittheilte, der ihn dort belästigt hatte. Es waren dies die nämlichen, die mir schon durch den Holzhändler bekannt geworden waren. Der Officier reiste am Abend ab. Jedoch hatte ich vorher noch Gelegenheit gefunden, ihm meine Erfahrungen mitzutheilen. Er lachte und meinte, daß sei eine ganz niedliche Geschichte für Spiritisten und ähnliche Wundergläubige. Von einem Zusammenhang dieser Dinge wollte er nichts wissen, sondern schrieb die Sache, wenn sie sich wirklich so verhielt, dem Zufall zu. Ich bin ein Feind unserer Aufgeklärten, die mit allem, was ihnen nicht paßt, schnell fertig sind, und mir kam das Geschehnis eigenthümlich vor. Da gerieth ich auf den Einfall, ihn zu bitten, daß er mir schriftlich in einigen Zeilen den Inhalt des lästigen Traumes aufzeichnete. Er war so höflich, dieser Bitte zu willfahren. Diese Mittheilung liegt noch versiegelt bei mir. Ich habe den Umschlag seither nicht geöffnet, obwohl ich Veranlassung gehabt hätte, dies zu thun, weil mir der Gärtner von zwei Touristen erzählte, die nach einander

hier eine Nacht zubrachten und beide das Gleiche erlebt haben wollten.“

Erwin erwiderte:

„Wir leben zwar in einem Zeitalter der Suggestionen, in welchem uns vorgefagt wird, daß einem beliebige Vorstellungen und Täuschungen durch den Willen eines anderen beigebracht werden können. Daß dies Bettstellen oder Mauern zuwegebrächten, habe ich aber noch niemals gehört, obwohl ich, offen gestanden, auch sonst nicht viel davon halte.“

„Nun“, sagte der Geistliche, „die Aufschreibung ist ja noch da, wie sie mir übergeben worden ist. Ich selbst habe, wie ich Ihnen sagte, von dem Inhalte derselben noch keine Kenntniss genommen. Sie steht Ihnen zudiensten.“

Der junge Ingenieur wußte nicht sofort, was er sagen sollte. Eine Scheu hielt ihn ab, aus seiner Rolle als starker Geist zu fallen. Auf der anderen Seite aber regte sich in ihm die Neugierde mit jedem Augenblicke mächtiger. Und diese war es, welche die Oberhand behielt.

„Ich nehme der Sonderbarkeit der Sache wegen Ihr gütiges Anerbieten an, Hochwürden“, sagte er nach einer Weile. „Es wäre doch merkwürdig, wenn der Schreiber jener Mittheilung und ich von den gleichen Hirnspinnstücken geplagt worden wären, um so mehr, als ich Grund habe, mich durch Vorgänge im wachen Zustande für beeinflusst zu halten.“

Darauf erzählte er dem geistlichen Herrn, wie er ihn gestern Abend in der Kirche gesehen habe, und welcher Eindruck in ihm durch das nächtliche Geläute hervorgebracht worden sei.

Erwin folgte der Einladung und begab sich mit dem Geistlichen auf dessen Zimmer. Dort nahm dieser aus einem Schränkchen einen Papierumschlag mit einem Siegel, auf welchem die Anfangsbuchstaben des Schreibers zu sehen waren. Er übergab ihn Erwin zur Öffnung. Dieser las:

„Ich bewahre dem Schloß Lindenberg eine freundliche Erinnerung, obwohl mir sein Obdach in einsamer Nacht ebenso viele Beschwerden verursachte, als der angenehme Umgang mit der Familie des Besitzers uns zu anderer Stunde Vergnügen bereitet hat. Welcher Kobold mag sich da eingenistet haben? Nachdem ich die ganze Nacht über geträumt hatte, als ob irgend ein Unhold oder Drache meinem ritterlichen Heldendasein ein unrühmliches Ende bereiten wollte, jammerte mir ein anderer Unglücklicher zum Schluß so herzergreifend in die Ohren, daß ich darüber aufwachte. Hatte er seine Sache so natürlich gemacht, oder war ich noch schlaftrunken — genug, ich machte Licht und suchte wie weiland der Ritter von der Mancha mit meinem Degen im Hemd durch das ganze Zimmer herum. Namentlich riß ich den Wandkasten auf, aus dem, darauf hätte ich geschworen, das Klagegeheul zulezt, als ich schon wach war, hervordrang. Lust überall, auch im Kasten, aber kein Ungehim, nicht einmal eine Maus. Die Thüre war verschlossen und der Kasten steckt so tief in der Mauer, daß es kein Entweichen gibt. Möge ein anderer nach mir glücklicher sein, den Störenfried zur Strecke bringen und ihn dem schönen Schloßfräulein Pauline zu Füßen legen. Mit diesem Wunsche nehme ich von der liebenswürdigen Schloßherrschaft Abschied und grüße meinen glücklicheren Nachfolger.“

Alfred von Sevin,
Second-Lieutenant.

War es die Macht der Suggestion, welche Erwin vorhin geleugnet hatte, oder tauchte eine Erinnerung in ihm auf — er rief, indem er mit der Hand auf den Tisch schlug:

„Es ist wahr! Das hatte ich vergessen. Aus dem Wandkasten kam das Geheul. Daß mir das nicht früher befiel!“

„Mir scheint auffallend“, erwiderte

der Geistliche, daß weder Sie noch die anderen Herren etwas Näheres über den Inhalt der geträumten Handlung anzugeben imstande sind. Von allen den Gräueln haben Sie sich deutlich nur das Angstgeschrei gemerkt.“

„Es ist wahr“, entgegnete Erwin. „Übrigens, Wiederholung ist die Mutter der Studien. Vielleicht folgt heute Nacht Fortsetzung. Wenn dies der Fall ist, werde ich nicht ermangeln, die Lücken in meinem Berichte auszufüllen.“

Damit wurde dieser Gegenstand verlassen, die beiden Herrn sprachen noch etwas Weniges über die bevorstehenden Arbeiten und die neue Bahn, dann empfahl sich Erwin, von dem Geistlichen bis an die Treppe geleitet.

Nunmehr gieng es an die Arbeit. Der junge Ingenieur hatte zunächst mit einigen Accordanten zu verkehren, dann war er genöthigt, auf die Strecke hinauszugehen, um Arbeiter zu überwachen. Später hatte er verschiedenes Material zu besichtigen und endlich eine Anzahl von Plänen und Zeichnungen durchzumustern.

So verging der Tag mit einer kurzen Unterbrechung, welche dem Einnehmen einer sehr bescheidenen Mahlzeit galt. In der Gesellschaft am Abend, welche sich im Dorfswirthshaus zusammenfand, gab Erwin sein nächtliches Abenteuer zum Besten. Einige lachten ihn aus, andere stellten die kühnsten Vermuthungen über den von ihm als gräßlich geschilderten Hilferuf auf, und wieder andere meinten, in der Atmosphäre einer solchen Örtlichkeit liege etwas Anstreckendes, was auf die Einbildungskraft einwirkte. Einige sagten, ein ordentliches Gespenst, eine klagende Jungfrau, ein Rater mit glühenden Augen, Kettengerassel, der Tritt sporenklingender Reitstiefel und das Getöse der im tiefen Verließ Verschwachtenden gehöre einmal zur Decoration eines solchen Mauerwerkes.

Wenn Erwin die Eindrücke des gestrigen Abends verantwortlich machte für seine unheimliche Träumerei, so mußte er sich sagen, daß er die heutigen Gespräche nicht hatte veranlassen dürfen, wenn er ohne Voreingenommenheit sein Lager aufsuchte.

Im Gegentheil — alles das, was die Kameraden gesprochen hatten, und die Thätigkeit des eigenen Redens hatte die Nerven noch mehr gereizt, als die gestrigen Erlebnisse, denen er schweigsam zusah oder zuhörte.

Zunächst untersuchte er mit einem Licht den Wandkasten so genau wie ein Häschler einen Diebs-Unterschlupf. Er beleuchtete jeden Winkel, er klopfte mit dem eingebogenen Finger die ganze Oberfläche des aus Fichtenholz gezimmerten Behälters ab. An keiner Stelle war der Laut dunkler oder heller, als an der anderen. Allenthalben, das lehrte ihn schon sein Blick als Ingenieur, umschlossen den Kasten dicht die Ziegel der mächtigen Mauer. Ein lebendiges Wesen konnte nur durch die Thüre eindringen und diese verschloß er und verwahrte den Schlüssel unter seinem Kissen.

Er hatte gedacht, nach all der Arbeit des heutigen Tages und nach der Störung der vergangenen Nacht gut schlafen zu können. Damit war es aber so wenig etwas, wie gestern. Im Gegentheil — die Erzählung des Geistlichen von heute Morgen und der Gedanke an den Kasten, von welchem er gestern noch nichts gewußt hatte, und all das Gerede von heute Abend hielten ihn noch mehr in Spannung.

Erwin schlief nicht ein. Er hörte die alte Thurmuhre bis gegen fünf Uhr morgens jede Stunde schlagen. Dann gieng es gerade so, wie gestern. Schließ-

lich forderte die Natur ihr Recht, und er versank in einen bleiernen Schlaf.

Wenn das Programm von einem Regisseur aufgestellt, überwacht und durchgeführt worden wäre, so hätte alles nicht so zusammenstimmen können, wie es in der That geschah. Genau so wie gestern ertönten schier gleichzeitig zwei Angstschreie — der eine von der Wand her, der andere aus dem Lager des Schläfers.

Doch brauchte es diesmal nicht so lange, bis sich Erwin über das Geschehene klar wurde. Der Schrei konnte nur aus dem Kasten dort kommen. Licht brauchte er keines anzuzünden, da die Morgendämmerung das Gemach bereits hinlänglich erhellte. Er stürzte auf den Schrank los, dann wieder, als er ihn verschlossen fand, zurück an sein Bett um den Schlüssel, öffnete ihn und blickte hinein. Er war leer. Doch schien es ihm, als ob der Jammerruf leise verröchle.

„Das ist doch zum —“ rief er jetzt wirklich zornig, indem er auf den Boden stampfte.

Und in diesem Augenblick faßte er einen Entschluß, den er alsbald auch ungesäumt ausführte, als er über den Schloßhof zum Frühstück gieng. Er theilte dem Verwalter mit, daß er dort oben nicht mehr schlafen wolle. Es sei dort irgend etwas, was ihn von der Ruhe abhalte.

Dieser entgegnete, indem er um Entschuldigung bat, daß er ihn nach dem berüchtigten Zimmer verlegt habe, in welchem jedem das Nämliche träumt. Es war deshalb geschehen, weil wirklich in dem für Gäste bestimmten Flügel des Gebäudes kein anderer Raum mehr zu vergeben gewesen.

(Schluss folgt.)

Der Gang nach Emaus.

Eine Ostererinnerung von P. A. Rosegger.

Am Ostermontag, wenn der Gottesdienst vorüber ist und im Waldlande die Leute beim Mittagmahle sitzen, kommt es vor, daß einer sagt: „Heut' ist Ostermontag, heut' sollen wir nach Emaus gehen.“ Und fast allemal entgegnet ein anderer: „Nach Eb'naus (eben aus) gehen, das ist bei uns im Gebirg eine Kunst.“ Aber der strenge Hausvater verweist: „Geschweiterweil' reden! Heilige Sach' ist kein Spass!“

Am Vormittag haben sie es bei der Predigt gehört, daß nach dem Tode Jesu die Jünger gar vereinsamt und betrübt umhergegangen seien, immer nur an den Herrn und Meister denkend, der ein paar Tage früher gekreuzigt und begraben worden war. Und als sie die Straße entlang giengen, die nach Emaus führte, da begegnete ihnen der Gekreuzigte leibhaftig und grüßte sie: „Der Friede sei mit euch!“ also daß sie wußten, er ist von den Todten auferstanden. — Dessen gedenkt man im Waldlande frommen Sinnes, und sei es nun auf der Bergstraße oder im Thale draußen, irgendwo steht doch ein Wirtshaus, und das ist das Emaus, nach welchem man an diesem Tage pilgert. — Jenem, der still beschaulich zwischen den grünenden Saaten dahinschreitet, unter dem Gesange der Vögel, die auf den treibenden Zweigen sich schaukeln, und der in den milden Sonnenäther des Himmels aufschaut, Sehnsucht im Herzen, dem begegnet der Auferstandene mit dem Gruße: „Der Friede sei mit dir!“ — Jenen,

die nach ernsten Berufsarbeiten zur feiertägigen Erholung in heiterer Geselligkeit dem Wirtshause zuwandeln, sei es Freund mit Freund, sei es Bursche mit Mädchen in ehrfamer Neigung, sei es der Geigenspieler und der Pfeifenbläser zur hellen Osterfreudigkeit, denen begegnet der Herr und grüßt sie: „Der Friede sei mit euch!“ — Dem aber, der mit frommelnder Miene, Schlimmes sinnend, nach „Emaus“ schleicht, dem begegnet der Heiland nicht — doch möglicherweise etwas anderes.

Zur Zeit, als ich ein Knabe von etwa zehn Jahren war, wollte mein Vater einmal in der Fasten einen eingewanderten vacierenden Tagewerker aufnehmen; es gab zu solcher Zeit eigentlich nicht mehr Arbeit in der Wirtschaft, als wir mit unserem Gesinde selbst verrichten konnten, doch mein Vater meinte: „Arbeitet er schon nicht viel, so soll er uns wenigstens fasten helfen. Wo will er denn sonst hingehen, jetzt? Hat auch schon einen grauen Bart.“

„Ist selber schuld“, antwortete die Mutter, „warum balbiert er sich nicht. Der Trikel gefällt mir nicht, sie, sagen ja, er wäre schon einmal eingesperrt gewesen.“

„Muszt nicht alles glauben, was sie sagen. Die Leut' thun alleweil gern andere noch schlechter machen, als sie selber sind.“

„Und der Trikel gefällt mir nicht“, wiederholte die Mutter, „er hat einen krummen Blick.“

„Einen krummen Blick hat er, weil er schielt“, sagte der Vater, „und fürs Schielen kann der Mensch nicht.“

„Da hast freilich wieder recht“, darauf die Mutter, „und wenn er jetzt im Märzen keinen anderen Platz findet, und er auf der freien Weid müßst' liegen, da mögen wir ihn doch lieber nehmen.“

Also war es verabredet worden. Aber bei der Aufnahme konnte mein Vater nicht unterlassen, den Tagwerker zu fragen: „Bist du nicht einmal in der Keichen (im Arrest) gefessen?“

„Ja, das ist gewiß“, antwortete der Trikel.

„Was hast denn angestellt?“

„Schon etwas der Müh' wert, das magst dir denken, Waldbauer. Mir ist nicht zu trauen, mir!“

„Darf man 's wissen?“

„Warum denn nicht! In Arzbachgraben bin ich ein armer Kleinhäusler gewesen.“

„Deswegen werden sie dich doch nicht gestraft haben!“ rief mein Vater.

„Armut ist halt ein Verbrechen“, versetzte der Trikel sehr liefsinnig. „Und weil ich meine Steuer nicht hab' zahlen können, so sind die Pfändersleut' gekommen und haben mir meine Kuh wegtreiben wollen. Die laß' ich nicht! schrei' ich, und hau' dem Pfändersmann Eine ins Gesicht. Als dann haben sie anstatt der Kuh mich fortgetrieben und eingesperrt.“

„Dem Pfänder hast Eine geben!“ lachte mein Vater auf. „Na, bleib' halt da, Trikel.“

Der Alte zog — aber so, daß es mein Vater nicht sah — das runzelige Gesicht schief, blinzelte mit den falben Wimpern und murmelte in seinen Bart: „Ein Gusto, wie sich der anplauschen laßt! — Ja freilich bleib' ich.“

Und abgemacht war's.

That dann der alte Tagwerker Trikel zuerst ein bißel schneeschäufeln bei uns um den Hof herum, dann ein bißel Streu haben, hernach ein

bißel Dung führen mit der Schiebtruhe in den Garten hinaus. Dabei that er mit uns fleißig die vierzigtägige Fasten halten und ein sittsames Leben führen. Als die Ostern nahten, gab mein Vater zu verstehen, daß der Trikel nun im Frühjahr wohl auch anderweitig einen Platz finden würde, und jetzt war es meine Mutter, die sprach: „Weil er uns hat fasten helfen, der Trikel, so kann er uns auch essen helfen; wer weiß, wo er sonst sein Weichfleisch und die Osterkrapsen finden konnt.“

Also blieb der alte, graubärtige Bursch' über das Osterfest in unserem Hause, aß sich gewissenhaft satt und führte gern christliche Gespräche. So sagte er am Ostermontag beim Mittagsmahle: „Heut' sollen wir nach Emaus gehen. Gehst mit, Bübel?“

Die Frage war an mich gerichtet.

„Ja, nach Emaus gienge ich mit!“

„Versteht sich!“ beehrte die Mutter auf, „Kinder ins Wirtshaus!“

„Waldbäuerin“, versetzte der Trikel ernsthaft, „vom Wirtshaus ist keine Red'. Bei mir schaut das Christenthum anders aus. Der Gang nach Emaus ist ein heiliger Gang. Ein heiliger Gang, meine liebe Waldbäuerin! Wir gehen zu der Kreuzkapellen hinauf, dort werden wir den Heiland sicherer finden, als im Wirtshaus — will ich meinen.“

„'s selb' wär' eh wahr“, gab mein Vater bei und ich durfte mit dem Trikel gehen.

Die Kreuzkapelle stand etwa eine Stunde von uns, weiter oben im Gebirge, auf einem Waldanger. Wenn der Wetterwind gieng im Sommer und dort das Glöcklein geläutet wurde, konnte man bei uns im Hof den Klang hören. In der Fastenzeit war die Capelle ein beliebter Wallfahrtsort, kamen an jedem Freitag aus Nah und Fern Andächtige herbei, zündeten vor dem lebensgroßen Kreuzbilde, das in der Kapelle über dem Altare stand, Lichter an, beteten, legten bescheidene

Opfergaben hin und giengen erleichterten Herzens wieder nach Hause. Da in der Nähe dieses Andachtsortes keine Menschenwohnung war, so gieng täglich einmal von den Waldbauernhäusern ein altes Weiblein hinauf, um die Kapelle zu öffnen, zu schließen und das Glöcklein zu läuten.

Das war also unser Emaus, zu welchem der alte Tagwerker Trikel und ich auszogen — ein heiliger Gang, wie der Alte unterwegs wiederholt versicherte.

Der Weg gieng über Wiesen, durch Wäldchen hinan, war stellenweise noch mit schmutzigen Schneekrusten belegt, stellenweise rann die Gieß und stellenweise gieng es über aperen Rasen. Bei jeder Wegbiegung blickte ich scharf aus, ob uns nicht der liebe Heiland entgegenkäme. Endlich sah ich von ferne aus dem Schachen hervortretend die Gestalt; sie schwankte langsam heran, kam immer näher, und als sie ganz nahe, war es nicht der liebe Heiland, sondern das alte Weiblein, welches mit dem Schlüssel von der Kapelle kam.

„Jetzt wird doch einmal schön' Wetter werden“, redete sie der Trikel an.

„Ja, Zeit wär's“, sagte die Alte und trippelte fürbass.

Als wir sie nicht mehr sahen, sagte der Trikel: „Das ist sauber, jetzt hat uns die gewiß die Kapellen zugesperrt!“

„Ich lauf' ihr nach, daß sie wieder zurückgeht“, war mein Vorschlag.

„Ah geh', hast denn du kein Herz für alle Leut'!“ verwies er mir, „den Weg etlichemal hin und wieder machen, wie ein Hundel! Die geht nicht mehr auf ihren ersten Füßen wie du! Wir werden uns schon helfen.“

Bei einer Wegzweigung fragte mich der Trikel: „Geh't's da links nicht hinauf zum Schützenhof?“

„Ja, da geh't's hinauf zum Schützenhof.“

„Ist's wahr, daß er so viel' Sachen haben soll, der alte Schützenhofer?“

„Ja, sie sagen, daß er reich ist“, war die Antwort.

„Nachher kommt der Schützenhofer in die Höll'. Die Reichen müssen alle hinab“, sagte der Trikel. „Aus Nächstenlieb' sollte man machen, daß sie in den Himmel kommen.“

„Ist eh wahr“, gab ich bei.

Endlich kamen wir auf den Waldanger. Da lag der Schatten, nur die Baumwipfel standen im Sonnenschein. Auf dem Anger gab es noch Schnee, auch auf dem Dache der Kapelle lag er und ließ am Rande tropfende Eiszäpfchen herabhängen. Als wir dem Eingange nahe kamen, zog der alte Trikel den Hut vom Haupt und glättete mit der anderen Hand sein graues Haar. Dann drückte er an der Thürklinke. Da gab nichts nach und er blickte mich betroffen an.

„Ja, weil sie zugesperrt hat“, sagte ich.

„Freilich hat sie zugesperrt, du Narr, sonst wär' es offen!“ schnarrte er mich an. Das war mir zuwider. Folgerichtig war mein Wort und seines ebenfalls, aber warum denn so anschnarren!

Er gieng rings um die Kapelle, als suche er einen zweiten Eingang. „Schau du!“ rief er plötzlich, „da ist ein Fenster. Der Laden geht auf, so! Es ist zwar nicht groß, aber eine Spindel wie du kann hinein!“

„Eine Spindel wie ich“, war mein Aufbegehren; „nein, da schließ' ich nicht hinein!“

„Ei freilich schließst hinein, Duberl. Nachher schiebst von innen an der Thür den Riegel weg und laßt mich ein; wir knien uns hin vor das Kreuz und beten eins mit einand'.“

Vor das Kreuz hinknien und beten, das war freilich verlockend, denn ich hatte den gekreuzigten Jesus sehr lieb und wollte ihm mit dem Gebet eine Freude machen. Ich ließ es also geschehen, als der Trikel mich empor hob, ins Fenster steckte und tapfer nachschob, weil es doch ein bißchen eng hergieng an diesem Himmelspförtlein.

Ein Ruck, und ich kollerte drinnen hinab. Auf einen Schrei, den ich aus- gestoßen, fragte er draußen: „Hast du dir weh gethan!“

„Weiß nicht, es ist ganz finster“, war die Antwort, denn ich konnte es nicht sehen, ob das Rasse an den Muffern Blut war oder etwas anderes. Hernach machte ich mich an die Thür. „Schieb den Riegel zurück!“ rief draußen der Trikel.

„Es ist kein Riegel“, berichtigte ich nach längerem Umhertasten.

„Valli! Wird doch ein Riegel sein. Jedes Schloß hat einen Riegel.“

„Aber das ist ein eisernes Schloß und man kann nicht dazu.“

„Ein eisernes? — Du verdammt! hätt' ich bald gesagt, christlich Weih' ausgenommen.“ Also er draußen. Und fuhr fort: „Wart', Buberl, greif ans Fenster. Da hast eine Zündholzschachtel. Damit zündst die Kerzen an, die auf dem Altar stehen. — Raspel nur, raspel! Aber du raspelst ja auf der verkehrten Seiten, wo das Weibsbild pickt! Auf der rauhen mußt raspeln! So! Brennt's schon? Wichtig, brennt schon, bist ein Buberl, ein braves. Kannst noch Wegner werden, du, oder gar Pfarrer und Bischof, und noch ein bißel später Papst. Ei, das wohl! — Du Buberl, weil du schon drinnen bist, geh schau, siehst auf dem Altar kein zimmernes Schüsserl nicht stehen?“

„Ja“, antwortete ich, „und sind mächtig viel Kreuzer und Groschen d'rin.“

„Hat 's die Alte acurat wieder stehen lassen!“ sagte der Trikel draußen in grollendem Tone. „Wenn man halt nicht überall nachschaut! Auf die alten Weiber ist hell kein Verlass. Für was geht sie denn Brot sammeln bei den Bauern, wegen Kapellendienst, wenn sie doch aufs Geld nicht schaut! Schandbare Leichtsinigkeit! Wack, Bub, gib's heraus! Das Schüsserl sollst mir herausgeben, das zimmerne Geldschüsserl!“

Jetzt, das kam mir nicht ganz richtig vor.

„Kirchen ausrauben?“ sagte ich endlich.

„So ist's! Kirchen ausrauben konnten sie, die Schelm', wenn man das Geld thät stehen lassen da in der Kapellen!“ sprach der Trikel. „Kirchengut muß man wahren. Geh, Buberl, gib's heraus, schau, ich g'lang schon.“ Rechte den Arm zum Fensterchen herein und krabbelte mit den langen, hageren Fingern in der Luft umher.

„O nein“, sagte ich nun, „Kirchen ausrauben thu' ich nicht.“

„Kindisch, wer redet denn von so was! Bei dem heiligen Gang so dumm reden! Dich wird unser Herrgott noch einmal recht strafen! Dem Herrn Pfarrer tragen wir das Geld hinab. Der Herr Pfarrer hat mich gebeten, daß ich ihm von der Kreuzkapellen das Geld möcht' holen.“

„So hol's, Trikel.“

„Wenn ich aber nicht hinein kann. Und du bist schon innen. Willst in den Himmel kommen?“

„Ja freilich.“

„So gib mir das Geld heraus!“

Ein kleines Weiltchen überlegte ich, da war's, als flüsterte irgendwo jemand: „Thu's nicht! Thu's nicht!“ Und laut war mein Schrei: „Nein, ich thu's nicht!“

„Waldbauern-Bübel, mach keine Geschichten!“ schmeichelte er draußen.

„Dem Herrn Pfarrer muß man das Wort halten. Kannst ihn auch einmal zu brauchen haben. Steig' nur auf die Belbant und gib's heraus. Verstreu' nichts, jeder blutige Kreuzer ist heilig! Na, mach Bürschel, mach! Kriegst nachher was von mir!“

Es half ihm aber nichts. Und als er das endlich einsah, gieng er fluchend von dannen. Der Boden knarrte, da er über den Schnee hinschritt gegen den Wald.

Ich war in eine trokige Stimmung gekommen, ohne eigentlich recht zu wissen, warum. Als es jetzt aber ganz stille war in der dämmerigen Kapelle, und die zwei von mir angezündeten

Kerzen wie Todtenlichter brannten vor dem Kreuzbilde, da begann mir unheimlich zu werden. Das Blut sah ich an den Händen und Füßen des Gekreuzigten, und als ich so hinaufstarrte zum blaffen, dornengekrönten Antlitze mit dem gebrochenen Aug', da war's, als bewege sich ein wenig das Haupt. Nur ein einzigmal — und dann war's wieder wie früher.

Mein Versuch, vermittels eines Betpultes zum Fenster wieder hinauszukriechen, mißlang; so faßte ich den vom Thürmchen niederhängenden Glockenstrick und hub an zu ziehen, aber nicht gleichmäßig, sondern mit heftigen Zügen und in Absätzen, wie man die Feuerglocke läutet. Als die Erschöpfung kam, setzte ich mich an die Altarstufen und wartete auf einen Retter.

Es erschien weder der Trihel, noch jemand anderer. Schreien und Schluchzen, neues Zerren am Stricke. Vor Weinen und Läuten endlich ganz matt geworden, mußte mich der Schlaf übermannt haben. Als ich wieder zu mir kam, fladerte vor dem starren Kreuze nur noch eine Kerze in den letzten Zügen, die andere war niedergebrannt und ausgeloschen. Zum Fenster schaute die Nacht herein. Neu erwachende Muth; ich kletterte wieder auf die Betbank, zwängte mich durch das Fenster, diesmal zuerst den Kopf und den rechten Arm hinaus, und jetzt gieng es. Ich fiel in den Schnee, blieb aber nicht lange in demselben liegen, sondern lief wegsthin. Der Boden war gefroren, der Himmel sternbesät. Was ich bei all diesen Unternehmungen gedacht habe, weiß ich nicht — sehr viel kaum; wenn der Mensch so viel thut, hat er nicht Zeit zum Denken.

Nun aber, als ich über die Felder hinabließ und von weitem ein zuckendes Lichtlein sah, das immer näher kam, dachte ich: Am Ende kommt mir jetzt der liebe Heiland entgegen. — Und er war's. Boran schritt ein Knecht vom Schützenhof mit Laterne und Glöcklein, hinter ihm drein der Pfarrer in Chorrock und Stola, an seinem Busen das Sakrament bergend. Allso gleich kniete ich am Begrande nieder, wie es Sitte ist, und bat um den Segen.

Der Pfarrer blieb stehen und sagte: „Das ist ja der Waldbauernbub. Warum bist du noch aus so spät in der Nacht?“

Hab' ich denn erzählt, daß der Tagwerker Trihel mich in die Kreuzkapelle gesteckt, um ihm das Opfergeld herauszulangen, und weil ich es nicht thun wollen, er mich im Stiche gelassen hätte.

„O, dieser Spizbub!“ rief der Knecht vom Schützenhofe aus. „Aber heut' ist sein Krügel 'brochen. Hat den Ostermontag, wo die Leut' im Wirtshaus sitzen, nicht unbenüht lassen wollen. Von der Kreuzkapellen in den Schützenhof, dort beim Bodensfenster einsteigen, Kästen ausrauben, vom Bauer derwisch und niedergeschlagen werden! — Ja, mein lieber Waldbauernbub, das sind Geschichten! Und jetzt ist der Trihel just beim Sterben. Um den Geistlichen geht's ihm, ich glaub' diesmal ist's sein Ernst. Und so bin ich halt gelaufen bei der Nacht. Jetzt ruden wir wieder an, er wird hart warten.“

Der Pfarrer gab mir den Segen, dann schritten sie weiter. Noch lange sah ich das Lichtlein dahingleiten, bis es endlich zuckend zwischen dem Gestämme des Waldes verschwunden war.

Ein armer Schullehrer.

Erzählung von Karl Guntram.*)

Es war im Jahre 1840, zur Zeit der sommerlichen Schulprüfung. Das Oberbergamt Joachimsthal pflegte bei solcher Gelegenheit, da dem Montanärar das Patronat über die meisten Dorfschulen im Erzgebirge zustand, einen Beamten zu entsenden, um sich von dem Stand der Schule zu überzeugen. Auf einer der weitausgedehnten Kluppen des Erzgebirgs fuhr ein Lohnkutscher, passierte P., ein kleines Bergstädtchen, das durch sein vortreffliches, aus dem Granit quellendes Trinkwasser — wahrhafter Blandusia-
quell, blinkender als Krystall — und anno dazumal auch als heimliche Schwärzerresidenz einige Berühmtheit genoss, und bog dann mit uns seitwärts nach einem Dorfe aus, wo heute die Schulprüfung angefeht war.

In der Dorfgasse war es still. An den verblindeten und mit Papier ausgeflickten Fenstern kein schaulustiges neugieriges Kind, wie sie in den gleichviel, ob Dorf oder Stadt gestauten Wohnplätzen dieser nur von kalter Windsbraut heimgesuchten und sterilen Landschaft bleich und halbnackt und Kopf über Kopf sonst herausguckten, wenn auf der Straße das

seltsame Rollen eines Wagens hörbar wurde.

Vor dem Wirtshause, das seit der Stein- und Pfahlbauten-Periode kaum merkliche Fortschritte des Comforts aufzuweisen hatte, stand schon eine andere Kutsche, in welcher der Dechant und noch ein anderer Geistlicher kurz vorher eingetroffen. Man begrüßte sich und wandelte in corpore nach dem Schulhaus.

Hier war die jüngste wissensdurstige Dorfsbevölkerung so ziemlich vollzählig bereits versammelt in dürftigen zerwaschenen Kleidchen, und in Gewandstücken, die durch mehrere Generationen gegangen, aber sichtlich in gehobener Stimmung; die Geschlechter vorläufig noch strenge von einander rechts und links abgefordert; der Lehrer an ihrer Spitze, ein spindeldürrer, hagerer Mann mit eingefallenen Wangen, schmaler, eingedrückter Brust, die Violine in der linken Hand, und in tiefster Devotion vor den hohen Eintretenden sich verneigend.

Die Physiognomie einer Prüfung auf dem Lande entbehrt nie ihres Reizes. Es liegen Dorfs geschichten vor uns, noch eingeschachtelt in naiven

*) Aus Viola Tricolor und andere Novellen von Karl Guntram. (Dresden. E. Pierjon. 1891.)

Kindergestalten, aber für den Freund der Beobachtung in ihren Anfängen viel verständlicher und in ihren muthmaßlich einfachen Ausgängen viel leichter zu umfassen, als die Parallelen ihrer gleichaltrigen Genossen in der Stadt, deren Epiposé häufig ein gekünsteltes, und deren weitere Schicksale sich sehr oft in ungleichmäßigen Curven verlaufen.

Die blassen Kinder ließen nicht vergessen, daß wir uns auf einem armen schlotterigen Erdenwinkel befanden, den sich griesgrämiger Nord zum Tummelplatz auserlesen, dem die Natur bis auf Erdäpfel und Kinderlegen so ziemlich alles von dem Munde weggewischt, dem es die ehemals so reichen Schätze in den Eingeweiden seiner Berge längst genommen und statt anderen Erwerbs nur die Spizentlöppel belassen, über denen sich gebeugte Leiber mit müden Fingern den lieben Tag über abplagen. Trotz alledem, und unberührt von solchen Betrachtungen, macht die Stätte hier, wo das junge Geschlecht menschlicher Bildung entgegenreißt, einen freundlichen Eindruck.

Die Prüfung lief rasch vom Stapel. Die Mädchen und Knaben wußten ihren Katechismus, sie buchstabierten, sie lasen, sie schrieben, rechneten aus dem Kopf und auf der Tafel, nach der Scala ihres Alters und des gewonnenen Unterrichts, sie saßen sitzsam in ihren Bänken und hoben gelegentlich voll Eifer ihre Händchen in die Höhe, um ihr bereitwilliges Wissen anzukündigen. Alles gieng gut und glatt vor sich. Das hübscheste waren die musikalischen Intermezzos; nach jedem Gegenstand Choral- oder mehrstimmiger Gesang, oder Productionen einzelner virtuoser Knirpse auf Violine oder Clarinette, die sich in dieser Weise für die späteren Irrfahrten ihres Lebens unter dem Sammelnamen böhmischer oder Karlsbader Musikanten vorbereiteten. Alles war zufrieden, die Kinder wurden belobt, erfreuten sich

kleiner Geschenke, und nur der bleichwangige Schulmeister, die Haare ins Gesicht hängend, die Hände über die Brust gekreuzt, stand wie eine Jammergestalt in der Springslut der kleinen Fröhlichen.

Man kehrte zum Wirtshaus zurück.

Der Dechant machte seine Einladung auf seinen nicht weit entfernten Pfarrhof zu einem für das Land etwas stark verspäteten Mittagsmahl und fuhr voraus, um noch einige Anstalten zu treffen.

„Da habt Ihr ja einen sehr braven Schulmeister“, sagte ich zum Ortsrichter, der zum gestrengen Herrn ins Wirtshaus gekommen, weil er auch in anderen Angelegenheiten mit mir zu reden hatte.“

Der Ortsrichter ließ sich etwas Zeit mit der Beantwortung, meinte aber dann: „da fehle sich nichts — brav wär' er schon — sein Geschäft versteht er — und so viel musikalisch sei er — das passe für die Gegend — aber —“

„Aber —?“

Der wackere Mann stockte und schien unschlüssig, ob er noch weiter sprechen sollte. Eine vorsichtige Natur, bäuerlich mißtrauisch, unendlich karg und sparsam, aber durch und durch ehrlich und von fester Altständigkeit, nicht zu den redseligen Menschen gehörend, ließ er mehr aus Geberden und Mienen entnehmen, als aus den abgerissenen Sätzen, die über seine Zunge stolperten, daß der dörfliche Pädagoge im allertiefsten Elend stecke: — „Eine auf den Tod sieche Frau — eine erkleckliche Zahl hungriger kleiner Schreibhalse, die ihm den Kopf ansaufen — executive Pfändung schon da gewesen — oft kein Stück Brod im Haus zur dünnen Sichorienbrühe, die das ganze Mittagsmahl ausmacht“ —

„Nun, und kann die Gemeinde nichts für ihn thun? —“

„O mein Gott! die Gemeinde ist so arm, daß sie lieber selbst für sich betteln gienge . . .“ Bei diesen Worten

hatte er umgeschaut und ein Blick gab seinem Gedankengang eine andere Richtung. „Wenn sie nur nicht in Joachimsthal einmal das Bergwerk auflassen! Man hört so viel davon reden. Das wäre das aller schlimmste . . . das gäbe den Rest . . .“ und er deutete, wie eine Cassandra den Kopf schüttelnd und ihn gegen das Wirtshaus wendend, mit dem Daumen hinter sich auf einen verwitterten Menschen, der ganz allein an einem Tische sitzend aus den Rahmen des offenen Fensters im Dunkel der Schenkstube auftauchte . . . „ja, ja das gäbe den Rest — dann kriegen wir solche in Menge“, setzte er flüsternd hinzu, indem er die Hand vor den Mund hielt, „das ist einer von den entlassenen Bergknappen — bei der letzten Geschichte, die 's unten im Werk gegeben hat. Da sitzt er heut' wieder den ganzen Vormittag beim Schnaps und hat nichts zu thun. Möchte ihm abends in der Dämmerung nicht gerne allein begegnen, wenn er ein paar Bancozettel bei mir weiß. Vorkäufig, heißt es, ist er unter die Schwärzer gegangen.“

Der Kutscher saß auf dem Boche und ließ die Pferde scharren. Ich reichte aus dem Wagen zum Abschied dem Sprecher die Hand und die Pferde zogen an. Am Fenster der Schenke schaute ein strupper Vagabundenkopf mit rothfärbiger Nase dem rollenden Wagen nach.

Die angeregte Geschichte war eine wohlbekannte. Es war ein Jahr zuvor, daß in einem Ausläufer des Hauptstachts im Joachimsthal, was seit langen Jahren wenig mehr als dürftiges Pocherz lieferte, das kaum die Kosten des Abbaues und der Silberausbringung im Schmelzproceß lohnte, auf einmal am rechten Uln*) eine große nischenartige Druse erschlossen wurde, die von oben bis unten mit herrlichem Rothgülden ausgestattet war, wie es Joachimsthal in

seinen berühmten und glücklichen Tagen gesehen — reiches Silbererz in prismatischen Krystallen, die an ihrer dunkelbleigrauen Oberfläche beim Reiben einen lochenillerothen Strich geben. Man jubelt. Man macht die Anzeige höhern Orts und fragt sich an, was zu geschehen habe. Die schönen Krystalle können nicht mit dem gewöhnlichen mineralischen Pleß dem Feuer-tode des Schmelzofens verfallen; sie sollen als Schaustücke in Museen prangen, oder ein reicher Liebhaber soll sie um hohen Preis heimholen. So wurde die Nische mittlerweile verschalt (mit Brettern verschlagen) und der Stollen weiter getrieben, da Wetter- und Wassergefahr ein rasches Vorgehen und einen Querschlag vom Ort nothwendig machte und kein Verweilen zuließ. Nach kurzer Zeit war das Feldort erreicht; aber als man daran gieng, nun das Aufgeschobene nachzuholen, die Verschalung entfernt wurde und die kostbaren Krystalle sorgsam abgemeißelt werden sollten, war von ihnen keine Spur mehr vorhanden. Wer hat's gethan? Die Möglichkeit war auf kurze Zeit und wenige Personen beschränkt. Wer sich im Schacht in die Teufe hinabließ, sei's auf dem Seil oder auf den Fahrten*), mußte die Schachtstube und den großen Raum, wo der Pferde-Göpel mit der Winde stand, passieren.

Aber so dringend auch der Verdacht auf einigen der Bergleute lastete, die um jene Zeit am Schacht im Geding oder Schichtlohn auf Arbeit standen, so war ein entscheidender Beweis nicht festzustellen, und so wurden sie in der eingeleiteten Untersuchung nach dem damals bestehenden Gesetz aus Mangel an Beweis ab instantia freigesprochen, als Verdächtige aber aus der kaiserlichen Arbeit entlassen und verloren ihr Brot.

Unter Erinnerung an diese Begebenheit und an die Persönlichkeiten,

*) Bergmännisch für Seitenwand.

*) Bergmännisch für Leiter.

mit denen mich die Dorfschulprüfung zusammengeführt, legte ich im Wagen dahin rollend die kurze Strecke bis zum Pfarrhof zurück; hier empfing mich mein freundlicher Wirt, der Dechant, schon am Hausvor und geleitete mich dann die Stiege hinauf in das altmodische Eckzimmer, wo die fünf oder sechs geladenen Gäste aus der Nachbarschaft mit Hunger und Schmerzen meiner warteten. Hinter uns stolperte mit der dampfenden Suppenschüssel der kammerdienstleistende Ministrantenbube.

Es war ein höchst bescheidenes, aber gemüthliches Mahl. Der Dechant war ein ältlicher Mann von classischer Bildung, der lange Zeit Hofmeister in einem altadeligen vornehmen Hause gewesen, woran noch seine feineren Masuren mahnten, und der, wie man sagt, Carrière hätte machen können. Die zufällige Erledigung der schlecht dotierten Pfarre, in deren Taufregistern man seinen Namen zuerst niedergeschrieben, wurde für die Gestaltung seines Lebens entscheidend. Er competierte, wie er uns an den ovidischen Ausspruch „nescio qua natale solum dulcedine cunctos ducit“ anknüpfend erklärte, aus jenem unerklärlichen Zug des Herzens — und erhielt die Stelle; dann hatte er seinen Vater, einen alten Bergmann zu sich genommen, hatte seiner jüngeren Schwester eine kleine Aussteuer zusammengespart und lebte so schlicht und recht seit drei Decennien auf dem Pfarrhof des Dorfes, wo seine Wiege gestanden. „Der Strauch der Heimat, welcher des Hänflings Nest mit Kühlung decket, säuselt melodischer, o Freund, als alle Lorbeerwälder über die Asche der Weltbezwinger.“ —

Ob ihm die Heimat immer so melodisch säuselte? — Ich mochte unseren guten Dechant nicht fragen und hatte meine eigenen philosophischen Gedanken über den Lauf der menschlichen Dinge! Genug, er kannte Land und Leute, er liebte das arme, aber

kreuzbrave Volk, er war noch der Freund, an den man sich in Freud und Leid zuerst wendete; er wußte, wo jeden der Schuh drückte, und kannte alle Kinder in den Ortschaften seiner Pfarrgemeinde beim Namen; hatte er doch schon den Vater des kleinen Heinrich getauft, der heute so tallfest sein Einmaleins aufzählte, und eine Generation an sich heranwachsen gesehen, von der er sagen konnte, daß er um die Genesis und Geschichte jeder Falte des Grams und der Sorge auf ihren Gesichtern wisse.

„Warum ist denn der Schullehrer nicht mitgekommen?“ fragte der Dechant über den Tisch hinüber seinen Cooperator. „Ich habe ihn doch zu Tische geladen, und er hatte auf dem Kutschbock noch Platz zum mitfahren?“

„Er sagte mir, er habe keinen Rod zum Anziehen.“

„Einen Rod? Er hatte ja doch einen an und war nicht in Hemdärmeln!“ bemerkte humoristisch der Dechant.

„Den Rod mußt' er gleich nach der Prüfung wieder abgeben — er war ausgeliehen vom Krämer, der draußen vor der Thüre schon mit Schmerzen darauf wartete, weil er um 12 Uhr nach Gottesgab fahren sollte; der Schulkittel, den er sonst trägt, Werk- und Feiertag, ist ein Unicum in jedem Sinne des Wortes. Ich kenne dieses Unicum sehr wohl. Es gehörte in ein culturhistorisches Museum.“

Die Tischgesellschaft lachte; der Dechant zuckte ernst und mittheilig die Achseln, presste die Lippen mit einem bedauernden Kopfschütteln zusammen und meinte: „Ja, ja, für den muß etwas geschehen; und das rasch, sonst geht er zu Grunde. Und er ist geschickt, und war von der besten Intentionen. Ich habe nach * und nach ** geschrieben . . . habe ihn dem Grafen R . . . empfohlen . . . mich im Stillen für ihn verwendet . . . in * soll eine Lehrerstelle frei werden . . .

er muß fort . . . sonst erleben wir noch was . . .“

So standen wir auf einmal wieder beim Schulmeister, der den heutigen Tag inaugurirt hatte. Unter diesem Himmelszeichen bewegte sich längere Zeit die Conversation, bald auf dies, bald auf jenes anspielend. Der Dechant kam meiner Neugierde entgegen und erzählte die höchst einfache Geschichte.

„Der Schullehrer ist das Kind eines andern Dorfes, aber aus meiner Pfarrgemeinde. Die Mutter lebte von Spizenklöppeln und Taglohn. Es war ein blondlockiger Knabe mit lichtblauen Augen, er lernte gut, zeigte Talent für Musik und großen Verneifer, und so ertheilte ich dem Knaben Vorunterricht im Lateinischen, und er kam mit dreizehn, vierzehn Jahren an ein Gymnasium in Prag, wo er sich mit Kosttagen, Stundengeben und den Spenden guter Leute durchbrachte. Seine Gesundheit war nicht sehr fest; er kränkelte und kam nach einigen Jahren in seine Heimat zurück, ohne die Gymnasialstudien ganz vollendet zu haben. Seine Mutter wollte, daß er in ein Kloster gehe. Die Franciscaner oder Kapuziner würden ihn gerne nehmen, auch wenn er die lateinischen Schulen nicht absolvierte. Aber der Franciscaner und Kapuziner ist nicht nach jedermanns Geschmacke. Mittlerweile starb seine Mutter. Vom Kloster war nicht mehr die Rede; ein Entschluß mußte gefaßt werden. Er hatte viel gelesen, spielte fast alle Instrumente, war ein weicher, guter Mensch mit wenig Energie, aber ideal und schwärmerisch angelegt. Er wollte Lehrer werden auf dem Lande. Er idealisirte sich den Beruf nicht bloß in Betreff der Aufgabe, die er vor sich hatte, sondern auch den Schulmeister selbst in den idyllischsten Farben. Als er einst von seinem traulichen Zukunftsstübchen gar so empfindungsweich sprach, wußte ich, wie die Glocke geschlagen habe. Es war auch so, ohne daß er mir's vertraut hätte.

Sein Schicksal hatte ihn erreicht in der Begegnung mit einem jungen Mädchen von fünfzehn Jahren. Es war die Tochter einer Schreiberswitwe, die von einem kleinen Gnadengehalt lebte, dem sie mit Stricken und Nähen nachhalf. Das Mädchen war ein blaßes, liebes Geschöpf, von einnehmenden zarten Zügen — etwas Mondschein in ihrem Wesen. Wie ich später erfuhr, lasen sie an Sonntagsnachmittagen gerne Lafontaine'sche Romane zusammen. Er gieng nach Prag zurück, hörte den Schullehrer-Präparandenkurs, brachte noch ein par Jahre mit Warten und Lectionen zu, und als die Lehrerstelle im Dorfe vacant wurde und er sie erhielt, da war kein Aufhalten mehr, und unser guter Schulmeister Wurz lief mit frisch geschwellten Segeln in den Hafen der Ehe ein. Vergebens, daß ich ihn zur Geduld mahnte. Der Gehalt war sechzig Gulden im Jahre, nebst Sammlung von Brod und Kartoffeln. Die Dorfgemeinde ist sehr arm. Von einem Nebenverdienste im Dorfe selbst keine Rede, und er mußte sich glücklich preisen, wenn er in dem nahen Bergstädtchen an einem Sonntag sich einige Kreuzer mit der Fiedel verdienen konnte. Die Frau hatte eine ganz nette Stimme und sang an Festtagen auf dem Chor in der Kirche. Es kamen die Kinder, es kam die Noth, es kam die Krankheit, es kamen die Schulden. Der Lafontaine war lange beiseite gelegt. Mit zitternden Händen klöppelte die arme Frau, so lang sie es vermochte. Die Kinder liefen halb nackt herum. Der Schulmeister geigte, wo es Musik gab. Dann trinkt er wohl auch, wenn ihm Gelegenheit geboten wird. Da ist ein entlassener Hutmann vom Joachimsthaler Bergwerk, der hieher zuständig und das Dorf zu demoralisiren droht. Es ist ein Schwärzer, ein abgetriebener Kerl, der, wo er Noth und Unglück wittert, die Leute für sich zu gewinnen weiß und sie in seinem Gesächste in der

einen oder anderen Weise verwendet. Er und der Schullehrer — er ist sein Vetter — stecken manchmal zusammen. Das will mir nicht gefallen . . . Ein Idealist und im öfteren Verkehr mit solchen Menschen! Da geht die wohlthätige Scheu vor dem Unrecht verloren und macht einer gewissen Gleichgiltigkeit Platz, was umsomehr gefährlich, wenn der Idealist selber in desperater Lage sich befindet.“ —

Der Abend war sehr schön; wir saßen noch beim Kaffee in der Laube des kleinen Gartens, dann brach ich auf. Der Dechant bat mich, ob bis zum Nachbardorfe nicht seine Küchenmagd auf dem Kutschbock mitfahren dürfe, was natürlich gerne gewährt wurde. Das Mädchen hatte einen Korb bei sich in weiße Tinnen eingeschlagen, worin das beiseite gestellte „Bescheid“-Essen für den ausgebliebenen Schulmeister verwahrt war, was ihm von der vorsorglichen Pfarrertochter zugesandt wurde und für den hungernden Mann wie Manna in der Wüste sein mußte.

* * *

Es waren einige Wochen nach dieser Excursion verstrichen, als mir ein amtliches Schreiben aus der Kreisstadt zukam, daß aus der Dorfkirche von N. einige Motivzwanziger weggenommen seien, welche fromme Wallfahrer dem dort befindlichen Muttergottesbilde verlobt hatten. Die Anzeige war anonym; die Angaben lauteten aber sachtlich sehr bestimmt und trugen das Gepräge der Wahrheit. Der Thäter habe den Anzeiger zur Anzeige beauftragt; Name war keiner genannt. Ich sollte die Erhebungen pflegen und wurde angewiesen, den Thatbestand aufzunehmen.

Es war die Kirche des Dorfes, wo damals die Schulprüfung gewesen; ein kleines Ferialkirklein; aber von besonderer Wertschätzung beim Volke in der ganzen Umgebung.

Ein Wägelchen wurde gemietet

und ich fuhr mit meinem Schreiber hinaus. Der Weg zieht sich lange, lange bergauf und dann eine lange Strecke auf dem Hochplateau des Gebirgs hin. Es war drei Uhr nachmittags, als ich ankam. Am Wirtshaus kaum abgestiegen, begab ich mich zur Schule, um den Schullehrer, der an dieser Ferialkirche zugleich Meßnerdienste versah, aufzusuchen, um von ihm vielleicht näheres zu erfahren, daß Kircheninventar einzusehen, und mich überhaupt über den Vorfall zu orientieren.

Wir bogen um die Ecke, ich nahm die wohlbekannte hagere Gestalt des Schullehrers am Fenster wahr, dann sah ich ihn plötzlich vom Fenster weghuschen, und als ich in die schmale Hausflur eintrat und die Thür zur Stube öffnen wollte, war mir, als hört' ich von innen rasch den Riegel vorschieben. Die Thür war wirklich verschlossen.

„Machen Sie auf, Herr Schulmeister“, rief ich, „ich bin es“, und nannte meinen Namen.

„Nur zwei Minuten, gestrenger Herr, nur zwei Minuten, Sie sollen alles erfahren“, antwortete drinnen eine heisere Stimme. Ich hörte hin und her schlüpfen und den Ruf: „Macht nur geschwind, Kinder, ins Bett; geschwind!“ Dazwischen kindliche Kreischlaute und eine schwache Weibsstimme. Dann wurde die Thüre geöffnet und der Schulmeister empfing mich an der Schwelle, diesmal nicht in gebeugter Stellung, sondern den Kopf zurückgeworfen, seine herabhängenden Arme theatralisch vor sich bewegend, und in sein historisches Unicum gehüllt, wie es der Cooperator beschrieben hatte. Er starrte mich an mit fast verwirrten Blicken und deutete stumm wie zur Entschuldigung in der Runde auf die drei oder vier Bettstellen, die in der großen sonst leeren Stube nebst einer Bank und einem Halbschrank den einzigen Hausrath bildeten, und auf denen mehrere Kinderköpfe

aus schmutzigen und zerrissenen Bettlaken erschrocken und wie in ängstlicher Erwartung hervorsahen.

In einem Bett in der Ecke lag eine kranke, zum Skelett abgemagerte Frau, die sich emporrichtete, ein Jammernbild der Sorge und Bekümmernis.

„Ich habe meine Kinder ins Bett commandiert“, sagte er endlich, „hat keines ein ganzes Hemd; und heute war Washtag; habe sie ins Bett commandiert; waren alle im Stande der Natur, auch das große zwölfjährige Mädel; ins Bett commandiert, um ihre Blöße zu bedecken. Bitte um Vergebung, daß Sie warten mußten. Ich werde Ihnen nicht viel Mühe machen. Ich gestehe ja alles.“

Bei diesen Worten nickte er mit dem Kopf und schaute mir dann in die Augen, ob ich ihn verstände.

„O du grundgütiger Himmel! Ich weiß, warum Sie kommen. Ich habe auch das Inventar schon vorgebracht.“

Ich richtete einige Worte an die kranke Frau. Der Schulmeister stand händeringend daneben.

„Schauen Sie sich alles genau an, wie es bei mir aussieht. Was Sie hier sehen, gehört auch ins Protokoll; schauen Sie sich alles ja recht gut an.“

Dann nahm er seinen Hut und wir machten uns zusammen in die Kirche auf.

In der Kirche, in einer ziemlich in den Schatten gestellten Wandnische, war ein bemaltes Muttergottesstandbild von Holz, mit einer weißen Tunika und blauem Überwurf bekleidet. . . Es hatte noch wie Ordenszeichen zwei oder drei Silberstücke an sich hängen, die nur leicht angeheftet waren. Eine größere Anzahl war ersichtlich davon abgelöst, da die Fäden noch im Kleide steckten. Der Schullehrer bekannte sich mit wenig Worten zu der That. Er habe mit einem Silberzwanziger angefangen, dessen Abgang kaum zu bemerken war; diesem folgten die anderen.

Eine Bauersfrau machte die Bemerkung, daß die Muttergottes nicht mehr alle Silberzwanziger habe. Da entschloß er sich, dies anzuzeigen, und habe an das Kreisamt den anonymen Brief geschrieben. Es müsse ein Ende werden. Er legte das Inventar vor. Es stimmte. Außer den abgängigen Münzen fehlte nichts.

Die anfänglich noch in Stimme, Blick und Geberden zu Tage tretende Gemüthsbewegung hatte einer gänzlichen Resignation platzgemacht. Er unterschrieb ruhig das aufgenommene Protokoll, meinte, er könne nun wohl nicht mehr Schule halten, und möcht' es den Kindern selber morgen sagen. Am liebsten wär' ihm, wenn man ihn gleich einsperrete. Er sei fertig. Und nun möge über ihn alles zusammenkrümmern.

Ich war tief angegriffen und mußte es verbergen. Nie war mir größeres Glend vorgekommen. Als wir an der Schule, wo sich der unglückliche Mann von mir verabschiedete, wieder anlangten, sah ich die kranke Frau mit gefalteten Händen am offenen Fenster lehnen, wohin sie sich geschleppt hatte, ihr jüngstes Kind mit den Armen umschlingend, und die ängstlichen Blicke auf ihren Mann gerichtet, der mit tief gesenktem Kopfe zu dieser freudlosen, öden Stätte heimkehrte.

Im Wirtshaus, wo ich ein Glas Bier im Freien trank, bis der Kutscher die Pferde in Ordnung brachte, traf ich wie damals den rothnasigen Bagabunden bei einem Glase Schnaps; meine Nähe schien ihm nicht behaglich; er zahlte, als er meiner ansichtig wurde und trollte sich grüßend und mit etwas wankenden Schritten von dannen.

„Der hat unseren Schullehrer auf dem Gewissen“, sagte ihm nachblickend der Wirt, der durch die rasche Fama des Dorfes von dem Ereignis des Tages bereits unterrichtet war, sich Menschen und Dinge nach seiner Weise zurechtlegte und gerne seinen Witz an-

brachte. „Der hat den Schulmeister auf dem Gewissen; es ist sein Vetter, ein arger Vogel; weiß allerhand Stüdeln und erzählt sie so spassig; jeder hilft sich, so gut er kann, hieß es da immer; das Leibsprüchlein hat übel angeschlagen; das ist kein Recept für einen Schulmeister.“

Mit einem kleinen Umwege kam ich auf der Rückfahrt an dem Hause des Dechant's vorüber, mit dem ich wegen der Dienstes-Enthebung des armen Mannes ohnehin zu sprechen hatte. Der wackere Geistliche war über die Mittheilung, die ich ihm machte, sehr bestürzt. Er hatte tags zuvor einen Brief erhalten, der für den Schullehrer einen verhältnismäßig sehr guten Platz auf einer benachbarten Herrschaft in sicherste Aussicht stellte.

Nun war alles zu spät. —

Mit diesen sind die aufgezeichneten Erinnerungen zu Ende. Das Übrige entrollt sich in dem engen und ein-

fachen Rahmen eines Strafprocesses. Die Schuld war klar. Dem Gesetze geschah kein Recht. Der Schullehrer erhielt seine Strafe, die ziemlich milde ausfiel. Aber mit dem Ideal einer pädagogischen Wirksamkeit war es zu Ende.

Sein Weib war, während er im Gefängnis, verstorben. Hunger und Kummer machten schnelle Arbeit. Das ältere Mädchen wurde von einer Krämersfrau in den Dienst aufgenommen. Des jüngsten nahm sich eine alte Wäscherin an, die selbst keine Kinder hatte. Der Schullehrer verschwand aus der Gegend, nachdem er seine beiden Knaben von neun und elf Jahren mit sich genommen.

Man sagt, daß er sich mit ihnen als Bettelmusikant bis Hamburg durchgebracht und von dort nach Amerika übersiedelt sei.

Niemand hat von ihnen weiter gehört.

Abschieds-Viedl.

(Steirisch.)

Ih wer' dein bleibn;
 Wirst du mein bleibn,
 Wann { ih fort limm } ga so fern?
 { du fort kimmst }
 Wann sich's Jahr draht,
 Frembder Wind waht,
 Wird dei Treu nit wendi wern? —
 Mag sih d'Welt drah'n,
 Mag der Wind wah'n
 Van Berg her,
 Van Meer her!
 Er tragt nur
 Die Post zua.
 Däß mir anand ghörn.

Erinnerungen an Ludwig Anzengruber.

Von P. A. Hofegger.

Einmal schrieb ich Erinnerungen an Berthold Auerbach. Das war kinderleicht, denn mein persönlicher Verkehr mit Auerbach erstreckte sich auf ein paar Tage Beisammenseins und auf etwa ein halb Duzend Briefe. Da war der Stoff kurz und scharf gegeben und die Abrundung machte sich von selbst. Aber auf wenige Blätter Erinnerungen an einen Mann schreiben, den man ein halbes Menschenalter gekannt, mit dem man gewesen in verschiedensten Lebenslagen, dem man gefolgt in seine geistigen Weiten und Tiefen, den man mit Jauchzen steigen, mit einem Aufschrei des Schreckens fallen gesehen, über einen Menschen, von dem man viel, sehr viel weiß, für einen flüchtigen Leserkreis eine bezeichnende Skizze zu verfassen, das ist nicht leicht.

Zudem ist im „Heimgarten“ schon oft von Ludwig Anzengruber die Rede gewesen, so daß bei einer vollständigeren Skizze Wiederholungen unvermeidlich sind. Der Redacteur des „Magazin“ lud mich zuerst ein, diese Erinnerungen an Ludwig Anzengruber zu schreiben. So fragte ich mich: Was soll ich denn? Soll ich sein Leben schildern? seine literarischen Thaten? seinen Charakter? Das alles ist schon fertig, leset Anton Bettelheims „Ludwig Anzengruber. Der Mann — Sein Werk — Seine Weltanschauung.“ (Dresden. V. Ehlermann. 1891.) Was ich hier mit Fug thun kann, das ist

kurz mein persönliches Verhältniß zum großen Dramatiker zu schildern, auf die Gefahr hin, schon Bekanntes zu wiederholen.

Natürlich wählt man den Stoff so, daß auch der Schilderer in vortheilhaftes Licht kommt; man muß ja zeigen, was ein so bedeutender Mann, den man beschreiben soll, für prächtige Freunde gehabt hat. O liebe Eitelkeit, wer nicht mit dir spielt, mit dem spielst du.

Als die Natur in einem und demselben Lande zu einer und derselben Zeit den Anzengruber und den Hofegger nebeneinander hingestellt, hat sie sicherlich ein Spitzbubenstück geplant. Zwei Bauerndichter, zwei Mundartdichter und moderne Realisten, die gleichen Stoffe, die gleichen Ziele, das gleiche Publicum, den gleichen Ehrgeiz! War's nicht etwa darauf hin angelegt, daß diese beiden Literaten und Erfolgbesessenen sich insgeheim gründlich hassen sollten? Und schrieb nicht der eine in Wien einst pseudonym ein herrliches Volksstück, für das der andere in Graz applaudiert ward, weil man dort diesen andern für den Verfasser hielt? War das nicht Bosheit genug, um in dem Herzen des Grazers alle Geister der Mißgunst, des Neides zu erwecken?

Wer weiß auch, was geschehen wäre, wenn ich so gut hätte Komödien schreiben können, wie er. Aber weil ich das nicht konnte, was blieb übrig,

als mich zu freuen, daß einer aufgestanden, der's konnte! Und ich freute mich redlich.

Wie wir uns kennen lernten?

In Graz lebte um das Jahr 1870 ein Zeitungsrecensent, dem das neue, erst frisch aus Wien gekommene Stück „Der Pfarrer von Kirchfeld“ gar nicht gefallen wollte. Da der Verfasser seinen richtigen Namen nicht dazugeschrieben, so kam der Recensent wohl auf den Verdacht, daß ein Einheimischer das Stück gemacht haben könnte, so ein „Naturdichter“, wie sie damals, aus misrathenen Schneidergesellen entstanden, auf der Gasse umliefen. Er that daher das neue Volksstück mit ein bißchen hoher Anerkennung und vieler Ironie in wenigen Zeilen ab. Da fragte ich mich verblüfft: Ist dieser Mann — der Recensent — auch recht bei Troste? Ein solches Stück wegzuzwerfen, weil es etwa nicht genau in die Schablone paßt, die er sich mühsam eingepaukt und nach der er alle geistigen Größen und Originale zu messen pflegte! In meiner Entzündung that ich etwas, das ein Poet eigentlich nie thun soll — ich ward Recensent. Ich schrieb einen Aufsatz über das neue Stück, in welchem dessen Wert und Bedeutung mit fast leidenschaftlich heißen Worten zur Würdigung kam. Zwar ward mir der günstige Recensent darob böse, aber der Dichter ward mir gut. Nach der Veröffentlichung meines Aufsatzes schrieb mir ein gewisser Ludwig Anzengruber aus Wien, daß er der Verfasser des Stückes sei, welches ich so mannhaft und warm in Schutz genommen.

Die Vorstellungen des „Pfarrers von Kirchfeld“, welche auf die mattrherzige Recension des Grazer Zeitungs-schreibers bereits erlahmt waren, setzten infolge meines Aufsatzes wieder frisch ein, die Häuser waren stets ausverkauft und selbst vom flachen Lande strömten die Leute herbei, um das merkwürdige Drama zu sehen. Da gab's oft ein Schluchzen und ein Jubeln im Theater,

wie es bislang bei uns kaum erlebt worden. Die Aufführung war freilich auch musterhaft, nie habe ich seither einen Pfarrer Hell, einen Wurzelsepp gesehen, der mit den Leistungen der Schauspieler Herren Röll und Martinelli vergleichbar gewesen. Martinelli (gegenwärtig auf dem Deutschen Volkstheater in Wien) genießt noch heute mit vollem Recht den Ruhm, der beste jetzt lebende Anzengruber-Rollendarsteller zu sein.

Nach wenigen Wochen fand in Graz die fünfundzwanzigste Vorstellung des „Pfarrers“ statt und zur höheren Feier derselben ward der Dichter eingeladen, ihr beizuwohnen. Bei dieser Gelegenheit nun habe ich Ludwig Anzengruber persönlich kennen gelernt. Bei dem Festmahle, welches nach der festlichen Vorstellung stattfand, saßen wir uns gerade gegenüber. Zwischen uns auf dem Tische hohe Champagnerflaschen und ein sehr üppiger Blumenstrauß. Wir guckten manchmal so ein wenig zwischen durch auf einander hin, sprachen aber nicht viel. Als vom Schauspieler Röll eine begeisterte Rede auf ihn gehalten wurde und ich beim Anstoßen aus Begeisterung mein Glas in Scherben stieß, flüsterte mir Anzengruber, im Gesichte tief roth vor Befangenheit, durch die Blumen die Frage zu, ob auch er nun etwas reden müsse? Ich kannte die Pein und sagte, er habe schon geredet.

Erst am nächsten Morgen, bei einem gemeinsamen Spaziergang wurden wir mitsammen vertrauter. Ich wollte ihm in der Geschwindigkeit die Schönheiten der Umgebung von Graz zeigen, allein er war etwas schwerfällig und behäbig, sagte in seiner langsamen Sprechweise, die Naturschönheiten habe er ohnehin in Wien in seiner Schreibstube, hier wolle er den guten Freund haben, und er schlage vor, daß wir uns irgendwo „hineinsetzen“ und gemüthlich miteinander plauderten. — Und als wir uns nachher in ein Wirtshaus „hineingesetzt“ hatten,

fragte ich ihn, was es denn in seiner Schreibstube zu Wien für großartige Naturschönheiten gebe?

„Allerhand“, antwortete er. „Ich denk' mir sie halt.“

Es war ein bedeutsames Wort gewesen. Er dachte sich die Naturschönheiten, so wie er sich seine Bauern dachte. Ach, selten hatte er Gelegenheit, das ernstlichere Landleben zu beobachten und zu genießen. Denn mit der Gesundheit und Weltfreudigkeit, wie man sie auf dem Lande findet, war es bei Anzengruber nicht zum besten bestellt. Alle Achtung vor großartiger Dichterphantasie, aber es ist doch ein Unterschied, ob man sich die schöne Natur und die gesunde Luft und die natürlichen einfältigen Menschen bloß denkt, oder sie wirklich sieht und erlebt.

Also wir hatten uns hineingesetzt in ein Wirtshaus. 's ist ein hübsch langer Sitz geworden, denn alles, was dieser Mann angiebt, führte er gründlich durch — auch das Gabelfrühstück. Plötzlich fragte er mich: „Ist es unangenehm, wenn Ihnen jemand etwas Schmeichelhaftes sagt?“

„Es kommt darauf an, wer es sagt“, war meine Antwort.

„Wenn es der Kirchselder sagt!“ warf er ein.

Der Kirchselder, das war er selber, denn also pflegten ihn in Bezug auf sein Stück seine Freunde zu nennen.

„Der Kirchselder soll's nur sagen“, sprach ich.

„Mein Pfarrer hätte den Weg schon auch allein gemacht“, versetzte Anzengruber, „aber wahrscheinlich sehr langsam, und gerade dieses Stück taugt für die jetzigen Tage. Darum haben Sie mit Ihrem Aufsatz, der in vielen Zeitungen abgedruckt wird, dem Kirchselder einen Freundschaftsdienst geleistet, der Ihnen nicht vergessen sein soll. Ihre Werke weiß ich hinwiederum zu schätzen. Ich glaube, Freund, wir halten zusammen.“ Er hielt mir seine Hand hin, und wie

schon vorher seine Sache die meine gewesen, so war von nun an auch seine Person fast die meine. Alles, was im Guten oder Schlechten ihm je widerfahren, habe ich so empfunden, als ob es mir selber geschehen wäre.

Von diesem Tage an sahen wir uns oft und schrieben uns noch öfter. Ich besitze von Anzengruber eine große Anzahl Briefe, wovon die aus den ersten Jahren voller Lebensfrische, Schaffensfreudigkeit und Bummelwichtigkeit waren, wogegen die aus späterer Zeit ernst, oft trüb und sorgenvoll gestimmt, manchmal zweifelnd an der Menschheit, sogar an sich selbst. Eine Anzahl dieser Briefe habe ich im „Heimgarten“, XV. Jahrgang, veröffentlicht. Ein parmal ist er zu mir nach Steiermark gefahren, öfter kam ich zu ihm nach Wien. Etliche seiner Bauerngestalten, so gestand ich ihm einmal, wären mir zu wenig natürlich und zu sehr von Anzengruberscher Weltanschauung durchdrungen.

„Nun?“ fragte er, „und was weiter? Ich bin nicht dafür vorhanden, daß ich naturwahre Bauerngestalten mache, sondern ich schaffe Gestalten, wie ich sie brauche, um das darzustellen, was ich darzustellen habe.“

Dieser Ausspruch, der mir sehr bezeichnend scheint, weshalb ich mir ihn genau gemerkt, dürfte um das Jahr 1875 gefallen sein.

Den Städtern hat Anzengruber das Bauernthum wesentlich näher gebracht, er hat ihr Interesse für dasselbe erweckt. Intime Kenner des Volkes indes sagen, daß der Bauer im Grunde anders sei, wie Anzengruber ihn schildert; ich will das gerade nicht so behaupten. Im Bauernvolke gibt es, wie überall, die mannigfaltigsten Leute, gewiß auch solche, wie sie unser Dichter darzustellen liebte. Es geht überhaupt nicht an, zu sagen: So ist der Bauer und so ist er nicht. Auch der Bauer ist in erster Linie Mensch und als solcher eigentlich unerklärbar und unerschöpflich. Das äußere Gehaben des

Bauers ist so wenig verlässlich, als das des Salonmenschen, es will bisweilen gerade das Gegentheil zeigen von dem, was Kern und Natur ist. Wer den Bauer bloß beim Todestod packt, der hat ihn noch nicht, er muss ihm näher an den Leib rücken, und ich glaube, Anzengruber hat es daran zumeist nicht fehlen lassen. Manchmal allerdings ist der Anzengruber'sche Bauer mehr gedacht als geschaut.

* * *

In späteren Jahren hatte ich ihn selten mehr allein. Kamen wir irgendwo zusammen, so fand sich bald auch eine größere Gesellschaft von guten Freunden ein, und die Unterhaltung ward eine allgemeinere, heiteren und flüchtigeren Charakters. An das eine erinnere ich mich, nämlich, dass in ernsteren Dingen ich häufig anderer Ansicht war als alle übrigen, die sich gerne um die Fahne Anzengruber'scharten. Erst wenn der eine oder der andere wieder mit mir allein war, gab er mir bei, einer einmal sogar mit dem Geständnis, Anzengruber habe eine so sichere und ruhige Art, selbst das Unrichtigste so zu behaupten, dass man ihm unwillkürlich beistimme. Manchmal aber war der Schelm in ihm, und etwas, das er den ganzen Abend lang im Gasthause scheinbar ernsthaft und mit würdigster Ruhe behauptet und vertheidigt hatte, konnte er nachher im Kaffeehause beim „Knickerbein“ mit einem einzigen lustigen Worte über den Haufen werfen. Natürlich purzelten seine Nachbeter lustig mit.

Ludwig Anzengruber war eine knorrige, etwas unbehilflich schwerfällige Gestalt. Seine starkgeröthete Gesichtsfarbe, seine scharfgebogene, charakteristische Nase, seine hohe Stirne, sein blondes, nach rückwärts wallendes Haar, sein röthlicher langer Vollbart, seine kalben Augenwimpern gaben ihm schier das Aussehen eines teutonischen Reden. Aber auf diesem urgermanischen Gesichte saß ein Zwicker; und auch

seine starke Dichterseele hatte manchmal einen solchen Zwicker auf, der ihr nicht gut zu Gesichte stand, einen Zwicker mit dunklen Gläsern — den Pessimismus. Aber erst in späteren Jahren ist der Dichter so kurzfristig geworden, dass er bisweilen, aber nur bisweilen, sich eines solchen Zwickers bedienen musste. In seinen großen Werken war er von jenem Optimismus durchdrungen, den jeder echte Dichter haben wird und der sich in der Dichtkunst nicht in heiteren Idyllen äußern muss, sondern vor allem dadurch, dass die poetische Gerechtigkeit waltet. Denn es ist nicht wahr, dass in der Welt stets das Laster siegt und die Tugend untergeht, es ist vielmehr wahr, dass die Schuld sich rächt und die gute That Segen bringt.

Aber auf der Hand liegt das nicht immer; etwas tiefer muss man blicken, um das göttliche Walten zu erkennen. — Derlei Gedanken gaben denn zwischen ihm und mir Anlass zu mancherlei Erörterungen, und ich glaube, dass dieselben nicht ganz fruchtlos gewesen sind.

In seinen Absichten und Entschlüssen zeigte er sich stets entschieden, fremden Einwand kühl ablehnend; und doch war er leichter zu bewegen, zu überzeugen, als es den Anschein hatte; spröde und trocken war nur seine Schale, sein Kern war mild und weich.

Gar nicht einverstanden war er mit unserem Culturleben, mit unseren socialen Verhältnissen. Öfter als einmal war es, dass er beim Glase das Gespräch darüber plötzlich abbrach, vor sich hinstarrte, als wäre er versunken in eine Erscheinung, und halbberständiglich etwas von „Mord“ und „Brand“, von „nieder“ und „empor“ und dergleichen murmelte.

„Aufhören's!“ rief ich ihn dabei einmal an.

Wie aus einem Traume richtete er sich auf und zu mir gewendet, sagte er: „Sie wollen's ja nicht anders! Bitten und Warnen hilft ja nicht!

Da draußen auf der Au reiten sie beim Weltrennen Pferde zu Tode, die tausende von Gulden gekostet, und fünfzig Schritte daneben stürzt sich von der Donaubrücke ein Weib mit ihrem Kinde vor Hungersnoth ins Wasser. Es ist ein — — Mir graust!“ Damit brach er solche Gespräche ab.

Dort die übermüthigen Sportsmen, hier die Verhungerten! Freilich, ein solcher Weltlauf müßte auch einen gewöhnlichen Menschen pessimistisch stimmen. Um wie viel mehr erst leidet darunter das für Recht erglühende Herz eines Dichters! Zudem hat Anzengruber das Mißverhältnis zwischen Verdienst und Lohn nur zu sehr an sich selber empfinden müssen. Viele Jahre nach dem ersten ruhmreichen Auftreten seines „Pfarrers von Kirchfeld“ und anderer seiner großen Dramen hatte mir der Dichter zu schreiben: „Ich habe nun neun Jahre Schriftstellerthum hinter mir, aber nicht die Stellung errungen, die mir erlaubte, ohne Frage nach dem augenblicklichen Erfolge, aus dem Vollen heraus producieren zu dürfen. Ich werde diese Stellung voraussichtlich nie oder erst dann erringen, wenn meine Jahre nicht mehr die sind, welche eine solche Production aus dem Vollen zulassen.“

Das war zur Zeit, als Operettenmacher in der Stadt sich Paläste und auf dem Lande schloßartige Villen bauten!

Im Winter des Jahres 1886 wurde auf dem Grazer Theater ein neueres Stück von Anzengruber versuchsweise gegeben, welches für Wien als eine Weihnachtskomödie geschrieben, dort aber abgelehnt worden und also heimatlos war. Das Stück hieß: „Heimg'funden.“ Das Grazer Publicum fühlte sich von der herzswarmen Komödie angemuthet, ich schrieb aus diesem Anlasse für die Wiener „Deutsche Zeitung“ einen Aufsatz über das Stück „Heimg'funden“.

Um dieselbe Zeit war zu Wien aber ein löbliches Preisrichter-Collegium

in großer Verlegenheit. Das hatte den Grillparzerpreis zu vertheilen und sah keinen würdigen Dichter dafür. In dieser Bedrängnis verfiel das Preisrichter-Collegium, durch meinen Aufsatz aus Graz aufmerksam gemacht, auf die Thatsache, daß in Wien ein Dichter lebe, namens Ludwig Anzengruber, welcher schöne Theaterstücke schreibe und das neueste davon, „Heimg'funden“ genannt, sogar in Graz an der Mur mit großem Erfolge aufgeführt worden sei. Die Folge solcher Kundmachung war, daß Anzengruber für dieses Stück den Grillparzerpreis von 2000 Gulden erhielt.

Selten war es mir in meinem Leben gegönnt, einem Freunde etwas wirklich Gutes zu erweisen, um so größer war meine Freude, als es mir bekannt wurde, daß ich die Ursache der Preiskrönung Anzengrubers gewesen bin. Und die kleine Eitelkeit, gerade davon zu sprechen, müßt ihr mir schon verzeihen. Es soll ja auch euch gern erlaubt sein, davon zu plaudern, falls ihr einmal einem deutschen Dichter eine Aufmerksamkeit erweist, außer der, seine Werke aus der Leihbibliothek holen zu lassen.

* * *

Nachdem ich nun mit etwas unbefangenen lauter Stimme erzählt, was ich ihm sein konnte, will eingestanden werden, was er mir gewesen — doch hierin zeigen sich Schwierigkeiten. Das beste, was man weiß, sagt man nicht gerne. — Was Ludwig Anzengruber mir gewesen ist! Erstens einmal das, was er als Dichter jedem war, der ihm horchte, zweitens das, was der Dichter solchen gewesen, die mit besonderer Begeisterung seine Werke in sich aufnahmen, und drittens endlich noch einiges dazu.

Noch einiges dazu! das Persönliche. Seine Person und ihre Wirkung auf die meine.

Es gibt Menschen, welche nur Blut oder nur Eis sein können. Sie

müssen lieben oder hassen. Von Natur aus sind sie geneigt, allem vertrauensselig entgegen zu kommen, alles mit Wohlwollen zu umfassen und erfahrene Freundlichkeiten mit loderndem Herzensfeuer zu erwidern. Begegnen sie aber irgend einem Mißwollen, einer Feindseligkeit, alsbald sind sie so überschwenglich in Troß und Hassgefühl, als sie es sonst in Liebe gewesen. Das leidenschaftliche Herz wäre ein Glück für den, der es im Busen trägt, wird behauptet. Nun zu solchen unglücklichen Glücklichen gehörte auch ich, und derlei Feuer ein wenig zu dämpfen, lehrte mich Ludwig Anzengruber.

Dieser Mann kannte keine Überschwenglichkeit. Wen er gern hatte, dem war er im gewöhnlichen Verkehre warm zugethan; wen er nicht leiden konnte, dem gieng er ruhig aus dem Wege und kümmerte sich nicht weiter um ihn. Nie hat ihn das Glück übermüthig, nie das literarische Mißgeschick irre gemacht. Er ward vergöttert und verkehrt wie kaum ein anderer seiner Zeit; die sanguinischsten Liberalen priesen in ihm den Heiland des Volkes — er lächelte in seinen Bart; die Orthodoxen verfluchten ihn als Antichristen — er lächelte in seinen Bart. Er ward gelobt, und schwieg, er ward verhöhnt, und schwieg. Heute hub die Mitwelt ihn jubelnd auf den Schild, er blieb ernst und ruhig; morgen ließ sie ihn treulos fallen, er blieb ernst und ruhig. Vielleicht war er so ernst, weil er, unter Ausnahmen vertrauensinniger Stimmungen, die Menschen nicht ernst nahm; vielleicht blieb er so ruhig, weil er die ruhelose Art der Volksgunst, die Unbeständigkeit der Welt kannte. Aber dieser ruhige Ernst gab ihm eine Männlichkeit und Würde, welche unbeschreiblich für ihn einnahm. Sein Geist war nicht schulfabrikmäÙig gebildet worden, er hatte in den Irren und Wirren der Welt sich selbst zurechtfinden müssen; und doch war es ihm gelungen, sich eine

Ebenmäßigkeit des ganzen Wesens anzueignen, die uns anderen zu einem leuchtenden Vorbilde dienen konnte.

Unrecht geschah ihm oft, vertheidigt hat er sich fast nie. Um so heißer empfand ich manchmal das Verlangen, für den Freund in die Schranken zu treten.

Einmal standen die Volksschullehrer gegen ihn auf. Er hatte für die von ihm redigirte Zeitschrift „Die Heimat“ zu einem fertigen Holzschnitte ein übermüthiges Geschichtlein geschrieben über einen Dorfschulmeister der alten Zeit. Das ward mißverstanden, eine große Anzahl von Lehrerblättern tadelte ihn scharf, einige wollten ihm bei dieser Gelegenheit den bigotten Schulmeister von Alt-Otting (im „Pfarrer von Kirchfeld“) vergelten. Sie übersahen, daß wohl kaum ein anderer Dichter unserer Zeit so energisch im Sinne der neuen Volksschule gewirkt hatte, als eben Anzengruber. Ich wollte sie daran erinnern. Er schrieb mir: „In solchen vom Zaune gebrochenen Angriffen ist Schweigen die beste Vertheidigung!“ Über denselben Gegenstand that er mir auch einmal folgende Bemerkung: „So viel haben's mich g'schimpft, daß kein Hund ein Stück Brot von mir nimmt; schimpfen's noch a Bissel mehr, so möchten sie's leicht noch dahin bringen, daß kein Mensch mehr ein Stück Geld von mir nimmt, was mir jetzt zu Neujahr recht zu statten käm'!“ Übrigens rechtfertigte er sich in der Schulmeisterfache später selbst durch einige maßvoll gehaltene Zeilen.

Unvergleichlich ernster als der Schulmeisteransturm war der „Pfaffenkrieg“, der gegen Anzengruber seit Anbeginn seiner literarischen Laufbahn geführt wurde. Den Gegnern war kein Mittel zu schlecht, um den Dichter bei dem Volke in Mißcredit zu bringen. Mit dem für uns Volkspoeten eigens erfundenen Spottnamen „Lederhosen-dichter“ richteten sie nicht viel aus; im Gegentheile, die lederbehozten Alpen-

bauern wurden nun erst begierig, einen solchen, auch auf das Beinkleid bedacht nehmenden Dichter kennen zu lernen. Besser machte sich schon das Schlagwort vom „gottlosen Freimaurer“; unter dieser von der Kanzel her bekannten Bezeichnung denkt sich die katholische Landbevölkerung einen Ausbund von Gottlosigkeit, Verführungskunst und Schlechtigkeit. Am wirksamsten aber war die folgende Kampfsart: Man mißdeutete in Anzengruber's Dramen die von wahrer Moral befehlten Sentenzen, unterfchob den Aussprüchen einen falschen Sinn und schrie dann: Sehet den Unchristen! Also trieben sie es besonders beim „Pfarrer von Kirchfeld“, beim „Gewissenswurm“ und beim „Vierten Gebot“. Sie hatten wohl ihren guten Grund diesen Dichter zu bekämpfen, aber den wollten sie nicht sagen. Er stand gegen orthodoxe Außerslichkeiten, und sie sagten, er verfolge das Christenthum.

Gegen solche Kampfweise habe ich denn mehrmals mit zornigen Artikeln dreingeschlagen in der Absicht, die Gegner eines Besseren zu belehren. Anzengruber sah mir stets schweigend zu, lachte wohl wieder einmal in seinen Bart und ich wette keinen sächsischen Pfennig, ob er mich nicht ausgelacht hat. Einer, der jene Gegner mit Vernunftgründen überzeugen will, — es ist in der That zu lächerlich. Werde es in Zukunft wohl auch bleiben lassen.

Also war Anzengruber durch seine würdevolle Ruhe mit der beste Wegweiser, durch sein Schweigen manchmal der beredteste Lehrer.

* * *

Weiter kennzeichnend für Anzengruber's Wesen sind folgende Stellen, die ich seinen Briefen an mich entnehme.

In einem Schreiben vom 11. Februar 1871, bald nachdem wir uns gefunden, heißt es: „Wenn wir, die

wir uns emporgerungen aus eigener Kraft über die Masse, heraus aus dem Volke, das all unser Empfinden und unser Denken großgefäugt hat, wenn wir, sage ich, zurückblicken auf den Weg, den wir mühevoll steil auf geklettert in die freiere Luft, zurück auf all die tausend Zurückgebliebenen, da erfafst uns eine Wehmuth, denn wir wissen zu gut, in all diesen Herzen schlummert, wenn auch unbewußt, derselbe Hang zum Lichte und zur Freiheit, dieselbe Kletterlust, und dieselben, wenn auch ungelenten Kräfte, und so oft wir bei einer Wegkrümmung das Thal zu Gesichte kriegen, so thun wir, wie uns eben uns Herz ist, lustig hinabjauchzen: Kommt 'rauf, da geht der Weg! — oder weinend zuwinken — o wie oft unverstanden! Das war auch meine Furcht. Aber siehe da, plötzlich wimmelt's auf meinem Wege herauf vom Thale, ich sehe mich ganz verstanden, sehe mich eingeholt, umrungen und stehe dem Volke gegenüber, gehätschelt wie ein Kind oder ein Narr — die bekanntlich die Wahrheit sagen. Gott erhalte uns das Volk so, wir wollen gerne seine Kinder sein und seine Narren bleiben.“

O rührende Dichterverzicht! Wie ganz anders schrieb er schon nach fünf Jahren! Brief vom 12. Februar 1876: „Verstimmend wirkt auch, daß diesmal bei meiner neuen Komödie (Der Doppelselbstmord) Publicum und die Direction mich vollständig sitzen ließ, hingegen ich allerdings die Behandlung, welche die Journalistik mir angeeignet ließ, im dankbaren Gemüthe bewahren werde; aber das geschätzte Publicum blieb einfach weg und die Direction strich vor dem ungünstigen Kasseerfolge, ohne Versuch das Stück zu forcieren, die Segel. Ist nur zum Schlusse die wohl aufzuwerfende Frage: Wozu, respective für wen schreibt man denn eigentlich Volksstücke?“

Als 1872 meine Mutter gestorben war, tröstete mich Anzengruber brief-

lich mit folgenden Worten: „Ihre letzten wenigen Zeilen fielen mir schwer aufs Herz. — Lassen Sie es Frühling und wieder Frühling werden, und unsere Todten finden in unserem Herzen ihre Auferstehung; in freundlichem Gedenken, ihre kleinen Schwächen ganz aus dem lieben Bilde hinweggetilgt, stehen sie vor uns. Im Frühlingssonnenschein schwebt ihr Bild mit allen Kindheits Erinnerungen über der Heide, im Sommer lugt es aus den wogenden Ähren, plötzlich steht es am Rain und lächelt uns zu, im Herbst geht es mit raschelndem Tritte neben uns durch das fallende Laub — und es will uns gar wehmüthig werden. Aber wenn es Winter wird, zu Allerseelen, da tritt es gar in unser Stübchen: „Grüß' Gott lieb' Kind!“ „Grüß' Gott lieb' Mütterlein!“ — Für unsere heißen Thränen tauschen wir uns Wehmuth und Sehnsucht ein, diese beiden sind die Geburtswehen unserer Welt, durch die sie edlerer Geschöpfe genesen will! Zu dieser sanften stillen Welt, die ahnungsvoll wie sternenhelle Winternacht auf der Seele liegt, leiht ihr uns den Schlüssel, ihr lieben Gestorbenen!“

Welch herzinnige Dichterworte! Drei Jahre später sollte ich sie ihm zurückrufen müssen, als er seine Mutter verlor. „die er geliebt mit einer Liebe, wie sonst keinen Menschen auf der Welt.“ Dieses Wort hat er Jahre vor ihrem Tode gesprochen und Jahre nach ihrem Tode in bitterer Wehmuth wiederholt. —

In jenen Jahren war es oft, daß ich an meinem schriftstellerischen Können verzagte, daß mir vor Muthlosigkeit die Feder aus der Hand sinken wollte. Immer auf die Leiden meiner Kindheit blickte ich zurück und erging mich in Dichtungen, die mir das Herz versengten. Der Freund wurde nicht müde, mich zu erimuthigen.

Brief vom 3. März 1873:

„Um des Himmels willen, guter

Freund und herzlichster Mensch, thun Sie das nun und nimmermehr. — Schaffen Sie sich zur Lust, und Sie werden auch zur Lust der anderen geschrieben haben, bleiben Sie gesund an Seele und Leib! — Mein Bester und Guter! Sie haben gar kein Recht, sich auf Ihrem Wege umzusehen, in der Zukunft liegt für Sie Ehre und Wohlergehen und Anerkennung, also „allweg vorwärts!“ — Ich habe Ihnen schon gesagt, daß ich von Ihrer Zukunft alles erwarte. — Wenn Sie mir den Zukunfts-Rosegger verderben wollen, das greift mir ans Herz und ich kann dann den gegenwärtigen gar nimmer leiden. Ah pah, raffen Sie sich nur etwas aus und gehen Sie dann wieder frisch ans Werk.“

Auch diese Äußerungen sollte ich ihm zurückgeben müssen nach Jahren.

Anzengruber arbeitete nicht leicht, hatte aber die Gabe, bei einem festgefaksten Stoffe zu verweilen jahrelang, ihn ausreifen zu lassen. Er schuf eben mehr mit dem Verstande und war nicht so sehr auf die flüchtige Gemüthsstimmung angewiesen. In ihm lebte eine starke Kraft, die nur etwas schwer beweglich war und wohl auch als Anstoß der Anerkennung der Leute bedurfte. Wo diese versagt wird, da erlahmt endlich auch ein gewaltiger Dichterflug, und statt uns Ätherwogen zuzufächeln vom hohen Himmel, peitschen die Flügel des Adlers den Staub der Straße auf.

Ludwig Anzengruber wurde Redacteur, beziehungsweise Schreiber des politischen Wigblattes „Figaro“. Auf mein Vierzeiliges:

„Der größte Tragiker unserer Zeit,
Der muß ein Wigblatt machen;
Ein tragischer Wig, bei meiner Seel',
Man möchte Thränen lachen!“

antwortete er: „Ich bitte Sie, Pegasus im Joche muß froh sein, daß er im Circus durch den Reifen springen darf — das ist immer noch Kunst.“

* * *

In Wien hatte ich seit Jahren einen drolligen Widersacher, der mir unter mancherlei Vermummungen bei jeder Gelegenheit öffentlich einen gallischen Rippenstoß versetzte und bei meinen Werken vor allem den Erfolg nicht verzeihen konnte. — Fragte ich einmal: „Was dieser Mensch nur hat!“

„Nichts hat er“, antwortete Anzengruber.

In solchen scharfpunctierten Aussprüchen lag Salz, mit welchem er manchem den Kohl gewürzt, manchem die Suppe versalzen hat. Doch wusste er seinem Epigramm zumeist eine gutmüthige Wendung zu geben; also setzte er damals auch bei: „Veneidet zu werden ist doch ein Vergnügen. Ich wollte, auch mir würde es öfter zu theil.“

Zu einer gewissen Genugthuung gereichte ihm die Kritik, welche mit wenigen Ausnahmen ihn stets hoch gehalten hat. Aber glücklich machte ihn das auch nicht. „In der Zeitung steht, was ich für ein Kerl bin!“ murmelte er einmal mit Selbstironie vor sich hin. „Na, wenn's nur in der Zeitung steht — he, he!“

Vom richtigen Philosophen sagt man ja, daß er nichts ernst nimmt — auch sich selber nicht. Und doch!

Überaus ernst war Ludwig Anzengruber geworden im Laufe der Zeiten. Er hatte dafür Gründe, die seine Freunde wohl sahen, aber er hatte auch solche, die wir nicht sahen und die er in sich verbarg wie in einem Grabe. Ein Dichter, den's verlangt, all sein Empfinden in die Welt zu rufen, und der gerade sein tiefstes Weh verschweigen muß!

In heiterer Gesellschaft beim Weine ward freilich auch er froh. Er fühlte sich heimisch bei fröhlichen Menschen. Keine Nacht war ihm zu lang im Asyl der Freunde.

Und hierin gab es zwischen uns Conflict. Ich, der manchmal in der Anzengruber-Gesellschaft (Gasthof „zum

Lothringer“ später Gasthaus „zur Birne“ in Wien) erscheinende Provinzler, kam ihm des Abends allemal zu früh und schied auch zu früh; so besonders einmal nach einer anstrengenden Reise, die ich gemacht. Darauf schrieb er mir am nächsten Tage nach Graz folgende Epistel:

„Kimmst wieder eppa amal nach Wean,
So thua nit gar so schleuni,
Siz nit um sechs ins Wirtshaus h'nein,
Und ins Kaffee gar schon um neuni.“

Kimm später und geh in der Frua,
Da kriagst mich a dazua.

Der Kirckfelder.“

Darauf erhielt der Mann aus Graz folgenden Erguß:

„Dei Gedichts hot mich gfreut,
Dei Gedichts hot ma gfoln,
Scho drum, weil ih dafür
Koa Honorar nit brauch z' zohn.
Ober sunst, probiers selber
Und schlof zwoa Nacht' nit,
Und vallump, wannst a Schneid host,
In Wirtshaus die Dritt.
Um sechs ins Bett,
Des wa recht für mich gwen,
Do reit' t' mich da Zeugel:
Mein Freund möcht' ich sehn. —
An ondersmol gniach ih
Mein Freund ohni Wein,
Do kriagg ma loan Mugl,
— Wirds Gescheitesti sein.“

Er gieng darauf zur Tages-, vielmehr zur Nachtordnung über.

Ein ordentlicher Wiener, meinte er, gehe abends ins Wirtshaus und morgens ins Kaffeehaus und der Einfachheit halber um Mitternacht gleich von dem einen zum anderen.

Der Philister in mir aber sagte einmal, daß der Mensch am nächsten Tage nicht Kopfweh haben dürfe und daß Gesundheit eine Hauptsache sei.

„Kopfweh ist ja auch eine Hauptsache“, mit diesem Spasse hatte er die Lacher auf seiner Seite, und auch mich — bis vier Uhr morgens.

* * *

Häufig wurde Anzengruber in Wien und anderen Städten einge-

laden, öffentlich aus seinen Werken vorzulesen. Er that's aber nicht gerne, gab sich auch keine besondere Mühe, im Vortrage künstlerisch zu wirken; „soll man lesen, so muß man lesen“, sagte er einmal, und er las aus seinem Buche, wie man eben recht und schlicht liest. „Um's Hören geht's ihnen ja eigentlich doch nicht, sie wollen es nur sehen, das Thier mit dem großen Schädel.“ — Wenn dann nach der Vorlesung die Verehrer und Verehrinnen ihn umdrängten, stand er da und war linksch und schielte nach dem Ausgange. —

Mit Anzengrubers dramatischen Werken ist es mir manchmal wunderbar ergangen. Er schickte mir das Buch gewöhnlich schon vor der Erstaufführung; ich las es mit Heißhunger und ward allemal enttäuscht. Um so größer war meine Freude, das Werk dann auf der Bühne in künstlerischer Abrundung und mit hoher dramatischer Wirkung zu sehen. Ich erkannte es kaum wieder vom Buche her und da ward mir klar: echte dramatische Werke soll man nicht lesen, sondern sehen; und ein gutes Lesedrama ist ja bekanntlich nicht immer im gleichen Grade wirksam auf den Brettern. Einzelne Stücke Anzengrubers habe ich über ein dutzendmal angesehen; mein Tagebüchlein erzählt sogar, daß ich dem „Pfarrer von Kirchfeld“ seitzwanzig Jahren einundvierzigmal beigewohnt hätte! Aber nie mit kritischer Absicht oder als lerngieriger Jünger, sondern als einfacher Zuschauer, der nichts will, als die Gestalten menschlich auf sich wirken lassen. Und oft nach der Vorstellung setzte ich mich hin und schrieb an den Verfasser ähnliches wie: „Herrlicher Mensch! Ihr Werk hat mich wieder wunderbar ergriffen, zutiefst erschüttert, bis zur Glückseligkeit erhoben!“ — War dieser Tribut des dankbaren Herzens geleistet, erst dann konnte ich die Ruhe des Gemüthes wiederfinden und das seelische Wohlbehagen, das in mir durch seinen

Genius geweckt worden, hielt stets tagelang an.

Die Erzählungen und Romane Anzengrubers, welche niedergründen in die Tiefen des Lebens, welche die Charaktere fest und sicher fassen und bis in die äußersten Folgerungen darstellen, welche voll gewaltiger Gestalten und voll des schärfsten Geistes sind, haben mich oft zur Bewunderung hingegriffen; hinter dem Brustfleck warm gemacht haben sie mir seltener. Wohl war dieser Dichter der ergreifendsten Herzenstöne mächtig wie wenige, das sieht man besonders in seinen Dramen; in seinen erzählenden Schriften tritt die Gemüthsinnigkeit vor dem Geiste zurück.

Mehrmals ist die Vermuthung ausgesprochen worden, daß wir uns bei einzelnen Werken oder Gestalten gegenseitig beeinflusst hätten. Das ist nicht. Wir standen jeder für sich. Keiner von uns beiden hat wohl je den leisesten Hauch verspürt, in die Fußstapfen des anderen zu treten. Außer ein paar Schwank-Ideen, die wir seiner Zeit einander geschenkt, und außer der gegenseitigen Mitarbeiter-schaft an den von uns herausgegebenen Zeitschriften, haben wir uns gegenseitig literarisch nicht fördern können. Doch als Mensch habe ich durch ihn gewonnen, und hat er hoffentlich durch mich nicht verloren.

In den letzten Jahren seines Lebens ist unser persönlicher Verkehr einigermaßen lax geworden. Er wohnte mit seiner Familie in einem Vororte Wiens und schloß sich immer mehr ab. Auf Besuch verspürte ich in seinem Hause einen mir unheimlichen Hauch und der Dichter war verstimmt. Um so lustiger, manchmal fast krankhaft lustig, war er, wenn wir in einer Gaststube beim Glase saßen und davon sprachen, was wir wollten und nicht erreichen konnten. Eigentlich kein lustiges Thema, aber er gewann ihm Humor ab.

Mehrmals gebrauchte er einer drohenden Herzverfettung wegen die

Cur in Marienbad; übrigens hörten wir nicht viel von angegriffener Gesundheit. War er in letzterer Zeit gleichwohl stark ergraut, so sah er doch sonst nicht krank aus. Am Tage nach der Eröffnung des Deutschen Volkstheaters in Wien (Herbst 1889) habe ich ihn besucht und befragt, warum er — dessen neues Stück: „Der Fleck auf der Ehr“ das neue Haus eingeweiht — an dem darauffolgenden Festmahle nicht theilgenommen habe?

„Lieber Rosegger“, war seine Antwort, „der Fleck auf der Ehr!“ Der Kenner seiner Familienverhältnisse nur konnte verstehen, wie das gemeint war. — Dann sprach er in sehr gleichgiltiger Weise über das Stück. „Sie sagen, es wäre nicht schlecht. Meinethwegen! Ich

bin entkräftet, ich bin entmuthigt; mir fällt nichts mehr ein.“

Wie einst er zu mir, so sagte ich nun zu ihm: „Rasten Sie sich nur etwas aus.“

„Freund, das werde ich.“

Man hätte es nach solchen Anzeichen ahnen können, daß sein Herz gebrochen war. Ein paar Monate später, am 10. December 1889, kam die Depesche: „Anzengruber heute früh verschieden.“

An seiner Bahre stritten Zeitungsblätter der Parteien um sein Erbe. Anzengruber hatte sich um Parteien wenig gekümmert, er wußte nur vom Menschen, er war ein Dichter.

Mir war er, wie angedeutet worden, noch etwas mehr. — —

O, dieser Winter!

Aus dem Tagebuche eines Mißvergnügten.

Das Wetter! Warum soll man nicht manchmal davon sprechen? Vom Wetter hängt das Geschick der Völker ab, hängen die Mißjahre ab, das Wohlbefinden der Leute, die Krankheiten und das Sterben. Ich mache mir aus dem Wetter ein besonderes Vergnügen, ich beobachte es, wie man einen wichtigen Vorgang beobachtet, ich betrachte es, wie man ein Bilderwerk betrachtet. Und das Spinnen und Weben zwischen Himmel und Erde ist mir interessanter, als z. B. das Leben der Pflanzen- und Thierwelt, als das Umherkrabbeln der Leute auf der Scholle.

Das Wetter hat außerordentliche Zeitläufte, wo es von seinen Regeln abweicht und dadurch scheinbar das Walten der ganzen Natur in Unordnung bringt. Wenn im Frühjahr die Leute klagen darüber, daß es doch

gar so lange kalt bleibt! daß es dies Jahr doch gar nicht warm werden will! so gebe ich dafür nichts. Der frühlingsungeduldigen Menge kommt die schöne Zeit jedes Jahr zu spät: ein wochenlanges Greinen, doch am ersten warmen Sonnentag ist alles vergessen.

Etwas lange blieb die Natur auch im Frühjahr 1891 todt — der Boden dürr, die Bäume kahl, die Luft frostig. Plötzlich war alles grün und die Bäume und Sträucher entwickelten innerhalb einer Woche ihre volle Pracht — wie das noch selten so bemerkt wurde. Dann begann am Himmel die Vorbereitung für den Sommer. Es war große Wäsche. Die grauen Wolkentücher wurden in die Luft gehangen zum Trocknen, doch sie huben immer wieder an zu tröpfeln und zu rinnen. Solche Vorbereitung dauerte bis zum vierund-

zwanzigsten August. An diesem Tage ist Bartholomä, mit welchem nach dem Bauernkalender der Herbst anfängt. Im vorigen Jahre nun begann an diesem Tage der Sommer, die warme, oft sommerheiße Zeit, welche noch im October wahre Hundstage zeitigte, zu Allerheiligen gegendeweise zwar durch nassen Schneefall unterbrochen wurde, um dann im November in einförmiger, sonniger, staubiger Stille fortzubauern. Schon im October hatten viele Zeitungen, aus verschiedenen Anzeichen folgernd, einen frühzeitigen und strengen Winter prophezeit, wie sie das jedes Jahr thun. Manchmal errathen sie's und thun sich dann darauf was zugute. Diesmal war's halt wieder fehlgeschossen. Gegen Ende November einige warme Regentage, der December gieng mit Sonnenschein ein.

Noch freuten sich die Leute an der „schönen Witterung“, an dem „milden Winter“, wo man den ganzen Tag mit Sommerüberzieher im Freien sein kann, was ja gar so gesund ist. Ich war schon krank geworden. Immer der blaue, staubige Sonnenäther, immer dürre Boden; die Blätter auf Baum und Strauch waren wohl braun geworden wie Frösche, blieben aber hängen im Gezweige. Die Bäche schwanden, die Quellen versiegten, der Himmel, ewig wolkenlos, war wie lahm geworden. Wenn am Frühmorgen Reif lag im fahlen Grase und auf den Dächern, so war das schon wie eine Offenbarung.

Es nahte die Weihnachtszeit, es wurde kalt, doch immer dürre Sonne, man konnte durch die graue staubige Luft nicht die nächsten Berge sehen. Die Leute waren schon sehr missthumig geworden und fluchten über das „elende Wetter“, da es doch in den kurzen Tagen so ruhig und sonnig hinträumte! Etliche Tage vor Weihnachten hub auf der Gasse der Staub zu wirbeln an, in dichten

Wolken wogte er auf, gegen Abend stellte sich Nebel ein, der Barometer sank und die Leute sagten: „Gottlob, für Weihnachten bekommen wir Schnee!“ — Am nächsten Tage war die Ruhe wieder eingekehrt in den Lüften, die Sonne schien wie immer und der Barometer stieg von Stunde zu Stunde. Auf dem Weihnachtsmarkte fielen von den Christbäumen Nadeln ab bei der leisesten Berührung, so dürr waren sie.

Mein Arzt besuchte mich zu unregelmäßigen Tageszeiten, manchmal erst spät abends, denn der Kranken in der Stadt waren so viele geworden, daß er die Visiten kaum mehr bewältigen konnte. Endlich blieb er ganz aus — er war selbst krank geworden. Vor meinem Fenster gab es viel Musik und Gesang — die Leichenconducte zogen vorüber zu jeder Stunde, vom frühen Morgen bis in den späten Abend.

Die Influenza war gekommen! Niemand erkrankte mehr anders, jeder nur an der Influenza. Wenn die Influenza mit ihrem modernen Namen nicht erschienen wäre, kein Mensch wäre krank gewesen in diesem Winter. Viele wollten an das neue Ungeheuer nicht glauben, sondern hielten es für die uralte Grippe, die auch zu schweren Lungenentzündungen und zum Tode führen konnte. Da wurde zur ungeheueren Freude der Wissenschaft der Influenza-Bacillus entdeckt. Jetzt konnte man erst wirklich pochen auf die Influenza, diese moderne Errungenschaft, und es war gar so bequem, ohne weitere Diagnose einfach an der Influenza erkrankt zu sein und zu sterben.

Und das „schöne Wetter“ dauerte, manchmal von leichtem Nebel unterbrochen, fort über Weihnachten und Neujahr. Die Leute wollten nicht mehr spazieren gehen hinaus in die Sonne, in die windstille „frische Luft“. Man blieb möglichst im Zimmer. Doch gab es immer noch Lustfegen, Sonnensegen, die gar nicht be-

greifen konnten, wieso den Leuten dieser schöne milde Winter nicht recht war! sie giengen in das Freie, sogen die Influenzakeimchen ein, die zu Millionen in der Luft umherflogen, wurden krank und feierten den „schönen Winter“ wochenlang im Bette. — Nasser Nebel, Regen, Wind, Schneeestöber, das nennen sie ungesundes Wetter. Es ist nicht so arg damit. Auch nasse Füße sind nicht so schlimm als ihr Ruf. Mir hat ein solches Wetter noch nie geschadet, im Gegentheile, ich fühle mich sehr wohl in Regendämmerung und Sturm. Bei trockener, staubiger Luft und Hitze erschlaffen die Lebensgeister, der Körper wird matt, empfindlich für Schnupfen, Katarre, Asthma, die Seele wird verstimmt. Und doch werden manche Leute nicht satt, dem Kränklichen immer nur den warmen sonnigen Süden anzupreisen. Eine echte Nordlandsnatur muß die Wärme im Herzen, den Sonnenschein im Gemüthe haben.

Nun waren wir im Jänner und ich hatte noch keine Schneeflocke gesehen. Auf dem Schödel-Berg haben sie einen Barometer und da telephonierten sie jeden Tag herab in die Stadt: der Barometer steigt. Ich muß gestehen, daß mir der ganze Barometer abscheulich, hassenswerth vorkam. Die meteorologische Centralanstalt that ihr Möglichstes, sie telegraphierte lange Zeit hindurch jeden Tag in die Welt hinaus: Unbestimmte Winde, wechselnde Bewölkung, Niederschläge wahrscheinlich. — Was that der Himmel? Er lächelte dazu. Nachgerade empörend war es aber, als der Wetterbericht mehrmals verkündete: Schneefälle vorläufig noch anhaltend, später Ausheilung voraussichtlich. — „Schneefälle noch anhaltend!“ Und ich hatte nicht eine, nicht eine einzige Flocke gesehen in diesem Winter.

Darauf beklagte ich mich wegen Falschmeldung der meteorologischen

Anstalt, und da antwortete mir jemand: „Was wollen Sie denn? Glauben Sie, daß in der meteorologischen Anstalt das Wetter bloß für Graz gemacht wird? In Savoyen schneit es ja und in Rußland fällt auch Schnee.“ — Ich schwieg zerknirscht. Seither aber lese ich keinen Wetterbericht mehr. Was heute in Savoyen und Rußland für ein Wetter ist, interessiert mich nicht besonders, was gestern bei uns war, weiß ich selber; wenn sie mir nicht annähernd sagen können, was morgen in unsern Ländern für Wetter sein wird, dann danke ich.

Kerxes hat das widerspenstige Meer gezeißelt; das Meer soll sich aber nicht viel darauszemacht haben. Hätte Kerxes damals den griechischen Wassergott Poseidon zur Stelle gehabt, dem wäre es schlimm ergangen. Es gibt thatsächlich Völkerschaften, welche ihre Götter züchtigen, wenn diese das Gebet nicht erhören. Das verstehe ich vollkommen. Wenn die Götter allmächtig sind, so kann man sie wohl verantwortlich machen für alles, was sie zum Nachtheile ihrer Geschöpfe treiben. Also, wenn ich in diesen öden, staubigen, luftlahmen Jännertagen den Wettergott leibhaftig vor mir gehabt hätte, ich würde ihn mit einer zähen Birkenruthe sehr empfindlich bearbeitet haben. Es wäre mir ein Vergnügen gewesen, meinem Zorne wegen der tückischen Vorenthaltung des Winters lebhaften Ausdruck zu verleihen. — Jetzt nahm schon wieder der Tag auf, jetzt gieng es schon dem Frühjahre zu, und alles war noch in seiner herbstlichen, ungelösten Starrnis. Das ist gerade, wie wenn man gegen Morgen das erstemal den Hahn krähen hört, und man hat noch kein Auge geschlossen.

Am vierten Jänner wurde es nebelig, am fünften fand ein Probeschneien statt, das gänzlich mißlang. Es waren keine Flocken, es war nur feiner Schneestaub, der da träge und

unentschlossen aus dem Nebel siderte. Er vermochte nicht einmal so viel weiß zu machen, als ein frischer Reif. Bald verflüchtigte sich alles, es war wieder die blaue, unbewegliche Luft, der wolkenlose Himmel, und die Sonne grinste hämisch durch ihren athemhemmenden staubigen Schleier herab. Die Schlittensfahrer flehten vergebens nach Schnee, die Schlittschuhläufer nach Kälte. Manchmal war eine solche zu spüren, sie schuf auf stehenden Wässern eine Eiskruste, welche morgen wieder einbrach. Man hielt Umschau in der Welt, wo es denn schneie. Dünne Schneekrusten lagen in den Alpen und eines Tages hatte der Triester Eilzug eine zweistündige Verspätung wegen Schneeverwehung auf dem Karste.

Am achten Jänner abends gieng ein sanfter lauer Wind, am Himmel waren leichte Wolken, und sie zogen von Westen gegen Osten, sie zogen rasch. Am Morgen des neunten Jänner hörte ich keinen Wagen rollen auf der Gasse; nicht glühte in den Bilderrahmen meiner Stube das Morgenroth wie sonst, und die aufgehende Sonne malte keine grelle Tafel an die Wand. Hingegen waren die weißangestrichenen Thüren noch weißer als sonst und die Zimmerdecke war sehr blaß an Farbe. Und draußen? Die Baumäste waren weiß, die Straßen und Plätze waren weiß, alles weiß, und Flocken, unendliche Flocken wirbelten vom grauen Himmel.

Endlich!

Ich vergaß, daß ich krank war, stand rasch auf, zog mich an und gieng hinaus. Die Leute hatten Regenschirme aufgespannt — wie thöricht! Sie sollten froh sein, daß Schnee fiel auf ihre Röcke, Hüte und Wangen. Ich athmete auf wie ein Genesender aufathmet, der nach langer Krankheit das erstemal hinaustritt in dem thaufrischen, blühenden Maimorgen. Kein Thau-

gefunkel war so schön, als diese Flocken, kein Blütenmeer war so schön, als dieses weite reine Schneefeld.

„Und Sie gehen in einem solchen Wetter aus!“ rief mir die Frau aus dem Bäckerladen zu.

„Und Sie bleiben in einem solchen Wetter zuhause!“ rief ich zurück, dann war schon alles hinter mir, und mich umwirbelte der Winter. In den Bäumen toste der Sturm, da fauste der brennendkalte Schneestaub mir ins Gesicht, daß es endlich wieder einmal frisch roth wurde nach vielen Tagen. — Also war er gekommen.

Die Zahl der Kranken verminderte sich von Tag zu Tag, obzwar bald wieder ruhiger, wolkenloser Himmel erschien und die Sonne bestrebt war, das Vorgefallene „gut zu machen“. — Liebe Frau Sonne, wir danken recht für deine sehr große Dienstbesessenheit, du kannst jetzt auf etliche Wochen Urlaub haben, wenn es dir recht ist; soll der Winter einmal dran. Auf Wiedersehen im Frühjahr und Sommer! — Nein, sie will nicht. Die Schlittschuhläufer, die Eisschützen sind ihr ein Dorn im Auge, sie sucht ihr Vergnügen zu Wasser zu machen. Der Winter, einmal Posten gefaßt, besinnt sich auf sein Recht. Die Sonne schmilzt auf den Bäumen deren Schneehüllen zu Wasser; der Winter läßt das Wasser sofort frieren, daß es nicht herabtropfen kann, sondern an den Ästen und Zweigen hängen bleibt, glitzernd in allen Farben. Die Bäume haben krystallene Ohrgehänge und diamantenen Haarschmuck. Die Sonne slicht auf die Eisbahn, daß die Fläche sulzig wird; der Winter segt mit kaltem Besen darüber, daß sie wieder ihre harte Glätte bekommt. Die Sonne nagt an der Schlittenbahn und wie der Winter einsieht, daß die Alte böshast ist, jagt er ihr Wolken vors Gesicht und hebt wieder an zu schneien. — Als der Schnee eine beträchtliche Höhe erreicht hatte,

ließ der Winter ihn festfrieren, daß er solide ward — und nun war (gegen Ende Jänner erst!) seine Herrschaft begründet. Die Luft wohl ausgebürstet, der Boden dicht eingehüllt, das Wasser stahlhart. Bald begann wieder ein lebhaftes Schwanken zwischen kalten und warmen Tagen. Ich hatte aber noch nicht genug und gieng ins Gebirge, um die Winterfreuden gründlicher zu genießen. Im Gebirge gab's kein Schlittenfahren, kein Rodeln, kein Schlittschuhlaufen, kein Eischießen. Warum? Die Schneemassen waren zu gewaltig und ununterbrochen wuchsen und wuchsen sie empor an den

Bäumen und Häusern. Alles, was schaukeln, tragen und ziehen konnte, war ununterbrochen thätig, die Massen für den allernothwendigsten Verkehr zu bewältigen. Die Bauern giengen nur mit Schneereifen von Haus zu Haus und aus den Wäldern kam das Reh, der Hirsch, Nahrung und Hut zu heischen bei seinem grimmigsten Feinde, dem Menschen. Die Leute klagten über diesen ungeheueren Schnee, desgleichen sie seit vielen Jahren nicht gesehen, aber sie klagten mit schmunzelndem Munde. — Alles fühlte sich gesund, aufgefrischt, und mein nordisches Herz war zufrieden. M.

Die Zukunft unseres Bauernstandes.

Eine Erwägung von V. A. Hofegger.

Vor einiger Zeit erhielt ich das folgende Schreiben:

„Sehr geehrter Herr!

Ihr warmes Herz für die „Alpler“ läßt mich hoffen, daß Sie einem Manne der Wissenschaft eine Frage an Sie gestatten und wenn möglich beantworten werden.

Ich habe das Leben des österreichischen Alpenbauern erst vollkommen verstanden, nachdem ich Ihre Schrift „Die Alpler“ gelesen habe. Zugleich aber ist mir dadurch eine sehr traurige Aussicht in die Zukunft geworden. Dies führt mich zu meiner Frage, die ich richte an den Dichter als Seher in die Zukunft! Glauben Sie, daß der österreichische (katholische) Alpenbauer wirt-

schastlich zu retten ist? Daß er am Rande des Abgrundes steht, das ist ja auch Ihr Gefühl, wenn nicht Ihre Überzeugung. Für mich, der ich mich wissenschaftlich mit dem Alpenbauern beschäftige, bezeichnet der Name „Hofegger“ den Dichter einer untergehenden Welt.

Als Naturforscher bin ich ganz und gar nicht sentimental und ich empfinde nicht das geringste poetische Bedürfnis, den österreichischen Alpenbauern zu retten, was ich gleichwohl für eine meiner wissenschaftlichen Aufgaben halte.

Mein Interesse für den Alpenbauern beruht auf zwei Eigenschaften von ihm: Erstens auf seine Arbeitskraft und Ausdauer, die in keinem nichtbäuerlichen Betriebe der Landwirtschaft ihres gleichen finden;

zweitens auf seine Gemeinheit. Ich will mit diesem, vielleicht nicht ganz glücklich gewählten Worte die Gemeinsamkeit seines Lebens, seiner Freuden und Leiden mit seinen Dienstleuten und Arbeitern bezeichnen. Für mich bildet das Leben des echten Bauern, der der Vorarbeiter seiner Leute ist, mit denen er seine Mahlzeiten theilt, ein sociales Ideal, das aus der Vergangenheit in die Gegenwart hineinragt und einen mächtigen Damm bildet gegen socialdemokratische Strömungen.

Das Bauernhaus ist, wie kein anderes Haus, der Hort der Familie.

Der Bauer bricht zusammen unter der gewaltigen Kriegskrüftung. Aber eine andere Ursache ist das falsche Wirtschaftssystem. Der Alpenbauer treibt noch gegenwärtig Naturalwirtschaft. Was er braucht, muß die eigene Wirtschaft bringen. Die sogenannte Egartenwirtschaft ist der Ruin der Alpenwirtschaft und sie hindert die Ausbreitung der Viehzucht, die allein den Alpenbauern retten kann.

Ich habe oft mit Alpenbauern über die Verbesserung ihrer Viehzucht gesprochen. Fast ausnahmslos haben sie mir geantwortet: „Was nützt es mir, wenn meine Kühe mehr Milch und Butter geben, desto mehr essen meine Leute davon und ich brauche die Leute in der Wirtschaft.“ Der Alpenbauer braucht seine Leute, um die Viehweiden umzureißen und mageres Korn darin zu bauen. Der Nutzen der Viehzucht geht größtentheils darauf auf die Leute, die die Viehweiden zerstören. Das ist ein sonderbarer wirtschaftlicher Kreislauf, aber er ist herkömmlich! Die Bauernsöhne, die in den Ackerbauschulen richtigere wirtschaftliche Anschauungen kennen lernen, kehren größtentheils nicht wieder auf die väter-

liche Scholle zurück; sie ziehen eine Dienststellung im Großgrundbesitze vor.

Solange die Hochschule für Bodencultur besteht, habe ich meine neun- bis zehntägigen Pflingst-excursionen mit meinen Hörern etwa fünfzehn- bis sechzehnmal in die Alpenländer gemacht, immer mit dem Hintergedanken, daß vielleicht einer oder der andere meiner Hörer Gefallen findet an einer Bauernwirtschaft in den Alpen, hauptsächlich zum Betriebe der Viehzucht. Es sind denn auch einige Hörer als Landwirte in den Alpen hängen geblieben, aber kaum fünf oder sechs in Kärnten und Steiermark. Ich habe es nun aufgegeben, die Bauernwirtschaft durch gebildete Elemente aufzufrischen. Unsere Jugend will nicht mehr mit der Hand arbeiten. Unsere Absolventen ziehen es vor, auf großen Gütern Sclavendienste zu verrichten, als auf einem kleinen, aber eigenen Bauernbesitz sich mit eigener Hand heraufzuarbeiten.

Es sieht trübe aus mit unseren Alpenbauern! Es wäre traurig und für den Staat ein großer wirtschaftlicher und sittlicher Verlust, wenn die große Summe von Arbeitskraft und Genügsamkeit, die im Alpenbauern steckt, zugrundegehen sollte. Welcher gebildete Landwirt wird die Entsagung besitzen, den Alpenbauer zu ersetzen oder an seine Stelle zu treten?

Das ist ein langer Brief geworden, doch vielleicht nicht zu lang für einen warmherzigen Freund der „Alpler“. Ein Dichterkopf erkennt vielleicht in der Zukunft des Alpenbauern einen hellen Schein, der die Bahn der Wissenschaft noch nicht zu beleuchten vermag.

In aufrichtiger Hochachtung
ergebenst

Prof. Dr. M. Wildens.

Wien, 8. Februar 1892.“

Sie rufen, sehr geehrter Herr, in der Bauernfrage den Poeten, den „Seher in die Zukunft“ an. Den rufe ich ja auch an — und er schweigt. Wenn ich an unseren Bauernstand denke, so ist mir bange. Der wichtigste, der notwendigste, der selbstverständlichste Stand soll aufhören — wer versteht denn das?

Ist er überflüssig geworden — gut, dann bedauere ich nur die armen Leute, welche die Heimständigkeit und Freiheit ihrer Vorfahren verlieren müssen und dem Weltvagabundenthume zufallen, aber ich werde die Nothwendigkeit einer solchen socialen Veränderung begreifen. Allerdings sehen wir, daß heute die Einsuhr von landwirtschaftlichen Naturerzeugnissen den Bedarf im Lande decken kann. Doch ist nicht immer von einer drohenden Übervölkerung die Rede? Fürchtet man nicht eine solche Übervölkerung überall? Fragt man nicht, wie wird sie sich ernähren? Sehen wir nicht täglich Auswanderer einem unbekanntem Schicksale zustreben, bereit, in fremden Ländern die Wildnisse zu roden, die Sümpfe urbar zu machen? Und daheim hält man die Erdscholle der Berge für überflüssig, gibt sie der Wildnis und dem Wilde zu eigen. In den Städten schreit man nach Arbeit, auf dem Lande findet der sich noch kümmerlich haltende Bauer keine Arbeiter. — Wie kann man das verstehen?

Viele Ursachen an dem Untergange des Bauernstandes werden angeführt, besonders materielle. Ich sehe sie auch, ich glaube, daß die ganze gesellschaftliche Einrichtung der Gegenwart, welche ja der Revolution entstammt, dem auf rein conservativen Grundlagen aufgebauten Bauernstande höchst feindlich gegenüber steht trotz der immerwährenden Versicherungen „maßgebender Persönlichkeiten“, daß für den Bauernstand „etwas geschehen müsse“.

Die tiefste Ursache aller großen menschlichen Wandlungen ist aber moralischer Natur; sie liegt in

dem, was wir die Idee, die allgemein gewünschten, sich vorgestellten Ziele, den Zeitgeist nennen.

Ein Schlagwort von der Concurrenzunfähigkeit des Bauers auf dem Weltmarkte! Ich jedoch meine, der Bauer ist kein Krämer. Der Bauer kann auf seiner Scholle leben, wenn er sich keine überflüssigen Bedürfnisse angewöhnt. — Mit dem Fortschritte der allgemeinen Bildung hat sich in Europa eine abscheuliche Erscheinung bemerkbar gemacht: Es ist eine Schande geworden, körperlich zu arbeiten; man will ohne körperliche Arbeit leben können und vorwärts kommen. Weil es für einzelne Personen thatsächlich mit geistiger Arbeit leichter vorwärts, aufwärts geht, so wirft alles den Spaten, den Hammer, den Pirtenstab fort und will studieren. Man sieht, daß fast alle Stände der geistigen Arbeit überfüllt sind, daß zahllose junge Männer, welche mit Noth und großen Kosten ihre viele Jahre langen Studien absolviert haben, beschäftigungslos umherlaufen, bettelhaft dahinleben, endlich nur froh sind, eine armselige Schreiberstelle irgendwo zu finden, um nicht dem Hunger oder Schlimmerem anheimzufallen. Es ist ja kein Bedarf da für so viele Juristen und Professoren und Techniker und Officiere und Literaten. Das Gewerbe, der Bauernstand hat Noth an Mann, aber nein, es ist eine Schande körperlich zu arbeiten.

Nun können Sie fragen, warum ja ich selbst den Bauernstand verlassen habe, um ein „geistiger Arbeiter“ zu werden. Ich könnte antworten: Für den Bauernstand war ich zu dumm. Will aber doch lieber sagen: Für den Bauernstand war ich körperlich zu schwach, daher versuchte ich es mit dem Handwerke; für dieses war ich auch nicht geeignet; um ein tüchtiger Meister zu werden, muß man seine besonderen Fähigkeiten haben, die mir abgingen. Ich wäre in jedem anderen Stande

zugrunde gegangen; auch dem Schriftstellerberufe fiel ich zu in der Befürchtung, darin zugrunde zu gehen, und doch neigte ich mich nur zu diesem, weil ich nicht anders konnte, weil ich mich nur für diesen allein zur Noth beschaffen fühlte. — Sind es wohl immer derlei natürliche und innere Beweggründe, weswegen heute alles vor körperlicher Arbeit flieht, um „etwas Besseres“ zu werden? Nein, die Sucht reich zu werden, emporzukommen, wenn möglich eine öffentliche Rolle zu spielen — diese Sucht ist die verhängnisvolle Triebfeder der Arbeitsflüchtigen. Und diese Sucht, welche in den Städten nachgerade bis zum Wahnsinne ausartet, hat auch den Bauer erfasst. (Mancherlei Gedanken hierüber habe ich in meinem Bauernromane: „Jakob der Letzte“ ausgesprochen.) Die Großmannsjucht hat auch den Bauer gepackt, doch während dieselbe in den Städten den Diener zum Herrn machen soll, macht sie an dem Bauer den Herrn zum Diener. Der Bauer will „was Besseres“ werden, so will er in die Stadt, wird Fabrikarbeiter, Dienstmann, Hausmeister u. s. w. Beim Militär kann er's sogar bis zum Feldwebel bringen und wenn er lesen und schreiben kann, zu einem Hilfsbeamten in einer Kanzlei mit Pensionsfähigkeit! Nun ist er nicht mehr der „dumme Bauer“, er ist ein „Herr“, wenigstens kann er am Sonntag einen solchen vorstellen, wenn er sich einen Stadttrock zu kaufen vermag. Daß er in Wirklichkeit aber Diener, Knecht, Sklave geworden ist, und wohl ein ebenso oder mehr mißachteter, als sein Großvater es unter der Hörigkeit gewesen, das merkt er gar nicht. Ganz merkwürdig: Seit der Befreiung ist uns der Sinn für Freiheit verloren gegangen. Lieber ein untergeordneter Beamter sein, als ein freier Bauer. Der Alpenbauer scheint sich übrigens des Freiheitsinnes nie bewußt geworden zu sein. Der Fabrikarbeiter hinwiederum kann gar nicht

genug klagen und strifen, um zu zeigen, wie geknechtet, wie elend er leben muß, aber weit lieber noch Fabrikarbeiter sein, als Bauernknecht! Der Bauernknecht ist nach unserer famosen Einrichtung in seinem Alter ja ein Bettelmann, während der Fabrikarbeiter unter dem Banner der Socialdemokratie die Welt erobern will! Es ist wohl wahr, überall sonst ist leichtere Möglichkeit, es zu etwas zu bringen, als im Bauernstande, doch überall auch ist die Gefahr, leiblich und geistig zugrunde zu gehen, größer als im Bauernstande, der seine fleißigen Leute kümmerlich, aber sicher ernährt.

Also stehen wir vor folgenden Thatsachen: Man fürchtet die Übervölkerung, und läßt urbaren Boden zur Wildnis werden. Man ist demokratisch gesinnt, von materieller Weltanschauung durchdrungen, und verachtet die körperliche Arbeit. Man will hinauf, und steigt hinab. Man will Machthaber sein, und wird Diener. Man sucht die Freiheit, und begibt sich in die Knechtschaft. Man studiert zwölf oder mehr Jahre, um ein Herr zu werden, und wird ein Bettler, weil man zwölf oder mehr Jahre studiert hat. — Wer soll aus solchen Widersprüchen klug werden? Wer soll sagen, auch nur ahnen können, wo das hinaus will?

Ich sehe keine Lösung zur natürlichen Wiedererstarkung unseres alten Bauernstandes. Auch für jenen Theil der Bauern, der noch nicht schollenflüchtig geworden ist, der noch treu festhält an der theueren Heimatserde, habe ich keine große Hoffnung, selbst wenn ihm von staatswegen noch so sehr unter die Arme gegriffen würde. Der Bauernstand unserer Alpen wird schon vermöge seiner Kirche zu sehr festgehalten auf der Basis einer alten Cultur und Weltanschauung, als daß er mit der neuen Zeit siegreich anbinden könnte. Und ich selbst bin der Meinung, daß seine alte Weltanschauung für sein inneres Leben mehr Wert hat als

jene neue, die ihm dafür gegeben werden soll. Wird an Stelle der alten Gemüthswerte beim Landmanne die fromme Freude an der Natur treten? Und wird diese jene ersetzen? — Ich denke, auch die katholische Geistlichkeit, welche man im ganzen für einen Freund des Bauernthums halten muß, könnte und sollte etwas thun, um den Bauer nach den Bedürfnissen der Zeit körperlich und geistig wehrfähig machen zu helfen um seine Existenz. Er darf nicht mehr abgeschlossen werden von der Welt, um zu ihr einen feindlichen Gegensatz zu bilden, er muß sich frei, stark und stolz fühlen, anstatt vor Gebildeten sich zu drücken, seines Bauernthums sich zu schämen. Priester und Lehrer sollten im Bauern ein kräftiges Selbstbewußtsein aufwecken.

Doch, es ist vieles versäumt. Das Geschick scheint sich unerbittlich vollziehen zu wollen, theils durch äußere Verhältnisse, theils durch eigene Schuld! Viele werden von der Zeiten Ungunst kopfscheu gemacht freiwillig abspringen, andere werden durch die schweren Steuern, durch Dienstboten- und Gewerbsmangel, durch Wildschaden und Mißjahre u. s. w. gezwungen, ihren Bauernhof zu verlassen. Wieder andere werden es aus Übermuth und Großmannsucht thun, oder wenigstens in der Vorstellung, daß es ihnen „überall besser gehen wird, als daheim auf der Heuschke“. Die jungen Burschen zieht der Staat fort, die Dirnen eilen als Dienstboten in die Stadt. Die veranlagteren Jungen wollen in die Studie oder wenigstens zum Kaufmann als Commis. Der Wege vom Bauernhause herab gibt es so viele, zum Bauernhause hinauf so wenige. Auch die so billig gewordenen Fahrpreise unserer Staatsbahnen tragen dazu bei, daß der Bauer rutschend wird. Der Rest aber, der noch sitzen bleibt auf dem Hofe, verkümmert, kommt immer tiefer in Schulden, endlich in die Abhängigkeit von nachbarlichen Großgrundbesitzern, die aus Barmherzigkeit

den Kleinbauer noch eine Weile zappeln lassen, schließlich aber wieder aus Barmherzigkeit ihm den Garaus machen. Eine nächste Generation dürfte den Rest unseres Bauernstandes in Pachtverhältnissen finden. Sind die Landleute bis hin nicht Pächter auf „Herrschaftshuben“, so sind sie vielleicht Pächter — des Staates. Oder soll es werden, wie die hochmögenden Jagdliebhaber meinen? Daß auf allen Bergen Wald, und in allen Wäldern Rehe und Hirsche stehen! Ob tausende und tausende Familien heimatlos werden und zugrunde gehen, was kümmert sie das!

Schon seit Jahren hoffte ich auf eines, auf etwas ganz Besonderes. Weil alles, auch das Unglaublichste und Verrückteste, manchmal aber auch etwas sehr Vernünftiges Mode werden kann, so dachte ich, müßte es auch einmal Mode werden, daß junge landwirtschaftlich geschulte Städter hinausziehen aufs Land, dort Bauernwirtschaften kaufen und anfangen zu adern, Vieh zu züchten, Obst zu hegen. Ja, einige haben es wirklich so gemacht, aber nicht um persönlich Bauernarbeit zu treiben, sondern die vornehme Gutsheerrschaft zu spielen. Die Reicherer können das auch thun. Nun gibt es aber hunderte und tausende von jungen Leuten, die nur ein kleineres Vermögen, etwa von sechs- bis zehntausend Gulden besitzen. Manche wissen nicht recht, was sie damit anfangen sollen, versuchen es mit allerlei Geschäften, Speculationen und haben den besten Willen, durch Fleiß und Sparsamkeit sich eine Existenz zu gründen. Eines der Bauernhäuser zu kaufen, die oben und unten freiwillig und gerichtlich ausbezogen werden, fällt keinem ein.

Und es wäre für den frischen geschulten Weltbürger doch eine Aussicht vorhanden, er würde das Gut bar ausbezahlen, hätte dann einen schuldenfreien Besitz, wäre etwa noch in der Lage, etwas zur Verbesserung

und Verschönerung des Hofes anzuwenden und sich einfach und gediegen einzurichten. Er könnte dann persönlich sein Feld bebauen, seine Bäume hegen, seinen Garten pflegen, sein Vieh züchten, was ihm abwechslungsreichste und anregendste Beschäftigung gäbe. Gesunde Bewegung, gesunde Luft, gesundes Wasser, ein dralles, frohes Weib, pausbacige Kinder zu haben, ein freier Bauer zu sein mitten in der großen Natur, im ländlichen Frieden! — Wenn zehntausend Bürgeröhne unserer Städte in den Alpen ebenso viele mittelgroße, sonst dem Verfall bestimmte Bauernhöfe ankaufen, um sie selber zu bewirtschaften, so ist der Bauernstand gerettet und die Ehre der persönlichen Arbeit wieder hergestellt. Diese Neubauern könnten miteinander in ein Schutz- und Trutz-Verhältnis treten. Die Knechte und Mägde aus Stadt und Fabrik würden dann wohl von selbst folgen.

An dieser Stelle möchte ich einen kleinen Abstecker auf politisches Gebiet machen und Folgendes sagen: Wir beklagen an unseren Grenzen den Rückgang des Deutschthums, so in Südtirol, in Kärnten, in Untersteier. Der deutsche Schulverein will durch Gründung deutscher Schulen an den Grenzen einen Damm bauen. Der Erfolg bleibt trotz dieses löblichen Bestrebens ein zweifelhafter. Das radicalste Mittel nach meiner Meinung wäre, wenn deutsche Bürger und Bürgeröhne, denen ihre Nation wirklich am Herzen liegt, an jenen Grenzen die Bauerngüter ankaufen, auf denselben sich in Person sesshaft machen, fleißig arbeiten und deutsche Familien gründen. Dieses wäre der sicherste Damm gegen das Vordringen fremder Nationalitäten. Durch Wort und Schrift erreicht man nur wenig, durch Bethätigung anderer manches; wo man aber selbst, persönlich und mit dem Einsatze seines ganzen Lebens zugreift, da nur gedeiht das Werk vollkommen.

Will man also dem Bauernstand wirklich aufhelfen, so ist kein besseres Mittel da, als selbst Bauer zu werden. Der gleiche Gedanke befeelte Sie, geehrter Herr, als Sie Ihre Studenten in die Alpen führten in der heimlichen Absicht, bei den jungen Männern Neigung zum Bauernstande zu wecken. Suche ja auch ich meine Söhne für den Bauernstand zu gewinnen; sie wollen aber nicht, sind eben Kinder ihrer Zeit und warten, bis der Engel mit dem flammenden Schwerte sie wieder zurücktreiben wird in die Natur. Und also, denke ich, wird es sich vollziehen: So wie jetzt der Landmann in die Stadt strebt, um Städter zu werden, so wird einst, vielleicht bald, vielleicht durch eine heftige sociale Bewegung veranlaßt, der Städter aufs Land ziehen, um Bauer zu werden. Dann wird der Spaten gesuchter sein als die Feder, der Pflug in höheren Ehren stehen als der Doctorshut, und dann wird wieder Hoffnung sein, daß die Menschheit körperlich und geistig gesundet.

Dieser künftige Bauernstand wird nicht nach den Traditionen des alten untergegangenen Bauernstandes wirtschaften. Er wird z. B. in den Alpen weniger Ackerbau, aber mehr und rationelle Viehzucht treiben, er wird eine billigere aber schmachhaftere Kost genießen als die alten, er wird angenehmer wohnen als jene, er wird geschult und weltflug sein, und der Bauernstand wird wieder feststehen als Hauptstütze des Staates.

Jedoch — es wird nicht mehr der altständige, patriarchalische, frommgläubige und in der Väter Vorurtheilen befangene Bauernstand sein. Der neue, seiner Zeit entsprungene Bauernstand wird der Zeit dienen, wird mit ihr aber, vermöge der conservativen Natur dieses Standes, doch nicht immer gleichen Schritt halten, so daß nach einer gewissen Epoche sich wieder jene Altständigkeit entwickelt haben wird, die zu den vor-

geschritteneren anderen Ständen in gesundem Gegensatz steht.

Die ländliche Natur, die sich immer gleichbleibt, immer dieselben Gefahren, dieselben Freuden hat, immer dieselben Früchte zeitigt, vermag ihre Kinder Jahrhunderte lang festzuhalten auf einem gleichen Grade der Culturentwicklung. Das Bauernthum wird also immer scheinbar der zurückgebliebene Stand sein, wird nur ungern die Vortheile ergreifen, welche eine theoretische Wissenschaft ihm zuwenden will, wird demzufolge jener Factor bleiben, welcher hinter sich die meisten Erfahrungen aufgehäuft hat, welcher in sich die größte Pietät für die

Schätze und Tugenden der Vergangenheit wahr. Auch wird das Bauernthum stets jener Stand bleiben, welcher im unmittelbaren Umgange mit der dem Menschengemüthe immerdar räthselhaft bleibenden Natur ein höheres Walten glauben und bekennen muß.

Diese einzige Zuversicht, daß alles sich wiederholt, kann mich trösten in der Trauer um den Bauernstand, den ich heute niedergehen sehe.

Eine bessere Antwort auf Ihre Frage, sehr geehrter Herr Professor, weiß ich nicht zu geben. Es ist ja eigentlich gar keine Antwort, es ist nur eine Reihe von Gedanken, zu denen Ihr Schreiben mich veranlaßt hat.

Tauben-Mord.

Eine Culturflizze aus der eleganten Welt.

Gegen die Mitte Februar d. J. brachte eines jener Wiener Blätter, welche hinsichtlich des Berufes der Presse den umgekehrten Begriff von demjenigen haben, den Menschenfreunde, Idealisten, Schwärmer und andere paläontologische Anthropoiden, die aus vergangenen Perioden in unsere jetzige Culturepoche noch hineintragen, festhalten, ein sonderbares Bild. Diese letzteren meinen nämlich, es gehöre mit zu den Aufgaben der weit unter den breiten Schichten der Bevölkerung hin wirkenden Tagespresse, gewissermaßen als Fortsetzung der Schule zu wirken, und muthen ihr deshalb zu, nach Thunlichkeit die eine und andere Gelegenheit zu ergreifen, um die Menschen zu richtigeren Meinungen und besseren Anschauungen emporzuziehen. Jene Blätter aber halten das für zu unbequem und finden es für nützlicher, zu

dem Pöbel, der in jeder Classe der menschlichen Gesellschaft vertreten ist, herabzusteigen, dessen schlechten oder unverständigen Trieben zu schmeicheln, denselben in seinen Gewohnheitsneigungen nicht zu stören, überhaupt zu Gunsten des eigenen Geldbentels ihr Möglichstes dazu beizutragen, daß diese und jene Dinge in der Welt wenn auch nicht schlechter werden, doch wenigstens auf dem dermaligen Standpunkte stehen bleiben. Die Armlosigkeit dieses Pöbels wird übrigens selbstverständlich auch von ihnen gerade so durchschaut, wie von jedem anderen Menschen, der das Herz auf dem rechten Fleck hat.

Ein solches Blatt nun brachte das Bildnis eines österreichischen Grafen — und zwar nicht in dessen etwaiger Eigenschaft als Diplomat, Soldat, Förderer des Ackerbaues, Beschützer gemeinnütziger Unternehmungen

gen, sondern in der eines Siegers bei einem zu Monte Carlo abgehaltenen sogenannten Taubenschießen. Derselbe Graf hatte bei dem erwähnten Vergnügen den Ehren(!)-Preis von etwa neunzehntausend Francs davongetragen.

Mit diesem Bilde wurde für die Bewunderung der Menge, aus deren Beiträgen das betreffende Blatt seinen Nutzen zieht, ein Mann auf das Piedestal der Tagesberühmtheiten gestellt, dem die menschliche Gesellschaft, in deren Mitte es so viel Hunger und Jammer gibt, eine beträchtliche Summe deshalb überwiesen hatte, weil von demselben im Verwunden und Niederschießen von zahmen Vögeln, die aus einem Korbe aufflogen, besondere Geschicklichkeit gezeigt worden war. Zu Monte Carlo wird derlei gestattet, weil man dort nicht allein auch die Spielbank zulässt, an der alljährlich eine Anzahl von Menschenleben verloren geht, sondern auch noch vieles andere, was hier nicht weiter ausgeführt werden soll.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß eine stattliche Anzahl von Sommerfrischen, Fremdenorten und dergleichen sich es besonders angelegen sein ließe, dem von Monte Carlo im glorreichen Fürstenthum Monaco gegebenen Beispiele sofort zu folgen, wenn es die Regierungen gestatten würden. Seine Durchlaucht, der Fürst von Monaco, lebt bekanntlich von den Pächtern der in seinem Staate aufgeschlagenen Spielbank und muß sich demnach gefallen lassen, daß diese allen jenen „Anforderungen der Jetztzeit“ Rechnung tragen, durch deren Berücksichtigung sich die catilinarischen Existenzen von Europa und Amerika dorthin locken lassen. Anderswo braucht man derlei Rücksicht nicht zu nehmen, und so erscheint das Taubenschießen aus ganz Europa nahezu verbannt, kommt höchstens ab und zu selten irgendwo einmal in Italien oder auch im südlichen Frankreich vor.

Nun geschah es, daß ein anderer Adeliger, welcher der österreichisch-ungarischen Monarchie angehört, diesem Vergnügen bewohnte. Die Vorbeeren des Tauben-Siegers ließen ihm keine Ruhe, bis nicht eine klaffende Lücke in unserem Culturleben ausgefüllt und das fashionable Vergnügen auf den Boden Oesterreichs verpflanzt war.

Der Jahreszeit wegen konnte es sich da nur um eine der „Winter-Stationen“ handeln. Man wählte eine solche aus und setzte es durch, daß die Ausführung einer derartigen Jagd in einer Entfernung von drei oder vier Kilometern bewilligt wurde. Daß die Behörden eine solche Bewilligung gerne oder auch nur gleichgiltig — wie man andere Spiele und Aufzüge gestattet — erteilt hätten, wird man wohl nicht behaupten oder annehmen können. Indessen fanden dieselben keinen formalen gesetzlichen Grund, aus welchem dieselbe zu verweigern war. Es gibt wohl Bestimmungen, welche Thierquälerei verbieten — dieselben scheinen aber auf diesen Fall nicht anwendbar zu sein. Denn es wurde gesagt, daß Hetz- und Parforce-Jagden ungehindert stattfinden, ja daß man, wenn die sentimentalen Spießbürger, deren Stimmen gegen das aristokratische Amusement allmählich laut wurden, Recht behielten, die Jagd überhaupt verbieten müsse. Denn daß angeschossene Thiere oft erst nach langer Zeit elend zu Grunde gehen, sei vom Begriffe der Jagd nicht zu trennen.

Wenn man sich auf Hetzjagden und dergleichen berufen konnte, so ist es wieder nur ein Beweis für die alte Wahrheit, daß Beispiele dieser Art, die von den bevorzugten Classen der Gesellschaft gegeben werden, nicht günstig wirken. In der Zusammenstellung mit der Jagd überhaupt liegt offenbar einige Wahrheit. Es fühlt aber doch jeder heraus, daß die Vergleichung irgendwo nicht klappt. Es handelt sich eben nicht nur darum,

was irgendwo geschieht, sondern auch, wie es geschieht.

Seit Jahren stellen die Jäger den Felsentauben des Karstes nach. Dieses im ganzen Gebiet des Mittelmeeres heimische Thier ist die Stammutter unserer Haustaube. Es bewohnt die Klüfte und Höhlungen dieser felsigen Uferländer in großen Mengen und umso zahlreicher, je unnahbarer die Abgründe und Schlüpfte sind. Es ist mir aber noch niemals vorgekommen, daß ich eine Erhebung der öffentlichen Meinung gegen diese Jagd wahrgenommen hätte. Es ist eben eine Jagd, wie eine andere auch, und es läßt sich dafür oder dagegen nicht mehr sagen, als was man hinsichtlich der Wildjagd überhaupt vorbringen kann.

Einen Eindruck ganz anderer Art würde es offenbar machen, wenn man eine Anzahl dieser Vögel einfänge, sie in Körbe zusammenpackte, und alsdann nach und nach mit gestuften Schwanzfedern fliegen ließe, um sie in der Entfernung weniger Schritte zusammenzuknallen. Gerade in dem Unterschiede, der zwischen dem einen und anderen Verfahren besteht, liegt aber offenbar jenes Moment, durch welches sich für das Gefühl, wenn auch nicht für das Strafgesetzbuch, die Jagd im allgemeinen von dieser sogenannten Jagd im besonderen abhebt.

Was die Thierquälerei anbelangt, so gaben die Veranstalter des Taubenschießens an, daß ihre Diener beauftragt seien, jedes nicht tödtlich getroffene Thier sofort zu erwürgen, oder, wie der technische Ausdruck lautet, „abzufedern“. Offenbar waren dieselben jedoch gar nicht imstande, diesem Versprechen nachzukommen, wie es auch der Erfolg bewies. Es ist augenscheinlich, daß bei den verschiedenen denkbaren Graden von Verwundung ein Thier sowohl dem augenblicklichen Tode durch die Schüsse, als dem durch die Finger der Abfederer entrinnt, und gleichwohl auf eine bedauernswerte Weise zu Grunde geht.

Nachdem das Bedenken wegen der Thierquälerei beschwichtigt war, blieb noch die Rücksicht auf die Stimmung der Bevölkerung. Ein Plebiszit wurde wohl nicht veranstaltet, dagegen das Gutachten der Gemeinde-Vertreter eingeholt. Diese wackeren Staatsbürger, die aus dem Fremdenverkehr einen nicht unerheblichen Gewinn ziehen, hatten gar nichts gegen das Vergnügen der hochgeborenen und geehrten Herren Gäste einzuwenden, vorausgesetzt, daß ihnen die Schrote nicht auf ihre frisch angestrichenen Häuser, ihre theueren Fensterscheiben oder in die eigene Haut fuhren. Diese Bedenken wurden durch die Wahl einer geeigneten Örtlichkeit beseitigt.

Es blieb also nur noch übrig, der Sache den bekannten Mantel der Gemeinnützigkeit umzuhängen, was dadurch geschah, daß man die Einnahmen aus den Eintrittsgeldern den Arbeiten an der Fortsetzung eines Spazierweges überwies — dann rothe Plakate drucken zu lassen, in welchen nicht nur der hohe Adel, sondern auch das geehrte Publicum gnädigst zum Zuschauen gegen eine gewisse Gebühr eingeladen wurde, sodann sich „Ehren-“ und „Damen-Preise“ zu verschaffen, welche letztere durch eine bei Frauen veranstaltete Collecte beigelegt wurden.

Wir haben vor Zeiten in der Schule gelernt, daß allenthalben, wo etwas Gutes vorbereitet wird, der böse Feind herumgeht und Unkraut unter die Weizenkörner säen will. An der Wahrheit dieser Beobachtung ist leider nicht zu zweifeln. Es kommt aber nicht gar so selten auch das Umgekehrte vor. So war es hier.

Da waren einige Männer, die sich untereinander sagten: „Können wir ein derartiges Schaustück nicht verhindern?“

„Wir haben am Eingange von öffentlichen Gärten Tafeln aufgestellt gesehen, welche uns durch ihre Inschrift mittheilen, daß diese Anlagen dem Schutze aller Naturfreunde anvertraut seien. Nach dem Texte diese

Zuschriften wäre also jemand kaum zu verurtheilen, der einen bösen Buben, welcher eine Pflanze verstümmelt, bei den Ohren nimmt. Da die Thiere auf der Stufe der Lebewesen jedoch ohne Zweifel höher stehen, als die Kräuter, Sträucher und Bäume, so wird man wohl auch kaum etwas dagegen haben können, wenn sich jemand um die stumme, aber fühlende, Creatur annimmt. Machen wir einen Versuch, die Tauben von dem ihnen bevorstehenden Schicksal zu befreien!“

Da die zuständige Behörde von den erwähnten Gesichtspunkten aus kein Mittel fand, die bevorstehenden Schießversuche an den mittlerweile in Körben und Kisten nach langer Reise aus Ungarn herbeigeschafften Thieren abzuwenden, so wandten sich diese Männer an eine höhere Behörde. Die Zeit drängte, es geschah dies auf telegraphischem Wege. Auf dem gleichen Wege kam die Rückantwort, daß man die unterstellte Behörde, eben diejenige, die als erste Instanz bereits sich über die Unmöglichkeit einer Nichtbewilligung geäußert hatte, zu weiterer „Erhebung“ und Amtshandlung veranlaßt habe. Gegen diese Rückäußerung war allerdings nichts einzuwenden, weil die Herren der höheren Instanz, die sich in einer entfernten Stadt befinden, nicht wissen konnten, um welche tatsächlichen Verhältnisse und Vorkommnisse es sich in der telegraphisch eingelangten Vorstellung handelte.

Die Sache stand nunmehr genau wieder so, wie vorher. Bei der Kürze der Zeit war an eine weitere Abhilfe für den Augenblick nicht mehr zu denken. Die Execution war in zwei Schlachttagen eingetheilt. Die Stunde des ersten stand unmittelbar bevor.

Schon waren einige hundert Tauben an den betreffenden Ort gebracht worden. Da sorgten die angedeuteten Verschwörer dafür, daß wenigstens eine Anzahl von Zeugen zur Stelle war, durch deren Aussagen solche Vorgänge festgestellt werden konnten, die

Veranlassung zu einer Anklage wegen Thierquälerei bieten mochten. Aus den Aussagen dieser Zeugen gieng Folgendes hervor.

Von je hundert mitgebrachten und aus den Körben entlassenen Tauben blieben etwa vierzig sofort getödtet auf dem Platz. Andere dreißig wurden verwundet. Von diesen wieder gerieth etwa die Hälfte in die zugesagte Mitwirkung der „Abfederer“, das heißt, die betreffenden Thiere wurden nachträglich durch Zerren, Reizen, Aufschlagen gegen Steine oder sonstwie getödtet. Die andere Hälfte entkam vorläufig, mußte aber zu Grunde gehen. Den einen waren die Füße weggeschossen, so daß sie nirgends mehr sich hinsetzen konnten, andere verendeten flügelahm an unbekanntem Stellen, wieder andere kamen zerseht und blutend in den Gassen des benachbarten Ortes an, wo sie den Steinwürfen und sonstigen Scherzen der nichtadeligen Jugend erlagen, und wieder andere wurden von Sperbern, Habichten oder Falken vertilgt, die, mitleidiger als verschiedene Menschen, mit ihnen sofort ihren Hunger stillten.

Weitere dreißig auf je hundert entkamen überhaupt und flogen dem Buschwald und den Häusern zu.

Ein animiertes Tanzkränzchen vereinigte nach Beendigung der Jagd die Teilnehmer und die Crème der Gesellschaft, und bildete so den Schluss dieses schönen Festes.

Mittlerweile war es einem der erwähnten Männer gelungen, den Ort zu entdecken, wo die für die morgige Fortsetzung der Schlächtereie bestimmten Thiere aufbewahrt wurden. Derselbe vermeinte, es liege hier einer jener Fälle vor, wo nach Erschöpfung der Mittel gesetzlicher Abwehr die sogenannte germanische Selbsthilfe nicht unübel am Platze wäre. Er begab sich demnach an den von ihm erspähten Ort und öffnete mit einem Messer Körbe und Kisten. Es gelang ihm, ein paar hundert der Gefangenen, die man

zudem Tage lang ohne Trank und Nahrung gelassen hatte, zu befreien. Einige wenige waren bereits offenbar verdurstet, todt, einige andere giengen sofort zu Grunde, weil sie in ihrer Gier nach Wasser einer Pfütze zusflogen, die sich in einer von steilen Mauern eingefassten Grube befand. Aus dieser vermochten sie sich nicht zu mehr erheben und ertranken. Die stattliche Anzahl von ein paar hundert aber flog frei auf Bäume und auf Dächer, von welchen erhabenen Standpunkten aus sie vielleicht Betrachtungen über den Fortschritt der Sitten anstellte, den die Herren der Schöpfung seit den Tagen der Höhlenbären und Pfahlbauten gemacht haben.

Als sich nicht bloß die Kunde von dem Vorgefallenen, sondern mit ihr auch die Scharen der freigelassenen Thiere im Orte verbreiteten, war die Entrüstung der um einen Theil ihres Vergnügens Geprellten keine geringe. Man erfuhr alsbald den Namen des Attentäters, welcher für seine That einstand, und bedrohte ihn mit einer Anklage wegen Diebstahls.

Kunmehr stellte es sich heraus, daß in einem Gebäude immer noch ein, wenn auch geringer, Rest der Thiere verwahrt wurde. Die Wachsamkeit über dieselben wurde verdoppelt und verdreifacht, und es gelang nicht, diese ihrem Schicksale zu entziehen, welches das nämliche war, wie jenes, das die anderen vor die Gewehre gestellten Tauben getroffen hatte.

Wenige Tage später veröffentlichte ein Wiener Blatt, welches die Personenbewegung in Bädern und Curorten, so weit sie sich auf aristokratische Namen bezieht, den zeitgenössischen Maulaffen vorzuerzählen pflegt, und an seiner Stirne nur die Abbildungen von Comteßen und deren Standesgenossinnen bringt, einen enthusiastischen Aufsatz über die haute saison des betreffenden Ortes, die glanzvollen Namen, durch welche dieselbe verherrlicht wird, wobei der Verfasser eben

diesen Ort zu der Einführung des Taubenschießens auf heimischem Boden beglückwünscht und den gelungenen Verlauf desselben feiert — welche letztere Bemerkung wohl sogar die Unternehmer des Taubenschießens kaum unterschreiben dürften.

Denn es zeigte sich mit unverkennbarer Deutlichkeit, daß das Volk bei uns im allgemeinen noch nicht reif ist für das Verständniß dieser Spende des Zeitgeistes. Der nämliche Attentäter, welchen die feinen Herren als Dieb bezeichneten, wurde allenthalben beglückwünscht, wo er sich auf der Straße sehen ließ. Sein Einbruch hat ihm manchen Händedruck von Personen eingetragen, mit welchem er sonst kaum in Berührung getreten wäre. Die Presse der Provinz lobte ihn, und belegte das von ihm gestörte Vergnügen mit scharfen Bezeichnungen und Ausdrücken. Es kamen ihm Duzende von Briefen zu, darunter von Personen, von welchen eine einzige mit ihrem Beifall die Anfeindung von ungezählten Müßiggängern aufwägt. Mit einem Wort — in Oesterreich sind die Leute noch zu dumm, um den „Chic“ dieser Art von Passionen zu würdigen, und deshalb hat auch der Veranstalter dieser Martergeschichte den Boden, auf dem ihm nach dem Bericht des angeedeuteten Blattes ein so „brillanter Erfolg“ ausblühte, den Rücken gekehrt, und wieder die gesegneten Gefilde von Monte Carlo aufgesucht, wo die Verhältnisse und die Personen, die man dort duldet, ein weit günstigeres Feld darstellen.

Bei näherer Betrachtung eines solchen Falles ergibt sich die eine und andere Frage wohl von selbst. Man kann beispielsweise sagen: „Wenn die Herren ihre Gewandtheit im Schießen zeigen wollen, warum schießen sie nicht, wie es anderweitig geschieht, auf Glaskugeln, welche eine Schleudermaschine in die Luft wirft?“

Darauf wird von den Betheiligten geantwortet, die Kunst, eine solche Kugel

zu treffen, sei nicht so groß, als das Treffen einer Taube.

Diese Entgegnung muß als unzutreffend bezeichnet werden, nachdem man die Bewegungsfähigkeit der Taube vorher durch Entfernung der Steuerfedern wesentlich beeinträchtigt hat.

Auch ließe sich fragen, wozu man in der Schule den Kindern lehrt, daß Barmherzigkeit gegen den Menschen und die Thiere von Christenthum und Sitte geboten sind. Ferner könnte gefragt werden, bei welchen Gesellschaftsschichten und bei welcher Art von grausamen Hantierungen die gegen Thierquälerei gerichteten Bestimmungen des Gesetzbuches ihre Wirksamkeit versagen. Dann könnte es Einem einfallen, darüber nachzudenken, in welcher Weise die Gefühle und Stimmungen, die in der einen Classe der menschlichen Gesellschaft gegen die andere herrschen, durch solche Vorkommnisse beeinflusst werden. Man könnte auch das Benehmen des gemeinen Volkes, das sich über die gelungene Befreiung der Thiere

freute, dem gewisser Aristokraten gegenüberstellen.

Und so ließen sich noch manche, zum Theil sehr vorwitzige, Fragen aufwerfen.

Zu übrigen wurde Straflage wegen „boshafter Beschädigung“ eingereicht. Die Straflage bezog sich aber nicht auf die Veranstalter des Schießens, sondern auf denjenigen, der einen Theil desselben vereitelte, und die „boshafte Beschädigung“ nicht auf das Verstümmeln und Zerschlagen der Thiere, sondern auf die Befreiung derselben von den Martern, von denen sie durch den Übermuth nutzloser Müßiggänger bedroht waren.

Nachdem man den Angeklagten vernommen hatte, gieng der Act an die Staatsanwaltschaft. Dieselbe fand Anhaltspunkte, welche ihr gestatteten, die Klage sofort zurückzuweisen. Damit ist allerdings eine Verurtheilung erzielt, aber eine solche, an welche der Kläger nicht dachte.

Oswald Stamm.

Wie der Almpeterl gedichtet hat.

Eine Studie über die literarischen Flegeljahre von P. A. Hofegger.

II.

Wenn ich schon drangehen soll, die wunderliche literarische Thätigkeit des jungen Menschen im weltentrückten Gebirgsbauernhause in einem zweiten und letzten Aufsaße zu charakterisieren, so geschieht es, um das Bild einer Erscheinung zu vervollständigen, welcher man größeres Interesse zuzuwenden beliebt, als sie vielleicht wert sein mag. Für mich selbst, ich betone es noch einmal, sind diese Rück Erinnerungen ersprißlich und niederdrückend zugleich; für andere mögen sie zeigen, aus welchen Wurzeln sich spätere schriftstellerische Thätigkeit

entwickelt. Nicht als ob ich das der einen Person wegen für so wichtig hielte, sondern weil ich in dem über und über grünen „Almpeterl“ einen Typus des literarischen Dilettantenthumes der unteren Stände erblicke.

Ich ziehe aus den zwanzig Bänden noch zwei Zeitschriften hervor, die mir einigermaßen charakteristisch zu sein scheinen und vielleicht einen gewissen Anspruch auf Beachtung machen dürfen.

„Sonntagsblatt. Eine Wochenschrift. 1862.“ In der ersten Nummer desselben heißt es (der Text ist hier

etwas zusammengezogen): „Jetzt sitze ich hier, die Nadel in der Hand. In meinem jugentlichen Ungeſtimme habe ich wieder einen raschen Entschluß gefaßt, der mir fast gereuet. Ich habe Geschäfte, zu dessen Erfüllung ich verpflichtet bin. Bauer und Handwerker sein. Da sohl ich die ganze Woche arbeiten und am Sonntag sohl man doch in die Kirche gehen, überdis ist ein Schneiderlehrlinge — der ich leider noch bin — verbunden, in die Sonntagschule zu gehen. Die „fröhlichen Stunden“ habe ich auch zu verferdigen, und dennoch eine neue Zeitschrift! und ich weiß gar nicht, was ich Alles hineinschreibe, vill Gescheites und Schönes werde ich halt nicht zusammenbringen“. Diesem Selbstbekenntnisse auf dem Fuße folgt ein Sermon: „Liebe Freunde, kommenden Jahr muß uns wieder bedeutend dem Himmel näher führen. Dort müssen wir hinein und koste es, was es wöhle, es wöhre doch schrecklich, wenn wir den Himmel verfählten und der Hölle zugingen, während Andere unseres gleichen sich einen schönen Ehrensig im Himmel erwerben. Und schändlich wöhre es für uns noch dazu. Ein ordentliches Leben fangen wir an. Es ist ja nicht noth, das wir in härene Kleider dahergehen, uns täglich geißeln, bei Wasser und Brod fasten, den ganzen Tag in der Kirchen sitzen. Man kann schon Bratl und Krapsen essen (wer's hat), aber halt nicht übermäßig. Ehrlich, Dreue und in Ordnung mit seinen Geschäften, das ist Schuldigkeit. Und wen in diesem Jahr Leiden komt, so recht vill Gedult dazu — und Gedult für mein Geschreibsel, wenn sie euch anders jetzt nicht schon ausgegangen ist.“

In der darauffolgenden Beschreibung seiner Lesewuth drückt der Verfasser die Befürchtung aus, daß er mit dem Buche in der Hand für einen Jesuiten gehalten werden könne; er verwahrt sich dagegen und ruft aus: Respect vor mir, ich bin ein Schneider!

Seiner religiösen Stimmung gibt er nicht uneben Ausdruck im Aufsatz: „Ein Sonntag“. „Mitten in unserer Gemeinde ein erhabener Ort: ein Nazareth ein Betlehem, ein Jerusalem — die Pfarrkirche. Das Taufbecken ist der Jordan, die Kanzel der Berg Tabor, der Altar — Golgatha. Die Kirche ist unser Himmel auf Erden. Thoren, die ihr euch in der Kirchen ungebührlich betragt, ich ergere mich über euch, ihr euch über mich. Ob sich auch Gott ergert?“ — Es steckt, wie man sieht, Predigerlust in dem Jungen.

In der Nummer vom 23. März 1862 des „Sonntagsblatt“ findet sich eine scharfe Epistel gegen die heimlichen Feinde Osterreichs, welche immer auf die Regierung losschimpfen und ihr alle Schuld an den schlechten Zeiten geben. „Wer ist Schuld an den schlechten Zeiten? Theils Gott, der sie gibt, theils ihr, die sie verdient. Klagt euch an, klagt Gott an, wenn ihr Courage habt!“ — In der Nummer vom 30. März findet sich eine sehr ernsthafte Ansprache an einen Mann, der zu jener Zeit sich in Alpel erhenkt hatte. „Bist sonst immer so fromm gewesen, die Welt hat dich mit Reichthum überschüttet, und jetzt thust du auf einmal was, das dich der Hölle so nahe bringt! Was ist dir denn eingefallen? Nein, geisteskrank bist gewesen und da Gott jede Krankheit nur mit Gutem belohnt, so wird er auch dir ein gnädiger Richter sein.“

Im Capitel „Des alten Hexenmütterls Selbstgespräch“ wird der Aberglauben gegeißelt. Und zum Schluß: Es gibt Menschen, welche das Wahre und Schöne verachten und den Aberglauben für Frömmigkeit halten. Aberglauben ist Teufelsreligion.“

In diesem Buche erzählt der Verfasser auch ein Gaunerstückchen, das sich in seiner Gegend zugetragen. Apolonia hatte zwei Liebhaber. Der

Franz sagte zu ihr: Wenn du den Josef nimmst, so hänge ich dich! Der Josef sagte zu ihr: Wenn du dich dem Franz zuhältst, so ersteche ich dich! Welchen Tod sollte sie wählen? Denn sie wollte von ihnen nicht lassen. Da klagte die Apolonia ihre Noth einer durchziehenden Zigeunerin. Diese antwortete: Kein besseres Mittel, als wenn du das Geld, das sie dir schon gegeben haben, in deinen Rock einnähen lässtest und drei Tage lang mit dir herumträgst. Ist es dir recht, so nähe ich dir das Geld in deinen Rock, denn es muß dabei ein Gebet gebetet werden, das nur ich kann. Der Apolonia war's recht, gab der Zigeunerin zwanzig Gulden in die Hand und diese nähte das Geld vor ihren Augen in die Toppe. Nach drei Tagen, als die Magd ihre Toppe wieder aufschloß, war natürlich kein Geld da, aber auch keine Zigeunerin mehr. Von ihres Herzens Zwiespalt aber erlöste sie ein Gendarm, welcher den Franz eines Diebstahls wegen in den Arrest trieb. Der Franz konnte sie also nicht hängen, und der Josef wollte sie nicht erstechen. —

Aber trotz solcher und anderer Lebenserfahrungen ist an dem jungen schreiblustigen Menschen die Gott- und Weltgläubigkeit nicht unterzuzukriegen. Im Aufsatz: „Drangsale der Zeit“ besonders offenbart sich Noth und Gottvertrauen. Er weint, er schreibt. In der von Rienspan schwach beleuchteten Stube die abgehärmte Mutter am Bette des todtkranken Bruders. Dieser kann vor Schwäche sich nicht mehr bewegen, wimmert vor Schmerz, lächelt aber zugleich und tröstet die Mutter. Der Peterl muß sich abwenden, daß man sein Schluchzen nicht merkt. Die übrigen Geschwister stehen trostlos um das Bett herum; zum kleinen Knaben Nikolaus sagt der Peterl: Bete für deinen kranken Bruder, du bist noch ganz unschuldig, bei dir gibts was aus. — Aus der Bergstadt Leoben kommt

am selben Tage die Nachricht, durch den Brand in einem Bergwerke seien sechsundzwanzig Arbeiter erstickt. Peterl hört den Jammer der hinterbliebenen Witwen und Waisen. Leute die ins Haus kommen, erzählen von großen Überschwemmungen in der fernen Stadt Wien. „Nirgents sieht man nichts Gutes“, seufzt der unermüdete Chronist und über Alles und Jedes thut ihm das Herz weh. Dann setzt er bei: „Drum thöricht sind die Menschen, die nach Erdenglücke haschen, es ist ja Jedem aufgesetzt, in Vermuth sich zu waschen. Denn dieses Kreuz, auf dem wir sehen den Welt-erlöser bluten, hat Gott uns Allen auferlegt, den Bösen wie den Guten. Und wer's nicht willig dragen will, nun der muß doppelt büßen, drägst du es aber mit Gedult, so kannst du dir's versüßen. — Und jene Kron ist doch mehr werth, als alle Erdenkronen, mit der uns einst der liebe Gott als Dulder wird belohnen.“

Gleichzeitig bietet dieser Band ein Tagebuch des Verfassers, das die Bauernhöfe nennt, auf welchen er als Schneider arbeitete, das ferner seinen Cassastand angibt, z. B.: „In dieser Wochen fünfundsechzig Kreuzer ausgegeben, dreißig Kreuzer eingenommen. Nacht nix, wird schon wieder besser werden.“ Auch die Zahl der von ihm gelesenen Bücher wird zeitweilig angegeben: vom Jahre 1858 bis 1861 las er 359 Bände und Bändchen, die er sich von verschiedensten Seiten zu verschaffen wußte. Ferner enthält der Band „Sonntagsblätter“ Aufzeichnungen über die Volksbewegung in Mpel: Heiraten, Krankheiten und Sterbefälle. Im Jahre 1861 starben sieben Personen und verehelichten sich zwei Paare. —

Weitaus drolliger als die „Sonntagsblätter“ sind die zwei Bände: „Meine Gedanken“. Der erste derselben gäbe Stoff für eine besondere Betrachtung; der zweite schließt sich insoferne den „Sonntagsblättern“ an, als er ganz

im Stile einer Zeitung gehalten ist. Diese Zeitschrift wurde gegründet am 16. Mai 1864. In der Einleitung vergleicht der Verfasser seine Schreiblust mit einer Blume, der Frost mag sie immer entblättern, im Frühjahr treibt sie doch allemal wieder frisch aus der Wurzel und blüht. Mit dem Frost meinte er die Gleichgiltigkeit, mit welcher das Publicum seine früheren Schriften behandelte. Das Publicum bestand nämlich nur in den Kindern des Kleinkaufmanns Haselgraber zu Kathrein am Hauenstein. Diese, als die Freunde des Autors, bekamen die Sachen natürlich gratis zu lesen, und wenn es in der „Pränumerations-Einladung“ heißt, daß der Leser für den Jahrgang einen Kreuzer zu zahlen habe, so war das durchaus nicht so ernst gemeint. Der Herr Verfasser war froh, wenn man die Sachen umsonst las; die Gebrüder Haselgraber erwiesen ihm den Gefallen zumeist, hatten manchmal aber etwas Besseres zu thun, als die schlecht geschriebenen Phantastereien des Almpeterls zu lesen, obzwar sie ihm sonst recht gewogen waren und aus ihrem Kaufmannsladen dem „Büchelschreiber“ manchen Bogen Kanzleipapier gratis lieferten. Der Kaufmann Karl Haselgraber war zugleich Gemeindevorstand in Kathrein am Hauenstein. Seine geräumige Hausstube war besonders zur Winterszeit an Sonn- und Feiertagen ein beliebter Versammlungsort der Leute. In dieser Stube lagen die Schriften des Almpeterls auf, jeder konnte darin blättern wie er wollte. Mancher vertiefte sich in die Büchelchen und schüttelte bisweilen den Kopf.

Das erste, was uns im zweiten Jahrgang „Meine Gedanken“ auffällt, ist eine Musikkritik über die Kirchenmusik am Pfingstsonntage zu Kathrein. „Herr Schulmeister! Wir bitten nur wieder alte Messen anzulegen, die neuen gehen nicht. Wenn Sie aber schon neue machen wollen, so früher schön fleißig einstudieren! Die Litanei

ist gut gegangen; das Tantum ergo hoffen wir am Frohnleichnamstage besser!“ Keiner kann doch auch in der Stadt kein kritischer Grünschnabel sprechen. Am darauffolgenden Dreifaltigkeitsfeste war unser Musikreferent sehr zufriedengestellt, er constatirte, daß der Schulmeister Herr Latowitsch sein Bestes gethan und die schönsten Sachen zu einem einheitlichen Ganzen zusammengestellt habe.

In einer späteren Nummer wird das Sängersfest zu Rindberg am 19. Juli beschrieben, zu welchem der Almpeterl vom Veranstalter desselben, dem Componisten Jakob Schmölzer, eingeladen worden. Nach dem Feste, welches um acht Uhr abends zu Ende, „suchte ich eilig mein Bett auf, welches aber fünf Stunden weit von Rindberg entfernt war“. — Auf ein anderes Festconcert schrieb der Almpeterl eine Satire, in welcher es heißt, daß der Saal gedrängt voll war — vor Finsternis, und daß die Vorträge lebhaft applaudiert wurden von den — Mitwirkenden.

Am 31. Juli wurde auf einer Berghöhe bei Mürzzuschlag ein Volksfest abgehalten zur zehnjährigen Eröffnungsfeier der Semmeringbahn. Unser Almpeterl war natürlich auch dabei, beschrieb in „Meine Gedanken“ das Fest und feierte den siegreichen Menschenggeist. Der Artikel schließt wie folgt: „Ich war ungemein heiter und fröhlich, besonders als mich Herr Haas (Gastwirt aus Kathrein) zu seinem Gesellschafter erwählt hatte und ich auf seine Unkosten Wein, Bier, Kaffee, Würste, Braten mit Zuspeis und Cigarren im Überflusse genießen konnte. Bis zwölf Uhr in der Nacht blieb ich an der Seite des Großmüthigen.“

In der Beschreibung eines Festes auf dem Teufelsstein ist er entriistet über des Volksspiel, bei welchem ein Hahn, am Fuße mit langer Schnur angebunden, von einem Manne, dem die Augen verbunden, erschlagen werden

folgte. „Sie, Herr Festgeber“, fragt der Schreiber, „was hat das Thier verbrochen? Soll es sterben, damit der rohe Pöbel etwas zu lachen hat?“ Im Gedränge ruft dem Autor ein Herr zu: „Druckens nit so, das ist ja ein Druckfehler!“ worauf der Almpeterl antwortet: „Ich kann ja nicht machen, daß ich nicht da bin.“ — In einem förmlichen Leitartikel über die „Bürgermeisterwahl“ zu Rathrein wird verlangt, die Stimme nur einem uneigennütigen freisinnigen Manne zu geben, einem, der sich nicht vom fadem Lohn und dummem Ehrgeiz leiten läßt. — So viel von der journalistischen Seite des Blattes.

Nun das Feuilleton. In dem autobiographischen Aufsatz: „Meine zwanzig Jahr“ schildert der Verfasser mehr Gefühle als Thatsachen, berührt manche Drangsal und spricht schließlich den Wunsch aus, diese Zeit noch einmal zu durchleben.

Aus den Gedichten dieses Bandes seien mit geringen Kürzungen die folgenden mitgetheilt:

Vergeblich Pfingsten.

Ist das Fest der Heiligmachung
Jetzt vorüber, oder sind wir
Böse Menschen noch wie früher,
Die nur sich wie Götter lieben,
Und den Nächsten feindlich hassen,
Und den Leidenden verlassen?
Die der Hölle dienen hieben
Und den Himmel hoffen drüben?
Ist es so, dann sind die Pfingsten
Noch bei weitem nicht gekommen.

Allerseelen.

Gelle hebre Glodenstimmen schallen,
Gräber sind verklärt im Lichterstrahl,
Blumensträuße, Rosenränze wallen,
Just als ob Frohnleichnam wär' im Thal.
Ja, Frohnleichnam! — Leichnam hallt
das Echo,
Einstens thaten wir den Acker bau'n.
Heute kommen wir, um nach dem Wachsen
Unsrer theuren Erdenfrucht zu schau'n.

Weihnachtslied.

Wenn wir, ihr Freunde all, gelebet dazu-
mahl,
Wir hätten das göttlich' Kind besucht im
Ochsenstall,

Hätten wie die Hirten es gepflegt,
Genährt, auf weiches Bett gelegt.
Wohlan, ihr Freunde, wollt das Christ-
kind lieben:
Dort in der halbverfallenen Hütte drüben,
Dort lebt ein armer, kranker Mann.
„Was ihr ihm thut, das habt ihr mir
gethan.“

Zum Namenstage der Mutter.

Möge im Herrn meine Seele sich sammeln,
Dir meinen Dank, meine Ehrfurcht zu
sammeln,
Du meines Heiles lebendiger Born,
Heiliger Baum, wo das Leben mir sprieket,
Quell', aus der himmlischer Segen mir
fliehet,
Sei mir gegrüßet!

Immer gedenk ich der seeligen Träume,
Da ich geschaut in die himmlischen Räume,
Als ich nach schuldlos geschlummert an Dir.
Hast du doch selbst mir das Böse verwehret,
Christliche Pflichten mir liebeich gelehret,
O sei mir verehret!
Höre des Erstlings freudiges Danken,
Nie soll der kindliche Liebesinn wanken,
Zum Herzen der Mutter, zum Herzen der
Treue.

Vater der Ewigkeit, Gott in den Höhen,
Segne das Mutterherz! Höre mein Flehen!
Höre mein Flehen!

Natürlich ruht der Schalk nicht
lange; wir stoßen auf das Gedicht:

Ist aber nicht wahr.

Die Welt läßt sich täuschen, drum flieht ihr
der Sieg,
Sie hasset die Wahrheit und glaubet der
Lüg',
Verachtet die Braven, der thürischen Schaar
Erklärt sie als redlich, — ist aber nicht
wahr.

O Prahlhans, du reicher, wie liebst du
dein Geld!
Du thust, als ob Niemand so reich auf
der Welt,
Du kennst keine Noth, sagst, und rufest
sogar:
Bin durch und durch glücklich! Ist aber
nicht wahr.

O Mädel was treibst du, wie stolz bist
Du heut!
Am Haupt ein grün Kranzerl, am Leib
ein weiß' Kleid,
Was fällt dir ein, Mädel, das Kranzel
im Haar!
Ein Jungfräulein wärst du? — Ist aber
nicht wahr.

Mein Glauben und Hoffen, ich Krieg' zu Mittag
 Zu essen und trinken, so viel als ich mag,
 Und werde für dieses Gedichtlein sogar
 Mit Vorbeern bekränzt — ist aber nicht
 wahr.

Und nun kommen wir zur tollen Seite der Zeitschrift: „Meine Gedanken“. Die übermüthigsten Allotria und einfältigsten Sachen durcheinander.

Räthsel: Warum bekommt man überall Judenwein? — Weil der Erfinder des Weines, Vater Noah, selbst ein Jude war.

Weissagung: Nur noch drei schlechte Jahre, dann kommt kein gutes mehr.

Bekanntnis: Ich liebe mein Mädchen recht herzlich und mein Mädchen liebt mich auch nicht.

Was dem Bauernburschen das Mädel kostet: Jährlich achtmal ins Wirthshaus 8 fl., einmal zur Kirchweih 3 fl., ein seidenes Tüchel 3 fl., beim nächtlichen Gasselgehen zerrissene Stiefel 4 fl., andere Kleinigkeiten mehr als alles Andere.

An das verehrte Publicum: „Da es von einer öffentlichen Zeitschrift verlangt wird, dass es manchen Scherz machen sohl, ich mir auch die Freiheit nehme, gegen einzelne Persönlichkeiten anzuspüren, so biete ich alle Betroffenen um Nachsicht, ich meine es nicht böse, weil ich Keinem feindlich gesinnt bin. Die mit einem Stern bezeichneten Tittel sind als Scherz zu betrachten.“

Schweinezucht: Man knüpfe das Schwein hinten beim Schwanz an, halte ihm vorn etwas zum Fressen hin, aber so, dass es die Nahrung nicht erreichen kann. Das Schwein streckt sich und zieht sich demzufolge sehr beträchtlich in die Länge. (Scheint aber ein alter Scherz zu sein, geschwind ein * dazu, dass das Thier nicht böse wird.)

Kurzbericht. (Der Almpeterl trägt seines Lehrmeisters silberne Uhr zum Uhrmacher auf den Berg.) Das Silber steigt. (Das Klinglein von

seiner Liebsten tollert ihm unter den Tisch.) Das Gold fällt.

Verlegenheit. Neulich kam unser Tabakverleger in Verlegenheit, er verlegte den Schlüssel zum Tabakverlegkasten, und da er also keinen frischen Tabak verlegen konnte, so verlegte er verlegenen.

Witterungscalamitäten: Der seit Wochen wehende Südwind hat uns zwei Concurrnz-Schneider gebracht.

Empfehlenswertes Jugendmittel für Mädchen. Man schnüre sich stark um die Mitte. Frauenzimmer, die das fleißig thun, werden nicht alt.

In eigener Sache: Diese Zeitung ist uralt, ist nämlich schon nach der Sündflut gegründet worden, sie wird in 000001 Exemplaren mit der Feder gedruckt und ist in allen Sprachen der Welt unübersetzt. Die nächste Nummer erscheint nicht mehr, Abonnementsbeträge werden schon heute angenommen. —

Ich glaube, man hat genug von dieser Sorte. Oder soll ich noch den Bericht einer Gemeinderathssitzung von Kathrein bringen? Der Pfarrer beschränkt sich in derselben, dass an Sonntagen die Leute nicht in die Kirche hineingehen wollen, sondern auf dem Vorplatze in Mengen stehen bleiben und Tabak rauchen. Manches Mittel wird vorgeschlagen, um den Unfug abzustellen, keines erweist sich als tauglich, bis einer der Gemeinderäthe auf die Idee kommt, dass möglicherweise die Kirche auf dem unrichtigen Platze stehe. Man reiße sie ab und baue sie eben auf den Vorplatz hin, wo die Leute zu stehen pflegen. (Wird wegen zu großer Kosten abgelehnt.)

Eines naturhistorischen Aufsatzes „Der Mensch“ muss noch Erwähnung geschehen, weil derselbe dem Verfasser verhängnisvoll zu werden drohte. Von Darwin war damals noch keine Rede, am wenigsten in Alpel oder Kathrein. Im Aufsatze kommen die Schlagworte

vor: Der Mensch. Säugethier, Höhe bis zu sechs Schuh, Alter siebenzig Jahre, Haut nackt, Scheitel behaart. Schnauze bei Männchen detto. Von Natur sanft, gereizt blutdürstig, man hat Beispiele, daß er sich zu vielen tausenden versammelt, um sich gegenseitig zu morden. Als Getränk liebt er Traubensaft so leidenschaftlich, daß er oft davon betäubt zu Boden stürzt, und daß er im Rausche manchmal ein u. s. w.

Die Folge dieses Artikels war, daß der Almpeterl von einem alten Weibe beim Pfarrer als Freigeist angeklagt wurde. Der Pfarrer ließ ihn rufen: „Kind, was treibst du? der Mensch ist ja ein Ebenbild Gottes!“ — „Das leugne ich nicht“, sagte der Angeklagte. „Nun, dann kannst wieder gehen.“ Und die Inquisition war zu Ende. Die alte Liesel kam aber nochmals zum Pfarrer und fragte an, ob der Almpeterl wohl auch das grobe Wort eingestanden habe? „Welches grobe Wort?“ fragte der Pfarrer. „Ein so viel grobes Wort hat er in seine gottlose Schrift hineingeschrieben, ein schreckbar grobes Wort!“ — „Und was denn für eins?“ — „Ja, er hat geschrieben, daß der Mensch im Rausch manchmal ein Schweinehund thät sein!“ — „So!“ rief der Pfarrer, „na, das ist ja leider wahr!“ Und die alte Liesel konnte auch gehen.

Harmloser als der zoologische Aufsatz über das zweifüßige Säugethier ist „Der Muthige beim Todten Weib“.

Motto: Beim Todten Weib habn's a Treppn baut, der Schneider hat sich nit auffitrat. — Sechs Stufen ist er hinaufgestiegen, seine Gedanken unterwegs. Auf der ersten Stufe: Ich will hinauf! Zweite Stufe: Ich bin ein couragierter Kerl! Dritte Stufe: Es ist ein prächtiges Wagestück! Vierte Stufe: Glitschig sind die Bretteln. Das Wasser spricht so viel her! Fünfte Stufe: Herrgott, es ist eine hohe Höhe! Eine schauderhaft hohe Höhe!

Sechste Stufe: Weiß nicht, was das ist, daß mir Händ und Füß gar a so zittern. Will doch lieber umkehren. — Fünfte Stufe: Ist gscheiter — Vierte Stufe: wenn man noch rechtzeitig umkehrt. Dritte Stufe: Wer hoch hinaufsteigt — Zweite Stufe: der kann hoch herabfallen. Erste Stufe: Nachher thät's immer heißen: Beim Todten Schneider. Wupps! Fest steh ich wieder auf dem Erdboden. (Schaut hinauf.) Da bin ich oben geweest! Ein damisch couragierter Kerl!“

Eine manchmal recht lustige Selbstironie übt der junge Schreiber in seinen „Briefen des Schneiderpeterl an den Schustereiserl“. Bekterer, ein Jugendfreund von ihm. Aus diesen Briefen Folgerndes: „Daß ih grad a Schneider und du a Schnaster muasst sein! Bern von Ewigkeit her dazua bestimmt gwesn sein. Ih hon wölln a Geißlinger wern, bin ober zu wos Höhern geborn — zan an Schneider! Wan mir amol gstorbn sein, wird's hoagn: Der hot mir monigi Hosn gmocht, oder monign Stiefel — er gehe ein in die ewige Freud! — Au, hiaz kim ih selber z' rehrn (zuweinen) bei meiner Predi. Kimst du ah z' rehren dabei? Is hort für an Lehrwabn: rehrn sul er nit, und zan lochn hot er nig. Weiter z'schreibn hon ih nit Zeit. ih muas hiaz mei Muader ihr Kua melchn gehn. Bsüat dih Gott, Nisel.“

Das Kuhmelken war überhaupt einige Zeit hindurch seine tägliche Aufgabe, wenn er sich zu Hause bei den Eltern befand.

Dem „Schusternisel“ legte er einmal die Worte in den Mund: „Peterl, ma hört ollaweil, du willst dein' Schneiderei aufn Rogl hentn und af Graz eini tema. Geh, däs muasst nit thoan, mir kunn nit sein ohni deiner. Wonst ober scha suatgehn willst, sa muasst es uns vasprechn, daß d jo gwisk neama zrugg kimst.“

In Sachen der Liebe läßt der Peterl sich einmal vom „Alten Steirer-

michel“ belauschen, und der erzählt:
 „Nächst Nocht bin ih spoziern gonga,
 do hon ich ban Waldl an schworzen
 Wuzl gfehn. Da Peterl is 's gwen,
 und der hot laut mit eahm selber
 gredt, va Liab und Treu und Sterbn
 hot er gredt, astu is er zehren leman
 und hot tüchti grehrt. Ich geh hin
 zan eahm und frog n, wos n fahlu that!
 Mei, wos wird ma fahlu! gibb er
 Dntwort, a Dirndl möcht ih hobn!
 — Nau, sa schau dir um oans, sog
 ih. Noxr! sogg er, wann ih koans
 kriag! und hebb wieder on zan rehrn.
 Ih hon gmoant, ih muass miß z todt
 lochn. A rehrender Bua wird freilih
 Koani kriagn. Geh, Peterl, sei nit sa
 dum! Dei Rehrn und dei Redn und
 deini Gedichter, olls mitanonder hilft
 niz. Zan Fensterl muassst gehn, fed
 muassst sein. Guati Nacht, Peterl!“

Eine Unmenge von Glossen und
 Schnurren überspringe ich mit Ver-
 gnügen; dieselben haben nur für mich
 einen gewissen Wert, ich freue mich an ihrem
 Übermuth, an ihrem kühnen Eingreifen
 ins Leben, an ihrer frischen Unbe-
 fangtheit, einem Gute der Jugend,
 das uns später abhanden kommt. — Die
 übrigen siebzehn Bände lasse ich wohl-
 weislich unbesprochen, bin froh, wenn
 man mir die bisherigen Darstellungen
 verzeiht.

Für Freunde des plaudersamen
 Poeten wesentlichler mag ein Bericht
 sein, welcher sich in „Meine Gedanken“,
 Nummer vom 17. September 1864,
 findet. Mit demselben sei die Charakte-

ristik des Bandes beschlossen. In diesem
 Berichte heißt es unter anderem:

„Ihr Leser, jetzt kenne ich den
 Svoboda! (Dieser Name ist im Manu-
 script mit rother Tinte geschrieben).
 Wer ist der Svoboda? werdet ihr fragen.
 Jener liebe Herr in Graz, dem ich
 meine Schreibereien geschickt habe, der
 mich nach Graz eingeladen hat, wo
 ich nun am 1. September gewesen
 bin, und der mir den Aufenthalt in
 Graz so schön gemacht hat. Welche
 Lust und Freuden! Das Thaliatheater!
 Herrlicher Bau! Ein Sperrsig! Und
 der Szerniz! Dieser Schauspieler ist
 lebensgefährlich, er sollte verboten sein,
 man muß sich bei ihm zu todt lachen.

Der Svoboda hat mich eingeladen
 zum Speisen, hat mir schöne, schwarze
 Kleider geschenkt mit rothseidenem
 Unterfutter, hat mir Bücher geschenkt,
 daß ich sie kaum alle schleppen konnte
 unterwegs, hat mir vieles gegeben und
 noch mehr versprochen. Dafür mußte
 ich ihm Rechenchaft ablegen über
 mein bisheriges Leben, und ich war
 ganz offenherzig zu meinem geliebten
 Gönner. Als ich von Graz Abschied
 nahm, machte ich ein Gedicht:

Ach, wie fröhlich hab' ich dich bezogen,
 Liebes Graz, du Quelle meiner Freuden,
 Und wie schnell ist mir die Zeit verflogen,
 Jetzt heit's scheiden.

Auf der Kettenbrücke nächst dem Hauptplatz,
 Adort setzte ich betrübt mich nieder,
 Und mein armes Herz sprach: Lebe wohl,
 Graz,

Ich seh' dich wieder!“

Kleine Taube.

Robert Hamerling als Orientalist.

Von einem Orientalisten.

Bedeutende Menschen haben das Schicksal, daß uns jede einzelne Äußerung ihres Geistes interessant und wichtig erscheint, mag sie auch auf Gebiete entfallen, die von ihrem eigentlichen Arbeitsfelde weit abliegen und die sie nur gelegentlich gestreift haben. Jeder von ihnen beschriebene Papierschnitzel dünkt uns wertvoll, und wir glauben es fast als ein uns zustehendes Recht beanspruchen zu dürfen, überall eben solchen Meisterwerken begegnen zu müssen, wie wir sie sonst an ihnen bewundern. Ja, es mag sogar geschehen, daß wir es als eine uns persönlich zugesügte Täuschung empfinden, wenn die Leistungen eines großen Mannes auf Nebengebieten unserem Vorurtheile nicht entsprechen, und dieses Gefühl wird umso stärker sein, je höher der Bewunderte uns steht.

Ein wenig universell gearteter Geist wird nun leicht von vornherein geneigt sein, mit stolzer Überlegenheit auf einen Fremden herabzusehen, wenn dieser, der ihm als ein Eindringling oder im günstigsten Falle als ein Dilettant erscheint, es wagt, gelegentlich auf sein Gebiet hinüberzugreifen; selten wird er darauf stolz sein, daß sein Arbeitsfeld auch anderen des Studiums wert erschien. Das letztere

Gefühl hat uns geleitet, als wir einen Mann auf seinen Streifzügen in die orientalische Philologie verfolgten, der nicht nur als Dichter, sondern als Denker, als Mensch überhaupt eine selten hohe Stelle in dem Geistesleben unseres Volkes einnimmt, nämlich Robert Hamerling. Vielleicht ist es den Lesern dieses Blattes, die den unerfesslichen und unvergeßlichen Mann bei Lebzeiten selbst öfter haben zu sich reden hören, nicht uninteressant, eine ferner liegende Seite seines Schaffens, — seine orientalischen Studien, kennen zu lernen. Ein Kenner von Robert Hamerlings Werken wird allerdings hier nichts Neues finden; denn nur auf Hamerlings Schriften beruhen die folgenden Mittheilungen, welche allein durch die Zusammenfassung der verstreuten Notizen einigen Wert haben können.

Wir sprachen eben von einer „ferner liegenden Seite“ von Hamerlings Schaffen. Aber was hat ihm je ferne gelegen? Schon frühzeitig trat bei ihm ein Drang nach allseitiger Bildung zutage, ein Streben, sich auf wenn möglich allen Gebieten menschlicher Erkenntniß heimisch oder wenigstens vertraut zu machen. Er hatte „nicht irgendwelche Vorliebe für ein bestimmtes Wissensfach“; er empfand vielmehr „dieselbe natürliche Neigung, daselbe menschliche Interesse für alle“; und so betrieb er als junger Student neben Musik- und Kunststudien Mathematik, Stenographie, Latein,

Griechisch, Anatomie, Chemie, Mineralogie, Geschichte, Philosophie, Sanskrit, und bald auch Persisch. „Was kann ich dafür“, schreibt er in einem Briefe, „dass man die Wissenschaft in Fächer geschieden und dass ich das Wissenswürdige nun in verschiedenen abgegrenzten Fächern auffuchen muss? Sich in ein solches Fach auf Lebenszeit zu vertiefen, ist Sache der Professoren und eigentlichen Fachgelehrten. Ich bin aber kein Professor und kein Fachgelehrter, sondern ein Mensch, ein freier Mann. Legen Sie mir das nicht als Oberflächlichkeit aus, es ist eben meine Liebe zur Gründlichkeit. Ich will den einzelnen Wissenschaften auf den Grund kommen und bin überzeugt, dass ich das nur mit Hilfe aller anderen Wissenschaften kann.“ (Aus Aurelius Polzers Schrift über Robert Hamerling, die aber hoffentlich nicht ihren Zweck verfehlen und abhalten wird, an der Quelle selbst zu schöpfen.)

Die Sanskritstudien, welche Hamerling bei Professor Voller in Wien getrieben, scheint er später nicht weiter fortgesetzt zu haben. Was er in ihnen gefunden, hat er selbst in seinem Tagebuche ausgesprochen: „Heute hatte ich die letzte Sanskritstunde bei Professor Voller. Ich scheide nicht ohne Nührung aus dem Collegium, in welchem ich, beinahe möchte ich sagen, trauliche Stunden verlebte — bildete ich doch beinahe das ganze Collegium! — in welchem ich vertraut wurde mit den Urklauten menschlicher Rede [das klingt allerdings stark nach dem früher allgemein geglaubten Spruche: Sanskrit aller Sprachen Mutter], und mein Blick zum erstenmale von den Blüten des Westens weg auf die Strahlen des Ostens abgelenkt wurde.“ (Vhrjahre der Liebe, Seite 51, 52.)

An Stelle des Sanskrit trat dann bald das Persische, auf dessen Studium er sich, wie es scheint, mit Eifer geworfen hat. Das Triester Gymnasialprogramm vom Jahre 1856 brachte aus Hamerling's Feder „Proben aus einer Übersetzung von Dschamis «Beharistan». Aus dem

Persischen von R. H.“, d. h. eine Übertragung ausgewählter Fabeln des achten „Gartens“ des Werkes. Über die Tendenz seiner Übersetzung spricht er sich in einer „Vorbemerkung“ folgendermaßen aus: (Wir geben den Wortlaut von Hamerlings Ausführungen, da das Programm heutzutage selten geworden und nur auf Bibliotheken zu haben ist.) „Sprache, Mythologie und Sage haben sich im Lichte der vergleichenden Wissenschaft als eine Art von Gemeingut der verschiedenen Völker erwiesen, und die Aufzeigung dieses Gemeinsamen im scheinbar so Verschiedenen hat zur Aufhellung der ältesten Geschichte der Menschheit in überraschender Weise beigetragen. Von demselben comparativen Standpunkte aus betrachtet, dürfte aber auch die Thiersage und die aus ihr hervorgewachsene Fabel, eine in ästhetischer Beziehung fast veraltete Form, wieder eine höhere Bedeutung gewinnen. So mögen denn die hier gegebenen ausgewählten Fabeln aus dem „Beharistan“ („Frühlingsgarten“) des berühmten persischen Dichters Dschami, aus dem neunten Jahrhundert der Hedschira, Freunden und Nefflenen der klassischen Literatur zunächst zur Vergleichung mit den äsopischen dienen. Man wird vielleicht nach Ton und Inhalt manchem verwandten Anklänge begegnen; andererseits wird man aber auch Gelegenheit haben, die Eigenthümlichkeit des orientalischen Geistes in der Art zu erblicken, mit welcher der Fabel zuweilen eine mystische und für das Gefühl des Abendländers vielleicht gezwungen erscheinende Anwendung gegeben wird. Die gegebene Übersetzung ist eine möglichst wörtliche, nur an drei oder vier Stellen fand sich Grund zu Auslassungen, und an ungefähr ebensovieleu schien die Deutlichkeit die Einschließung eines Wortes zu fordern. Wenn die Auffassung trotz dem Streben nach Genauigkeit doch hie und da nicht entsprechend oder gar verfehlt sein sollte, so mögen die nicht unbedeutenden Schwierigkeiten des Originals zu einiger Entschuldigung dienen.“

Hamerling hat nichts darüber verlauten lassen, wie er auf das Persische

verfallen ist; vermuthlich hat er durchaus autodidaktisch, etwa nach Schulzes Grammatik, damals wohl dem bekanntesten Lehrbuche, die Anfangsgründe der Sprache gelernt. Die Übersetzung von Dschamis „Frühlingsgarten“, welche bereits zehn Jahre vorher sein Landsmann, Freiherr von Schlehta-Wssehrd, in Wien hatte erscheinen lassen, scheint Hamerling unbekannt geblieben zu sein, da er sie nicht erwähnt und die Abweichungen seines Textes von ihr nicht erklärt. Ein Jahr später erschien zu Triest ein Büchlein, das nach dem Eingange der „Vorbermerkung“ Hamerlings Interesse in hohem Grade hätte erregen müssen, nämlich eine Übersetzung der Schwänke Nasreddin Effendis, eines türkischen Till Eulenspiegel, von Wilhelm von Camerloher. Das Büchlein ist aber gewiß in Triest ebenso unbekannt geblieben wie anderswo, so daß es auch Robert Hamerling entgangen sein wird.

In Venedig las Hamerling „den ihm überaus wert gewordenen“ persischen Dichter Dschelaleddin Rumi. Zu einer Übersetzung hat er sich aber nicht wieder veranlaßt gefühlt, wohl schon wegen der weit größeren Schwierigkeit des Verständnisses als bei den einfachen Fabeln Dschamis. Als Übersetzer im größeren Stil ist Hamerling bekanntlich nur einmal in seiner Übersetzung des Leopardi aufgetreten, bei der er dann später durch Paul Heyse übertroffen wurde; von kleineren Arbeiten, wie den Übersetzungsproben aus Plotin (Triester Gymnasialprogramm von 1858), können wir süglich absehen.

Die persische Literatur hat Hamerling augenscheinlich vielfach angezogen. Nicht selten finden sich an verschiedenen Stellen seiner Werke Anspielungen, die aus ihr entnommen sind. Obwohl er Fritz Mauthner hart mitnimmt, weil dieser ihn und Bodenstedt böshafter als es billig war, persifliert hatte, so kam er es doch nicht unterlassen, die deutschen Perser und hier auch wieder Bodenstedt selbst zu verspotten. In der literarischen Walpurgisnacht (Seite 99) heißt es:

Perser von dem Main, der Elbe,
Von der Aar, von der Pleiße,
Mit Kastanen und Turbanen
Und mit großen langen Bärten!
Wolfsaarg nennt sich Oatem, Frieder (d. i. Bodenstedt)
Nennt sich Mirza, Michel Hafis,
Stehlen Rosen, stehlen Früchte
Aus dem Gartenhain von Schiras
Und vomieren dann Schafelen.
Hans und Grete sind nun Zufus
Und Euleika, Gül und Bülbül.
Seht, wie mildig nun den Perser
Diese Höflichkeit anbringen:
Seht, er dichtet und er singt nun
Weiter sich von „Hans“ und „Grete“.
„Dub“ und „Maible“, jauchzt und jodelt.
Und los legt er mit „Vierzeilgen“.
Reiherfeder auf dem Epiphut,
Knapp die Hofen, grün die Jade.

Im „Homunculus“ wird dann auch weiter der persische Dichter Firdusi citiert (S. 211) und aus dessen „Königsbuche“ der Flug des Kai Ramus in die Wolken erwähnt (S. 296). In den „Blättern im Winde“ erscheint ebenfalls aus dem „Königsbuche“ der Vogel Simurg, und zwar in einer Strophe, welche sich auf Hamerlings „Stiftinghaus“ bei Graz bezieht:

Und dies Heim, das traute, treue
Ist nach außen feste Burg:
Eicher wär' hier selbst der scheue
Wundervogel, der Simurg.

Das Motto zu „Lord Lucifer“ ist aus Anquetil du Perron's Übersetzung des Zendawesta entlehnt: le chagrin est un péché; und in einer „Glosse“ hat Hamerling folgende Beobachtung über den Orient niedergelegt: „Man sollte als Knabe in Deutschland, als Jüngling in Italien, als Mann in England, als Greis im Orient leben (Prosa, Neue Folge II., S. 87).“

Dies werden etwa die Beziehungen zum Orient sein, die sich in Robert Hamerlings Schriften vorfinden. Der Literaturhistoriker, welcher ein allseitig abgerundetes Bild des Mannes zu zeichnen hat, darf auch sie nicht außer acht lassen; denn solche, wie möchten sagen, wilde Sprößlinge sind bei Hamerling nicht von oberflächlicher Art, sondern entstammen immer einer gewissen und geradezu bewunderungswürdigen Vertiefung. Es wäre zu wünschen, daß in einer Gesamtausgabe von Hamerlings Werken, oder auch in einer Volksausgabe, die schon längst ein dringendes Bedürfnis geworden ist, und die des Dichters eigen-

hier Wunsch war, auch die anspruchlose Gabe seiner Dschami-Übersetzung nicht vergessen würde.

Sprachverwirrung.

Nicht selten stößt man noch auf Trümmer vom babylonischen Thurme. Die Sprachverwirrung treibt recht häufig ihre wunderlichen Blasen und der Mißverständnisse gibt es viele. Manchmal sind solche Mißverständnisse sogar bedenklicher Art. Nur ein paar kleine Fälle mögen hier angedeutet sein.

Leugnen.

Manchmal kann man von sonst wahrheitsliebenden Leuten hören: „Ich leugne es, das gethan (oder gesagt) zu haben.“ Das ist nun aber eine sehr schlimme Selbstanklage. Denn leugnen kommt von lügen, leugnen bedeutet nicht, etwas als nicht wahr zu bezeichnen; sondern, es bedeutet vielmehr, etwas, das wahr ist, nicht zuzugeben. Der Dieb leugnet, gestohlen zu haben, aber er sagt klüglich: „Ich habe nicht gestohlen!“ Würde er sagen: „Ich leugne gestohlen zu haben“, so wäre das gerade so viel, als sagte er: „Ich habe gestohlen, aber ich leugne es ab, ich lüge, weil ich es nicht selbst einbekennen will, gestohlen zu haben.“ — Über so wichtige Dinge in der Sprache sollte man sich klar sein.

Mit gebührender Achtung.

Der in Briefen zum Schlusse manchmal vorkommende Ausdruck: „Mit gebührender Achtung“ kann durchaus keine Beleidigung enthalten, sowenig wie das oft beliebte P. I. auf den Adressen. Letzteres besagt ja eigentlich auch nichts anderes, als: „Ich gebe dir hiermit deine dir zukommenden Titel.“ — Ich kann in tiefster Devotion dem Minister „mit gebührender Achtung“ schreiben, aber freilich auch dem Wichte dasselbe Wort sagen, ohne mir etwas zu vergeben; denn ich kann mir hinter demselben denken was

ich will. Der Adressat mag im Ansehen seines Verhältnisses zum Briefschreiber ja vielleicht einmal vermuthen, daß hinter der ihm ausgedrückten „gebührenden Achtung“ nicht viel Gutes steckt, aber er hat nicht das Recht, solches anzurehmen. Erkläre ich mich durch ein mir geltendes „Mit gebührender Achtung“ für beleidigt, so gestehe ich gleichsam zu, daß die Achtung, die mir gebührt, mir eigentlich nicht genügt, daß ich vielmehr über Gebühr geachtet sein möchte. — In Bewußtsein seines Wertes sollte jeder über derlei Lapalien, selbst wenn er eine Spitze gegen sich darin vermuthet, ruhig hinweggehen.

Schulmeister.

In dem Ausdruck: „Schulmeister“ kann ich nicht die geringste Herabwürdigung des Lehrerstandes erblicken. Meister ist sogar mehr als Lehrer; Lehrer waren die Apostel, ihr Meister war Christus. Der unangenehme Beigeschmack des Wortes „Schulmeister“ liegt nur in der damit verbundenen Erinnerung an die Zeit, in welcher der Lehrer zwar Schulmeister hieß, in Wahrheit aber Kirchendiener war. M.

Das Urbild Shylock's.

Ein reicher ariischer Kaufmann zu Rom, namens Paulo Marie Secchi, hatte die briefliche Nachricht erhalten, daß der englische Admiral Franz Drake die Stadt San Dominico auf der Insel Hispaniola eroberte und dort reiche Beute gemacht habe. Er theilte dies dem Juden Simon Ceneda mit; dieser hielt die Nachricht für unwahr, bestritt sie und sagte schließlich: „Ich will ein Pfund Fleisch von meinem Leibe verwetten, daß dies nicht wahr ist“, und so unterschrieben beide in Gegenwart zweier Zeugen hierüber einen Schein. Vor Ablauf von drei Monaten traf die amtliche Bestätigung ein, daß die Stadt erobert und geplündert worden. Secchi

„bestand auf seinem Schein“ und verlangte dessen Erfüllung an einem Körpertheil des Juden, den der Anstand oder, wie der ursprüngliche Erzähler sagt, die Bescheidenheit zu nennen verbietet. Der bekümmerte Jude bot 1000 Scudi, Secchi wollte von keiner anderen Genußthnung hören als der verschriebenen. Der Jude erbat die Vermittelung des Gouverneurs; dieser berichtete die Sache Papst Sixtus V. (der von 1585 bis 1590 herrschte.)

Dieser ließ beide Parteien vor sich kommen, las den Schein und sagte zu Secchi: „Wer sich in Wetten einläßt, muß sie erfüllen. Nehmt Euer Messer und schneidet in unserer Gegenwart aus dem Leibe des Juden, an welchem Orte es Euch gefällt, ein Pfund Fleisch heraus. Doch, wenn Ihr nur ein einziges Quentlein zu viel oder zu wenig schneidet, müßt Ihr ohne Barmherzigkeit hängen. So scharf man das Messer und bringe die Wage herbei.“ Bei Anhörung dieses Urtheils zitterte Secchi, er küßte thränenden Auges die Erde zu des Papstes Füßen und sagte: „Ich bin zufrieden, heiliger Vater, und verlange weiter nichts als Ihren Segen und daß man den Schein zerreiße.“ Darauf fragte Sixtus den Juden: „Bist auch du zufrieden?“ Der Jude bejahte es. Allein Sixtus erwiderte: „Wir sind nicht zufrieden. Welch ein Gesetz erlaubt Euch solche Wetten? Die Unterthanen des Fürsten, richtiger alle Menschen, haben nur den Gebrauch des Leibes, sie dürfen ihn weder ganz noch theilweise ohne Erlaubnis ihres Oberherrn verkaufen.“ Man führte beide ins Gefängnis.

(Gregori Letti: Leben Sixti V.)

Was sagen Sie zur Kaltwassercur?

Auf eine so allgemein gehaltene Frage läßt sich auch nur eine allgemein gehaltene Antwort geben. Es gibt im

großen und ganzen zwei Gattungen von Heilmitteln: schädliche und unschädliche. Die in Krankheiten maßlos versuchten schädlichen stoßen sich bald ab. Die unschädlichen oder die indifferenten Mittel geben der Natur Zeit zur Selbstheilung, wirken dieser Heilung nicht entgegen und wenn sie sich vollzogen hat, wird die Heilkraft dem angewandten Mittel zugeschrieben. Der Glaube und das Vertrauen an diese Heilkraft thut dann auch das ihre und so kommt manches Mittel ganz unschuldig zu hohen Ehren. Die guten Mittel wirken negativ, die schlechten positiv. In der Medicin werden sehr oft schädliche Mittel, Gifte, angewandt, um momentan eine günstige Wirkung zu erzielen: nervenbetäubende, nervenerregende, kleine örtliche Reizungen, Entzündungen erzeugende, Wärme fördernde, Wärme herabmindernde u. s. w. Auch die Wassermittel können unter Umständen Gift sein.

Vor dem unbedingten Gebrauche der Kaltwassercur ist ebenso zu warnen, als vor Anwendung von Antipyrin, Morphin u. s. w. Mit Wasser kann man zwar jeden zum Christen, aber nicht jeden gesund machen. Selbst Vater Aneipp sieht sich hoffentlich seine Patienten vorher gut an, ehe er eine scharfe Kaltwassercur verfügt, an der mancher schon zu Grunde gegangen ist. Also Vorsicht! — Das Mittel, um gesund zu bleiben, kennen wir alle: eine einfache, thätige, sittliche, mäßig abhärtende Lebensweise. Zum gewöhnlichen, fortwährenden Gebrauch kann das kalte Wasser unbedingter angerathen werden, als zur Cur. Eine vernünftige Lebensweise schützt am besten vor Krankheit. Und, wird man trotzdem einmal krank, so sind zumeist die besten Mittel Ruhe und Geduld, damit die ununterbrochen für die Gesundheit wirkende Natur ihre Heilung vollführen kann.

Was eine vernünftige Lebensweise ist, darin sind wir in der Theorie wenigstens alle einig. Doch ist die Natur der Individuen eine sehr verschiedene; seine Natur sollte jeder kennen, um die Lebensweise darnach zweckmäßig einzurichten.

Wenn man in Krankheit durch eine besonders zweckmäßige Lebensweise der Natur nicht entgegenwirkt, hingegen ihr ein wenig Handlangerdienste leistet, so nennt man das eine Cur. Doch eines schickt sich nicht für alle. Mit kaltem Wasser leistet man der heilbestrebten Natur nicht immer Vorschub! Ich wüßte viele Fälle zu nennen, bei welchen an schwächlichen, mageren, blutarmlen, nervösen Personen das kalte Wasser wie pures Gift gewirkt hat. Aber freilich auch viele Fälle, bei denen es an wohlgenährten, vollblütigen, phlegmatischen Körpern der heilenden Natur so sehr alle Hemmnisse aus dem Wege geräumt, daß die Heilung wunderbar rasch vor sich gieng. Wo eigentlich das Geheimnis der so verschieden wirkenden Natur liegt, weiß man nicht. Sicher bleibt das: So wenig wie eine und dieselbe Nahrung für jeden paßt, ein und derselbe Kleidungsstoff jedem angemessen, ein und dasselbe Klima jedem zuträglich ist, so wenig, wie eine und dieselbe Beschäftigung jedem zusagt, ein und derselbe Geist Jeden bejeelt, so wenig paßt eine und dieselbe Cur für jeden Kranken. — Es ist in dieser Sache unglaublich viel Vorurtheil vorhanden, sowohl in der wissenschaftlichen Medicin, als in der Naturheilkunde. Wohl jedem, der von seiner Heilart durchdrungen und überzeugt ist, doch anderen diese seine Heilart und damit gleichsam seine Natur ausdrängen zu wollen, das möge er bleiben lassen. Solches Ausdrängen zeugt zwar von einem guten Herzen, aber auch von einer nur geringen Menschenkenntnis.

St.

Die Prahlucht am Grabe.

Der schöne Brauch, den Todten als Zeichen der Liebe einen Kranz mit ins Grab zu legen, ist nachgerade zum Mißbrauch geworden. Aus den bescheidenen Kränzen, die in ihrem Wesen doch immer an den ursprünglichen Zweck des Kranzes

erinnerten, das Haupt des Menschen zu schmücken, sind Kränze von Wagenradgröße geworden. Die hervorragendsten Männer der Wissenschaft und Kunst wurden einst mit einem schlichten, aus wenigen zählbaren Blättern bestehenden Lorbeerkränze geehrt; wenn heute Hinz oder Kunz, das Mitglied des Vergnügungsclubs „Hilaria“, die Augen schließt, werden ganze Lorbeerbäume entblättert. Du armer, armer Lorbeer, wie bist du heruntergekommen! An die Stelle des Palmenzweiges sind die großen, mächtigen Wedel der Fächerpalme getreten, am Stiel mit einem sogenannten Blumenarrangement belastet. Das möchte ja nun alles hingehen; aber wer sich's so viel kosten läßt, will auch nicht im Verborgenen bleiben. So wird denn an dem Lorbeerwagenrad eine Schleife von Handtuchgröße befestigt, auf der in dicken goldenen Buchstaben der Name des Gebers steht. Wer jetzt den Sarg sieht, weiß auch gleich, wer die sind, die ihn so schön (!) geschmückt haben. Aber am Begräbniß nehmen doch nur wenige theil, könnten nicht auch andere davon erfahren? Nichts leichter als das; der Blumenhändler ist sofort bereit, das „Arrangement“ mit der Schleife in seinem Schaufenster auszustellen, und so weiß denn bald die ganze Stadt, was für noble Freunde der Verstorbene gehabt hat! Eine einzige Steigerung wäre noch möglich, wenn nämlich unter dem Namen des Gebers in noch dickeren Buchstaben der Preis genannt würde. Dann hätte man doch sofort einen Maßstab für den Schmerz der Leidtragenden. Vielleicht erleben wir das auch noch. Wo bleibt aber die Liebe die sich nicht aufbläht, die sich nicht ungeberdig stellt, die nicht das Ihre sucht? Wahrhaft wohlthuend wirkte es, als neulich in der Zeitung in einer Todesanzeige zu lesen war: „Blumenschmuck wird auf besonderen Wunsch des Verstorbenen dankend abgelehnt.“ „Grenzboten.“

Leumundszeugnisse von Heimat- gemeinden.

Georg Haberl aus unserer Gemeinde, elternlos, vermögenslos, gelernter Hafner, aber unbeständig und arbeitscheu, hat schon öfter aus Arbeitscheu bei der Eisenbahn gearbeitet.

Thomas Hupfaut Vater und Sohn sind beide Musikanten, und wie solche, besonders an Feiertagen, gewöhnlich sind, weiß man ohnehin. Dem Vater fällt zwar sonst nichts zur Last, aber der Sohn ist aufgeblasen, stänkt gern etc.

Der Simon Krahberger vulgo Gregorhanslma ist verheirateter Bauerngrundbesitzer, ein rechtschaffener Mann und sonst guter Hauswirt; aber an jenem Tage hatte er auf dem Markte seine Ochsen verkauft, und daß er dann einen Raufsch gehabt haben wird, weiß ich aus eigener Überzeugung.

In Seppu sei Jagagoll.

Jagdgeschichtn aus n Flachland von E. J. Freunthaller.

Barra — varra — flirt! Dös is gwiss! d' Jagdortn zreis i und in Woffnpoß, den gschicht nu mehr! Weil s' wöhr is! Auf d' Jagd treibt mi loa Hund und loa Teufel mehr, je woß i! Runt ma gstuhl'n wern! s' gscheidari war gwest heunt, i hätt Mist gführt auf d' Großbründl-Leithn! Sä Dawat war eh nu gnädi ab gwest! Muß mi grob der Hundsröbnteufel heunt auf d' Jagd loatn — jo was, jo was!

Geh, Oldi — strah ma nu an Most ein, der Duricht plogt mi scho wia da wöll!

Oldom — ban Gsettnwirt wor Ziommovalois; s' worn ins a achtzeha Zaga, a neun, zeha Hund und a zwanzig Treiba!

Der ersichti Trieb wor ban Wolded; zäm kimmt mar a Fuz. I praed amol hin und oft nu amol. Schreit glei da

Schüß inta meina: „Wos schüßt er denn ollweil, der Norr der?“

Sog i: „A Fuzl is ma lemna, a gonz junga Fuz! Noch meini Schüß is er glei auf d' Feuchtn auffi.“

„Marand-Josef!“ schreit er do unten, „dös is jo a roths Dachtagl gwest!“

Oft hebn mar holt in ersichtn Kroas on. Hiazt — i woß s' nit, owar i moan wuhl — meini Patrona muas i redla in obnehmatu Mond gmocht hobn, denn troffa hon i sinst nix ols in Reit-hofa sein weißn Jogdhund, in „Anausarl“. Der war in fünf Minutu in der Ewigkeit — hob ja Mullerl-Schrott globn ghot.

Da Reithofa hot ma glei an eslhostu Badruaf zoagt. Mit au Zehua hob i mi ogfundn mit eahm.

War i do zäm glei hoam!

In dritt'n Trieb flüigt mar a Ritt Rebhendl auf. I praed hin — und oft hebt so a doblata Treima zan jamman on und schreit und rert gottslästrisch. I hon eahm a Thoil Schrött in d'recht Schulter glogn, dö wor hirzt ongflücht. Dös is do denna! Mit zwen blowi Zehnabankanotn hon i mi gschwind ogfundn mit eahm, owa angluagt hot a mi!

Da viert Trieb wor a Woldtrieb. Remman mar a bor Reh. I owa thua nix dagleicha. Schreit iazt da Ferschna von obn owar auf mi: „Wos schüßt er denn nit der Saggra? Springt eahm schon s' sexti Reh so wundschön on und ollimol losst er s' vir! daß s' lebi Goaf gwest warn, is wohl dalogn! Wos schüßt er denn nit?“

Hiazt is ma da Zurn lemna. Ebn springt aus n Dikkat a Reh gegu mi zua. Augublickli krocht s' aus meina Flintn und s' Reh purzelt in Nach z'somm. Hiazt schreit da intari Zaga:

„Bodommta Hund! Injari ollaschönani Goaf noglt er z'somm! Schod um di schöni, schöni Goaf!“

Wiar an ogsottna Fijch bin i dogstondn und oft wor holt widar a greana Fümfa bam Teurl.

„Konn redli nix dafür!“ hon i mi

entschuldigt. „Aufn Bock hon i gschossn und die Goasß is mitn in Schuß dreingiprunge! Ost is da Bock wida zuck!“ Do hobn d Schütz'n mi wider ausglöcht und dabei in Kopf beutlt.

In fimftn Trieb gschiacht wieder a rechts Mallör. Hund auf an Stod, hob d Weinsloschn vor meina und d Wurscht in der oan Hond und s Brot in der ondan und loss mas guat schmeda. Auf amol springt a Rehböckl ans n Jungmoas und kirzngrecha auf mi zua. Dis wia wonn s hätt sein müaßn, gloast s da Teufel üwa mei Weinsloschn. Dö wor hin und i hob nu loan Tropfn kost ghot! Daweil i ausspring und mei Flintn juach, kemman zan Uwasfluß nu zwen Hund daher und daweil der oani noch mein Brot schnoppt, faßt der ondri mei Wurscht und sohrt o damit. I hätt dö Hundswicha nidapradta mögn, wonn ma nit um mei Geld load war gwest.

Ban jextn Trieb fahl i eilf Hojn nochanonda. I hob owar a gschossn wia a Gros. Schuß auf Schuß! Dils gfaht!

Ba zwen Kroas drauf is ma nix lemna, erscht ban neuntn Trieb — s wor wieder a Kroas — hon i an etla Hoßn onglickt. Bin holt ollweil zweit hint onfemma! Ollweil zweit hint!

Ban leßtn Kroas wor da Tuifl ba da Jogd, i loss mars n i t nehma! — Na, so a Lumparei! Hob s gor nit g'ohnt, gor nit g'wohrt, doß dö saggrischn Treiba oll eah Wüldbrat ban B o l d e d zjammtrogn hobn und daselbn schön noch da Reih ausbroat.

Wiar i döz Wüldbrat zäm wohrnimm, jog i glei zan Zündhölzl-Ferdl: „Ferdl — Ferdl — z ä m gibt s Wüldbrat!“ Und vadolft dabei gwiss a fufzaha Patrona.

Ost is di Heß um mi ongonga.

In oan Zurn rumplt da Ferschtua daher und schosst mi o von da Jogd.

„Is döz ah a Schütz?“ hot er blazt. Und sei Hega sogt oft ah nu dazua: „Is eh loa Jagarei znebn eahm! Olli Gibot geht eahm unvasegnß a Schuß los und s Mallör is do! Soll nur hoangehn!“

„Woht is s!“ schrein ma di ondan noch, a so an Nazjaga! a so an Nazjaga!“

I mog nix jogu drauf und zapf mi.

Wiar i übers Pforra-Wieserl geh, kimmt ma da Standar ah nu inta. — Meingad — und i mog mei Jogdfortn net findn; unmögla! Wonn i do in Herrgodßwilln mein Woffnpoß ba mir ghot hätt! Owa den hon i ah nit virzoagn linna! Vasteht si! Di Vragh hot er mar ognumma und aufgschriebn hot er mi ah nu dazua. So — hiazt konn i nu a bar Guldn spinna und Grichtsgang trogts mar ah nu! Sim Fimsa hot d heunti Jogd eh kost und iazt hon i nix, ols oan grimmign Hunga und an eilhoßtn Durst! Döz hob i mar heunt doh darobat!

Gschwind an Arnag Most her! Auf d Jogd treibt mi foa Teufl mehr, ja woasß i! D Jogdfortn zreis i und in Woffnpoß lei i in Osa!

A so a varruachti Zennerei! Her nu an Arnag und a gselchts Fleisch dazu! Auf dazs i mein Zurn vagiß!

B ü d e r.

Wahrheit? Schauspiel in drei Acten von Paul Heyse. (Berlin. Wilhelm Berg. 1892.)

Ob man im gesellschaftlichen Verkehre unter allen Umständen die Wahrheit sagen müsse? Ob man gelegentlich nicht auch Nothlügen gebrauchen dürfe, wenn man damit Ruhe und Glück der Nebenmenschen schonen kann? Um diese Fragen handelt es sich im Stücke und der Verfasser entscheidet sich für die Nothlüge. Ein Wahrheitsfanatiker richtet in einer Familie grobe Verwirrung an, es streift schon so bedenklich ans Tragische, dazs uns nachher die „glückliche Lösung“ nicht recht befriedigen will, zumal die Heldin, ein junges edles Mädchen, den Heißgeliebten verliert, hingegen einen leidlichen Vater findet, dessen Göttheit übrigens gar nicht erwiesen werden kann. Der erste Theil des Schauspieles, der Aufbau, die Schürzung des Knotens erscheint gelungener, als der zweite Theil. Die Dialoge sind so prächtig und geistvoll, als man es von einem Heyse nur verlangen kann, die Frauen sind mit feinsten Seelenmalerei dargestellt,

die Männer sind zu weibisch gehalten; nach meiner Meinung ist es überhaupt der größte Fehler dieses sonst so bedeutenden Dichters, daß er so selten einen wirklichen Mann zeichnet. Und was die Tendenz des Stückes anbelangt, so ließe sich erst noch darüber rechten, ob die Rothlüge des beredten Anwalts wert ist, den sie hier gefunden? Vollkommen einverstanden aber können wir sein mit der scharfen Verurtheilung jener Wahrheits-Flegel der Kunst und Literatur, die nur das Niedrige und Häßliche für wahr halten und mit demselben Staat machen. Die Wahrheit ist ja allmächtig und allgegenwärtig, sie steht auf das lärmende Auströmmeln nicht an. Man braucht die oft freilich brutale Wahrheit ja nicht immer herauszusagen — aber muß man denn darum gleich lügen? Unser Dichter ruft als Vermittlerin in solchem Zwiespalte die Güte und Liebe an, diese Vermittlerin ist tactvoll und wird in den meisten Fällen das Rechte finden, ohne gerade zur Lüge zu greifen. Und der Ethiker hätte sich, der Lüge auch nur das leiseste Zugeständnis zu machen.

R.

Columbus. Episch-lyrische Dichtung von Josef Vollhammer. Dritte Auflage. (Wien. Karl Gerolds Sohn. 1892.)

Vollhammers „Columbus“ ist bis jetzt in Deutschland fast unbekannt und unbeachtet geblieben, obwohl es ein wahres Gedicht ist und mit einem großen Zuge eine Fülle inneren Reichthumes verbindet. Bereits in Vollhammers erster Gedichtsammlung aus dem Jahre 1863, die dem ihm innig befreundeten Dichter Franz Grillparzer in dankbarer Verehrung gewidmet ist, finden wir den „Columbus“ abgedruckt. Im Jahre 1873 ist dieser dann bei Karl Prohaska zu Teschen in zweiter Auflage erschienen. Das Werk ragt durch schönen Versbau, durch die Fülle sinnlicher Anschauung und durch seltenen Gedankenreichthum hervor. Es gehört zu der Gattung poetischer Erzählungen, die aus einer Vermählung des Schiller'schen Genius mit dem Dämon Byrons hervorgegangen sind und als deren glänzende Muster Lenaus „Savonarola“ und „Albigenser“ betrachtet werden können. Und das schwächliche Gerüste der Erzählung wuchern die Schöpslinge und Arabesken der dichterischen Betrachtung. Es ist keine reine poetische Gattung, aber sie wirkt in höchstem Maße anregend und erhält den Geist in einer wunderbaren Schwebung zwischen Traum und Wachen. Der gewaltige Stoff würde für jeden minder begabten Dichter drückend gewesen sein. Eigentlich übt nur die Gesamtheit desselben einen großen Reiz aus, während die Ausführung des

einzelnen Schwierigkeiten bietet. Man läuft Gefahr, eintönig zu werden, da weder Fülle der Handlung, noch ein sittlicher Widerstreit inneren Menschenthums, das — man möchte sagen, dramatische — Interesse unterflügt. Denn der Held ist sich der Reinheit und Erhabenheit seiner Absicht klar bewußt, es gilt der nie alternde, ewig rührende Widerspruch zwischen Genius und Schicksal. Den eigentlichen Gehalt bildet also die gewaltige Größe des Gedankens: Die Überzeugung im nie ausgefochtenen Kampfe mit Vorurtheil und Hänkesucht. Um dem Stoffe einen weiteren Reiz zu verleihen, wählte Vollhammer mit richtigem Gefühle abwechselnde Versarten. Auch in den Reimarten hat der Dichter Abwechslung beobachtet, denn nichts ermüdet den Leser mehr als öde Gleichmäßigkeit. Mit vollem, gesättigtem Pinsel zeichnet uns der Dichter das Leben und Treiben am spanischen Hofe, sowie das Ringen des Columbus, seinen großen Gedanken zu verwirklichen. Wir begreifen prachtvollen Schilderungen aus der Natur- und Menschenwelt. Wie herrlich erhebt sich der dichterische Schwung im Gesang „Das Land“, wo alle Gefühle des Helden und seiner Leute über die Verwirklichung seines Gedankens in lebendigem Strome sich ergießen. Unter den Gestalten der Dichtung ragen besonders zwei Frauen voll Poesie und Duft hervor, und heben sich sonnenklar von dem finsternen mönchischen Treiben, sowie von dem höfischen Hänkespiele der damaligen Zeit ab wie zwei lichte Sterne auf sonst dunklem Himmel, wie zwei Perlen im Rabengelock einer Maid des Südens. Königin Isabella ist die eine, tief in ihrer gottbegeisterten Seele die Wahrheit jenes Satzes erkennend, den der Genueser predigte. Wie sehr auch Haß, Reid und Mißgunst der Finsterlinge wegen an der Größe des nicht verstandenen, ja sogar verlachten „Schwärmers“ zerrt, in Isabellas Brust bleibt ihm der Glaube aufbewahrt an seine Sendung. Die zweite ist „Beatris“, Cordobas wunderbare Tochter „mit dem Adlerblick und Erlenwuchs“, die sich in unendlicher Liebe hingab dem armen Pilger Colon, denn im Wetterleuchten seines Auges hat sie den Genius erkannt. Die Gestalt des Entdeckers selbst hat Vollhammer mit Anmuth und Kraft dichterisch neubelebt. Die Sprache ist edel und reich an lyrischen Blumen und Blüten. Der Stoff ist jedweder Erbschwere benommen und wirkt daher rein dichterisch. Die einheitliche „Composition“ im Ganzen vermißt man allerdings; allein diese mag wohl schon ursprünglich bei der Anlage des Gedichtes nicht beabsichtigt gewesen sein. Indem die einzelnen Gesänge fast wie selbstständige Gedichte hervortreten, muß sich der Leser öfter nach dem Iodex gewordenen

verbindenden Faden umsehen und acht haben, daß er ihm nicht wieder entflücht. Jedoch man darf auch nicht vergessen, was in Bezug auf die dichterische Gattung des „Columbus“ eingangs gesagt wurde. Man kann von einem Gedichte, das so Umfassendes in sich vereinigt, nicht die Ravidität des Volksepos oder der einfachen Erzählung verlangen, die sich nur um ein stetiges Fortschreiten der Begebenheiten kümmert. Der Dichter Josef Vollhammer, ein gebürtiger Ausseer, genießt leider nicht jene Würdigung, die ihm infolge seiner edlen Schöpfungen längst gebührte. H. W.

Andreas Hofser. Ein historisches Trauerspiel in fünf Aufzügen von Franz von Friedberg. (Dresden. G. Pierson. 1892.)

Andreas Hofser läßt die Dichter nicht ruhen. Der Mann steht so groß und poetisch da in der Geschichte und derlei Helden gibt es so wenige. Johannes Scherr sagte einmal, er beuge sich vor keinem Kriegshelden der alten und der neuen Zeit, mit Ausnahme des Sandwirts aus Passaier.

Immermann, Auerbach und andere haben die herrliche Tirolergestalt dramatisch zu fassen gesucht, aber ohne eigentlichen Erfolg. Es muß etwas sehr Schweres sein, diesen Mann mit seinem Charakter mit seinen Thaten im Rahmen jener Kriegsepoche dem Theater angemessen zu machen. Das Schlichte hat zu wenig Pathos für die Bretter, die stets Wiederhall geben wollen. Gerade das Hochdramatische ist oft zu wenig theatralisch für unsere Bühne, deren Effecte sich in einen fünfundzwanzig Cubikmeter großen Raum und in eine drei Stunden lange Zeit zwängen lassen müssen.

Nun hat auch ein junger Steiermärker, der sich Franz von Friedberg nennt, den Kühnen Wurf gewagt und wer weiß, ob dieses neue Hofserdrama nicht das Beste ist unter den bis jetzt geschriebenen! Ob es sich auf der Bühne behaupten kann, das vermag der Bühnenunkundige Leser nicht zu beurtheilen; als Lesedrama wirkt es sehr günstig. Seinen Schiller hat unser junger Dichter wohl studiert! Dieselbe classische Form, denselben manchmal fast übermenschlichen Idealismus, dieselbe Herzensreinheit!

Die Theaterrecensenten werden wahrscheinlich wieder einmal sagen, es geschehe nichts in diesem Drama, es werde nur geredet, vorbereitet und die Folge der Thaten dargestellt; die Thaten selbst aber würden nur erzählt, sie geschähen nicht vor unseren Augen. Mehr oder weniger ist das freilich der Fall, nicht bloß bei diesem, sondern bei fast allen Dramen. Doch die psychische Entwicklung, die Seelenkämpfe, die Heldenentschlüsse, die Herzensthaten sehen wir vor sich gehen, und diese sind vielleicht wichtiger

als die äußeren Vorgänge von Kampf, Schlacht und Mord, die auf der Bühne entweder keinen Raum finden oder vom Publicum ohnehin abgelehnt werden würden.

Ganz meisterhaft in Friedbergs Schauspiel ist der erste Act, welcher uns vollkommen in die Zeit, die Verhältnisse einführt und durch die gewitterschwüle Stimmung und Vorbereitung zum Aufstande eine erkleckliche Spannung erzeugt. Auch anderes ist trefflich, besonders wirksam mußte die Scene im vierten Acte zwischen Hofser und seinem Richter d'Hillier sein. Hingegen scheint mir, daß der Höhepunkt des Gegenstandes, die Schlacht auf dem Berge Isel, die Hofhaltung zu Innsbruck nicht vollkommen ausgenützt wurde. Hofser ist in dieser Dichtung eine Idealgestalt von reinstem Diamante; etwas Erdgeruch hätte ihm nicht geschadet. Ein weiterer alles Irdischenbarer rein idealer Zug ist das Liebesverhältnis zwischen der Tochter Hofers und dessen Schreiber Dörninger. Spedbacher, Gaspinger u. s. w. sind mehr schematisch gehalten. Die weitaus beste Gestalt des Werkes ist der Verräther Kassel. Das ist ein Bösewicht, „wie er im Buche steht“, aber er ist begründet und begreiflich; drastisch und klar steht dieser Unglücksmensch vor uns. Man sieht, die Genialität des Dichters blüht erst hervor, sobald er fest auf irdischem Boden steht.

Die sehr ungleichen Längen der Acte (der erste ist z. B. sechsmal so lang als der fünfte!) sind technische Fehler, die man um so leichter verzeiht, als in sprachlicher Form, Gehalt und Sentenz des Werkes sich ein wahres Dichtertalent offenbart.

R.

Der Himmel auf Erden. Von Emil Gregorovius. (Leipzig. Fr. Wilh. Grunow. 1892.)

Wahrlich ja, in unserer socialdemokratisch lästernen Zeit sollte für dieses Werk die größte Reclame gemacht werden. Denn es zeigt, an die Schlagworte der Socialdemokraten und Anarchisten anknüpfend, in meisterhaften und packenden, freilich auch furchtbaren und erschütternden Bildern, wohin es kommen würde und kommen müßte, wenn der von der Verblendung der Socialdemokraten angestrebte Zukunftsstaat zur Wahrheit würde. Die Möglichkeit der Erfüllung dieses socialistischen Zukunftsstraums, des vermeintlichen „Himmels auf Erden“, voraussetzend, zeigt das Buch, daß die Forderungen der allgemeinen Gleichheit, der Abschaffung des persönlichen Eigenthums, des Rechtes auf Arbeit, der freien Liebe, des Staates ohne Gott und ohne Religion, zu wahnsinniger Zügellosigkeit und schließlich zur Vernichtung

und zum Untergange der Menschheit selbst führen müßten. Und damit zeigt es auch, daß es jedermanns Pflicht ist, die Erkenntnis dessen nach Kräften zu verbreiten, was uns in diesen Bestrebungen droht, wenn wir durch sorgloses Gehelassen den Irrlehren die Möglichkeit geben, sich immer weiter im Volke einzufressen. Jeder sollte den „Himmel auf Erden“ lesen, jeder seinen Warnungen dadurch Gehör verschaffen, daß er zur weitesten Verbreitung des Buches, insbesondere auch in den Arbeiterkreisen beiträgt.

Bei der Lectüre dieses Werkes ist es mir neuerdings deutlich geworden, daß der historische Staat die vielen Soldaten gegen seine inneren Feinde nothwendiger, als gegen seine äußeren braucht. Gegen die äußeren Feinde, die auch wieder nur in der Macht eines historischen Staates bestehen, welcher mit uns insofern die gleichen Interessen hat, ist die Möglichkeit einer Herabminderung des Heeres wohl denkbar, ob die Herabminderung aber geschehen kann unbeschadet der inneren Ordnung, das ist fraglich! — Wenn der culturzerstörende Geist, der heute überall spukt, die Oberhand gewinnt, dann muß es ähnlich kommen, wie das Buch „der Himmel auf Erden“ es verkündet. Leset es nur! — Doch für Männer ist das Werk geschrieben, nicht für Frauen und junge Leute! denn es ist starke Medicin. Der Todtenkopf auf dem Umschlage warnt vor unbedachtem Gebrauch!

M.

Der Volksschullehrerstand im Spiegel der Mitwelt. Bekrönte Preisschrift von Hans Trunk. (Graz. Leuschner & Lubensky's Universitätsbuchhandlung. 1892.)

Ja, ich glaube es, daß diese Schrift preisgekront werden mußte! Besser wird man die Volksschullehrer, ihren Stand, ihre Vorzüge und Fehler kaum charakterisiren können, als es hier geschieht. Woher es kommt, daß man gerade an dem Lehrer so viel auszusetzen findet? Die Ursachen der Geringschätzung des Lehrerstandes! Das sind Capitel, die sowohl das Volk als die Lehrer tief beherzigen mögen. Geschmeichelt wird den Lehrern nicht, im Gegentheile, es wird das Räthsel so ziemlich gelöst, warum die Lehrer „Geringschätzung“ erfahren. Übrigens meine ich, daß Lehrer mit den angeführten bedeutenden Fehlern eine Ausnahme sind, sowie die Geringschätzung des Lehrers eine Ausnahme ist. Meines Wissens genießt der Lehrstand bereits eine hohe Achtung, die auch seine Gegner nicht mehr aus der Welt zu schaffen vermögen. Wenn übrigens in vorliegender Schrift ernstlich daran erinnert wird, daß der Lehrer z. B. nicht dünnelhaft gegen Untergebene und

nicht kriecherisch gegen Vorgesetzte sei, daß er nicht mit jedem Tagelöhne zusammen Bier trinke und Karten spiele, daß er nicht politische Kannegießerei treibe, daß er sein Herz und Wirken möglichst auf seinen Beruf beschränke, daß er sich vor Nörgelsucht hüte, daß er Kameradschaftsgeist habe und über seine Standesgenossen nichts auskommen lasse, daß die Lehrerin häuslich lebe, sich vor Vergnügens- und Buzsucht bewahre u. s. w., so kann das ja nicht schaden. Die Lehrer sind Menschen wie alle anderen, aber sie haben gleichwie die Priester doppelte Pflicht, sich rein vor Makel zu halten, denn sie stehen in der Öffentlichkeit, haben Vorbilder des Volkes zu sein. Wer dazu nicht Eignung und Neigung fühlt, der möge vorweg dem Stande fernbleiben, dessen Lohn freilich weniger in äußeren Gütern und Ehren liegt, als vielmehr in dem Bewußtsein treuer Opferwilligkeit und geistiger Erfolge, die erst in späteren Zeiten zutage treten können. Um materielle Vortheile wird der Lehrer so wenig rechten dürfen, als der Priester und der Schriftsteller; doch hat der Staat ihn so zu stellen, daß er unabhängig seinen Beruf ausüben, seine Familie ernähren, seinen Kinder etwas lernen lassen kann. Das zu verlangen ist des Lehrers Recht.

Der Lehrer, welcher Trunks Büchlein kauft, führt einen strengen, aber treuen Freund in sein Haus ein. R.

Für die Jugend des Volkes. Zweites Heft. (Biedermannsdorf.)

Die Lehrer und Erzieher werden darauf aufmerksam gemacht, diese kleine, mit den besten Absichten ins Leben getretene Monatschrift zu prüfen, beziehungsweise der jungen Welt zu empfehlen. Wir haben zwar schon sehr viele und sehr gute Zeitschriften für die Jugend und es fragt sich, ob das Bedürfnis und die pädagogische Nothwendigkeit viel zu lesen so groß ist. Wenn aber schon gelesen werden muß, dann wird obengenannte Zeitschrift auch das Ihre leisten. Ein besonderer Vorzug ist der billige Preis derselben; auch arme Leute können sie ihren Kindern gönnen. M.

Nicht rasen und nicht rosten. Jahrbuch des Schffelbundes für 1892. Herausgegeben von Josef Stoedle. (Stuttgart, Adolf Bong & Comp. 1892.)

Eine große Reihe theils sehr hübscher Beiträge poetischen, erzählenden und plaudersamen Inhaltes. Eine Anzahl gut ausgeführter Bilder, besonders Porträts von Personen, welche zum Dichter Schffel in einem

Verhältnisse standen. Das anmuthige Jahrbuch ist allen Schefel-Freunden sehr zu empfehlen. M.

Das Gerichtsverfahren im modernen Drama. Von Dr. Max Neuda. (M. Breitenstein. Wien.)

In dieser Arbeit behandelt der berühmte Wiener Rechtsanwalt jene Dramen der modernen Bühne, in welchen die Tragik, wie sie sich im wirklichen Leben so oft vor den Schranken des Gerichtshofes abspielt, die Tragik des Gesetzes, den Kernpunkt der Handlung bildet: es sind dies u. a. „Die Tochter des Herrn Fabricius“ von Wilbrandt, „Die Hochzeit von Valeni“ von Ganghofer und Prociner, „Der schwarze Schleier“ von Oscar Blumenthal, „Am Tage des Gerichtes“ von P. R. Rosegger, „Ein gutes Haus“ von Emil Granichstaedten. Der Verfasser stellt sich auf den Standpunkt eines in einem bestimmten Staate zufällig herrschenden Gesetzes, das er rein buchstäblich nimmt. Er wird es wohl wissen, dass der Dichter in seinen Werken vor allem das Menschliche und das Künstlerische hervortreten muss, aber er sagt das nicht, sondern lässt fast glauben, als ob der Dichter, welcher eine Gerichtssaalscene nicht nach der Vorschrift des Gesetzbuchstabens, sondern nur nach den Vorschriften der Kunst löst, solches aus Unkenntnis des Gesetzes thue. Unkenntnis des Gesetzes aber entschuldigt nicht, sagt der Jurist. Doch Unkenntnis der Kunstgesetze entschuldigt halt auch den Kunstkritiker nicht. M.

Vor kurzem ist die erste diesjährige Serie der Bibliothek der Gesammlliteratur von Otto Hendel erschienen.

Sie umfasst die Nummern 554—566 und enthält im einzelnen Folgendes: Afraja, ein nordischer Roman von Theodor Mügge, Elektra, Tragödie von Sophokles, übersetzt von Dr. Reinhold Körner, Demokritos, oder Hinterlassene Papiere eines lachenden Philosophen von Julius Weber, XIX. Bdsch.: Die Nationen, Die Temperenzbewegung von Barton von John Habberton, in deutscher Bearbeitung von F. Dobbert, Federzeichnungen aus Holstein von L. Siegfried.

Die Temperenzbewegung von Barton von John Habberton, deutsch von F. Dobbert. (Otto Hendel, Halle a. S.) Wer eine directe Verfassung der Temperenzler erwartet, irrt sich; der Schlusssatz, der die Quintessenz des Ganzen enthält, lautet dahin, dass bei einer erfolgreichen Temperenzbewegung die Reform unter den Leuten

ansetzen muss, die keine Trinker sind. Freunden heiterer echt humorvoller Lectüre können wir das Werk des berühmten Amerikaners empfehlen.

Federzeichnungen aus Holstein von L. Siegfried. (Otto Hendel Halle a. S.) Ein Naturfreund, dem nicht nur das scharfe Auge des Beobachters, sondern auch die Gabe zu erzählen, zu schildern, zutheil geworden, offenbart sich in den beiden hier vorliegenden Skizzen, in denen der Verfasser in kurzen Zügen Land und Leute seiner heimathlichen Nordmark schildert. Eine heitere Lebensanschauung und ein frischer, ungesuchter Humor geben zudem diesen Zeichnungen einen eigenthümlichen Reiz, der noch erhöht wird durch die vielfach eingeflochtenen Betrachtungen voll Lebensweisheit, die der Verfasser auch an das Unscheinbarste zu knüpfen versteht. V.

Im Interesse unserer Leser glauben wir darauf hinweisen zu sollen, dass von „Meyers kleinem Conversations-Lexikon“ demnächst eine neue, fünfte, gänzlich umgearbeitete und erweiterte Auflage erscheinen wird. Dieselbe soll eine Vermehrung um 7—8000 Artikel, eine reiche illustrative Ausstattung und größere, deutliche Schrift erhalten. Die Ausgabe wird zunächst in 66 wöchentlichen Lieferungen zu niedrigem Preis erfolgen. V.

Wiener Literatur-Zeitung. Herausgegeben von Dr. A. Bauer.

Von dieser literarisch-belletristischen Monatschrift gehen uns soeben die drei ersten Hefte des III. Jahrgangs zu. Dieselben enthalten eine Fülle bemerkenswerther Beiträge theils belletristischen theils literarisch-kritischen Inhaltes. V.

Dem „Heimgarten“ ferner zugegangen:

Dorfdämmerung. Roman aus dem Elsass von Hermann Stegemann. (Zürich. Verlagsmagazin. 1892.)

Um ein Darlehen. Eine sociale Erzählung aus der Gegenwart von Georg Rebena. (Zürich. Verlagsmagazin. 1892.)

Dämmerlicht. Neue Lieder von F. Bopp. (Zürich. Verlagsmagazin. 1892.)

Der goldene König und andere Novellen von Leo Hilde d. (Dresden. E. Pierson. 1892.)

Vier Novellen. Von B. Mercator. (Gotha. Friedr. Andr. Perthes. 1892.)

Fieder eines Demiten. (Hamburg. U. Goldschmidt. 1892.)

Familien-Bücherschab. 22. Heft. (Schriftenvertriebsanstalt. Weimar.)

Bertha. Minne- und Truglieder von Arminius. (Zürich. Verlags-Magazin. 1890.)

Neureka. Gedichte von Alfchild. (Zürich. Verlags-Magazin. 1883.)

Anti-Neureka. Gesammelte Bruchstücke von Mephisto. (Zürich. Verlags-Magazin. 1885.)

Gott, Freiheit und Vaterland. (Zürich. Verlags-Magazin. 1890.)

Armes Österreich. Ein Gedicht von Arminius. (Zürich. Verlags-Magazin. 1887.)

Ahasver. Ein Monolog von Ego. (Zürich. Verlags-Magazin. 1890.)

Jugendlaube. Bibliothek für die Jugend. Herausgegeben von Hermine Proschko. IV. Bändchen. (Graz. Leskam. 1891.)

Schmidlers Volks-Advocat und bürgerlicher Rechtsfreund. Erscheint in 22 halbmonatlichen Lieferungen 10. Auflage. (E. Daberkow. Wien.) Bis zum 6. Hefte erschienen.

Die heilige Schrift in der Volkssprache. Eine Mahnung an das katholische Volk. (Paderborn. Ferd. Schönig. 1892)

Offenes Sendschreiben an P. A. Herrn Theodor Billroth. Von Moriz Adler. Mit einem Vorworte der Baronin Bertha v. Suttner. (Berlin. Alfred H. Fried u. Cie. 1892.)

Siebhaverklünste. Zeitschrift für häusliche Kunst. Verlag von H. Oldenbourg in München.

Obstbautafeln für Schule und Haus von J. G. Sängler, Hauptlehrer an der erweiterten Schule in Sulzburg Baden. (Eugen Ulmer. Stuttgart.)

Postkarten des „Heimgarten“.

Dr. H. M. Dresden: Der bewusste Aufruf Egidys zur Verbreitung des Gedankens „Einiges Christenthum“, zur Aufstellung einer „Religion ohne Dogma, eines Christenthums ohne Bekenntnis“ ist unserer Ansicht nach nicht praktisch genug gedacht, um Erfolg zu haben. Man weiß nicht, wie der Verfasser das „Einige Christenthum“ sich eigentlich vorstellt. Die Hohenzollern sollen das Oberhaupt des einigen Christenthums

sein, das kann bestenfalls nur für Deutschland gelten, aber nicht für die Völker der Erde, für welche das einige Christenthum ja doch berechnet ist. Und ferner: Ein rein geistiges Christenthum wäre freilich das Schönste, ist aber nicht denkbar. Eine Religion, wie alles was auf Menschen wirkt, muß Körperlichkeit haben, wenigstens sinnlich sein in der Idee. Wer unter allen Umständen in der Religion die Form verachtet, der hat theoretisch recht, praktisch aber unrecht, denn durch die Entziehung der Form entzieht er im sinnlichen Menschen dem Christenthume — auch dem geistigen — den Boden. Die Form, solange sie bloß als Behelf dient, könnten wir ruhig gelten lassen und nur froh sein, wenn sie nicht zur Hauptsache gemacht würde.

H. W. Gelsen: Sie fragen, ob Officiere den Friedensfreunden beitreten können, ohne ihrem Stande etwas zu vergeben. — Erwägen wir: Es wird officiell gesagt, eine große gerüstete Armee sei die beste Friedensgarantie. Folglich ist die Armee friedensfreundlich. Es wird gesagt, daß unsere Armee nicht zum Angriffe, sondern nur zur Abwehr da sei. Folglich will sie das, was auch die Friedensfreunde für nöthig halten. Es besteht also kein Zwiespalt zwischen der Armee und den Friedensfreunden. Und wenn die Friedensfreunde sich bestreben, das stehende Heer allmählich überflüssig zu machen, so kann bei dieser Sache der Officier so gut mitthun, als der Richter mitthun kann und wird bei Bestrebungen, die Verbrechen zu verringern und abzuschaffen, obwohl er dadurch seinem eigenen Berufe scheinbar den Boden entzieht.

Dr. J. A. S., Graz: Wenn schon bei den Wahlen der Volksvertreter eine so große Corruption herrscht, dann dürfen wir uns nicht wundern, daß es auch in den Parlamenten darnach hergeht. Ist es denn gar nicht mehr möglich, mit Anstand und Würde etwas durchzusehen? Wahlmanöver! Muß einer sich denn öffentlich eine Reihe von Unredlichkeiten zu Schulden kommen lassen, gerade zu einer Zeit, da er sich um die Würde eines Gesetzgebers bewirbt?

M. L. bei Wittingshausen: Da wir Ihre Geduld vielleicht auf Jahre hinaus anspannen müßten, bevor der Abdruck des stimmungsvollen, aber zu umfangreichen Aufsatzes erfolgen könnte, so glauben wir ablehnen zu sollen.

* Bitten unaufgefordert Manuscripte nicht zu schicken.



Ein Rebell.

Geschichte aus deutscher Heldenzeit von V. A. Hofegger.

(Fortsetzung.)

Im Namen der allerheiligsten
Dreifaltigkeit — ab!

Ein bairischer Officier, der mit seinem Fähnlein aus den Donauländern nach Tirol gerufen worden war und sich an Brenner den Franzosen angeschlossen hatte, um mit ihnen nach dem Süden zu marschieren, hat von diesem Morgen in den Eisadtschluchten einen Bericht gegeben.

Es war ein fröhlich Wandern, anfangs fast mehr handwerksburschenartig, als soldatisch. Der General ließ später etwas wie: Habt acht! commandieren. Das verstand ich nicht. Ich fand die Tiroler gar nicht so schlimm, als sie geschildert worden waren; von Ruffstein bis hieher an den Eisad hatte ich kaum einen Flintenschuß gehört. Sonst sollen sie aus dem Hinterhalt auf die arglosen Sol-

daten gefeuert haben, was ja die Grausamkeiten meiner Landsleute, wenn auch nicht entschuldigen, so doch erklären ließ. Dieses Bergvolk glaubte freilich den Kaiser im Rücken zu haben; der Friedensschluss hat es eines Besseren belehrt, nun ist es ruhig und ergibt sich und wird erkennen, daß wir nicht als Feind ins Land gekommen, sondern als Freund. Wer möchte auch als Feind einrücken in dieses einzig schöne Land! — Meinen Burschen hatte ich mit dem Pferde vorausgehen lassen, ich war ein wenig zurückgeblieben von dem Trupp, denn die Großartigkeit der Gegend, wie ich eine solche noch nie gesehen, hatte mich ganz hingerissen. Diese ungeheueren Bergmassen! Dieses kristallklare tobende Wasser und diese breite, glatte und voller Sicherheit dazwischen hinziehende Straße!

In einen stilleren Grund getom-

men, wo die Schlucht sich ein wenig weitete, der Fluß flacher auf braunem Sande hinwallte, hörte ich hoch über mir in dem Gewände eine Flöte spielen; eine überaus liebliche Weise war es, daß ich hätte aufschreien mögen, und die Mütze lüpfen, um den Äpler, der so spielte, den ich aber nicht sah, zu grüßen. Dann stand ich still, ließ an mir noch Fußvolk und Reiterei vorübertraben, bis ich der letzte war und in aller Ruhe die unbeschreibliche Stimmung so recht genießen konnte. — Und als ich so da stand, hörte ich oben am Berge einen Menschen rufen: „Steffel! Darf ich noch nicht abhaken?“ Und eine andere Stimme weiterhin gab Antwort: „Nein!“ Da ward mir auf einmal etwas unheimlich und ich hub an zu marschieren, dem Truppe nach, der dicht aneinandergedrängt in der sich wieder verengenden Schlucht dahinzog. Auf einmal hoch oben drei Schüsse und ein gewaltiger Schrei: „Im Namen der allerheiligsten Dreifaltigkeit — ab!“ — Und jetzt geschah etwas, das mich ins Mark hinein schauern macht, so oft ich dran denke.

Der ganze steile Berghang vor mir wurde lebendig, von unten bis oben löste sich eine ungeheurere Lawine und fuhr unter unbeschreiblichem Donnern und Krachen herab. Steine, Schutt, Baumstämme, Erdreich, eine ganze, in allen ihren Theilen wirbelnde, Splitter, Trümmer empor-schnellende, wildlebendige Fläche kam herab. Und dazwischen und darüber und darunter hausgroße Felsklöße, zuerst mit der Lawine träge rutschend, dann sich überschlagend und in grausen Sprüngen hoch im Bogen zur Tiefe saugend. Alles das sehe ich heute noch. Dann verging mir das Auge; ein unauslöschliches Prasseln, Knattern und Krachen überall, als stürzten ringsum alle Berge ein.

Als ich wieder zu mir kam, war es todtenstill, nicht einmal das Wasser rauschte; es stand da wie ein langer

schwarzer Tümpel. Vor mir, wo die Lawine niedergefahren war, stieg eine undurchdringliche Wolke von Staub auf. Als diese allmählich sich löste, sah ich mehrere Krieger händeringend, sprachlos vor Schreck zurückeilen, die anderen aber, die tausend anderen, der ganze große Trupp war verschwunden, verschüttet, unter Trümmern begraben. Denn es war keine Straße mehr und es war kein Fluß mehr, ein ungeheurerer Schutthügel lag da, aus welchem Felsblöcke und die weißen Spalten gebrochener Bäume hervorstanden. Am Rande dieser Murre, zwischen dem Gewirre von Stein und Holzstücken zuckende Menschenglieder, stöhnende Soldaten, röchelnde Pferde, die hingestreckt, zer-rissen, mit den in die Luft geredeten Beinen verzappelten. Einige wenige Kameraden konnten wir herausgraben, hervorzerren, fast alle derselben starben uns unter den Händen. Höher stieg das sich stauende Wasser und in demselben war ein Gewuste von Steinen, Baumstämmen, Ästen, Wurzeln und zwischen drin verklemmt und verflochten Soldatenmäntel, Stiefel, Tornister, Pferdezeug, Pferdeköpfe, losgetrennte Hände, Beine und ganze Körper, theilweise an dem Geknorre hängend, theilweise im Tümpel sackte auf- und niedergleitend. — Unser waren alte Krieger, welche in heißen Schlachten gestanden und die Zerstörung mancher Beste miterlebt — aber so etwas Gräßliches, so unerhört Gräßliches hatte keiner noch geschaut.

Als wir soweit zur Fassung gekommen waren, um das Unglück auch nur zu sehen, wurden unter uns alsbald Vermuthungen laut, dieser Bergsturz sei ein Menschenwerk. All die grauenhaften Tirolerthaten der vergangenen Monate standen auf in unserem Gedächtnisse und alle wiederholt und vereinigt in dieser Murre, in diesem tausendfachen Morde. Ja, an anderthalbtausend tapferer Soldaten, die, des Friedens sich endlich erfreuend,

arglos dahinmarschirten — Männer liebender Gattinnen, Söhne tiefbekümmerteter Mütter! — Wie ein eherner Krampf gieng es durch mein ganzes Wesen, daß die Fingernägel der Faust sich in das eigene Fleisch gruben vor Rachebegier, diesen beispiellosen Bürgerbanden es würdig zu vergelten.

Ein paar scharfe Augen wollten hoch oben an den Wänden Männer dahinhuschen gesehen haben, ich sah keinen, gedachte aber der geheimnißvollen Zeichen und Rufe, die ich unmittelbar vor dem Ereignis vernommen hatte. Im ganzen war es leicht einzusehen, daß wir hier nichts mehr zu thun hatten. Noch sahen wir, wie der eingedämmte Eisack sich befreite, wie er die Muhre durchbrach, so daß unter seinem Branden und Gischen alles noch einmal lebendig wurde, nur die Todten nicht, und sich stemmend, krachend, aufbäumend, überstürzend nach abwärts bewegte, ein fahrender Friedhof, wie die Welt noch keinen gesehen.

Wir wenigen, die übrig geblieben, beschloßen, so rasch als möglich zur Hauptstadt zurückzueilen. Sterzing, Gossensaß, wir rasteten nicht in diesen Ortschaften, wir sahen an ihnen, wie an allen Menschenwohnungen, an denen es nun vorübergieng, nichts als Mörderhöhlen. Wo wir uns in Übermacht fühlten, nahmen wir, was wir brauchten, obwohl die par Franzosen, die mit uns marschirten, auch jetzt noch ihre Sache baar bezahlen wollten. Gerade zu rauben hatte auch ich keine Lust, aber durstig war ich geworden unten an dem Eisack, durstig nach Tirolerblut.

Auf dem Brenner fließen wir auf französische und bairische Truppen und ein paar Generale. Wir erzählten, was in den Eisackschluchten geschehen war und daß unter den Todten viele Officiere seien, darunter auch der Marschall Desobry, in diesem Lande geheißten der Löw Weser.

Also wieder Krieg, und erbarmungsloser als je. Ein großer Kriegsrath wurde gehalten hier auf den Almatten unter freiem Himmel. Einstimmig war der Schwur: dieses Volk muß niedergeworfen werden zur gänzlichen Ohnmacht. Ein hoher Preis wird gesetzt auf die Köpfe der Häuptlinge, und alle Führer müssen sterben. — —

Soweit der Bericht des bairischen Hauptmannes.

Die Freiheitskämpfer hatten kaum eine Ahnung davon, was sie mit ihrer unerhörten That in den Eisackschluchten angerichtet. Zuerst waren sie selbst erschrocken, als der Erfolg der Lawine so grauenhaft herrlich vor ihren Augen lag. Dann vermochten sie es kaum, den Jubel zurückzudämpfen, denn die meisten glaubten, mit diesen vernichteten Truppen sei die Macht des Feindes gebrochen und sie selbst seien wieder Herren im Lande. Der Mahrwirt hielt sich zurück und sagte nichts. Auffallend blaß war sein sonst so hübsch gebräuntes Gesicht geworden. „Sie sollen heimgehen“, ließ er befehlen, dann trachtete auch er aus dieser Gegend fortzukommen.

Fast früher als die Kämpen zurückkehrten in das Thal von Brigen, wußten die Leute dort, was oben geschehen. Am Vormittag bei heiterem Himmel hatte man von den Eisackschluchten her ein lange anhaltendes Donnern gehört. Es war nicht wie das Krachen von Großgeschütz, nicht wie das Indieluftgehen eines Pulverfasses, es war wie das Niedertrollen einer großen Muhre. Am Nachmittage wurde der Eisack feicht und schmal, so daß die Forellen auf eitel Sand umherschwänzelten und mit ihren weißen Bäuchen darauf liegen blieben. Plötzlich aber schwoh der Fluß wieder an, trübe, schlammige Fluten kamen, Gestämme und Wurzelwerk trug er heran, und Rüstzeug und Gewandstücke und todte Baiern und Franzosen.

„Das ist dem Mahrwirt sein Tagwerk!“ sagten die Leute zu einander.

Und als die Männer zurückkamen von der Schlucht, da bestätigten sie es und setzten bei: „Jetzt wird Ruh' sein, sie sind alle hin!“

Peter war seines Weges ganz allein gegangen. Als er am bewaldeten Berghange hinschritt, der vom Dorfe Barn sich gegen die Mahr zieht, kam er zu einer Kreuzsäule, die vor einem Stangenzaune am Wege stand. Sie trug ein Bildnis, darstellend die Krönung der Himmelskönigin. Oben schwebt die Taube des heiligen Geistes, an beiden Seiten auf Wolken thronend Gott Vater mit der Weltkugel und Gott Sohn mit dem Kreuze. Zwischen ihnen die heilige Jungfrau, der sie, jeder mit einer Hand, die Krone über dem Haupte halten. Das Bild der Jungfrau, welche demüthig die Hände faltet, ist voll heiliger Anmuth. — Peter blieb davor stehen, dann kniete er hin auf den Stufen und sagte ganz unsichern, zitternden Tones: „Maria, Maria! Du schaust doch noch freundlich auf mich herab. Bitt für sie. Gib ihnen die ewige Seligkeit, allen, die heute schlafen gegangen sind. Barmherzige Mutter Gottes, es hat sein müssen! Nicht zu schändem Nutzen ist es geschehen, nicht aus Rachgier. Nothwehr, du weißt es! Sie haben uns das Vaterland wollen nehmen und den Glauben, aber nicht aus ihrem eigenen Willen, die gestorben sind. Bitte für sie. Und für mich, du göttliche Mutter Jesu, nimm von meiner Seele diese Last. Im Namen der allerheiligsten Dreifaltigkeit, die ich hab' angerufen! So wie ich jetzt vor euch am Bilde knie, Gott Vater, Sohn und heiliger Geist, so werde ich einst vor euerem Gerichte stehen. O heiliger, starker, ewiger Gott, thu' mich nicht verdammen!“

Nach solchem Gebete erhob der Mahrwirt sich wieder. Da — es war

schon in der Abenddämmerung — fiel sein Blick plötzlich auf ein Menschenhaupt, welches hinter dem Kreuz auf ihn herübergrinste. — Ein blaßes Menschenhaupt mit schwarzem Haar und Bart. „Kulber!“ rief der Mahrwirt.

Aber der Kopf bewegte sich nicht, die Züge blieben starr, und das Haupt war ohne Rumpf und stat auf einer von Blut übertrommenen Baunstange.

So hatte Peter seinen Genossen und Dränger wieder gesehen. Stöhnend vor Schreck und Grausen taumelte er weghin. Später, als er schon den Fensterschein von seinem Hause sah, blieb er stehen und fragte sich: „Weshalb hat dich denn dieser eine Todte so entsetzt? Du hast ja viele hundert gesehen am heutigen Tag!“ —

Dann trat er ins Haus, hieng das Beil an die Wand und sagte zu Frau Rothburga, die ihm mit manchem Zeichen schwerer Beklommenheit an die Thürschwelle entgegengetommen war: „So, jetzt ist es Feierabend. Meine Schuldigkeit habe ich gethan. Nun ist's genug.“

An deiner eigenen Thür steht's, wie theuer du den Baiern bist!

Wenige Tage später war es Winter geworden. Alle Auen voller Schnee, alle Dächer und Äste bedeckt mit Schnee, und unaufhörlich sank es in zarten Flocken nieder vom grauen Himmel. Die Büsche am Eisack von Schnee belastet und gebogen hiengen wie Trauerweiden über dem Wasser. Peter konnte nicht hinschauen. Er konnte den Fluß nicht mehr sehen und zur Nachtzeit verschloß er die Fensterläden, damit er das Rauschen nicht sollte hören können. Einmal sprang er aus dem Schlafe auf, weckte mit hellem Schrei Frau Rothburga, riß die Kinder aus ihren Betten und rief: „Hinaus!

Hinaus! Hört ihr nicht das Krachen?
Die Mahr kommt.“

Die Gattin zog ihn zurück, strich ihm das wirre Haar aus der Stirn und beruhigte ihn. Es war ja doch so stille im und über dem Hause.

Peter sagte nichts weiter und legte sich wieder hin.

Im Thale war's winterlich öde. Die Leute giengen ihren gewöhnlichen Beschäftigungen nach, waren aber voll unheimlicher Ahnungen. Die Straße in den Eisackthälern mußte wohl wieder hergestellt sein, denn es verkehrten Reisende und Postwägen wie vor und eh. Ein Postwagen aus dem Süden brachte einen Brief an den Mahrwirt. Derselbe war aus Meran, und zwar von keinem anderen, als vom einstmaligen „Kanzler“ Dörninger.

Hastig erbrach Peter den Brief, in welchem mit Bleistift auf schlechtem Papier das Folgende geschrieben stand:

„Lieber Kamerad!

Was ist geschehen, seit ich dir nicht mehr geschrieben! Alles wieder vorbei. Alles umsonst gewesen. Wir sind Flüchtlinge und leben wie die wilden gehehten Thiere. Diese Worte schreibe ich in einer Felsenkluft wo, das darf ich dem Brief nicht anvertrauen. Die Finger sind starr vor Frost. Morgen werden wir wieder anderswo sein, wo das weiß ich nicht. Hofner und seine Leute und ich. Was wir seit Innbrud schon gelitten haben, es ist nicht zu sagen. Aber das Körperliche wäre noch das Wenigste. Diese Trauer des armen Sandwirts! Diese Trostlosigkeit von uns allen! Es heißt, daß man noch einmal aufsteht, Hofner sagt, er thut nicht mehr mit. Anfangs hat er's nicht glauben wollen, daß wir verrathen sind, und ist mit den Passiern dreingefahren. Wieder einen Schippel Leute gekostet; nachher hat ihm der Spedbacher die Friedensurkund' gebracht. Jetzt glaubt er's und läßt dir sagen, du solltest dich ja

nicht verleiten lassen, um noch einmal zu den Waffen zu greifen, es ist alles Lug und Trug und der ganze Bettel ist nicht eines braven Tirolers Blutstropfen wert. Er läßt auch den anderen schreiben. Daß auf Hofners Kopf ein Blutpreis von 1500 goldenen Gulden gesetzt ist, wirst du wohl schon wissen. Wir anderen sind billiger angeschlagen, aber immerhin noch respectabel. Das hilft ihnen nichts, uns ist jetzt so heiß, daß wir es auch oben bei den Fernern aushalten.

Das muß ich dir auch noch sagen, letzters bin ich als Grödener Schafreiber verkleidet im Wälschland drinnen gewesen um zu kundschaffen, was für Aussichten sind, der Flüchtlinge wegen. Bonapartes Bruder, der zu Mailand sitzt, hat was dreinzureden. So viel hab' ich erfahren: Schlecht steht's. Nur für einen wäre es wunderbarlich gut gestanden und hätte ich gleich dortbleiben können, eine schöne Frau heiraten und ein nobler Herr werden. Du erinnerst dich wohl nicht mehr an die zwei Frauen, die ich im vorigen Sommer von Mahrwirthshaus aus bis Bozen begleitet habe. Damals kam's mir vor, daß eine derselben als Feindin von mir geschieden ist. Nun höre zu. In einem großen Garten zu Verona, wo man den Fremden einen steinernen Trog zeigt, der für den Sarg eines unglücklichen Liebespaares ausgegeben wird, stand ganz wie vom Himmel gefallen jene schöne Frau vor mir und sagt: daß sie mich wohl kenne und meiner nicht mehr vergessen könne. Darauf ich zur Antwort: Ihr seid liebenswert und wohl auch ehrenwert, aber ich nehme Euch nicht. Alsdann sie: Ihr, die Besiegten, den Siegern trohen? Wisset, ich bin Frankreichs! — Darum nehm' ich Euch nicht! ist meine Antwort, wende mich rasch um, eile fort und den Bergen zu. Schrecklich ist es, daß ich mir kein liebes deutsches Weib werde nehmen können, mein Lebtage nicht, weil diese schwarzhäarige Fee im Wege steht. Und dennoch möchte ich am

liebsten nochmals nach Verona reisen und ihr ein drittesmal zurufen: Gallische Sirene, ich will dich nicht!

O der kindischen Geschichten jetzt, halte mir's nicht für ungut, Freund. Vielleicht wird's doch noch einmal besser und wir kommen zusammen und ich erzähle dir allerhand. Für heute sollst wissen, daß wir noch leben, daß wir in Passeyer Freunde haben, die uns mit dem Nothwendigsten versorgen und daß wir trachten werden, die Gefahr zu überdauern. Seid nur auch ihr klug im Eisackthal, es kann noch einen schauerhaften Tanz sehen, Gott weiß es.

Ja und noch etwas. Wenn es wahr ist, sagt der Hofer, daß es dein Sohn war, der ihn auf der Dürnhöh' von den nahenden Bütteln bewahrt hat, so segnet er ihn vieltausendmal und daß der brave Knabe ein glücklicheres Tirol soll erleben. In Glück und Leiden herzgetreu

Josef Dörninger."

Der Wirth schob den Brief in seine Tasche und murmelte: „Sie wissen noch nichts.“

Um jene Zeit gieng Peter mit der Absicht um, sein Wirthshaus zu schließen; er wollte nicht so viel Volk und Lärm um sich haben, er hatte keine Lust, sich unter die Gäste zu setzen und sie zu unterhalten, wie er sonst gethan. Auch das Geschäftliche war ihm gleichgiltig geworden. Er ließ dertlei durch Frau Nothburga betreiben und saß am liebsten in der Oberstube unter den Kindern. Das Poltern und Lachen der Kinder that ihm wohl, ihr Geplauder war ihm wie trostvoller Maienklang, er hörte ihnen zu, ohne auf die Worte zu achten; wenn sie an seinem Knie heraufkrochen, dieß und jenes fragten, lächelte er freundlich, ohne eine Antwort zu geben. Auch der Hans war soweit heil, daß er in der Stube umhergehen und wieder Festung bauen konnte.

„Baue sie nur“, sprach da Peter einmal, „baue sie nur!“ Aber bei der Sache war er nicht. Dann blickte er

hinaus in das winterliche Gestöber, und wenn er das lebhafteste Schneetreiben sah — eine seltsame Sache in diesem Thal — und wie sich quer über die Straße die Massen häuften zu Hügelu und scharfkantigen Wällen, so daß die Fuhrwerke stecken zu bleiben drohten, da war es Peter zufrieden.

Aber der Schnee hatte nichts aufgehoben. Das ganze Thal und alle Gegenden, von denen man Nachricht erhielt, besetzt von Franzosen und Baiern. In Unmassen waren sie gekommen von allen Seiten; alle Festen, Pässe, Kirchplätze, Ämter, Straßen, Höfe, Brücken, Mauthen waren besetzt mit schwer bewaffneten Soldaten. Jede Tirolerbrust sah auf sich eine Flinte gerichtet. Nun ließ auch Osterreich von sich hören, es ließ durch Ausrufer sagen, daß Tirol zum Königreich Baiern gehöre und sich seinem rechtmäßigen Regenten zu unterwerfen habe. — Alles war traurig über die Massen.

Tagelang waren Soldaten beschäftigt gewesen, aus dem Eisack todte Kameraden oder Stücke derselben hervorzuholen und zu bestatten. Oben in der Schlucht wurde eine große Trauerfeierlichkeit veranstaltet, welcher wohl jeder Tiroler meilenweit aus dem Wege gieng. Den Verlust des Marschalls konnten die Franzosen nicht verschmerzen und ihr lebhaftes Trachten gieng im Stillen dahin, des Anstifters habhaft zu werden. Sie glaubten ihn schon einmal gefunden zu haben in einem kleinen, behendigen schwarzbärtigen Mann. Demselben hatte man auf der Stelle das Haupt abgeschlagen und es auf einen Baumstamm gesteckt. Später hieß es, der wirkliche Mädelführer und Veranlasser des Bergsturzes lebe noch, sei ein Wirth in der Gegend, würde aber von der Bevölkerung geheim gehalten.

Eines Tages legte Bruder Augustin es seinem Schwager nahe, wenn er ohnehin das Geschäft gehen lasse wie es gehe, so solle er sich zurückziehen

„f einen Platz, der ruhiger und herber wäre, als ein Einkehrhaus an der Straße.“

„Du meinst ich soll fliehen“, sagte der Mahrwirt.

„Ja, Schwager, das sollst du. Vor etlichen Tagen waren es eintaufend goldene Gulden, die sie für deinen Kopf boten, heute sind es schon zweitaufend, zu Brigen ist es angeschlagen, zu Klausen, an allen Kirchthüren und Gasthäusern im Eisackthal, und wenn du vor dein Haus gehen willst, kannst es selber lesen, an deiner eigenen Thür steht's, wie theuer du den Baiern bist.“

„So wird's ernst um mich?“ fragte Peter.

„Du mußt dem Hofler nach. Einstweilen ist hinter dem Geißhorn drüben, in der Steinwend, ein Sommerstadl für dich hergerichtet. Eine halbe Stunde vom Steinwendbauer hinauf im Wald. Der Steinwendbauer weiß schon davon und wird dich versorgen. Sobald es das Wetter thut, mußt du über das Gebirge.“

„Und mein Weib? Meine Kinder?“

„Schwager“, sagte Augustin und faßte seine Hand, „wenn ich auch priesterlich Kleid trage, ein bißel Mann bin ich doch noch. Ich wollte zwar jetzt in mein Kloster zurückkehren, aber ich thue es nicht, bevor alles in Ordnung ist, so oder so. Ich bleibe in deinem Hause und werde die Deinigen schützen mit Gottes Beistand. Glaube mir, sie sind sicherer, wenn du fort bist. Aber gehen mußt auf der Stell', ich sag dir's!“

Als Peter es seinem Weibe mittheilen wollte, daß er fort müsse, kam ihm dieses schon entgegen mit Bündel, Mantel, Rock und Stuken; sie hatte schon alles bereitet, redete ihm liebevoll zu, er solle auch jetzt noch Held sein, wo es gelte, sich selber zu retten.

„Und unfertwegen“, setzte sie bei, „sei außer Sorgen.“

Peter schaute sie an und sagte leise:

„Und wenn deine Zeit kommt?“

„Mensch, bis hin bist du längst

wieder da!“ rief sie. „Die Baiern werden schon kühler werden, sonst ist für sie kein Leben dahier, das werden sie bald einsehen. Und der Kaiser? Denke doch an den Kaiser! Glaubst du, der wird seine treuen Männer verlassen? Nur Zeit lassen. Wenn's aufs Schlimmste sollte kommen, der Pardon ist dir so sicher wie dem Sandwirt. Dann gehst wieder herfür, alles ist vorbei und wir leben für uns selber und kümmern uns um keinen Weltlauf mehr. So machen wir's, mein Peter, und jetzt geh in Gottesnamen. Das Abschiednehmen bei den Kindern laß sein, es ist keins nöthig, du bist bald wieder daheim. Wird' es ihnen sagen, daß du sie grüßen lässest und wollen schon alle Tag für dich beten. Gib nur Achtung auf dich und deine Gesundheit. Feuerzeug und alles findest schon im Bündel. Gehe, jetzt, mein Peter. Schau, ein Kreuz noch muß ich dir machen!“

Sie zog mit dem Daumen der rechten Hand über sein Gesicht das Kreuzzeichen, dann schauten sie sich einander noch einmal in die Augen und dann gieng er davon — ganz allein. Draußen war eine stürmische Nacht.

Als der Mahrwirt fort war, gieng Frau Rothburga zu ihrem Bruder und vertraute ihm: „Ich kann dir nicht sagen, Augustin, wie mir ist.“ Und ließ ihrem lange zurückgedämmten Weinen freien Lauf.

Foppen, foppen, Baiern foppen!

In einer der nächsten Nächte wurden die Leute im Wirthshause an der Wahr unhold aus dem Schlafe geweckt. Mit dröhnendem Pochen am Thore beehrte man Einlaß, der gassenseitige wie der hofseitige Eingang war mit Soldaten besetzt und nach dem Geräusche der Waffen zu schließen, gab es auch weiterhin an der Straße, am Gebüsch, hinter Schneewehen und an der Bergwand Soldaten. Allsogleich wurde den Einlaßheißenden das Thor geöffnet, sie drangen in die

Gaststube, in die Küche, in die oberen Zimmer und Kammern, in die Keller und Bodenträume, sie drangen in alle Stallgelasse, durchstöberten Truben und Kästen, suchten mit ihren Spießen in den Futtervorräthen umher, rissen im Hofraume die Brennholzstöbe auseinander, daß die Scheiter weit hinkollerten, kurz, lehrten das Unterste zu oberst, ohne übrigens viel Worte zu machen. Die Hausleute waren in eine Stube zusammengesperrt und dort bewacht. Die Kinder weinten und schrien, die Magd Hanai rief in einemfort, wenn sie nur die Stallgabel zur Hand hätte, sie würde den Schelmen schon zeigen, wo der Zimmermann das Loch gelassen! Bruder Augustin suchte zu beruhigen. Frau Rothburga war gefasst und fragte nicht, was all das zu bedeuten habe, sie wußte es ja sehr gut. Sie hielt nur die Hände über der Brust gefaltet und murmelte bei sich Dankgebete, daß der, dem sie so wüthend nachstellten, in Sicherheit war.

Nach einer Stunde, als die Eindringlinge die Erfolglosigkeit ihres Überfalles eingesehen hatten, zerren sie die Magd Hanai hervor und fragten sie scharf: „Wo ist der Wirt?“

„Ja, just so!“ gab die Magd koch zur Antwort.

„Du weißt es, wo er ist!“

„Na freilich weiß ich's!“

„Wo ist er?“

„In seiner Haut.“

„Erstochen wirst auf der Stell', wenn du nicht sagst, wo er ist!“

„Narren“, lachte die Magd, „wenn's schon die lebendige Hanai nit sagen will, die todte sagt's noch weniger.“

„Dumme Trull!“ knurrten sie, gaben ihr einen Stoß, daß sie an die Wand taumelte und giengen davon.

„Das sind doch einfältige Leut'!“ lachte ihnen die Magd nach, „ich werde den Wirth verrathen! Ein Schimpf ist's! Am liebsten wollt' ich ihnen mit der Gabel nachlaufen!“

Die Bewohner des Hauses hatten die ganze Nacht zu thun, um den angerichteten Wirrwarr zur Noth wieder zu schlichten.

Am darauffolgenden Sonntagnachmittag saß in ihrer dunkelnden Futterkammer die Hanai und nähte. Es war etwas frostig in der Kammer, Frau Rothburga hatte ihr auch sagen lassen, sie möchte mit ihrem Nähkorb in die warme Stube hineinkommen. Die Magd aber blieb draußen. Manneskleider waren es, an denen sie herumflickte, und das Fragen, für welchen Bruder sie denn so fürsorglich arbeite, konnte erspart bleiben. Zudem war in der Futterkammer der Antonio vorhanden, oder vielmehr bloß sein ledes Vordenhaupt, alles andere stat tief im Heu. Und blieb drin auch noch stecken, als auf dem Beinleide die Flicken längst festsaßen.

„Jetzt wirst mir achtgeben drauf, jetzt ist's wieder neu!“ sagte die Hanai und warf ihm die allerseits verbesserte Hose hin.

Heute sang der Antonio nicht. Er hatte recht wohl Zeit dazu, aber er sang nicht, er war ganz kleinlaut, fast betrübt, so daß die Hanai sich dachte: heut ist ihm was, heut muß ich schon gut mit ihm umgehen. — Dann suchte sie aus ihrem Nähkorb Scheere und Kamm hervor und sagte: „Auf die Weihnachtsfeiertage muß man dir doch deinen Schaber (langes üppiges Haupthaar) stugen.“

„Oha“, entgegnete der Bursche, „meine Königskron', die laß ich mir nit wegnehmen. Oder weißt du mir dafür eine andere Pelzhaube, jetzt im Winter?“

„Das ist wahr“, antwortete sie, „es könnt dir dein Hirn einfrieren, das wär' ein Jammer! Na, halt her, so will ich dir wenigstens das Haar einmal ausstrählen.“

„Warum willst mir denn das Haar ausstrählen?“

„Wenn du jetzt ein neues Gewand anhast und eine frischgewaschene

Pfand, so mußt auch sauber gestrählt sein. Nachher kannst schon unter die Leute gehen."

"Strähle nur zu", sagte der Bursche, "wenn du mir so umthust im Haar, das hab' ich gern."

"Den Schnurrbart mußt man dir doch stutzen?" spottete sie, denn er hatte noch immer keinen; aber hübsch bräunlich wurde es schon auf der Oberlippe.

Ohne sich auf diesen Gegenstand einzulassen, fragte der Antonio plötzlich: "Du Hanai, ist's wahr, daß ich im Schlaf reden thu?"

"Im Schlaf reden? Papp wie soll denn ich das wissen?"

"Ja so, freilich nit. Du hast mich nie schlafen sehen. Aber andere sagen es. Laut reden thät ich im Schlaf und allerhand Sachen fürbringen, und es wär' oft ein Spaß, mir zuzuhören — und ich weiß nichts davon."

"Du bist halt ganz verdraht", meinte die Hanai.

"Und jetzt", fuhr der Bursche fort, "jetzt getrau ich mich gar nit mehr zu schlafen. Allein schon gar nit mehr."

"Laß das Dummreden sein."

"Dazmal nit so, wie du meinst, Hanai. Auf den Stadeln und Strohtennen, wo ich herumschlaf! So viel Angst, ich könnt was ausfagen und es könnt mir wer zuhören."

Die Magd stuzte. "Wie kommst mir denn heut für, Toni?"

Da schwieg er ein wenig, that, als ob er sich dem Wohlgeföhle des Strahlens hingäbe, endlich sagte er: "Hast du den großen rothen Brief schon gesehen, der draußen hängt an der Wand?"

"Wo die zweitausend goldenen Gulden darauf stehen, die der kriegt, welcher den bringt, der die Muhr gemacht hat?" sagte mit flüsternder Stimme die Magd.

"Die goldenen Gulden könnt ich mir im Schlaf verdienen," setzte der Bursche bei.

"Du Toni!" rief die Hanai, und sprang vom Heuhaufen auf. Die geballten Fäuste hob sie gegen ihn.

Er fuhr ruhig und leise fort: "Vorgestern, wie der Wirt fort ist, hat ihm's der geistliche Herr gesagt, wohin er gehen und wo er sich verstecken soll."

"Was geht das dich an?"

"Ich bin im Vorhaus gestanden, weil es draußen so viel gestürmt hat und ich kann nichts dafür, daß ich's gehört hab'."

"Du weißt es, wo der Wirt sich versteckt hat?"

"Ich kann nichts dafür."

"Und du thust im Schlaf reden?"

"Da kann ich auch nichts dafür."

"Dann mußt man dich todtschlagen."

Dagegen hatte der schöne Antonio keine Einwendung. Doch bemerkte er schüchtern: "Ich wüßte wohl noch ein anderes Mittel."

"Ja, daß du auf der Stell' ins Ausland gehst."

"Hanai, das thu ich schon gwiß nit."

"Oder gar nimmer schlaffst!"

"Das kann ich nit."

"Hast du denn niemand, der neben dir auf der Wacht stund, wenn du schlaffst und dich gleich wollt' wecken, wenn du anhebst?"

Der Antonio schüttelte das Haupt.

"Nachher" sagte die Hanai nach einer gründlichen Überlegung, "nachher geht's nit anders. Du mußt da im Stall schlafen."

"Das hab' ich mir halt auch gedacht", entgegnete der Bursche treuherzig. "Und wenn die Büttel wiederkommen, das Haus zu durchsuchen, daß doch ein Mannsbild da ist."

Ein Mannsbild!

Die Hanai faltete ihre Hände, und wie es war, als ob sie ein sehr frommes Gebet halten wollte, rief sie aus: "Du blutiger Heiland, mit diesem schlechten Menschen wird noch ein Elend sein, ehe der Winter vorbeiz-

geht! So komm halt alle Abend, ich sperre dich gut in den Stall, nachher geh ich zu der Wirtin hinein und des Morgens, wenn du dich bei der Kuh ausgeschlafen und ausgeschwächt hast, lass ich dich wieder laufen."

"Ich komm halt", entgegnete der Bursche, "und 's übrige werden wir schon alles noch sehen." —

Nachgerade kühnen Stolzes voll schritt an einem der nächsten Tage unser Antonio die Straße entlang mit seiner Klampfen. So prächtig war er schon lange nicht mehr aufgebaut gewesen vom Fuß bis zum Kopf, als jetzt. Sogar Schuhe hatte er an den Pfoten; daß es Weiberschuhe waren, spürte Niemand, als seine überaus eingeeengten Beinen, die, der Freiheit gewohnt, sich diesen drückenden Verhältnissen sofort wieder entschlagen hätten, wenn nicht der Schnee so kalt gewesen wäre. Also hinkte er in den argen Schuhen voran. Die säuberlich geflickte Zoppe hatte auch einen sicher gegründeten Sack bekommen, in welchem ein Stück Brod stat. In der schwarzen Pelzmütze hatte er eine Rabenfeder stecken; es war eine leibhaftige Rabenfeder, während bei näherer Besichtigung die Mütze sich als des Burschen natürliches und ganz zierlich gesträhltes Gelocke erwies.

Als er gegen das Dorf Albeins kam, das drüben am Berge liegt, wurde er durch das Fenster einer Schenke heraus angerufen. Der lustige Antonio möge doch ein bißel hineinkommen und mit seiner Klampfen Ergötzlichkeiten machen.

Daß ließ der Musikant sich nicht zweimal sagen. Er gieng in die Zechstube, wo lustige Leute beisammen waren. Allerdings wollte er gleich wieder umkehren, denn es waren zum meist bairische Amtleute und Soldaten. Aber da zogen sie ihn schon nieder auf die Bank und zum Weinkrug. — Trinken, dachte er sich, das kann ich ja, aber singen thu ich denen nichts.

Als er jedoch getrunken hatte, einmal, zweimal, dreimal in hübsch langwierigen Zügen, und sie bestürmten ihn, doch etwas zum besten zu geben, da dachte er: Nun, warum denn nicht, ich will ihnen auch etwas singen. Nahm das Zeug in die Hand, zupfte die Saiten und begann:

„Fenster, Fenster süri tappen,
Bei der Nacht hat d' Sonn' a Rappn
Und beim Tag a Nebelhaub'n,
Weil sie mag sein Baiern schaun,
Rein Baiern!"

Könnte auch etwas anderes sein! meinten die Zuhörer. Der Sänger fuhr fort:

„Windel, Windel auffi blasen,
Kommt der Mai, wird grün der Wäsen,
Und sein Grassalm wächst nit auf,
Wo ein Baiern g'standen d'rauf,
Ein Baiern!"

Er wäre ja doch ganz heiser, sagten sie, er sollt' lieber trinken.

Als es zu dämmern begann, zogen sie sich ins Extrastübchen zurück und einer der Amtmänner legte seinen Arm um Antonios Nacken, rieb ihm seinen Bartwisch in die Wange und sagte rülpfend: „Herzbrüderl! Du bleibst bei uns, du mußt uns was singen von deinem Schatz.“

„Hat er einen?“ fragte ein anderer.

Der eine streckte seinen Arm aus mit der flachen Hand, gleichsam den bildhübschen Burschen aufzeigend: „Und so was soll keinen Schatz haben?“

„Auf der Mahr drüben scheint die Sonne wärmer, als auf der Schattseite herüben!“ spielte einer an.

„Lass sie plauschen“, sagte ein älterer blondbärtiger Herr in wohlwollendem Tone und nöthigte ihn beim Ofentische an seine Seite. „Was soll denn 's Reden, wird wohl jeder seinen Schatz haben dürfen, nicht?“

„Denk's auch“, antwortete der Antonio nicht ohne Verlegenheit.

„Du hast dir dazu noch ein braves reiches Mädcl ausgesucht. Weiß es wohl. Hab mir's erzählen lassen, wie sie bei Spingez oben mit

Stallgabel ist gestanden. Na, ist ja nichts. Ein Mensch, der tapfer fürs Heimatland steht, ist wert — alle Achtung! Ich bin Baier, möcht' aber keinen Tiroler für richten, daß er für sein Landel zugeschlagen. Keinen, und wär's Speckbacher oder der Sandwirt! O erst gar ein Weibsbild! Alle Achtung! Na, junger Freund, laß dich eintrodnen!" Er schob ihm den Arm hin und fuhr fort: „Ich bin Richter zu Brixen, und wenn mir die Ehre schenken wollt und ich zu eurer Hochzeit laden — heßt's?"

„Heiraten thun wir nit“, sagte der Bursche.

„Au! Französischer Brauch in Tirol! Alle Achtung!“

„Eoust schon“, verbesserte sich der Antonio, „aber wir haben halt kein Geld dazu.“

„Zum Heiraten? Na geh', Junge, das ist zu bescheiden. Weil einer zufällig arm geboren ist, oder von anderen arm gemacht, deshalb soll er auf Freund und Glück verzichten, soll ledig bleiben, soll zuwarten, bis der erstbeste reiche kaff' ihm sein Mäd'el wegfißt und sich selber auf den Lehm legen und versterben?! Na, na, Freund, das ist ein Denken für einen Mann. Leben sollst!“ er hob den Krug, um mit dem Antonio anzustoßen. „Ein Bursch, wie du bist! Zugreif! Geld genug, auf der Straße liegt's, zugreif!“

Mehrere der Becher hatten mit schnarrenden und gröhlenden Stimmen ein Loblied auf Tirol angestimmt, wobei sie ganz begeistert wurden und einander zutranken.

„Siehst du!“ sagte der Blondbärtige zum Antonio, „schon lauter eingeleischte Tiroler!“

„Dieses Lied hab' ich in den Gassen oft gesungen“, bemerkte nun der munterwerdende Bursche, „haben wir allemal Kreuzer dafür hingeworfen, und das ist das Geld, was für mich auf der Straße liegt.“

Der andere schlug ihm lachend die Hand auf die Achsel: „Mordsjunge, du gefällst mir!“ Er rückte ihm näher. „Wie? Antonio heißt du. Hör', Antonio, ich möchte dich gerne glücklich machen. Daß ich deine und der Deinigen Verhältnisse ein bißel kenne, wirst gemerkt haben. Bin ja schon manchen Abend drüben gefessen im Mahrwirts'haus. Hat einen guten Tropfen, der Mahrwirt. Er ist ja erst wieder Wein kaufen gegangen ins Welschtirol —?“

„Der Mahrwirt?“ fragte der Antonio fast aufzudend. Dann setzte er ruhig bei: „Ja, es mag wohl sein.“

Jetzt faßte der Blondbärtige mit schier krampfigen Fingern den Jungen am Arm und flüsterte ihm ins Ohr: „Nein, Wein kaufen ist der Mahrwirt nicht gegangen.“

„Ich weiß es ja nicht.“

„Antonio, du weißt es, wo der Mahrwirt ist.“

„Wie soll ich's wissen?“

„Weil du dort im Hause aus- und eingehst.“

„Weil's ein Wirts'haus ist!“

„Und im Stall? Und in der Kammer? He, da kann man auch etwas erfahren.“

„Freilich, daß im Stall die Kuh ist und in der Kammer das Heu.“

„Antonio, was stellst dich so dumm? Was sollst du das schöne Geld einen anderen einstecken lassen? Und wenn ihr vom Mahrwirts'haus eure Mäuler mit sieben Siegeln verpötschiert, in drei Tagen ist's laut, da hilft alles nichts. Wir können ihn ja nicht zugrunde gehen lassen, den armen Mann in seinem Versteck, jetzt mitten im strengen Winter.“

„Ihr thätet ihn halt lieber selber zugrund' richten“, sagte der Bursche.

„Wieso? Wer sagt das? Du scheinst also nichts zu wissen davon, daß der König die Tiroler Bauernführer auszeichnen will für ihre Treue. Waren sie dem Kaiser treu, werden sie

auch dem König treu sein? So gut, wie der Andreas Hofer, der sich selber gestellt hat, heute schon bairischer Major ist, so gut wird der Mahrwirt in etlichen Tagen Oberst oder Oberstlieutenant sein."

"Der Hofer hätt' sich selber gestellt?" fragte der Antonio.

"Kameraden!" rief der Blondbärtige gegen die anderen Becher hin. "Major Hofer steht wohl gegenwärtig in Innsbruck?"

"Nein!" schrie einer, "Major Hofer rückt mit einer Compagnie an den Eisack herab, um den Mahrwirt zu fangen."

"Run da hörst du's!" sagte der Blondbärtige zum Antonio. "Ei, schau, der König hat ohnehin Geld genug, laß ihm's nicht wieder einstecken. Du kannst es besser brauchen. — Der Mahrwirt. Seinetwegen und deinetwegen, Antonio, sei ein braver und redlicher Tiroler und sag's, wo er ist."

Schon lange hatte der Bursche sich heimlich ergötzt daran, daß sie ihn für gar so dumm hielten. Nun dachte er: Gut auch, ich will ein braver, redlicher Tiroler sein und diese Herren Baiern ein wenig anlügen. Wenn der Mahrwirt jetzt hinter dem Geißhorn drüben ist, so mögen die Baiern eine Alpenfahrt in der entgegengesetzten Richtung machen und ein bißel hinter den Hochkofel hinüberschauen.

"Besinne dich nicht lange!" sagte der Blondbart und hielt dem Burschen die flache Rechte hin.

"Meinetwegen!" stieß der Antonio heraus. "Wenn heutzutage schon alles auf seinen Vortheil schaut, was soll ich der Narr sein!" Er neigte sich gegen das Ohr des anderen: "Der Mahrwirt ist drüben hinter dem Hochkofel in der Roszhöhlen."

"Kannst du uns weisen?"

"Den Weg weiß ich selber nit. Ich glaub', unten beim Nasen hinein und über Sanct Magdalena. Mehr kann ich nit sagen, weil ich selbst nie dort gewesen bin. Ich weiß

nur, daß er sich in der Roszhöhlen aufhält, hinter dem Hochkofel drüben."

"Du mußt mit!"

"Kann nit, hab Fußweh."

"Es ist gut."

Also der Blondbart, dann stand er auf, die anderen mit ihm, und in wenigen Minuten war das Wirtshaus leer. Nur der einzige Antonio saß noch am Ofentisch im Extrastübel, und vor ihm stand jetzt der Wirt. Dieser, ein kleiner dicker Mann mit großem glattrasiertem Rundgesichte und einem kleinem Näschen drin, stand vor dem Burschen und schaute ihn mit den grauen Auglein schreckbar drohend an.

"Musikant!" sagte er hernach mit dünner Fistelstimme, "wenn du jetzt was angestellt hättest! Wenn du was angestellt hättest jetzt! Lebendig kämest du mir nit aus dieser Stuben!"

Klumperte der Antonio auf seiner Klampfen und sang:

„Foppen, foppen, Baiern foppen,
Fass anbeulen, Hühner Schoppen.
Klettern auf dem Kofel um,
Stoßen sich die Schädel dumm,
Die Palern!“

Da lachte der Wirt: „Ein Feiner bist! Mit angesehen hätt' ich dir das. Dableiben kannst heut, essen und trinken, so viel du magst. Der Mahrwirt ist nit hinter dem Hochkofel!“

„Fallt ihm net ein.“

„Herentgegen?“

„Auf einer ganz anderen Seiten.“

„Mir möchtest es just anvertrauen.“

„Keinem Menschen sag ich's, und nit ums Kopfabschneiden.“

„Hast recht, Musikant.“

„Was zu essen, wenn du hast, Wirt, das mag ich. Aber dableiben mag ich nit.“

„Der Tausendsapper!“

„Ja, ich dank' schön. Ich hab' halt jetzt meine eigene Schlafstatt“, sagte der Antonio und klumperte auf der Klampfen.

Die haben ihn! Die bringen ihn!

Am heiligen Christtage war's, nach dem Gottesdienste. Die kleine

Die Wirtin des Wirthes saß in der Kuche beim Festmahle. Der Platz, sonst der Hausvater zu sitzen pflegte, war leer, hingegen saß neben der Wirtin Magd Hanai, die ja auch zur Wirtin gezählt wurde, ein Gast, dem es Wohl und dieser Platz sehr gefiel. Der Antonio, und zwar sehr herausgeputzt, so daß er, wie der Magd vorkam, recht appetitlich zu sehen war. Das Mahl wurde schon in diesem Jahre aufgetragen und gehalten nach altem Brauche: neun Hüffeln mit Fleisch, Braten, Krapsen und anderen leckeren Gerichten. Die Wirtin war eine dem heiligen Orte angemessene, fast fröhliche. Man sprach sich über den Gottesdienst, und die neue Regierung nun doch wieder nach alter Sitte erlaubt hatte. Selbst die Mitternachtsmette war abgehalten worden in der Stadt und in den umliegenden Kirchen. Nur begegneten die Kirchengänger überall und überall bewaffnetem Militär. Das Alles, wie es hieß, die Ordnung schlecht erhalten und im Falle einer Feuersbrunst, denn die Gruppen der Kirchengänger hatten große Fackeln bei sich, sogleich zur Stelle sein. Auch war die Rede bei Tische, daß die Franzosen in Bozen unten ihr Hauptquartier aufgeschlagen hätten, daß der französische General dort ein sehr strenger aber auch gerechter Mann wäre, der ein Tiroler und seine Art achte und alles Unrecht, welches von seinen Soldaten im Lande begangen worden, unerbittlich bestrafe.

Derlei wurde nun bei Tische besprochen, dabei leistete die Hanai manchmal ein wenig mit dem Antonio, ließ sich aber nicht wiederholt mahnen, als Frau Rothburga sie aufforderte, beim Zugreifen in die Schüssel auch ihres Nachbarn nicht zu vergessen.

„O nein, Frau Wirtin“, sagte der Bursche, „die vergißt nit.“

Wofür er unter dem Tische einen heimlichen Fußtritt erhielt.

Die Kinder waren heiter und

wollten anstatt die langweiligen Baierngeschichten lieber vom lieben Christkind etwas hören, ein Wunsch, in welchem ihnen der geistliche Herr Better Augustin gerne Bescheid that.

Als der Schweinsbraten mit den bräunlich geschmorten Speckschwarten kam und in Zimmtwein gebeizte Semmelschnitten zur Zuspitze, sagte der Hans: „Was wird der Vater jetzt essen?“

Darauf entgegnete keines ein Wort, Frau Rothburga legte sachte Messer und Gabel aus der Hand und gieng in die Nebenstube.

Als das Mahl vorüber und das gemeinsame Tischgebet gesprochen war, gieng jedes hinein zu Frau Rothburga, um nach der Sitte Vergeltsgott zu sagen für die christliche Mahlzeit. Die letzten waren Hanai und der Antonio. Als sie wieder heraus wollten, sagte die Wirtin: „Bleibet noch ein wenig da, allzwei, ich habe ein paar Worte mit euch zu reden.“ Damit machte sie die Thüre zu, trat gegen den Tisch hin, die zwei Leute standen vor ihr unbeweglich da und die Hanai schaute mit schreckbar feindseliger Miene auf den Burschen.

„Ich weiß es, meine lieben Leut', wie es mit euch steht“, so begann Frau Rothburga. „Und ist auch weiter kein Unglück. Wenn sich zwei junge Leut gern haben, so sollen sie treu und brav zusammenhalten und trachten nach dem heiligen Ehestand. Jedes fleißig und arbeitsam, das muß wohl sein, und ist nach meinem Dafürhalten auch ein Musikanter nichts Unbraves.“

„Vergelt's Gott, Frau Mutter!“ unterbrach sie der Antonio, glücklich darüber, daß endlich sein Treiben einmal ein gutes Wort fand.

„Soweit wäre alles recht“, fuhr die Wirtin fort, „aber daß ihr jetzt alleweil im Stall draußen Zusammenkunft habt, das kann ich nicht leiden, das darf nicht sein, das darf mir von heut an nimmer geschehen, ich sag's euch!“

Die Hanai zuckte am ganzen Leibe, knurrte etwas, als wäre er dran schuld; der Antonio stand ganz demüthig da und schaute auf die Dielen, auf denen nichts zu sehen, als daß sie sehr blank und rein waren.

„Ist gleichwohl der Herr nicht daheim“, sagte Frau Rothburga, „das Haus bleibt in Ehren, dafür stehe ich gut. Ihr werdet es wohl erwarten, glaub' ich. Es wird ja mit Gottes Hilf' nicht mehr lange dauern. Da oben in Farn ist ein Angütel ledig, das könnt ihr ja wohl pachten. Allzwei brav schaffen, brauchet kein Dienstleut', und wenn der Toni zur Faschingszeit einmal mit der Klampfen ausgeht, so wird desweg wohl auch der Himmel nicht herabfallen. Ein Groschen Geld auf solche Weis verdient, wird im Hause gut sein. Später das Gütel mit Fleiß und Gottesseggen zu eigen erwerben wird wohl auch keine Unmöglichkeit sein.“

Nachdem die Wirtin so gesprochen hatte, hob die Hanai natürlich ihren Schürzenzipf ein wenig und versetzte in bescheidener Weise: „Gesagt ist das leicht, meine liebe Frau Mutter, das Gütel in Pacht. Wüsst' heilig nit, wie sich das sollt' schicken.“

Frau Rothburga machte die Tischlade auf, nahm ein Gebetbuch heraus und zog aus demselben ein beschriebenes Blatt Papier hervor.

„Der Antonio“, sagte sie nun, „hat eine kleine Sach'. Wenn's auch nicht viel ist, so wird gewiß der Segen Gottes dabei sein. Wegen dessen, daß der Antonio im Hochgebirge so brav und gut unseren armen

Sohn Hans gepflegt und betreut hat, wo das Kind sonst wohl verloren gewesen wäre, hat mein Mann dem Antonio ein kleines Stück Geld verschrieben. Zweihundert Gulden sind's, damit meine ich, könntet ihr wohl anfangen. Sind wir auch just nicht reich, so geht's uns doch nicht schlecht und ihr könntet die Sach' mit gutem Gewissen annehmen, zumal uns auch du, Hanai, seit sieben Jahren treu und arbeitsam gedient hast.“

Jetzt war's zum Handküssen, beide drängten sich dazu, aber Frau Rothburga hielt die Arme hinter den Rücken.

„Das Geld“, setzte diese noch bei, „könnt ihr haben sobald ihr anfangt, und anfangen könnt ihr, wann ihr wollt. Gleich zu Heiligdreikönig, wenn es euch recht ist. Ich wünsche euch für den Ehestand kein anderes Glück, als was ich selber habe gefunden mit meinem Manne. Mehr kann ich nicht sagen. Der allmächtige Gott führe mich ihn glücklich wieder heim.“

Kaum diese Worte gesprochen waren, erhob sich draußen auf der Straße eine seltsame Unruhe. Ein gedämpfter Lärm, ein Hin- und Herlaufen von Leuten, ein Murmeln und Flüstern. Frau Rothburga öffnete ein Fenster, um zu sehen, was es gebe. Da sah sie, wie die Leute mit gehobenen Köpfen die Straße entlang schauten, dann zurückliefen, um es einander mitzutheilen. Kurz ausgestoßene, unzusammenhängende Worte: „Sie haben ihn! Sie bringen ihn! — Den Wirthwirt führen sie ein!“
(Fortsetzung folgt.)

Der Onkel aus Amerika.

Eine heitere Geschichte von Ludwig Hevesi. *)

Ein Onkel ist eine männliche Tante. Und Amerika ist ein Welttheil, den ich nicht mehr zu entdecken brauche. Heute weiß ich beides genau; aber lange, ehe ich eine Ahnung davon hatte, wußte ich, was ein Onkel aus Amerika ist.

So hießen sie nämlich allgemein den Schlossherrn auf Tannewitz, zu dessen Unterthanen wir gewissermaßen gehörten. Er war eine sonderbare Figur: noch ein halbmal so lang als nöthig, aber das sollen ja alle Amerikaner thun. Er trug das Kinn rasiert und darunter einen langen weißen Bart, so daß er aussah, als hätte er immer eine Serviette umgebunden. Und lange Zähne hatte er, aber die mußte er wohl haben, denn es hieß, er hätte sich in Amerika zehn Jahre lang nur von sauren Äpfeln genährt. Dann hätte er, so sagt man, auf einmal das Petroleum erfunden, was noch weit über das Schießpulver gieng. Und da wäre er fabelhaft reich geworden, und heimgelehrt, und hätte sich Schloß Tannewitz gekauft. Und als ich später lesen lernte, sagte mir meine Mutter, so oft ich das ABC nicht begriff: „Pui, willst du auch so einer werden, wie der Onkel aus Amerika, der nicht einmal lesen kann?“ Und da begriff ich geschwind alles, denn so einer wollte ich denn doch nicht werden.

In der That scheint der Schlossherr nicht sehr gelehrt gewesen zu sein. Fräulein Dorothea, die Tochter des Schulmeisters, mußte täglich auf das Schloß, um ihm vorzulesen, wie sie sagte. Um ihn lesen zu lehren, wie wir gelehrte Fibelschützen behaupteten. Es war aber beides nicht das Richtige, das erfuhr ich erst viel später. Durch meine Schwester Amalie, die es von ihrer Freundin Dorothea selbst haben wollte.

Dafür war der Onkel aus Amerika unendlich reich. Unsere Köchin sagte, er hätte das geschmolzene Gold tonnenweise im Keller stehen, wie wir im Winter die geschmolzene Butter. Auch richtete er das Schloß darnach ein. Es sollte da alles aus Gold gewesen sein, sogar die silbernen Löffel. Er sollte persische Teppiche eigens aus Amerika bezogen haben, weil sie da theurer wären. Und gespeist wurde, wie unser Kindermädchen sagte, immer auf zerbrochenen Tellern, damit sie kein zweitesmal benutzt werden könnten. Darauf lachten alle Mägde, das muß also ein Scherz der Louise gewesen sein.

Und oftmals gab es Gastereien auf dem Schlosse. Da fanden sich adelige Herren und Damen aus der Umgebung ein, ja selbst aus der nahen Bezirksstadt. Darunter soll eine verwitwete Freifrau v. Stolzenthal, oder Stelzenberg, ich weiß es

*) Aus dem lustigen Büchlein „Regenbogen.“ Sieben heitere Geschichten von Ludwig Hevesi. Mit Illustrationen von Wilhelm Schulz. Stuttgart. Adolf Bonz & Comp. 1892.

nicht mehr genau, zu öfterenmalen erschienen sein. Sie hätte, so erzählte mir meine Schwester Amalie, dem Onkel aus Amerika viel guten Rath gegeben bei der Einrichtung des Schlosses, und wäre überhaupt erst 38 bis 40 Jahre alt gewesen. Da hätte sich denn eines Tages, als der Onkel aus Amerika seinen Gästen die prächtig erneuerten Räumlichkeiten zeigte, Folgendes begeben.

„A propos“, sagte die Baronin, denn sie sprach auch geläufig französisch, „à propos, lieber Brodmann“ — so hieß nämlich der Schlossherr — „nun haben Sie beim Baue richtig auf die Bibliothek vergessen.“

„Bibli...?“ wiederholte er unsicher.

„Dihet“, ergänzte sie.

„Was thut man denn in einer Bibliothek?“ lachte Brodmann gutmüthig.

„Was man da thut?“ sagte die Baronin, „man pflegt da nach dem Speisen den Kaffee zu nehmen.“

Brodmann legte seinen dicken Finger an seine lange Nase. Der Nutzen einer Bibliothek leuchtete ihm sofort ein. Er ließ seinen Baumeister kommen und der baute ihm in drei Monaten eine Bibliothek, mit echten Eichenschränken rundherum. Nach dem nächsten Gastmahl wurde der Kaffee richtig schon in der Bibliothek aufgetragen. Der Kaffee war auch vortrefflich, aber dennoch glaubte Brodmann zu bemerken, daß die Gäste so seltsam lächelten. Nur die Baronin lächelte nicht, sondern sagte ihm beim Abschiede unter vier Augen:

„Lieber Freund, die Bibliothek ist ganz gut ausgefallen, aber die Hauptsache fehlt ja darin.“

„Sie glauben?“ rief Brodmann erschrocken.

„Gewiß, die Bücher.“

„Bücher!“ wiederholte er erstaunt.

„Glauben Sie wirklich, daß in eine Bibliothek Bücher gehören?“

„Ohne Zweifel.“

„Ach ja“, rief er plötzlich, „das sind wohl die papiernen Dinger, die man bei m Buchhändler kauft?“

„Sehr richtig, lieber Freund.“

„Ach drüben in unserem Obbezirke gibt es nicht einmal einen Buchhändler; aber mir scheint, in New-York, wenn ich mich recht erinnere . . .“

Und er telegraphierte seinem Agenten in New-York um zehn Kisten Bücher.

Sechs Wochen später, als der Kaffee wieder in der Bibliothek serviert wurde, standen die eichenen Schränke vollgereicht mit englischen Büchern. Die Gäste spendeten Herrn Brodmann Lobsprüche wegen seiner schönen Büchersammlung.

„Sind Sie mit Ihrem Schüler zufrieden, Frau Baronin?“ fragte er leise.

„Sehr, lieber Freund“, entgegnete sie ebenso.

Da erregte ein schwaches Gelächter seine Aufmerksamkeit. Mehrere Gäste stöberten unter den Büchern herum und hatten entdeckt, daß kein einziger Band aufgeschnitten war.

„Aber lieber Freund“, kanzelte ihn die Baronin ab, „Bücher müssen ja aufgeschnitten sein.“

„Glauben Sie, Frau Baronin?“

„Ohne Zweifel. Eine ganze un-aufgeschnittene Bibliothek, das ist ja lächerlich.“

„Aber . . . ich habe mein Lebtag kein Buch aufgeschnitten, ich verstehe mich nicht auf dieses Geschäft.“

„Nun gut, so lassen Sie das durch sonst jemanden besorgen.“

„Ich gestehe“, sagte Brodmann, offenbar rathlos, „ich habe niemanden, der englische Bücher aufschneiden kann, meine Leute können alle nur Deutsch.“

Jetzt mußte selbst die Baronin hell auflachen. Der Onkel aus Amerika rang mitten auf seinem Goldhaufen die Hände.

Hier hielt meine Schwester Amalie inne. Denn auch ihre Freundin

Dorothea hätte an dieser Stelle eine Pause gemacht, und zwar eine von vollen zwei Jahren. Dann erst hätte sie sich entschlossen, ihr auch das Übrige zu erzählen. Und zwar:

Die Baronin empfahl den Schulmeister unseres Dorfes als einen Mann, der durch seine Bildung völlig befähigt sei, die Brodmann'sche Bibliothek aufzuschneiden. Der Schulmeister gieng aber nur auf das Schloß, um sein Bedauern auszu-drücken, daß seine Berufsgeschäfte ihm keine Zeit übrig ließen, diesen ehrenvollen Auftrag auszuführen. Dagegen empfahl er seine Tochter Dorothea, welche als deutsche Erziehlerin in England gelebt hätte und also der Sache ein volles Verständniß entgegenbrachte. Der Onkel aus Amerika gieng freudig darauf ein, und am nächsten Morgen stellte sich Fräulein Dorothea auf dem Schlosse vor.

Sie war das schönste Mädchen in unserem Dorfe. Deutlich erinnere ich mich noch an ihre goldblonden Zöpfe und ihren strammen Wuchs. Auch blaue Augen hatte sie, selbst bei Regenwetter. Und weiße Zähne, auch wenn sie nicht lachte. Als sie sich vorstellte, sah der Onkel sie erstaunt an und sagte:

„Liebes Kind, Holz hacken und Felsen sprengen ist ein Leichtes, aber Bücher aufschneiden . . . Denken Sie doch, Bücher! Werden Sie mit Ihren zarten Händen dieser schweren Arbeit gewachsen sein?“

Sie beruhigte ihn lächelnd, aber er gieng doch mit in die Bibliothek, um es selber zu sehen. Lange sah er zu, wie sie mit dem breiten Messer rasch und doch behutsam durch die weißen, dicht bedruckten Bogen fuhr. Er rückte ihr den Lehstuhl näher an den Schreibtisch und holte ihr selbst einen Band nach dem anderen. Es schien ihm ganz erstaunlich, wie diese junge Person selbst die schwersten Bände mit der größten Leichtigkeit

ausschnitt. Bände mit den längsten Titeln und sogar mit Illustrationen. Bände, voll mit langen Gedichten, schnitt sie auf, risch, rasch, fast ohne hinzusehen, sozusagen auswendig. Es war unglaublich.

Abends rühmte er ihre Fähigkeit der Baronin, bei der er zum Thee war. Aber das bekam ihm übel. Die Dame wurde sehr ärgerlich und sprach viel von Schidlichkeit und dergleichen. Er war sehr eingeschüchtert und mußte ihr versprechen, nur die unterste Reihe der Bücher aufschneiden zu lassen. In allen Bibliotheken wären nur diese aufgeschnitten, höher hinauf langte ja doch niemand. Es dauerte allerdings acht Tage, bis Dorothea in der ersten Reihe um den ganzen Saal herum war. Herr Brodmann hatte es nicht wieder gewagt, ihr dabei zuzusehen, der Riese hatte Angst vor der Baronin. Aber nun mußte er ja dem Mädchen sagen, daß es genug wäre und daß sie nicht mehr zu kommen brauchte.

Als er die Bibliothek betrat, hatte sie sich eben an die zweite Reihe gemacht. Hm, brummte er in den Bart, ich bin ja schließlich reich genug, um auch die zweite Reihe aufschneiden zu lassen. Sonderbar, die Baronin kam ihm jetzt so abwesend vor, als hätte sie nie in seiner Bibliothek Kaffee getrunken. Dann schwankte er wieder und begann:

„Fräulein Dorothea.“

„Herr Brodmann?“ entgegnete sie und sah ihn mit ihren zwei blauen Augen an.

Er schwieg wie betroffen.

Nach einer Weile sagte er mit seltsam tiefer Stimme: „Auch Marie hatte diese blauen Augen . . . Mein gutes Weib . . . Die treue Seele. Nur wenn sie mit mir das trockene Brot theilte, betrog sie mich, indem sie mir das größere Stück ließ. Ich grub damals Gold in Californien. Eine seltene Frau. Sie las im Camp alles vor, was gelesen werden mußte.“

Sie hatte so die Stimme dazu. Eine Stimme wie ein Vogel. Ich mache mir nichts aus Büchern. Sind ein dummes Zeug, gut für Professoren und Pastoren. Aber ein Buch hatte sie, das war gut. „Diggers Paradise“ hieß es. Da gab es gute Geschichten drin. Kurze.“

„Diggers Paradise?“ fiel Fräulein Dorothea ein, „ei, ist es vielleicht dieses?“

Sie reichte ihm das Buch, das sie eben aufschnitt. Er warf einen Blick auf das Titelbild, das einen Goldgräber in voller Ausrüstung darstellte und stieß einen rauhen Kehl laut aus.

„By Jingo, das ist's! Aber wie ist es nur möglich, daß Sie es gleich erkannten, Miss Dorothy?“

Sie lachte. „Hier auf dem Titelblatt steht es ja groß gedruckt: Diggers Paradise.“

Er sah sie groß an, vielleicht schien ihm diese Erklärung ungenügend. Dann betrachtete er das Bild zärtlich, als wäre es das Bildnis seiner Marie...

„Ein wilder Büffel hat sie zertreten“, sagte er nach einer Weile, aus seinem Sinnen heraus. Und wieder nach einer Weile, plötzlich, indem er ihr das Buch zurückgab: „Sehen Sie doch nach, Miss Dorothy, bitte, ob auch die Seite 183 darin ist. Ich erinnere mich, daß es Seite 183 war.“

Sie blätterte einen Augenblick. „Gewiß, da ist Seite 183.“

„In der That? Aber das kann doch nicht dasselbe Buch sein, das Buch meiner Marie.“

Er schien der Ansicht zu sein, daß jedes Buch nur in einem Exemplare gedruckt werde.

„Also Seite 183 ist wirklich darin?“

„Hier, hier, Herr Brodmann.“

„Und darauf steht die Geschichte von des Bahnwärters Jim?“

„Hier steht sie, Herr Brodmann.“

„Ach, Miss Dorothy, bitte, wenn Sie mir das vorlesen könnten! Können Sie?“

„Gewiß, Herr Brodmann.“

„Ach, wie werde ich Ihnen danken, Miss Dorothy! Aber bitte, nicht hier in dieser großen Bibliothek, in diesem Bahnhof von Omaha. . . Bitte, folgen Sie mir.“

Er nahm sie an der Hand und führte sie hinaus, einen langen Gang hinab, dann einen rechts und einen links, und dann in ein kleinwinziges Gemach. Überrascht sah sie sich da um.

Mitten in diesem Palaste stand sie plötzlich in einer kalifornischen Goldgräberhütte. Nichts fehlte darin, von den abgenützten Pistolen an der Wand bis zum ruhigen Kessel auf dem Herde.

„Hier, Miss Dorothy; sitzen Sie im Sessel meiner Marie.“

Es war ein alter lederner Lehnstuhl, ein recht ausgefessener.

„Und nun einen Augenblick, ich zünde nur das Feuer an.“

Bald loderte die Flamme auf dem Herde.

„Und nun den Theekessel. Hier, Miß Dorothy, Sie sollen aus der Tasse meiner Marie trinken. Seit ihrem Tode hat niemand daraus getrunken.“

Fräulein Dorothea saß da, und er sah ihr aufmerksam zu, wie sie den Thee schlürfte. Er hatte die Ellbogen auf seine Knie gestemmt und das Kinn zwischen seine Fäuste gelegt und ließ kein Auge von ihr. Und dann, zwischen einem und dem andern, las sie ihm die kurze Geschichte von des Bahnwärters Jim.

Wie Jim, ein Knabe von fünf Jahren, oben auf dem Rande des tiefen Einschnittes spielt, während unten ein Zug vorbeirollt. Ein furchtbar langer Zug, achtzig Wagen mit zwei Maschinen. Jim sieht sich um, strauchelt, fällt, rollt die steile Böschung hinab. Kein Anhalten möglich. Immer

schneller rollt er, gerade auf den Zug los . . . und dieser Zug fährt so langsam, so tödtlich langsam. Vater und Mutter stehen oben und ringen die Hände. „Fahr zu! fahr zu!“ schreien sie den Maschinisten nach, aus Leibesträften, aber die können sie nicht hören. Der Zug fährt, wie er fährt. Und Jim kollert immer weiter, unaufhaltsam. Hilf Himmel, der Zug geht zu Ende. Der letzte Wagen naht. Wenn jene Schurken dort vorn auf den Maschinen nur um einen Athemzug mehr Dampf geben wollten! Aber nein, nein, nein! Jetzt ist der Knabe ganz unten, die Wucht des Falles wirft ihn im Bogen über den schmalen Graben weg, mitten auf den Bahnkörper. Knapp hinter den letzten Wagen, der eben vorbeigefahren ist. Der Vater jauchzt auf, Jim ist gerettet. Die Mutter liegt ohnmächtig neben ihm. Ruhanwendung: „Jener Zug war der Schnellzug von San Francisco nach Ogden. Wäre es ein Bummelzug gewesen, so kollerte Jim unfehlbar unter die Wagen und war verloren. Es ist also im höchsten Grade wünschenswert, die Schnellzüge auf dieser Linie zu vermehren und überhaupt schneller zu fahren.“

Sie hatte zu Ende gelesen und war von der Geschichte sichtlich aufgeregt. Herr Brodmann fuhr sich mit dem Armel über die Augen und stieß ein kurzes Lachen aus.

„Sie müssen wissen, Miss Dorothy“, sagte er dann, gleichsam entschuldigend, „jener Bahnwärter war ich . . . und Jim war mein Sohn.“

„Oh“, sagte Fräulein Dorothea gerührt. Sie wollte noch einiges hinzufügen, aber es gelang nicht gleich.

„So ist das Leben“, sagte Herr Brodmann, „drei Jahre später raubten die Modocs den armen Jungen, wir haben nie wieder von ihm gehört . . . Das Jahr darauf kam jener wilde Büffel . . . und ich war ein einsamer Mann.“

Es war dunkel geworden, nur die Flamme des Herdes erhellte die Hütte. Der einsame Mann schwieg lange, auch das Mädchen. Nur ein leises schnurrendes Geräusch war hörbar, wie von einem Spinnrad; das war aber das Papiermesser, das sachte durch die Bogen von „Diggers Paradise“ fuhr und seine Blätter von einander löste. Und ein Summen war in der Luft, wie von einer Mücke; aber das war nur der Theetessel.

Nach einer Weile stand der Mann auf und holte eine kleine eingerahmte Photographie von der Wand herab. Er zeigte sie dem Mädchen, ohne ein Wort zu sprechen, im flackernden Scheine des Herdfeuers. Nur eine graue Schattengestalt war noch von dem Bildnis geblieben. Dann hingte er es ebenso still wieder an den Nagel. Er schien ganz ruhig, als er ihr dann sagte:

„Ich hätte gedacht, Sie hießen auch Marie; Sie sahen ihr so ähnlich, als Sie da saßen in Mariens Lehnstuhl und mir mit Mariens heller Stimme die Geschichte von unserem armen Jim vorlasen. Ich halte nichts von Büchern, Miss Dorothy. Habe nie eines gelesen. Das ist für Stubenhocker. Aber „Diggers Paradise“ ist ein gutes Buch. Es stehen lauter wahre Geschichten drin, wie in der Bibel.“

Man klopfte an die Thüre. Herr Brodmann hatte ganz vergessen, daß er Gäste geladen. Man suchte ihn schon seit einer halben Stunde überall im Hause. Er brummte etwas Unwirschliches wegen der Störung und reichte dem Mädchen die Hand.

Er wandte die ihrige in seiner schweren Tazze hin und her. Dann ließ er Dorothea hinausgehen, folgte ihr und zog den Schlüssel der Hütthüre ab. Nachdenklich schritt er neben ihr durch die Gänge. An der Thüre der Bibliothek trennten sie sich.

„Gute Nacht, Marie“, sagte er mit verhaltener Stimme.

So weit erzählte mir meine Schwester Amalie, was ihr Fräulein Dorothea erzählt hatte. Oder vielmehr Frau Brodmann auf Tannewitz. Denn der Onkel aus Amerika hatte sie bald darauf geheiratet, und die Leute nannten sie nun unter sich die Tante aus Amerika. Aber sie war sehr beliebt in der Gegend, nur die Freifrau von Stolzenthal, oder Stelzenberg, soll sie nicht geliebt haben. Jetzt sind die Leute alle todt.

Die Geister-Klage.

Erzählung von Heinrich Heine.

(Schluss.)

Erwin hatte beabsichtigt, sich heute der Schloßherrschaft, welche seinen Collegen und ihm so freundlich Obdach angeboten hatte, vorzustellen. Nach dem, was soeben wieder vorgekommen war, gedachte er jedoch, seiner Dankagung eine andere Wendung zu geben. Er beschloß, denjenigen seiner Collegen, der im Dorfwirtshause wohnte und der sich gestern besonders über ihn lustig gemacht hatte, aufzufordern, mit ihm das Quartier zu tauschen. Diesen Tausch wollte er beim Freiherrn dadurch begründen, die Art seines Geschäftes verlange einen häufigeren und unmittelbaren Verkehr mit kleinen Accordanten, Arbeitern und solchen Leuten, deren fortwährendes Ab- und Zugehen im Schlosse nicht erwünscht sein konnte.

Sein College sagte ohne weiteres zu, wobei er es an ironischen Ausfällen nicht fehlen ließ.

Als Erwin Ritter eine Stunde vor Mittag sich zum Besuche im Schlosse meldete, empfing ihn der Freiherr auf das zuvorkommendste. Als er sich anschickte, von dem beabsichtigten Tausche zu reden, unterbrach ihn jedoch Herr Lindenberg lächelnd, indem er sagte:

„Herr Ingenieur, ich bin von allem unterrichtet — doch, wie ich hinzufügen muß, erst seit einer Stunde. Der Verwalter hat mir Ihre Abenteuer mitgetheilt. Ich bin Ihnen Ersatz schuldig. Von dem angebotenen Tausche kann nicht die Rede sein. Ich werde Ihnen ein anderes Gemach, hier in der unmittelbaren Nähe meiner eigenen Wohnung, neben dem Wintergarten, mir anzubieten erlauben, und hoffe, daß Sie dort angenehmere Stunden der Ruhe zubringen werden.“

Erwin wollte nunmehr in scherzhaftem Tone auf die zufällige Störung eingehen, welche von ungefähr sich dort eingestellt hatte, aber der Freiherr gieng rasch über diesen Gegenstand hinweg. Erwin hatte den Eindruck, als ob dem Freiherrn die Sache eher angenehm erschiene, als das Gegentheil. Möglicherweise schmeichelte es seinem Stolze, daß sich unter den Requisiten seines Ritterschlosses nunmehr auch eine Art von Gespenstergeschichte, die sich leibhaftig zugetragen, und ein wirkliches Spukzimmer befänden.

Diesmal begleitete der Freiherr seinen Gast selbst in das ihm zugedachte Gemach. Sie kamen durch den

Wintergarten, in welchem sich eben die Gemahlin und die Tochter Paulina befanden. Er stellte ihnen den jungen Ingenieur vor. Bei ihrem Blick erkannte Erwin sogleich, daß derjenige, der ihr, wie er von seinen Aeltern erfahren, den Beinamen der schönen Melusine gegeben hatte, nicht Unrecht gewesen war. So mußte die Tochter einer Meernymphe aussähen. Das Haar war golden wie der Sonnenschein auf den Wellen, und ihre Augen klar wie die blaue Flut. Neben ihr saß ihre Mutter — ein junges, blasses, durchsichtiges Geschöpf, in deren Anblick man sich fragen mußte, wie sie auf das trodene Land unter Mauern oder zum Essen und Trinken gekommen war.

Es entging Erwin nicht, daß die Blicke der jungen Paulina oder Melusina nicht ohne Wohlgefallen über ihn hingestreift waren. Wie alle jungen Leute, die so ausschauen, wie er, war er nicht ohne eine kleine Beimengung von Eitelkeit.

Die Veranlassung, aus welcher er an ihn hier in der Nähe einquartiert wurde, wurde von den Damen nicht erwähnt. Augenscheinlich hatte der Freiherr selbst dieselben noch nicht hierüber unterrichtet. Frau von Lindenberg erwähnte die Schwierigkeiten des Bahnbaues bei der jetzigen Jahreszeit und bedauerte die Herren, welche ihr Mißgeschick gerade jetzt in diese ländliche Einsamkeit geführt habe.

„Um so angenehmer werden Sie es im Sommer haben“, sagte sie am Ende hinzu.

Erwin beglückwünschte die Damen dazu, daß es für sie in diesem prächtigen Wintergarten kaum einen besonders auffallenden Unterschied zwischen Winter und Sommer geben könne. Dabei wies er auf die reiche Flora hin, welche sich selbst jetzt unter dem rüben Himmel des Spätherbsttages in diesen grünen Räumen entfaltete. Man sagte ihm, daß hier einmal das Refectorium der Mönche gewesen war.

Erwin machte auf den Gegensatz aufmerksam, der zwischen diesem jetzigen blühenden Orte des Behagens und der düsteren Stätte obwalte, an welcher einst die Mönche schweigsam ihre karglichen Mahlzeiten einnahmen.

„Unserem Gaste ist der Unterschied zwischen damals und jetzt bereits in anderer Weise nahegelegt worden“, sagte der Freiherr lächelnd. „Es sieht aus, als ob er von den alten Inwohnern bereits einen Besuch bekommen habe.“

Pauline schaute ihren Vater fragend an. Dieser berichtete in unbestimmten und kurzen Worten, daß es dort drüben im Flügel bei der Wendeltreppe geisterte. Ehe sich die Damen nach Weiterem erkundigen konnten, fuhr der Freiherr fort:

„Es sollte einen nicht in Verwunderung setzen, wenn die alten Dominicaner-Patres einen Eisenbahn-Ingenieur in ihrem Heim mit Klagegesängen empfangen. Doch, wir nehmen Ihre Zeit zu lange in Anspruch, verehrter Herr. Gestatten Sie, daß ich Sie in ihre Behausung einführe.“

Die Damen drückten noch ihre zuversichtliche Erwartung eines häufigen und angenehmen Verkehrs aus.

„Was uns anbelangt“, sagte Frau von Lindenberg, „so sind wir dem Schicksal dankbar dafür, daß es uns eine erwünschte Gesellschaft gerade zu dieser Jahreszeit ins Haus führt. Es geht ja immer so auf der Welt — was dem einen zum Unbehagen ausfällt, wird dafür anderen zum Vergnügen.“

„Ich glaube dies auch, gnädige Frau“, erwiderte Erwin, „muß aber die Anwendung im vorliegenden Falle umgekehrt machen. Ich fürchte sehr, daß unsere Anwesenheit Ihnen bald genug lästig fallen wird.“

Der Freiherr machte diesem Austausch von Höflichkeiten ein Ende, indem er seinem Gaste voranschritt und ihn zu dem bereitgehaltenen Wegwache führte.

Nachdem er sich verabschiedet und ihn für den nächsten Tag zum Abendessen eingeladen hatte, warf Erwin Ritter einen Blick auf seine neue Umgebung.

Nachdem er diese gemustert hatte, sagte er sich, daß der Nacht-Mp, dem er nun schon zweimal zum Opfer gefallen war, doch auch sein Gutes gehabt habe. Erstlich war das Gemach viel stattlicher als das andere, und dann konnte der Umstand, daß er dasselbe nur auf dem Wege durch den Wintergarten erreichte, ihm häufig Gelegenheit verschaffen, mit den Damen des Hauses zusammenzutreffen — eine Annehmlichkeit, die in den freien Stunden der Wintertage dieser weltverlassenen Gegend nicht zu unterschätzen war.

Beim Mittagstische forderte Frau von Lindenberg ihren Gemahl auf, ihr die Anspielung zu erklären, welche er heute in der Gegenwart des Ingenieurs gemacht hatte.

„Ich sollte eigentlich nicht davon sprechen“, sagte der Freiherr, „doch ist die Sache zu sonderbar, als daß ich sie bei mir behalten möchte.“

Dann erzählte er, was ihm der Verwalter heute nicht nur von dem Abenteuer des Ingenieurs, sondern zum erstenmale — auch von den früheren Vorgängen in jenem Zimmer berichtet hatte.

„Ich wollte nicht haben, daß ein weiteres Gerede von dieser wunderlichen Sache entstände. Und das wäre sicher geschehen, wenn der junge Mann von uns weg in das Wirtshaus gezogen wäre. Was dahinter steckt, werden wir ja wohl einmal erfahren. Vielleicht bist du (dies sagte er, indem er seine Gemahlin mit ironischem Blicke anschaute) bei deiner Bekanntschaft mit Medien, materialisierten Verstorbenen und Astralgeistern am ersten imstande, uns dieses Capitel aus den geheimen Wissenschaften aufzuklären.“

Frau von Lindenberg war an

derartige Sarkasmen ihres Herrn Gemahls gewöhnt. Sie bezweifelte auch keinen Augenblick, daß dieser schon früher von den räthselhaften Vorgängen gewußt, dieselben jedoch verschwiegen habe, um ihren Sonderbarkeiten, wie er sie nannte, nicht neue Nahrung zuzuführen. Sie begnügte sich, zu lächeln.

Wenn es sich in Wirklichkeit so verhielt, daß sich Herr von Lindenberg der Sputgeschichte als einer feudalen Bier seines Schlosses freute, so hatte seine Gemahlin die Genugthuung, nunmehr innerhalb ihrer eigenen vier Mauern, einen Stoff für ihre Studien über transcendente Psychologie entdeckt zu haben. So hatte die Geisterstimme des Kasten jedermann zufriedengestellt — die Schlossherrschaft, Erwin Ritter, und — vielleicht auch Paulina.

Ob wir nun an übersinnliche Abenteuer glauben oder nicht — genug, wir Menschen sind alle so beschaffen, daß uns der Held eines solchen mindestens gerade so von einem besonderen Lichtkreise umgeben vorkommt, wie der Held einer im gewohnten Leben sich abspielenden Aventure.

Daß solches bei Frau von Lindenberg zutraf, welche mit allen Wortführern der modernen Mystik im Briefwechsel stand, versteht sich von selbst. Nicht minder mußte es für Paulina zutreffen, welche sozusagen wie eine Pflanze ihres Wintergartens unter einem Glassturze aufgewachsen war. Der erste junge Mann, mit dem sie in eine etwas nähere Verührung kam, war wohlgestaltet und artig, und jetzt gefellte sich dazu noch etwas, was ihm wie eine Beigabe aus einem räthselhaften Gebiete anhaftete.

Aber selbst der Freiherr unterlag diesem Einflusse. Als am nächsten Tage der oberste Leiter der ganzen Bahn-Unternehmung im Schlosse vorsprach, erkundigte sich der Freiherr nach keinem anderen der Ingenieure, als nach Erwin Ritter.

Das Gesicht des Befragten nahm eine freundliche Miene an. Er sagte:

„Hätte ich lauter solche junge Leute, wie diesen Herrn, so könnte die Durchführung mancher Aufgabe bei unserem Baue nicht wenig abgekürzt werden. Diesen halte ich für fähig, daß er so manche Strecke à la vue zu tracieren imstande ist und nicht all die langweiligen Berechnungen anzustellen braucht, die Vorschrist sind. Wo der traciert hat, kann man gleich hinter ihm her die Schwellen legen.“

Diese Schilderung Erwins that bei dem Freiherrn eine Wirkung, wie sie bei seiner Gemahlin hervorgebracht worden wäre, wenn man ihr gesagt hätte, daß der junge Mann früher in Indien ein Fakir gewesen sei. Er freute sich wiederholt des Zufalles, welcher gerade diesen in seine Nähe geführt hatte. Schon bei dem kleinen Mahle, welches er an diesem Tage seinen Gästen gab, fand er Gelegenheit, Erwin auf eine Weise auszuzeichnen, welche den Herren nicht entging.

Überall in der Welt fordern die Gegensätze einander heraus. Wenn in dieser still fortlebenden Familie der junge Mann, welcher hier eine derselben bis jetzt verborgen gebliebene Welt, die Welt des mit Mühen ringenden Gedankens, der vergeistigten Arbeit, vertrat, bald zu einem Gegenstande der Theilnahme wurde, so trat auf der anderen Seite Erwin den Elementen des Daseins nahe, für die er bis jetzt kein Verständniß gehabt hatte. So oft er durch den Palmengarten gieng und im flüchtigen Vorüberschreiten Pauline zu begrüßen Gelegenheit hatte, welche meist neben einem von Heliotrop-Blüten und Azaleen umgebenen kleinen Springbrunnen lag, sah er in dem Leben, welches sich da vor ihm zeigte, und demjenigen, welches er bis jetzt gekannt hatte, einen Unterschied, wie er zwischen dem warmen, dufterfüllten

Raume innerhalb dieser Glaswände und der rauhen Welt draußen mit der scharfen Luft des beginnenden Winters zu verspüren war.

So vergiengen einige Wochen, bis eines Tages Erwin von zwei sehr verschiedenen Seiten her im Gespräche der Familie auf den Schild gehoben wurde.

Von den Zeitungen war die Nachricht ins Haus gebracht worden, daß es dem jungen Ingenieur Erwin Ritter gelungen sei, durch eine Anlage, welche von den Meistern der Wasserbaukunst für ebenso einfach als genial erklärt wurde, einen Bergbach durch ein auf Schrauben ruhendes Gerüste in die Höhe zu heben und so Raum für die Arbeiter zu gewinnen, welche den Boden des Bettes, über welchen er später hinzusüßeln hatte, mit mächtigen Porphyrquadern zu belegen und auszupflastern hatten.

Ein tieferes Interesse hatte bei der Freifrau ein Brief hervorgerufen, der ihr heute von dem Vorstande einer Gesellschaft für Geheimwissenschaften zugelommen war. Derselbe enthielt die Mittheilung, daß Menschen mit der Veranlagung eines Mediums allerdings in gewissen Männlichkeiten von der Umgebung so beeinflusst werden könnten, daß ihnen die gleichen Visionen und übersinnlichen Eindrücke zu theil würden. Frau von Lindenbergs dachte nicht daran, daß es schwer sein würde, Erwins Vorgänger, den Holzhändler, den Lieutenant und die beiden Touristen in Lederhosen und Wadenstrümpfen als feinsüßelige Medien zu erklären.

Jedessen — ob Medium oder nicht — blieb Erwin für die freiherrliche Familie weitaus der interessanteste ihrer Wintergäste. Herr von Lindenbergs wollte den für ein zukünftiges Wadbett bestimmten Durchschlag der Stollen sehen, von welchem in den Zeitungen die Rede gewesen war. Als Paulina davon hörte, ruhte sie nicht, bis ihr gestattet wurde, sich an dieser kleinen

Reise zu betheiligen. Erwin bemühte sich aus allen Kräften, ihr die damit verbundenen Widerwärtigkeiten vorzustellen. Aber auch sein Widerstand, wenn er überhaupt ernst gemeint war, wurde überwunden.

Diese Besichtigung nahm eine ganze Tagreise in Anspruch. Wenn Paulina gehofft hatte, etwas ganz Außerordentliches und Seltsames zu erleben, so wurde ihre Erwartung nicht nur erfüllt, sondern weit übertroffen. Während der Freiherr seine Tochter und Erwin, von einigen Fadeln tragenden Arbeitern begleitet, den Durchschlag durchschritten, waren sie von einer spärlich erhellten Nacht und von Donner umgeben. In einem gebrechlichen Batterkanal, den ihre Köpfe streiften, schoss über ihnen das wilde Wasser dahin, nicht, ohne sie an verschiedenen Stellen durch Fugen hindurch mit Trausen zu bedecken. Die Wände dröhnten und auch jemandem, der nicht gerade furchtsam war, mochte es erlaubt sein zu denken, daß er im nächsten Augenblicke erdrückt und erschäuft sein konnte. Auf dem größten Theile des Grundes waren die festen Steinquadern noch nicht eingelassen, so daß man entweder in Wasserlöchern und ausgehöhlten Gruben oder über Felsböden dahinschritt. Da gab es kein Zurückweichen — an mancher Stelle mußte sie von Erwin mehr getragen, als geführt werden. Gesprochen wurde nichts. Dessen deutlicher sprach vielleicht der Händedruck, mit welchem Erwin belohnt wurde, nachdem man wieder aus Licht gekommen war.

Die Dinge nahmen einen Verlauf, wie sie ihn unter ähnlichen Verhältnissen wohl überall genommen hätten. Indem Erwin, welcher durch seine Erziehung zu einem Manne geworden war, der besser mit Sachen, als mit Ideen umzugehen wußte, hier mit Damen in fast alltäglichen Verkehr trat, für welche die Welt nur von ihrer beschaulichen Seite vorhanden

zu sein schien, näherten sich allmählich die jungen Leute. Erwin lernte nach und nach über Mechanik und Situationszeichen hinausblicken und Paulina begriff mehr und mehr, daß man nicht bloß die Dichter und Tonkünstler, sondern auch die bescheidene Thatkraft hochhalten müsse. Bei dieser wechselseitigen Vermehrung des Empfindens und des Verständnisses wurde weder durch die Schönheit Paulinens, noch durch die gewinnende Erscheinung Erwins etwas verdorben. Das Freifräulein und der Ingenieur verliebten sich in einander.

Frau von Lindenberg blieb diese Entwicklung der Dinge nicht verborgen. Für sie stand alles in einem mystischen Zusammenhange. Es war kein Zufall, daß der junge Mann, mit welchem man wohl wenig in Verkehr getreten wäre, wenn er seine Wohnung auf der anderen Seite des Schlosses beibehalten hätte, auf eine so seltsame Weise in ihre Nähe gezogen worden war.

Der Freiherr, welcher von seiner Gemahlin auf diese Wendung der Dinge aufmerksam gemacht worden war, hatte nichts gegen dieselbe einzuwenden. Standes-Rücksichten oder Vorurtheile waren bei ihm nicht vorhanden. Aus der besten Quelle wußte er, daß dem tüchtigen jungen Manne eine lohnende Zukunft bevorstand. Damit war, falls eine Heirat zustande kam, auch die Zukunft seiner eigenen Tochter wohl besser geborgen, als mit einem Hinhoffen auf ebenbürtige Verbindung. Hinsichtlich der letzteren waren zudem Schwierigkeiten gegeben, nicht nur durch die verhältnismäßig geringfügige Mitgift, sondern auch durch die Zurückgezogenheit der Familie und den ländlichen Aufenthalt in diesem Erdwinkel, welchen er um keinen Preis gegen eine andere Lebensweise vertauscht hätte. In dieser Hinsicht hatte er nicht selten unter Gewissensbissen zu leiden, indem er einerseits an die Verpflichtung, seine Tochter in die

Welt zu bringen, dachte, andererseits sich weder in seinen Gewohnheiten noch in seinem Familienleben stören lassen wollte. Es war nunmehr eine Lösung in Sicht, welche ihn über all diese Dinge hinaussetzte.

Mittlerweile aber fehlte dem Helden der ganzen Geschichte, demjenigen, dem all diese Gedanken und Zukunftsbilder galten, die richtige Zuversicht. Er wusste nicht recht, wie er mit Paulina daran war. Mit Felsen, Fluten und Eisen umzugehen — das brachte ihn keinen Augenblick in Verlegenheit. Aber gegenüber den schönen Augen dieser zarten Fee des Blumengartens fehlte ihm jeglicher Muth.

Während diese unsichtbaren Fäden gewoben wurden, beschäftigte sich die Freifrau vielfach mit Gedanken, die sich zwar ebenfalls auf Erwin bezogen, aber nichts mit Hochzeit oder Ehe zu thun hatten. War der junge Mensch wirklich ein Medium? Musste die geheimnisvolle Macht jenes Wohnraumes immer und immer wieder auf ihn wirken, oder war der Vorfall von damals nur ein flüchtiges Ungefahr?

Sie wollte sich kaum selbst die Wahrheit gestehen, und doch war es so — sie hätte nichts lieber gesehen, als daß Erwin des Experimentes wegen wieder Wohnung in dem verhängnisvollen Zimmer genommen hätte. Erwin fühlte deutlich, daß sie diesen Wunsch hegte, er konnte sich aber nicht dazu entschließen, ihn verstehen zu wollen. Das Ab- und Zugehen im Wintergarten wäre dadurch unbedingt beschränkt worden.

So verging allmählich der Winter, es kam der Frühling und mit ihm die Gewohnheit, die angenehmen Stunden der Geselligkeit nicht mehr hinter den Gläsern des Palmengartens, sondern zwischen den Blumenbeeten im Parke am jenseitigen Flügel des Schlosses zuzubringen. Es gieng nicht wohl an, von dieser Gepflogenheit abzugehen.

Unter diesen veränderten Um-

ständen empfahl es sich jedoch für einen Verliebten wie Erwin dringend, wieder die alte Wohnung aufzusuchen, deren Fenster unmittelbar auf die Lauben und Sitzplätze des Gartens hinausgingen, welchen man zudem durchschreiten mußte, um an den Fuß der Wendeltreppe dieses entlegenen Eckflügels zu gelangen.

Eben jetzt stand ihm eine Abwesenheit von sechs Tagen bevor, während welcher er mit einer Commission auf den entfernteren Strecken der Bahn zu verweilen hatte. Diese Gelegenheit benützte er, um dem Freiherrn den Wunsch vorzutragen, nach seiner Rückkehr wieder die alte Wohnung zu beziehen. Herr von Lindenberg machte einige Einwendungen, indem er meinte, die Spukgeister würden sich noch kaum in den Ruhestand begeben haben, gab aber doch nach, nicht ganz ohne Einwirkung der nämlichen Neugierde, von welcher seine Gemahlin erfüllt war. Auch Paulina gab sich den Schein, als suchte sie ihn durch die Erinnerung an die Schreden des Spätherbstes abzuschrecken, warf ihm aber einen dankbaren Blick zu, welcher nicht mißverstanden wurde.

So gab denn der Freiherr den Befehl, das Gepäck hinüberzuschaffen, alles schön herzurichten und zu säubern, so, daß das Gemach am Abende des sechsten Tages bereit stünde und auch der Treppengang wieder beleuchtet würde.

Paulina warf Erwin beim Abschiede einen Blick zu, welchen dieser vermuthlich nicht ohne Grund ganz richtig deutete. In der That war es Zeit, einmal mit einer Erklärung hervorzutreten. Diese Nothwendigkeit war schon seit geraumer Zeit von ihm empfunden worden, doch ließ ihn seine Zaghaftigkeit nicht einmal zum Anfang eines Versuches gelangen. Nunmehr aber hatte er es fest beschlossen, während seiner Abwesenheit, deren Veranlassung ohnehin eine für ihn sehr ehrenvolle war, den nöthigen Muth

zu dem gewagten Schritte in sich aufzusammeln.

Die sechs Tage vergingen, Erwin kam zurück, aber schon angefißt der stattlichen Mauern des freiherrlichen Gebäudes schwand die Zuversicht des armen Ingenieurs wieder in gleichem Maße, in welchem die Entfernung von den Räumen, in welchen seine Angebetete weilte, abnahm. Er bewilligte sich abermals eine Vertagung.

Das Schicksal aber hatte es anders beschlossen und führte alsbald eine Entwicklung herbei, durch welche nicht nur das Hängen und Bangen, sondern auch die Frage jenes schreckhaften Geheimnisses der Erdstube gelöst wurde. Der vom Blüthenduft durchhauchte Frühlingsabend dämmerte bereits, als Erwin bei seiner Ankunft die Damen auf dem Wege zu seiner Behausung im Garten begrüßte. Der Freiherr war abwesend, Mutter und Tochter saßen allein vor der Laube, auf deren Lattendach bereits die Sprossen ihre blauen Blüthentrauben zu erschließen begannen.

Als Erwin das Bemerkenswerteste von seiner Reise erzählt hatte und sich für heute zu verabschieden im Begriffe stand, flüsterte Frau von Lindenberg ihrer Tochter einige Worte zu, indem sie Erwin zugleich ersuchte, sich noch einige Augenblicke gedulden zu wollen.

Der junge Ingenieur zitterte — er wußte nicht, ob er es wagen sollte, die Gunst des Augenblickes zu benützen und sich gegenüber der Freifrau auszusprechen. Denn Paulina war nach den Worten ihrer Mutter eiligen Schrittes fortgegangen. Es kam ihm vor, als müßte sein Schicksal in dieser Stunde entschieden werden.

Aber eben dieses Gefühl machte ihn wieder zaghaft. Auch Frau von Lindenberg, welche ahnen mochte, was in Erwin vorgieng, befand sich in einiger Verlegenheit. Nachdem sie eine geraume Weile dem schweigenden jungen

Manne gegenüber geseßen war, erhob sie sich, indem sie sagte:

„Wollen wir nach Paulina sehen, es ist mir unverständlich, wo sie so lange verweilt.“

Darauf schlug sie mit ihrem Gaste den Weg in den inneren Hof gegen den Ausgang zur Wendeltreppe ein. Dort sah sie eben noch, wie an der Schwelle des Thores Paulina dem Knechte, den sie nach längerem Suchen erst jetzt gefunden hatte, den ihr vorher von der Mutter zugeflüsterten Auftrag ertheilte, die Lampe im Stiegenhause des unbewohnten Thurmsflügels anzuzünden. Während Erwin sich von der Freifrau verabschiedete, war Paulina noch einen Schritt über die Schwelle getreten, um nachzusehen, ob ihr Befehl pünktlich vollzogen würde.

In diesem Augenblicke hörten die beiden einen gellenden Schrei. Paulina war auf dem Flies jenseits der Schwelle zusammengesunken. In Hast stürzten die beiden herbei. Als Erwin das bleiche Gesicht der Ohnmächtigen sah, waren Zweifel, Rückzichten, Bedenken und Muthlosigkeit mit einemmale verschwunden. Er hob sie auf, küßte sie, gab ihr die süßesten Namen und rief in den Thurm hinauf, wo sich der Knecht befinden mußte, um Hilfe.

Fast hätte er die Aufgerichtete wieder aus den Armen gleiten lassen, als plötzlich wieder jenes tiefe Aufseufzen, jenes jammervolle Nützen erscholl, welches ihn vor einem halben Jahre aus seinem Gemache vertrieben hatte. Jetzt lehnte er, rasch entschlossen, das Mädchen in die ausgestreckten Arme der Mutter, welche nicht wußte, wie ihr geschah, und stand mit zwei oder drei Säßen droben vor seiner Thüre.

Zu jeder anderen Zeit wäre er in ein unbändiges Gelächter ausgebrochen bei dem Schaustücke, das sich ihm hier darbot. Der Knecht zog die gefüllte Lampe mittels eines Flaschenzuges, der über zwei hölzerne Rollen

ef, langsam an einem Stricke in die Höhe. Während sie emporschwebte, gaben er dünne Strick und die zwei Holzollen, welche nicht eingefettet waren, in Tetzzeit von markdurchdringendem, Grillen Geheul zum besten. Der erste Jammerruf war offenbar dadurch entstanden, daß der Knecht die oben schwebende Lampe zum Behufe des Anfüllens herabgelassen hatte. Das da capo gab sie in aufsteigender Bewegung.

Im nächsten Augenblicke stand Erwin wieder unten, ergriff die Hand der Freifrau und die Paulinas, welche sich erholt hatte, und führte sie vor den unfreiwilligen Concertgeber, der jetzt erst gelassen fragte, warum man nach ihm gerufen habe.

Das Übrige anzumalen, erscheint unnöthig. Doch wurde alsbald entdeckt, daß man in der Stube den Angstruf der unseligen Hölzer deshalb aus dem Wandkasten heraus hören mußte, weil dort die Mauer gegen außen hin am dünnsten, und der Kasten mit Fichtenbrettern, welche einen Resonanzboden darstellten, ausge schlagen war. Der Klagegesang war des Morgens erschollen, weil in der Dämmerung die Lampe zum Auslöschten herabgelassen wurde. Erwin hätte das nämliche Lied auch am Abend gehört, wenn er sich so frühzeitig zu Bett gelegt hätte. Der Ingenieur, welcher in wenigen Augenblicken von Bestürzung zu ausgelassener Munterkeit übergesprungen war, wiederholte den Versuch noch mehrmals in Anwesenheit der Damen.

Der vorhergegangene Austritt hatte das Eis gebrochen. Noch am nämlichen Abend schloß das Ehepaar Erwin als zukünftigen Schwiegersohn in seine Arme. Am nächsten Morgen wurde

die Verlobung auch dem geistlichen Herrn mitgetheilt, der sich aufrichtig darüber freute.

Leider ist es auf der Welt so bestellt, daß es auch mitten im Glück oft an einer leisen Trübung nicht fehlt. Dieselbe erschien der Baronin in der nunmehr festgestellten Thatsache, daß ihr auch diesmal die Genugthuung, ein Medium kennen zu lernen, versagt blieb und daß es in ihrem adeligen Hause so profaisch zugeing wie unter den Dächern anderer Sterblichen. Wenn etwas dazu angehan war, ihr in dieser Sache einigen Trost beizubringen, so war es der gelehrte Zuspruch des geistlichen Herrn. Dieser wies ihr nach, daß gewisse Sinnesindrücke, die ein Schlafender von außen her empfängt, geeignet sind, ihm die Ereignisse eines Traumes vorzuzaubern, welche scheinbar sich auf Stunden hinaus ausdehnen, in Wirklichkeit aber sich binnen weniger Secunden abspielen müssen. „Damit sei“, fügte der gelehrte Herr hinzu, „die Idealität der Zeit bewiesen, an die man gerade so glauben müsse, wie an die des Raumes.“

So hatte Frau von Lindenberg wieder hinlänglich Stoff für ihre Mittheilungen an die psychologische Gesellschaft.

Was unsere beiden Verliebten und bald darauf Vermählten anbelangt, so erschien ihnen jedoch eine Zeit und ein Raum idealer, als alle übrigen Zeitläufte und Örtlichkeiten, nämlich die Zeit, in welcher ihre treue Anhänglichkeit entstanden, und der blüthenreiche Garten inmitten des Winters, worin sie sich nach und nach entfaltet und offenbart hatte.

Die letzte Beichte.

Mie Sturmes Flut im nord'schen Meer,
Durchbrechend jeden Widerstand,
Ergießt sich Frankreichs stolzes Heer

Aus Kärnten in das Steirerland.

Bei Einöd für den heim'schen Herd
Gar mancher Held zu Boden sank,
Vom Blei zerschmetteret und durchs Schwert
Viel edles Blut die Erde trank.

Sieh'! Frankreichs stolzes Banner winkt
Vom Thurm zu Schrattenberg ins Thal!
Bis zu den Alpenspitzen dringt
Napoleons Blick aus hohem Saal.

Da wird die Meldung ihm gebracht:
„Graf Albert fiel durch Mörderhand!“ —
„Der diese Frevelthat vollbracht,
Streckt ihn noch heute in den Sand!“

Mit starrem Blick der Mörder sitzt
Dort in der Hütte wohlbewacht,
Den Kopf auf seinen Arm gestützt,
Verbrütet er die letzte Nacht.

Zu spenden ihm den letzten Trost,
Tritt nun der Seelenhirt heran:
„Wer hat dein gutes Herz erbost?
Was hast du, armer Mann, gethan?“

„Fragt nicht! Ich hab' es wohlgemeint.
Was ich gethan, hab' ich bedacht, —
Getödtet einen frechen Feind,
Der mir das größte Weh gebracht.“

Mein Sinn war froh, mein Herz war rein,
Es willigten vor kurzer Stund
Die besten, treu'sten Eltern ein,
Zu segnen meines Herzens Bund.

Mein liebend Herz, es pochte laut
Vor Liebeslust und Seligkeit,
Ich eilte zu der theuren Braut,
Die Welt schien mir so schön und weit.

Aus ihrer Hütte blickte Licht,
Rasch eilt' ich zu dem Fenster hin;
Ach! War's ein Traum, ein böf' Gesicht?
War rasend ich, getrübt mein Sinn?

Ich seh' durchs Fenster. Voll Begier
Ein Franzmann sie zum Herzen schmiegt,
Sie, aller Mädchen schönste Zier.
O Gott, wo bleibt dein Strafgericht!

Da war mein ganzes Sein empört,
Wild packte mich die Eifersucht,
Das Heiligste war mir entehrt,
Ich hab' mich selbst und Gott verflucht.

Und wüthend nahm ich einen Stein,
Ich schleuderte ihn an die Wand,
Es fiel ein Schuss vom Kämmerlein,
Die Kugel streifte meine Hand.

Laut rief's in mir: „Blut gegen Blut!“
Wie rasend eilte ich nach Haus,
Nahm meinen Stutzen, — voller Wuth
Stand wieder ich vor Liebchens Haus.

Ich setzte an, ich drückte ab,
Mein Feind ins Herz getroffen fiel.
Nun steig' ich in das stille Grab,
Des trüben Daseins letztes Ziel.

Zum Helden bin ich nicht geboren,
Vom Blute trieft die Mörderhand.
Nehmt jeder e i n e n Feind aufs Korn,
Dann athmet frei das Vaterland!

Was Gott ich that, bereue ich,
Den Tod des Feind's bereu' ich nicht,
Den Eltern hielt die Treue ich,
Sonst that ich immer meine Pflicht.“ —

Der Jüngling hat geendet;
Den Schmerz im Angesicht,
Das Herz zu Gott gewendet
Der greise Priester spricht:

„Ich kam, um Trost zu spenden,
Du gehst zu Gott, mein Sohn!
Empfang aus meinen Händen
Die Absolution!“ —

Der Jüngling hat mit Freuden
Das Crucifix geküßt,
Ward doch durch Kreuzesleiden
Der Menschen Schuld gebüßt.

Dann sinkt er fest im Glauben
An seines Lehrers Brust:
„Mein Leben kann man rauben,
Doch nicht die Himmelsluft.“

Schon naht der Zug, — es graut der Tag,
Man führt den Jüngling zum Gericht.
„Die Binde nimm“, der Führer sprach.
„Nein, eine Binde brauch' ich nicht!“

Will sterbend noch die Heimat seh'n,
Das Haus, wo meine Wiege stand,
Das grüne Thal, die Bergeshöh'n,
Mein liebes, theures Steirerland.

Es lebe hoch mein Vaterland!
Schlagt an! Gebt Feuer! Fehlet nicht!
Die Salve kracht. — Ein Lächeln stand
Noch auf des Todten Angesicht.

f. Ehardt.

Hans von Vintler.

Von Dr. Ernst Gnad.

Der vor kaum zwei Jahren verstorbene Dichter, aus einem alten sangeskundigen Tiroler Geschlechte, das durch einen Sänger gleichen Namens schon zu Ende des Mittelalters der deutschen Literatur- und Culturgeschichte das „Buch der Tugend“ geschenkt hatte, theilt mit den meisten lyrischen Genossen seiner Heimat das eigenthümliche Schicksal, daß ihre Dichtungen erst nach dem Tode durch treue Hände gesammelt worden sind. So war es bei dem begabtesten unter ihnen, bei Hermann von Gilm, so bei Vincenz von Ehrhart, so bei Anton von Schullern. Auch bei Vintler hat erst die kalte Todeshand das Buch seines dichterischen Lebens und Denkens, von dem nur ab und zu einzelne Blätter in die Öffentlichkeit gedrungen waren, in seinem ganzen Umfange den Augen der Nachwelt erschlossen. Obwohl er lange schon unter seinen Freunden und in seinem engeren Vaterlande als Dichter und Mensch geschätzt wurde, so waren es doch zunächst die in den letzten Jahren zur Enthüllung des Goethedenkmals auf dem Brenner und des Standbildes Walthers von der Vogelweide in Bozen verfaßten herrlichen

Festgedichte, wodurch die Aufmerksamkeit in weiten Kreisen auf seine dichterische Begabung gelenkt worden ist. Es ist nicht die Enge des Heimatlandes, die den Tiroler Dichtern trotz ihrer kräftigen und ursprünglichen Begabung den Weg über die Höhen ihrer Berge zur allgemeinen Anerkennung erschwert. Denn erstlich findet in einem Hochgebirgslande die Dichtkunst in der Natur und in den Sitten der Menschen so überaus günstige Bedingungen, daß die poetische Anlage als solche gar nicht als etwas Besonderes oder Seltenes gilt — und wie zahlreich sie gerade in Tirol vertreten ist, beweist ein Blick auf das von Ambros Mayr im Jahre 1888 herausgegebene „Tiroler Dichterbuch“. Ferner ist die Begabung der Tiroler Dichter doch vorwiegend lyrisch und der lyrische Klang, mag er noch so tief und innig ertönen, verhallt allzuleicht in dem Sturmeswehen unserer Zeit, die von dem Vorgefühle großer Umwälzungen auf allen Gebieten des geistigen und socialen Lebens beunruhigt ist. Nicht, als ob sie nicht auch den großen Zeitfragen gegenüber kräftige und mannhafte Töne anzuschlagen wüßten — ich

weise nur auf Adolf Pichler hin — aber die sie umgebende natürliche Welt und die Art der Menschen, die sie bewohnt, führt sie eher dem sinnenden Gemüthsleben zu, als dem Forschen und Schauen nach außen. Den Pulschlägen des eigenen Herzens zu lauschen, die Welt in der eigenen Seele spiegeln zu lassen, die eigene Innerlichkeit dichterisch zu verklären und auszuleben, das alte, nie völlig ausgefundene, ewige Lied der Menschheit mit seinen wechselnden, in jedem Einzelleben stets wiederkehrenden frohen und trüben Empfindungen in der eigenen Brust ausklingen zu lassen: das ist der fast allen gemeinsame Zug, der uns in der Tiroler Lyrik trotz aller provinziellen Eigenart und Geschlossenheit angenehm berührt und wodurch sie bei aller graduellen Verschiedenheit dem Boden der Goethe'schen und Uhland'schen Lyrik näher steht, wenigstens ebenso nahe wie die Poesie der durstigen Kneipe und des tannenduftigen Waldes bei Scheffel und Baumbach und, weit näher als z. B. die schwülen, schönheitsstrunkenen Rhythmen Hammerlings oder die lodrende Erotik des „neuen Tannhäufers“. Und ich glaube, daß neben Hermann von Gilm kaum ein anderer der Tiroler Dichter diese Eigenart, sich in die innere Gemüthswelt zu versenken und, von dem Hauche einer großen Natur angeweht, den Erscheinungen des äußeren Lebens, und wären sie noch so klein und unbedeutend, eine poetische Seite abzugewinnen, so voll widerspiegelt, als gerade Hans von Bintlir. Er war eine durch und durch poetische Natur; mehr stiller Träumer und sinnender Gemüthsmensch, als Mann des raschen und energischen Handelns. Erst nach langem Hin- und Herschwanke zwischen theologischen und philologischen Studien, zwischen Lehramt und journalistischer Thätigkeit brachte er es im letzten Jahrzehnt seines Lebens als

Realschulprofessor in Innsbruck zu einer festen Stellung und zu einem geordneten Heim. In seiner Jugend noch mehr wortfarg und noch weniger mittheilsam als in seinen späteren Jahren, liebte er die Einsamkeit und mied, wo er konnte, geselligen Umgang. Wer ihn nicht näher kannte und den kaum mittelgroßen Mann mit dem bleichen Gesichte und den langen dunklen Haaren, langsamen, fast trägen Schrittes durch die Gassen schlendern oder mitten im lebhaftesten Menschengewühle am einsamen Kaffeehäusliche Stundenlang und schweigsam den Rauch seiner Cigarre vor sich hinblasen sah, konnte ihn leicht für indolent und müßig halten. Aber bei dieser scheinbaren Gleichgiltigkeit war er ein scharfer Beobachter der Außen- dinge und was er schaute, dachte und fühlte, verkörperte sich immerwährend und in festen Umrissen zu Dichtungen, wenn er auch darüber gegen seine Umgebung sehr zurückhaltend war und auch ich selbst, der ich zuerst in Venedig und später in Triest vielfach mit ihm verkehrte, und bei dem er doch eine gewisse Gemeinschaft literarischer Bestrebungen annehmen durfte, erst nach längerer Zeit von seinem dichterischen Schaffen erfuhr. Er gab sich gerne und mit Behagen den poetischen Stimmungen hin, an denen eine wahrhafte Dichternatur so reich ist, aber er war oft zu indolent, sie durch Wort und Schrift zu fixieren. So ließ er manch schönes Gedicht gleichgiltig verklingen; so ist auch die Sammlung seiner Dichtungen dem Umfange nach nicht groß geworden. Aber deren innerer Wert entschädigt uns reich für die mangelnde Fülle und sichert ihr bei allen für echte Lyrik empfänglichen Gemüthern die wärmste Anerkennung. Bintlir's Lyrik hat allerdings keine neuen, noch nie gehörten Töne angeschlagen, sie enthält nichts Prickelndes und Aufregendes, was die Sinne berauscht und die Nerven

reizt: aber dafür innige und unverfälschte Herzenstöne aus einer Menschenbrust, der die Gabe des Gesanges verliehen ist und die zu sagen weiß, was alle anderen mitleiden und mitempfunden haben. Wie wahr und natürlich gefühlt sind nicht Gedichte wie „Der Rebelltag“ und „Derweil es mait“; wer hat nicht schon die peinigende Ungeduld mitempfunden, wie sie Bintlcr in „Alpenaufwärts“ ausspricht, wenn das feurige Dampfross ihm für seine Sehnsucht nach den Heimatalpen und dem Liebchen zu „lahm kriecht“:

Wie lahm kriecht heute das Feuergespann
Nach meinen Heimatalpen hinan!
O fort nach Nord!

O schüret, daß es gen Himmel braue,
Daß Funken schlagen ins düstere Blaue,
O die Wolken stede, den Mond, in Brand,
Nur bring' mich bald ins gelobte Land!

Denn:

Himmel und Erde sind heute mein —
Ich küsse heut Abend mein Liebchen fein!

Oder als Gegenstück dazu das
Gedicht „Traurige Fahrt“.

Geht's hinaus in den Frühlingstag
Oder in Winterwüsten?
Horch, was war dort? Fintenschlag
Oder Krähengeheer?

Ob's nun blüht, ob es welkt und dorrt,
Das mag, wie's wolle, sein!
Ach! mich trägt's von der Liebsten fort,
Das ist's, das allein!

Ach! mich trägt's von der Liebsten fort,
Fort über Berg und Fluß —
Schük' euch Gott vor dem Abschiedswort
Und vorm letzten Kuß!

Das sind doch Töne, die, wenn wir
von der etwas nachlässigern Form
absehen, auch aus Uhlands Leier
erklungen sein könnten!

Gewaltige Liebesleidenschaft suchen
wir in Bintlcrs Gedichten vergeblich,
dazu war er eine viel zu phlegmatische
und in sich abgeschlossene Natur;
aber seine Liebesgedichte gehen alle
von bestimmten Anlässen aus, die er

in sinniger Weise aus der Prosa des
Lebens poetisch herauszuheben und
zu verklären weiß, und seine dichte-
rische Begabung glänzt am meisten
dann, wenn er die eigene Gefühl-
stimmung objectiv aus der Seele
anderer herauszönen läßt, wie in
dem Gedichte „Die Trauernde“, das
ich ohne Bedenken zu dem Schönsten
zähle, was die deutsche Lyrik der
Neuzeit hervorgebracht hat.

Sag, Mutter, fangen die Vöglein heute nicht,
Oder hört ich's nicht?
Ich weiß nicht, sind die Blumen erloschen
Oder mein Augenlicht?

Mir ist, ich habe kein Blütlein gesehen
Im Garten und nirgend feins —
Ist alles verblichen und verdorben?
Ich weiß es nicht, ach, ich weiß nur eins:
Mein Liebster ist gestorben!

O Mutter, lieb' ich dich noch wie sonst,
Und du, bist du mir noch gut?
Sage mir, hab' ich den Tag her geschafft,
Oder hab' ich geruht?

Und ob wir gebetet ums ewige Heil
Um seines, deines und meines,
Oder ob wir's gar vergessen haben?
Ich weiß es nicht, ach, ich weiß nur eines:
Mein Liebster liegt begraben!

Es liegt wahre dichterische Begabung in diesen scheinbar leicht hingeworfenen Versen, die das erschütternde, weltvergessene Wühlen in einem großen Schmerze in so einfachen und zarten Tönen auszusprechen wissen. So wie dem Menschen Bintlcr Übertreibung und Leidenschaftlichkeit fremd waren, so kommt auch in dem Dichter die trübste, ja verzweifelte Stimmung nie zum wilden Ausschrei, sondern löst sich meist in milder, geklärter Wehmuth aus seiner Seele ab. Dadurch wirken Gedichte, wie „Eines Junimorgens“, „Fahrt ins Düstere“, „Grabgeläute“, „Die stille Lagerstadt“, „Vom Glück“, die aus augenblicklicher, schwermüthiger Stimmung hervorgegangen sind, nicht mehr als Ausdruck flüchtigen, persönlichen Leides, sondern poetisch genommen weit tiefer und nachhaltiger auf uns ein,

als stiller, wehmüthiger Mahnruf an den Ernst des Lebens und das gemeinsame Erdenweh.

Das Glück? . . . Nur wie fallende Sterne,
Die jach in die Nacht versinken,
So zuckt mir zuweilen ins dunkle
Gemüth sein Blinken.

Nur wie einen Haß von ferner
Musik, den die Lüfte bringen
Und wieder verwehen, hör' ich's
Durchs Herz mir klingen.

Wie einfach und schön gibt er in seinem Gedichte dem ungestillten, nie befriedigten Streben der edleren Menschennatur Ausdruck, und wenn er in dem Liede „Sänger in Haft“, zunächst nur der eigenen, durch die enge Prosa des Lebens gehemmten poetischen Flugkraft gedenkt, so ist es doch in weiterer Ausdehnung für jeden strebenden Menschen verständlich, dessen ungestümes Herz oft vergeblich an den Schranken des Daseins rüttelt.

O, könnt' ich das Bitter dir aufthun,
Mein Verklein, und sprechen „Fleuch!“
Und so, ihr Sänger, euch allen —
Und manchem andern mit euch!

Den schönsten Beleg aber für die den Tiroler Tyriken eigene Gabe, auch dem alltäglichen Leben eine poetische Seite abzugewinnen und den Quell der Dichtkunst auch in den späteren Jahren unverstiegt und frisch zu erhalten, bilden die sinnigen Gedichte, die Wintler, als er nach den unstillen Wander- und Lehrjahren in dem Hafen einer gesicherten Häuslichkeit zur Rast gekommen war, aus dem Familienleben und der Kinderstube in die Welt sendet, und deren innige Herzenstöne um so erquickender auf den Leser wirken, je mehr die Hast und Aufregung unseres heutigen Lebens jede Intimität des Daseins zu ersticken droht. Dahin gehören die Gedichte „Novembertag“, „Die ersten Flocken“, „Am Christabend“, „O spare die Thränen“, „Kindleins Thun“, „Jetzt und Bald“ u. a., aus

dem es uns anhaucht wie frischer Morgenthau.

Haben wir mit diesen Erörterungen den Kreis geschlossen, der sein inneres Leben umschließt, so geben uns die „Zeitgedichte und Sprüche“ ein ebenso wohlthuendes Bild des Menschen in seiner Stellung und seiner Gesinnung zur äußeren Welt; auch hier erscheint er fest, geschlossen und abgeklärt, wie in seinen Empfindungen. Wer ihn persönlich kannte, weiß, daß seine wirkliche Wesenheit aus Versen spricht, wie die nachstehenden:

Wenn sie dich loben, wenn sie dich schelten,
Vielleicht mag das eine wie's and're gelten;
Nur laß dir vom Anprall des Redeschwalles
Nie deines Wesens Burg zerstören —
Des Mannes Eins und Alles
Ist immerdar, sein Gewissen zu hören!

Trotz seiner Liebe zum Vaterlande und seiner mannhaften deutschen Gesinnung stand er als echter Dichter auf der Höhe des Weltbürgerthums und sprach es ebenso offen, wie im Leben, auch in seinen Dichtungen aus:

Dass ihr's nur wißt,
Ich gebe meinem Volk, was meines Volkes ist:
Des Sohnes Lieb' und Treu' —
Und all dem andern menschlichen Geschlechte
Reich' ich trotz Herrn Chauvin ganz ohne Scheu
Freundnachbarlich die Rechte.
Der eitle, blutberauschte Narr sucht überall
In wüster Völkerhege Lust und Ruhm,
Das weiß ich; doch es streben überall
Auch Brüder nach dem Erdenbürgerthum.

Er war genug in der Welt umhergewandert, er hatte seine Bildung aus vielen Quellen gezogen; er lebte jahrelang am Strande der Adria, wo der weite Horizont des Meeres auch den geistigen ebnet, und sein an die Fülle von Licht und südlicher Sonne gewöhntes Auge konnten die dunklen Schatten nicht erfreuen, die Engherzigkeit und kirchliche Unduldsamkeit heute noch auf die grünen Thäler seiner Heimat werfen, und wie ein Stoßseufzer aus echter Tiroler Brust klingt in seinem herrlichen Ge-

dichte zur Enthüllung des Goethebildnisses auf dem Brenner die Bitte an den großen Dichtergenius, daß dessen allumfassender Geist auch ein wenig Licht über die Berge seines Vaterlandes austreuen möge!

Verlass uns nicht
Und segne diese Berge, diese Thale
Und brich den Bann, daß uns die Sonne
Strahle —
Mehr Licht! mehr Licht!

Und mit welcher feiner Ironie, dabei Land und Leute trefflich schildernd, weiß er, wie im Gedichte „Ein Ergel“ den engherzigen Aberglauben zu treffen, wo dieser sich anmaßt, natürliche menschliche Gefühle meistern zu wollen, oder ihn, wie in dem Gedichte „Sanct Leonhart“ mit mildem Humor von seiner komischen Seite zu zeigen, wenn das Bäuerlein lieber den St. Vienhart zum Herrgott wünscht, weil er sich besser auf das Vieh versteht.

Ich mein' halt, er versteht's nit fast!
D'rum wär's uns recht gar aus,
Wenn du der Herrgott worden wärst;
Tu kennst dich doch
Bei unserm lieben Vieh fein aus.

Mit eben so scharfer und dabei doch gutmüthiger Ironie wendet er sich gegen die superkluge Poesielosigkeit unserer Tage in dem Gedichte „Anempfunden“ oder gegen den falschen Realismus der modernen Kunst in „Und dennoch“.

Bei allen diesen inneren Vorzügen ist seine dichterische Sprache schlicht und einfach und doch von ergreifender Innigkeit in seinen lyrischen Weisen, und auf der anderen Seite kräftig und kernig in seinem Spotte und in seinen mit frischer Laune geschriebenen epischen Gedichten. Aus dem Garten

seines heimatischen Dialectes weiß Bintlcr hie und da ein würziges Reiz in die mitunter bis zur Schablone abgeblaßte Dichtersprache einzupropfen und seinen Dichtungen dadurch einen gewissen frischen Erdgeruch zu geben.

Schiller hat in seiner Recension der Bürger'schen Gedichte den Ausspruch gethan, daß der Dichter um so höher stehen wird, je vollkommener der Mensch ist, und das Wort ist bezeichnend für die sittliche Größe Schillers, den Goethe einmal den letzten Edelmann unter den Schriftstellern sans tache et sans reproche nennt. Aber wenn auch die Dichtungen nicht immer den richtigen Schluß auf den Menschen ziehen lassen, so ist doch bei Dichtern, die, wie Bintlcr, nicht dichteten, um zur Gilde zu gehören, sondern nur, um die eigene Individualität poetisch auszuleben, eine gewisse ethische Übereinstimmung zwischen Mensch und Dichter meist zutreffend. Bintlcr war und lebte, so wie er dichtete, und welche Verehrung er unter den Mitlebenden genoß, davon gab die rege Theilnahme an der am 8. November v. J. in Innsbruck abgehaltenen Bintlcrfeier in und außerhald Tirols den glänzendsten Beweis. Wenn auch das Andenken an den Menschen nur im Gedächtnisse der Zeitgenossen lebendig fortwirken kann, so werden doch weit über die Grenzen seiner Heimat noch viele sich an dem Dichter erfreuen, solange die Generationen nicht aussterben, die sich in der Lyrik noch Geschmac und Verständnis für den reinen, ungeschminkten und lebenswürdigen Ausdruck des wahren Menschenthums bewahrt haben!

Der Zeitgeist und die öffentliche Meinung.

Von Josef Freiherrn von Kalchberg. *)

Der moderne Liberalismus hat sich ein Schlagwort zurecht gelegt, mit welchem er die verwickeltesten politischen Zeitfragen kurzweg abzu thun vermeint; es heißt: Gehorche dem Zeitgeiste, welcher in der öffentlichen Meinung sich ausspricht. Viele betrachten dieses Ehepaar als den großen Welt-Areopag, gegen dessen Aussprüche jede Berufung unzulässig sei;*) dagegen ist anderen die öffentliche Meinung nichts anderes, als eine hundert-ängige und tausendzüngige Schwägerin, um welche man sich nicht zu kümmern brauche, und der Zeitgeist ist ihnen „der Herren eigener Geist, in welchem sie die Zeiten sehen“, er ist ihnen ein anmaßlicher Patron, welcher verkündet, was seine geschwägige Gemahlin umherträgt, ein Mann der Willkür, welcher das alte Recht mit Füßen trete und auch dem neuen die Beständigkeit versage. Beide haben unrecht.

Der Zeitgeist und die öffentliche Meinung gleichen bald, wie ich sagte, einem Ehepaare, in welchem Madame den Pantoffel führt; denn der Herr Gemahl muß sich gefallen lassen, als Zeitgeist anzuerkennen, was oftmals nur ein Erzeugnis von selbstischen

Bestrebungen und Ränken des Augenblickes ist. Manchmal gleichen sie wieder Vater und Tochter, weil die öffentliche Meinung dem herrschenden Zeitgeiste ihren Ursprung verdankt. Ein andermal sind sie Sohn und Mutter, weil der Zeitgeist durch die öffentliche Meinung allmählich gebildet, von ihr ergänzt, durch sie umgemodelt, ja nicht selten völlig umgestaltet wird. Dies hat denn auch die sogenannte öffentliche Meinung übermüthig und eigenwillig gemacht, hat bewirkt, daß sie den Zeitgeist rücksichtslos ihren Launen anpassen will. Für beide sind die Wissenschaft, die Geschichte und die realen berechtigten Bedürfnisse der Zeit maßgebend. Große Ereignisse in der Entwicklung des Menschengeschlechtes, Umwälzungen im Staatsleben, vor allem aber epochemachende Thaten des menschlichen Geistes bewirken, daß bestimmte geistige und politische Bestrebungen herrschend werden und überall, wo sich Gelegenheit bietet, zum Ausdruck gelangen. So bildet sich ein Zeitgeist, welcher da, wo die Zunge gelöst ist, in kräftigen Worten zum Ausdruck gelangt. Der Gedanke und das Wort des Einzelnen können allerdings nicht beanspruchen, die öffentliche Meinung zu sein; aber wenn sie auf verwandte, wenn auch noch un-

*) Aber schon der geistige Vahndreher Gottbold Eybraim Lessing sagt: „Einer könne Recht haben gegen Millionen.“

*) Mit diesem dem Heimgarten freundlich zur Verfügung gestellten Artikel aus dem politischen Glaubensbekenntnisse des Verfassers, begehen wir das zehnjährige Gedächtnis an den verstorbenen Staatsmann, welcher am 27 April 1882 zu Graz gestorben ist. Josef Freiherr von Kalchberg gehört zu den edelsten Söhnen der Steiermark, dessen Andenken das Vaterland stets in Ehren halten wird. Die das Glück hatten, ihn persönlich zu kennen, werden seine heitere Lebenswürdigkeit, seinen milden Sinn, seinen überaus anregenden Geist nie vergessen. Die Red.

klare Gedanken in andern Köpfen treffen, so zünden sie, und im raschen Laufe wird das Wort des einzelnen vieltausendzünftig und so zur öffentlichen Meinung. So sahen wir es z. B. an dem Worte Martin Luthers, für dessen Empfänglichkeit durch die Mißbräuche der herrschenden Kirche und durch die Entartung des Priesterstandes vorgearbeitet war. So sahen wir es in Frankreich, als Mirabeau seine Donnerworte sprach. So sahen wir es in Deutschland, als Karl Rottted, Welker und viele andere den Constitutionalismus für Deutschland beanspruchten, dessen Völker im Jahre 1813 die Bluttaxe erhalten hatten. So sahen wir es in Italien, wo seit Jahrhunderten die Befreiung des Landes von Fremdherrschaft und dessen Einheit die Herzen beseele. Gewiss, die öffentliche Meinung ist kein bloßes Phantom, sondern die Wissenschaft und die Geschichte verleihen ihr eine zuletzt obsiegende Berechtigung. Die Christianisierung der europäischen Völker schuf in denselben durch die Lehren des Christenthums eine öffentliche Meinung, welche durch Karl den Großen staalich verwirklicht, für viele Jahrhunderte die europäische Welt beherrschte und umgestaltete. Aus ihr gieng der Zeitgeist hervor, welcher von der römischen Kirche beherrscht wurde, bis am Ende des 15. Jahrhunderts eine mächtige und in vielen Ländern siegreiche Gegenströmung ihr diese Herrschaft entzog. Auch in absolutistisch regierten Ländern bildet sich infolge des unaustilgbaren geistigen Lebensdranges die öffentliche Meinung wider den Absolutismus, die endlich wie comprimierter Dampf die Wände des staalichen Kessels zerreißt, wenn man die constitutionellen Sicherheitsventile beharrlich versagt. Der Zeitgeist und die öffentliche Meinung sind der naturgemäße Ausdruck des politischen Lebens, aber sie bedürfen längerer Zeit, um sich zu einer berechtigten Selbständigkeit zu entwickeln und in

organisierten politischen Parteien zum Ausdruck zu gelangen. In den Lehr- und Flegeljahren des Constitutionalismus und der Pressfreiheit taumelt die öffentliche Meinung; denn alle vermeinen alles zu verstehen, und da dieses denn doch nicht der Fall ist, so schwanken sie wie der Seefahrer, welcher plötzlich an das feste Land gesetzt wird. „Ich bin die öffentliche Meinung“, sagt nicht nur das abonntenreiche, große Journal, sondern auch jeder kaum noch flügge gewordene Jünger der Publicistik, jeder Club sagt es, jeder Kannegießer im Kaffeehaus und jeder halb inspirierte Officiösus rühmt sich dessen. Dadurch zerbröckelt die öffentliche Meinung, oder vielmehr eine solche besteht gar nicht. Die Wirkung dieses Abganges ist: daß es keine großen politischen Parteien mit der Unterordnung der einzelnen unter geachtete Führer gibt, sondern nur Fractionen und Factionen, welche nicht nur den Constitutionalismus nach oben wie nach unten in Mißachtung bringen, sondern auch den öffentlichen Geist vergiften, weil sie die Politik zum Gegenstande persönlicher Speculation herabwürdigen; denn die behäbigen Männer der Fractionen und Factionen sorgen zunächst für sich und für die Ihrigen. Die öffentliche Meinung, diese Tochter und zugleich Mutter des Zeitgeistes, hat im constitutionellen Leben eine unbestreitbare Berechtigung, und der Staatsmann, welcher sie vom hohen Pferde herab verachten wollte, würde sich eines hochmüthigen Leichtsinns schuldig machen; allein da sie nicht unfehlbar, weil häufig flüchtig und vorübergehend, so muß er auch den Muth haben, ihr, wo es noththut, entgegenzutreten, muß dabei aber auch staatsmännische Besonnenheit besitzen, um sich mit ihr abzufinden, sowie patriotische Entfagung, um ihr ohne Groll und Hintergedanken zu weichen. Die Apostel und Propheten der öffentlichen Meinung und des Zeitgeistes dürfen sich aber vor allem nicht

anmaßen, über der Wissenschaft und über der Geschichte zu stehen, sowie die realen Bedürfnisse des Staates für dieselben zu jeder Zeit maßgebend bleiben müssen. Der praktische Staatsmann, weil er sich nicht wie der theoretische Politiker auf die Frage: „Was soll ich?“ beschränken darf, muß sich auch fragen: „Was kann ich?“ Daher muß er mit dem Zeitgeiste und der öffentlichen Meinung abrechnen, auch wenn diese noch nicht vollständig geklärt sein sollte. Letzteres zu bewirken, ist vielmehr seine vermittelnde Aufgabe. Die öffentliche Meinung ist oftmals auch ein undankbares Kind, welches Vater und Mutter nicht ehrt und deshalb auch nicht lange lebt, noch es ihm wohl ergeht auf Erden, wie Moses voraussagte. Man darf ihr aber diese Undankbarkeit nicht allzu schwer anrechnen, weil sie in Sünde erzeugt ist, oft auch ihre Eltern wenig taugen, da nicht immer der Verstand ihr Vater und die selbstlose Vaterlandsliebe ihre Mutter gewesen, sondern in wilder Ehe der Eigennuß und die Leidenschaftlichkeit sie erzeugt und geboren haben. Ihre Ansprüche auf langes Leben und Wohlergehen sind eben bedingt durch die Verechtigung ihrer Eltern. Immerhin wirkt in der öffentlichen Meinung auch ein undefinierbarer Instinct, welcher in dem bekannten vox populi vox dei seinen dogmatischen Ausdruck findet. Aber als der ideale Gott, wandelnd unter den Sterblichen, darf der Zeitgeist sich nicht brüsten, er, welcher die Christen in Rom abschlachtete, wie die Moriscos in Spanien und die Juden überall, die Hexen und Zauberer verbrannte und dazu viele von den besten unseres Geschlechts; er war es, welcher die Septembriseurs schuf, den zur Guillotine fahrenden Karren überlud und welcher die Petrolusen zu seinen Priesterinnen machte. Allein man vergesse nicht, daß auch er es ist, welcher die Menschheit befreit von den bezeich-

neten bösen Dämonen, indem er die ewigen Ideen in ihr Recht einsetzt und dadurch sowohl die Menschen veredelt, als auch mit Genüssen bereichert. Er ist Dämon und Kadodämon zugleich, und es ist nur die Kunst des Maßhaltens, welche ihn zu dem einen oder anderen macht; dem Menschen ist aber in seiner Vernunft die Kraft gegeben, den gefeierten Gott in dieser Doppelseigenschaft zu erkennen. „Einem kann Recht haben gegen eine Million“, aber wenn er gegen diese ihm gegenüberstehende Million ein praktisches Recht behaupten will, dann bedarf er einer staatsrechtlich constituierten Autorität, welche ihm dasselbe verleiht. Damit will ich sagen, daß die öffentliche Meinung nur durch Zustimmung der staatlich organisierten Gesetzgebungs- und Verwaltungskörper für ihre Anschauungen, Wünsche und Bestrebungen Gesetzkraft und äußeren Gehorsam erringen könne, denn die Gesellschaft (societas), zertheilt in tausend Gruppen, vertritt zwar ihre Anschauungen, Wünsche und Bedürfnisse in den Kundgebungen der öffentlichen Meinung; dem Staate aber mit seinen Organen und den Volksvertretern liegt ob, jene Programme zu discutieren, sie anzuerkennen oder zu verwerfen. Nur auf diesem Wege kann sich die öffentliche Meinung zur Gesetzgebung und zur Mitregentschaft emporarbeiten; die freie Presse, das freie Wort überhaupt, die Thätigkeiten der Vereine und die Arbeitstische der Publicistik sind ihre Werkstätten und die Küchen, in welchen sie gargemacht wird. Die Heißblütigen in dem Feldlager des Fortschritts werden sagen, daß durch eine solche Theorie die öffentliche Meinung kaltgestellt werde und zu einer akademischen Phrase herabsinke. Sie haben unrecht. Ihnen ist die Regierung nur eine Faction, welche selbstische Interessen verfolgt; die öffentliche Meinung aber, mag sie auch nur in irgend einem Club ausgesprochen werden,

ihnen die Stimme des Volkes, des überanen Volkes, wie sie sagen, und darum ist ihnen Mißtrauen und Opposition gegen die Regierungsgewalt die erste Pflicht des selbständig gewordenen Volksgeistes. Allein wir alle können irren, auch die erleuchtetsten Führer; darum bedarf der Staat des Filters constitutioneller Organe. Die unsagbare Bedeutung der öffentlichen Meinung liegt darin, daß sie den Bürgerinn weckt, das Interesse für das Gemeinwohl aufstachelt, die Intelligenzen wider einander ins Treffen führt. Dadurch klärt sie sich und wird zur vox dei; irthumlos ist sie ebenso wenig, als irgend ein menschlicher Ausspruch, aber sie ist das kräftigste Zeugungsmittel, um das Wahre, Richtige oder patriotisch Wünschenswerte zu Tage und zur Geltung zu bringen. Der Wert und das Ansehen der öffentlichen Meinung wird durch übereilte Durchführungen zugrunde gerichtet. Das neunzehnte Jahrhundert liefert zu dieser Behauptung tausendfache Belege. — Die öffentliche Meinung ist nicht identisch mit dem Zeitgeiste, obschon sie ihre Ergebnisse in demselben ablagert; sie ist ein Kind der Aufklärung und wird infolge ihrer Entwicklung ein geistig-sittliches Gemeingut, hängt daher mit den Anschauungen und Bestrebungen des modernen Staates unmittelbar zusammen. Der Zeitgeist setzt nicht nothwendig den modernen Staat voraus und haute seine Herrschaft, wie uns die Geschichte lehrt, nicht selten auf Unwissenheit, Aberglauben und Selbstsucht auf; seine temporären Grundsätze und Bestrebungen liefen nicht selten der Vernunft und all dem, was heute eine gesunde Politik verlangt, schnurstracks entgegen. Die öffentliche Meinung hingegen bewegt sich auf dem Felde der Politik, ist ein Kind der Neuzeit und der modernen Staatsidee. In Rußland, in den Ländern der ottomanischen Pforte, in China u. s. w. gibt es keine öffent-

liche Meinung, weil es keine Politik gibt, an welcher die Völker sich betheiligten; aber einen Zeitgeist anerkennt die Geschichte auch in diesen Ländern, denn eine Culturbewegung findet auch in ihnen statt und bringt wechselnde Anschauungen über alles, was den Menschen interessiert, in das Denken und Leben der Völker, und so werden diese social reformiert und revolutioniert, wenn auch die Regierungen starr und unnahbar bleiben. — Der Zeitgeist und sein politischer Halbbruder, die öffentliche Meinung, werden bald von oben, bald von unten befruchtet; nicht immer wachsen sie von unten nach oben aus nationalen Anschauungen und Bedürfnissen empor, nicht immer bauen sie sich von unten auf, wie etwa ein Plebiszit entsteht oder eine Nationaltracht, oder Volkunterhaltungen und Volksfeste; gar häufig wachsen sie von oben nach unten, wie manche hängenden Pflanzengebilde, welche ihre Zweige und Blätter abwärts führen von der Krone des Baumes oder dem Gipfel des Felsens. Meistentheils kommen die großen Gedanken, welche eine neue Zeit ins Leben rufen, aus einzelnen erleuchteten Köpfen und fallen wie befruchtender Regen oder belebende Sonnenstrahlen in die Volksmenge, deren Denken, Fühlen und Leben umgestaltend: die zehn Gebote brachte Moses vom Berge Sinai zu seinem um das goldene Kalb tanzenden Volke; Mohammed mit seinem Koran war nicht das Product des Zeitgeistes oder einer öffentlichen Meinung, sondern schuf vielmehr beide; Pythagoras und Solon gaben gewiß viel mehr von oben herab ins Volk, als sie von diesem empfingen. Der Zeitgeist wie die öffentliche Meinung schöpfen nicht immer aus dem Vorrathe der Ideen, welche in des Menschen Brust und Hirn gelagert sind, sondern vorwiegend aus den realen Lebensbedürfnissen und den Mitteln, diesen gerecht zu werden: die Entdeckung Amerikas, die Erfin-

dung des Schießpulvers und vor allem der Buchdruckerkunst, der Eisenbahnen, der Telegraphen u. s. w. haben auf die culturelle Entwicklung des Zeitgeistes und der öffentlichen Meinung sicher keinen geringeren Einfluß geübt, als die Lehren Plato's, Aristoteles' und einer langen Reihe ihrer Nachfolger in alter und neuer Zeit. Woher immer der Ausstoß zum Denken kommen mag, wenn derselbe erfolgt, bleibt seine Wirkung auf den arbeitsbedürftigen menschlichen Geist nicht aus. Wenn der Altmeister Goethe spottet: der Zeitgeist sei der Herren eigener Geist, in welchem sich die Zeiten spiegeln — so hat er nur die Wahrheit gesprochen, nicht einen Spott, denn er selbst hat es an sich erfahren, wie hochbegabte und hochbegnadete Männer das rechte Wort zu finden verstehen, um den Ideen Ausdruck zu geben, daß sie dadurch Wohltäter des Menschengeschlechts, sowie Zierden ihrer Zeit werden. Das fruchtbarste Verdienst des modernen Zeitgeistes und der öffentlichen Meinung ist, daß sie das Rechtsbewußtsein in Kopf und Brust des Menschen klärten und veredelten; dies allein entschädigt für vieles Schädliche, was mittief. Die britische Rechtsanschauung: daß es vorzuziehen sei, wenn von zehn Beschuldigten neun Schuldige entlassen werden, als daß ein Nichtschuldiger gehängt werde, entspringt aus dem sittlich gewordenen Rechtsbewußtsein. Einen rechtswidrigen Beigeschmack hat dagegen die Anschauung mancher Gerichtspräsidenten auf dem Continente, welche die Brauchbarkeit und Verdienstlichkeit ihrer Richter nach der Zahl der Verurtheilungen, welche sie durchzusetzen vermögen, zu bemessen und anzuerkennen geneigt sind. König Herodes folgte in seiner Justizpflege der auch heutigen Tages hoch gefeierten Staatsraison, als er die gesammte Erstgeburt zu vertilgen befahl, um den Einem zu treffen, welchen er für

staatsgefährlich hielt. Zu oberst muß an dem Grundsatz festgehalten werden, daß die öffentliche Meinung nicht einen imperativen Charakter haben könne, sondern nur einen belehrenden, man könnte fast sagen, einen akademischen Beruf; denn geht sie darüber hinaus und will unmittelbar befehlen, dann depossediert sie die constituirten Staatsorgane, hebt den bestehenden Rechtszustand auf und wird revolutionär. Andererseits dürfen auch die Regierungen nicht vergessen, daß das Recht der öffentlichen Meinung kein anderes sei, als das Recht der Wahrheit selbst und sie daher gehört werden müsse, sobald die Wahrheit spricht; die Regierungen, welche dem beharrlich zuwiderhandeln, versündigen sich an dem Gesetze, welches der Griffel Gottes in die Brust des Menschen geschrieben hat, und die Revolution — nicht als Recht, sondern als Thatsache — bestraft ihr verkehrtes Thun.

Die der „sechsten Großmacht“, der „Presse“ dienenden Officiere beanspruchen für dieselbe als Dogma, daß sie der Ausdruck und die Vertreterin der öffentlichen Meinung sei. Das ist vorweg unrichtig, einmal weil insbesondere die Tagespresse im Geiste und im Interesse von Parteien schreibt, daher nur eine Gruppe repräsentiert, während andere Gruppen dawieder kämpfen oder dazu schweigen; ferner weil, wenn man auch ein Scrutinium machen wollte und könnte, man doch niemals ein Resultat erlangte, schon wegen der zahllosen Amendements, welche in der Mitte liegen; endlich weil die öffentliche Meinung doch nur als vox dei oder sagen wir als die Stimme der Wahrheit und nur als diese Geltung beanspruchen kann, daher ihr gegenüber vom Publicisten wie vom Staatsmanne der Grundsatz aufrecht erhalten bleiben muß, daß „die Stimmen nicht bloß zu zählen, sondern auch zu wägen sind.“

Nachstücke

zum Kapitel „die Zukunft unseres Bauernstandes“.

Wiedergegeben von P. R. Hofegger.

Vor einigen Wochen habe ich zwei Aufsätze über das Bauernthum veröffentlicht, den einen in den „Grenzboten“ unter dem Titel „Der Bauernstand unsere Rettung“, den anderen im „Heimgarten“ unter der Überschrift: „Die Zukunft unseres Bauernstandes.“ Diese Aufsätze behandelten den gleichen Stoff in verschiedener Form, sie wurden, besonders in Deutschland, vielfach nachgedruckt, besprochen und brachten mir eine Unzahl beistimmender Zuschriften aus allen Theilen Oesterreichs und Deutschlands, wovon weiter unten ein- weilen nur einige abgedruckt werden sollen. Von mehreren Seiten wurde ich sogar aufgefordert, den Aufsatz: „Der Bauernstand unsere Rettung“ mit einem Handschreiben versehen an den deutschen Kaiser zu schicken.

Ich war von solchen, theils leidenschaftlichen Bestimmungen überrascht, denn ich hatte in den genannten Aufsätzen eigentlich nichts Neues gesagt. Seit einem Viertel Jahrhundert predige ich in allen Formen des Wortes die Umkehr zur Natur, die Ehre des Bauernstandes und die Warnung, von demselben abzuspringen oder ihn zu unterdrücken. Aber diesmal war ein wahres Wort zu rechter Zeit gesprochen worden und deshalb zündete es.

Unter den Zuschriften befanden sich auch solche, welche es sehr bedauerten, daß ich mich auf das „politische Feld“ verirrt hätte, auf ein Gebiet, in welchem ich nichts

verstünde. („Er versteht's nicht“, damit glaubt man Einen, der unangenehme Wahrheit sagt, am schärfsten zu schlagen.) Dem Bauern sei nicht mehr zu helfen, es sei kein großer Schade um ihn, daß Korn bekomme man billig aus Amerika und Hauptsache sei Handel und Industrie. Der deutsche Bauer sei nicht lebensfähig, er könne mit dem tüchtigen amerikanischen Bauer nicht concurriren und eine Zeit die von den Maschinen beherrscht werde, brauche keinen Bauern. Die Gebirgsgegenden seien überhaupt nur für Wald und Jagd geeignet, die Jagd sei auch etwas Schönes und der Bauer, welcher arbeiten wolle, sünde sein Fortkommen in der Fabrik.

Wenn die betreffenden Schreiber eine Ahnung davon hätten, wie viel Unsinn, ja geradezu Nichtswürdigkeit sie in solchen Phrasen ausgesprochen haben! Die Briefe kamen aus dem gelobten Lande Liberalien. In philosophischem Sinne bin auch ich liberal, im wirtschaftlichen nicht. Im wirtschaftlichen Liberalismus ist der Eigennuß daheim, und zwar der in engherzigster Form. Die Versicherungen dort, daß man es mit dem Volke gut meine, daß man dem Bauernstande wieder aufhelfen müsse u. s. w. sind blimel blamel. Mein Aufsatz für den Bauernstand hat solche Volksbeglückter arg verschmüpft, denn in demselben habe ich zu Gunsten des Bauers nicht die Phrase begehrt, sondern die That.

Um die von mir angeregte Frage zu erschöpfen, um die angedeuteten Einwände zu widerlegen müßte ein Buch geschrieben werden. Man schreibe es wahrscheinlich gerne, schreibe es mit der Gründlichkeit eines echten Deutschen — doch es würde nichts nützen. Mit der Theorie ist dem Bauer nicht zu helfen. Ich wollte mit wenigen Worten nur zeigen, wo nach meiner Meinung das Gegengewicht für den drohenden Socialcommunismus zu suchen wäre.

Und wie sieht es mit den Schlagworten jener Gegner aus? Der Alpenbauer kann nicht concurren! Zum Ausdruck, mit wem soll dieser Bauer denn concurren? Ich wiederhole es, der Bauer ist kein Krämer, bei ihm handelt es sich darum, daß er auf seinem Grunde und Boden mit seiner Familie lebt, anständig und einfach. Was hat er sich um die Städter zu kümmern; wenn diese ihr Korn aus Amerika beziehen wollen, so ist das ihre Sache, unser Bauer wird dabei wirtschaftlich verlieren, allein zu verhungern braucht er nicht, weil ihm sein Product bleibt. Es ist wohl nichts mit dem hochnasigen Herabschauen auf den Bauern, den braucht für die Länge der Städter nöthiger als dieser ihn. Der Austausch zwischen dem, was der Bauer mehr braucht als er baut und was er zu wenig oder gar nicht baut und doch braucht, kann sich in engerem, einfacherem Kreise vollziehen, als es heute durch eine Menge gewinnstüchtiger Zwischenhändler geschieht.

Die Maschinen bringen den Bauernstand um! Das glaube ich erst dann, wenn man einmal hören wird, daß lediglich mit Maschinen Brot erzeugt werden kann. Die Maschinen sollen dem Bauern vielmehr Dienste leisten, auf Hof, Feld und Wiese, wie in Amerika, die Maschinen können im Vereine mit Menschenhänden auch in unseren Ländern noch Wildnisse roden, entsteinern, entsumpfen. Man braucht

dafür nicht erst nach Amerika zu gehen.

Der amerikanische Bauer ist tüchtiger als der deutsche, wird gesagt. Das mag wohl sein, der amerikanische Farmer deutscher, oft bürgerlicher Abkunft, ist gebildeter, unternehmender; er ist in der Arbeit ansichtslos, fleißig, im Leben einfach, sparsam, im Hause patriarchalisch, er wohnt mit seinen Leuten unter einem Dache, ißt mit ihnen an einem Tische, sowie er mit ihnen auf einem Felde persönlich arbeitet. Aber so war auch unser deutscher Bauer, unser Alpenbauer einmal, ist es beziehungsweise noch und soll er im Ganzen wieder werden! Das predige ich ja eben!

Ist es denn eine gar so idealistische Schwärmerei, wenn ich den deutschen Bauernstand so haben möchte, wie der ist, im praktischen Amerika?

Der Bürger kann nie Bauer werden, wird gesagt. Auch das dürfte unrichtig sein. Ich kenne eine Menge Bürger, welche sich Bauerngüter kauften, dieselben selbst bewirtschafteten und zeitweilig sogar persönlich mitarbeiten. Nur noch ein kleiner Schritt, und sie sind wirklich Bauern. Unter den Zuschriften, besonders aus Deutschland, gibt es auch solche, deren Absender durch meinen Aufsatz angeregt worden sein wollen, aufs Land zu ziehen und sich Bauernhöfe zu kaufen.

Der Alpenbauer soll Getreide bauen, hätte ich behauptet? Das ist unrichtig. Gerade als eine Ursache des Verfalles habe ich angegeben, daß der Bauer noch zu sehr an seiner alten Wirtschaftsart hängt, daß aber der neue Bauer sich mehr mit Viehzucht beschäftigen wird. Wenn ich gesagt habe, daß wir den brotschaffenden Alpenbauer nicht entbehren können, so mache ich darauf aufmerksam, daß im weiteren Sinne auch Fleisch „Brot“ ist. Übrigens wird auch der Alpenbauer, der Viehzucht

treibt, den Anbau von Hafer, ja gegendweise auch Roggen für eigenen Gebrauch nach meiner Meinung nicht ganz zu verschmähen brauchen; Kartoffeln, Kohl, Rüben u. s. w., gegendweise auch Obst, wird er selbstverständlich pflügen.

Unser Gebirgsland ist da für Wald und Jagd, heißt es. — Gut, wenn die Erde anderwärts Raum und Brot hat, wenn es in den Städten zufrieden, in den Fabriken ruhig hergeht, dann können wir die Alpen zu einem Nationalpark machen, dem Vergnügen geweiht, dem Jagdsport, der Touristik. Solange aber so vielen tausenden von Menschen Obdachlosigkeit, Hunger und in den Städten Verderben droht, können wir auf eine Besiedelung und Bearbeitung der Alpengegenden nicht verzichten!

Mit der Förderung des Touristen- und Sommerfrischwesens glaubt man dem Bauer weiß Gott was Gutes zu thun. Das Touristen- und Sommerfrischwesen ist eine sehr schöne und gute Sache, aber für den Städter. Der Bauer gewinnt zwar durch dasselbe momentane Vortheile und oft sehr wesentliche, doch wehe einem Stande, der mit Dingen rechnen muß, die außerhalb seines Reiches liegen und vom Zufalle abhängen! Die Stadtleute bringen ja manches Angenehme mit auf den Bauernhof, aber auch städtische Sitte und Unsitte, städtischen Luxus, städtische Laster, städtische Unzufriedenheit. Die Sommerfrischler locken ihm gar manchen Dienstboten fort. Der Verkehr mit dem Städter macht den Bauer locker und wankend, in einem Bauernhause, das der Städter bewohnt, wird der Bauer fremd.

Besonders zuwider waren meine beiden Bauernaussäße den Socialdemokraten. Diese sind ja immer ungehalten, wenn man den Arbeitern es besser machen will. Sie wollen es nicht besser haben, sie wollen es ganz gut haben. Und um das zu erreichen,

muß es früher ganz schlecht werden. „Der Bauernstand muß für die Socialdemokratie reif werden“, das heißt er muß zugrunde gehen. Ein Bauernthum wie ichs haben will, kann der Socialdemokrat nicht brauchen.

Es ist ja wahr, man kann es nicht verlangen, daß die gebildete Menschenclasse dem Bauern zuliebe auf den Bauernstand Rücksicht nehmen, für ihn Opfer bringen soll, allein sich selbst zuliebe sollte sie es thun, denn von dem Fortbestande deutschen Bauernthumes hängt der Fortbestand unserer historischen Gesittung ab.

Und nun einige Zuschriften, die wenn sie sich auch widersprechen und wir nicht mit jeder einverstanden sein können, doch manchen Unterricht für uns haben.

Seichau. Pr.-Schlesien.

Geehrter Herr!

Der Artikel in den „Grenzboten“: „Der Bauernstand unsere Rettung“ von Rosegger, schlägt ein Thema an, das für die Gegenwart eminent wichtig ist und gar nicht mehr von der Tagesordnung abgesetzt werden sollte und mich zu folgenden Bemerkungen veranlaßt.

Das meiste von dem dort Beklagten trifft auch für hiesige Verhältnisse zu. Der Bauernstand befindet sich in ernstestem Gefahren. Was Rosegger aber für die Heilung des Schadens vorschlägt, daß die Stadtbürgeröhne sich auf dem Lande ankaufen und dort wirtschaften sollen, wird ein idealer Gedanke und ein frommer Wunsch bleiben. Auf dem Lande wollen ja eben nicht einmal die Dienstboten mehr bleiben, sie wollen Stadtvergnügungen und Stadtgesellschaft, wie könnten sich die Städter selbst entschließen, ihre Clubs und Stammtische mit der Landeinsamkeit zu vertauschen. Dem Übelstande des Zuges vom Lande nach der Stadt wird nur ein gewisser Zwang und gewisse Erschwerung abhelfen können. Wie einst ein deutscher Kaiser die Landleute gezwungen hat, die Städte zu bevölkern und diesen durch allerlei Privilegien aufgeholfen hat, so wird's jetzt vice versa mit dem Lande geschehen müssen. Es ist Thatsache, daß Knechte und Mägde für Bauernarbeit jetzt nur schwer zu erlangen sind, sie dünken sich zu gut für solche Arbeit, der leichtere Dienst in der Stadt wird vorgezogen, oder die freiere Stellung als Fabrikarbeiter oder Nähterin oder Haus-

hälterin mit den Vergnügungen und Geselligkeiten der Stadt. Auf dem Lande bleibt das weniger taugliche Arbeitsmaterial zurück und dies selbst im Bewußtsein seiner Nothwendigkeit und Unentbehrlichkeit ist trotzig und unbotmäßig, anspruchsvoll und zuchtlos; der Arbeitgeber aber steht solchem Wejen machtlos gegenüber; ein ernstes Einschreiten macht dem Dienste ein Ende.

Es wird nichts anderes übrig bleiben, als die Arbeitslosen und Wohnungslosen, die Schlafburschen und Schlafmädchen, der geliebten Großstadt und ihrer Zugkraft zu entreißen und sie geeigneten Falles dahin zu befördern, wo Arbeit und Wohnung sich für sie findet, es wird nicht erlaubt werden können, daß sich vom Lande ein Strom von jungen Leuten in die Stadt ergießt, die aufs Ungefähr dahin kommen und mit großen Illusionen einziehen, es wird nöthig werden, nur solchen den Eintritt und Aufenthalt zu gestatten, denen eine Stellung zugesichert ist.

Der Bauernstand leidet aber auch, wie Rosegger weiter beklagt, daran, daß man von ihm noch sonst alles Mögliche verlangt, während, namentlich die kleineren Landbebauer, sogenannte Stellenbesitzer mit fünf bis fünfzehn Morgen Land, zum Theil die eigentlichen Arbeitsbienen des Staates genannt zu werden verdienen, die sich überaus mühsam nähren und so einfach und schlecht leben, daß jeder faulenzende Strolch sich davor entsetzen würde.

Sie leisten wirklich schon dem Staate mit ihrem Ackerbaue und ihrer Landwirtschaft das Möglichste, aber welche Lasten liegen auf ihren Schultern. Fast jede Woche werden Kirchen-, Schul- und Communalsteuern erhoben und wie wird dabei das Land noch abgellappert von Collecten und Sammlungen für großstädtische Einrichtungen, Krankenhäuser und Wohlthätigkeitsanstalten, deren das Land entbehrt. Es ist beispielsweise für den einfachen Landbewohner in Krankheitsfällen fast unmöglich, sich ärztliche Hilfe zu verschaffen; ein einziger Besuch des Arztes erfordert fünfzehn bis zwanzig Mark, daher muß der Arzt unterbleiben, oder sich auf einmaligen Besuch beschränken. Die Ärzte können in jeder kleinen Stadt zu Dutzenden wohnen, aufs Land zu ziehen kommt ihnen nicht in den Sinn, sie wollen die städtische Geselligkeit, Schulen etc. nicht entbehren. Man wird wohl endlich dahinkommen, daß, wie der Geistliche es auf dem Lande aushält, auch andere studierte Leute das Leben auf dem Lande aushalten müssen, das wird das Land gleichfalls heben und nicht so tiefmütterlich behandelt erscheinen lassen. Unter gegenwärtigen Verhältnissen eine kleine Befähigung auf dem Lande zu haben, halte ich für eine Lizenz und ich möchte sie nicht

umsonst; man merkt auch schon mehr und mehr das Bestreben, wie sich die Leute derselben zu entledigen suchen, es hält nur zu schwer, sie ohne Verlust los zu werden. Ich unterschreibe den Ruf Roseggers: „Ihr Staatsleiter und Gesetzgeber, es ist die höchste Zeit, darüber nachzudenken, daß der Rückzug beginne von der Stadt aufs Land.“

In den Städten soll Arbeit geschafft werden, die an und für sich nicht nöthig ist, nur damit die Überbevölkerung mit Brot versorgt wird, und auf dem Lande muß die Arbeit unterbleiben, die nothwendig ist, um Brot zu schaffen, weil die Arbeiter fehlen. Ja, Rosegger ist sehr berechtigt zu der verwunderlichen Frage: Was ist das für eine Wirtschaft?

E., Landpfarrer.

München, den 13. März 1892.

Sehr geehrter Herr!

Endlich, endlich, das rechte Wort über die jetzt so brennend gewordene Frage: Wie rettet man das Volk vor dem alles zerschendenden Gift der Socialdemokratie?

Alles was Sie in Ihrem so wunderbar passenden Artikel über den Bauernstand schreiben, über die Rettung durch denselben, alles dies habe ich seit Jahren gedacht, beim Lesen aller Artikel, aller Broschüren, aller langen Reden im Reichstage, die diese Frage ventilirten.

Haben Sie Dank und kämpfen Sie für diese Sache mit Ihrer herzlichen Art.

Nehmen Sie es bitte nicht für Vermessenhaft, wenn ich wage an Sie zu schreiben, ich kann aber nicht anders als wieder und wieder voll Freude zu sagen: Endlich, endlich einer, der erkannt hat, was noththut.

In großer Hochachtung

Frau Anna Spangenberg.

Forst- und Gutsverwaltung Arnsdorf,
14. März 1892.

Hochgeehrter Herr Rosegger!

Gestern las ich in der „Leipziger Zeitung“ Ihren Aufsatz über den Untergang des Bauernstandes. Sie sprachen darin große und bittere Wahrheiten aus und versichere ich Sie, daß es hier in Sachsen ähnlich ist. Namentlich die Noth um Arbeiter ist bei der Landwirtschaft groß, alles läuft in die Fabriken und die schlechten Zeiten bestätigen den Mangel an Arbeitskraft. Dieses Überlaufen von der Landwirtschaft in die Fabrikarbeit hat aber seinen zum Theil berechtigten Grund. Wollen wir einmal den Gedankengang eines solchen Renegaten der Landwirtschaft verfolgen:

„Es ist doch eine rechte Schinderei bei der Landwirtschaft. Im Sommer muß man um drei Uhr aufstehen und bis zwölf Uhr

arbeiten, dann geht's wieder um ein Uhr los bis sieben Uhr; das sind fünfzehn Stunden Arbeitszeit. Im Winter steht man allerdings erst um fünf Uhr auf, aber da Aufstehen und Arbeitsbeginn bei uns gleichbedeutend ist, hat man im Winter auch dreizehn Stunden Arbeitszeit. Möchte das noch sein, wenn man nur auch entsprechend dafür bezahlt würde, aber wir bekommen nur 1 Mk. 40 Pf ohne Kost. Davon soll ich nun meine Familie, eine Frau mit fünf Kindern ernähren. Es kommen da auf den Kopf bloß 20 Pfennige per Tag. Um nun den Verdienst etwas zu erhöhen, geht meine Frau mit auf die Arbeit; diese verdient ohne Kost den Tag über 70 Pfennige. Auf diese Weise haben wir unser Einkommen auf 2 Mk. 10 Pf. gesteigert und auf den Kopf kommen 30 Pfennig. Ist es wohl möglich, damit alle Bedürfnisse von Miete, Nahrungsmittel, Kleidungsstücke, Schuljahren, Steuern u. s. w. zu decken? Und wenn es gienge, können wir so unsere Kinder richtig erziehen? Wenn wir beide auf Arbeit sind, müssen wir unsere Kinder sich selbst überlassen und diejenigen, welche noch nicht in die Schule gehen, einschließen. Wie oft hatten wir schon Angst, daß den Kindern etwas passieren könnte, ähnlich wie den Kindern unseres Nachbarn, die erstickt waren, als die Eltern eines Abends heim kamen. Sie hatten in ihrer kindlichen Unwissenheit an der Ofenklappe gespielt.

Da gehe ich doch lieber mit in die Fabrik wie der Michel Werner, der verdient allein mehr als ich mit meiner Frau zusammen. Wenn er heimkommt, findet er ein warmes Essen und seine Frau und Kinder bleiben gesund und letztere können zu braven Menschen erzogen werden."

Ein Segen würde es für die ganze Bevölkerung sein, wenn das Wort, was Sie in Ihrem Artikel den Arbeitslosen zurufen „Zurück auf die Dörfer, ins Gebirge roden, ackern und ernten, Feldbau und Viehzucht treiben“ gehört und befolgt würde, aber man muß auch die Arbeit nach ihrem Verdienste bezahlen. In allem Übrigen bin ich mit Ihnen ganz gleicher Meinung und bemerke, daß ich selbst den Rückzug auf das Land genommen habe.

Indem ich Sie aufs Herzlichste grüße, bin ich mit größter Hochachtung Ihr ergebener

Constantin Schumann, Oberförster.

Zschaiga bei Ehrenhain, den
16. März 1892.

Hochverehrtester Herr Rosegger!

Hocherfreut über die unumwundene Wahrheit, mit welcher Sie die gegenwärtige Sachlage der Landwirtschaft darstellen, wofür wir Ihnen unsern herzlichsten Dank sagen. Ihr Aufsatz den „Grenzboten“ ent-

nommen, ist in der „Glauchauer Zeitung“ zum Abdruck gekommen, worüber wir uns herzlich freuen; der liebe Gott möge geben, daß dieser Aufsatz unverfälscht durch alle Zeitungen gehe und berechnigte Beachtung finde.

Wenn es auch in jeder Gegend etwas anders ist, die Thatsache bleibt immer dieselbe: so laufen z. B. die Großgrundbesitzer der Provinz Sachsen — überhaupt wo Zuckerrübenbau betrieben wird — die Bauernwirtschaften zu hohen Preisen an, oder pachten dieselben, weil der Zuckerrübenfabrikbesitzer eine höhere Grundrente daraus erwirtschaften kann. Die Bauern sind durch das viele Geld geblendet, gehen mit der Familie nach der Stadt und werden Bummler mit ihrer halben Bildung, ohne festen Charakter; nun suchen sie alle Vergnügungen auf, es entsteht Geldmangel, denn die Capitalzinsen reichen nicht! nach wenigen Jahren verlieren sie jede Achtung ihrer Mitmenschen, daraus entsteht Verdrossenheit, Trunksucht, alles andere kommt von selbst.

Hier im Altenburger Lande sind es die Gastwirte, welche die Bauern nach Möglichkeit beschmeicheln, alle erdenklichen Feste veranstalten und dadurch in einen sinnlosen Trubel hineinziehen, daß keiner recht zu Verstande kommt. Als ein Übelstand ist es zu betrachten, daß durch die Altenburger Art alle Landbewohner verwandtschaftlich verbunden sind, denn dadurch reißt einer d. n. anderen mit fort, so daß mancher verschuldete Bauer seinen Rückgang täglich vor den Augen hat, aber, um den Schein zu wahren, im besten Galgenhumor alles mitmacht, um die Sorgen auf Augenblicke zu verschweigen.

Der schlimmste Feind aller menschlichen Gesellschaft sind die Juden — die Macht des Geldes haben sie bereits — die öffentliche Meinung haben sie auch, weil die Zeitungen größtentheils in ihrer Gewalt sind.

In Hessen und Polen, auch Schlesien, werden die Bauern von den Juden vollständig ausgeschlachtet, d. h. durch Geldvorschuße und Handel überlistet.

Was soll daraus werden? Fürst Bismarck fehlt uns!

Dies unsere Überzeugung, womit wir Ihnen beweisen wollen, wie dankbar wir Ihnen für den oben beregten Artikel sind, und zeichnen mit vorzüglicher Hochachtung einige Altenburger Bauern.

J. B.: Ed. Harz.

Zfinger bei Pyritz in Pommern,
den 17. März 1892.

Hochgeehrter Herr!

Freudig bewegt durch Ihren Artikel: „Der Bauernstand unsere Rettung“ spreche ich Ihnen im Namen der Ortsgruppe Zfinger

des deutschen Bauernbundes unseren tief gefühltesten Dank aus.

Mit deutschem Gruße

Platze, Bauer.

Neuburg a. D., den 18. März 1892.

Verehrter Herr Hofegger!

Soeben habe ich Ihren Aufsatz: „Der Bauernstand unsere Rettung“ gelesen. Gestatten Sie, daß ein Abkömmling schleswig-holsteinischer Bauern Ihnen seinen Dank ausspricht für dieses energische Eintreten. Ob es freilich helfen wird? Sie haben ein Thema eingeschlagen, von dem man weder in Regierungs- noch in Gelehrtenkreisen gerne hört. Ich selbst habe vor zwei Jahren ein Buch veröffentlicht, in welchem ich versucht habe, den Nachweis zu liefern, daß für jedes kräftige Staatswesen ein gesunder Bauernstand die Grundlage bilden muß, daß aber unter der Herrschaft der gegenwärtig befolgten Wirtschaftspolitik der Bauernstand unrettbar verloren ist.

Indem ich Sie bitte, verehrter Herr Hofegger, das gleichzeitig abgehende Exemplar meiner „Bevölkerungsstufen“ anzunehmen, spreche ich zugleich die Hoffnung aus, daß Sie nicht ermüden mögen, für den bedrohten Bauernstand Ihre kräftige Stimme zu erheben und dem schlafenden deutschen Philister immer wieder ein lautes „So geht es nicht weiter!“ in die Ohren zu rufen.

Mit vorzüglicher Hochachtung Ihr ganz ergebenster

Dr. Georg Hansen, fgl. Kreisarchivar.

Röschmühle bei Stübing,
23. März 1892.

Hochverehrter Herr und Freund!

Ich bin eine einfache Bauersfrau, und da ich den Schuh selbst trage, kann ich auch sagen, wo er drückt.

Vor ein paar Tagen war es, als mein Mann mir eines Abends Ihren Aufsatz zuerst vorlas, nun läßt es uns keine Ruhe mehr und ich muß Ihnen sagen, wie wahr jedes Ihrer Worte ist. Ich könnte für jedes derselben aus meiner nächsten Umgebung nicht einen, o nein, sondern mehrere Beweise liefern.

Auch hier tanzt man um ein goldenes Kalb, welches einen Bauernhof um den anderen verschlingt, dem Verfall preisgibt und noch Dank begehrt, wenn die ehemaligen Eigenthümer bei ihm Tagelöhnerdienste leisten dürfen. Freilich, der Bauer selbst ist nicht ohne Schuld; ich hatte jahrelang Gelegenheit zu sehen und resultatlos dagegen zu kämpfen, wie das in dem Kinde gewekt, vergrößert und großgehrt wird, was bei dem Erwachsenen dann Schuld heißt. Ich war durch einige Jahre Lehrerin an einer Schule, welche zu zwei Dritteln Fabrikarbeiterskindern und zu einem Drittel aus

Bauernkindern bestand und hatte da reichlich Gelegenheit zu beobachten, wie bescheiden und ruhig die einen und wie ausgelassen und renitent die anderen waren. „Du Bauer“, das war das gewöhnliche Schimpfswort der Fabrikskinder, welchen alles recht war, um ihr Müthchen daran zu kühlen; der Tod des Kindes, das Leder der Hose, die Schwärze des Brotes, alles wurde verspottet und trotz der redlichsten Abwehr von Seite des Lehrers, wird so die Unzufriedenheit und Begehrlichkeit in der jungen Menschenseele gewekt, und die anspruchslose Genügsamkeit, welche ein Bauer, der ein guter und zufriedener Bearbeiter seiner Scholle sein will, besitzen muß, ist dahin — die Schuld ist fertig.

„Also sehen wir, daß unser Alpenbauer den moralischen Halt verliert, und daß er dorthin gedrängt wird, wo das Volk nicht mehr Volk heißt, sondern Pöbel, Proletariat.“ Man ist überall sofort bereit über den „dummen Bauern“ den Stab zu brechen, aber ein Wort der Entschuldigung, des Verstehens hört man selten. Und solange man fortfährt, den Pöbel so zu verhätscheln, wie seit Jahren, mit ihm, der in seiner Selbstüberhebung mit der Arbeit spielt und den Lohn zu ihr in umgekehrte Proportion zu setzen wagt, noch unterhandelt, für ihn eine Arbeitszeit festsetzt, welche die Schulstunden unserer Mittelschüler kaum erreicht — solange wird es nicht besser.

Auch kommt das Verderben zu ihm in Gestalt von Sommerfrischlern. Der Landmann sieht da etwas, was ihm fremd bleiben soll — den Müßiggang. Ich spreche nicht von Kranken und ihren Pflegern, von Kindern und ihren Wärtern, sondern von dem Gros der Sommergäste: Frauen, Mädchen, Knaben und auch Männer, kräftig und frisch, das spaziert oder liegt im Schatten den ganzen Tag und meist gerade zu einer Zeit, wo der Bauer mit seinen Leuten im Heu ist, oder von Sonnenaufgang bis Abend die Sichel in der Hand über die reisende Saat sich bückt.

„Was ist zu machen, daß der Rückzug beginne, von der Stadt aufs Land?“ Mein edler Poet, halten Sie ein, Sie haben jetzt an etwas gedacht, was uns, die wir mit Bewußtsein unserer Pflichten Bauern sein wollen, das Blut erstarren läßt; Sie haben an den vom Weltgift berauschten städtischen Pöbel gedacht. Ich habe lange genug unter dieser Classe Menschen gelebt, um mit voller Überzeugung sagen zu können, daß diese schreiende, stinkende, jammernde . . .

Lassen wir diese Menge dort, wo sie ist. Soll sich der Bauernstand erholen, muß er durch eigene Kraft erstarren.

Man kann die Erstarlung erleichtern, erstens dadurch, daß man es dem Land-

maune erleichtert, seine Einnahmen zu vergrößern; zweitens dadurch, dass man seine Belastung vermindert und drittens dadurch, dass man ihm die wenigen Arbeitskräfte erhalten hilft. Die Haupteinnahmequellen sind: Vieh, Getreide und Obst. Und nun kommt das Schwere, wahrscheinlich Unerreichbare. Der Bauer ist kein Rindfleisch, er muss es verkaufen, das ist seine Einnahme; er zieht er dafür einen guten Preis, so erhebt sich in der Stadt sofort ein Zetergeschrei über theures Fleisch, und schreien können die Städter, das muss man ihnen lassen; aber — billiges Fleisch in der Stadt bedeutet jahrelange schwere Arbeit — umsonst. Um ein Rind groß zu ziehen und gut gefüttert dem Fleischhauer übergeben zu können, braucht man durchschnittlich fünf Jahre, da darf dasselbe aber nicht zum Juge verwendet worden sein. Ein Bauer mit einer Grundfläche von sechzig Joch kann bei guter Bewirtschaftung jährlich zwei Ochsen, zwei Kühe und, je nach der Lage des Grundes, 1000 bis 4000 kg Getreide und Obst verkaufen. Für zwei Mastochsen im mittleren Gewichte von 1400 kg erhält man 420 fl., für zwei Melkkühe 200 fl., das gibt pro Stück und Jahr 31 fl. Einnahme — damit ist kaum das Futter bezahlt, wo bleibt der Lohn für die Wartung und wo bleibt der Profit? Ganz ähnlich stellt es sich beim Getreide. Steigen die Preise,*) athmet der Landmann auf, sein Schweiß trägt ihm Früchte, aber — der Städter jammert, denn er ist der zehrende Theil. Tritt diese Schwankung zu unseren Gunsten aber ein, so wird die Rückströmung der Bevölkerung auf das Land bis zu einem gewissen Grade von selbst folgen und dadurch auch der dritte Punkt: Zuführung und Erhaltung billiger Arbeitskräfte, gelöst sein.

Und nun: man vermindere die Belastung des Landmannes. Ich verstehe unter Belastung nicht die Steuern. (Obschon man den Bezirks- und Gemeinde-Umlagen ein Ziel nach oben setzen könnte.)

Warum? Von einem allgemeinen Steuernachlass — der für den Staat immer noch Millionen zählt — verspreche ich mir nicht viel, nicht so viel, dass es Sein oder Nichtsein bedeutete; zudem würde der Großbesitzer einen verhältnismäßig größeren Vortheil davon genießen als der Kleinbesitzer. und doch ist es gerade letzterer, dem man helfen soll. In unserer Gemeinde sind beiläufig dreihundert Bauerngüter, davon sind vielleicht zehn schuldenfrei, aber über zweihundert davon sind mit Sparcassaschulden belastet. Das ist die Belastung, die ich meine. Der Bauer soll keine Schulden

machen! Er macht sie ja nicht immer, er übernimmt sie. Ein schuldenfreies Gütchen, vier Geschwister haben die gleiche Anwartschaft darauf, nur einer kann es haben: er übernimmt mit dem Gütchen drei Gläubiger, welche er baldigst auszahlen muss, will er Herr oder vielmehr Bauer im Hause sein. Gut, wenn man schon Schulden machen muss, ist die Sparcassa das coulanteste Institut, sie stundet die Interessen, begehrt zwar Verzugszinsen, zieht aber nur im Nothfalle das Gütchen für die Schuld ein, welche ein Drittel nicht viel übersteigt — ich meine ein Drittel des wirklichen Wertes — die Hälfte desselben aber nicht erreicht; dabei zahlt sie pünktlich die Interessen der Gläubiger, die ihr überflüssiges Geld in ihr anlegen und macht selbst ein gutes Geschäft von ein paar Tausend bis Millionen Gulden. An einen Zins- oder gar Capitalnachlass denkt niemand; die Humanität unseres Jahrhunderts schließt eben alles ein — nur nicht den Bauern und seine Noth.

Ich schließe hier eine Übersicht der Einkünfte und Ausgaben unserer Wirtschaft vom vorigen Jahre an, vielleicht können Sie sie brauchen, wenn auch nur vergleichsweise. Mittelgroßer Bauerngrund von sechzig Joch im Werte von 10.000 fl. Stand der Wirtschaft: vier Knechte, zwei Mägde, fünfzehn Stück Rinder, zwanzig Schweine (letzte nur für den Hausbedarf).

Für 1500 kg Weizen à 10	fl. 150.—
„ 2600 „ Apfel (gemischt, aber nicht Mostobst) à 4	„ 104.—
„ 2 Mastochsen 1400 kg à 29 fr. Lebendgewicht	„ 406.—
„ 1 Kuh mit Kalb	„ 104.—
„ 1 Neumellende Kuh	„ 96.—
Summa fl. 860.—	

Der Wald, beiläufig 20 Joch, wurde vor zehn Jahren von unserem Vorfahren abgeholzt, ist also noch wenigstens vierzig Jahre auf keinerlei Ertrag daraus zu hoffen.

Dagegen die Ausgaben:

Steuern	fl. 120.—
Interessen einer Sparcassaschuld von 4000 fl.	„ 200.—
Dienstbotenlöhne: 1 Knecht	„ 100.—
„ 3 Knechte à 80 fl.	„ 240.—
„ 2 Knechte à 60 fl.	„ 120.—
Schmied und Wagner	„ 50.—
Salz 400 kg à 10-5 fr.	„ 42.—
Summa fl. 872.—	

Allerdings stehen noch einige unbedeutende Einnahmen (5 Paar Hühner, 300 Stück Eier, 500 Krautköpfe zc.) aus; dagegen aber auch Ausgaben wie: Reparaturen, kleine Hausausgaben, Kleidung zc. Wie das Deficit gedeckt wird? Bei uns speciell dadurch, dass mein Mann eine Mautmühle betreibt, und zwar ohne Hilfsarbeiter — ein solcher würde wieder

*) Die Preise werden aber von Zwischenhändlern bestimmt!
Die Red.

mehr beanspruchen, als der kleine Betrieb einbringt. Was für ein Leben der arme Mann hat, und wie lange er es aushalten wird, ist freilich eine andere Frage.

Vor 25—30 Jahren standen die Dienstbotenlöhne um mehr als die Hälfte niedriger (20—40 fl.); jetzt kommt dazu, dass man sich zu monatlicher Zahlung mit vierzehntägiger Kündigung entschließen muss, was den großen Übelstand im Gefolge hat, dass man im Winter wohl Leute genug hat, welche aber im Sommer zur nöthigsten Arbeitszeit die Dienstplätze verlassen, um dem höheren Taglohn (60 kr. bis 1 fl. und Kost) nachzugehen. Es kommen besonders in letzter Zeit wohl Leute genug um Arbeit fragen, wenn sie aber von einem Taglohn von 20 bis 30 kr. (entsprechend einem Monatslohn von 6 bis 9 fl.) hören, lachen sie einem ins Gesicht. Kann aber ein Bauer mehr geben? Ja, ist das für seine Verhältnisse nicht schon zu viel? Und sind die Tagelöhner in den Fabriken, welche wohl mehr als das Dreifache bekommen, deshalb zufrieden?

Es ist nur schade, dass der Bauer seine Sache so gar nicht zu führen weiß, auch im vertraulichen Gespräche ringt man ihm selbst das Richtige ab — im engen Kreise verengt sich der Sinn — muss sich verengen: das einsame Leben, die factische Unmöglichkeit, sich ein gutes Buch oder eine Zeitschrift zu bezahlen und — es ist wohl besser so. Denken Sie nur, wenn der Bauer mit den Arbeitern die gleichen Wege gieng!

Mit ausgezeichnetener Hochachtung
Frau Emma Wigner.

Aufgabsort nicht angegeben.

Euer Hochwohlgeboren

vortrefflicher Aufsatz: „Der Bauernstand unsere Rettung“ wird gewiss viele zum Nachdenken über das Elend der Gegenwart anregen, aber noch eine Abhilfe zu finden, dazu ist es viel, viel zu spät; die Menschen gleichen Krebskranken, eine Heilung ist unmöglich. Wo fände man in der Stadt einen jungen Mann, der nicht schon in seinen Jünglingsjahren die körperliche und geistige Gesundheit in wüsten Vergnügungen vergeudet hat, vom Gelde nicht zu reden; und solch ein moralisch verkommenes Subject soll hinaus in die herrliche freie Natur! Er vergeht vor Langeweile und erstickt in der reinen Luft wie eine Ratte, die nur in der Kloake ihre Lebensbedingungen findet. Er soll ein fleißiges ehrbares Weib nehmen und hat nur an Dirnen Gefallen. Er soll seinen Kindern ein liebevoller Vater sein, wehe den armen, fischen, unseligen Geschöpfen! Da müßte erst eine neue Völkerwanderung, ein Weltkrieg, eine Sündflut hereinbrechen und als Landbewohner jage ich: auf solch gedüngtem

Boden könnte vielleicht ein neues, besseres Geschlecht heranwachsen.

Liebe zur Moral und Einfachheit findet man heute nur noch bei alten, kränklichen oder einfältigen Leuten, die machen nichts aus in der Welt. Die Städter ziehen gewaltsam die Bewohner des flachen Landes an sich, da gibt es überflüssige Wohlthaten, die nur demoralisieren. Man strafe streng aber gerecht, große wie kleine Diebe, hänge die Mörder und Brandstifter; man ehre die Arbeit und tanze nicht wie Tollhäusler um das goldene Kalb. Aber das ist ja alles nicht mehr zu ändern.

Ein Landbewohner.

Groß-Lichterfelde bei Berlin, im März 1892.

Hochgeehrter Herr!

Gestatten Sie jemandem, dessen Namen Sie kaum gehört haben werden, der aber Sie aus Ihren Schriften um so besser kennt, ein paar Worte an Sie zu richten. Ihre in den „Grenzboten“ veröffentlichte Betrachtung über den Niedergang des Bauernstandes trifft so ganz mit meiner innersten Anschauung zusammen, dass ich Sie inständigst bitten möchte: Lassen Sie es nicht dabei bewenden, dass diese Ihre Worte gedruckt sind, sondern entschließen Sie sich — um der Sache willen — sie dem deutschen Kaiser mit einem Handschreiben und der Bitte um Beherzigung einzusenden! Ich möchte mich hier nicht auf irgend welche Betrachtungen über unsere augenblicklichen deutschen Zustände und die Maßnahmen, die von höchster Stelle ergriffen werden, einlassen — ich ahne, dass wir übereinstimmen würden. Eines aber will ich aussprechen, dass ich trotz allem der Überzeugung bin, es könne ein rechtes Wort zur rechten Stunde, unmittelbar an den Kaiser gerichtet, von außerordentlicher Wirkung sein, zumal wenn es nicht von einer Seite kommt, bei der irgend ein innerpolitisches Parteimotiv gewittert werden kann. So steht Ihnen in Ihrer Ausländerschaft eine ganz besonders bedeutungsvolle Macht zur Seite, und da Sie für alles, was Deutschland ist, das volle warme Herz haben, so mögen Sie es für eine Pflicht empfinden, zu versuchen, wie viel Sie durch Ihr Wort in unserer unseligen Zeit noch zu retten und zu leisten imstande sein möchten.

Wie froh wollte ich sein, wenn ich nicht vergeblich mit meiner Bitte zu Ihnen geredet hätte! Unter allen Umständen darf ich hoffen, in meinem Eindringen auf Ihr persönliches Thun, während ich so gar keine Anwartschaft in äußeren Beziehungen dafür habe, nicht missverstanden zu werden.

In größter Hochachtung Ihr ergebener
Ernst Rudorff.

Professor an der kgl. Hochschule für Musik.

Urban Offenluger.

Eine Erinnerung von P. A. Hofegger.

Auch er soll sein kleines Denkmal haben in einer lauschigen Ecke des „Heimgarten“.

Hatten wir doch einst in der Jugend gemeinsam unseren Heimgarten gehabt, der zwar nicht von Papier gewesen war, sondern von Berg und Thal, von Wald und Wiesen, mit Quellen und Bächen und selbst mit einem „Poetenwinkel“. Zur Zeit, als meine Mutter hausieren gieng von Pfarrhof zu Pfarrhof mit einem kleinen Buben, „der gerne auf geistlich studieren möchte aber kein Geld dazu habe“, saß der Urban schon im Seminar zu Graz. Er hatte es leicht gehabt, ein Oheim, der „geistliche Herr Paul“, hatte ihm den Weg gebnet von ihrem gemeinsamen Geburtshause, dem Schmiedhose in Alpel, bis ins priesterliche Institut. Meine Mutter brachte ihren kleinen Buben nirgends an, mußte ihn also wieder mit nachhause führen und in Gottesnamen abwarten, was aus ihm werden sollte. Denn das hatte ihr der Herr Pfarrer Potassowitsch zu Fischbach gesagt: „Wenn er für etwas beschaffen ist, so wird ihn unser Herrgott auch etwas werden lassen, die Kluppeneggerin soll sich nicht zu arg bekümmern.“

Nun, so ist also gewartet worden auf unseren Herrgott. Mittlerweile war es lustig in jenem großen, wilden, einzig schönen Heimgarten; am lustigsten aber noch, wenn Jacobi kam. Denn zu Jacobi, das ist gegen Ende Juli, haben die „Vacanzen“ an und der Student erschien. Wir waren fast

in gleichem Alter, der Urban Offenluger und ich, er war damals noch um einen halben Kopf kleiner, und doch schaute ich mit Ehrerbietung zu ihm empor, denn der ihm fehlende halbe Kopf sollte ja durch ein schwarzes Barett, wenn nicht gar durch eine Bischofsmütze ersetzt werden.

Lebendig steht er noch in meiner Erinnerung, der wohluntersetzte Junge mit dem stets kurzgeschnittenen blonden Haare, mit dem runden Gesichte, den offen lugenden grauen Augen, mit den Narben an der Unterlippe, welche letztere ihm in früher Jugend von einem bissigen Pferde losgerissen und hernach vom Arzte wieder angenäht worden war. Wenn er sprach oder lachte oder bergwärts stieg, so hörte man ihn laut und pfeifend athmen, denn er hatte, wie die Leute sagen, einen „Stedtkropf“; doch schien er sich sonst um diesen lästigen Gefellen nicht viel zu kümmern. Der Urban war stets gemüthlich, heiter und freundlich mit jedem, auch dem Geringsten, der an den von manchem mit heiliger Scheu verehrten Studenten zögernd herankam.

Zu den Vacanzen pflegte er in seinem Koffer allerhand Bücher mit nachhause zu bringen, Lehrbücher, deutsche Classiker, sogar Volksbücher über den Kaiser Josef, über König Friedrich den Großen, über Franklin und dergleichen. In richtiger Würdigung der Vacanzen kletterte der Urban auf Wildkirschkäulen um, sieng aus dem Fresenbacher Forellen oder ergözte sich auf der Kugelbahn, während die Bücher

mir überlassen waren. Unsere Heimathäuser standen nur ein Viertelstündchen weit auseinander, also gieng ich täglich hin und her, die Bücher abzuholen, zurückzustellen und den lieben Studenten anzuschauen.

Unser Verhältnis zu den Büchern war damals noch so harmlos; die Jugend ahnt es ja nicht, daß manchmal auch aus dem Buche ein Menschengeschick emporsteigen kann.

Später, viel später, als es so gekommen war, daß er mir wohlgemeinte Vorwürfe machte über meine Freisinnigkeit, durfte ich ihm, halb im Spasse, halb im Ernste, sagen: „Urban, das hab' ich aus deinen Büchern!“ Denn ich muß in der That gestehen, daß keine Lectüre auf mich so tief und unauflöslich gewirkt, als die Bücher des Seminaristen, welche ich mir in meine junge wissensdurstige, eindrucksfähige Seele hineingelesen. Freilich konnte er nichts dafür, und die Bücher über den großen Kaiser und den großen König, und die von Goethe und Lessing und anderen waren ihm ja eigentlich selber verboten gewesen, er hatte sie nur so unter der Hand bekommen und genommen, in der Absicht, zuhause an Regentagen manchmal darin zu lesen. Und als wirklich einmal ein Regentag war und der Urban wirklich einmal „Nathan den Weisen“ durchsah, fragte er mich besorgt: „Hast du auch dieses Büchel gelesen?“

„Oh, das ist schön!“ war meine Antwort.

Mit seinen treuherzigen Augen sah er mich an und sagte: „Peter, solche Sachen sollst du nicht lesen. Sie könnten dich leicht verderben.“

Wie das gemeint sein mochte, konnte ich mir nicht recht denken, denn die Bücher regten weder zum Ungehorsam, noch zur Unredlichkeit, noch zum Spielen, zum Trinken, zum Müßiggang noch zum Weibergeruhaben an, und etwas anderes konnte ich unter „verdorbenwerden“

damals halt noch nicht verstehen. Es zeigte sich aber in unseren Gesprächen über ideale Dinge, daß wir nicht immer ganz einig waren. Da ward er vorsichtiger in der Auswahl der mir zu borgenden Schriften. Einmal glaubte ich ihm auf eine Hinterhältigkeit gekommen zu sein. Ich hatte in Erfahrung gebracht, daß der Seminarist, welcher mir nicht einmal die christlichen deutschen Dichter gestatten wollte, für sich lauter heidnische Sachen lese, von Göttern und Göttinnen, deren Aufführung nicht ganz musterhaft war. Und um uns das zu verheimlichen, waren die Bücher theils in lateinischer, theils in griechischer Sprache geschrieben, was ich denn doch schon für die größte Unredlichkeit hielt, umsomehr, als wir anderen ja des guten Glaubens sein mußten, in der Kirchensprache wären lauter heilige Sachen enthalten. Ich sagte es ihm, und daß er darob herzlich lachte, versteht sich.

So gieng es Sommer für Sommer, wir waren viel beisammen; bei seinen Eltern, den Schmiedhoferleuten, die meine Firmpathen gewesen, war ich aufgenommen wie ein Kind vom Hause. Sein Vater, ein thatkräftiger, rechtlicher und kluger Mann, der es mit manchem Advocaten, ja selbst mit dem alten Moriz von Kaisersfeld eines Waldprocesses wegen siegreich ausgefochten; seine Mutter, eine anmuthige, arbeitsame, fromme und gütige Bauersfrau, deren Haus niemand verließ, ohne mit irgend etwas, wenigstens mit einem Stücke weißen Brotes beschenkt worden zu sein, — dieses Paar, es lebt heute noch, wenn auch nicht mehr in dem mittlerweile verödeten Alpel, dieses Paar steht unter den verehrungswürdigen Gestalten meiner Jugend.

Die Schmiedhoferleute wurden auch schon geachtet ihres Sohnes wegen, der einst am Altare stehen und der Gemeinde zur hohen Ehre gereichen werde. Die Schmiedhoferin

war auf solche Anspielungen stets voller Demuth: „Der liebe Gott geb's, daß er's so weit kunnt bringen!“ — Und als der Urban im Herbst 1866 zu Krieglach seine Ehrenmesse hielt, da hat wohl niemand der Mutter Glück in seiner ganzen Größe wahrgenommen, denn sie verhüllte es in Demuth.

Bei mir hat nach langem Warten unser Herrgott denn richtig auch ein wenig nachgeholfen. Aber es war etwas spät und ich hatte keine Zeit mehr für Latein, Griechisch, Dogmatik u. s. w. — rasch mußte ich das Nothwendigste zusammenpacken, was sich in Graz an Geistes Schäzen für den zweiundzwanzigjährigen Bauernburschen eben nur so darbot. Ein etwas mir entsprechendes und gründlicheres Studium konnte ich mir erst später gönnen. Mein Urban war zur Zeit im Priesterhause. Da habe ich ihn oft besucht und er vermittelte mir die Bekanntschaft mit manchem Theologen, die mir noch heute wert ist. Wenn wir des Sonntags nachmittag im Refectorium bei dem Glase Bier saßen, da gab es munteres Für und Wider und die jungen geistlichen Herren mochten stußen über die Dreistigkeit, mit welcher der einfältige Mensch, der erst aus dem Gebirge gekommen, die Welt anfaßte. Manchmal schien es, als wisse er trotzdem von der Welt mehr, als sie bei ihren Studien in klösterlicher Abgeschlossenheit je ahnen konnten. Einmal begleitete mich Freund Urban hinaus durch das Burgthor und als wir uns in der Kastanienallee verabschiedeten, sagte er: „Sei nicht zu vertrauensselig! Die Weltleute sind inwendig nicht so echt, wie sie auswendig aussehen. Auch thust du mir zu vielerlei lesen. Peter, laß dich nicht verführen!“

Da schien doch wieder der Theologe mehr Erfahrung zu haben, als der Weltcandidat aus dem Walde.

Nach seiner Primiz wurde er aufs Land versetzt, wir sahen uns jahrelang nicht und in uns, oder vielmehr in der Zeit giengen mittlerweile Veränderungen vor. Es kam der Culturkampf, das widerliche Gezänke, der geifernde Haß zwischen „clerical“ und „liberal“. „Liberal“ wurde Mode, jeder Ladenschwengel, jeder Schusterbub glaubte gebildet zu sein, wenn er die Worte „liberal“, „Pfaffen“ und dergleichen recht oft und laut hinschrie. Der Riß gieng tief, gieng mitten durch Gemeinden, mitten durch Familien. Es war eine Revolution, während die Führer und Gesetzgeber doch nichts anderes anstrebten, als eine friedliche Reform des Verhältnisses zwischen Staat und Kirche. Die Erscheinungen jener Tage veranlaßten, ja verpflichteten, über Dinge nachzulesen, nachzudenken, Zustände zu beobachten, zu prüfen, an denen man sonst acht- und interesselos vorüberzugehen pflegt. Ich fand, daß durch den fast plötzlichen Überschwang die Religion wirklich in Gefahr gekommen war, aber nicht so sehr durch die Liberalen, sondern fast mehr durch die Clericalen selbst, die sich nun ganz extrem geberdeten, sich orthodoxer, ultramontaner und vaterlandsgegnereischer stellten, als sie es im Grunde waren; die durch demonstratives Hervortreten des Gegensatzes, durch neuerliche Aufwärmung mittelalterlicher Anschauungen, durch trotziges Festhalten an bedeutungslosen oder abergläubischen Förmlichkeiten der Welt zu imponieren glaubten. Ich hätte gemeint, durch ein loyales Nachgeben in Unþerlichkeiten, wie es wohl auch die christliche Klugheit geboten hätte, durch eine Verinnerlichung der Religion, durch ein kleines Sichbescheiden, wäre es nicht schwer gewesen, die Herrschaft über die Seelen zu bewahren oder wieder zu gewinnen. Sie verzichteten darauf, und ihre Devise war: orthodox katholisch oder Apostat! Mich hatte derlei damals

nicht wenig aufgeregt, und zwar umso mehr, als es sich in mir herausstellte, daß ich mit meiner aus dem Vaterhause mitgebrachten, durch Studien und Erfahrung gestärkten Weltanschauung näher den Liberalen, als den Clericalen stand. Mich verdross daß, denn unter dem Schilde des Liberalismus fanden sich Elemente, die mir nicht behagten.

Meinen Unmuth über die starre extreme Orthodoxie, die es einem Denkenden unmöglich machte im Lager der Kirche zu stehen, ließ ich gelegentlich freien Lauf, erinnerte durch Wort und Schrift die Clericalen, daß der christliche Geist noch wichtiger sei, als die kirchlichen Formen, und daß nach ihrem Vorgehen der naive Gläubige leicht glauben könne, durch die bloße Erfüllung der Form schon ein guter Christ zu sein. Und wenn der Clericale sich manchmal einen blendenden Heiligenschein um das Haupt that, erinnerte ich unmaßgeblich daran, daß auch unter der Soutane Menschenfleisch verborgen sei.

So stand es, als ich nach jahrelanger Trennung eines Tages meinen lieben Urban wiedersah. In einem Gasthause zu Krieglach war es, wo wir uns trafen, um endlich wieder einmal ein paar Stunden beisammen sein zu können. Dieselben paar Stunden sind aber sehr unerquicklich geworden. Wir kamen natürlich bald auf die Cultur-bewegung, auf die Neuschule zu sprechen. Urban wurde lebhaft, plötzlich aber schlug er seinen sanften, herzlichen Ton an und sprach: „Peter, was du da oft schreibst, das kann ich wohl nicht gutheißen, das ist weit gefehlt. Schau, das arme Volk hat ohnehin nichts als seinen Glauben, und du willst ihm auch diesen noch nehmen! Deine Bücher sind geschmackig geschrieben, um so schlimmer, sie dringen wie ein süßes Gift ins Volk. Freund, es thut mir leid, aber ich muß gegen dich auftreten, es ist unsere Seelsorgerpflicht, das Volk zu warnen vor einem Schriftsteller, der

die katholische Kirche und das Christenthum angreift.“

„Wieso nehme ich dem Volke seinen Glauben?“ war meine fast leidenschaftliche Entgegnung, „wo greife ich die katholische Kirche und das Christenthum an? Nenne mir die Schrift!“

„Ja“, lachte er, „gelesen habe ich deine Bücher nicht, ich weiß nur, was das „Volksblatt“ darüber geschrieben hat.“

Nun mußte ich lachen. Also in einer Zeitung hatte er es gelesen! Nun, dann muß es freilich wahr sein.

„Ich bin überzeugt, alter Freund und Landsmann“, fuhr der geistliche Herr Urban fort, „du meinst es nicht so schlecht, du bist verführt worden und schreibst solche Sachen, weil es Geld trägt.“

„Jetzt ist's genug!“ rief ich vom Tische aufspringend. „Wir haben nichts mehr mit einander zu thun!“

Also habe ich den mit ins Gesicht geschleuderten Handschuh angenommen. Ohne noch ein Wort zu verlieren, gieng ich davon. In mir wüthete ein heftiger Born, der allmählich in eine tiefe Betrübniß übergieng. Ich hatte einen lieben Freund verloren. Und dieser herzlich gute Mensch war ein blinder Fanatiker geworden, welcher alsbald geneigt ist, der Überzeugung anderer niedrige Beweggründe anzudichten.

Der Urban soll über meine Enttäuschung gar überrascht gewesen sein und nicht recht begriffen haben, wodurch er mich so tief gekränkt hätte. Aber ein Schreiben, das er in den nächsten Tagen von mir erhielt, wird ihn darüber aufgeklärt haben, welche Art von Beleidigung er mir in das Gesicht schleudert.

Bald zeigte es sich, daß mein Urban überhaupt ein tapferer Soldat der streitenden Kirche geworden war. Glühende Kanzel- und Vereinsreden hielt er gegen den Liberalismus, gegen die

Neuschule, gegen die Volksbildungsvereine, gegen aufklärende Schriften. Weniger um die Religion, als um die Partei gieng es her.

Und nur zu bald hatte es diese sonst so redliche Bauernnatur dem Parteileben abgelauſcht, daß in demselben der Zweck das Mittel heilige. Aber doch wieder nicht der Diplomat sprach aus ihm, sondern oft die Leidenschaft und immer die Parole der Kirche, die unter allen Umständen seine Überzeugung war.

Mit that es weh zu sehen, wie sein wohlgemeinter Feuertreuer nicht immer glückliche Folgen zeitigte. Selbst ein großer Theil der Bevölkerung seiner Heimatsgegend wollte nichts von ihm wissen, zählte ihn zu den „Heißspornen“ und „Hekern“ und ich fand mit meiner Mahnung, daß seine Überzeugung, sein guter Wille, das Richtige zu thun, stets achtenswert bleibe, nicht immer Gehör. — Als er bei einer Volksversammlung in Würzzuschlag einen liberalen Redner unterbrach und mit durchdringender Stimme demselben scharf entgegenredete, ward er in den vorüberfließenden Bach geworfen. Mit einiger Mühe rettete er sich, um dann vom Kampfplatze abzutreten. Das Beifallsgejohle über diese Heldenthat gieng durch das ganze Thal. Nur der Besonnene schüttelte das Haupt. Es zeigt nicht von großem Takte, wenn einer bei öffentlicher Versammlung willkürlich den Redner unterbricht, aber auch nicht von großem Muth, wenn zehn ausgelassene Gefellen mit Stöcken einen Wehrlosen ins Wasser jagen. — In seinem Stande stieg der Urban jetzt noch an Ansehen.

In geselligen, selbst höheren Kreisen wußte der ehemalige Bauernjunge sich angenehm frei und sehr artig zu bewegen. Befangen und gedrückt fühlte er sich nur in der Nähe eines seiner hohen Vorgesezten, denen er in so unumschränkter Ehrerbietung ergeben war, daß in ihrer Nähe alles

Anderer an Interesse für ihn verlor. Ich schloß daraus auf die strenge Disciplin, die den ganzen Organismus der Kirche beherrscht und die das Geheimnis dieser Weltmacht ist. Unbedingter Gehorsam! Ich vermuthe, daß auch Urban Offenluger, der seinen eigenen Kopf sonst wiederholt bekundet, in manchem seine ganz persönliche Meinung und Neigung gehabt hat, die sich mit der seines Systems durchaus nicht immer deckte. Erfahren hat das niemand. Was die Kirche vorschrieb, einzig nur das und nichts als das hatte für ihn Geltung. Von Conflicten, die sich in einer solchen Seele manchmal abspielen mögen, nimmt die Welt wenig Notiz.

Mich suchte der Urban seit jenem Abende nicht mehr auf und ich ihn nicht. Aber ich hatte ihn noch immer lieb, schon seines treuen Festhaltens an dem Bauernstande wegen. Er kannte des Bauers Anliegen und Nöthen und war unablässig bemüht, zum Wohle dieses so arm gewordenen Standes zu wirken. Aber er war subjectiv, er stand mitten unter den Bauern, nicht über ihnen. Er hatte den klaren Hausverstand des Bauers, in Zeiten ruhiger Erwägung ein unbeugsames Gerechtigkeitsgefühl, und war ein Vorbild der Schlichtheit und persönlichen Zufriedenheit. Das ist ja genug für den Wirkungskreis eines Landgeistlichen, jedoch zu wenig für einen Volksmann, der im großen Stile wirken will; ein solcher braucht Weltkenntnis, politischen Geist, Verständnis und Interesse für die socialen Vorgänge in anderen Gesellschaftsclassen und Ländern, denn es ist nöthig, mit diesen Factoren zu rechnen, soll für einen bestimmten Stand etwas durchgesetzt werden.

Auch die Bauern machen einen Unterschied zwischen Priester und Priester. Den, der die Gebote predigt, ohne sie selbst zu halten, achten sie nicht. An Urban aber erkannten sie einen echt religiösen Charakter und

ihren redlichen Freund. Später, als er schon Pfarrer zu Pernegg war, wählten ihn die Landgemeinden des Brucker Wahlbezirkes zum Landtagsabgeordneten. Ich empfand einen rechten Stolz darüber, einen aus dem armen Alpen als Gesetzgeber des Landes zu wissen, doch infolge seines Herantretens an mich hielt ich nicht zurück mit meinen Bedenken. Ob das rein weltliche Wirken im Landtage nicht die Stimmung für sein geistliches verderben werde? — Er verstand mich, verzieh mir's aber. Zwischen uns war die alte Herzlichkeit ja wieder hergestellt, obwohl wir es möglichst vermieden, über kirchliche und religiöse Gegenstände mit einander zu plaudern. Wozu auch, er wie ich fühlten, daß wir uns in der Theorie nie würden einigen können, im Herzen aber einig waren. Noch einmal sollte Gelegenheit sein, das Gefühl gegenseitiger treuer Freundschaft so recht zu empfinden.

Im Sommer des Jahres 1890 wollte ich eines Tages mit meinen zwei größeren Kindern eine Partie auf den Hochlantsch machen. Unterwegs überraschte uns jenes schlimme Gewitter, welches die Landesausstellung in Graz so arg mitgenommen hatte. Wir mußten in der Bärenschütz umkehren, um anstatt hoch oben im Alpenhause, draußen in Pernegg zu nächtigen. Als der Pfarrer Urban hörte, wir seien im Wirtshause eingelehrt, kam er eilends von seinem Berge herab und lud uns so treuherzig ein, bei ihm im Pfarrhose zu übernachten, daß ich annahm. Nachdem wir in Gesellschaft einen sehr heiteren Abend miteinander zugebracht — wobei ich den Freund wieder in seiner ganzen liebenswürdigen Gemüthlichkeit sah, — führte er uns in die gute Stube seines Hauses, wo die Haushälterin, seine Schwester, schon in mütterlichster Weise für uns gesorgt hatte. Es war sehr heimlich in diesem Hause, so recht eine Stätte

des freundlichen Friedens. Und als am nächsten Morgen hinter den blauen Wänden des Hochlantsch die Sonne aufstieg und niederschien in das schöne grüne reichbewaldete Thal, auf das stille Dorf am Fuße des Kirchberges, und zu den hellen Fenstern herein in das trautsame Zimmer, da dachte ich, daß ein Mensch, der, von irdischen Sorgen frei, ganz dem Guten und Schönen hier leben darf, wohl glücklich zu preisen ist. — Für uns war im Speisezimmerchen der dampfende Kaffee schon bereit und der Pfarrer ließ sagen, wir sollten nur zulangen und auf ihn nicht warten. Wir aber giengen in die Kirche, um seiner Messe beizuwohnen, nach derselben setzten wir uns gemeinsam mit ihm und seinem jungen Caplane zum Frühstück.

Dernach ließ ich die Kinder ihren neuen Beziehungen nachgehen, die sie bereits mit jungen Ortsbewohnern angeknüpft hatten. Der Pfarrer Urban und ich schritten hinaus in den Obstgarten, entlang des Raines, setzten uns auf eine Bank, die unter der Eiche stand und von der aus ein so schöner Fernblick ist über Berg und Thal. Und hier begannen wir ein langes, inniges Gespräch.

Es zeigte sich bald, daß seit jenem Zusammenpralle im Wirtshause eine lange Zeit verfloßen war, daß mittlerweile das Leben, die Schicksale, die Erkenntnis uns einander nähergebracht hatten. Er mochte im Laufe der Zeit Gelegenheit gehabt haben, meine Schriften zu prüfen und hatte gefunden, daß man Gott danken könne, wenn es keine schlimmeren Irrlehrer gebe, als seinen Landsmann aus Alpen. Das sprach er diesmal unumwunden aus. Daß es mir mit der guten Sache Ernst wäre, sei ja kein Zweifel, und so entschuldige er auch den gegen mich gerichteten groben, bisweilen sogar in persönlichen Hohn verfallenden Ton mancher cleri-

calen Blätter nicht. — Zur selben Stunde, da wir auch über Volk und Jugenderziehung sprachen, theilte ich ihm mein Bedenken mit darüber, daß in der Schule im Verhältnisse zum Katechismuslernen nach meiner Ansicht etwas wenig Bibelunterricht vorkomme; die unmittelbare Lehre Christi, wie sie im Evangelium so überaus volksthümlich einfach und eindringlich enthalten sei, hielt ich auf das Kindesgemüth für wirksamer, als immer nur die Form des Katechismus. Der Pfarrer pflichtete mir im ganzen bei. Als ich später über diesen Gegenstand meine „Bitte an den Clerus“ veröffentlichte, war er aber doch unzufrieden mit mir und meinte, es sei ein großer Unterschied, ob man etwas mündlich unter vier Augen sage, oder öffentlich und so rücksichtslos, wie ich es gethan. Ob sich denn keine mildere Form hätte finden lassen? — Ja, Freund, in milderer Form hatte ich früher die Sache oft genug berührt, man hat sie unbeachtet gelassen, ich wollte aber einmal gehört und verstanden werden, und so bin ich laut und deutlich geworden.

An jenem Vormittage, da wir nebeneinander unter der Esche saßen und der Urban mir aus seinem Seelsorgerleben erzählte, habe ich seine wahre und tiefe Religiosität (ich meine nicht die streitende, sondern die duldbende) näher kennengelernt.

Was er aber verschwieg, das berührte ich: seine Opferfreudigkeit. Ich hatte es von anderen gehört, er gieng mit größter Bereitwilligkeit bei Nacht und Sturm in die entferntesten Gräben, stieg unter Schnee und Eis hinauf in die Alpenhütten, um Kranke zu trösten, Sterbende zu versehen. Er nahm sich der Armen an und war unausgesetzt bemüht für das Wohl seines Sprengels. Eben nur in der Partei-Agitation that er manchmal zu viel und machte sich Personen zu Gegnern, die ihm ob seiner persönlichen Liebenswürdigkeit gerne Freund

gewesen wären. All das berührten wir bei unserem Geplauder. Einmal ward ich ein wenig boshaft und warf die Frage auf, was er zur freien Liebe im Bauernstande und zu den vielen unehelichen Kindern sage? Natürlich mußte er derlei streng verurtheilen. Und gleich darauf meine Frage, wieso er dann die Absicht habe, im Landtage auf die Beschränkung des Eheconsenses hinzuwirken? Die freie Liebe verboten, die Ehe verboten, und für den Eölibat seien die wenigsten Leute eingerichtet. Er antwortete, die leichte Gelegenheit zu heiraten schütze durchaus nicht vor anderen Fehlritten, hätte aber ein Proletariat zur Folge, mit dem sich schließlich keine Gemeinde zu helfen wisse. Ich konnte ihm nicht Unrecht geben, sondern erkundigte mich nur, wie es in Zukunft die Dorfgeschichten-Schreiber zu halten hätten, wenn ein armes Liebespaar vorhanden wäre? Ließen sie es heiraten, so sei das ungeschicklich und unwahr, weil in Wirklichkeit die Gemeinden ja dazu die Erlaubnis verweigern; ließen sie es so nebeneinander herlaufen, so sei das unsittlich; und jagten sie es zum Schlusse auseinander, dann finde der Leser solches herzlos und unmenschlich. — Darum sei es am besten, meinte der Urban, gar keine Dorfgeschichten anzufangen, hingegen aber fleißig zu beten, daß der Herr nicht in Versuchung führe.

Als wir so allerlei in ernster und auch in heiterer Weise besprochen hatten, wurde der Herr Pfarrer allmählich ein wenig kleinlaut und gestand, er habe ein Anliegen. Er wolle uns zum Mittagessen einladen, aber ich würde die Einladung wahrscheinlich verschmähen und im Wirtshause speisen, wo man Braten bekäme, während er uns am Freitage nur Milchsuppe, Kraut und Bohnen vorsetzen könne. „Wenn ich bei dir Kraut und Bohnen kriege, so gehe ich nicht ins Wirtshaus“, darauf meine Ant-

wort, „ich bin von diesen Gottesgaben ein so großer Freund, daß ihretwegen auch in meinem Hause am Freitage Fasttag eingesezt ist.“

Wir blieben also bei Tische. Vor demselben betete der Pfarrer laut das Vaterunser und wünschte knapp darauf guten Appetit. Es kam die würzige Milchsuppe mit Brotschnitten, es kamen Kraut und Knödel, es kamen Bohnen und Eierspeise, es kam ein ausgezeichnete Apfelstrudel. Dazu tranken wir steirischen Wein und nachher eine staubige Flasche Bößlauer. Endlich kam schwarzer Kaffee und Cigarren. Mein Vebtag habe ich nicht köstlicher gespeist als an diesem Fasttage, also daß ich den lieben Gastherrs an das Sprichwort erinnerte, in Pfarrhöfen und Klöstern müsse man sich an Fasttagen zu Tische laden lassen.

„Du hast immer ein loses Maul, auch wenn man dir den Mund stopft!“ lachte er und reichte mir die Hand zum Zeichen, daß seine Bemerkung nicht so ernst gemeint sei. Das Herzigste an meinem Urban aber war bei dieser Mahlzeit seine Fürsorge für meine Kinder, daß sie ja nur recht satt würden und munter blieben. Die besten Stücke legte er ihnen vor, aus dem Strudel stach er die Rosinen und that sie auf ihre Teller; den Wein richtete er ihnen mit Zucker und Wasser her und dabei that er allershand lustige Bemerkungen, daß es hell zum Lachen war. Ich ließ ihn gewähren, saß er doch morgen an diesem Tische wieder allein mit seinem tränklichen schweigsamen Gehilfen.

Im nächsten Winter, als der Pfarrer auf dem Landtage in Graz war, hatte ich Gelegenheit, seine mit unvergessliche Gastfreundschaft, wenn auch nur theilweise, wettzumachen. Meine Frau, die ihn bisher nicht persönlich gekannt, war ganz entzückt über das harmlos heitere Wesen und tactvoll seine Benehmen dieses Landpfarrers, vom dem sie sonst so manches Kampfmuthige gehört hatte.

Da mir immer um die Zukunft meiner Kinder bange ist, unser verehrter Gast aber in seiner körperlichen Frische und geistigen Verfassung so beneidenswert glücklich aussah, fragte ich bei Tische meine Jungen, ob sie denn nicht auch geistlich werden wollten?

„Nein! Nein!“ gab jeder mit erschreckender Entschiedenheit zur Antwort.

„Recht habt ihr!“ lachte der Herr Pfarrer.

„Im Ernste, lieber Freund“, sagte ich hierauf, „meine Neigung für diesen Stand ist nicht umzubringen und ich bedauere immer, daß mir einst die Wege dazu nicht offen standen.“

„Du bist undankbar“, sagte er, auf den Kreis meiner Familie blickend.

„Es ist wahr“, entgegnete ich und sezte im halben Ernste bei: „Wenn ihr mir nur gestatten wölltet, das priesterliche Amt, welches beziehungsweise auch im Dichterberufe liegt, manchmal ein wenig ausüben zu dürfen, dann hätte ich ja alles beisammen und wäre zufrieden. Möchtest du mir nicht die Ehre erweisen, Pfarrer, heute abends meiner Predigt beizuwohnen?“

Er sagte lächelnd zu, denn er wußte schon, was ich meinte.

Am Abende saßen wir nebeneinander in einer Loge des Landestheaters und wohnten meinem Volksschauspiele „Am Tage des Gerichts“ bei. Als im zweiten Acte das Gefängnis mit den drei Schelmen und ihrer Spigbubenmoral kam, schüttelte mein Urban ein wenig den Kopf und sagte: „Ja, ja, so predigen die Dichter.“ Während des dritten Actes wurde er schon etwas aufmerksamer, war er doch in seinem Leben so selten im Theater und mußte erst hören lernen. Im vierten Acte war er ganz bei der Sache und als Martha aus Christenliebe dem noch leugnenden Mörder ihres Mannes verzeiht, und der Mörder von solcher Hochherzigkeit überwunden seine That bekennt mit dem Ausrufe: „Dem Hasse

bin ich gestanden, die Liebe wirft mich nieder!“ tastete der Pfarrer nach meiner Hand und flüsterte: „So ist's schon recht!“ Sein Gesicht war geröthet, sein Auge schien ein wenig feucht

Also war mein Urban zur Stunde, da ich ihn das letztemal in diesem Leben gesehen habe. Er lehrte wieder heim in sein stilles Pfarrdorf.

In den Frühjahrsstagen, bei Ausübung seines Berufes an einer Nachbarkirche, erkältete er sich — nach ein paar Tagen furchtbaren Leidens, am 28. April 1891, starb er den Erstreckungstod.

Nicht einsam, verlassen zu sterben! Diese Gnade hatte er sich erbeten. Seine alte Mutter machte zur Zeit von ihrem Bauerngute bei Kriegslach aus eine Wallfahrt nach Maria-Rehtholzel. In dieser Kirche fiel es ihr ein, sie könne ja bei solcher Gelegenheit ihren Sohn besuchen in seinem kaum ein paar Wegstunden entfernten Pernegg. Als sie hinkam in freudiger Erwartung, ihren Stolz und ihr Glück

nach Langem wieder einmal zu sehen, fand sie ihn im Sterben. So verschied er in den Armen der Mutter.

Am 30. April, einem sonnigen Frühlingstage, haben wir ihn bestattet. Viele weinten laut am Grabe. Seine Mutter kniete vor dem Christuskreuz und betete. Weinen sah ich sie nicht, aber ihr Gebet schien so innig, so zuversichtlich zu sein, daß ich mir dachte: Ja, Urban, diese Frömmigkeit ist die der Besten unseres Landvolkes, diese hast du gemeint.

Au das schlichte Bauernthum glaubte er. Hätte er auch an andere Gesellschaftsschichten, Kreise und Personen geglaubt, denen er manchmal schroff gegenübergestanden und in denen er seine grimmigsten Feinde zu sehen gemeint, es wäre ihm manche Kränkung erspart geblieben. Seine politischen Gegner theiligten sich zahlreich an dem feierlichen Leichenbegängnisse; einer derselben legte auf das Grab einen Kranz, ehrend den berufseifrigen Priester, liebend den herzensguten Menschen, betauernd seinen frühen Tod.

Fortschritt.

Mur weiter geht euer tolles Treiben,
 Von „Vorwärts! Vorwärts!“ erschallt das Land.
 Ich möchte, wär's möglich, stehen bleiben,
 Wo Schiller und Goethe stand.

Grillparzer.

's Gwasser und die Leut.

Von G. Wolf.

Im Süden des Tirolerlandes, wo sich die Weinberge, die Felder und Wiesen weit hinaufziehen in die Berge, so dass sie oft schon dicht umsäumt sind von den Tannen und Fichtenwäldungen, da bauen die Bauern Leitungen für das Regenwasser oft stundenweit aus Schluchten, durch Wälder, Gerölle und über tiefe Abgründe, um die Felder im zumeist trockenen Sommer bewässern zu können.

Zur Bewachung dieser Leitungen ist von den Interessenten gemeinschaftlich ein Aufseher bestellt, der die Bezeichnung „Waalhirt“ führt und zumeist ein kleines einsames Häuschen, mitten auf seiner Strecke gelegen, bewohnt. Diese Leute führen ein förmliches Einsiedlerleben. Wochenlang sehen sie keinen Menschen, denn die Kirche besuchen sie nur an hohen Feiertagen; sie müssen ihre ganze Aufmerksamkeit der Wasserleitung zuwenden, denn ein Schaden ist im Entstehen leicht auszubessern, tiefer eingerissen verlangt er aber oft wochenlange, angestrengte Arbeit, ganz abgesehen davon, dass dann auch viele Höfe ohne Wasser sind. Auf gewisse Entfernungen haben die Waalhirten ein kleines Rad angebracht, das einen hölzernen Hammer in Bewegung setzt, welcher auf eine Schelle klopft und so anzeigt, dass die Leitung noch richtig functioniert.

Einen solchen Waalhirten habe ich als guten Freund zu verzeichnen und manchen warmen Sommernachmittag

flüchtete ich mich zu ihm, um, vor seinem Häuschen sitzend, mich der erfrischenden Waldeskühlung zu erfreuen und seinen Reden zu lauschen.

„In der Stadt und halt a sonst in andere Ortschaften, soll's gestudierte Leut geben, die thun nix als nachdenken und simulieren. Die haben manches schon ausgekopft, wie 's ist und gewesen ist und sein wird.“

„Halt so herenten auf der Welt und drenten in der andern Welt und wie 's Gold wachsen thut und halt 's Silber in die Berg drinnen.“

„Und auskopfen thun sie, warum die Kreuzspinn a aufstehet's Neg macht und die Mauer-spinn a hängsfadets.“

„Warum 's Murmentl (Murmeltier) in Winter schlafet wird und zwegen was 's Pulver in stärksten Fels auseinander reißt.“

„Söttene Sachn gstudierens und kopfens aus.“

„Und wenn i auf die Gstudi kommen wär, so einer wär i a geworden, ja grad so ein Simuliereter.“

So plauderte mein alter Freund. Seine Phantasie war eine ungemein lebhaft und am schönsten waren seine Vergleiche der Menschen mit dem Wasser.

„Wie 's Wasser, so sein die Leut. Schau so ein kleins Bergwasserl an. Wie a Silberfaderl fangt's an ganz zuhinterst in die Schroffen. Fein klug und staat rinnt's von ein Absatz zum andern und dann halt wieder eben aus.“

„Jetzt kummt a Wetter. 's tropft erst,

mit lang, so ist 's Gwasser schon triab und aufschwellen thut's und rauschen thut's und an Lärm macht's, wie a gachzorniger Mensch."

"Ja grad so. 's gibt Leut, staat fein's und fein und wenn aber a Wölkerl kummt im Leben, runzlen's die Stirn und wird aus'n Wölkerl a Wolken, mei alleweil kann nit Sonnenschein sein, Kreuz Teufel, da wüthens und schreiens und arbeitens, ja grad so wie a Bergbach, aber grad a so." —

"Da ist a anders Gwasser. An breiten Kunst hat's, dass die Leut, die 's nit kennen thun, fragen und sagen: zu was denn so einen Kunst? Die 's Gwasser kennen, wissen schon warum, accurat wissen sie 's."

"Der eine Mensch baut sein Mühl, oder sein Brettersag an das Gwasser, der andere weicht'n aus und baut sein mitten in eine Wiese sein Haus und Hof."

"Kamod ist's, sagt die Bäuerin, das Wasser bleicht's Tuch schon recht schön und weiß. Und kamod sagt der Müller und der Sagschneider und der Bauer, der seine Felder wassert aus dem Bacherl."

Auf'n Abend essen sie ihre Gerst und beten den Rosenkranz und gehn schlafen. In die Kammer auf'n Dachboden, wie sie halt ausgetheilt sein die Leut."

"Auf einmal rauscht das Wasser her, mit ein Schuß. Hinten am Ferner hat sich's versteckt hinter'm Eis, wo's kein Mensch vermeint. Tüdtisch kommt's und nimmt die Felder mit, die Häuser, die Mühlen und Brettersägen."

"Die Bruckn brichts ab, schleiniger, als man's baut hat und die Leut schwemmt's mit, wenn's nit schnell sein zum Fenster aus, oder zur Thür."

"Und so wie den Bach, so findet man Leut a. Zuthätig grüßen thun's und heimli thun's und fein fein thun's — und einem hintertüdtisch eines aufs Gnack geben thun's. Selb sein die

tüdtischen Gwasser und die tüdtischen Leut." —

"Schau a mal das Bacherl an, da drinnen zwischen die zwei Föcher hupfts fürer. Platschert und watschert den ganzen Tag. 's kumt mir für, wie a jung's Diendl, a recht a munters, oder wie a lebfrischer Bua, der sich nit ankennt vor jurlauter Lustigkeit und Gaudi." — "Bist nie drinnen gwest im Wald, wo die drei zwifelten (zweistämmigen) Tannen stehn?"

"Schau a mal hin und betracht das Gwasser. In Tintusee nennen's die Leut."

"Aus schauen thut's so traurig, wie a Mensch, den man sein Liebst's gnummen hat und wenn i a mal recht betrübt wär, so dass einem's Leben nimmer gfreut und 's Sterben für die beste Sach' vorkommt, da hupfet i eini, in d a s Gwasser. Grad da und in kein anders."

"Heißt das, wann i so dumm sein thät in a Wasser zu springen, zwegen einer Sach, wie's einem auf der Welt untrikommen thut."

"Unten im Thal rinnt der Thalbach."

"Große, starke Mauern haben's baut und schöne Bruckn so breit, dass schon zwei woltene Wägn vorbei können aneinander. Und da rauscht's Wasser durch, stat und langsam."

"So ist der stolze Großbauer, wenn er am Sonntag über'n Dorfplatz gehn thut im tüchlenen Rod und auf der linken Seit, wo die große, rothe Briestafche stecken thut, einen Budel, dass man sieht, 's ist a was drinn."

"Hast schon a mal a Krottenwasser gesehn? Schmutzig ist's anzuschauun und grausig. Gelbe Blatern schwimmen drauf umer und wenn man kein Nas' haben thät, schon vom anschauen wisset man, stinken thut's selb Wasser."

"So schauen die Bsuß aus! Leut die vom Vieh lernen solletn, dass man für'n Durst und nit über'n Durst saufen soll. Pfui Teufl, allemal, wenn

i so einen anschauen thu, mit die wasserign Augn, grad so trüb wie a Krotnladn.“ —

„Oft im Wald drein, wenn's die Knotten so übereinander aufbauen thut, macht's so a kleins Thalax, wo's Gwasser zamentragt. Von ein Eck und vom andern rinnt a Bachl nieder und plappert und rauscht. Da kimmts mir vor, als wie wenn d' Weiberleut zammenstehn auf ein Geplausch und auf's Ausgricht voller Nächstnlieb.“

„Wenn i aufsteig zum Grünsee, oben hintern Rothkofel und wenn er so still daliegt und die Sonn scheint so drein und der Himmel spiegelt sich wieder in den hellen Gwasser und weit ringsum hörst nix. Kein Stimm von an Menschen, kein Gräusch und

kein Lärm. U Bögerl vielleicht, das singt, so kimmt's mir vor, wie a großmächtige Kirch voll Leut, die in aller Andacht unserm lieben Herrgott a recht a innige Bitt vorbringen wollen.“ —

Der Waalhirt stand auf, schritt langsam zum Brunnen, der vor seinem Häuschen plätscherte, und trank in langen Zügen.

Dann trocknete er sich den Mund mit dem Rücken der Hand, lächelte und sagte: „Und so, wie der Brunnen, grad so komm i mir vor mit mein narrißchen Gered. Waalhirt — zum lachen — Plauschmirl, a überg'schnapette solln's mi heissn, mit meiner Zammreimeri und dem Simulieren.“

„Pfüat diß Gott, Freunderl.“

Er hat ein schön's Köckerl an —

und ein schön's Knöpfel dran.

Eine Unterhaltung aus dem ländlichen Leben von P. A. Hofegger.

Du schöner, stolzer Bauernknecht! Was bildest du dir ein auf deinen neuen Rodentrod, in dem du am Allerheiligentage das erstemal zur Kirche stapfdest! Ein feiner, dunkelgrauer Rodentrod mit grün ausgebrämten Schößeln und Ärmlingen, grünes Tuch am Tragen, hinter dem das weißgewaschene Hemd — sag', wer wäscht dir denn jetzt so schön? — gar nettlich hervorlugt; ferner mit den Hirschhoruknöpfen, daß man glauben möchte, du sei'st ein Jäger — bist auch einer! — ferner mit grünem Tuch an den Taschendacheln, hinter welchen du ein rosenrothes Sacktuch hast — von wem denn? — und ein Stückchen Bartwischwachs — seit wann denn? — und ein beinernes Zünd-

holzbüchschchen — wozu denn? — und einen zierlichen Meerschäumspiß — wieso denn? Wir rauchen ja sonst Pfeifen. Sonst freilich, aber am Allerheiligentag nicht; wenn wir den neuen Rod tragen — da gib'ts Cigarren.

Rechtschaffen viel hältst du von deinem Rodentrode und ich will dir sagen, es ist doch nur ein Ableger. Ich kenne einen, der hat ihn im vorigen Jahr getragen Feiertags und Werktags hat in Staub und Schlamm, manchmal vielleicht in noch Ärgerem damit herumgeriffelt. Als ihm der Rod endlich zu struppig und lumpig geworden, hat er ihn abgelegt, und nun trägt ihn ein anderer am Allerheiligentag. O du schöner, stolzer Bauernknecht!

Der schwarze Widder ist sonst nicht sehr zuthunlich, er weiß stramm Ordnung zu halten unter seinen Frauen und ist nichts weniger als Weiberknecht. Doch von der Magd Kathl ließ er sich fangen — verstehst du das? Sie nahm ihn kräftiglich an ihre Knie und sprach: „Also Widdl, jetzt probieren wir's miteinander. Du mußt mir deinen Pelz geben.“ Und fieng mit der vorhin tückisch versteckten Scheere auch schon an zu nagen in seiner üppigen Wolle. Der Widdl wußte, es ist der kalte Winter vor der Thüre, er hätte sich wehren können mit seinen Hörnern, glücklich jeder, der Hörner hat — ich meine nicht solche, von denen deine Hirschhornknöpfe stammen. Allein die Kathl hatte ihn ganz in ihrer Gewalt — ist das nicht unbegreiflich? Ja, ja, die Weiber haben schon manchem den letzten Rock ausgezogen! Sie warf ihn zu Boden, er wehrte sich nicht, sie legte ihn auf den Rücken, es war ihm auch recht und nach einer halben Stunde stand der Schelm da, kümmerlich und kahl, und man konnte seine Rippen zählen und er war das Gespötte seiner Weiber, bis es auch diesen ergieng wie ihm.

Am Abend sitzt die Kathl in der Wolle. Mitten in Haufen von Wolle. Muß das nicht hübsch gewesen sein, du mein schöner Bauernknecht?

Am nächsten Tage wird der abgezogene Pelz gewaschen, aber nicht wie gewöhnlich, sondern auch nass gemacht. In einem großen Holzbottich haben schon zur Morgenfrühe die Steine gedonnert und gelöst. Die Steine waren im brennenden Ofen erhitzt, dann mit der Ofengabel rothglühend in das kalte Wasser des Bottichs geworfen worden. Also wird dort, wo man keine Kessel hat, das Wasser kochend gemacht. Hernach die Wolle hinein, tüchtig umgerührt, bis sich aller Schmutz, alles Fett und sonstige Sündhaftigkeit herausgefotten hat. Dann gelodert, in der Sonne getrocknet und nun ist nichts

Widerliches und nichts Widerliches mehr in der Wolle. Ebenfowenig, als heute, am Allerheiligentag, nicht wahr, du schöner Bauernknecht!

Wir bleiben einstweilen aber noch beim vorigen Jahre. Es kommt der Winter. Die Schafe stehen im dunklen Stalle und stellen — wenn sie nicht zu große Schafe sind — Betrachtungen an über die schlechte Einrichtung auf dieser Welt Im Sommer Pelz schleppen und im Winter nackt sein. Aus Kummer darüber beginnen dem Kappen — du weißt ja, was das ist, ein Kapp! — graue Haare zu wachsen, und auch den anderen, falls sie nicht weiß oder schwarz sind; ein optimistisches Muttereschaf erkennt an dem Gedeihen solchen jungen Pelzwertes die waltende Gerechtigkeit.

In der warmgeheizten Stube sitzen alte Weiber und auch junge — du wirst sie leicht unterscheiden — thun plaudern und tratschen und Wolle zupfen. Denn jedes Knäulchen muß gelodert, jedes Strähnen auseinander gelöst werden, das geht heiklich zu — die Wolle gehört ja für den Rock eines schönen Bauernburschen!

Jetzt kommt der alte budlige Ähndel. Er ist schon über achtzig, will aber auch noch etwas bedeuten auf der Welt. Seine Beine sind lahm, seine Hände sind tadernd (zitternd), seine Ohren sind schwach, seine Augen sind blöde, seine Zähne — die par letzten — sind locker und stumpf — er ist, wie er selber sagt, halt schon aufgebraucht. Heute bringt der Alte aber doch etwas mit sich, das mehr und schärfere Zähne hat als alle anderen in der Stube zusammen. Das sind zwei auf Holztafeln gespannte Lederplatten, diese Lederplatten sind voll scharfer Eisendrahthäkchen, alle nach einer Richtung gebogen, so daß sie anzusehen sind, als hätten sie hübsch-geläntes eisernes Haar. Das sind die „Wollkrampeln“. Auf eine dieser Platten, die vorher auf der Bank befestigt, wird Wolle gelegt, mit der anderen

Platte, welche eine Handhabe hat, wird hierauf so lange über die Wolle gefahren, bis diese unter dem zweifachen Zahnwerke geschlacht gekraut ist, so daß sie in dünnen flammigen Tafeln herabgenommen und aufgehoben werden kann. Dieses „Wollkrampeln“ besorgt der alte Mhndel, und er krampelt Tag für Tag, bis endlich der ganze Wollenvorrath in schönen flockigen Tafeln geschichtet ist. Auf den Krampeler kommt es auch an, mein feiner Bauernbursche, ob dein Rock schwarz sein soll, oder braun oder grau, oder gar weiß — die Farbe der Unschuld, was meinst du dazu? An grüne Aufschläge denkst du, und zu Grün, der steirischen Farbe stünde, — sagst du — das Grau am besten. Das freut mich am allermeisten von dir, daß du auf das Steirische so viel Geschätz legst! Gut, so wird der Mhndel weiße und schwarze Wolle derweise auf der Kraue durcheinander mischen, daß es Grau gibt. Gefärbte Wolle haben wir nicht und wollen wir nicht in unserem Gewand, gelt? Die Natur macht's, wir mischen es bloß, wie es uns recht ist — und punktum.

Nun sind wir mit der Wolle so weit, daß das Spinnrad herbei muß. Draußen weht ein schneidiger Wind, von den Bäumen und Dächern fliegt wirbelnd der Schneestaub hin und deckt immer wieder die Pfade zu, die ihr auf eueren Gang in das Holz mühsam ausgetreten habt. In der Stube schnurren die Räder. Hinter jedem Koden sitzt ein Weibsbild und wenn es Abend wird und ihr Burschen ins Haus kommt, hebt der Tag erst recht an. Nur die letzte Woche vor Weihnachten darf des Abends nicht gesponnen werden, weil an diesen Abenden die Mutter Gottes früh zu Bette geht und Ruhe haben will. Auch nach den Weihnachten wird an den Donnerstagsabenden nicht gesponnen; warum, das wisset ihr selber nicht recht, es ist halt so ein alter Brauch. Der alte

Brauch rührt von unseren Voreltern her, den alten Deutschen, Gott habe sie selig! und es handelt sich der Berchta wegen.

Du, natürlich kümmerst dich weniger um die Berchta, als um die Kathl. Die hat am Kodenstab ein Kachel (winziges Töpfchen) hängen, mit Wasser gefüllt, da taucht sie ihre Fingerspitzen ein, damit diese befeuchtet umso besser den Faden können drehen. Mit dem Füglein — Strohpatzchen hat sie an! — tritt sie wacker den Trittling und spinnt und spinnt. Willst du dir nicht einmal so ein Spinnrad genau ansehen, du stolzer Bauernknecht? Den Trittling und den Nebel und das Treibrad und die Lauffchnur und den Abachshragen und die Spindel und die Spule und das Abachel mit dem Fadendöhr und dem Stechhällein — kannst du so was auch machen, stolzer Bauernknecht? — Schau, jetzt fällt es dir dein Lebtag das erstemal ein: das Spinnradel ist merkwürdig. Es müssen schon recht gescheite Leute auf der Welt gewesen sein, bevor wir gekommen sind, wir, die Allergescheitesten! Wir halten das alles für selbstverständlich, was schon da ist, und schauen es nicht weiter an und denken nicht nach darüber, wie viel dazugehört hat, bis so etwas hat ausgedacht und gemacht werden können. Ja, das Spinnradel ist merkwürdig; aber die Kathl ist halt noch merkwürdiger. — Meinst du? — Zu so einem Spinnradel muß halt ein Spinnradelmacher sein, meinst du, aber eine Kathl zu erschaffen, da gehört der Gottvater dazu. — Richtig! O du gescheiter Bauernknecht!

Am Gertrudistag, das ist am siebzehnten März, muß das Spinnen zu Ende sein, „denn an diesem Tage beißt die Maus den Faden ab“. — Wenn du bidenkst, daß den ganzen Winter über die Kathl für dich gearbeitet hat und daß in deinem neuen Rocke nicht ein Faden ist, den ihre Fingerlein nicht haben gedreht, so kannst du kaum dankbar genug sein. Wie wäre es denn

auch möglich, daß ein Lodenrock so warm macht, wenn ihn nicht die Statbl hätte gesponnen!

Denn der Weber, welcher jetzt kommt, der brächte es nicht zustande mit seinem ungefügen Webstuhl, welcher die halbe Stube ausfüllt, und mit seiner zuwideren Värbeißigkeit, welche die Hausmutter nachgerade zur Verzweiflung bringt. Der Ofen ist ihm nicht geheizt genug, die Wolle ist ihm nicht glatt genug gesponnen, die Kost ist ihm nicht fett genug; und ist sie fett, so kann er sie nicht „verkothen“. Scheint die Sonne zum Fenster herein, so muß die Hausmutter ein Tuch darüber hängen, und hängt das Tuch über dem Fenster, so ist es dem Weber zu finster. Wer aber den Weber deswegen der Börsartigkeit beschuldigt, der thut groß Unrecht. Jeder ordentliche Bauernweber hat ein gelbgrünes Gesicht. Seine sitzende vorgebeugte Haltung, der natürliche Ärger, den ihm das tropfiggesponnene Garn oder die fludriggedrehte Wolle, oder das versprengte Schißchen verursacht, jagt ihm eben die Galle in sein armes Blut. Nach wochenlangem Brummen und Knüpfen und Webern — man hört das Getöse in alle Nachbarschaft — ist das Lodengewebe endlich fertig, eine große Rolle, zwanzig Ellen oder mehr, und der Weber macht das erste mal ein lächelndes Gesicht, es ist fast rosig angehaucht, als ob jeglicher Tropfen Galle eilends zurückgelaufen wäre, wohin sie gehört. Der Weber bekommt seinen Weberlohn und darum die Genesung.

Ich habe oben gesagt, das „Lodengewebe“, nicht der Loden. Um Loden zu werden, das heißt, ein tuchartiger Stoff, dazu muß das Weberzeug nun erst in die Walche. Da wird es in großen Trögen gekocht und eingemacht mit mancherlei Zuthat, die ich selber nicht weiß, weil einem die Gewerbsleute nicht alles sagen wollen, aus Furcht, die Dichter könnten eine Lodenwalcherei eröffnen und ihnen das Ge-

schäft verderben. Das Zeug kommt hernach in eine Stampfe, in eine Walze, in eine Filze, in eine Spanne — eine wahre Folterkammer für den armen Weberzeug. Wie aber geht er daraus hervor! Als vollendetes, glattes, gefilztes Tuch, in welchem man keinen Faden und kein Geflechte mehr sieht. Ist der Walcher ein besonders geschickter Mann, so kraut er den Loden an einer Seite noch leicht auf, gibt ihm einen „Strich“, einen Glanz, und jetzt — wo ist der Schneider?

Der Schneider kommt auf die Wochen! Merk' dir's, kluger Bauernknecht, der Schneider kommt allemal „auf die Wochen“. Es sei denn, daß du dich recht tapfer vor ihn hinstellst und sagst: „Meister, wenn du auf morgen nicht zu haben bist, so nehm' ich einen anderen Schneider!“ In diesem Falle kommt er nicht auf die Wochen, sondern „morgen“. Dieses „Morgen“ steht aber im Schneidertalender erst in drei oder vier Tagen, es gehört zu den „beweglichen Festen“.

Der Schneider sagt in seiner großsprecherischen Art: „Ich mache dir den Rock!“ Das ist unrichtig. Wir haben gesehen, wie viele Schaffende beigetragen, um dir den Rock zu machen; am meisten leistete dazu der Widder, der die Wolle gab. Der Schneider thut das wenigste, er schneidet auseinander und näht zusammen. Schütte er ihn nicht auseinander, so könntest du den Loden als ein Tuch um deinen Leib hängen, wie die Apostel, in malerische Falten geworfen, und du hättest einen Rock und einen viel schöneren, als ein Schneider je zusammenschneidert. Wenn der Widder, um sein Erstlingsrecht an dem Rocke des schönen Bauernknechtes zu wahren, mit seinem Widderhorn den Schneider ins Bockshorn jagt, so ist ihm das nicht einmal so arg zu verdenken.

Froh bist du aber doch, wenn endlich das „Schneidermorgen“ gekommen ist und der Geometer mit dem Faden deinen Adam ausmisst nach allen

Richtungen hin. Zuerst mit dem Faden um den Brustkorb — ein stattlicher Korb, allen Respect! — und ein Knoten gemacht. Dann den Faden um Hals und Kröpflein — ein stattliches Kröpflein! — und ein Knoten. Hernach den Faden vom Nacken über den Rücken — ein stattlicher Rücken! — bis hinab über die prächtig gewölbte Rundung — allen Respect! — und ein Knoten. O du schöner, stolzer Bauernknecht!

Jetzt kommst du mit dem grünen Tuch und mit den Hirschhornenen. Den Lodenrock gibt dir kraft alten Brauches der Hausvater, das feine Zugehör aber, wenn du eines haben willst, mußt du dir selber kaufen. Auswendig an der linken Brustseite willst du eine Cigarrentasche haben — ei sapperment! „Und inwendig ein Brustfad für die Briesttasche?“ fragt der Schneider.

„Brauch' ich nicht“, sagst du. — O verdammt!

Endlich sind wir's. Knapp vor dem Allerheiligentage sind wir's geworden. Der Schneider — solche Leute sind immer artig — hat noch gesagt: „So, fertig ist er. Nu schau halt, Michel, daß du ihn gesund zerzeißt!“

Und jetzt in die Kirche. Wo die meisten Leute gehen, denselben Weg schlagen wir ein. Aber die Leute sind so sonderbar, vom Wetter sprechen sie, und ob sie noch anhalten wird, die schöne Zeit! Vom Viehhandel, vom Kornbau und welcher Wirt jetzt den trinkbarsten Wein habe. Nicht dem besten, bloß dem trinkbarsten fragen sie nach, zu so großer Bescheidenheit hat sie der Dorfwirt erzogen. Und was es Neues gebe? — Na, aber der Michel! Der schöne, stolze Bauernknecht! seht ihr ihn nicht? Im neuen Rock! Soll denn just ein neuer Rock nichts Neues sein? — Unmuthig biegen wir seitab einen Fußsteig durch Birkenbestand. Dort geht die Kathl mit dem krausen Paar und milden, runden, frischen Wangenlein und mit dem knospenden Roth-

göschel. Sie hat just kein neues Gewand an, und doch zieht sie den Michel fachte an sich — die Kathl ist nämlich ganz merkwürdig.

„Du bist aber frei nit zum derwischen, Kathl!“ redet er sie an, als er sie eingeholt hat. „Bleib' doch ein bissel stehen, die Kirchen lauft uns nit davon. Kathl, schau' mich einmal an!“

„Du bist mir gar nit seltsam, ich seh' dich eh alle Tag“, antwortet das Dirndl — oh diese Bauernmädeln! Wie sie das Abtrumpfen gut verstehen, eine wie die andere. Ich weiß es.

Der Michel dreht sich vor ihren Augen ein paarmal um sich: „Wie steht er mir, der neue Rock?“

„Hau!“ lacht sie. „Jetzt weiß der nit einmal, wie ihm der Rock paßt!“

„Wie er mir paßt, weiß ich gleichwohl, das g'spürt man; aber wie er steht, weiß ich nicht, weil man sich von auswendig her nicht anschauen kann.“

„Mußt dir halt wen aufnehmen und verzahlen, der dich anschaut. Wie viel gibst denn für die Stund?“

„Schau doch ich dich auch gern umsonst an“, sagt er und murrte über die Weibsleute, die gar nichts mehr umsonst thun wollen.

„Also angeschaut willst sein“, sagt das Dirndl, „na so will ich dich einmal anschauen.“ Stellt sich schnurstracks vor ihn hin, glockt seine Gestalt an und singt: „Er hat ein schön's Röckel an — und ein schön's Knöpfel dran!“ und macht ein dummes Gesicht. Wenn aber die Kathl recht dumm dreinschauen will, da schaut sie am allerpfiffigsten, und du mein stolzer Bauernknecht, merkst etwas spät, daß du heute wieder einmal der Gefoppte bist. — Hörst, Michel, wie du ein Dursche bist, das kannst du dir nicht gefallen lassen von der Kathl! Von der Kathl gerade am allerwenigsten. An dieser Person mußt du dich rächen. Aber wie?

Komm her, Michel, ich will dir etwas ins Ohr sagen. — Die Rathl mußt du heiraten! — Hast du gehört?

Ganz roth wird er im Gesichte, der Schelm. Und diese Verwirrung! Habe ich vielleicht deine Gedanken errathen? — „'s ist wahr“, flüstert er mir endlich zurück, „wenn wir uns heiraten thäten, nachher könnten wir uns foppen wie wir wollten.“

Oh! Dieser Meinung bin ich nicht. Überleg' dir's erst noch, Michel. Schlaf' einmal drüber! Ich möchte keine Schuld haben. So etwas muß man nach allen Seiten überlegen, und gut überlegen. Nun, du wirst es ja sehen. Beschlaf's halt einmal.

Er beschläft es, und zwar im Kirchenstuhl während des Hochamtes.

Auf dem Heimwege frisch ausgeschlafen läuft er voraus, und im Waldschachen, wo vor etlichen Jahren der alte Bach-Simmerl einen todten Krainer gefunden hat, paßt er ihr auf wie ein Straßenräuber. Der arme Krainer damals blieb todt, und zwar so lange, bis sein mordskanonen Fegen, den er vom Wirte mitgebracht, verdampft war. Dann gieng er mit dem redlichen Finder. Und hier ist es, wo der Michel auf sie wartet. Allerhand Leute gehen vorüber, junge und alte, arme und reiche, er thut keinem was. Aber als nun die arme Rathl ganz allein dahertrabt, ahnungslos und munter, da — im düsteren Walde — steht er plötzlich vor ihr.

„Was willst denn?“ fragt sie, ohne viel zu erschrecken.

„Dein Leben!“ antwortet er.

„Mein Leben willst du haben?“ fragt sie lech, „wenn du's brauchen kannst, warum denn nicht!“

Gesteh's nur zu, Michel, genau so ist's gewesen. Und du warst selber ganz erschrocken darüber, daß das Ding so leicht gegangen.

Meinst du am Ende, des neuen Rodenrodes mit den Hirschhornknöpfen wegen?

O du schöner, gescheiter Bauernknecht!

Viele, viele Jahre später gucke ich in eine Dachkammer des Armenhauses. Eine halb verfallene Bauernhütte, sonst zu nichts mehr nutz als zur Wohlthätigkeitsanstalt christlicher Liebe. Die christliche Liebe, welche unter diesem vermodernden Strohdache wohnt, wollen wir nicht näher untersuchen. Hingegen betrachten wir den kahlköpfigen Greis, welcher in der halbdunklen frostigen Kammer am Fensterchen sitzt und an einer alten Jade herumthut. Vor lauter unterschiedlichen Flicken ist dieses Gewandstück schon bauschig und wulstig geworden, daß es sowohl als Leibjoppe, denn auch als Bettdecke gar nicht übel warm hält. An den zerfransten Säumen und am Kragen sind noch spärliche Spuren eines grünen Tuches, welches freilich längst schon gelb und faserig geworden. Knopf ist keiner mehr vorhanden, ein par zausige Bändlein müssen die Stelle vertreten. An den Ärmelungen der Joppe sind stellenweise dunkelglänzende Flächen, wie von einer Harzmasse. Einen besseren Handspiegel hat er nicht, der höckerige Alte, welcher nun seit längerer Zeit schon angelegentlich beschäftigt ist, die Nadel einzufädeln. Es wäre ja weiter keine Kunst, aber das Loch ist nicht zu treffen. Seine Arbeit geht heute überhaupt nicht am besten von statten. Anfangs hat er damit auf seinem Strohsack hocken bleiben wollen, bei der Ampel, da kam das Eheweib um „aufzuräumen“. Hernach hatte er sich zum Ofen gesetzt, der war zwar nicht geheizt, aber ein Ofen war es doch immerhin. Das Eheweib kam mit dem Besen, um auszutehren. Hierauf setzte er sich an die wurmstichige Gewandtruhe, das war der Tisch, um hier seiner Jade gütlich zu thun. Das Eheweib kam mit einem alten Fegen, um abzustauben. So setzt er sich end-

lich ans Fensterlein, wo man freilich nichts sieht, weil es papierene Glasscheiben hat. — Wie das Eheweib ausschaut, soll ich sagen? Ich bitte euch, es ist zu dunkel, man sieht nichts Rechtes. Man hört nur das Rauschen, wie von einem zahlosen Munde, und man hört das Siffeln und Poltern eines mit Besen und Fegen wüßt umherfahrenden Wesens.

Endlich ist es geglückt, der Faden ist im Ohr. Während die Alte in seiner Nähe umhergeistert und Miene macht, ihn auch an diesem Plaze zu bedrohen, hebt er mit seinen dürren

Händen die Zoppe empor, um zu untersuchen, an welcher Stelle sie noch am allerhilfebedürftigsten sei. Als er so rathlos und blöde auf sie hinstarrt und mit dem Kopfe wackelt, und endlich gegen das Eheweib hinschaut, murmelt er mit einem unterdrückten Seufzer: „Die ist auch einmal neu gewesen!“

„Was sagst?“ sticht das Eheweib mit scharfer, spitzer Stimme her.

„He, he, mit meiner Zaden da hab' ich geredet“, antwortet er tichernd: „Die ist auch einmal neu gewesen.“

O du guter, armer, alter Bauernknecht!

Die schönsten Reime.

Noch in keinem Liede fand ich
Reime je so wunderbar
Und so rein, wie deiner Wänglein,
Deines Busens Lilienpaar.

Schöngepaart die Lippen lächeln;
Aus zwei Augen, glanzherhell,
Blickst du; Händchen sind und Füßchen
Schön gereimt und schön gefellt.

Ungereimt, Kind, sollte bleiben
Grade nur das Herz allein?
Ach der beste Reim auf deines —
Sollt' es nicht das meine sein?

Robert Hamerling.

Kleine Laube.

Über die Träume.

Von Theodor Vernaleken.

Jede Lebensthätigkeit hat seine natürliche Ruhe. Jeder Mensch muß schlafen, und wem hat während dieser Zeit nicht schon etwas geträumt? —

Die Naturkundigen sagen: Der Schlaf ist eine periodisch wiederkehrende Unterbrechung jener Gehirntheile, innerhalb deren alle höhern felischen Vorgänge sich abspielen. Der Traum ist nichts anderes als ein Rest der eingeschlummerten Hirnthätigkeit, und die Natur der Träume ist bedingt durch den jeweiligen Zustand des Schlafenden. Häufig geht die Traumvorstellung aus dem Vorhandensein von Erinnerungsbildern hervor. Im Traume sind die niederen Geistes-thätigkeiten (Vorstellen und Empfinden) zwar noch thätig, dagegen sind die höheren Geistesfunctionen (Urtheilen und Denken) sehr eingeschränkt. Das Selbstbewußtsein fehlt im Traume.

Ein hohes Geistesvermögen des Menschen ist seine Einbildungskraft und diese zeigt sich auch im Traume. Wie höhere Thiergattungen eine gewisse Fähigkeit des Nachdenkens oder des Verstandes haben, so ist ihnen auch eine gewisse Einbildungskraft eigen. Der große Naturforscher Darwin sagt: Die Hunde, Katzen, Pferde und wahrscheinlich alle höheren Thiere, selbst Vögel, haben lebhaftere Träume; dies zeigt sich durch ihre Bewegungen und ihre Stimme."

Die Einbildungskraft oder Phantasie ist mehr oder weniger allen Menschen eigen als Erfindungs- oder Dichtungskraft, aber auch als Traumgebild, als Hirnspinnst oder Wahnggebild. In diesem hohen Geistesvermögen zeigen sich am deutlichsten die Gegensätze, die guten und die bösen Seiten. Wir wollen darüber aber nicht sprechen, sondern unsere Übersicht im Auge behalten.

Wir haben erwähnt, daß die Traumvorstellung häufig aus Erinnerungsbildern hervorgehe. Dies ist auch bei Wachenden der Fall, denn auch sie träumen nach dem Sprachgebrauche dieses Zeitwortes, insoferne es sich auf Erinnerungen bezieht. So schrieb im spätern Alter der deutsche Dichter Adalbert Chamisso, der auf dem Stammschlosse seiner Familie Boucourt in der Champagne geboren und als neun-jähriger Knabe 1790 nach Berlin auswanderte:

„Ich träum' als Kind mich zurücke
Und schütt'le mein greises Haupt:
Wie sucht ihr mich heim, ihr Bilder,
Die lang ich vergessen geglaubt?“

Im wirklichen Traume, zumeist kurz vor dem Erwachen, vermengen sich die Bilder, und zwar aus verschiedenen Lebensperioden. Beim Erwachen zerfliegen sie, und nur eine dunkle Erinnerung bleibt zurück. Der Volksglaube schreibt ihnen häufig eine Bedeutung zu, und schon im Alterthum haben die Träume eine große Rolle gespielt.

Die alten Völker sahen die Träume als Offenbarungen ihres Gottes und als Enthüllungen der Zukunft an und hatten dafür eigene Traumdeuter, die häufig den Wahrsagern und Propheten gleichgestellt wurden.

Sehen wir uns in der Bibel ein wenig um, so finden wir im ersten Buche Mose, Cap. 37: „Josef ward von seinen Brüdern angefeindet, weil ihn der Vater lieber hatte und der Haß steigerte sich, als Josef ihnen erzählte: Mir hat Folgendes geträumt. Mich dünkte, wir bänden Garben auf dem Felde, und meine Garbe richtete sich auf und stand, und euere Garben umher neigten sich gegen meine Garbe. Da sprachen die Brüder zu ihm: Solltest du unser König werden und über uns herrschen?“ — Später verkauften sie den Josef nach Ägypten, wo er zu hohen Ehren kam. Aus unseren Kinderjahren wissen wir noch, daß Josef dem Könige Pharao in Ägypten die Träume auslegte, es werden sieben fette und sieben magere Jahre über das Land kommen, und Josef wurde ob seiner Weisheit vom Pharao zum geheimen Rathe ernannt. (Erstes Buch Mose, Cap. 41.)

In den Büchern der alttestamentlichen Propheten finden wir, daß Gott dem Daniel „Verstand in allen Gesichten und Träumen gegeben habe“ (erstes Cap. 17). Im zweiten Capitel wird erzählt, daß Nebucad-Nezar einen erschreckenden Traum gehabt habe und deshalb „hieß er alle Sternseher und Weisen und Zauberer und Chaldäer zusammenfordern, daß sie dem Könige seinen Traum sagen sollten“. Niemand konnte es, außer Daniel. Dieser deutet durch göttliche Offenbarung den Traum, und der König erhebt ihn zu hohen Ehren. Daniel selbst hatte viele Gesichte und Träume, von denen noch deutsche Schriften aus dem fünfzehnten Jahrhundert berichten (vgl. Haupt, a. a. O. Blätter 1, 215). Ich besitze ein Büchlein, das im Jahre 1500 zu Straßburg gedruckt ist: „Das Büchlein Danielis des Hülegers der Treim.“ Da liest man

z. B. „Eßlich trinken bedeut Betrübniß. Fingerlin (Ringe) geben oder verlinn bedeut schmerzen. By einer junfrawe schlaffen bedeut angst der sele. Die obern zen (Zähne) usfallen bedeut den tod vater und mueter. In ein consistori gan bedeut verklagung.“

Der dies schrieb, war schon kein Prophet mehr im Sinne des Alterthums.

Man sollte nun glauben, die Menschheit sei nach so vielen hundert Jahren in der Erkenntnis etwas vorge-rückt. Mit nichten! Vor mir liegen fünf Traumbücher aus Wiener Buchhandlungen und Winkeldruckereien, die heute noch massenhaft zu Lotteriezwecken gekauft werden. Das sind des Volkes Offenbarungen, während man vergebens auf dem Familientische die Botschaft Jesu findet, d. i. das Neue Testament, welches hübsch gebunden zu 12 kr. zu haben ist. Statt dessen sucht man das Heil in dem „Ägyptischen Traumbuch“, dessen Vorwort lautet:

„Verachte keinen Traum, denn die Erfahrung lehrt, Dafs man zu Schaden kommt, wenn man nicht auf ihn hört.“

Oft warnet uns ein Traum vor vielen bösen Sachen. Drum muss man weise sein und keinen Traum ver-lachen.“

Vergessen ist der alte Volksreim: „Träume sind Schäume.“ Im deutschen Volksglauben sind Krähen und alte Weiber von böser Vorbedeutung. Darum, von Krähen aus seinem Schlummer gewedt, legt Walther von der Vogelweide einem alten Weibe zwei selbstverständliche Wahrheiten in den Mund: Dafs zwei und eins gleich drei und der Daume ein Finger sei.

In dem „Ägyptischen Traumbuche“ findet man ähnliche Auslegungen mit beigefügten Nummern, um in den Lotterie-anstalten „sein Glück zu probieren“. Es gibt auch ein „Ägyptisch-persisches Traumbuch“ (Wien bei C. Friß) mit einem An-hange: Die monatliche Cabala, das Planetenbuch, der kabalistische Triangel &c. Ferner ein „Chaldäisches Traumbuch“ mit geschmierten Abbildungen. Die Verfasser stehen auf derselben Bildungsstufe mit den wahrsagenden Zigeunern.

Im Alterthum, bei Hebräern,
Griechen und Römern verband sich mit
ähnlichen Anschauungen und Gebräuchen
doch noch ein Sinn, im Mittelalter ward
daraus ein Aberglaube, in den Traum-
büchern unserer Tage herrscht schon der
höchste Blödsinn. Und unsere staatliche
Lotterie? — Nimmt der Staat, wie
sich's gebürt, die Schule und Volkser-
ziehung in die Hand, so hat er auch
eine sittliche Culturtaufgabe in dieser
Hinsicht.

Album-Gefichte.

Wenn ich von Zeiten zu Zeiten
Nehme mein Album zur Hand,
Lasse die Blätter gleiten
Schillernd im goldenen Rand:

Wie viel verklungenen Namen,
Wunderbarem Geschehe,
Leichen in engem Rahmen
Begegn' ich mit einem Blicke!

Dich, o lieblichste Blüte,
Knickte der Tod nur zu bald,
Lieblich noch weht's zum Gemüthe
Von deiner süßen Gestalt!

Du, den man froh und munter
Immer den Kopf jah tragen,
Ach, im Drüber und Drunter
Haben sie dich erschlagen!!

Dich auch — dem nie die Zunge
Stillstand, gemüthlicher, dreister,
Nur zu fantastischer Junge
Und schlechter Rechenmeister.

Du aber ziehest vom Leder
Nimmer ermüdend zur Stund' noch
Im Parlament, vom Ratheder,
Immer mit Feder und Mund' noch!

Holde du! Ach, die Schnuppe
Ist statt der Flamme geblieben
Und entflohen der Puppe
Nur eine böse Sieben.

Du mit den Fortschrittsbeinen,
Der übers Meer geschwommen,
Hat dein Glauben und Meinen
Noch keinen Led bekommen?

Du, gutes Mädchen, und immer
Mädchen noch und die Gleiche!
Nur verschossen der Schimmer
Und gemildert ins Bleiche!

Sieh' da Vergissmeinnichtskreste!
Mutter, von dir, du Eine,
Einzige, Liebste und Beste,
Die ich noch immer beweine!

Kreuze und Kreuze wieder,
Alles dahin, dahin!
Wie mit schwarzem Gefieder
Vögel im Herbst ziehn!

Und mir ist es, ich gienge
In einem Garten spazieren,
Nächstens, und mich umfienge
Lichterglanz und Musizieren.

Schatten zur Rechten und Linken
Huschen heran und verschwinden,
Das ist ein Nicken und Winken,
Kann mich zurecht kaum finden.

Sieh nur, zwei Augen bohren
Tief sich mir in die Seele,
Habe den Schlüssel verloren,
Wie ich darum mich auch quäle.

Und die ans Herz mir gleich Liedern,
Klagen beim Wiedersehen,
Sah' ich mein Grüßen erwidern,
Als wär's aus Irrthum geschehen.

Und immer dunkler und stiller,
Stiller wird es und trüber,
Lichter ersterben und Triller,
Und bald ist alles vorüber.

S. Sontram.

Aus der Volksschule der alten Zeit.

Nicht von den inneren Verhältnissen
der Altschule will ich hier reden, sondern
von ihren äußeren Verhältnissen. Diese
waren vielfach, ja fast in der Regel, sehr
armselig und litten an der Indolenz der
Bevölkerung und der geringen Achtung,
welche man fast allgemein der Volks-
schule und dem Lehrerstande an derselben
entgegenbrachte. — Gar manches heitere
Stückchen, gar manche Probe unfrei-
williger Komik findet man, wenn man
der Entstehung der Volksschulen und
deren ersten Verhältnissen nachforscht.

Im Dorfe Penzendorf bei Hart-
berg wurde zu Anfang dieses Jahrhun-
derts die Volksschule gegründet. Die
Besitzer — durchweg Bauern — be-
schlossen, daß immer einer aus ihrer

Mitte und zwar der Fähigste, allwinterlich gewählt werde, während des Winters in seiner eigenen Wohnung Schule zu halten. Wie diese Schule und dieser Unterricht gewesen sein mögen, kann man sich ungefähr vorstellen. Das Honorar für diesen Unterricht war jährlich neun Groschen Wiener Währung und täglich ein Scheit Holz, welches letzteres auch täglich von jedem Schüler eigenhändig zum Schullocal gebracht wurde.

In Staudach im Bezirke Hartberg wurde um 1770—1780 die Schule in einem Flachsdörkhäuschen gegründet. Das Local war wie auch andermwärts, z. B. Sparbergg, Kubland, Winkel u. s. w. Schulzimmer und Lehrerwohnung zugleich. Anfangs war in Staudach nur im Sommer Schule, daß die Bauern im Winter kein Brennholz beistellen dürfen, weil ferner die Kinder wegen Mangels an Fußbekleidung und des tiefen Schnees wegen nicht zum Schulhause gelangen könnten. Woher nun den Lehrer nehmen? Viel dürfe er nicht kosten, und im Winter müsse er sich eine andere Beschäftigung suchen! Da kam den Dorfvätern ein armer, herumziehender Handwerksbursche, seines Zeichens ein Klempler, grade recht. Dieser wurde für die Dauer des ersten Sommerhalbjahres angestellt, d. h. es wurde ihm aufgetragen, gegen Ertheilung von täglich vier Unterrichtsstunden sich alle Montag, Mittwoch und Freitag bei je einem Bauer, Dienstag, Donnerstag und Samstag bei je einem Halbbauer oder Knechtler zum Mittagessen einzufinden. Frühstück und Abendessen könne er sich ohne bestimmte Reihenfolge bald hier, bald dort suchen, von wo Kinder zu ihm in die Schule giengen. Der Sonntag aber, an welchem keine Schule stattfand, war für den armen Schlander ein Fasttag; er mußte, um seinen knurrenden Magen zum Schweigen zu bringen, hauffieren — betteln gehen. Gegen zwei Monate unterrichtete dieser Handwerksbursche in Staudach, dann gieng er durch. Die Vertreter der Gemeinde verfielen nun nach langer Zögerung auf den Gedanken, einen Lehrer zu wählen,

der neben dem Unterrichte ein Handwerk betreiben solle; denn nur so könne einer auskommen und gebe den Kindern ein gutes Beispiel (!). Da man keine männliche derartige Lehrperson erhalten konnte, stellte man eine „geheite“ Näherin an. Diese Lehrerin — Maria Spöck hieß sie — hatte es in pecuniärer Hinsicht nicht so schlecht; sie führte ja zugleich die Nadel und den Unterricht. Jedes Kind mußte für das Sommerhalbjahr 50 Kreuzer zahlen und für jede Woche einige Scheite Holz mitbringen, was sie — wie die Penzendorfer Schüler — auch manu propria brachten. Neben ihren beiden Geschäften soll diese Näherin auch stets einige Pflagekinder bei sich gehabt haben. Nach ihr kam ein abgedankter Soldat als Lehrer nach Staudach. Da er aber gegen die Kinder zu streng war, brannte man ihm eines Tages das Schulhaus — die „Drechselstube“ — über dem Kopf zusammen. Der nächste Lehrer war ein gewisser David. Dieser mußte auch als Nebenbeschäftigung das „Wetterschießen“ betreiben. Da ergieng es aber diesem Lustschützen schlecht. Er sollte eines Tages wieder schießen, denn ein Gewitter war im Anzuge. Die Pöller waren noch nicht geladen, sie mußten erst mit dem nöthigen Schießbedarf versehen werden. Während nun die Pöller geladen wurden, waren die Unglückswolken schon da — es hagelte schwer, und der Hagel zerstückte alle Feldfrüchte. Wer hatte die Schuld an diesem Unglück? Niemand anderer als der lieberliche „Schulmeister“. Fort mit ihm! Man verjagte ihn insolge des Hagels, den er zu verschießen verjäumt hatte! Später lehrte in Staudach ein durchziehender Reisender, Klein von Gestalt, mit buckliger Nase und schmierigem Ansehen, der sich nicht lange behaupten konnte, da sein nunmehriger Nachfolger, ein Invalide, schon lange auf diese Lehrerstelle gewartet hatte. Dieser wirkte als Lehrer in Staudach bis zum Beginne der neuen Schulära.

Von der Schule Grafendorf bei Hartberg (damals einclassige Pfarrschule) liegt aus den Jahren 1788—1791 ein

Überschlagsausweis der jährlichen Auslagen vor, welcher folgende Bedürfnisse nachweist: 1. Zur Beheizung des einen Schulzimmers 24 Klafter weiches Holz à 1 fl. 30 Kr., zusammen 36 fl. — 2. Drei Maß Tinte à 15 Kr.: 45 Kr. — 3. Zwei Buschen Federn à 9 Kr.: 18 Kr. — 4. Sechs Bund Papier à 8 Kr. 2 Pf.: 51 Kr. — 5. Zwei Schwämme à 12 Kr.: 24 Kr. — 6. Zwanzig Bleistifte à 1 Kr.: 20 Kr. — 7. Fünf Pfund Kreide à 5 Kr.: 25 Kr. — 8. Vier Rechentafeln für Arme à 30 Kr.: 2 fl. — 9. Eine Lehrtafel 2 fl. — 10. Auf Reparatur des Schulhauses 1 fl. 24 Kr. — Zusammen 44 fl. 27 Kr.

In Schölb ing bei Hartberg unterrichtete von etwa 1785 an ein gewisser Herr Johann Briz, von Profession Schweinehirt, welcher in Ausübung seines Hirtenamtes auch die Kinder hütete und sie in den Lehren des Rechnens und Buchstabierens unterwies. Um diese Zeit sollte auf Veranlassung des Kaisers Josef II. in Schölb ing auch eine Pfarre gegründet werden. Die Bauern von Schölb ing aber waren Feinschmecker und der Wirt von Schölb ing hatte keine gute Küche. Die Bauern von Schölb ing lehnten daher die Errichtung einer Pfarre daselbst ab mit der triftigen Motivierung, sie giengen lieber nach Hartberg in die Kirche, weil man bei den Hartberger Wirten einen besseren Braten zu essen bekomme als beim Schölbinger Wirt.

In Friedberg scheint im Jahre 1673 ein Lehrer (Schulmeister) besonders zum Spielen auf der Orgel aufgenommen worden zu sein. Wir finden nämlich in der Pfarrchronik von Friedberg aus dem Jahre 1673 folgende Notiz: „Aber unter iro Gnaden dem Herrn Benedict, Probst zu Vorau, hat dieser die Kornsammlung (bis dorthin dem Pfarrer zukommend) und die Wettergestgroschengabe geändert dergestalt; das Gotteshaus St. Jakob in Friedberg hatte selbe Zeit keine Orgel, also auch keinen Schulmeister (?). Der Gottesdienst ist verrichtet worden durch den Gesang der Bauern. Zur Beförderung der Andacht hat der gedachte Herr Praelat

die Pfarrgemeinde bewegt, daß sie sämtlich ein kleines Werkel oder Orgel haben machen lassen. Dazu hat der Herr Probst einen rechten Schulmeister aufgenommen, und damit sich solcher leichter ernähren möchte, ihm des Pfarrers seine Sammlung übergeben und das Wetter Gest Geld verändert in einen Orgelgroschen, daher diesen Groschen der Schulmeister empfängt.“ Daraus ersehen wir, daß auch in Friedberg der Lehrer Wetterläuten mußte, und daß nur jener als „rechter Schulmeister“ anerkannt wurde, welcher in erster Linie das Orgelspiel verstand.

In Schäßfern bei Friedberg war im Jahre 1778 ein Streit zwischen Gemeinde und Lehrer, weil erstere diesem die ihm zur Nutznießung zugewiesene „Halt“ auszog. Dieser Streit wurde nach dem Protokollbuch Nr. 3 der bestandenen Herrschaft Bärnegg in der Eisenau beigelegt wie folgt: „Die Halt und Strey aber sammt ein Örtl hievon Krauth und Ruben anbauen zu können zu ewigen Zeiten jeweiliger Schulmeister als ein Eigenthum genießen solle, wogegen ein jeweiliger Schulmeister jährlich ein Spänn Badl vor dem Schuß der Herrschaft Bernegg hievon zu entrichten hat. Der aber, welcher sich verlauten lassen, den Schulmeister weg und einen anderen selbst aufnehmen zu können, solle zum Exempl anderer zu einer Straf einen ganzen Tag in Eyßen Arbeiten (welches auch an Michl Graf vollzogen worden), und zwar einen halben Tag länger samt seynen Reißkameraten Hans Aulebauer wegen ihren Ungchorjam Und dieses zu künftiger Nachricht datirt 8. Augusti 1778.“

In Ehrenschachen (Bezirk Friedberg) wurde um 1780 die Volksschule gegründet und besand sich damals in dem Häuschen gegenüber der Kapelle. Lehrerwohnung und Schulzimmer waren ein Local.

Der erste Lehrer, dessen Name unbekannt ist, gieng aber gelegentlich eines Streites zwischen der Herrschaft Thalberg und des Stiftes Vorau um das Patronat über die Schule durch, so daß vorläufig nicht der Liebe, sondern des

Streites Müß' umsonst war — denn ohne Lehrer keine Schule.

Was die großartigen Einkünfte der Dorfschulmeister an einer Dorfpfarrschule im vorigen Jahrhundert anbelangt, darüber gibt uns die Schulchronik von Dechantskirchen (bei Friedberg) aus dem Jahre 1732 folgenden Aufschluß: „Sammlung im Jahre 1732 für den Schullmeister. Schnellmäister, welcher zugleich Mehner ist, sein Gehühr: Von Einer Tauff 2 Kr. Von einer Hochzeit 6 Kr. Von Einer Begrebnuß 9 Kr. Von einem Verprechen hat der Schnellmäister von 15 Kr. allzeit 2 Kr., und so Es weither ist, hat Er von Einen Groschen 1 Kr. Von Ein Amt 6 Kr. Item von einen Jeden Bauer den Gewohnten Drgl Groschen id est 3 Kr. Sammlung hat der Schnellmäister von Einen Jedten Bauer umb die helfft weniger, als der Psarrer Empfangen.“

In Baumgarten (Bezirk Friedberg) wurde die Volksschule um 1790 gegründet. Der Lehrer hatte seine Wohnung ursprünglich im Schullocal. Das Mittagessen brachten ihm abwechselnd die Bauern ins Schulhaus. Es kam hiebei öfter vor, daß vergessen wurde, dem Lehrer das Essen zu bringen; der verstorbene Lehrer Reich von Baumgarten, welcher ein genaues Tagebuch führte, schrieb deswegen manchmal in dasselbe: „Heute wieder einmal fasten müssen.“ Dies dauerte bis zu Beginn der Neuschule.

Ich bin mit meinen Ausführungen, welche ich den betreffenden Schulchroniken entnommen habe, für diesmal zu Ende, obwohl ich noch sehr viel derartigen Stoff hätte. Es wäre zweifelsohne nicht uninteressant, derartiges ans Tageslicht zu fördern, um dadurch Vergleiche zwischen einst und jetzt anstellen zu können. Vielleicht übernimmt es der eine oder der andere der geehrten Herren Collegen auch aus anderen Bezirken, etwas Ähnliches gelegentlich zum Besten zu geben.

„Pädagogische Blätter.“ A. V.

Menschen oder Hirsche?

In einem freiconservativen Blatte lesen wir Folgendes. „In Schottland sind seit dem Jahre 1883 nicht weniger als zweieinhalb Millionen Acres Land für Jagdzwecke in Hirschparks umgewandelt worden, auf denen Jagdliebhabern zu enorm hohen Preisen die Erlaubnis zur Jagd ertheilt wird. Die Grundbesitzer machen dabei weit bessere Geschäfte, als wenn sie das Land für landwirtschaftliche Zwecke benutzten oder verpachteten.“ Das läuft so als harmlose Anekdote durch die Zeitungen, und weder Leser noch Redacteur denken sich etwas dabei. Dem Wissenden und Denkenden aber macht es das Blut in den Adern erstarren. Also die Verdrängung der Menschen durch Thiere dauert fort, dauert im größten Maßstabe fort bis in unsere Tage, und bald werden in England und Schottland die letzten Reste der ackerbauenden Bevölkerung verschwunden sein. Selbst von dem larmigen Boden Schottlands dürften zwölf Acres zur Ernährung einer fünfköpfigen Familie hinreichen. Zweieinhalb Millionen Acres in Hirschpark verwandeln, heißt demnach einer Million Menschen die Lebensbedingungen entziehen. Eine Million Proletarier mehr auf großstädtischem Pflaster und auf der Landstraße! und ist das nur in Schottland so? Nein. Auch bei uns in den Alpen ist es vielfach so, daß der Mensch auswandern muß, um das Heimatrecht dem Hirschen zu überlassen. Und der Staat? Der macht ein unschuldiges Gesicht dazu und thut, als ob nichts wäre.

Grazer Brief.

An einen Vetter in Linz.

Lieber Vetter!

Du willst von mir eine Darstellung von Graz haben, aber nicht in „dürren Worten, mit recht wenig Ziffern, sondern sinnfällig“. Nun wie

soll ich denn das anfangen, um dir unsere Stadt recht „sinnlich“ zu machen? Musizieren kann man Graz nicht, gezeichnet und gemalt ist es schon, und so bleibt doch nichts anderes übrig, als es dir zu beschreiben. Die Ziffern will ich halt möglichst vermeiden, die dünnen Worte etwas einweichen, damit sie hübsch elastisch werden. Du hast schon verschiedene Städte gesehen — gut, so macht sich's.

Geh einmal her und stelle die schönen Städte Laibach, Klagenfurt und Innsbruck zusammen zu einer einzigen Stadt. Das genügt aber nicht, jetzt hast du erst die Größe etwa der Stadt Mainz. Nimm also noch das herrliche Salzburg dazu — es genügt trotzdem nicht, du hast erst Zürich. Sei nicht farg und wirf auch Baden bei Wien dazu. Wie? das wäre bloß knapp Stettin in Preußen? So gib noch rasch Karlsbad und Bregenz drauf. Immer nur erst Straßburg? Der Tausend, so opfere auch noch Gloderan und siehe — Graz ist fertig. Die Grazer „Vorstadt“ Jakomini allein schon ist fast so groß, als das liebliche Linz an der Donau, und die „Vorstadt“ Seidorf gibt der allzeit getreuen Wiener-Neustadt nicht viel nach. Wenn du Graz von Norden nach Süden, oder auch von Westen nach Osten durchwandern willst in gerader Richtung, so brauchst du eine geschlagene Stunde. Hast du Lust, sie rings zu umgehen und du bist nicht gerade gut bei Fuß, oder hast öfters unterwegs Durst, so kannst du eine Tagereise drauß machen, ja sogar zwei. Ich meine aber nicht etwa das Groß-Graz, welches wir erst kriegen sollen und welches sich so ziemlich über Mittelsteiermark erstrecken wird, so wie Groß-Wien sich über ganz Niederösterreich ausdehnt, nein, vom gegenwärtigen Graz ist die Rede mit seinen fast fünftausend Häusern und hundertzwanzigtausend Einwohnern (da sind aber auch die Soldaten dabei, welche ja sozusagen auch „einwohnen“).

Mitten in dieser Stadt ist ein steiler Berg, nach der einen Seite bewaldet, nach der anderen felsig. Wenn du einen großen Bejen nimmst und die

Reichshauptstadt Wien mit all ihren Vororten auf einen Haufen zusammenlehrst, wenn du dann diesen Rehricht-haufen mit einem Mörser klein und fein stoßest, und wenn du es auch mit Berlin so machst — und du pappest das zermalnte Zeug hübsch zusammen zu einem Hügel, so wirst du beiläufig den Grazer Schloßberg haben. Genau kann ich's aber nicht sagen, weil ich den Versuch noch nicht gemacht habe.

Mitten durch die Stadt Graz und ganz knapp am Schloßberg vorbei, an der Seite, wo dieser in Felswänden abstürzt, rinnt ein Fluß, wir nennen ihn die Mur. Der bringt uns das Wasser von Obersteier und Salzburg, was die Leute dort übrig lassen und auch was sie trinken. Ich wollte dir sehr gerne mittheilen, wie viele tausend Mühlen, Fabriken, Schmieden und Hammerwerke diese Mur treibt, bevor sie nach Graz kommt, aber du kannst ja die Ziffern nicht leiden. Wenn aber alles Wasser, welches im Gebiete der Mur entspringt, nach Graz käme, so hätten wir auch unsere Donau.

Es kommt aber nicht alles. Um die Breite des Flusses mit deinen Schritten zu messen, kannst du eine der sieben Brücken wählen, jede ist sicher, und an hundert Schritte mit Verlaub, wirst du schon zu bummeln haben.

Gassen und Plätze hat Graz just so viel, als das Jahr Tage, so daß du an jedem Tage durch eine andere Gasse spazieren gehen kannst. Es gibt auch hübsche Waldwanderungen und Bergpartien darunter. Und solltest du, was nicht unmöglich ist, unterwegs Hunger und Durst bekommen, so findest du immer leicht eines oder das andere der siebenhundertvierzig Gasthäuser, welche Graz besitzt. Und gelüftet's dir nach einem würzigen Tropfen Mokka, oder wie er schon heißen mag, so steht dir unter den hundertundsünfundsiebzig Kaffeehäusern großmüthig die Wahl frei. Daß du mir bei dieser Rechnung, die nicht ohne den Wirt gemacht ist, auch die Schänken mit eingehen läßt, ist nur recht und billig.

Kirchen haben wir nicht ganz so viel als Wirtshäuser, ich zähle deren mit bestem Willen nur achtzehn öffentliche, und fürchte, daß sogar die Synagoge schon mit dabei ist. Theater haben wir noch weniger als Kirchen, d. h. Kirchen noch mehr als Theater, was nur für die Frömmigkeit der Bevölkerung spricht. Hingegen gibt es über sechzig öffentliche Lehranstalten aller Art; bei dieser Menge von Schulen kann der mit einigem Talente begabte Mensch schon etwas lernen. Zeitungen und Zeitschriften haben wir siebenunddreißig, Abonnenten noch mehr. Wie viele Vereine es bei uns gibt, willst du vielleicht wissen. Nun, beiläufig so viele als Wirtshäuser — jedes Dachel hat sein Fachel.

Mit Grauen nehme ich wahr, lieber Vetter, wie unheimlich tief ich in das Ziffermäßige hineingerathen bin, ohne eigentlich auf Geld gestoßen zu sein. Graz hat zwar eine größere Anzahl Actiengesellschaften, ist aber doch im ganzen brav, daher eine nicht reiche Stadt. Wir hasten und rennen nicht, wie die in den Weltstädten, wir faulenzgen nicht, wie die zu Krähwinkel (mit einigen Ausnahmen). Die Pensionisten — man zählt deren rund zehntausend, auch die alten Schullehrer und Eisenbahnwächter mitgerechnet — welche sich wohl Ruhe gönnen könnten, sind das eigentlich belebende Element dieser Großstadt: sie spazieren würdig durch die Gassen, sie sitzen im Stadtpark, sie besteigen den Schloßberg, den Rosenberg, den Ruckerberg, sie inspizieren die Straßenlehrer, bemuttern die Kinder mitjaamt den Kindsmädchen, füttern die Vögel, bekritteln die Wege, die Bäume, die Häuser, die Fiaker, bekritteln die Künste, die Canäle, den Gemeinderath — und lieben Graz über alles. Willst auch du, Vetter, der Gilde der Grazer Pensionisten beitreten, so sei willkommen. Einstweilen lebe wohl.

Einer von denen.

Was Adam im Paradiese ohne Eva gemacht hätte?

Ein krauser Gedanke.

Jemand, der gefragt wurde, in welcher Zeitepoche er am liebsten hätte leben mögen, antwortete: In der ersten Schöpfungswoche, zwischen dem vierten und fünften Tage.

Wie so? Damals war ja noch alles unfertig?

Da begründete jener seinen Ausspruch. Am vierten Tage wäre alles schon vorhanden gewesen, was die Erde zum Paradiese macht, und nichts, was sie zur Hölle macht. Es sei dagewesen das Reich des Lichtes, der Gewässer, der Mineralien, der Pflanzen in höchster Pracht. Aber es sei nichts von dem dagewesen, was Liebe und Hunger hat, was sich gegenseitig leidenschaftlich nahen und dann auffressen muß.

Und das herrliche Reich der Thiere?

Ich hätte es leicht vermißt, sagte er. Mich freut nicht der Fisch im Wasser, denn er schnappt nach der Müde im Sonnenlichte. Mich freut nicht der singende Vogel in den Lüften, denn ich sehe den Habicht niedersahren und ihn verzehren. Mich freut nicht die edle Gazelle, denn der brüllende Löwe wird sie zerreißen. Mich freut nicht das schönäugige Schlanglein, denn ich weiß in seinem Munde den Giftzahn.

Aber, wurde er weiter gefragt, wie würde deine Eva sich auf die Länge vor Langweile geschützt haben, wenn es keine Affen und keine Hündlein und keine Schlänglein und keine Vöglein gegeben hätte?

Meine Eva? sagte er. Davon ist ja keine Rede.

Wenn sie dir aber während des Schlafes meuchlings beigebracht wird?

Nein. Gott ist barmherzig und wenn ich vor dem Einschlafen gebetet hätte: Bewahre mich vor allem Ubel! so wäre gewiß nichts geschehen.

Und du hättest auf die Eva gänzlich verzichtet?

Warum denn nicht? Die ganze Menschheit wäre ich mir selbst gewesen, und eine einheitliche, harmonische Menschheit, eine die lebt und genießt, ohne zu lieben und zu hassen. Mann und Weib! Dieser erste Dualismus war das erste politische Unglück. Es war der erste Zwiespalt, nach welchem die Menschheit sich in zwei Theile spaltete, um sich gegenseitig in allen Formen und mit allen Mitteln unaufhörlich und unaufhörlich zu bekämpfen.

Wie würdest du dir in deinem Paradiese aber als einsamer Junggeselle die Zeit vertrieben haben?

Hatte ich nicht meine fünf Sinne? Sah ich nicht das Sonnenleuchten und das Farbenspiel? Hörte ich nicht das Riefeln der Quelle und das Meeresbrausen? Ruch ich nicht den wärzigen Rosenduft? Fühlte ich nicht den Hauch des Frühlingswehens und das Fächeln des Lorbeerzweiges auf der Stirn? Genoss ich nicht die Früchte der Sträucher und der Bäume? Empfund ich nicht die Süßigkeit des Lebens und den Frieden des Todes zu gleicher Zeit und unaufhörlich? — Und konnte ich mich nicht unterhalten mit meinem Gotte und Herrn?

Gott hättest du aber nie gesehen, nichts von ihm gewußt. Denn erst das Weib war es, das den Mann Gott erkennen lernte.

Nun, so hätte ich mir im schlimmsten Falle ein Weib vorstellen können, ohne daß es vorhanden war. Hatte ich nicht Willen und Phantasie? Hatte ich nicht das Auge, ihre Gestalt zu sehen, das Ohr, ihre Stimme zu hören, die Brust, um sie ans Herz zu drücken, und das Herz, um an ihr selig und verdammt zu sein? Aber ich konnte sie nach Belieben hinausweisen, die Thore der Sinne verschließen, und sie existierte nicht mehr.

O Einfalt! Hast du sie einmal gesehen, dann existiert sie unauslöschlich.

So will ich sie lieber niemals sehen.

Meinst du? Und die Bäume und die Steine und die Wasser und die Himmels-

körper sollen dir genügen? Sie sind ja todt für dich. Hast du ein Auge für sie, so haben sie keines für dich. Bist du entzückt von ihnen, so bleiben sie kalt und starr gegen dich. Du bist allein. Du wirst nicht mehr schwelgen im Angesichte des brennenden Lichtes, du wirst ein mildes Menschenauge jucken. Du wirst nicht mehr hungern: nach dem Apfel des Baumes, nicht mehr dürsten nach dem Tropfen der Quelle — wie eine grause Larve wird dir die Welt erscheinen, du wirst dich sehnen nach dir selbst, nach deiner Gegenständlichkeit, nach deinem Ebenbilde, ahnend, daß die schönste aller Schönheit das Bild des Menschen ist.

Wohlan, so werde ich an das Ufer des Sees gehen und mein Ebenbild anschauen im klaren Spiegel.

Sicherlich, Freund, wirst du das thun. Und das Menschenbild in der Tiefe wird dir so traut und süß entgegengrüßen, daß du mit ausgebreiteten Armen zu ihm in den Abgrund springst. Und wenn dann der Schöpfer einmal spazieren geht durch seine Welt, um zu sehen, was die Dinge treiben, wird er den Menschen vermissen. Am sandigen Ufer ausgeworfen wird eine todt starre Lehmgestalt liegen. Der Schöpfer wird sinnend davor stehen bleiben und sagen zu sich selbst: Das ist mißlungen. Es war lebendiges, fühlendes Blut und ich vergaß, ihm ein zweites Ich zu geben. — Was wird geschehen? Er wird das Schöpfungswerk fortsetzen. Am fünften Tage wird er die Thiere erschaffen, um an denselben das fühlende Blut zu erproben und sich zu üben in seiner schwierigsten Aufgabe, ein Wesen in zwei Gestalten darzustellen, zwei Gestalten in ein Wesen zu vereinigen. Endlich wagt er es und erschafft am sechsten Tage Adam und Eva.

Ist es nun gelungen?

Er findet, daß es gut ist. Und ich finde, daß du am vierten Tage der Schöpfungswoche um zwei volle Tage zufrüh gekommen wärest. M.

Die Nibelungen im Busch.

(Ein Heldengesang aus jüngsten Tagen. *)

Uns ist aus allen Mären Wunders viel erzählt
 Von Zänken groß und schweren, von Helden auserwählt.
 Ein Knapp in seinem Garten das dreiste Wörtlein sprach,
 Wie er in schlichtem Sinne die Nibelungenreden sach.

Den hohen Wert der Dichtung als Denkmal alter Zeit,
 Von stolzer Helden Trohen und Siegesherrlichkeit,
 Und von des Ugermanen viel reichem Sagenhort,
 Der Knapp hat ihn bestritten nicht mit einem blanken Wort.

Doch König Gunthers Brautnacht und andere Heldenthat
 Er seinen Kindern ungern zur Hand gegeben hat.
 Darob ein Schalk ihm schrieb: Mit deiner Christenlehr
 Und blöden Bauernart wirst du nicht retten deutsche Ehr'.

Wer Bildung hat muß wissen: Der Nibelungen Tugend
 Ist wohl das höchste Vorbild für unsre liebe Jugend. —
 Darauf der Knapp thät sagen, der Nibelungen Blut
 Sei, traun, für uns kein Beispiel von deutscher Treu und hohem Muth.

Es wird vielmehr in jenem großen Lied gesungen
 Das Gegentheil — als Grundzug — die Schuld der Nibelungen.
 Und ist es ein Verrath, mit Freimuth zu gestehn,
 Dafs alter Helden That wir nicht mit Freuden könnten sehn,

Wenn Rache, Mord und Hinterlist, wie's ja gewesen,
 Der Jugend würde hingestellt als Vorbild auserlesen?
 Ist das ein Schimpf gesagt? Bedräut's die edle Mär,
 Wenn manchem nicht behagt die Nibelungenstrophe schleppend schwer?

Darob ergrimmten die Degen und sie beschlossen nun
 Im Heldenzorn dem Frevler viel Schimpf und Leid zu thun.
 Sie trochen in den Büschen, zu schützen ihren Leib,
 Sie leisten in Zeitungswischen mit Muth gleich einem alten Weib.

Sie schämten ihres Namens sich, und das war klug,
 Auch Siegfried der Degen die Tarnkappe trug.
 Aus sichrem Hinterhalte wohl gleich dem grimmen Hagen
 Sie thaten gen den Knappen viel lühne Hiebe wagen.

So hielten Nibelungenhort die herrlichen Reden
 Gepanzert schwer mit Rajenklemm, Cylinderhut und Fräden.
 Sie schossen gar viel Pfeil und Speer, der Knappe ward nicht todt.
 Er hat sie munter ausgelacht — das war der „Nibelungen“ Noth.

*) Siehe die Postkartennotiz über das Nibelungenlied. (Märzheft), wegen welcher der Herausgeber dieses Blattes wiederholt anonym so heftig angegriffen wurde.

Bücher.

Ein österreichischer Dichter. Man kann so oft lesen, daß die heutige Literatur nichts mehr wert sei. Obwohl ich durchaus keiner von solchen bin, welchen alles oder auch nur der größte Theil recht ist, so kann ich's doch nicht mit jenen halten, die alles verurtheilen und selbst unsere Classifier schon stark anzweifeln, um sich den Schein zu geben, als hielten sie es nur mit der antiken Größe in der Literatur. Im stillen Kämmerlein aber lesen sie vom Modernen das Allermodernste gewisser Richtung und unterhalten sich recht gut dabei.

Ich finde, daß unter den Unmassen der neuen Literatur manches Schöne vorhanden, welches, wenn auch selten neuartig, nach den besten Mustern großer Vorbilder glücklich gearbeitet ist.

Ferdinand von Saar wird mit Recht der bedeutendste Novellist Österreichs genannt, besonders auch der Meister der Wiener Novelle. So enge einschachteln sollte man nicht. Als Stilist gehört er der Goetheschen, durch Paul Heyse gewissermaßen modernisirten Schule an; unter unseren vaterländischen Erzählern steht er in der Gruppe der Ebner-Gschenbach. Das wird in seinem neuesten Bande: „Frauenbilder.“ (Heidelberg, Georg Weiß), wieder recht klar. Dieser Band bringt zwei Geschichten „Genevra“ und „Geschichte eines Wienerlindes“, wovon erstere durch den gefälligen Stil, letztere sich auch vermöge ihres Inhaltes auszeichnet. Dieses „Wienerkind“, die Geschichte einer weltlustigen Frau, welche glücklich verheiratet ist und eines Tages ihrem Manne und ihren Kindern durchgeht, einem schönen Manne höchst zweifelhaften Charakters folgend, halte ich für eines der größten Meisterwerke der modernen Erzählungskunst. Saar liebt die Ichform, woraus sich leichter die Natürlichkeit und Unmittelbarkeit ergibt; er weiß da von seinen handelnden Personen nichts, als was er durch zufällige und flüchtige Begegnungen oder noch zufälligere Correspondenzen Dritter erfährt, aber mit diesen anscheinend so geringen Mitteln erreicht er das Größte, was an Charakterzeichnung, Schilderung und Anschlägen der Stimmung geleistet werden kann. Und in diesen Erzählungen sieht man wieder, wie nahe verwandt eigentlich doch die idealrealistische Erzählung einer älteren Schule mit der des sogenannten „Naturalismus“ von heute ist. In unbedeutenden Dichtungen, die nur an äußerlichkeiten hängen, mag dieser Unterschied hervortreten, in großen Werken, die sich vertiefen in Welt und Menschen, verwischt er sich. Das tragische Geschick des „Wienerlindes“ hätte weder von einem „Idealisten“ noch von einem „Naturalisten“ so einfach und treffend

geschildert werden können, als Saar es gethan. Da erinnere ich mich doch an den Ausspruch, den ein bekannter Schauspieler einer Dame auf den Fächer geschrieben: „Idealismus, Materialismus, Naturalismus, eitler Dunst; einzig und einzig ist die Kunst.“ — Welcher Lebensanschauung ein Dichter huldigt, ist auch wichtig, Ferdinand von Saar deutet den seinen in einem Ausspruche bei der „Genevra“ an: „Sie war glücklich, sie war eine starke Natur. Unglücklich sind allein die Schwachen.“ — Also wird es auch der Leser bestätigen müssen, daß Ferdinand von Saar ein ganzer Dichter ist. R.

Die eiserne Mark. Eine Wanderung durch das steirische Oberland.

Jedes Land, ob eben oder bugelig, ob mit Felsen gekrönt oder vom Meere bespült, ist heutzutage bestrebt, sich aller Welt aufzuzeigen, und natürlich nicht von der schlechtesten Seite. In jedes Heimat ist es schön, und diese Schönheit will der Heimat warmherziger Sohn ausrufen, gleich dem Kinde, das nur gern Liebes und Gutes von seiner Mutter erzählt. Diese Liebe zur Mutter ist es vor allem, weshalb der Dichter sein Heimatland so glühend preist. Für den Schriftsteller gibt es auch praktische Gründe, sein Land so anlockend als möglich zu schildern. Die Fremden kommen und bringen Geld. Davon hat der Schilderer zwar nichts, verlangt sich auch nichts, ist zufrieden, daß er seinem Vaterlande einen Dienst erweisen konnte, und findet den Lohn in der Freude darüber, daß seine Heimat auch den Fremden wohl gefällt.

Wozu bescheiden war der Steirer bisher, oder allzu egoistisch. Ein so einzig schönes Land zu haben und die anderen nichts davon merken zu lassen, alles allein genießen zu wollen! Das ist anders geworden, heute lassen wir in Wort und Schrift der vielgeliebten Steiermark Gerechtigkeit widerfahren nach besten Kräften. Läßlich ist es, den Fremden die Bedeutung und Schönheit des Landes aufzuzeigen, aber noch läßlicher und wichtiger dünkt es mir, die Steirer selbst einmal so recht eigentlich bekannt und vertraut zu machen mit ihrem Heimlande. Ein Steirer, der sein Land kennt, kennt ein gutes Stück Welt, er kennt das Hochgebirge und die Ebene, den blauen Alpsee und den breithinwogenden Fluß, er kennt die Sennhütte und die große Stadt, das Bergmannsleben und die Industrie, die Obstzucht und die Winzermwirtschaft, das urgesunde Bauernthum und das starke Holzervoll des Waldes. Es kennt den heiteren Deutschen und den klugen Slovenen, die trotz allem immer noch friedlich neben

einander leben möchten und nicht recht glauben wollen an die tiefe Kluft, welche Demagogen zwischen ihnen zu graben bemüht sind.

Der fleißigste, gründlichste und verdienstlichste der neuen Schilderer von Land und Leuten unserer Heimat ist Ferdinand Krauß. Vor wenigen Jahren ließ dieser Schriftsteller ein Werk über die nordöstliche Steiermark erscheinen, durch welches er die den fremden Touristen und Sommerfrischlern bis hin fast unbekanntem Gelände zwischen dem Schödel, dem Wechsel und der Kiegersburg, ich möchte beinahe sagen, dem Verkehre übergeben hat. Ich habe vielfach Gelegenheit gehabt, zu erfahren, wie sehr dieses Buch den Einheimischen wie den Fremden zum Danke geschrieben ist.

Nach jahrelangen Vorarbeiten hat Ferdinand Krauß nun bei „Lehram“ in Graz den ersten Band eines neuen Werkes, und zwar über Obersteiermark erscheinen lassen, welches den Titel führt: „Die eiserne Mark. Eine Wanderung durch das steirische Oberland.“ Dieses umfangreiche Werk behandelt die natürliche, geschichtliche, politische, wirtschaftliche, gesellschaftliche und touristische Beschaffenheit des Landes. Wahrlich, eine dankbare Aufgabe! Was sage ich, eine dankbare? Im Gegentheile. Es gibt kein Land und Leute beschreibendes Buch, an welchem jeder mit dem Theile, der seinen Wohnort betrifft, so ganz zufrieden wäre. Manches, was dem Einheimischen wesentlich erscheint, muß ja wegbleiben, weil es für die Allgemeinheit unwesentlich ist. Auch finden in Jahr und Tag auf Weg und Steg, in Haus und Gesellschaft Veränderungen statt, die in dem Buche nachträglich nicht immer berichtet werden können. Selbst Bädeler, der Leute aus aller Welt zu Mitarbeitern und Co-rectoren hat, theilt dasselbe Geschick.

Bei Krauß' neuestem Werke ließe sich vielleicht die Frage aufwerfen, ob die Anordnung desselben in allen Theilen zweckmäßig sei; ob nicht etwa den Touristensteigen u. dgl. zu viel Aufmerksamkeit gewidmet wurde, worin die Gefahr einer vorzeitigen theilweisen Veraltung läge; für ein touristisches Handbuch dürfte es sich seines Umfanges halber etwas schwer eignen. Meine heutige Aufgabe ist, das Erscheinen des heimischen Werkes: „Die eiserne Mark“ anzuzeigen. Und ich bin glücklich, meine Freude darüber ausdrücken zu können, daß wieder einmal ein schönes, gründliches und patriotisch warmherziges Werk über unsere Steiermark geschrieben worden ist.

Ich glaube, „Die eiserne Mark“ bedeutet eine populäre Heimatskunde, welche weder im Bürgerhause noch in der Arbeiter-

wohnung, weder im Herrenschlosse noch in der Bauernhütte, am wenigsten aber in den Volks- und Schulbibliotheken fehlen sollte. Es bietet in begrenztem Rahmen ein möglichst vollständiges Bild des heimischen Bodens und Lebens. Der Text ist unterflügt von zahlreichen Bildern, wovon einzelne zwar zu wünschen übrig lassen, viele aber ganz außerordentlich schön sind. Die Originalbilder wurden geschaffen von dem Künstlern A. Gerasch, E. v. Ritzberg, Karl O'Bynch, Ernst Payne und Georg Weineiß. Da gibt es im Bilde Landschaften, architektonische Bauten, Grundrisse, Kunstgegenstände, Porträts, Gruppen aus dem Volksleben, aus den Werkstätten, Karten, sogar Musiknoten u. s. w.

Der erste allgemeine Theil des Werkes behandelt die Volkswirtschaft, als: Viehzucht, Holzhandel, Jagd, Fischerei, Bergbau, Industrie. Dann folgt die Schilderung des obersteirischen Bauernhofes, der Alpenwirtschaft, der bäuerlichen Arbeiten, der Dienstbotenverhältnisse, ferner Charakterisierung des Volkslebens und der Familie, der Sitten und Gebräuche, der Tracht, des Volksliedes, des Tanzes, des Schützen- und Wildschützenwesens. Auch Mythen, Sagen und Aberglauben finden ihre Streiflichter. Gesundheitsverhältnisse, Unterrichtswesen, Sommerfrische, Vereine, Verkehrsmittel u. s. w. werden, wenn auch nur flüchtig, berührt. Besondere Würdigung erfährt die kirchliche Kunst, welche in Steiermark nicht gerade reich, aber interessant ist.

Der bedeutendste und wertvollste Theil des Werkes dürfte in den Abschnitten bestehen, die vom Eisenbau, dem Hammerwerkweisen der Steiermark und dem steirischen Eisenadel handeln. Unter letzterem, dem Eisenadel, sind die wichtigsten Hammerherrenfamilien Obersteiermarks seit den letzten vier Jahrhunderten zu verstehen. Es sind deren 109 im Werke geschichtlich vorgeführt — meines Wissens die erste Leistung in dieser Art.

Dann folgt die geographisch-topographische Beschreibung des Landes, und endlich kommen die Reiserouten, die auch für Touristen eingerichtet sind und dementwegen das Buch besonders Sommerfrischlern empfohlen werden kann. Die in diesem ersten Bande behandelten Routen sind die Gegenden des Mürztales, des Hochschwab, sowie die herrlichen Gelände von Mariazell, Leoben und Eisenerz. Obzwar hier und da eine kleine sprachliche Unbehilflichkeit vorkommt, sind die schönen Landschaften dieser Gauen doch mit großer Anschaulichkeit geschildert, so daß man selbst im Besen manchmal die sonnigen Felsbergspitzen zu sehen und das Waldbachrauschen zu hören glaubt. Jeder Ort findet seine genaue Beschreibung. Zwei von Alfons Egle neu

ausgeführte Landarten vervollständigen das inhaltsreiche Werk. Bei den gründlichen Vorarbeiten, die der Verfasser zu machen pflegt, werden wir auf weitere Bände wohl etliche Jahrzehnte warten müssen. Dann aber haben wir eine Landeskunde, bei welcher jedem heimatsfrohen Steirer das Herz lachen wird. Rofegger.

Die Kurzbauer-Rosl. Volksstück mit Gesang in fünf Aufzügen von Julius Köwen. (Wien. M. Lancer. 1892.)

Der Stoff ist gerade nicht neu. Die Rosl entragt aus Liebe zum Vater ihrem Herzliebsten, heiratet einen älteren Dorfprohen und die Folgen — nun man muß nicht alles ausplaudern. Sachgemäß müßte es nun zu einem schlimmen Ende führen, aber der Autor hat Erbarmen mit dem Publicum und schließt sein Stück nach Noth und Unheil mit einem glücklichen Paare. Die Meister des jungen Dichters sind Anzengruber und Morre und diese brauchen sich ihres Schülers durchaus nicht zu schämen. Die Behandlung des Volksthümlichen in Gebaren und Gesprächen ist ganz vorzüglich, die Spannung eine bedeutende, die Steigerung eine künstlerische, die Episode des „Leutl“, welche zwar stark aus „Nullert“ erinnert, voll herzstärkenden Humors. Schon beim Lesen des Stückes habe ich einen Genuß gehabt, bei verständnisvoller Auf- führung an einem großen Theater müßte es von bedeutender Wirkung sein. Das Können ist vorhanden; wenn der Dichter auch frische, durch Eigenart fesselnde Stoffe findet, dann sind wir um einen Volksdramatiker reicher. R.

Gedichte von Helene Migerka. (Wien, G. Szeliński.)

Sagte es nicht das Titelblatt, man würde kaum auf den Gedanken kommen, in dem vorliegenden Büchlein die Verse einer jungen Dame vor sich zu haben. Wer darin nach Mondscheinnächten, schlagenden Nachtigallen, weltchmerzlichen Gefühlen und anderen, die landesübliche Badfischpoesie kennzeichnenden Dingen suchen wollte, der wird in Helene Migerkas Gedichten nichts Derartiges finden, auf jeder Seite aber wird er das Wehen eines eigenartigen, fast männlich gereiften Geistes verspüren können, der sich viel weniger mit dem eigenen Ich, als mit seiner Umgebung beschäftigt. Das Thema „Liebe“ wird kaum flüchtig gestreift; die Stimmungsliryk überhaupt ist fast nur durch Naturbilder, die sich durch warmes, ursprüngliches Empfinden auszeichnen, vertreten. Weitauß am

zahlreichsten sind die Gedichte satirischer Richtung; in ihnen kommt die Eigenart der Verfasserin am schärfsten zum Ausdruck.

Mit nackter, unerbitterlicher Offenheit werden hier die Verirrungen und Thorheiten unserer modernen Gesellschaft ge- geißelt. Wir halten diese trefflichen Satiren für den besten Theil der Sammlung. Besonderes Lob gebührt den feinsinnigen Räthseln, den knappen, treffenden Sprüchen, sowie den leider nur sehr wenig vertretenen Reflexionsdichtungen; die hieher gehörige, in freien Rhythmen geschriebene „Trilogie“ gehört zu den besten derartigen Schöpfungen unserer modernen Lyrik. Für verfehlt dagegen halten wir die „Chaselen“, bei denen uns Inhalt und Form in innerem Widerspruch zu stehen scheinen: wer würde schäumendes Bier in zierlichen Liqueurgläschen kredenzen wollen? Alles in allem zeigen die „Gedichte“ ihre Verfasserin als eine durchaus selbstständige Dichternatur, auf deren weitere Entwicklung man gespannt sein darf. C. W. G.

Die Bethanier. Eine biblische Geschichte. Von August Benesch. Zweite Auflage. (Graz. Leykam.)

Das vorliegende kleine Epos führt uns in den Kreis der Geschwister Eleazar, Martha und Maria Magdalena. Sie harren des Messias, jedes auf seine Weise; Eleazar starr strenggläubig, Martha ruhig und voll frohen Muthes, Maria sehnsüchtig ausschauend nach dem Gotte der Milde, der Nächstenliebe gebietet. In dieser schöne, rührende Idyll tritt die hehre Lichtgestalt des Heilandes, um es zu verklären. Wie dies bei religiösen Epen gewöhnlich der Fall ist, tritt das lyrische Element auch hier durch; das ist die Klippe, welche selbst Klopstock und nicht einmal Milton umschiffen konnte; indessen ist der Bau dieses kleinen Epos ziemlich fest gefügt und der Grundgedanke tönt überall scharf genug durch. V.

Maienzeit. Album der Mädchenwelt. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Sonst erscheinen die Almanache, Familien- und Volksbücher gewöhnlich zu Weihnachten. Warum nicht zur Maienzeit? Weil hier die Concurrnz zu groß ist. Mit den lebendigen Blättern und duftenden Rosen nehmen es die todten nicht auf. Und doch haben wir hier den ersten Jahrgang eines Albums vor uns, welches stets im Frühjahre erscheinen wird; es bietet alles Mögliche auf, um mit dem Mädchen aus der Fremde zu rivalisiren. Zuerst fällt daran

die herzige Ausstattung, der schöne und reiche Bilder Schmuck ins Auge. Die Beiträge von namhaften deutschen Dichtern bestehen hauptsächlich aus Erzählungen und Gedichten, Schilderungen und Stimmungsbildern — alles selbstverständlich für sittliche Mädchen sehr geeignet und deshalb als Maiengabe bestens zu empfehlen. M.

Die Hygiene der inneren Organe. Von Paul Mantegazza. (Königsberg-Heinrich Maj.)

Von allen Schriften Mantegazzas dürfte diese in Deutschland den nachhaltigsten Einfluss gewinnen, weil sie nicht nur ein glänzendes Zeugnis seines funken-sprühenden Geistes und Wizes, sondern auch eine solche Fülle von thätlichen Belehrungen bietet, daß man oft in die Lage kommen wird, hie und da wieder nachzuschlagen und auch, weil man diese Bändchen auch unserer erwachsenen Jugend unbedenklich in die Hände geben kann. So wird seine Encyclopädie zu einem empfehlenswerten Hausbuch. In dem neuen Bändchen beschäftigt er sich mit den Eingeweiden; ihnen die richtige Pflege angedeihen lassen, heißt schon vier Fünftel des Weges durchlaufen, der zu dem Ziele führt: ein hohes Alter zu erreichen und lächelnd in den Tod hinüber zu schlummern. Er spricht über die Hygiene der Leber, der Galle, der Milz und der Nieren und empfiehlt jedem, darauf zu achten, wo seine Achillesferse ist, um eine glückliche Harmonie der Lebensfunctionen herbeizuführen. Verfasser geht dann zur Hygiene der individuellen Constitutionen über, deren Verschiedenheit durch die verschiedene Natur der Eingeweidezellen bedingt wird und gibt Vorschriften für schwächliche, fettleibige, magere, nervöse, ikrophulöse und tuberculöse Constitutionen. Von entzückender Feinheit und Decenz ist das heikle Capitel, das jeder mit ebensoviel Vergnügen als Nutzen lesen wird und das er betitelt: „Die kleinen Misären des Lebens.“ In ihm spricht er dann auch über die verschiedenen Arten des Sizens, wobei er dem Schaukelstuhl ein Loblied singt, und endlich sehr eingehend und für viele Leidende tröstlich über Hämorrhoiden. Die Gewandtheit der Übersetzung kommt der Lectüre des Buches außerordentlich zustatten.

Als Festschrift zur 300jährigen Comeniusfeier ist zu empfehlen das Buch von Anton Urbka: Leben und Schicksale des Johann Amos Comenius, mit Benützung der besten Quellen dargestellt. Zwölf Bogen stark, mit 17 Abbildungen. (Fournier & Haberler in Znaim.)

Dieses Buch, geschrieben von einem

mährischen Lehrer aus der engeren Heimat des Comenius, wird neben allen anderen biographischen Schriften jedem Forscher, wie jedem Verehrer des großen Pädagogen bedeutsam sein wegen der zahlreichen, noch nirgends in deutscher Sprache gedruckten neuen Forschungsergebnisse über die unaufgeklärte Heimat und Abstammung des Comenius. V.

Geschichten aus der Unterwelt. Von Heinrich Noë. (Hartleben. Wien.)

In diesem Buche bestätigt sich der alte Erfahrungssatz, daß alle die Schöpfungen vorzüglich ausfallen, zu welchen sich nur ein Mensch eignet, eben dieses Individuum und kein anderes. Noë hat eine Reihe von Jahren auf einer einsamen Station des Karstes gelebt und dort Gelegenheiten gefunden, den Lebenserscheinungen, die mit den Wundern der Unterwelt jener in ihrer Art einzigen Gebiete zusammenhängen, in einer Weise nahezutreten, wie sie Männern, die schriftstellerisch thätig sind, niemals durch die äußeren Umstände geboten worden ist und wohl auch kaum jemals wieder geboten werden wird. Hier ist alles eigenthümlich, ungewöhnlich. Wir steigen mit den Gestalten, die er uns vorführt, durch die finsternen Thore in jene gewaltigen, zum großen Theile noch unbetretenen Hohlräume hinab, fahren auf unterirdischen Strömen, kämpfen uns durch das bizarre Dickicht der Kalkfinterbildungen und betheiligen uns an den Abenteuern, zu welchen diese Gestalten sämtlich durch Beweggründe, die mit der Touristik nichts gemein haben, veranlaßt werden. Etwas von der persönlichen Rücksichtslosigkeit und der freiwilligen Sonderstellung, die den Verfasser offenbar als Menschen kennzeichnen, ist seinem Buche zugute gekommen, und würde es aus der Flut des Büchermarktes auch dann hervorheben, wenn dem Stoffe nicht in gleicher Weise der Vorzug der Neuheit zuläme. Noë steht obenan, wenn es sich darum handelt, ein ergreifendes Bild von den Besonderheiten des Menschenlebens auf einem bestimmten begrenzten Fleck Erde und von der Wechselwirkung zwischen Natur und Menschenleben innerhalb eines solchen Rahmens zu entwerfen. Wir begrüßen in dem Buche eine der originellsten und wertvollsten Leistungen der erzählenden Literatur. V.

Das Wetter und der Mond. Eine meteorologische Studie von Rudolf Falb. Zweite vermehrte Auflage. (Hartleben. Wien.)

An der Hand eines zahlreichen Beobachtungsmaterials zeigt der Verfasser, daß dieser vielfach geleugnete Einfluss nicht

nur thatsächlich bestehe, sondern auch zu gewissen Zeiten sich sogar recht hervorragend fühlbar mache. Es handelt sich dabei um die dem Verfasser vollständig eigenthümliche, zunächst aus Beobachtungen abgeleitete und dann auch theoretisch begründete Charakterisirung dieses Einflusses. Einige der vorgeführten Thatsachen und Gesichtspunkte bieten dem Verfasser Gelegenheit zu beachtenswerten Episoden über die Schlagwetter-Explosionen in den Bergwerken und die großen Abendröthen des Jahres 1883, durch deren originelle Erklärung zwei sich entgegengesetzte Ansichten über deren Ursprung harmonisch vereinigt erscheinen. V.

Symphonie. Ein Gedichtbuch von Karl Busse, Franz Evers, Georg E. Geilfus, Victor Hardung, Julius Banjelow. Herausgegeben von Franz Evers. (Verlagsanstalt M. Voehl. München)

„Ein ungeschminktes lyrisches Ausleben in modernen Kunstformen; keine Programm-Schablone, aber auch keine conventionell-sfarblofe Reimauffstapelung will diese Sammlung sein. Das Rückzugssignal zu einer tendenzlosen Kunst, nach der unsere Zeit sich sehnt, ein fröhlich-ernster Jagdzug heraus aus dem Literaturmischmasch der Ellenbogendichtung! Ein Buch für das deutsche Weib, und doch kein bleichsüchtiges Töchteralbum!“

Einzelne der Gedichte kommen solch guter Absicht nahe, aber nicht alle. In dem etwas phrasenhaften Vorworte wird von einer neuen gewaltigen Zeit gesprochen, in den Gedichten ist von einer solchen nicht viel zu merken. M.

Aus dem lachenden Wien. Spiegelbilder von Ottokar Tann-Bergler. (Wien. J. Dirnböck's Verlagshandlung. 1891.)

Wenn Wien lacht, das gibt immer einen frischen Klang, es ist das Lachen eines Glücklichen. Wenigstens war es früher so. Unser liebenswürdiges Buch erzählt prächtige Stüdchen, die auch den Leser zu einem fröhlichen Lachen bringen. Und solche Bücher stiften das Beste. M.

Das Bibliographische Institut in Leipzig beschäftigt sich gegenwärtig mit der Herausgabe eines lange vorbereiteten neuen geographischen Werkes, welches unter dem Titel: Meyers Kleiner Hand-Atlas in 100 Kartenblättern und acht Textbeilagen eine neben zahlreichen Neuzügen geschichte und dem praktischen Gebrauch angepasste Zusammenstellung des wertvollen Kartenapparates aus Meyers großem Conversations-Lexikon bringen wird. V.

Österreich-Ungarn und das Haus Habsburg. Geographisch und statistisch, geschichtlich und genealogisch in Umrissen dargestellt von Dr. Moriz Goernes. (Taschen. Karl Prochaska.)

Ein echtes, liebenswürdiges, mit vielen Bildern der Dynastie ausgestattetes Volksbüchlein, jedem Österreicher, besonders der Jugend sehr zu empfehlen. M.

Rembrandt als Erzieher. Von einem Deutschen (Leipzig. C. L. Hirschfeld. 1892)

Von diesem höchst merkwürdigen Buche, das der „Heimgarten“ in seinem XV. Jahrgange, Seite 44 – 50, charakterisirt und gewürdigt hat, ist nun die vierzigste Auflage erschienen. M.

Dem „Heimgarten“ ferner zugegangen:

Die drei Bevölkerungstufen. Ein Versuch, die Ursachen für das Blühen und Altern der Völker nachzuweisen von Georg Hanjen. (München. J. Lindauers Verlagshandlung.)

Schillers Briefe. Kritische Gesamtausgabe in der Schreibweise der Originale herausgegeben und mit Anmerkungen versehen von Fritz Jonas. (Stuttgart. Deutsche Verlags-Anstalt.)

Von dem umfangreichen Werk liegt die erste Lieferung vor.

Friedrich der Große über Religion, Erziehung und Schule von E. Schröder. (Berlin. Eduard Ketzels. 1892.)

Mannesworte an die Treuen und Protestanten der Zeit von Friedrich Dufmeyer. (Berlin. Eduard Ketzels. 1892.)

M. von Egidys christliches Bestreben und darauf bezügliche religiöse Anschauungen aus den unteren Volksschichten. Herausgegeben von Paul Dörfling. (Bergen a. N. 1891.)

Für Wahrheit und Recht. Unpolitische Herzensergüsse eines unverbesserlichen Idealisten. Von August Kessel. (Zürich. Verlags-Magazin.)

Schneeballen. Von Heinrich Hansjakob. (Heidelberg. Georg Weis. 1892.)

Junker Quirin. Ein Jahr seines Lebens von A. Tandler. Herausgegeben von Alexander Engel. (Leipzig. Literarische Anstalt. 1892.)

Helene Friedländer. Ein Denkmal. (Wien. Wilhelm Fried. 1892.)

Sausa Dinga. Neue Folge der „Egerländer Histörchen“. Scherz-Reime in der

Mundart der Karlsbader Umgebung. Von Josef Hofmann. (Karlsbad. Hermann Salob. 1892.)

Der Mann von Welt. Grundsätze und Regeln des Anstandes, der feinen Lebensart und der wahren Höflichkeit für die verschiedenen Verhältnisse der Gesellschaft. Von J. G. Wenzel. Bierzchute, nach den herrschenden Sitten der Gegenwart umgearbeitete und vermehrte Auflage. (Hartleben. Wien.)

Der immer schlagfertige Tafelredner. Originelle, heitere und ernste Toaste und Tischreden in Poesie und Prosa, in Hoch- und Plattdeutsch, zu allen erdenklichen Gelegenheiten unter rauschendem Beifall vorzutragen. Von A. Krüger, Lehrer. Vierte, vermehrte Auflage. (Oranienburg 1892. Ed. Freyhoff.)

Anleitung zur Majolika-Malerei. Von Julius Dubovszky. (Hartleben. Wien.)

Grundbesitz und Grundsteuer. Besprochen von einem ehemaligen Mitgliede des Abgeordnetenhauses. (Graz. Leykam.)

Der Obstbaum im Hausgarten von Karl Trefil, Oberlehrer in Wien-Döbling. Herausgegeben von Otto Pfeiffer, Redacteur der Garten-Zeitschrift „Illustrierte Flora“ und „Illustrierte Nützliche Blätter“. (Wien. 1892. Mariahilferstraße 115.)

Mit Schwung und Liebe. Preiswalzer von Richard Grill. (Wien. Otto Maas. 1892.)

Tempora mutantur! Glossarium zum Schulgesetz-Entwurf von Christianus Democritus. (Düsseldorf. Felix Bagel.)

Kritische Revue aus Oesterreich. Politik, Socialdemokratie, Kunst, Wissenschaft und Literatur. Redacteur Josef Graf. (Wien.)

Wiener Literatur-Zeitung. Herausgegeben von Dr. A. Bauer. III. Jahrgang, 3. Heft. (Wien I. Wollzeile 2)

Postkarten des „Heimgarten“.

J. S., Salzburg. In jenem Vortrage wies Professor Dr. Sepp (München) nach, daß das römische Reich an — billigem Brote zu Grunde gieng. Dieses billige Brot führte man aus Aegypten ein, während der heimische Bauernstand zum Lande hinausgewirtschaftet wurde. An was erinnert das? Nein, der Ruf nach billigem Brote darf nicht auf Kosten der Lebensgesetze des Staates befriedigt werden.

* Im Märzhefte des „Heimgarten“ stand eine Postkartennotiz über das Nibelungenlied. Diese, durch rüpelhafte Herausforderung hervorgerufene halbprivate Redaktionsnote hat in der weiten Welt manch ehrliche Verblüffung und viel gut gespielte Entrüstung verursacht. Die Bemerkung hat ihre Geschichte, welche wir einmal erzählen können und welche den herben Ton begreiflich machen wird. Ob und inwiefern das Nibelungenlied als Vorbild deutscher Tugenden für uns gelten kann und will, darüber wird es unterschiedliche Meinungen vertragen können. Wir haben die unsere ausgesprochen. Finden auch keinen Hochverrath daran, wenn ein Sohn unserer Zeit den alten Heldenepen keinen rechten Geschmack abgewinnen kann. Den Wert des Nibelungenliedes als großartiges Sagen- und Culturdenkmal hat die bewußte Notiz nicht bestritten. Damit lieb Vaterland — welches plötzlich ein so großes Gewicht auf die Aussprüche des „Heimgarten“ legt — wieder ruhig sein kann, sei hiemit der angedeutete Wert des Nibelungenliedes feierlichst bescheinigt. Graz, am Palmsonntage, im Jahre des Heiles 1892.

F. L., München. Martin Greiß Schauspiel „Ludwig der Baier oder der Streit von Mühldorf“ soll im nächsten Früh-sommer zu Kraiburg am Inn, und zwar zum achthundertjährigen Jubiläum des uralten Marktfleckens zur Aufführung kommen.

B. J., Karlsruhe. Ob man Mädchen-gymnasien- und Frauenuniversitäten errichten soll? Gewiß! Und Militärakademien für Backische. Dreijährige Soldatenzeit für Weiber und Landwehrpflicht für alte Frauen. Gleichzeitig aber auch Kochschulen für Jünglinge und Männerliceen, in welchen besonders über Kinderpflege Unterricht erteilt wird.

L. M., Graz. Dem im Verlage „Leykam“ in Graz von Hermine Proschlo herausgegebenen illustrierten Jahrbuche „Jugendheimat“, dessen erste fünf Bände der Annahme von Seite des Kaisers gewürdigt worden sind, wurde auch in seinem sechsten Jahrgange diese Ehre zutheil. Desgleichen sind die ersten Bändchen der von derselben Verfasserin herausgegebenen Bibliothek „Jugendlaube“ in die kaiserliche Fideicommissbibliothek aufgenommen worden.

J. A., Wien. Ein Porträt Friedrich Schögl's hat E. Ullmayer (Wien, Währing, Theresien-gasse 8) angefertigt.

M. A., Budweis: „Martin der Mann“ paßt für Ihren zwölfjährigen Jungen nicht.

* Bitten unaufgefordert an den „Heimgarten“ Manuskripte nicht einzuschicken.



Ein Rebell.

Geschichte aus deutscher Heldenzzeit von P. A. Hofegger.

(Fortsetzung.)

Zum Gehentwerden ist es immer noch früh genug.

Jetzt müssen wir einen kleinen Rückblick halten auf Peters anfänglichen Zufluchtsort. Der Stadl unter der Steinwand war in Eile so ausgestattet worden, daß ein Mensch zur Noth ein paar Wochen darin leben konnte. Es fehlte nicht an einem Kochherde, nicht an Nahrungsmitteln, nicht an Heu, um sich zu bergen, sogar Eschenholz und Schnitzwerkzeuge waren vorhanden, denn Beschäftigung bedarf ein Mensch wie der Mahrwirt zur Erhaltung der Gesundheit so dringend, wie Nahrung.

Doch sollte seines Bleibens an diesem versteckten Orte nicht lange sein. Schon in der vierten Nacht seines Aufenthaltes im Stadl bemerkte Peter, daß unten beim etwa eine halbe Stunde entfernten Stein-

wändbauer der Haushund ununterbrochen bellte, was in den vorhergehenden Nächten nicht so gewesen. Bald nach Mitternacht waren dort auch ein paar Flintenschüsse abgefeuert worden. Peter machte sich eilends fertig, band Schneereifen unter seine Sohlen und flüchtete hinan ins hohe Gebirg. Anfangs gieng es leidlich, als der Morgen anbrach, war er schon auf den Steinböden. Hier über glatten, gefrorenen Schnee war jetzt ein leichteres Vorwärtzkommen als im Sommer über das rauhe Gestein. Peter trachtete der öden Alp zu, der Hütte, in welcher er etliche Wochen früher Zuflucht gefunden hatte.

Um die Mittagszeit, als er rastete und hinausblickte in die blendende Schneelandschaft der hohen Berge und hinab in die Thäler, die mit grauem Nebel wie vollgepfropft waren, bemerkte er zu seinem Schreck eine

schwarze Kugel, welche aus den Tiefen sich über die Schneefelder gegen ihn herabbewegte. Peter eilte weiter und erreichte einige Stunden später schon gar erschöpft jene Mulde, genannt: die öde Alp. Dort meinte er anfangs, er hätte sich verirrt, weil keine Hütte da war, allein als er aus dem Schnee die rothbraune Mauer eines Kochherdes hervortragen sah, ward es ihm klar: die Hütte ist abgebrannt. Mit Aufbietung der letzten Kraft gieng er nun in den Kessel hinab, zu den Hütten, in deren einer damals sein Hans gelegen. Die Felskämme legten schon ihre langen kalten Abendsschatten über dieses Hochthal, in welchem Peter statt der Hütten — ein paar Brandstätten fand. Nun mußte es der Mahrwirt wohl glauben, was er schon früher gehört hatte, daß die Baiern im Gebirge alle Hütten niedergebrannt hätten, um den Flüchtlingen die Schlupfwinkel zu zerstören.

— So heißt es hier untkommen, weiter kann ich nicht mehr, dachte Peter und ließ sich nieder in den Schnee. Da kam die Lehne herab jene schwarze Kugel ganz langsam auf ihn zugeschwebt. — In Gottesnamen, so sollen sie mich haben! Dachte der Mahrwirt. Aber bald erkannte er, daß es kein Verfolger war, sondern ein alter kleiner Tiroler Bauer, der unter der Last eines großen Ballens keuchend auf ihn zukam. Der Ballen hatte den kleinen Mann früher fast ganz verdeckt gehabt, so daß es geschienen, derselbe gleite ganz allein heran. Wer ihn schleppte, war ein Kleinhändler aus Schalder, genannt der Mösel-Gugu, ein als sehr aufrichtig bekannter alter Mann, dem Peter sich wohl vertrauen konnte.

„Warum willst du mich umbringen, Mahrwirt?“ rief nun der Alte mit ganz heiserer Stimme auf ihn her. „Immer hab' ich geschrien: Wart, Wirt, ich kann dir nit mehr nach! Daß du vor den Hütten lauffst, die richtig schon in der Stein-

wand sind, versteh ich; daß du vor mir altem Hascherl lauffst, ist wild! Wenn meine Lungel jetzt hin ist, kannst mir deine geben. Bettgewand und Speck hab' ich da.“

Später giengen sie gegen die Felswand, krochen in eine Spalte, die der Schnee mit einem Vorwall fast verschlossen hatte und verbrachten dort die Nacht.

Am nächsten Morgen hielten sie Rath, was nun zu beginnen sei. Der kleine Mösel-Gugu mußte dabei immer so steil zum großen Mahrwirt aufschauen, daß er deswegen ganz mißmuthig wurde. „So groß sein, das ist auch nit schön!“ murmelte er. „Nachten hab' ich dich immer müssen, weil du ein braver Mensch bist, Mahrwirt, aber extra gern hab' ich dich nie gehabt. Jetzt spielen sie dich gar auf einen Helden hinaus; andere haben auch was geleistet, kümmert sich keine Kat' um sie. Aber halt du, der Mahrwirt — bitt' schon um Verzeihung, ich bin aufrichtig.“

Ja, das wußte Peter schon lange, daß der Mösel-Gugu den Leuten immer Unangenehmes ins Gesicht zu sagen pflegte, was ihn aber nicht hinderte, es mit jedem gut zu meinen.

„In deiner Haut möcht' ich nit stecken, Mahrwirt“, fuhr der Mösel-Gugu fort. „Du wirst nimmer viel Gutes haben auf der Welt. Das böse Gewissen! Hast doch viel Leut' umgebracht! Die armen Seelen derer von den Eisackschluchten werden dir auch zusehen. Will schon beten für dich. Wirst es nöthig haben.“

„Du machst mir nicht leichter mit deinen Reden“, entgegnete Peter.

„Musst mir schon verzeihen, red' halt, wie ich mir denk!“

„Daß du mir mit Pelz und Loden und Kost nachgegangen bist, werd' ich dir nicht vergessen“, sagte der Mahrwirt.

„Ei, selber hätt' ich das nit gethan“, gestand der Alte. „So weit geht meine Nächstenlieb nit, daß ich den Flüchtlingen mein eigen Speck und Bettgewand nachschleppe. Vom Steinwänder und den anderen bin ich geschickt und lass' mich dafür gut zahlen. Haben mich ja zum Aufpasser gemacht unten beim Stadl, daß die Büttel nit haben können anschleichen. Kälte gelitten genug dabei und jezt das Nachlaufen. Als ob mein Leben weniger wert wär', als das eines Anderen. Na ja, so geht's halt, ich brauch einen Verdienst. Du mußt jezt ins Passeier hinüber, daß ich wieder heimgehen kann.“

Ins Passeier hinüber. Das war ein weiter, im Winter kaum passierbarer Weg, umso sicherer jedoch vor den Verfolgern. Der Mahrwirt band die Sachen zusammen, um sich auf die Wander zu machen.

„Mußt trachten, daß du zum Sandwirt kommst“, meinte der Mofel-Gugu, „halt's euch, so lang als möglich, zum Gehentwerden ist es immer noch früh genug. Ich sag's wie ich mir denk', das Letzte wird doch der Strick sein bei euch allen miteinander.“

„Du kannst schon heimgehen, Mofel“, sagte der Mahrwirt. „Ich werde schon auch allein weiter kommen. Nimm dir ein Stückel Speck mit auf den Rückweg.“

„Oh, behalt' deinen Speck nur, wirft ihn schon selber brauchen, bist ohnehin schon hundsmager.“

Der Mahrwirt athmete fast auf, als er allein war. Dieser Mensch, dachte er, ist doch ein bißel stark aufrichtig. Bei dem seiner Wahrheitsliebe möchte ich für nichts gutstehen. Wenn ihn die Büttel fragen nach dem Mahrwirt, so wird er nicht still sein, sondern gewiß die Wahrheit sagen. Und hat eigentlich ganz recht. Aber ich will mich doch lieber sicherstellen. Den Feinden in die Hände zu fallen, ist keine große Ehre. Die Franzosen würden mich als Geißel

betrachten und dem Lande damit weiß Gott was herauspressen wollen.

Als der Mofel-Gugu aus seinem Gesichtskreise verschwunden war, änderte Peter die Richtung. Nicht dem Taufnerjoch und nicht dem Passeier strebte er zu, sondern links über die weiten Höhen hin wanderte er gegen den Ritten hinaus. Nach Überwindung außerordentlicher Beschwerlichkeiten kam er an einem der nächsten Tage hinab in die Gegend oberhalb Klausen.

Dort sah er sich auf einmal fast mitten unter französischen Soldaten, welche die Dörfer und Höfe durchstöberten und in den Wäldern streiften. Der Mahrwirt stand in seinem braunen Gewande zwischen braunen Kiefernstämmen und blieb unbeweglich dort stehen von Mittag bis zur Abenddämmerung. Mehrmals waren die Büttel nur wenige hundert Schritte von ihm entfernt, sie spähten durch das Gestrüch her, bemerkten ihn aber nicht, denn er stand still wie ein Baumstrunk.

Als die Dunkelheit eingetreten war, übersekte er nächst der Klamm den Eisack und gieng durch das enge Villnöfsthäl hinauf gegen das wilde Gebirge. Wo der ausgetretene Pfad aufhörte, verwischte er mit einem Fichtenast im Schnee die Spuren seiner Füße, damit man nicht sehen konnte, ob und in welcher Richtung ein Mensch oder ein Thier gegangen. Er hatte Hoffnung.

Gelang es ihm, das wilde Gebirge zu übersteigen und hinüber ins Ampezzo zu kommen, dann konnte er hoffen, Kärnten zu erreichen.

Am nächsten Abende kam der Mahrwirt in die Felsentarre hinter dem Hochkofel. Dort war alles wüst und nirgends eine schützende Stätte zur Ruhe für die Nacht. Er kletterte das Gewände hinauf, um eine Felsenkluft zu suchen und fand endlich eine Höhle, deren Eingang mit Eis getäfelt und mit Eiszapfen vergittert war. Peter brach sich durch und gelangte in einen

trockenen Raum, der ganz finster war und in welchem die Schritte widerhallten wie in einem großen Gewölbe. Der Boden war rauh und klüftig, allein die Luft war nicht so kalt wie draußen, daher beschloß Peter, in dieser Höhle zu übernachten. Er zündete seine Talgkerze an und holte Brot und Speck hervor aus seinem Bündel. Während des Mahles betrachtete er die schauerlichen Steingebilde, welche im Halbdunkel gespenstisch aufragten und niederhiengen und zwischen welchen bisweilen ein Geräusch war, als husche und flattere mancherlei Gethier umher. Der Flüchtling bereitete sich in einer niedrigen Nische sein Lager, that ein Gebet zum Jesukinde, dessen Geburt in dieser Nacht gefeiert wurde, und versank nach den vielfachen Strapazen in einen tiefen Schlaf.

Als Peter erwachte, war es noch finster, er wußte nicht, ob kein Tagesstrahl in die Höhle fallen konnte oder ob überhaupt die Nacht noch währte. Plötzlich sah er zuckenden Lichtschein, der im Eisvorhange allerhand Farben spielte. Er sprang auf, wollte hinaus, da standen sie vor ihm, ihrer zwanzig oder dreißig Soldaten mit Fackeln und Rüstung.

„Er ist es schon!“ schrie eine Stimme überlaut.

Peter hatte einen Augenblick Gelegenheit, über die Felswand hinauszuspringen und es kam ihm auch der Gedanke. Er schlug ihn tapfer zurück: Willig sterben, ja! freiwillig sterben, nein! Der Richter ist Gott. — Er gab sich gefangen. Sie banden ihm die Hände, zerrten ihn thalwärts und trieben lauten Spott. Voll Empörung darüber machte er plötzlich einen Versuch, den Berghang hinauszuspringen, sie rissen ihn zurück, er rang mit den Bütteln, deren drei hatten lange zu ihm, um ihn zu Boden zu werfen. Hierauf wurde er sorgfältiger und vielfacher gefesselt und es begann der weite Marsch thalwärts entlang der

rauschenden Willnöß und dann gen Brizen. Unterwegs bei den Ortshäusern hatte sich auch Besatzungsmannschaft dem Zuge angeschlossen, um einem etwaigen Aufruhr in der Bauernschaft vorzubeugen.

Also zogen sie heran und also war es, daß am Mahrwirthshause in Schreck und Angst gerufen wurde: „Sie haben ihn! Sie bringen ihn.“

Das Kriegsgericht Seiner Majestät des Kaisers der Franzosen.

Man sah nun den Trupp der schwer bewaffneten Soldaten. Mindestens an sechzig Mann, die raschen Trabes die Straße herankamen. Voran auf dem Pferde ein Officier. Als dieser den aufgeregten Volkshaufen sah, der sich vor dem Wirthshause zusammengewirbelt hatte, rief er mit schmetternder Stimme: „Platz da! Platz für den Rebellen!“

Die Gewehre rasselten, die Säbel funkelten, die Leute wichen zurück. Und nun kamen sie heran, mitten unter ihnen Peter Mayr, der Mahrwirth. Er ragte fast über die Soldner hervor, obzwar er gebeugten Hauptes gieng. Der spitze, verwitterte Lodenhut saß ihm so windschief, daß man wohl merkte, wie denselben ein anderer willkürlich auf den Kopf gestülpt hatte. Haar und Bart waren lang und verwildert, Eis und gestocktes Blut hiengen daran. Das Angesicht des sonst so frischen kräftigen Mannes war eingefallen und blaß zum Herzbrechen. Einmal, zweimal war sein Blick auf das Haus hingezuckt, an dem sie vorbeimarschirten, gegen Brizen in die Stadt hinein; dann hielt er sein Auge wieder zu Boden geschlagen, nicht trotzig, sondern ergeben. Seine Hände waren ihm auf den Rücken gebunden, sie waren vor Kälte und der Fesselung ganz blau angelaufen. Um den breiten Ledergurt, sowie auch um den Hals waren ihm Stricke gelegt, an denen ihn

zwei Männer führten und deren Schlingen jeden Augenblick zusammengezogen werden konnten. Die kurze, grünliche Toppe war an mehreren Stellen zerrissen, die Ärmel blutig, ein Zeichen, daß er sich nicht freiwillig ergeben hatte.

Die umstehenden Leute murmelten und flüsterten zaghaft untereinander und ergingen sich in Muthmaßungen, wo und unter welchen Umständen er denn aufgegriffen worden sein mochte. Auf einmal ward es laut: „In der Rosshöhlen haben sie ihn erwischt! In der Rosshöhlen hinter dem Hochkofel drüben!“

Antonio, welcher auf der Haus-
thürschwelle stand, hörte das und wurde blaß wie die Wand.

„Was haben sie gesagt?“ fragte er den Nebenstehenden in einem Tone, als würde ihm die Kehle zugeschnürt.

„Ja!“ riefen jetzt mehrere und zeigten mit den Fingern auf ihn: „Dort steht er! Der hat in verrathen! Der Musikant hat ihn verrathen!“

Zur Stunde kamen von der Brigner Brücke her Reiter angesprengt, bayerische und französische Hauptleute. Sie ritten heran und hielten den Zug auf, der den Gefangenen führte.

„Wohin wollt ihr mit ihm?“ rief einer der Reiter, „in Brigen hat der nichts zu thun. Er gehört nach Bozen! Zurück!“

— „Nach Bozen“, murmelten die Bauern. „Nachher ist es aus mit ihm!“

Der Zug wendete sich, da eilte Frau Rothburga herbei, warf sich vor einem der Officiere auf die Knie und bat, daß man den Gefangenen eine Stunde rasten lasse in seinem Hause.

„Gehet hin und nehmet Abschied von ihm!“ das war der Bescheid.

Da stürzte sich das Weib an die Brust des Gefesselten und rief: „So sehen wir uns wieder! Und wie sie dich geschlagen haben!“ setzte sie voll Zärtlichkeit hinzu, riß ihr Busentuch herab und reinigte damit das Angesicht

des Mannes. „Du armer Mensch, du mein einziger armer Mensch! Wie hat's denn können sein? Bist denn nicht in der Steinwand gewesen, wo niemand hinkommt?“

„Dort war kein Bleiben“, antwortete Peter. „Wollt' hinüber ins Ampezzo und weiter ins Kärnterische. Hinter dem Hochkofel in einer Höhlen habe ich geschlafen und dort haben sie mich abgefangen.“

„Daß du so unglücklich mußt sein, du guter, herzgetreuer Mann!“ klagte Frau Rothburga weinend. „Was hast du denn gethan, als was nicht deine Pflicht ist gewesen, und die anderen all nicht auch gethan haben! Was wollen denn sie denn mit dir? Jesus, was wollen sie denn mit dir?“

Peter sagte kein Wort darauf, er weinte auch nicht, voll unendlicher Betrübniß schaute er sie an. Frau Rothburga war zu Boden gesunken und krampfhaft umspannte sie seine Knie. Da rief der Mahrwirt plötzlich aus: „Weib! Zu Dem schau auf!“ Und sein jetzt wundersam leuchtendes Auge richtete sich zum blauen Himmel empor.

Die Soldaten selber waren bewegt; die Pferde aber trabten ungeduldig auf der klingend harten Straße. Peter wandte sein Haupt gegen das Haus hin; die er suchte, waren nicht zu sehen.

„Meine Rothburga, lebe nun wohl!“ sagte er zu ihr, „und die Kinder....“

„Vorwärts!“ commandierte der Hauptmann. In demselben Augenblick sprang in wilden Sätzen der Antonio durch die Menge heran und mit einem markdurchdringenden Schrei warf er sich hin vor die Füße des Mahrwirtes.

„Wie einen Wurm tritt mich todt!“ rief er kreischend. „Ich hab' dich verrathen!“

„Antonio!“ sagte der Mahrwirt, „das ist ja der Antonio!“

„Ich hab' dich verrathen!“

„Was sagst du denn? Kein Mensch hat meine Wege gewußt, wie kannst du mich verrathen haben?“

„Mahrwirt! Höre mich, Mahrwirt!“ rief der Bursche. „Im Wirtshause zu Albeins. Sie hatten mich gefragt, immer gefragt und ich thät es wissen und mißst's sagen und haben mir vorgelogen. Dent' ich in Übermuth: Wissen thät ich freilich, daß er in der Steinwand ist, aber lassen sie dir kein' Fried, so lüge sie auch an! und darauf sag ich wie es mir just einfällt: Oben hinter dem Hochkofel in der Rosshöhlen! — Jesus, himmlischer Vater! Und dort bist gewesen und dort haben sie dich erwischt!“

Wimmernd presste der Bursche sein Angesicht in den Schnee, bebend am ganzen Körper.

„Es ist der alte Fluch!“ murmelte Peter, dann sagte er laut zum Burschen: „Antonio, hättest du die Wahrheit gesagt nach deinem Wissen — mit mir gieng es jetzt nicht zum Sterben!“

„Vorwärts!“ donnerte das Commando. Der Gefangene wurde von den Bütteln vorangezerrt und weiter gieng der Marsch gen Bozen.

Der arme Antonio blieb liegen am Straßenrande; einer aus der Menge sprang hin und versetzte ihm Fußtritte an Haupt und Brust, der Antonio ließ es geschehen und blieb liegen.

Als der Trupp mit dem Gefangenen gegen Klausen kam, war es schon finster und der Mahrwirt erschöpft zum Umfallen. In Klausen nahmen sie einen Wagen, warfen den Gefesselten hinauf, banden ihn fest an den eisernen Ringen, deckten ihn zu mit einem alten Bauernmantel, und also fuhr Peter Mayr von Soldaten umgeben dahin. Er lag auf dem Rücken, so daß sein Gesicht dem Sternenhimmel zugekehrt war. Es gieng auf den wilden, stundenlangen Runterweg. An beiden Seiten ragten

die finsternen Schroffen auf, in der Tiefe toste der Eisack. — Der Eisack erinnerte ihn an mancherlei. Sein Geburtshaus stand an dem Eisack, seine seligen Kindesjahre, seine Knabenspiele mit Weidenflechten und Fischjagden, sein Hirtenleben an dem Eisack. Das liebe Mädchen, das dann sein Weib geworden, am Ufer des Eisack war es einst gefessen, hatte die Füße in das Wasser gehalten und mit emsiger Hand die Zöpfe geflochten und gewunden um das Haupt. Als er plötzlich hinter ihr stand, der junge Mensch, den sie heimlich schon im Sinne trug, war sie so sehr erschrocken, daß sie aufsprang und durch den Fluß lief gegen die andere Seite. Aber mitten im Wasser glitschte sie aus, fiel hin, glitt auf den Wellen abwärts. Der junge Mensch sprang hinein, erfaßte sie, trug sie ans Ufer, wo sie sich vor ihm nicht mehr fürchtete. Am Eisack war's. Dann kamen Tage der Gefahr, Überschwemmungen, Feindesnoth, blutige Kämpfe. Und eines Tages fuhr die Muhre nieder vom Berg und begrub anderthalbtausend Feinde. Am Eisack. — Mancher Körper der Erschlagenen war hier herabgeronnen. — Und diesem Wasser entlang rollte nun der Wagen dahin, der Stadt Bozen zu — dem Kriegsgerichte.

Die Felszacken des Rosengartens leuchteten kalt und roth in der aufgehenden Sonne, als der Wagen, umgeben von der Begleitung, durch das Stadthor rasselte und zwischen den Lauben der hohen Häuser hin die engen Gassen. Ernst und sprachlos blieben die Leute stehen, als sie hörten: da brächten sie den Peter Mayr, den Mahrwirt bei Brigen, der die große Muhre gemacht habe in den Eisackschluchten. Peter wollte nicht hinschauen auf die Umstehenden, er hatte in Bozen manchen Bekannten; er schloß die Augen und während mancher zum Nachbar flüsterte: „Er ist ja todt, sie haben ihn um-

gebracht!“ schaute der Gefangene mit seinem inneren Blick schon in eine andere Welt hinüber.

Der Wagen rollte in den düsteren Hof eines alten, castellähnlichen Hauses ein, kasterdicke Mauern, enge, vergitterte Fenster, eisenbeschlagene Pforten. Peter wurde vom Wagen gehoben, in ein kleines kellerartiges Gemach geführt und dort seiner Fesseln befreit. Er spürte keine Hand mehr an seinen Armen, die Finger waren wie abgestorben, er konnte kaum aufrechtstehen auf dem kalten Pflaster. Man setzte ihm eine Speise vor und ein Krüglein Wein, er rührte nichts an, sondern legte sich auf den Strohbund und sank bald in einen tiefen Schlaf.

Aus holdem Traume, wie er daheim im blühenden Garten mit seinen Kindern scherzt, ward er unwirsch aufgerüttelt. Er möge sich bereit machen, er würde vor den General geführt.

Peter zuckte die Achseln, er war ja bereit.

Als er über den Platz dem Gerichte zugeführt wurde, läutete auf dem hohen Thurme der Stadtpfarrkirche die Glocke. Marktleute entblößten ihre Häupter, Peter konnte seinen Hut nicht abziehen, weil die Hände wieder gefesselt waren, doch betete er still für sich das Ave Maria.

Ein Herrenhaus war es, in welches der Mahrwirt geführt wurde. Die breite Steintreppe war an beiden Seiten bestanden mit röhlichen Marmorbrüstungen und schneeweißen Gestalten aus dem alten Heidenthume. Die Flügelthüre, die jetzt aufgieng, war freundlich weiß angestrichen und ebenso weiß auch die Wände des lichten und geräumigen Saales, in den der Gefangene eintreten mußte. Die Fensterbänke und die Gesimse und die Wandeinfassungen waren mit goldenen Leisten und schelmisch geschlungenen Schnörkeln üppig geschmückt. Die Decke war bemalt: bunte

Jünglings-, Frauen- und Engelgestalten, mit Rosenranken umwunden. Aus den Wänden standen goldene Armleuchter hervor, unten hin rothsamntene Ruhebänke und Sessel, dann lichtfärbige Tische mit gebogenen Füßen und darauf große Blumenvasen, wovon einzelne sogar rothe und weiße Rosen trugen. Die Tafelung des Fußbodens war so glatt und glänzend, daß man in derselben, freilich nach abwärts ragend, die Herren sah, die da in der Mitte des Saales standen.

Es waren französische Officiere in voller Uniform, die meisten mit hohen Stiefeln, weißen Hosen und Röcken, blauen Schärpen, leicht und locker um den Leib geschlungen; an der Seite Degen mit goldenem Griff, an den Achseln schwere goldene Quasten, manche an der Brust ein Kreuz, ein funkelndes Sternlein. Die Häupter hatten sie entblößt. Es waren Greise darunter mit buschigen Eisbärten und kahlen Schädeln, es waren stattliche Männer mit dunklen feingedrehten Schnurrbärten. Und einer war unter ihnen, von nicht großer, aber gedrungener Gestalt, rundem, wohlgenährtem, bartlosem, scharfmarkiertem Gesichte, die Nase leicht gebogen, das Kinn ein wenig vortretend, die grauen Augen unter den buschigen Brauen lebhaft um sich blickend. Die dunklen Haare des Hinterhauptes waren in einzelnen Sträuchen glatt nach vorne gelegt. Die ganze Erscheinung war würdevoll und jugendlich zugleich. An der Brust hatte dieser Mann zahlreiche Ehrenzeichen, darunter einen großen Stern.

Das war der General, wegen seiner Strenge einerseits und Menschlichkeit andererseits in Tirol genannt „der welsche Edelmann“.

Als der Mahrwirt in den Saal geführt wurde, trat ihm der General rasch einige Schritte entgegen, blickte ihn forschend an,kehrte sich dann zu den übrigen Officieren und sagte in

französischer Sprache: „Das also wäre das Ungeheuer! Den Mann habe ich mir anders gedacht.“

Ohne alle weitere Vorbereitung wendete er sich wieder gegen den Gefangenen und befahl, daß ihm die Fesseln abgenommen würden. Als das geschehen war, zog Peter seinen Hut ab und wischte sich mit der flachen Hand das Haar über die Stirne. Als bald begann der General in deutscher Sprache, mit ruhig und rasch ausgesprochenen Worten, das folgende Verhör:

„Wer sind Sie? Wie heißen Sie?“

Peter stand aufrecht, aber mit etwas vorgeneigtem Haupte da, blickte dem Herrn offen ins Gesicht und antwortete halblaut, aber deutlich: „Ich heiße Peter Mahr und bin Wirt in der Gegend, genannt die Mahr bei Brixen.“

„Wie alt?“

„Fünfunddreißig Jahre.“

Der General machte eine Bewegung durch den Saal und murmelte: „Das ist jung, mon Dieu, das ist jung!“

Dann wieder zum Gefangenen: „Haben Sie Familie?“

„Ein Weib und drei Kinder.“

Nach einem Weilschen sagte der General in gedämpfterem Tone: „Sie waren schon während des Sommeraufstandes unter den Rebellen!“

„Herr“, antwortete Peter, „Rebellen waren wir nicht. Es war Krieg, wir haben für unseren Kaiser und für unser Land gestritten.“

„Bien. Ich gebe es zu. Damals. Sie haben bei der Mühlbacher Klause ein Gefecht geliefert!“

„Ja.“

„Und sich tapfer dabei gehalten. Ich achte den Mann auch im Feinde. — Nun zu etwas anderem. Es erfolgte der Friedensschluss. Die Empörer flüchteten. Das Land ward besetzt und es schien Ruhe gekommen zu sein über Tirol.“

Er hielt ein. Peter schwieg.

„Hernach eines Tages“, fuhr der französische Feldherr fort, „als vom Norden französische und bayerische Truppen herabmarschierten, gieng in den Eisackthälern eine große Bewegung nieder und tödtete gegen eintausendfünfhundert Mann!“

Peter stand ruhig und schwieg.

„Eintausendfünfhundert Mann! Mordlings! Brave Soldaten! Familienväter! Nicht als Feind zogen sie ein, sondern als Freund. Aus dem Hinterhalte her tödtisch getödtet!“

Peter schwieg.

„Mehr als einen Freund habe ich verloren bei diesem beispiellosen Mordmorde. Die Murre ist nicht zufällig niedergegangen! Rebellen haben sie vorbereitet. Diesmal werden Sie mir die Rebellen verzeihen! — Peter Mahr! wußten Sie um die Vorbereitung?“

„Ja“, antwortete Peter langsam und fest.

„Waren Sie mit dabei?“

„Ja.“

„Haben Sie mit Hand angelegt?“

„Ja.“

„Waren S i e einer der Rädelshörer?“

„Ja.“

„Wohl gar der Hauptanführer?“

Peter schwieg.

„Wer hat den Plan für die Murre gefasst? Sprechen Sie! Wer hat ihn geleitet, ausgeführt?“

Peter stand unbeweglich da und schwieg.

„Waren Sie es selbst, Peter Mahr? Haben S i e die Murre gemacht?“

Jetzt hob Peter langsam sein Haupt und sagte: „Ja.“

Unter den Officieren, die das Verhör aufmerksam verfolgt hatten, entstand eine Bewegung. Der General schritt mehrmals den Saal auf und ab. Endlich blieb er wieder vor dem Gefangenen stehen und sagte: „Als Sie das thaten, haben Sie die Folgen bedacht?“

„Bedacht, gewünscht und erwartet.“

„Und Ihr menschliches Herz in der Brust, das wohl selbst lieben Angehörigen schlägt und vielleicht auch schon für das Leben eines nahestehenden Menschen gezittert hat — war es denn ein verfluchter Kieselstein in jenen Tagen?“

„Herr, der Krieg“, sagte Peter.

„Zum Henker, der Krieg!“ rief der General und stampfte mit schwerem Fuße auf die dröhnenden Dielen. „Friede war! Gesequete Zeiten sollten wiederkommen. Der Baiernkönig hatte dem Lande seine Huld zugewendet, die alten Landesgesetze und Sitten sollten wieder gelten und in Ehren gehalten werden. Euerer alten Freiheiten und Rechte waren wieder gewährleistet, Euerer Väter Glauben war geschützt. Für die Aufständigen eine allgemeine Amnestie war in Aussicht gestellt, der ganze, liebe, goldene Frieden keimte überall — da geschah plötzlich die unerhörte That, und alles ist wieder aus Rand und Band und mit einem Schlage, von eigenen Landeskindern, das Land Tirol unvergleichlich tiefer ins Verderben gestürzt, als es je durch seine mächtigsten Feinde der Fall gewesen. Sie, ein Einziger, stehen vor uns als die verkörperte Empörung. — Wohl kaum einen flüchtigen Schimmer von Hoffnung haben Sie mit herein getragen in dieses Haus.“

Peter stand gesenkten Hauptes da.

„Wenn wir Sie ziehen ließen, so müßte Tirol Sie steinigen!“

Peter schwieg.

Der General fragte nun gemessen und ernst: „Peter Mahr, haben Sie noch etwas zu sagen?“

Der Gefangene schüttelte kaum bemerkbar das Haupt.

„Sie haben nichts zu sagen.“

Hierauf wendete der General sich an die Officiere, sprach mit ihnen halbleise französisch, dann traten sie zurück. Der General blieb stehen mitten im Saale, zog seinen Degen

und, diesen blank auf den Fußboden stemmend, sprach er mit lauter, feierlicher Stimme:

„Peter Mahr, Gastwirt an der Mahr bei Brigen in Tirol, ist eingeführt und geständig, mit Vorbedacht und Absicht, nach vollzogenem Friedensschlusse, die Bergmuhre in den Eisackthälern, wobei an eintausendfünfhundert Soldaten ums Leben kamen, veranlaßt und ausgeführt zu haben. Das Kriegsgericht seiner Majestät des Kaisers der Franzosen verurtheilt den Rebellen Peter Mahr zum Tode durch Pulver und Blei.“

Ich gehe zum General!

Am demselben Christtage zuvor, als es dunkel geworden war, lag der Antonio noch immer am Straßenrande im Schnee.

Nun kam die Hanai aus dem Hause, das in tiefster Trauer lag, um ihn hineinzuführen. Zwei Schritte vor ihm blieb sie stehen, machte einen langen Hals und schaute hin. Die Hände und der Kopf waren in den Schnee hineingebohrt. — Wenn er todt wäre! dachte sie. Wenn er so viel Glück gehabt hätte, daß er jetzt gestorben wäre! — Dann packte sie ihn an den Armen, riss ihn empor und schleppte ihn in den Stall. Dort wo es warm war, wo er zugedeckt war mit ihrem Bettgewande, hub er zu frösteln an. Die Fäuste ballte er, die Zähne scharfte er aneinander und die Worte stieß er hervor: „Hanai, warum hast du mich nit sterben lassen!“

Die Magd, welche nur gehört hatte, daß der Antonio den Wirt verrathen, war wohl gleich darüber im Reinen gewesen: das ist aus Dummheit geschehen! Schlecht ist er nicht! — Aber die Dummheit, daß hatte sie sich auch vorgenommen, die wollte sie ihm jetzt austreiben; sie wollte ihm ein Liedel ins Ohr singen, desgleichen er sich selber nicht machen und spielen

möchte. Sie wollte thun, als ob sie glaube und überzeugt davon wäre, daß er den Verrath aus Absicht und Schlechtigkeit ausgeführt hätte; sie wollte ihn einen Judas und Erzscurken nennen und ihm ins Gesicht schreien, daß alle Baiern und Franzosen der ganzen Welt zusammen nicht so schlecht wären, wie dieser Halunke von einem Musikanten; sie wollte ihm sagen, daß ihr aller Lebtag nichts, gar nichts so viel Freude und Lust machen würde, als ihn hängen zu sehen auf dem höchsten Baum, der in Tirol stehe; sie hatte sich vorgenommen, den Antonio so heiß zu peinigen und zu vernichten, daß er unter ihren Füßen winselnd sich selbst mit lebendigem Leibe in die Erde verscharren sollte. — Nun der Bursche aber vor ihr lag in Fieber und Verzweiflung, gebrochen und ohnmächtig, und in seinen so blaß gewordenen Zügen die Pein zuckte, die in seiner Seele toben mußte, da brachte die Hanai freilich von allem kein Wort hervor und sie begann ihn geduldig und schweigend zu pflegen.

Aber schon um Mitternacht stand er auf und ohne ein Wort zu sagen, kletterte er die Leiter hinan in den Dachraum, wo er sich hinwarf auf sprödes Stroh. Die Hanai verstand ihn, er mochte sich daran erinnert haben, daß Frau Rothburga das Zusammensein im Stalle verboten hatte. Am nächsten Morgen, als die Magd nachsehen gieng, wie es mit ihm stehe, schlief er ruhig. Sie stand eine Weile neben ihm im dunklen Gelaß, dann legte sie ihre Hände zusammen und betete ein Vaterunser auf die Meinung, daß sein Schutzengel im Traume ihn trösten möge. Daß sie selber dieser Schutzengel sein konnte, das fiel ihr nicht ein, und als der Bursche aufwachte und traurig um sich schaute, war sie herb und sagte ihm kein gutes Wort.

Er aber sagte eins. „Hanai“, sagte er und hob ein wenig die Hand,

als ob er sie ihr reichen wollte, „du bist gut auf mich gewesen in dieser kurzen Lebenszeit. Aber jetzt mußt du mich ganz vergessen. Nicht fluchen sollst meiner, Hanai, nur vergessen, ganz vergessen, als ob alle Wasser über mich wären hingeronnen. Laß mich ausgelöscht sein.“

Sie faßte seine Hand nicht, sie warf zornig die Strohschaube hin und her, als ob sie nothwendig Ordnung machen müsse auf dem Stallboden.

„Wenn ich dir gefolgt hätte, Hanai“, fuhr der Antonio fort, „und fleißig gearbeitet, und ich nit so in den Wirtshäusern herumgerutscht wär', so hätt's nit geschehen können. — Und daß der Teufel so mit mir sein Spiel hat gehabt! — Oben in der Steinwand hat er sich versteckt gehalten, frag' nur den geistlichen Herrn und frag' die Frau Rothburga. Wie wirst denn glauben', daß man nit Baiern foppen soll und nit sagen: auf der anderen Seite ist er, zehn Stunden weit weg. Hab' ja gemeint, sie werden abstürzen bei der Rosshöhlen, oder zu todt erfrieren Jetzt ist der Wirt d o r t gewesen! — Hättest die Wahrheit gesagt nach deinem Wissen! Das Wort vergess' ich nimmer. Wird' just extra kein gutes Gedächtnis dazu brauchen. — Sind sie nit schon dagesen? Haben sie nit schon gefragt nach mir? — Nachher gehe ich ihnen entgegen.“ Er stand rasch auf, schleuderte die Strohhalm von seinem Gewand, „ich stelle mich dem Tiroler-Gericht“.

Er stieg die Leiter hinab in den Stall. Unten vor der Thüre stand ein Amtsbote mit befedertem Hute und an der Seite einen klirrenden Säbel.

„Soll hier nicht der Musikan Antonio vorhanden sein?“ fragte er mit schnarrender Stimme in den Stall.

„Sie haben mich schon“, murmelte der Bursche und trat vor: „Da bin ich. Mach' keine Umständ', Büttel.“ „Du bist es?“ fragte der Bote

mifstrauisch, „Mensch, das könnte jeder sagen. Muß schon um die Aufweisung bitten.“

„Für den Antonio gibt sich jetzt keiner aus, der's nit ist. Wohl gewiß nit“, sagte die Hanai.

„Wer weiß!“ meinte der Bote schmunzelnd, „wenn's Geld gibt! Mit dem Botenlohn, hoff' ich, wirst mir nicht zu sparsam sein. So eine Botschaft bringt dir sobald keiner wieder. Außer du sagst uns auch den Hofet. — Wenn du wahrhaftig der Musikant Antonio bist —“

„Ich will dir gleich eins aufspielen!“ rief der Bursche mit geballten Fäusten.

„So sollst zum Gericht.“

„Dazu brauch' ich dich nit.“

„Das Geld holen. Die goldenen Gulden!“

Das Wort zu hören, und der Antonio wurde rasend; er schoss durch den Stall, nach einer Waffe suchend, an der Ecke lehnte die dreispießige Gabel mit dem langen Stiel, er erhaschte sie und lief damit gegen den Amtsboten. Dieser, als er in den Händen des wuthschäumenden Menschen die wild gezückte Stallgabel sah, eilte so schnell ihn die Füße trugen über den Hof, auf die Straße hinaus und derselben entlang gegen das schüßende Brixen.

Die Hanai hatte solchem Auftritte vom Hinterhalte her zugehört. Nun trat sie, die Arme in die Seiten gestemmt, zum Burschen und sprach in herbem Tone: „Jetzt hab' ich gesehen, daß auch du die Mistgabel brauchen kannst. Ist's wie der will', jetzt wollen wir gute Kameraden miteinander sein. Die Hand her! Und beim Gericht hast du nichts zu thun.“ —

Das Mahrwirtshaus war an diesen Tagen überfüllt mit Gästen. Von der ganzen Umgebung kamen Leute herbei und saßen da und tranken und rauchten und hofften etwas zu erfahren über den Peter.

Frau Rothburga war gar nicht zu sehen, der geistliche Herr Augustin zeigte sich manchmal und ergieng sich mit den Bauern in Muthmaßungen, was geschehen würde.

„Wenn's der Hofet wäre“, meinte der Griesacher, „ja da möcht' ich nit einen Hosentnopf wetten! Aber der Peter kommt wieder. Der General soll ein guter Herr sein, ein Edelmann durch und durch. Eingesperrt wird der Mahrwirt auf ein paar Monate, dann kommt er wieder.“

„Wenn's wahr ist!“ versetzte der Rampezbauer bedenklich. „Der General zu Bozen wird sich den General in den Eisackthluchten gut bezahlen lassen.“

„Unter aller Weis wollen wir auf seine Wirtschaft schauen, daß nichts fehlt geht. Und sollt' er länger aus sein, seine Familie verlassen wir nit.“

Frau Rothburga versorgte die Küche, wartete die Kinder und man merkte ihr gar nicht viel an, daß sie einen schweren Kummer zu tragen hatte, denn in ihrem Herzen neben dem düsteren Kummer stand die helle fröhliche Hoffnung. — Was können sie ihm denn machen? Wenn man einen Menschen, der im Kriege etliche hundert Leut hat erschlagen, hinrichten wollte, dann müßte man den Bonaparte tausendmal hinrichten. Der Peter hat nur seine Pflicht gethan.

Und zum Troste war ihr auch das Wort, welches in einer Nacht die kleine schlummernde Marianne gesagt hatte: „Mahrwirt, Mahrwirt! Du hast es nicht gewußt!kehr im Frieden heim.“

Da war es, als Bruder Augustin einmal von seiner Messe zurückkam, die er im Dome der Stadt zu lesen pflegte, daß er gar verstört umgieng und sich der Frau Rothburga nicht unter die Augen getraute.

Ihr fiel das gleich auf, sie gieng ihm nach in seine Kammer und sagte zu ihm: „Augustin, es ist was! Du weißt was!“

„Man sollte gar nicht darauf hören, es sind Gerüchte!“ antwortete der Priester, mit der Hand unwillig abwehrend.

„Bruder“, sagte Frau Nothburga und legte die Hände aufs Herz. „Ich befehle alles unserer lieben Frau. Weißt von ihm was?“

Augustin saß am Tische, faßte die Kante an, als ob er sie umbiegen wollte und sprach ganz gedämpft: „Er soll streng gewesen sein, der General.“

„Hätte er ihm —“ hauchte Frau Nothburga, da versagte ihr der Athem und sie mußte nochmals beginnen: „Hätte er ihm — das Leben nehmen lassen?“

„Das nicht, Schwester, so weit ist's nicht. Aber das Urtheil — das soll ausgesprochen sein. Es ist gewiß nicht wahr, wenn auch die Leute in der Stadt drin von nichts anderem mehr reden.“

„Ich bitte dich, Augustin, wovon reden sie? Was für ein Urtheil ist ausgesprochen?“

„Es ist besser, du hörst das alberne Gerücht von mir, als von anderen, die es nur immer noch mehr entstellen und aus einer Lüge neun machen. — Sie sagen halt, zum Tode wäre er verurtheilt worden.“

Einen Augenblick war Frau Nothburga still. Dann lachte sie auf: „Das ist freilich nicht wahr!“

Dann gieng sie in ihre Stube und nach kurzer Zeit kam sie, in Sonntagsgewand gekleidet, wieder heraus.

„Willst du fortgehen, Schwester?“

„Ich reise nach Bozen.“

Nun kamen schon die Leute. Es kam der Kreuzwirt aus Brigen, der Griesacher, der Pfarrer von Schnauders, es kamen andere Geistliche, sogar Beamte aus der Stadt, um mit Frau Nothburga des Rathes zu pflügen.

Sie brauche freilich wohl keinen Rath, sagte die Wirtin, sie wisse recht

gut, was zu thun sei. Sie reise auf der Stelle nach Bozen und werfe sich dem General zu Füßen.

Das würde nicht viel helfen, meinten einige, und es sei auch unmöglich, bei so einem Herrn vorzukommen. Wenn man ihn zwar den welschen Edelmann hieße, so müsse man wissen, daß ein welscher Edelmann noch lange kein deutscher Edelmann sei.

Da räusperte sich der Forstamtschreiber, ein Baier, und der brachte Folgendes vor: „Ich kenne ihn nicht näher, den General, aber ich habe nichts Schlechtes über ihn gehört. Ich weiß nur, daß seine Frau Gemahlin eine Deutsche ist, eine deutsche Edelfrau, mit der er sehr glücklich leben soll und die mit ihm in Bozen ist. Wenn die Mahrwirtin mit dieser Frau wollt reden, das wäre vielleicht gescheiter. Bei den Frauen hilft das Bitten was und die Frauen, wenn sie wollen, richten bei ihren Männern oft viel aus, sind mitunter imstande, ihnen Leib und Seele abzubetteln, geschweige einen armen Tirolerwirt, der ja doch um Gotteswillen kein Raubmörder sei.“

So sprach der Baier. Die Männer nickten mit den Köpfen: Das wäre einmal nit uneben. Manchmal sage auch ein Baier was Gutes. Mit der Generalin reden, das ließe sich überlegen.

Frau Nothburga sagte ganz kurz und bestimmt, sie brauche kein Überlegen, sie fahre noch an diesem Abende fort nach Bozen. Komme sie noch früh genug, dann sei der Peter gerettet, das wisse sie gewiß und sie habe eine solche Zuversicht, daß sie ganz frisch und munter sei wie seit langem nicht mehr, und ob ihr der Kreuzwirt nicht den Wagen mit den zwei besten Pferden borgen möchte? —

Ganz hinten auf der Ofenbank saß allein ein kleiner alter Mann, der hatte dem Gespräche bisher aufmerksam aber schweigend zugehört.

Auf einmal that er jetzt den Mund auf und schrie zu den Leuten herüber: „Hätt' er mir nur gefolgt, der Mahrwirt! Ich habe ihm gerathen, ins Passieier sollt er, über das Gebirg!“

Der Mösel-Gugu war es, und dem antwortete der Kreuzwirt: „Still sollst sein, Gugu! Kannst du selber übers Gebirg ins Passieier, jetzt mitten im Winter? Reden ist leicht.“

„Ich hab's vorausgesehen!“ sagte jener.

„Warum hast ihm denn nit gesagt, wohin er nit sollt' gehn?“

Darauf entgegnete der Mösel: „Du Kreuzwirt, mir ist dein Geschrei und deine Krummnasen zuwider, ich sag's, wie ich mir's denk'. Aber wenn du meinst, dass ich still sollt' sein, so hast recht, bei meiner Seel. Wir sollten all' still sein. Da reden wir herum, heut so und morgen so, und wenn was geschehen ist, nachher will's jeder früher gewusst haben: Ich hab' mir's voraus gedacht! und ich hab's gleich gesagt! und da ist der Schuld, und der und der! Aber wissen keiner was. Ich weiß nichts, und ihr wisset siebenmal nichts, weil euer sieben sind, und wir sollen alle miteinander still sein, je gescheiter einer ist, desto dummer ist er, und ihr seid die allergeheiteren — ich bin aufrichtig.“

Diese Worte des kleinen Alten wurmten sie, aber sie wußten nichts dagegen zu sagen, und so standen sie einer um den andern auf und giengen nach Hause. Der Mösel-Gugu blieb noch sitzen hinter dem Ofen und sagte sich selber allerhand Ungutes — weil er eben so aufrichtig war.

„Leider Gottes!“ seufzte er endlich laut auf, „wir mögen zehnmal sagen was wir uns denken und hundertmal aufrichtig sein, den Mahrwirt haben sie und geben ihn nimmer zurück. Denen Franzosen wollt' ich einmal die Wahrheit sagen, dass ihnen die Ohrwaschel sollten gellen, aber —

ich getrau mich nit recht, diese Leute sind so viel grob.“

Am späten Nachmittage, als es fachte zu dämmern begann im Thale und die Schneekuppen des Plossen noch ihr blaßes Licht schimmern ließen, waren sie fertig. Frau Rothburga mit dem kleinen Mathias auf dem Schoß, neben ihr die Marianne und der Hans, ihr gegenüber der Bruder Augustin, alle wohl verwahrt in Ledern und Koken, so saßen sie im geschlossenen Wagen und so fuhren sie mit einem auffenszenden „Gottesnamen“ davon.

Zur selben Stunde hatte es auch der Antonio erfahren, wie es mit dem Wirte stand und dass die Frau mit den Kindern nach Bozen fahre, um für den Verurtheilten um Gnade zu bitten.

„Da muß ich auch mit“, sagte er.

„Der Wagen ist schon davongefahren.“

„So werde ich nachlaufen.“

„Da kannst du zwei Tage laufen bis Bozen.“

„Und wenn ich mir die Füße müßt ablaufen bis auf die Knie, ich gehe zum General!“

Hatte schon Frau Rothburga wenig Vorbereitungen gemacht für die Reise, der Antonio machte noch weniger. Seine Klampfen an der Seite, einen Stock in der Hand — da war er's. Flink und frisch, als gienge es zu einer Hochzeit, wanderte der junge Musikant die weiten Straßen gegen Bozen.

Dass es doch noch so gute Menschen gibt auf dieser Welt.

Wie lang war der Weg und wie lang war die Nacht! Der Wagen holperte und klirrte, die Kinder schlummerten.

Wenn von einem vorbeistreichenden Hause ein Lichtstrahl hineinzuckte in den Wagen, sah man die frischen friedlichen Gesichtlein. Frau Rothburga

betrachtete sie und sagte zu Augustin: „Lieber Gott, wie viel Gnade Gottes haben die Kinder! Sie schlafen.“

„Diese Kinder sind unser Segen“, antwortete der Priester, „wenn ich auf die Kinder blicke, da wird mir ganz hoffnungreich, da weiß ich's gewiß, daß wir Glück haben werden.“

Weil sie selbst keinen Schlaf finden konnten, so führten sie bisweilen kleine vorbereitende Gespräche, oder der Geistliche sagte Sprüche aus der heiligen Schrift, die das bange Herz aufrichten sollten.

Nach einer kleinen Ewigkeit — und doch wie kurz war alles, wenn's vorbei ist! — langten unsere Reisenden in Bozen an. Es war ein nebeliger Vormittag, doch die Luft wehte fast frühlingsweich, an geschützten Stellen standen Lorbeersträucher und sogar, wenn auch verkümmert, jener breitblättrige Baum, von welchem Augustin sagte, daß es die Palme wäre. In den Straßen der Stadt gab es lebhafteste Bewegung, die Leute strömten in Hast nach einer Richtung hin. Auch viele französische Soldaten, und von diesen hörten unsere Ankömmlinge das Wort: „Rebell!“

„Wäre es zu spät?“ hauchte Frau Rothburga, blaß bis über die Lippen.

„Der Rebell wird hingeführt“, hieß es. „Endlich hätten sie ihn erwischt, hoch oben im Passiegergebirge, und nun führten sie ihn nach Welschland auf eine Festung.“

Von Andreas Hofer war die Rede, den sie eben von Meran heraus durch Bozen führten.

Als Hans, der nun schon lange wach war, vom Andreas Hofer hörte, sprang er aus dem Wagen und schrie hell nach einem Gewehre. Mit Mühe nur konnte er zur Ruhe gebracht werden, zur Noth nur konnte Augustin dem Knaben erklären, daß es hier anders sei wie oben auf der Dürzhöhe, daß der Hofer gewiß von einem ganzen Regimente von Soldaten um-

geben sei und daß seine Rettung nur in Gottes Hand stehe.

Als sie in den Gasthof einfuhren und im Hofe abstiegen, hörten sie von zwei Männern, die am Thore standen: „Wenn es jetzt schon eine solche Aufregung gibt in der Stadt, wo der Hofer bloß durchgeführt wird im geschlossenen Wagen, wo man gar nichts von ihm sieht, wie wird's erst morgen sein, wenn der Wirth hinausgeführt wird auf den Richtplatz!“

Halb ohnmächtig kam Frau Rothburga auf das ihnen angewiesene Zimmer, aber sie gönnte sich keine Ruhe, sie erkundigte sich nach der Wohnung des Generals und kaum daß sie einen Löffel Suppe zu sich genommen hatten, machten sie sich auf, um ihr Werk zu beginnen.

Vor der äußeren Pforte des Palastes gieng ein französischer Soldat mit aufgepflanztem Gewehre auf und ab, er gieng schwerfällig, er hinkte und machte unter seinem unholden Szako ein sehr finsternes Gesicht. Als unsere Gesellschaft Miene machte, durch das Thor hineinzutreten, kreischte er „Halt!“ und sein Gesicht ward dunkelroth vor Zorn.

„Wir möchten gebeten haben“, so redete Augustin den Wachhabenden höflich an, „wenn wir bei der Frau Generalin angemeldet werden könnten. Eine unglückliche Familie! wir lassen bitten um Gotteswillen.“

Der Soldat stieß einen französischen Fluch aus, eine unglückliche Familie, das könnte jeder sagen und um Gotteswillen gebe es nichts heutzutage als Pulver und Blei.

„So möge doch einem Priester der Eintritt nicht verwehrt werden!“ bat Frau Rothburga.

Nichts! Die Tiroler Pfaffen lägen ihm im Magen, antwortete der Wachmann.

So möchte ihn doch das arme Weib mit den Kindern dauern! meinte Augustin.

Arme Weiber mit Kindern gäbe es genug! hierauf der Soldat.

Er solle barmherzig sein, sie nur melden lassen, oder wenigstens der Frau allein den Eintritt gewähren. Es sei etwas Wichtiges und habe Eile! So drängte Augustin.

„Fort! oder ich gebe Feuer!“ schrie der Franzose und riß auch schon das Gewehr von der Schulter. Die kleine Marianna barg des Schreckens voll das Gesicht in der Mutter Gewand, aber der Hans stand da wie ein eisernes Figürlein und wollte nicht, als er weichen sollte. Sie zogen sich trostlos zurück und beriethen, wie sie sich eine Empfehlung verschaffen könnten. Waren sie doch so weltfremd im heimischen Bozen. Alles voller Franzosen und das andere darnieder, geknebelt, ohnmächtig!

Als sie zurückwankten gegen ihren Gasthof, um den Kaffeeteller Messing zu erfragen, der ein guter Bekannter Peters war und diesem beim ersten Aufstande manche wichtige Nachricht vermittelt hatte — begegnete ihnen mitten auf der Gasse der Antonio. Er saß auf einem Esel und hatte die Rabenfeder im Haar, an der Seite die Klampfen hängen und machte ein ganz munteres Gesicht.

Wieso er hieherkäme?

Er sei hergeritten.

Wieso er zu dem Thiere käme?

Ja, das habe er entlehnt. Vor einem Hause zu Schrambach, wo er gestern abends vorbeigegangen, sei an einem Dörcherkarren beim Heutrog ganz einsam ein Esel gestanden. Die dazugehörigen Leute hätten sich wahrscheinlich im Hause drinnen angewärmt und gebettelt. Und wie er, der Antonio, gemerkt, daß das arme Thier vor lauter Kälte zittere und klappere, daß die haufenen Steigbügel an beiden Seiten nur so baumelten, habe er sich gedacht: Kamerad, ich weiß was, daß dir warm wird. Abgenestelt, aufgeritten, trab, trab, trab gegen

die schöne Stadt Bozen. Also sei er da und wolle gleich zum General.

Man würde nicht vorgelassen, berichtete Augustin. Vor dem Thore stehe ein grimziger Soldat.

„Wo ist denn sein Haus?“

„Das dort mit dem Eckthurme.“

„Ich weiß ein schönes Lied vom Helden Bonaparte, das will ich vor seinem Fenster singen.“

„Ich bitte dich, Antonio, du verdirbst uns alles!“ jammerte Frau Rothburga.

„Frau Wirtin“, entgegnete der Bursche, „vertrau auf Gott und die Musikanten. Seit ich meine Klampfen um hab', bin ich nimmer verzagt. Wo ist denn der grimzige Soldat?“

„Dort am Thore geht er auf und ab.“

„Zuerst dudeln wir den an“, sagte der Antonio. „Bleibt ihr zurück, wir kennen uns nit, so kann ich euch nichts verderben.“

Auf dem Esel trabte er fürbass bis gegen das Thor. Dort nahm er einmal das Instrument vor und klimperte ein bißchen. Da guckte der grimzige Soldat drein, was das für ein absonderlicher Ritter sei? Und als er so ein wenig dreinguckte, fieng er an und guckte noch mehr drein, und rieb sich die Augen und guckte ganz grimzig drein und murmelte endlich in seinen fezigen Schurrbart auf gut deutsch: „Verdammt will ich sein, wenn das nicht mein junger Samaritan ist von der Mühlbacherklause! — Bist du es?“ rief er hin.

„Ha, ha“, sagte der Antonio, „jezt versteh' ich auf einmal wellisch. Was bist denn du für ein merkwürdiger Franzos?“

„Einer aus Elsass. Und das sind die besten“, antwortete der Wachmann. „Und du bist der brave Mensch, der mir bei dem Gefecht zu Mühlbach das durchschossene Bein verbunden hat.“

„Wenn du derselbige bist, dem ich dort das Bein verbunden hab', ich dort das Bein verbunden hab', nachher stimmt's.“

„Dann steige von deinem Esel, daß ich dich küsse.“

„Das ist nicht nöthig“, sagte der Antonio, „aber einen anderen Gefallen könntest mir thun. Schau einmal dort hinab, Franzos! Dort steht ein geistlicher Herr und eine Frau mit drei Kindern. Das sind brave Leute, die wollen mit dem General sprechen, oder mit seiner lieben Frau, und die sollst du ins Schloß hineinlassen.“

„Meinetwegen sollen sie hineingehen“, entgegnete der Soldat, „wenn sie nur die Schildwache hineintläßt.“

„Aber die Schildwache, die bist ja du!“ rief der Antonio.

„Ach nein“, antwortete der Elsässer. „ich bin die Schildwache nicht. Die Schildwache steht da drinnen im Vorhofe. Ich bin nur zu meinem Pläster da, weil ich eine sehr große Hochachtung habe vor unserem General.“

Der Musikant auf dem Esel winkte seinen Leuten. Sie kamen eilig heran und giengen hinein. Zu gleicher Zeit rief der Elsässer durch das Thor in den Hof: Bon ami! Passiert!“ Und die Gesellschaft stieg, von der Schildwache unangefochten, die Treppe hinauf.

Der Antonio aber war nicht hineingeritten. Sie wollten ja nur zur Frau Generalin, da hatte er nichts dabei zu thun. Vorerst wollte er sehen, was sie allein ausrichteten. Im Falle der äußersten Noth war er da. Einstweilen erkundigte er sich nach den Fenstern des Generals, um ihm ein Ständchen zu bringen.

Die Leute aus dem Mahrwirthshause irrten eine Weile in den weiten Gängen des Gebäudes umher und die kleine Marianne fragte völlig verzagt: „Wo ist denn der Vater?“ Augustin hatte seiner Schwester den Knaben aus dem Arm nehmen wollen, Rothburga antwortete darauf, sie müsse aus Besklommenheit vergehen, wenn sie das Kind nicht an die Brust drücken könne. Und versagte ihr doch fast der

Althem vor der zweifachen Last — der ihres Kindes, der ihres Herzens.

Endlich kamen sie zu einem lichten Raume, wo auf dem Herde ein großes Feuer prasselte und mehrere Weibslente emsig beschäftigt waren, mit einem Holzschlägel rohes Fleisch zu hämmern, Geflügel zu rupfen, Grünzeug zu waschen.

„Eine solche Küche, das wär' eine Freud!“ konnte Frau Rothburga sich nicht enthalten, zu flüstern; die Gastwirthin meldete sich in ihr. Da kam schon ein strammes, weißschürziges und bloßarmiges Weibsbild heran, fragend, was zu Befehl stünde, ob sie Eier, Hühner, Fische oder dergleichen zu verkaufen hätten?

Der Priester fragte, ob sie nicht die Gnade haben könnten, bei der Frau Generalin vorgelassen zu werden.

„Die Geschäfte werden bei mir besorgt“, sprach das Weibsbild.

„In Geschäften sind wir nicht da, liebe Frau. Etwas sehr Wichtiges —“

Jetzt war schon eine schöne stattliche Frauorgetreten, die von einer Nebenkammer aus, wo Borräthe lagen, die kleine Verhandlung gehört hatte. Sie war in einem schwarzen, einfach, aber vornehm geschnittenen Kleide, das, außer einer funkelnden Nadel am Halse, keinen Schmuck aufwies. Die nußbraunen Haare waren glatt geschaitelt; das Gesicht war ein wenig blaß, mit den blauen Augen blickte sie freundlich auf die Ankömmlinge: „Mit mir wollt ihr sprechen?“

Sie wurden in ein, mit blauen Gardinen geschmücktes, mit bunten Teppichen belegtes Gemach geführt, wo die Dame nach ihrem Begehr fragte.

Da konnte Frau Rothburga sich nicht mehr aufrecht halten, einige Schritte wankte sie nach vorne, und sank vor der Dame laut schluchzend auf die Knie.

„Mein Gott, was ist das?“ rief die Frau Generalin, sich neigend, bestrebt, die Weinende aufzurichten. „Knieen nur vor Gott allein!“

„Zu Euch bin ich gekommen — weit her — als meiner einzigen Hoffnung!“ stammelte Frau Rothburga. „In meinem Unglück! Das Herz will mir zerspringen!“

„Auch der Krieg, nicht wahr?“ sagte die Generalin gütig. „Ach, dieser leidige Krieg! Der Feind hat Euch gebrandschatzt —“

„O Frau, wenn es nur das wäre! — Meinen Mann wollen sie mir erschließen! — Ich bin ein Bauernweib aus der Gegend von Brixen. Mein Mann hat sich an dem Aufstande betheiliget, Peter Mayr schreibt er sich. Hier zu Bozen sitzt er gefangen und ist zum Tode verurtheilt.“

Die Kinder begannen zu weinen, Frau Rothburga schaukelte den kleinen Mathias: „Sei gut, Kindel, sei gut. Es geschieht dir nichts.“

„Das sind seine Kinder?“ fragte die Generalin. „Wie viele habt ihrer?“

„Diese drei, und — das vierte unter dem Herzen.“

Die Generalin wendete sich ab, gieng in ein Nebenzimmer, und als sie nach einem Weilchen aus demselben zurückkehrte, waren ihre Augen rothgeweint. Dann mußten sich die Leute niedersetzen auf den blauweidenen Sesseln; die Generalin setzte sich der Frau Rothburga gegenüber, faßte sie an der Hand: „Was kann ich für Euch thun?“

„Alles!“ hauchte Frau Rothburga. „Alle Macht hat Euer Herr Gemahl.“

„Es ist hart. Ich habe schon gehört von dem Manne. Wenn nur das Urtheil nicht schon gefällt wäre!“

„Er kann's wieder aufheben!“ sagte die Mahrwirtin mit Leidenschaft. „Der Herr General kann's. Es wird aufkommen, daß mein Mann unschuldig ist. Wir haben uns ja müssen wehren, um Gotteswillen! Ich selber habe ihn gedrängt dazu, ich selber wäre mit vor den Feind gezogen, wenn die Kinder nicht! 's ist ja um unsere Heimat, um unseren Glauben,

um unser Leben gegangen! Wir haben uns wehren müssen! Und deswegen hingerichtet! — O, hohe Frau! Ihr könnt alles! Seid unsere Fürbitterin bei Euerem strengen Herrn! Ihr seid ja auch ein Weib, ich wünsch' Euch nichts Schlimmes, aber der Krieg ist eine rollende Kugel. Denkt, wenn Euer Mann, so wie der meine jetzt —“

„Schweigt!“ unterbrach die Generalin auffahrend.

„Bitte um Verzeihung, ich bin so voller Angst, daß ich nicht weiß was ich sage!“

Der kleine Mathias hob sein Fingergchen, zeigte nach den goldenen Bilderrahmen und lallte allerlei Worte.

Nun neigte die Generalin sich hin gegen die Frau Rothburga, und im Auge große Tropfen, flüsterte sie: „Nein, ich dir verzeihen! Was denn? Wie sollt' ich dich, Schwester, nicht verstehen? Ich bin wie du — in einer süßen Hoffnung. Gott im Himmel verhüte es, daß ein Tropfen Blut vergossen werde, wo ich's verhindern könnte. Liebe Frau, was in meiner Macht steht, das geschieht. Wenn es menschenmöglich ist, ihn zu retten, so sollst du ihn wieder haben — du und diese armen, liebherzigen Kinder.“

Nun erhob der Priester sich und sagte: „Der Allmächtige wird's vergelten an Euch, an Euerem Herrn, an Eueren Kindern.“

„Du gutes Weib“, sagte die Generalin voll heißer Innigkeit, „dein Vertrauen zu mir soll nicht zu Schanden werden. Wenn der Mensch etwas wahrhaft Gutes vollbringen will, und schiene es noch so unmöglich, so hilft auch Gott mit, und es wird gelingen! In kurzer Zeit werdet Ihr alle miteinander glücklich heimkehren in Euer stilles Alpenthal. Habe Muth, Schwester, seid froh, Kinder, jetzt soll euch das Mittagmahl munden.“

Bald nach dieser Unterredung saßen unsere Leute aus dem Mahrwirthshause in einem wohldurchwärmten Stübchen desselben Hauses und labten sich an Speise und Trank, das die Generalin ihnen auftragen ließ.

Die Kinder langten lebhaft zu und der Hans war auch mit Messer und Gabel tapfer. Augustin hatte jetzt den kleinen Mathias auf seinem Schoß in Pflege und Azung genommen.

Frau Rothburga jedoch genoß fast

nichts, sie faltete nur die Hände und sagte ein= ums anderemal: „Dass es doch noch so gute Menschen gibt auf dieser Erden!“

Unten vor dem Fenster schritt eine Klampfen, erscholl ein frischer Gesang vom Helden Bonaparte.

„Der Antonio hat just kein großes Glück“, bemerkte lachend Bruder Augustin, „erstens ist er am unrechten Fenster, zweitens hat er nichts zu essen.“

(Schluss folgt.)

Der weibliche Klosterbruder.

Geschichte von P. von Lützenburg, verbessert von P. Martin von Cochem.

Wevor diese Erzählung beginnt, erlaubt die Redaction sich zwei Bemerkungen. Fürs erste versichert sie ausdrücklich, dass vorstehende Geschichte nicht einen ihrer Mitarbeiter zum Verfasser hat, sondern vielmehr die ehrwürdigen Patres Dionisius von Lützenburg und Martin von Cochem. Fürs zweite, dass kein Bedenken obwaltet darüber, ob diese lehrreiche Erzählung vor das Volk gehört oder nicht. Wir haben uns zwar einmal darüber gewundert dass des ehrwürdigen Kapuziners Pater Cochems Schriften, z. B. sein „Leben Christi“ und die von ihm bearbeitete „Heiligen-Legende“, im Landvolke als Familienbuch gebilligt werden, wurden aber von der Geistlichkeit dahin belehrt, dass gegen die Werke des frommen Paters vom katholischen Standpunkte nichts einzuwenden sei, wie selbige ja thatsächlich von kirchlicher Behörde approbiert und sanctioniert worden sind. Folglich kann kein Bedenken obwalten, die vorstehende Novelle hier abzudrucken. Dieselbe ist entnommen der von Pater Lützenburg

verfassten und von Cochem bearbeiteten „Legende der Heiligen“; sie eröffnet dieses kirchliche Werk unter dem Titel: Der erste Tag im Jänner: Das Leben der heiligen Jungfrau Euphrosina. Wir haben die Überschrift: „Ein weiblicher Klosterbruder“ für sehr bezeichnend gehalten.

Zu Alexandria in Aegypten wohnte ein frommer Mann, mit Namen Paphnutius, welcher in seiner Ehe keine Kinder zeugen konnte, und sich deswegen sammt seiner Ehefrau sehr bekümmerte. Beide versprachen Gott, dass, wenn er ihnen ein Kind beschereu würde, sie es zu seinem göttlichen Dienste erziehen wollten.

Unterdessen offenbarte er sein Anliegen einem frommen Abte und befohl sich ganz demüthig in sein eifriges Gebet. Der Prälat nahm ihn mit sich in die Kirche, und sie beteten daselbst mit großer Andacht. Gott der Herr erhörte ihre Seufzer, denn er hat etliche Tage darnach die Hausfrau des Paphnutius gesegnet und ihr zu gebührender Zeit ein Töchterlein ver-

lieben, welches sie in der heiligen Taufe Euphrosina nannten. Das Töchterlein wuchs zu großen Freuden der Eltern auf, und ließ in sich eine große Neigung zur Andacht spüren. Die frommen Eltern hatten eine besondere Freude an diesem Kinde; denn es war gottesfürchtig und zugleich von Leibesgestalt schön und holdselig.

Als Euphrosina zwölf Jahre alt war, ist ihre Mutter selig in dem Herrn entschlafen. Ihr Vater aber trug große Sorge für sie und ließ sie im Schreiben und Lesen, wie auch in den nothwendigen Wissenschaften dieser Welt unterweisen. Sie lernte so fleißig, daß sich ihr Vater über den hohen Verstand verwundern mußte. Viele vornehme Jünglinge begehrten sie zur Ehe; ihr Vater aber gab ihnen keine andere Antwort, denn nur diese Worte: „Der Wille des Herrn geschehe.“ Sie ist zuletzt mit einem reichen und vornehmen Junker versprochen worden, welcher sich für glücklich schätzte, daß er diese Jungfrau zur Gemahlin bekommen würde.

In ihrem achtzehnten Jahre gieng sie sammt ihrem Vater in das besagte Kloster, in welches sie reiche Almosen brachte, damit die Patres bei Gott für sie bitten sollten. Als sie zu dem Abt des Klosters kamen, sprach der Vater zu ihm: „Ich habe euch, ehrwürdiger Herr! meine Tochter, die Frucht eures Gebetes, hieher gebracht, damit Ihr Gott den Herrn für sie anrufen wollet; denn ich werde sie nächster Tage verheiraten.“ Der Prälat befahl, beide in das Gastzimmer zu führen, wo er sie segnete und ihr vieles von der Keuschheit, Demuth und Furcht Gottes predigte. Die heilige Jungfrau drückte die heilsamen Ermahnungen tief in ihr Herz, und gab die drei Tage hindurch, welche sie in dem Kloster mit ihrem Vater verblieb, gar genau acht auf alles Thun und Lassen dieser gottseligen Geistlichen. Sie hatte ein solches Wohlgefallen an ihrem Beten, Singen und Gottes-

dienst, daß sie seufzend sagte: „Glücklich sind diese Männer, welche auf dieser Welt den Engeln gleich sind, und nach diesem Leben die ewige Freude und Seligkeit erlangen.“

Als sie wieder nach Hause kamen, trug es sich nicht lange hernach zu, daß ihr Vater in das Kloster des Abtes Theodosius an einem Festtage eingeladen wurde. Der Geistliche, welcher ihn hiezu rief, kam in das Haus zur ungelegenen Zeit; denn der Herr war nicht zu Hause, und er mußte eine Weile auf ihn warten. Unterdessen sprach Euphrosina zu dem frommen Manne: „Ehrwürdiger Pater! wie viele Geistliche sind in Eurem Kloster?“ Der Pater antwortete: „Dreihundertzweiundfünfzig.“ Sie sprach: „Wenn jemand zu euch kommen wollte, würde ihn euer Abt auch wohl aufnehmen?“ Der Pater antwortete: „Ja freilich, und zwar mit großen Freuden.“ Sie sprach: „Ich bin willens, hinweg zu gehen, und auch ein solches heiliges Leben in einem Kloster zu führen; nun aber fürchte ich, meinem Vater ungehorsam zu sein; denn er will mir wegen der vergänglichen Güter dieser Welt einen Mann geben.“ Da sprach der fromme Pater: „Lass nicht zu, Schwester! daß ein Mensch deinen Leib verunreinige, sondern vermähle dich mit Christus, welcher dir für alle vergänglichen Reichthümer und Wollüste das Himmelreich geben kann. Gehe aber heimlich davon ins Kloster; und auf daß du desto sicherer davonkommest, so verändere deine Kleider und lege einen Ordenshabit an.“

Indem diese beiden vertraulich miteinander redeten, kam ihr Vater nach Hause und sprach freundlich zu ihm: „Herr Pater! warum habt Ihr Euch zu uns bemüht?“ Der Geistliche sprach: „Wir haben in unserem Kloster jährlich ein Fest, und mein Abt hat mich zu dem Herrn geschickt, daß er sich wolle belieben lassen, dahin zu kommen und allda den Segen Gottes zu empfangen.“ Der Vater setzte sich

alsbald mit ihm in ein Schiffein und fuhr dem Kloster zu.

Die heilige Euphrosina schickte hierauf einen Diener in das Kloster des heiligen Theodosius mit dem Befehl, denjenigen Geistlichen zu ihr zu berufen, welchen er in der Kirche antreffen würde. Diesen Befehl der Jungfrau verrichtete der Knecht treulich, und lehrte mit einem frommen Manne wieder nach Hause. Demselben offenbarte Euphrosina ihr heiliges Vorhaben und ließ ihre Haare abschneiden. Nicht lange darnach legte sie Mannskleider an, eilte in denselben zu dem Kloster des heiligen Theodosius und beehrte in den Orden aufgenommen zu werden.

Der Abt Theodosius sprach zu ihr: „Sage mir, wie heißt du?“ Sie sprach: „Ich heiße Smaragdus.“ Der Prälat sagte: „Du bist noch gar jung und zart und kannst in der Einöde nicht allein wohnen; du mußt einen Lehrmeister haben, welcher dich die Regel lehre und in dem geistlichen Leben unterweise.“ Smaragdus sprach: „Was Ihr mir anbefehlet, will ich fleißig verrichten.“ Nach diesem nahm sie fünfzig Goldstücke heraus und gab sie dem Prälaten, sprechend: „Euer Hochwürden lassen sich belieben, dieses Geld von mir anzunehmen, und wofern ich allhier werde verharren können, soll mein ganzer Erbtheil dem Kloster zukommen.“

Der Abt nahm das Geld mit Dank an, rief einen von seinen Mitbrüdern zu sich und befahl ihm, diesen vermeinten Jüngling in der Regel und in aller Gottesfurcht zu unterweisen. Dieser Bruder war ein sehr heiliger Mann und hieß Agapitus. Daher sagte der Abt zu ihm: „Bruder Agapitus! von nun an soll dieser Bruder Smaragdus euer Sohn und Jünger sein; unterweist ihn also in dem geistlichen Leben, daß er seinen Meister an Heiligkeit übertreffe.“ Hierauf verfügte sich Agapitus sammt seinem Jünger Smaragdus in das

Gebet, nach welchem er ihm den heiligen Ordenshabit anlegte, und eine Zelle einräumte.

Die heilige Jungfrau fieng an Gott dem Herrn ganz inbrünstig zu dienen und fastete ihren Leib sehr streng. Sie stand des Nachts eifertig zu der Mette auf, sang die Psalmen mit möglichster Andacht, und gab allen Mitbrüdern ein herrliches Beispiel der Gottseligkeit. Sie war von einer unglaublichen Schönheit, daher trieb der Satan sein Gewerbe und verursachte bei den Brüdern böse Versuchungen. Der Abt sammt allen übrigen Mönchen hielt sie für einen verschnittenen Jüngling, und keinem kam in den Sinn, daß sie eine Jungfrau sein sollte. Der Satan versuchte die Brüder des Klosters so heftig, daß sich täglich etliche von ihnen bei dem Abte beklagten, warum er einen so zarten Jüngling und ein so schönes Angesicht, sie damit zu versuchen, in das Kloster eingelassen habe. Weil denn der Prälat täglich solche Klagen hören mußte, berief er die heilige Jungfrau zu sich und sagte: „Dein Angesicht ist gar holdselig, Bruder Smaragdus, und du verursachest bei vielen schwachen Brüdern böse Gedanken. Deshalb will ich, daß du in einer Zelle abgesondert wohnest, allda Gott dem Herrn psallirest, und von dannen nimmer herausgehst.“ Er befahl auch ihrem Lehrmeister Agapitus, daß er ihr eine abgesonderte Zelle zubereite, auf daß sie allda ganz allein in der Einöde wohne und Gott diene. Agapitus verrichtete alles treulich, wie ihm der Abt anbefohlen hatte, und führte den Bruder Smaragdus in die abgesonderte Zelle. Da nun die heilige Jungfrau sich in dieser Einöde befand, dankte sie Gott vom Herzen, und fieng viel strenger zu leben an, als sie zuvor gethan hatte.

Paphnutius, der heiligen Euphrosina Vater, gieng, als er nach Hause kam, eilends zu dem Zimmer seiner Tochter, um zu sehen, ob sie noch gesund wäre.

Als er sie aber nicht fand, fragte er die Knechte und Mägde, wo seine Tochter hingegangen sei. Die Dienstboten sagten: „Wir haben sie noch gestern abends gesehen, des Morgens aber ist sie nicht erschienen. Wir meinten, der Vater ihres Bräutigams habe sie abholen lassen, und deswegen sind wir um sie nicht weiter bekümmert gewesen.“ Der Vater schickte alsobald in das Haus ihres Bräutigams; es hatte sie aber niemand gesehen. Als der Bräutigam und dessen Vater dieses vernommen, betrübten sie sich überaus, kamen zum Paphnutius und fanden ihn in einem solchen Leidwesen, daß es kaum ausgesprochen werden kann. Da die Diener ihre Herren in solcher Bekümmerniß sahen, setzten sie sich zu Pferde und ritten die ganze Stadt Alexandria auf und ab. Sie fragten jedermann, ob nicht eine solche Jungfrau von ihnen wäre gesehen worden; es konnte aber niemand eine Nachricht geben. Sie verfügten sich an das Meer, durchsuchten alle Schiffe, und sie fanden die Jungfrau nicht. Sie durchgingen die Häuser aller Bekannten und Bekannten, vermeinten sie daselbst anzutreffen, es war aber alles umsonst. Sie verfügten sich in die Klöster der Jungfrauen, fragten mit allem Ernste nach, und sie war niemals dagewesen. Zuletzt durchwanderten sie die Wüsten, stiegen in die verborgenen Höhlen und Grüste, riefen ihr mit kläglicher Stimme zu, und es wollte sich niemand regen noch bewegen, viel weniger eine Antwort geben.

Als Euphrosina nirgends zu finden noch zu erfragen war, da entstand ein so erbärmliches Heulen und Klagen, nicht allein bei den Freunden und Verwandten, sondern auch bei allen, die sie nur gekannt und von ihren Tugenden gehört hatten. Ihr Bräutigam war überaus betrübt, und ihr lieber Vater verhielt sich so kläglich, daß ihn niemand ohne Mitleiden anschauen konnte.

Weil denn der gute Mann keinen Trost auf dieser Welt fand, verfügte er sich in das Kloster des heiligen Theodosius. Als er in Trauerkleidern kam, fiel er dem Abte zu Füßen und begehrte von ihm ein allgemeines Gebet, damit er von Gott erfahren möchte, wo seine liebe Tochter hingekommen sei. Als der Abt diesen frommen Mann in so großem Jammer sah, hatte er großes Mitleiden mit ihm und versprach, Gott treulich für ihn zu bitten. Er berief alle seine Brüder zu sich und ermahnte sie inständig, den Herrn zu bitten, damit er sich würdige zu offenbaren, wo die Tochter des frommen Paphnutius sei.

Da nun die acht Tage verflossen, und keinem einzigen Vater von Gott etwas geoffenbart worden war, tröstete der Abt den frommen und betrübten Vater und sprach: „Mein Sohn! werde nicht zaghaft: denn welchen der Herr lieb hat, den züchtiget er. Und glaube für gewiß, daß ohne den Willen Gottes nicht ein Spatz auf die Erde fällt, viel weniger deine Tochter; ohne sein Verhängniß kann nichts geschehen; denn ich weiß, daß deine Tochter den besten Theil erwählt hat, deswegen hat uns Gott nichts von ihr geoffenbart.“ Als Paphnutius diese tröstlichen Worte hörte, gab er sich zur Ruhe, befahl Gott dem Herrn alles, und dankte ihm für alle Widerwärtigkeiten vom Herzen.

Nach etlichen Tagen kam er wieder in das Kloster, und empfahl sich auf ein neues in das Gebet der Brüder. Er gieng auch zu dem Prälaten, warf sich ihm zu Füßen und sagte: „Bittet für mich, Vater! denn ich kann meine Tochter nicht verschmerzen, sondern das Herzenleid wird in mir von Tag zu Tag erneuert.“ Als der Abt ihn gar so betrübt sah, sagte er zu ihm: „Wollet Ihr mit einem sehr frommen Bruder reden, welcher zu uns aus dem Palaste des Kaiser gekommen ist?“ Paphnutius antwortete: „Dies wäre mir vom Herzen lieb.“ Der Abt be-

rief den Lehrmeister der heiligen Jungfrau und sagte zu ihm: „Agapitus! gehe alsobald mit unserem Vater Paphnutius zur Zelle des Bruders Smaragdus und führe ihn hinein, damit er von ihm getröstet werde.“ Agapitus vollbrachte den auferlegten Gehorsam und führte den Paphnutius in die Zelle des Bruders Smaragdus. Da die heilige Jungfrau ihren Vater sah, sieng sie bitterlich zu weinen an; ihr Vater meinte, dieses geschehe aus Undacht und Zerknirschung, und erkannte seine liebe Tochter ganz und gar nicht. Denn sie war wegen des immerwährenden Fastens und der Bußwerke ganz eingefallen, und die schöne Gestalt des Angesichts war wegen der Zähren ganz entstellt. Sie bedeckte mit dem Habit ihr Angesicht, so gut sie konnte, auf dass er sie durchaus nicht erkennen sollte. Ehe ihr Vater ein Wort zu ihr redete, knieten sie beide nieder und verrichteten ein eifriges Gebet, und sie sieng an mit ihm von den Freuden des ewigen Lebens zu reden.

Da nun die Jungfrau mit ihrem Vater lange geredet hatte, sprach sie zuletzt: „Gott behüte Euch, Herr!“ Als aber ihr Vater von ihr scheiden wollte, hatte sie sehr großes Mitleiden mit ihm; ja ihr Angesicht erbleichte aus lauter kindlicher Liebe, und die Zähren flossen ihr abermal sehr zahlreich über die Wangen. Weil ihr Leib wegen des sehr strengen Fastens, Wachens und Betens ganz ausgemergelt war, so spie sie Blut aus, und ihr Vater hatte großes Mitleiden mit ihr. Da er nun sehr wohl im Herrn getröstet war, gieng er von ihr hinweg und kam wieder zum Abte, sprechend: „O wie sehr ist meine Seele durch die Tröstung dieses Bruders in der Gnade Gottes bekräftiget worden und mein Geist hat sich so an ihm erbauet, als wenn ich meine Tochter wieder gefunden hätte.“ Er befahl sich wieder auf das Neue in das Gebet des Abtes und seiner Brüder, und lehrte wieder wohl getröstet nach Hause.

Als die Jungfrau achtunddreißig Jahre in ihrer Zelle heilig zugebracht hatte, fiel sie in eine schwere Krankheit. Eines Tages kam ihr Vater nach seiner Gewohnheit das Kloster zu besuchen, und nach verrichtetem Gebete und abgestattetem Grusse sagte er zum Abte: „Vater! wenn es Euch beliebig ist, so will ich den Bruder Smaragdus heimsuchen; denn meine Seele hat ein großes Verlangen nach ihm.“ Der Abt berief alsbald den Agapitus, und befahl ihm, den Paphnutius zu dem Bruder Smaragdus zu führen. Als nun Paphnutius in die Zelle gekommen war, und seine unbekante Tochter allda krank liegen sah, fiel er über sie her, küßte sie mit Zähren, und sprach: „Ach, wehe mir! wo sind deine Versprechungen? wo sind deine süßen Worte? da du mir versprochen hast, dass ich vor meinem Tode die Euphrosina mit Augen sehen werde.“

Da die Jungfrau sah, dass ihr Vater so bitterlich weinte, sprach sie zu ihm: „Was bekümmerst du dich so sehr und warum bringst du dich selbst durch Betrübniß um das Leben? Ist denn die Hand Gottes nicht mächtig genug? Bleibe drei Tage bei mir und rede in denselben nichts mit mir.“ Das that ihr Vater vom Herzen gerne, und gedachte während der drei Tage oftmals bei sich, vielleicht hat Gott dem heiligen Bruder von mir etwas geoffenbart. Und als der dritte Tag angekommen, sagte er zu ihr: „Mein lieber Bruder! ich habe alle drei Tage gewartet, wie du von mir begehrt hast. Es sind jetzt achtunddreißig Jahre, dass ich meine liebe Tochter verloren habe, und es ist niemand gewesen, der mir das Geringste von ihr geoffenbaret hatte.“

Weil denn die heilige Euphrosina erkannte, dass ihr Sterbestündlein vorhanden sei, berief sie ihren Vater zu sich und sagte: „Von nun an will ich, dass ihr Euch nicht mehr wegen eurer Tochter Euphrosina bekümmert; denn ich bin die Armeselige, und Ihr

mein leiblicher Vater. Siehe, Ihr habt sie nun gesehen, und es ist Eueren Begierden ein Genüge geschehen. Sehet zu, daß dieses nicht offenbar werde, und laßt nicht zu, daß nach meinem Tod jemand anderer meinen Leib entblöße oder wasche, sondern Ihr sollt es selbst thun. Und weil ich dem Abte versprochen habe, daß ich meine vielen Güter, die ich habe, hieher bringen wolle, so bitte ich, Ihr wollest jenes erfüllen, was ich versprochen habe.“ Als sie dies ausgeredet, gab sie ihren Geist in die Hände ihres Erschaffers auf, an dem heiligen Neujahrstage, im Jahre des Herrn vierhundert und dreißig.

Als ihr Vater Paphnutius solche unverhoffte Reden gehört hatte, und sah, wie sie im Herrn entschlafen war, hat sich sein Herz umgekehrt, und all sein Eingeweide in seinem Leibe bewegt. Er fiel vor Bestürzung auf die Erde nieder und sah mehr einem todten als lebendigen Menschen gleich. Da dieses Agapitus sah, lief er eilends voller Schrecken hinzu, wußte nicht, was allda zu thun wäre. Als er wahrnahm, daß sein Jünger Smaragdus gestorben, und daß Paphnutius halb todt auf der Erde lag, wußte er nicht, was er vor Schrecken thun sollte. Er nahm alsbald frisches Wasser, und goß es dem Paphnutius in das Angesicht.

Er fiel über den verstorbenen Bruder Smaragdus und weinte so bitterlich, daß die harten Felsen mit ihm sollten Mitleid gehabt haben. Er schrie mit heller Stimme: „O wehe mir! o wehe mir! O meine herzallerliebste Tochter! warum hast du dich nicht eher zu erkennen gegeben? O meine Tochter Euphrosina! Euphrosina, meine Tochter! O wehe mir armem Vater! nun ist alle meine Freude und Trost hin. Nun ist alle meine Hoffnung und Verlangen hin! Warum hast du so oft mit mir geredet und niemals mir das geringste Zeichen von dir geben wollen? O wie gerne wollte ich mit dir gelebt haben und jetzt ge-

storben sein! Wehe mir, daß ich dich nicht eher erkannt habe! O wie glücklich hast du die Nachstellungen deiner Feinde überwunden und bist in die ewigen Freuden eingegangen!“

Indem der fromme Vater seine heilige Tochter auf diese Weise beweinte, lief Agapitus eilends zum Abte und sprach: „Hochehrwürdiger Herr Prälat! Mein Jünger Smaragdus ist gestorben.“ Als der Abt diese Nachricht hörte, eilte er geschwind mit ihm zum Leichnam, fand den frommen Vater der Euphrosina über dem Bette liegen, indem er ein erbärmliches Leidwesen führte. Denn er schrie nichts anders, als: „Euphrosina, meine Tochter! O meine liebe Tochter Euphrosina!“ Der Abt fragte ihn, warum er sich so kläglich stelle. Paphnutius aber sagte: „Ach! warum soll ich nicht blutige Zähren weinen? denn Euer Bruder Smaragdus ist meine liebe Tochter Euphrosina gewesen.“ Der Abt fiel bei Anschauung eines so großen Wunders auch über den heiligen Leib, und schrie mit heller Stimme: „Euphrosina, du Braut Christi und du Tochter der Heiligen!“

Nach diesem ließ der Abt alle Geistlichen des Klosters zusammenberufen, auf daß dieser heilige Leib mit gebührenden Ehren zur Erde bestattet würde. Da sie nun versammelt waren, erzählte ihnen der Abt das unerhörte große Wunderwerk, welches Gott der Herr in ihrem Kloster gewirkt hatte. Unter den Brüdern war ein frommer Mann, welcher nur ein Auge hatte. Deswegen näherte er sich dem heiligen Leichnam, küßte das gebenedeite Angesicht mit überhäuftem Zähren und sobald er sie berührt hatte, ist ihm sein Auge wieder in das Haupt wunderthätigerweise eingesetzt worden. Paphnutius gab alles, was er hatte, der Kirche, dem Spital und dem Kloster, nahm auch den heiligen Orden an und wohnte sein Lebtag in jener Zelle, in welcher die heilige Euphrosina gewohnt hatte.

Sachen für den Christtag.

Eine Erinnerung aus der Waldheimat von P. A. Rosegger.

Bu Weihnachten habe ich mich daran erinnert, zu Lichtmess habe ich es aufgeschrieben, zu Ostern ist es gedruckt worden und zu Pfingsten mag man's lesen. Da uns dies Jahr zur Weihnacht der Schnee versagt gewesen ist, so kann es ja sein, daß zu Pfingsten anstatt feuriger Zungen weiße Floden vom Himmel fallen, dazu wird sich die Weihnachtsplauderei recht gut schicken.

In meinem zwölften Lebensjahre wird es gewesen sein, als am Frühmorgen des heiligen Abends mein Vater mich an der Schulter rüttelte: ich solle aufwachen und zur Besinnung kommen, er habe mir was zu sagen. Die Augen waren bald offen, aber die Besinnung! Als ich unter Mithilfe der Mutter angezogen war und bei der Frühsuppe saß, verlor sich die Schlaftrunkenheit allmählich und nun sprach mein Vater: „Peter, jetzt höre, was ich dir sage. Da nimm einen leeren Sack, denn du wirst was heimtragen. Da nimm meinen Stecken, denn es ist viel Schnee, und da nimm eine Laterne, denn der Pfad ist schlecht und die Stege sind vereist. Du mußt hinabgehen nach Langenwang. Den Holzhändler Spreißegger zu Langenwang, den kennst du, der ist mir noch immer das Geld schuldig, zwei Gulden und sechsunddreißig Kreuzer für den Lärchbaum. Ich laß ihn bitten drum; schön höflich anklopfen und den Hut abnehmen, wenn du in sein Zimmer

gehst. Mit dem Geld gehst nachher zum Kaufmann Doppelreiter und kaufest zwei Maffel Semmelmehl und zwei Pfund Rindschmalz, und um zwei Groschen Salz, und das tragt heim.“

Jetzt war aber auch meine Mutter zugegen, ebenfalls schon angekleidet, während meine sechs jüngeren Geschwister noch ringsum an der Wand in ihren Bettchen schliefen. Die Mutter die redete drein wie folgt: „Mit Mehl und Schmalz und Salz allein kann ich kein Christtagessen richten. Ich brauch dazu noch Germ (Bierhefe) um einen Groschen, Weinbeerl um fünf Kreuzer, Zucker um fünf Groschen, Safran um zwei Groschen und Neugewürz um zwei Kreuzer. Etliche Semmeln werden auch müssen sein.“

„So kaufest es“, setzte der Vater ruhig bei. „Und wenn dir das Geld zu wenig wird, so bittest den Herrn Doppelreiter, er möcht's dieweil borgen und zu Ostern, wenn die Kohlenraitung ist, wollt' ich schon fleißig zahlen. Eine Semmel kannst unterwegs selber essen, weil du vor Abend nicht heimkommst. Und jetzt kannst gehen, es wird schon fünf Uhr und daß du noch die Achte-Messe erlangst zu Langenwang.“

Das war alles gut und recht. Den Sack band mein Vater mir um die Mitte, den Stecken nahm ich in die rechte Hand, die Laterne mit der frischen Unschlittkerze in die linke, und so gieng

ich davon, wie ich zu jener Zeit in Wintertagen oft davongegangen war. Der durch wenige Fußgeher ausgetretene Pfad war holperig im tiefen Schnee und es ist nicht immer leicht, nach den Fußstapfen unserer Vorderen zu wandeln, wenn diese zu lange Beine gehabt haben. Noch nicht dreihundert Schritte war ich gegangen, lag ich im Schnee und die Laterne, hingeschleudert, war ausgelöscht. Ich suchte mich langsam zusammen und dann schaute ich die wunderschöne Nacht an. Anfangs war sie ganz grau-sam finster, allmählich hub der Schnee an, weiß zu werden und die Bäume schwarz und in der Höhe war helles Sternengefunkel. In den Schnee fallen kann man auch ohne Laterne, so stellte ich sie seithin unter einen Strauch und ohne Licht gieng's nun besser, als vorhin.

In die Thalschlucht kam ich hinab, das Wasser des Fresenbaches war eingedeckt mit glattem Eise, auf welchem, als ich über den Steg gieng, die Sterne des Himmels gleichsam schlittschuhliefen. Später war ein Berg zu übersteigen; auf dem Passe, genannt der „Höllkogel“, stieß ich zur wegsamen Bezirksstraße, die durch Wald und Wald hinabführt in das Mürzthal. In diesem lag ein weites Meer von Nebel, in welches ich sachte hineinkam und die feuchte Luft sieng an, einen Geruch zu haben, sie roch nach Steinkohlen; und die Luft sieng an, fernen Lärm an mein Ohr zu tragen, denn im Thale hämmerten die Eisenwerke, rollte manchmal ein Eisenbahnzug über dröhnende Brücken.

Nach langer Wanderung ins Thal gekommen zur Landstraße, klingelte Schlittengeschelle, der Nebel ward grau und lichter, so daß ich die Fuhrwerke und Wanderleute, die für die Feiertage nach ihren Heimstätten reisten, schon auf kleine Strecken weit sehen konnte. Nachdem ich eine Stunde lang im Thale fortgegangen war, tauchte links an der Straße im Nebel ein

dunkler Fleck auf, rechts auch einer, links mehrere, rechts eine ganze Reihe — das Dorf Langenwang.

Alles, was Zeit hatte, gieng der Kirche zu, denn der Heilige Abend ist voller Vorahnung und Gottesweih. Bevor noch die Messe anfieng, schritt der hagere gebückte Schulmeister durch die Kirche, musterte die Andächtigen, als ob er jemanden suche. Endlich trat er an mich und fragte leise, ob ich ihm nicht die Orgel melken wolle, es sei der Messnerbub krank. Voll Stolz und Freude, also zum Dienste des Herrn gewürdigt zu sein, gieng ich mit ihm auf den Chor, um bei der heiligen Messe den Blasebalg der Orgel zu ziehen. Während ich die zwei langen Lederriemen abwechselnd aus dem Kasten zog, in welchen jeder derselben allemal wieder langsam hineinkroch, orgelte der Schulmeister und seine Tochter sang also:

„Thauet, Himmel, den Gerechten,
Wolken, regnet ihn herab!
Also rief in bangen Nächten
Einst die Welt, ein weites Grab.
In von Gott verhaßten Gründen
Herrschten Satan, Tod und Sünden,
Fest verschlossen war das Thor
Zu dem Himmelreich empor.“

Ferner erinnere ich mich, an jenem Morgen nach dem Gottesdienste in der dämmerigen Kirche vor ein Heiligenbild hingekniet zu sein und gebetet zu haben um Glück und Segen zur Erfüllung meiner bevorstehenden Aufgabe. Das Bild stellte die vierzehn Nothhelfer dar — einer wird doch dabei sein, der zur Eintreibung von Schulden behilflich ist. Es schien mir aber, als schiebe während meines Gebetes auf dem Bilde einer sich sachte hinter den anderen.

Trotzdem gieng ich guten Muthes hinaus in den nebeligen Tag, wo alles emsig war in der Vorbereitung zum Feste und gieng dem Hause des Holzhändlers Spreißegger zu. Als ich daran war, zur vorderen Thür hineinzugehen, wollte der alte Spreiß-

egger, so viel ich mir später reimte, durch die hintere Thür entwischen. Es wäre ihm gelungen, wenn mir nicht im Augenblicke geschwant hätte: Peter, geh' nicht zur vorderen Thür ins Haus wie ein Herr, sei demüthig, geh' zur hinteren Thür hinein, wie es dem Waldbauernbuben geziemt. Und knapp an der hinteren Thüre trafen wir uns.

„Ah, Bübel, du willst dich wärmen gehen“, sagte er mit geschmeidiger Stimme, und deutete ins Haus, „na geh' dich nur wärmen. Ist kalt heut!“ Und wollte davon.

„Mir ist nicht kalt“, antwortete ich, „aber mein Vater läßt den Spreißegger schön grüßen und bitten ums Geld.“

„Ums Geld? Wieso?“ fragte er, „ja richtig, du bist der Waldbauernbub'. Bist früh aufgestanden, heut, wenn du schon den weiten Weg kommst. Rast' nur ab. Und ich laß deinen Vater auch schön grüßen und glückliche Feiertage wünschen; ich komm' ohnehin ehzeit einmal zu Euch hinauf, nachher wollen wir schon gleich werden.“

Fast verschlug's mir die Rede, stand doch unser ganzes Weihnachtsmahl in Gefahr vor solchem Bescheid.

„Bitt' wohl von Herzen schön ums Geld, mußs Mehl kaufen und Schmalz und Salz und ich darf nicht heimkommen mit leerem Sack.“

Er schaute mich starr an. „Du kannst es!“ brummte er, zerrte mit zäher Geberde seine große, rothe Brieftasche hervor, zupfte in den Papieren, die wahrscheinlich nicht pure Banknoten waren, zog einen Gulden heraus und sagte: „Na, so nimm derweil das, in vierzehn Tagen wird dein Vater den Rest schon kriegen. Heut' hab' ich nicht mehr.“

Den Gulden schob er mir in die Hand, gieng davon und ließ mich stehen.

Ich blieb aber nicht stehen, sondern gieng zum Kaufmann Doppelreiter. Dort begehrte ich ruhig und gemessen, als ob nichts wäre, zwei Mafsel

Semmelmehl, zwei Pfund Rindschmalz, um zwei Groschen Salz, um einen Groschen Kern, um fünf Kreuzer Weinberl, um fünf Groschen Zuder um zwei Groschen Safran und um zwei Kreuzer Neugewürz. Der Herr Doppelreiter bediente mich selbst und machte mir alles hübsch zurecht in Päckchen und Dütchen, die er dann mit Spagat zusammen in ein einziges Paket band und an den Mehlsack so bieng, daß ich das Ding über der Achsel tragen konnte, vorne ein Bündel und hinten ein Bündel.

Als das geschehen war, fragte ich mit einer nicht minder tüdtschen Ruhe als vorhin, was das alles zusammen ausmache?

„Das macht drei Gulden fünfzehn Kreuzer“, antwortete er mit Kreide und Mund.

„Ja, ist schon recht“, hierauf ich, „da ist derweil ein Gulden, und das andere wird mein Vater, der Waldbauer in Alpel, zu Ostern zahlen.“

Schaute mich der bedauernswerte Mann an und fragte höchst ungleich: „Zu Ostern? In welchem Jahr?“

„Na heuer zu Ostern, wenn die Kohlenraitung ist.“

Nun mischte sich die Frau Doppelreiterin, die andere Kunden bediente, drein und sagte: „Laß ihm's nur, Mann, der Waldbauer hat schon öfter auf Borg genommen und nachher allemal ordentlich bezahlt. Laß ihm's nur.“

„Ich laß ihm's ja, werd' ihm's nicht wieder wegnehmen“, antwortete der Doppelreiter. Das war doch ein bequemer Kaufmann! Jetzt fielen mir auch die Semmeln ein, welche meine Mutter noch bestellt hatte.

„Kann man da nicht auch fünf Semmeln haben?“ fragte ich.

„Semmeln kriegt man beim Bäcker“, sagte der Kaufmann.

Das wußte ich nun gleichwohl, nur hatte ich mein Lebtag nichts davon gehört, daß man ein paar Semmeln auf Borg nimmt, daher vertraute ich der Kaufmännin, die

sofort als meine Gönnerin zu betrachten war, meine vollständige Zahlungsunfähigkeit an. Sie gab mir zwei baare Groschen für Semmeln und als sie nun noch beobachtete, wie meine braunen Augen mit den reiffeuchten Wimpern fast unablässig an den gedörrten Zwetschken hingen, die sie einer alten Frau in den Korb that, reichte sie mir auch noch eine handvoll dieser köstlichen Sache zu: „Unterwegs zum naschen.“

Nicht lange hernach, und ich trabte mit meinen Gütern reich und schwer bepackt durch die breite Dorfstraße dahin. Überall in den Häusern wurde gemehrgert, gebacken, gebraten, geschmorrt, gefellert; ich beneidete die Leute nicht; ich bedauerte sie vielmehr, daß sie nicht ich waren, der mit so großem Segen beladen gen Alpel zog. Das wird morgen ein Christtag werden! Denn die Mutter kann's, wenn sie die Sachen hat. Ein Schwein ist ja auch geschlachtet worden daheim, das gibt Fleischbrühe mit Semmelbrocken, Speckfled', Würste, Nieren-Lümpeln, Knödelfleisch mit Auen, dann erst die Krapsen, die Zuckernudeln, das Schmalzkoeh mit Weinberln und Safran! — Die Herrenleut' da in Langenwang haben so was alle Tag, das ist nichts, aber wir haben es im Jahr einmal und kommen mit unverdorbenem Magen dazu, das ist was! — Und doch dachte ich auf diesem belasteten Freudenmarsch weniger aus Essen, als an das liebe Christkind und sein hochheiliges Fest. Am Abende, wenn ich nach Hause komme, werde ich aus der Bibel davon vorlesen, die Mutter und die Magd Mirzel werden Weihnachtlieder singen; dann wenn es zehn Uhr wird, werden wir uns aufmachen nach St. Kathrein, und in der Kirche die feierliche Christmette begehen bei Gloden, Musik und unzähligen Lichtern. Und am Seitenaltar ist das Krippel aufgerichtet mit Ochs und Esel und den Hirten, und auf dem Berg die Stadt Bethlehem und darüber die Engel,

singend: Ehre sei Gott in der Höhe! — Diese Gedanken trugen mich anfangs wie Flügel. Doch als ich eine Weile die schlittenglatte Landstraße dahingegangen war, unter den Füßen knirschenden Schnee, da mußte ich mein Doppelbündel schon einmal wechseln von einer Achsel auf die andere.

In der Nähe des Wirtshauses „zum Sprengzaun“ kam mir etwas Bierspänniges entgegen. Ein leichtes Schlittlein mit vier feurigen, hochaufgefiederten Rappen bespannt, auf dem Bock ein Kutscher mit glänzenden Knöpfen und einem Buttenhut. Der Kaiser? Nein, der Herr Wachtler vom Schlosse Hohenwang saß im Schlitten, über und über in Pelze gehüllt und eine Cigarre schmauchend. Ich blieb stehen, schaute dem blickschnell vorüberreitenden Zeug eine Weile nach und dachte: Etwas krumm ist es doch eingerichtet auf dieser Welt. Da sitzt ein starker Mann drin und läßt sich hinziehen mit so viel überschüssiger Kraft, und ich vermag mein Bündel kaum zu schleppen.

Mittlerweile war es Mittagszeit geworden. Durch den Nebel war die milchweiße Scheibe der Sonne zu sehen; sie war nicht hoch an dem Himmel hinaufgestiegen, denn um vier Uhr wollte sie ja wieder daheim sein, zur langen Christnacht. Ich fühlte in den Beinen manchmal so ein heißes Prickeln, das bis in die Brust heraufstieg, es zitterten mir die Glieder. Nicht weit von der Stelle, wo der Weg nach Alpel abzweigt, stand ein Kreuz mit dem lebensgroßen Bilde des Heilands. Es stand wie es heute noch steht, an seinem Fuß Johannes und Magdalena, das ganze mit einem Bretterverschlag verwahrt, so daß es wie eine Kapelle war. Vor dem Kreuze auf die Bank, die für kniende Beter bestimmt war, setzte ich mich nieder, um Mittag zu halten. Eine Semmel, die gehörte mir, meine Neigung zu ihr war so groß, daß ich sie am liebsten in wenigen Bissen

verschluckt hätte. Allein das schnelle Schlucken ist nicht gesund, das wußte ich von anderen Leuten, und das langsame Essen macht einen längeren Genuß, das wußte ich schon von mir selber. Also beschloß ich, die Semmel recht gemächlich und bedächtig zu genießen und dazwischen manchmal eine gedörrte Zwetsche zu naschen.

Es war eine sehr köstliche Mahlzeit; wenn ich heute so etwas Gutes haben will, das kostet außerordentliche Anstrengungen aller Art; ach, wenn man nie und nie einen Mangel zu leiden hat, wie wird man da arm!

Und wie war ich so reich damals, als ich arm war!

Als ich nach der Mahlzeit mein Doppelbündel wieder aufhub, war's ein Spaß mit ihm, flink gieng es voran. Als ich später in die Bergwälder hinaufkam, und der graue Nebel dicht in den schneebeschwerten Bäumen hieng, dachte ich an den Grabler Hansel. Das war ein Kohlenführer, der täglich von Alpel seine Fuhr ins Mürzthal lieferte. Wenn er auch heute gefahren wäre! Und wenn er jetzt heimwärts mit dem leeren Schlitten des Weges käme und mir das Bündel auflüde! Und am Ende gar mich selber! Dafs es so heiß sein kann im Winter! Mitten in Schnee und Eischollen schwitzen! Doch morgen wird alle Mühsal vergessen sein. — Derlei Gedanken und Vorstellungen verkürzten mir unterwegs die Zeit.

Auf einmal roch ich starken Tabakrauch. Knapp hinter mir gieng — ganz leise auftretend — der grüne Kilian. Der Kilian war früher einige Zeit lang Forstgehilfe in den gewerkschaftlichen Waldungen gewesen, jetzt war er's nicht mehr, wohnte mit seiner Familie in einer Hütte drüben in der Fischbacher Gegend, man wußte nicht recht, was er trieb. Nun gieng er nach Hause. Er hatte einen Korb auf dem Rücken, an dem er nicht schwer zu tragen schien, sein Gewand war noch ein jägermäßiges, aber hübsch abge-

tragen, und sein schwarzer Vollbart ließ nicht viel sehen von seinem etwas fahlen Gesichte. Als ich ihn bemerkt hatte, nahm er die Pfeife aus dem Mund, lachte laut und sagte: „Wo schiebst denn hin, Bub?“

„Heim zu“, meine Antwort.

„Was schleppst denn?“

„Sachen für den Christtag.“

„Gute Sachen? Der Tausend sapperment! Wem gehörst denn zu?“

„Dem Waldbauer.“

„Zum Waldbauer willst gar hinauf! Da mußt gut antauchen.“

„Thu's schon“, sagte ich und tauchte an.

„Nach einem solchen Marsch wirst gut schlafen bei der Nacht“, versetzte der Kilian, mit mir gleichen Schritt haltend.

„Heut' wird nicht geschlafen bei der Nacht, heut' ist Christnacht.“

„Was willst denn sonst thun, als schlafen bei der Nacht?“

„Nach Kathrein in die Mette gehen.“

„Nach Kathrein?“ fragte er, „den weiten Weg?“

„Um zehn Uhr abends gehen wir von Haus fort und um drei Uhr früh sind wir wieder daheim.“

Der Kilian biß in sein Pfeifenrohr und sagte: „Na hörst du, da gehört viel Christenthum dazu. Beim Tag ins Mürzthal und bei der Nacht in die Mette nach Kathrein! So viel Christenthum hab' ich nicht, aber das sage ich dir doch: wenn du dein Bündel in meinen Buckelkorb thun willst, daß ich es dir eine Zeit lang trag' und du dich austrasten kannst, so hast ganz recht, warum soll der alte Esel nicht auch einmal tragen!“

Damit war ich einverstanden und während mein Bündel in seinen Korb sank, dachte ich: Der grüne Kilian ist halt doch ein besserer Mensch, als man sagt.

Dann rückten wir wieder an, ich huschte frei und leicht neben ihm her.

„Ja ja, die Weihnachten!“ sagte der Kilian pfäuchend, „da geht's halt drunter und drüber. Da reden sich die Leut' in eine Aufregung und Frömmigkeit hinein, die gar nicht wahr ist. Im Grund ist der Christtag wie jeder andere Tag, nicht einen Knopf anders. Der Reiche, ja, der hat jeden Tag Christtag, unsereiner hat jeden Tag Charfreitag.“

„Der Charfreitag ist auch schön“, war meine Meinung.

„Ja, wer genug Fische und Butter und Eier und Kuchen und Krapsen hat zum Fasten!“ lachte der Kilian.

Mir kam sein Reden etwas heiden- thümlich vor. Doch was er noch weiters sagte, das verstand ich nicht mehr, denn er hatte angefangen, sehr heftig zu gehen und ich konnte nicht recht nachkommen. Ich rutschte auf dem glitschigen Schnee mit jedem Schritt ein Stückchen zurück, der Kilian hatte Fußeisen angeschnallt, hatte lange Beine, war nicht abgemattet — da gieng's freilich voran.

„Herr Kilian!“ rief ich.

Er hörte es nicht. Der Abstand zwischen uns wurde immer größer, bei Wegbiegungen entschwand er mir manchmal ganz aus den Augen, um nachher wieder in größerer Entfernung, halb schon von Nebeldämmerung verhüllt, aufzutauchen. Jetzt wurde mir bang um mein Bündel. Kamen wir ja doch schon dem Höllkogel nahe. Das ist jene Stelle, wo der Weg nach Alpel und der Weg nach Fischbach sich gabeln. Ich hub an zu laufen; im Angesichte der Gefahr war alle Müdigkeit dahin, ich lief wie ein Hündlein und kam ihm näher. Was wollte ich aber anfangen, wenn ich ihn eingeholt hätte, wenn ihm der Wille fehlte, die Sachen herzugeben, und mir die Kraft, sie zu nehmen? Das kann ein schönes Ende werden mit diesem Tage, denn die Sachen lasse ich nicht im Stich, und sollte ich ihm nachlaufen müssen bis hinter den Fischbacher Wald zu seiner Hütte!

Als wir denn beide so merkwürdig schnell vorwärts kamen, holten wir ein Schlittengespann ein, das vor uns mit zwei grauen Ochsen und einem schwarzen Kohlenführer langsam des Weges schliff. Der Grabler Hansel. Mein grüner Kilian wollte schon an dem Gespann vorbeihuschen, da schrie ich von hinten her aus Leibeskräften: „Hansel! Hansel! Sei so gut, leg' mir meine Christtagsachen auf den Schlitten, der Kilian hat sie im Korb und er soll sie dir geben!“

Mein Geschrei muß wohl sehr angstvoll gewesen sein, denn der Hansel sprang sofort von seinem Schlitten und nahm eine thatbereite Haltung an. Und wie der Kilian merkte, ich hätte hier einen Bundesgenossen, riß er sich den Korb vom Rücken und schleuderte das Bündel auf den Schlitten. Noch knirschte er etwas von „dummen Bären“ und „Undankbarkeit“, dann war er aber auch schon davon.

Der Hansel rückte das Bündel zurecht und fragte, ob man sich draufsetzen dürfe. Das hat ich nicht zu thun.

So that er's auch nicht, wir setzten uns hübsch nebeneinander auf den Schlitten und ich hielt auf dem Schoß sorgfältig mit beiden Händen die Sachen für den Christtag. So kamen wir endlich nach Alpel. Als wir zur ersten Fresenbrücke gekommen waren, sagte der Hansel zu den Ochsen: „Oha!“ und zu mir: „So!“ Die Ochsen verstanden und blieben stehen, ich verstand nicht und blieb sitzen. Aber nicht mehr lange, es war ja zum Aussteigen, denn der Hansel mußte links in den Graben hinein und ich rechts den Berg hinauf.

„Dank dir's Gott, Hansel!“

„Ist schon gut, Peterl.“

Zur Zeit, da ich mit meiner Last den steilen Berg hinanstieg gegen mein Vaterhaus, begann es zu dämmern und zu schneien. Und zuletzt war ich doch daheim.

„Hast alles?“ fragte die Mutter
am Kochherd mir entgegen.

„Alles!“

„Brav bist. Und hungerig wirst sein.“

Beides ließ ich gelten. Sogleich
zog die Mutter mir die klingendhart
gefrorenen Schuhe von den Füßen,
denn ich wollte, daß sie frisch einge-
fettet würden für den nächtlichen

Mettengang. Dann setzte ich mich in
der warmen Stube zum Essen.

Aber siehe, während des Essens
geht es zu Ende mit meiner Erin-
nerung. — Als ich wieder zu mir kam,
lag ich wohlausgeschlafen in meinem
warmen Bette, und zum kleinen
Fenster herein schien die Morgensonne
des Christtages.

Krieg.

Ein Gedicht von Julius Conrad.*)

In eisernem bluttriefendem Gewande
Der Kriegsgott rast durch Erden-
regionen,
Verheerend zieht er mit den Krieg-
dämonen,
Sein Schlachtenruf entflammt zum Streit
die Lande.

Er rastet nicht, so lang' im Eintrachts-
bande
Auf weitem Erdenrund' die Weltgorgonen:
Gewinnsucht, Fanatismus, Ruhmgier
wohnen,
Sie schüren Blut zum loh'nden Feuer-
brande.

Obschon das Raubthier gierig fletscht die
Zähne,
Wenn es des Hungers Beule fast geworden,
Es mordet die Hyäne die Hyäne —

Der Kriegsgott ruft, daß Menschen
Menschen morden,
Forscht klügelnd stets nach neuem Material,
Zu füllen mehr das Todesarsenal.

Weh', wenn die Schlachtenfurien wüthend
brüllen
Und hezend toben über Höh'n und Gründen,
Laut jubelnd bei des Krieges Todesünden,
Bei der Erschlag'nen Sterbeschrei, dem
schrillaen.

Gelnatter und Betracht' die Luft erfüllen,
Und Flammen sprüh'n aus tausend Feuer-
schlünden,
Die tausend Tode blüh'ndem Leben künden;
Rauchwolken das Gefilde rings verhüllen.

Trompeten schmettern grell — dumpf Trom-
meln rasseln,
Das Banner fliegt voran — die Krieger
stürmen,
Der brennenden Gehöste Flammen prasseln.

Im Schlachtknäul Leichen sich auf Leichen
thürmen,
Mit Schwert und Speer die Mannen sich
zerfleischen,
In glüh'ndem Todesjchmerze Opfer kreischen.

Fort in Verfolgungswuth den Feind sie
jagen,
Er weicht — gelichtet sind die Reih'n —
zerschossen,
Ihm folgt die Keiterei, und unverdrossen
Sie das Panier des Todes weiter tragen.

Triumph- und Schmerzenschrei in Feld
und Hagen
Erschauernd in einander sind gestossen,
Der Schlachtendämon mit gespenst'gen
Koffen
Herniederlenkt den Riesenleichenwagen.

*) „Aus dem Echo der Zeit.“ Dichtung in Bildern. Berlin. Struppa & Winkler. 1892.

Des Blutes Strom zum Strom ist hingedrungen,
Er brauset dumpf und seufzt die Klagen aus,
Die tausend edeln Herzen sich entrungen.

Die Sonne scheidet von des Tages Grauß,
Das Leichenfeld hüllt ein ihr blut'ger Schimmer —
Der Mond blidt geisterhaft auf Schlachten-trümmer.

Zu Ende ist der Kampf — der Feind zerstoßen,
Vernichtung hat ihr Tagewerk vollbracht;
Nach kurzer Rast, ach, nur für eine Nacht —
Aufs Neue dann die Feuerschlünde toben.

Hoch in der Luft, von Blut und Gold gewoben,
Scheint eine ries'ge Wolkenbilderpracht
Mit glüh'ndem Roth zu spiegeln eine Schlacht
In schauriger Fata morgana droben.

Im Wiesengrunde steh'n am schatt'gen Hain
Von Blut besprüht die Blumen überall,
In Todesstarre ruh'n die Krieger all'.

Mit Sterberöcheln, ferner Klagen Haß,
Mischt sich das Sehnsuchtslied der Nachtigall;
Der Raben Scharen Beute witternd, schrei'n.

Was naht sich dort wie finst'rer Schatten-reigen?
Gespenstisch leichenräub'rische Gestalten
Entheil'gend auf dem Feld der Ehrewalten,
Die aus der Menschheit Abgrund aufwärts steigen.

Die menschlichen Hyänen sind's — sie neigen
Zu ihren Opfern sich, den todestalten,
In grauer Eier ihr Erntefest zu halten,
Lichtscheu gehüllt in nächtlich finst'res Schweigen.

Doch weh' — in ihrer Nähe zeigt sich Leben,
Von Seelen, die sich von den Körpern trennen,
So mancher zuckt noch, dessen Wunden brennen.

Der Mund will sprechen — doch die Lippen beben —

Ein Gruß kann sich dem Herzen nur entringen
Und auf des Geistes Fittig heimwärts bringen.

Vom Walde auf des Nachwind's schnellen Schwingen
Ein dumpfer Schmerzenslaut herüberfliegt;
Ein Reiter einsam, schwer getroffen liegt —
Nicht folgt er mehr der Schlachttrompete Klingen.

Noch will der Tod Erlösung ihm nicht bringen,
Er hält den Kopf am todten Ross geschmiegt,
Das treu zur Schlacht ihn trug, wo er gesiegt,
Im letzten Kampfe doch soll jetzt er ringen.

Dem Schmachtlenden die glüh'nde Zunge lechzt,
Könn't' er zu einem Quell sich schleppen nur,
Doch ach, im Durstesbrand umsonst er ächzt —

Ob Todesfrost durchschauert sein Gebein,
Verblutend denkt er stolz, trotz Schmerz und Pein:

„Die Kugel wird mein Ehren-
denkmal sein!“

Wie viel des jungen Lebens gieng verloren
Auf diesem Feld der Ehre, blutbeträufelt,
Wie viel der Kraft, auf die das Land ge-
baut,
Wie viel des Schmerzes hat der Sieg ge-
boren!

Die Kugel mußte manches Herz durch-
bohren,
In dem das Ideal sein Heim erbaut
Und bis zum letzten Athemzug schlug laut
Dem, was es in Begeiß'tung sich erkoren.

Jung ist der Kriegsheld, den der Tod erwarb,
Doch alt das Vaterland, für das er starb,
Der Fahne hatte Treue er geschworen!

Was aus des Krieges Schoß auch wird geboren,
Wie Klug auch verherrlicht Ruhmesthaten,
Sein Segen spricht aus Blut- und Thränenfaaten? —

Ist die Börse ein Giftbaum?

„Ein Diebstahl ins Große wird heute in Europa getrieben, woneben das Raubritterthum und die theokratische Auszuchtung von ehemals edle Weltiers waren — und er führt zu Ehren, statt ins Zuchthaus.“
Prof. Dr. Schäffle.

Es ist eine längst erwiesene Thatsache und immer neue Bankbrüche bestätigen dieselbe, daß bei sämtlichen finanziellen Katastrophen die Börse es war, von welcher die Zusammenbrüche ihren Ausgangspunkt nahmen und daß sie allein denselben Richtung und Tragweite gab. Es dürfte daher gerade heute, wo alle Welt, theils wegen dieser sich häufenden Katastrophen, theils wegen der bedeutenden Courschwankungen und Besitzverschiebungen der letzten Zeit, auf die Börse schaut, die Frage keine müßige sein, woher es eigentlich kommt, daß dieselbe Institution, welche so viel Reichthum, Macht und Ehre genießt und gewährt und von der so viele Tausende — Hoch wie Niedrig — ihren Unterhalt beziehen, gleichzeitig so viel Unheil in sich birgt und so massenhaft Unglück, Kümmeris und Classenhass austreuen kann? Hierbei dürften wohl die weiteren Fragen am Plage sein, ob denn ihr Bestehen und Wirken ein so unzweifelhaftes Gut sei, daß man sich dessen, was sie austheilt, auch guten Gewissens erfreuen darf? Ob das, was sie leistet, eine thatsächlich productive Leistung, eine solche Leistung sei, daß sie auch mit Recht an die Spitze des wirtschaftlichen Lebens gesetzt werden kann? Ob die Courtagen, Provisionen und Differenzen, welche durch ihre Vermittelung bezogen werden, wohl-

verdienter Gewinn sei, den die Leute geschaffen und der daher ihnen gehört von rechtswegen?

Wir wissen sehr wohl, daß diese Fragen vom Standpunkte des Individualismus durchaus müßiger Natur sind. Der praktische Geschäftsmann wird sie für durchaus unpraktisch halten, der Börsenmann aber schon beim bloßen Anhören derselben einen gewissen Widerwillen empfinden. Freilich! was kümmert diese Leute auch das Wohl und Wehe der die Fürsten wie Bettler umschließenden Massen? Dinge, die nicht ihre eigene Person, ihren persönlichen Besitz berühren, sind für sie wertlos, nicht vorhanden. Wir wollen daher gleich vorweg erklären, daß unsere Ausführungen nur vom Standpunkte des Gemeinwohls betrachtet sein wollen und wir uns daher mit unserer Betrachtungsweise nur an diejenige Leser wenden, welche, als Glieder der Gesellschaft sich fühlend, ihr Empfinden nicht nur nach dem Barometer des jeweiligen Coursstandes, sondern auch nach dem Wohl und Wehe ihrer Mitmenschen bemessen. Wenn wir sonach von dem eben bezeichneten Standpunkte aus die Thätigkeit der heutigen Börse betrachten, so muß gesagt werden, daß dieselbe sich als die verderblichste aller Erscheinungen darstellt. Ursprünglich dazu bestimmt, den Kaufleuten als Versammlungsort zu dienen und der Ver-

einigungspunkt zu sein, auf dem sich Angebot und Nachfrage in Noherzeugnissen begegnen, hat dieselbe bald ihren Boden dazu hergegeben, um darauf die Staats- und anderen Anleihen emporzuprießen zu lassen, bis sie endlich auch den tausendfachen Industriepapieren ihre Thore öffnete und zum Tummelplatz wurde, auf welchem eine gewinn- und goldgierige Meute wahre Orgien feiert. Wir reden hier nicht von dem, was in Lehrbüchern und Zeitungsartikeln gelegentlich als „Excesse“ gerügt wird, nicht von dem Schwindel, vor welchem ab und zu in den Blättern gewarnt wird, auch nicht von dem Betrug, der zuweilen in den Gerichtshöfen aufgedeckt wird, denn aus Lug und Trug setzt sich die Hauptsache ihres Betriebes zusammen — wir wollen hier nur dasjenige Moment hervorheben, welches die Börse selbst gerade als ihre productive Leistung zu bezeichnen pflegt, nämlich: die Unterbringung von Staats- und anderen Anleihen und die Vermittelung zwischen demwerbenden Capital und der capitalsuchenden Arbeit. Fürwahr, ein hohes, edles Streben, wenn, ja wenn es nur hiebei allein sein Bewenden hätte, wenn nicht das Interesse an den dabei in Frage kommenden Courschwankungen überwäge, wenn ferner die Börse nicht auch wurmstichige Unternehmungen, ja überhaupt jedes Unternehmen stützte, das die eine Bedingung erfüllt, hohe Provisionen und günstige Emissionscurse abzuwerfen. Aber es gibt doch auch gute Anleihen, solide Papiere, die an der Börse gehandelt werden? Allerdings, obschon eigentlich jedes Anleihen nicht gut ist. Allein diese sogenannten Anleihen sind auch die Stieftinder der Börse, denn je solider ein Papier, desto weniger ist an ihm zu verdienen. In einem Institut, in welchem durch jeden politischen Luftzug ungezählte Summen gewonnen und verloren werden, ist für Papiere, welche sich solchen Luftwellenbewe-

gungen weniger gefügig zeigen, kein Raum vorhanden. Ihre Lieblinge und Schützlinge zugleich sind daher immer die jedem ihrer Winke gehorjamen Speculationspapiere und Actienaus-schreibungen.

Welcher ungeheuerer Umsatz besonders in den Speculationspapieren stattfindet, geht schon aus der einfachen Thatsache hervor, daß in Berlin bereits im Jahre 1880 drei Maklerbanken — auch eine Schöpfung der Gründerperiode — welche sich insbesondere mit Vermittelung von Speculationspapieren befaßten, vorhanden waren. Dieselben hatten, wie festgestellt, eine Jahrescourtage von zusammen 2,150.000 Mark vereinnahmt. Da die Maklerbanken für jedes Stück Speculationspapier eine Courtage von 20 Pfennig berechnen, so haben allein die drei Banken in Berlin schon im Jahre 1880 rund zehn Millionen Stück Speculationspapiere umgesetzt. Seitdem hat natürlich die Entwicklung wesentlich zugenommen, und heute läßt sich mit Bestimmtheit sagen, daß die Börsenumsätze alljährlich, selbst in schlechten Jahrgängen, nach vielen Milliarden rechnen. Die ganzen Staatsbudgets mitsammt den Militärausgaben sind nur Bagatelle gegenüber diesen Umsätzen, und auch schon von diesem Gesichtspunkte aus erscheint es als eine staatswirtschaftliche Nothwendigkeit, wenigstens über das Wesen dieser Capitalmassenbewegung klar zu sein, zumal eine irgendwie brauchbare Statistik nicht vorhanden ist und es im Gegentheil den Anschein hat, als ob jede nicht gerade unumgänglich nothwendige Zahlenveröffentlichung peinlichst vermieden würde.

Und wie geht es bei den Actienemissionen zu? Nicht die Güte (Bonität) des Schuldners oder des Unternehmers ist heute mehr für den Cours der Papiere entscheidend, sondern vielmehr die Frage, von welcher Finanzgruppe dasselbe eingeführt ist. Damit beginnt die Täuschung des Publicums.

Sodann werden gewöhnlich die Actien schon vor der Zuthellung an die Zeichner der Börse gehandelt, indem sie von den Interessenten selbst zu besserer Unterstützung des Ausgangs in großen Summen zu Prämien gekauft werden, worauf dann, wenn die Prämie am höchsten steht, bei den Comités — zum Theil unter Täuschung desselben und daher mit Erfolg — die Bestimmung eines Abrechnungstages für die Actien zu einer Zeit nachgesucht wird, wo die Gründer durch ihre Käufer praktisch die ganze Controle des Marktes in Händen haben. Häufig werden auch angebliche Zeichnungen durch vorgeschobene Personen durchgeführt, während in Wirklichkeit alle Actien sich in Händen der Gründer befinden. Wird nun viel gezeichnet, so sinkt der künstlich gehobene Cours, weil die meisten Inhaber den Gewinn rasch mitnehmen wollen; in beiden Fällen haben die Macher ihren Gewinn und die Außenstehenden zahlen die Zechen. Auf solche Weise werden die Course gemacht und Unsummen — verdient; vom Publicum aber, welches immer wieder der Zähigkeit der Börsen-Croupiers zum Opfer fällt, könnte man sagen: „Nichts gelernt und alles vergessen.“

Diese Darlegung ist so wahr, daß sie selbst ein Börsenmann zugeben wird. Börsenmann! Welches Mitleid muß für diese Leute den erfassen, der sich von den Sirenengefängen der Börse fernzuhalten wußte und der da weiß, mit welchen Aufregungen und Gefahren dieser grausamste aller Berufe verknüpft ist. Ein Hegen und Jagen nach Gewinn, ohne Rast noch Ruh, der Courszettel nimmt alle Gedanken gefangen, die ganze Geistes-thätigkeit in Anspruch, beim Essen, Lesen, Unterhalten, im Concerte und Theater, auf Bällen und in Gesellschaft, und im Schlaf noch sieht der Börsenmann in seinen Träumen die Course steigen und fallen. Wahrlich eine geisttödtende, nervenaufreibende

Arbeit! Wie viele Männer von Geist und Charakter fallen diesem Baalsdienst alljährlich zum Opfer, sind in dem Schlamme dieses Berufs untergegangen, zu Schurken und Betrügern geworden, denen eine Schar Betrogener flucht! Wie viel Jammer und Elend hat dieser Beruf schon über unschuldige Familien gebracht, wie viele Thränen sind seinethalben schon vergossen, wie viel Familienglück ist durch ihn in den Staub getreten!

Jawohl, eine fürchterliche Arbeit wird hier verrichtet: aber wird eine Arbeit — und mag sie mit noch so viel Anstrengung und Aufreibung verrichtet werden — schon durch diese Thatsache allein zu einer wahren Arbeit, zu einer productiven Leistung? Nimmermehr! Die Börsenarbeit hat mit einer solchen productiven Thätigkeit der Gesellschaft nichts gemein, vielmehr stellt sie sich als ein Einheimjen der Erfolge productiver Arbeit dar. Sie ist eine Aneignung ohne Gegenleistung, ein Genuss ohne Verdienst, nichts als die schamloseste Raublust ist die Triebfeder des ganzen und erbärmlichen Strebens und Treibens.

Es finden sich ja wohl auch im Handel ähnliche Erscheinungen, wenn schon nicht in dieser unheimlichen Ausdehnung. Der Unterschied aber ist, daß sie hier nur als krankhafte Auswüchse der sonst nothwendigen und wohlthätigen Handelsfunctionen auftreten, während sie beim Börsengeschäfte zum inneren Wesen desselben gehören und das eigentliche, um nicht zu sagen, das alleinige Element dieser Geschäfte bilden.

Als ein allenfallsiger Milderungsgrund gegen dieses fluchwürdige Treiben muß allerdings das Zugeständnis gelten, daß das Übel zu einem gewissen Theil ein nothwendiges, weil mit unserer ganzen socialen Organisation zusammenhängendes ist. Staaten, Städte und Bezirke müssen sich vor den Thoren der Börse verneigen, der Bauer und Fabrikant,

der Künstler, der Erfinder und Kaufmann — sie alle müssen dem Mammonstempel ihren Tribut zollen. Ist darum das Treiben weniger verwerflich, sein Dasein mehr gerechtfertigt?

Und wie traulich ist dieser Verkehr? Grobe Wiße und gemeine Späße bilden da gewöhnlich den Grundton der Unterhaltung. Die Börse bietet gar oft nur das Bild eines wüsten, aller Bornehmheit baren Treibens. Welches Kreischen, Gestikuliren, Drängen und Durcheinanderschreien erfüllen die Räume! Wilde Knäuel dunkler Gestalten, erregte Gesichter, unverständliche Geberden, gierige Augen — das ist das Bild, das sich dem Eintretenden bietet. Und wie viele sind darunter, die beneidete Millionäre sind und denen Geist und Muße es in hohem Maße erlauben würden, sich vollauf auch an Edlem und Erhabenem zu erbauen!

Der Anblick einer Anzahl Arbeiter, die ihrem Tagewerk obliegt, hat für uns etwas Erhebendes, man möchte sagen, Heiliges, weil es nichts gibt, was so sehr die innere Gemeinsamkeit der Menschen empfinden läßt, als die gemeinsame Arbeit. Daß in den engen Stuben derer, die in einer Fabrik, bei einem Baue zu gemeinsamer Arbeit die Hände regen, Noth und oft Roheit wohnt, vermag dem erfreulichen Anblick des Bildes keinen Eintrag zu thun, weil dieser Umstand nicht nothwendig in den Rahmen des Ganzen gehört, im Gegentheil, weil der Rahmen in seiner Vollständigkeit eigentlich gerade das Gegentheil voraussetzt. Und ebenso wird das widerliche Bild des Börsentreibens nicht durch die Vorstellung erträglicher, daß in vielen der Börsenbesucher Kunst und Literatur nachhaltige Stützen finden. Aber was hier getrieben wird, ist der tollste Tanz um das goldene Kalb — hier wird nichts geleistet, sondern nur verdient, und zwar handelt es sich hier um ein Verdienen, welches die dreiste Vernei-

nung alles dessen ist, was dem Menschen als heilig und theuer gilt.

Traurig ist, daß es immer noch, wenn auch nur in einer verschwindenden Anzahl, Volkswirtschaftler gibt, welche der Börse nachsagen, daß ihr Handel mit den Papieren u. s. w. die Production fördere, ja diese überhaupt erst möglich mache und daß die Auswüchse gleichsam nur als eine Unvollkommenheit zu betrachten seien, wie sie jeder menschlichen Einrichtung anhaften. Eine solche Behauptung beruht auf einer vollständigen Verfehlung der Thatsachen. Denn thatsächlich bildet nicht das solide Geschäft, sondern das Spiel die Hauptsache. So ist festgestellt, daß an dem Berliner Getreidehandel dem Namen nach etwa zweihundert Firmen betheilt sind, die den Kaufgegenstand zwanzigmal unter sich herumwerfen, und bei jedem Spieler bleibt, wie ausgerechnet wird, ein sehr erkledlicher Profit kleben. Dabei wird ihnen noch von irgend einem handelsphilosophierenden Gelehrten das Compliment gemacht, sie hätten die Productivität vermehrt. In diesen Differenzgeschäften, gleichviel, ob sie in Getreide, Spiritus, Baumwolle oder Papieren sich abwickeln, liegt denn auch das eigentliche Unmoralische der ganzen Börsenthätigkeit, und zwar in doppelter Beziehung. Der glückliche Gewinner wird sich stets einreden, er verdanke den Gewinn seiner besseren Voraussicht und geistigen Überlegenheit; und diese Einbildung hält ihn gefangen und stachelt ihn zum neuen Spiel an, bis es ihm wirklich einmal glückt oder er zum Bettler und Verbrecher wird. Nur wenn es schief geht, gibt er dem Mißgeschick die Schuld. Sodann aber werden gerade die Differenzgeschäfte von den Bevorzugten der Börse dazu benutzt, um das kleine Gewimmel mit Sicherheit auszubeuten. Und sie können dies nicht sowohl infolge ihrer überlegenen Capitalskraft, als wie dadurch, daß sie gewöhnlich Fühlung

mit sehr hohen Kreisen haben und, unterstützt von einer feilen Presse, über jede politische Wendung oder sonstige wichtige Vorkommnisse, die den Geld- oder Effectenmarkt beeinflussen könnten, vorher wohl unterrichtet sind. Danach werden die Maßnahmen getroffen, und noch bevor die Wirkung eintritt, ist das Scherfchen ins Trockene gebracht, oder — wie man sich an der Börse auszudrücken pflegt — ist das Ereignis an der Börse escomptiert. Hier liegen die Quellen jenes leichten Gelderwerbs, der zu einem schwelgerischen Haushalte und zum Verbrauch ungezählter Summen, aber auch zur Veruntreuung fremden Eigenthums und schließlich zum Selbstmord führt.

Ob die Spieler Kornhändler oder Bankiers oder sonstwie sich nennen, oder ob dieselben an der Börse selbst thätig sind oder sich an dem Spiel mittels des elektrischen Drahtes theiligen, ist ganz einerlei. Thatsache ist, daß sehr vornehme Leute darunter sind. Die meisten sind Emporkömmlinge. Und wie viele gibt es unter diesen Emporkömmlingen, die ehemals völlig arm waren und nichts als ihren Noth zu eigen hatten! Zu ihrer Milderung sei jedoch hier angeführt, daß nicht wenige darunter sind, die durch besondere Wohlthätigkeit sich auszeichnen, gleichsam als ob sie die rächende Nemesis mit ihrem früheren Treiben zu versöhnen suchten.

Wo aber bleibt da, wenn unter dem Einflusse solcher Verhältnisse viele tausende von Haushaltungen

leben, die bürgerliche Sparsamkeit, die da abwägend jede Ausgabe auf ihre Begründung hin prüft und abzählt? Ein solches hassenswerthes Getreibe muß alles gefährden, was das Leben schön, was die Menschen gut, was die Gesellschaft gesittet macht; es streut Classenhass aus, lodert durch seinen raschen Besitzwechsel die Ehrbegriffe und facht alle bösen Triebe an.

Wie das gewerbsmäßige Glücksspiel unter Strafe gestellt ist, so müßte dies auch hinsichtlich des Differenzspieles geschehen. Ausserdem müßte der ganze Verkehr unter Staatsaufsicht gestellt werden.

Solange aber die Gesellschaft die Reife und Kraft nicht erlangt hat, Mißstände dieser Art als Verbrechen gegen sich zu erkennen und zu behandeln, mag man Einrichtungen und Verhältnissen, in denen wir wirtschaftliche und sociale Übel erblicken, fluchen — die Individuen zu richten, steht uns nicht zu. Erst wenn die Gesetzgebung in der Lage sein wird, gegen das gekennzeichnete Getriebe einzuschreiten, wird man den einzelnen für dieses sein Thun zur Verantwortung ziehen können. Bis dahin muß leider gelten: was nicht verboten ist, ist erlaubt. R. B.

Diese Bemerkungen sind einem Aufsatze der „Täglichen Rundschau“ in Berlin entnommen; dieselben passen wohl auch auf Wien und andere Börsenstädte. Und gerade über diesen Gegenstand ist Aufklärung besonders heilsam.

Rückkehr zur Natur.

Ein Zweigespräch.

Moriz. Lieber Poet! Sie singen schon seit fünfundsanzig Jahren von der Rückkehr zur Natur.

Peter. Ein schlechter Poet, der das nicht thut.

Moriz. Aber Freund, die Menschheit ist in einer organischen fortschreitenden Entwicklung und eine Rückkehr ist nicht möglich.

Peter: Herr, Sie sprechen da wie ein Zeitungsschreiber, der etwas, das ihm nicht behagt, mit einer hübschen Phrase todtmachen will. Eine Umkehr und ein Rückwärtswandeln im alten Geleise ist freilich nicht möglich. Rückkehr ist ein schlechtes Wort und nur an unklaren Ausdrücken liegt es oft, wenn wir einander nicht verstehen, und ein unklares Wort ist eine gute Ausrede für solche, die nicht verstehen wollen. Rückkehr zur Natur! Als ob die Natur hinter uns läge! Sie liegt neben uns, vor uns, ja auch um und in uns. Um zu verwirren, kann man ja die Allgemeinbedeutung nehmen: Das raffinierteste Leben, was ist es anders, als Natur? Denn sonst wäre es nicht, sonst hätte es sich nicht so entwickeln können. Die Städte mit ihren Palästen sind ebenso Natur, als etwa ein Ameisenhaufen, eine Bienenwabe, ein Wespennest.

Moriz. Die Stadt ein Wespennest, das ist gut.

Peter. Das Wort Natur hat aber sehr verschiedene Bedeutungen; in dem Sinne, als ich es hauptsächlich

meine, bedeutet der Satz: Rückkehr zur Natur nicht etwa: Einkehr in die Stadt, sondern vielmehr Heimkehr zum ländlichen Leben.

Moriz. Das ist ja klar.

Peter. Und doch wird es missdeutet, als ob der Poet so einfältig wäre zu glauben, die Menschheit müsse wieder in ihren ursprünglichen Naturzustand zurückkehren, gefesselt und gewandlos in den Wildnissen umherlaufen und sich von wildwachsenden Früchten nähren! Als ob ein Idealist unserer Tage in jenem Urzustande das goldene Zeitalter sähe, als ob er das Glück nur in der gänzlichen Bedürfnislosigkeit und Leidenschaftslosigkeit suchen wolle! — Nein, so meint es der Poet nicht, oder nur im allegorischen Sinne. Und wer seine „Rückkehr oder Einkehr zur Natur“ so auslegt, der ist verbohrt oder verschlagen.

Moriz. Ich bestreite übrigens die Möglichkeit nicht einmal, daß infolge furchtbarer Revolutionen oder durch ungünstige Lebensbedingungen die Menschheit degenerieren und allmählich in den Zustand des wilden Thieres zurückkehren könne.

Peter. Ich fürchte, daß es möglich ist. Jedenfalls dürfte die Phrase von der immerwährenden Vorwärtsentwicklung überflüssig sein. Darum aber handelt es sich hier nicht. Um mein Bestreben klarer und unanfechtbarer zu bezeichnen, wollen wir statt „Rückkehr zur Natur“ sagen:

„Heimkehr zum ländlichen Leben.“ Ist das etwa auch nicht möglich? Ist es infolge der Cultur-entwicklung dem Menschen bestimmt, daß er sein Leben in einem ungeheueren Mauerwerke zubringe, verpestete Luft, stinkendes Wasser genieße, spitzfindige Geistesspiele treibe, den Körper verweichliche, das Herz verstocke, die große Gottesnatur nur nachgeahmt in Kunstwerken schaue, die Nacht zum Tage, den Tag zur Nacht mache und in der großen Stadt stets über dem ungeheueren Abgrunde zwischen der üppigsten Pracht und dem trostlosesten Elende schwebe? Sollte das thatsächlich des Menschen Bestimmung sein? Ich sehe in einer solchen Cultur nicht mehr eine Entwicklung, sondern einen Niedergang, ein Faulwerden.

Moriz. Wie denken Sie sich aber eine Heimkehr zum ländlichen Leben?

Peter: Wie ich sie unzählige-male geschildert habe, wie wir sie täglich in der That vor sich gehen sehen. Ein Mensch, dem es in der Stadt nicht mehr gefällt, siedelt sich auf dem Lande an. Was ist denn daran so viel Unerhörtes, Ungeheuerliches, daß man ausruft: O Schwärmer!

Moriz. Die Schwärmerei liegt darin, daß Sie annehmen, der Mensch vermöge seine hochentwickelten Bedürfnisse von sich zu werfen, gebildet und verwöhnt wie er ist, sich der ländlichen Einfachheit und Einfachheit begeben. Das verlangen Sie.

Peter. Wieso verlange ich das? Wer es muß, der kann's zwar, wie wir täglich sehen, daß herabgekommene Existenzen sich recht und schlecht abfinden mit einem „Häuserl am Rain“. Ich denke aber, daß es sich mit den entsprechenden Mitteln auf dem Lande gar prächtig leben läßt; man braucht nicht viel zu entbehren von all den schönen Dingen der Stadt, als etwa nur Theater, Concerte, Gesellschaften, die man dort oft nur besucht, um die

Langweile zu tödten. Und sollten jene Herrlichkeiten und Vorzüge der Stadt, die sich aufs Land absolut nicht mitnehmen lassen, nicht reichlich ersetzt werden von der unendlichen, den gebildeten Geist, das offene Gemüth immerdar anregenden und sättigenden Natur? Und der Arme! Ist das Elend, der Hunger in der Stadt angenehmer als auf dem Lande?

Moriz. Es muß wohl so sein, weil das Proletariat mit solcher Vorliebe sich in der Stadt einzunisten pflegt.

Peter. Wo aber findet man die größte Noheit, das trasseste Laster, die wildeste Verthierung? Bei den Armen, den Ungebildeten auf dem Lande? Nein, bei dem Proletariate der Großstadt — gerade auf der Stätte der gepriesenen menschlichen Hochcultur.

Moriz. Es gibt auf dem Lande auch nicht lauter Engel.

Peter. Aber Freund, welche banale Phrase! Wer behauptet denn das? Wenn jemand, so habe ich es erfahren, wie es auf dem Lande zugeht. Ich weiß am besten, daß das Landleben keine Idylle aus „goldenem Zeitalter“ ist, habe des Landlebens herbste Seite persönlich kennen gelernt. Und doch rufe ich aus tiefster Überzeugung: Fort aus der Großstadt! — Es ist ja selbstverständlich: Überall gibt es Gute und auch Schlechte, gewiß kommen auch auf dem Lande manchmal grauenhafte Fälle von Noheit und Verthierung vor; aber die Schlechten auf dem Lande würden in der Stadt noch schlechter und üppiger ausarten, weil für die Laster und Verbrechen aller Art gerade die Proletarierviertel der Großstadt das richtige Mistbeet sind. Und weil selbst unter Armut und Elend in der Stadt noch gewisse Lastergenüsse zu haben sind, eben deshalb strömen auch die unteren Classen, die Arbeitslosen und Arbeitsscheuen zusammen in die Großstadt.

Moriz. Lassen wir die Auswürf-

linge, es wäre ja ein Glück, wenn man sie zum Tempel hinausbrächte. Sie wollen aber auch die Wohlhabenden und Gebildeten aufs Land locken, dieselben dort einschachteln in ein schmutziges Bauernhaus, ihnen Urbatersitte und Urbätertugenden anzuwringen, schweres Arbeitswerkzeug in die Hand drücken und sie mit frugaler Kost ernähren! Sie wollen mit Ihrer Rückkehr zur Natur den Menschen die Genüsse des Lebens schmälern. Sie wollen den Rückschritt.

Peter. Ist das Ihr Ernst? Glauben Sie wirklich, daß ich solches wollen, anstreben könnte? Ein rechtes Maß von körperlicher Arbeit, Mäßigkeit im Genuße, einen ehrbaren Lebenswandel, das wünschte ich allerdings; die Einführung solcher Dinge werden Sie doch nicht Rückschritt nennen! Diese Dinge würden den wahren gesunden Lebensgenuß nicht schmälern, sondern ihn erhöhen und verlängern.

Moriz. Wenn die bäuerliche Existenz mit der „natürlichen Lebensweise“ von Überanstrengung und Faulheit, von Hungerleiden und Überstraß, von Schmutz und Curpsuschen gar so gesund wäre, warum lebt man denn jetzt auf dem Lande nicht länger, als in der Stadt?

Peter. Und wenn das Stadtleben gar so vortheilhaft ist, warum wird man trotz aller Mittel des Reichthums und der Wissenschaft in der Stadt nicht älter als auf dem Lande? Die städtische Intelligenz, mit den ländlichen Verhältnissen gefellt, gibt erst das Richtige. Ich habe auch gar nichts dagegen, ja es ist nur zu wünschen, daß alle Gedeihen schaffenden Culturmittel, von der Stadt aufs Land verpflanzt soweit es zweckmäßig, in das Bauernhaus übertragen werden. Eine freundliche, reinliche Wohnung, ein bequemes Kleid, eine schmackhafte Nahrung, Maschinen zur Arbeit, Bücher, Kunstgegenstände für Geist und Gemüth, kurz alles, was

das Leben verschönert, ohne den Beruf zu schädigen, möchte ich eingeführt wissen im Landhause, im Bauernhof. Läßt sich in einem Dorfe, in einem Marktflecken, in einer Landstadt denn nicht auch eine behagliche Existenz führen? Muß es denn gerade die Großstadt sein? Muß man das Neue, Unerprobte denn gleich aus allererster Hand haben? Muß denn der Mensch, in allerhand Modethorheiten befangen, von allerlei Begierden nach Pflanz und Glanz gehegt, sein kurzes Leben in nervöser Aufregung, in Hasten und Haschen nach Nichtigem verbrauchen? Die Stadt bietet schöne und edle Genüsse, ich bestreite es ja nicht, allein dem Städter mangelt dafür das naive, empfängliche Gemüth, er ist blasiert. Er geht nicht ins Theater, in das Concert, in den Bildersaal, um zu genießen, sondern um zu kritisieren. Man möchte fast sagen, daß die schlimmen Seiten der Kunst, des Lebens dem Städter (natürlich die Städterin ausgenommen!) mehr Vergnügen machen, als die guten, denn das Bekritteln, Mörgeln und Absprechen ist seine größte Unterhaltung. Es gäbe ein langes Capitel, um zu untersuchen, worin die großen Vorzüge, die wirklichen Genüsse der Großstadt denn eigentlich bestehen. Trockene Trottoirs, auf welche Dachziegel herabfallen können, seine Fahrgelegenheiten, bei welchen einen der Kutscher beladelt, elegante Gesellschaftszirkel voll äußerer Liebenswürdigkeit und innerer Missgunst — und solcherlei schöne Sachen in Überfluß; wenn man krank wird, berühmte Ärzte, wenn man stirbt, großartigen pompe funèbre, Herz was willst du mehr? — Nein, es ist nichts dahinter. Was in der Stadt wirklich Cultur ist, das läßt sich auch aufs Land verpflanzen. Und Hauptsache ist, daß auf dem Lande der Mensch gesünder bleibt und weitaus genussfähiger, als in der Stadt. Noch einmal sage ich's: Nicht um die Gefittung, den Lebensgenuß zu ver-

ringern, möchte ich die Bevölkerung großer Städte zerstreut wissen auf dem Lande, sondern um Gesittung und Lebensgenuss zu erhöhen. Was die geselligen Bedürfnisse anbelangt, werden dieselben in einer Zeit der Eisenbahnen, des Telegraphen und des Telephons wohl auch auf dem Lande zu befriedigen sein. Und wer zeitweilig die köstliche Einsamkeit liebt zur süßen Beschaulichkeit, zur Sammlung und Kräftigung, wo findet er sie besser, frischer, gedeihlicher als auf dem Lande! Ich verlange also nicht, daß der Städter verbauern solle, sondern daß auch der Bauer die Errungenschaften der Civilisation genieße. Die wirklichen, den Wert und das Leben des Menschen erhöhenden Errungenschaften wohlgemerkt, nicht etwa den Modestand, den Luxus, die nimmerfatte und doch übersättigte Unzufriedenheit. Derlei vermag auf dem Lande ohnehin nie so üppig zu wuchern, als in der Großstadt.

Neben dem freien, stolzen, gesitteten Bürgerthume möchte ich ein freies, stolzes, gesittetes Bauernthum haben. Ist das Rückschritt? Ist das Utopie? — Wahrlich, dann stünde es traurig mit unserer Civilisation. Wenn in der Schweiz, in Amerika ein Bauer möglich ist, der meinem Ideale nahe kommt, warum nicht auch bei uns? Civilisation auf dem Lande, das ist mein Ideal.

Moriz. Es ist ein schönes Ideal.

Peter. Ich hoffe zuversichtlich, daß es erreicht wird. In diesem Jahrhunderte freilich noch nicht.

Moriz. Und was gibt Ihnen die Zuversicht?

Peter. Das Naturgesetz. Es wird ein Zeitpunkt kommen, wo es einfach nicht mehr möglich sein wird, in der heutigen Art fortzuwirtschaften, weil die Degeneration eines Volkes mit zwingender Nothwendigkeit eine Regeneration verlangen wird und weil die Vernunft den sich gewordenen Menschen hinausführen muß auf die ländliche Flur. Die Familie, der Staat, die

Volkswirtschaft, die Politik werden es verlangen. Man spricht von einem socialistischen Zukunftsstaate. Wird denn der in den Städten zusammengepfercht leben im Verhältnisse zwischen Reich und Arm, zwischen Herrn und Knecht? Gewiß nicht. Er wird sich möglichst gleichmäßig verbreiten über das Land und jegliche Scholle rationell auszunützen suchen. Doch nicht erst dieser socialistische Staat soll uns das Richtige lehren müssen. Wir beugen ihm vor, wenn wir es früher lernen. Nicht die Idylle des Märchens, der Romantik wird man auf dem Lande finden, nicht mehr der Väter Hausrath, Brauch und Frömmigkeit, wohl aber Raum, Zeit und Gelegenheit, daß sich Gesundes, Angenehmes, Herz-erfrischendes neu entwickele, daß der Mensch wieder natürlicher, fröhlicher und zufriedener werde.

Moriz. Erlauben Sie mir, lieber Dichter, eine kleine Frage im Vertrauen. Unter Ihrer Rückkehr zur Natur darf wohl auch verstanden werden, daß der Mensch seinen gewissen Leidenschaften — Sie verstehen mich schon — den natürlichen, freien Lauf lasse?

Peter. Aha, mit dieser „Rückkehr“ wären wohl auch solche allsobald einverstanden, welche sonst die Möglichkeit eines „Zurückschraubens der Civilisation“ bestreiten. Nein, ich kann nicht dienen, die menschliche Natur verlangt Bezähmung der Leidenschaften, Maßhalten und Eingezogenheit. Die Tugenden sind wenigstens so naturgemäß als ihr Gegentheil, sonst würden sie nicht Wohlbefinden und ein langes Leben verursachen können.

Moriz. Sie meinen also mit Ihrer Rückkehr, oder Heimkehr zur Natur lediglich nur das Wiederaufsuchen des ländlichen Lebens?

Peter. O Freund, ich meine damit noch hunderterlei anderes. Man kann auch in der Stadt zur Natur zurückkehren, zur Zweckmäßigkeit, Einfachheit, Wahrhaftigkeit in Leben und

Wandel, in Arbeit und Genuss, in Häuslichkeit und Erziehung. Wozu noch weiter, Sie wissen alles, was ich meine.

Moriz. Es gibt Leute, welche all derlei unfruchtbare Schwärmerei nennen.

Peter. Solchen trauen Sie nicht. Solche haben die Absicht oder wenigstens den Instinct, die Völker schmeichelnd hinabzuleiten in die tiefste Verkommenheit. Das nennen sie Fortschritt.

Moriz. Ich danke. Das ist mir klar.

Peter. Nun frage ich Sie aber, ob eine Rückkehr zur Natur in meinem Sinne denn gar so unmöglich ist, als mancher Moderne behauptet?

Moriz. Sie wird nicht bloß möglich, sie wird nothwendig sein, jedoch erst, bis das Völkergeschick die Menschen dazu reif gemacht hat. Bis hin werden wir uns wohl noch mancherlei — Unbegreiflichkeiten gefallen lassen müssen.

Eins vom Pfarrer Kneipp.

Gute Leute! Wir leben nicht recht!
E. v. Kneipp.

Am 26. April 1892 war die Bevölkerung von Graz wieder einmal in einer außerordentlichen Bewegung. Gegen Abend rollten hunderte von Wagen, vom Einspänner angefangen bis zur Herrschaftskutsche bei strömendem Regen hinaus zur Industriehalle, die an dreitausend Personen faßt und heute trotzdem zu eng zu werden drohte. Daneben eine Völkerwanderung von Fußgehern aus allen Ständen, auch Landleute, Nonnen und Mönche darunter, welche sonst nicht das Publicum der Industriehalle sind. Viele wanderten hinaus, um einen Heilskapostel zu sehen, und wo möglich sein Kleid zu berühren; viele, um einen „Charlatan“ sprechen zu hören und vielleicht gar zu entlarven; und wieder andere giengen hin, um den alten Pfarrer Sebastian Kneipp

kennen zu lernen, der von der fernen Schwabengrenze hergekommen war, um den Grazern einen Vortrag zu halten über naturgemäße Lebensweise und über sein Wasserheilverfahren.

Durch die weiten prächtigen Räume wogte es. Die hohen Preise der besseren Plätze hatten nicht vermocht, zurückzuschrecken. Die Rednerbühne war mit Kränzen geschmückt, auf dem Pulte lag, wahrscheinlich von huldvoller Frauenhand gespendet, ein mailicher Blumenstrauß. Groß war die Erwartung des Publicums. Publicum! Nein, zum Propheten kommt nicht das Publicum, sondern das Volk.

Endlich erschien er. Eine gedrungene Gestalt im schwarzen Talare. Ein klobiger Bauernkopf mit weißem Haar. Die Züge eines strengen Landpfarrers, welche durch mächtige schwarze Augen-

brauenbüschel fast finster erscheinen. Die ganze Erscheinung zeigt uns sogleich, daß wir es hier nicht mit einem Durchschnittsmenschen, sondern mit einer eigenartigen Persönlichkeit zu thun haben. Vielleicht sollte man sich die Erscheinung Martin Luthers so vorstellen, um seine Macht zu begreifen.

Als Pfarrer Kneipp zur Tribüne hinanstieg, brauste durch die Räume ein rauschender Willkommensgruß, der erst endete, als der Erschienene ihn mit der Hand energisch abgewinkt hatte.

Ohne dem schönen Blumenstrauß auch nur die geringste Beachtung zu schenken, begann er stehend seinen Vortrag. Er sprach mit kräftiger Stimme im Predigertone; sein Hochdeutsch neigt sich der schwäbischen Mundart zu. Diese ward später, als er mehr in einen gemüthlichen Vortrag kam, noch merklicher, und wahrlich nur zum Vortheile des Ganzen.

Pfarrer Kneipp sprach vollkommen ungekünstelt, urwüchsig, manchmal muthete seine Rede an wie Chronikensstil. Fast kein Fremdwort kam vor, jeden gelehrten Ausdruck vermied er, auch jede wissenschaftliche Begründung; das Wirksame seiner Rede liegt in den Beispielen die er erzählt, von den Erfolgen der von ihm gelehrten Lebensweise und Heilmethode. Die Beispiele sind aus dem Leben, die Sprache ist aus dem Leben, die Sache, die er lehrt, ist von der tiefsten Überzeugung des Redners getragen — das ist das Geheimnis seines Erfolges. Dazu kommt der echt volkstümliche Humor, welcher dem alten Herrn zu Gebote steht und der nicht allein bei gewöhnlicheren, sondern auch bei feingebildeten Leuten einer Wirkung sicher sein darf. Und endlich kommt noch das Wichtigste, die Liebe zu dem Menschen, das glühende Verlangen, ihm in seinen Leiden zu helfen, welches bei Kneipp wohl außer allem Zweifel steht.

Von Weltleuten, die selbst keine Überzeugung, keinen Glauben haben

an ihre Persönlichkeit, an ihr Können, an ihren Beruf, kann man oft hören, daß sie auch anderen diese Zuvorsichtsfähigkeit absprechen. Weil sie schon aus Princip an nichts glauben, so glauben sie auch nicht daran, daß zum Beispiele der Priester das, was er predigt, selber glaubt. Es mag ja wohl einzelne Geistliche geben, die ihren Glauben heucheln müssen, oder die wenigstens vom Zweifel angefressen sind. Im ganzen bin ich überzeugt, daß der hohe wie der niedrige Priester an seinen Beruf, an seine Lehre glaubt. Wie wäre es bei ihrer Erziehung und Schulung auch leicht anders möglich! Hinreißen und überzeugen kann aber nur der Lehrer, welcher von der Wahrheit seiner Lehre selbst felsenfest überzeugt ist. Und das ist bei Pfarrer Kneipp gewiß der Fall. Und daß der Glaube nicht allein selig, sondern auch gesund macht, ist eine Thatsache, die in gewissem Sinne nicht einmal der größte Naturalist zu bestreiten wagen darf.

Man hört, daß manche Ärzte gegen Kneipp lebhaftere Stellung nehmen. Ich sehe dazu im ganzen keine Ursache. Kneipps Gesundheitslehre ist wohl auch nichts Neues und sie ist seit jeher von den Ärzten anerkannt. Mäßigkeit, Zweckmäßigkeit in Kleidung, Wohnung, entsprechende körperliche Thätigkeit und Abhärtung — das sind die Hauptgebote des Pfarrers Kneipp. Aus diesen geht zum Beispiele hervor: Du sollst keinen Kaffee, keinen Thee, keine alkoholischen Getränke trinken, du sollst die natürlichen Nahrungsmittel nicht verfeinern, verfälschen, du sollst selbst von guter Nahrung nicht so viel essen, bis du vollkommen satt bist. Du sollst keine einengenden naturwidrigen Kleider tragen, kein Nieder, keine hohen Stöckelschuhe, keine engen Halskrägen. Pfarrer Kneipps Colare ist so weit, „daß auch noch neben dem Hals ein Fäcksle mitsammt dem Schweiß hinein kommt“.

(Eins mag wohl ohnehin schon drinnen sein, will ich schier vermuthen, gereicht ihm auch zu keiner Schande.) Ferner schlafen bei offenem Fenster, holzschneiden, zeitweiliges barfußgehen und Anwendung von kaltem Wasser. Schon die kleinen Kinder mehrmals die Woche in kaltes Wasser tauchen, aber nur zwei Secunden lang, nicht länger. Reichthum und Behaglichkeit geben keine große Hoffnung auf langes Leben. Die ältesten Leute in Kneipp's Pfarre Wörishofen sind nicht etwa die Wohlhabenderen, sondern gerade Arme: Dienstboten, Häusler, Einleger. Und von wem hat Kneipp das Recept zu seiner berühmten Kräftsuppe bekommen? Von einem alten Bettelmanne. Getrocknetes Schwarzbrot zu kochen! Und wo wächst unser Kaffee? Nicht draußen in fremden Welttheilen, sondern auf unseren heimischen Roggen- und Weizenfeldern. Die Körner dörrn, rösten, auf der Kaffeemühle mahlen, soll mit Milch und wohl auch Zucker das köstlichste Getränk geben. Von Kaffee und Thee sei letzterer noch der größere Lump. Aus unseren Heublumen weiß Kneipp ein ähnliches, aber vielleicht weniger schädliches Getränk herzustellen, als der theuere nervösmachende russische Thee es ist. Den Nährstoff, welcher in einem Liter bairischen Bieres enthalten, will Pfarrer Kneipp auf seinem Fingernagel anhäufen, „und wird gar kein groß Häuslerle“ sein. Es ist vieles gefehlt. Wir überladen den Magen, ohne ihn zu sättigen, wir strengen uns an, ohne uns abzuhärten — davon die große, furchtbar zunehmende Schwäche unter den Leuten, davon die Nervosität, der Lebensüberdruß, ja selbst die socialen Nöthen. — „Gute Leute!“ rief er, „wir leben nicht recht!“ Das Wort war so gesprochen, daß es mir durch Mark und Bein gieng.

Wir leben nicht recht! Ja muß denn erst aus Schwaben einer kommen, der uns das sagt? Haben wir nicht

auch im eigenen Lande Lehrkanzeln und berufene Männer, die uns immer und immer wieder vernünftige Lebensweise predigen sollen? Und haben wir nicht an uns selbst die größten Lehrmeister: Noth, Elend, Krankheit? — Aber nein, wir glauben es erst, wenn aus der Ferne ein Mann im Gewande des Propheten zu uns kommt, der mit mächtiger, von Zorn und Menschenliebe durchzitterter Rede es uns zuruft: Gute Leute, wir leben nicht recht!

Soweit, glaube ich, könnten die Ärzte mit Pfarrer Kneipp doch vollkommen einverstanden sein, und das umsomehr, als Kneipp selbst betont, daß es ihm nicht einfalle, ein Arzt sein zu wollen, daß er nicht Medicin betreibe, daß er seine Rathschläge nur nach seinen reichen Erfahrungen gebe, daß er „im Kopf ein Radl zu viel haben“ müsse, wenn er glaube, mit Wasser alles curieren zu können. Was nun die Heilsamkeit des kalten Wassers anbelangt, so haben solche die Ärzte für bestimmte Fälle nicht bestritten, ja oft selbst angewendet. Indes glaube ich, daß Pfarrer Kneipp, eben durch seine zahlreichen und gewiß oft merkwürdigen Erfolge kühn gemacht, mit dem kalten Wasser doch zu weit geht. Solange er das kalte Wasser nur als Abhärtungsmittel empfiehlt, wird man im allgemeinen mit ihm einverstanden sein müssen. Sobald er das kalte Wasser aber gewissermaßen medicinisch, als directes Heilmittel an Kranken ohne Unterschied anwendet, mag es bedenklich werden. Sein Glaube an das Wasser, als an das „fürnehmste Heilmittel in der großen Apotheke des Schöpfers“ geht so weit, daß er behauptet und versichert, es heile sogar die Blindheit. Ich kann nicht beweisen, daß er hierin unrecht hat, aber ich kann sehen, daß er seinen Gegnern damit Angriffspunkte bietet.

Überall, wo Pfarrer Kneipp erscheint, wird er von Kranken umrungen, die sich mit derselben rührenden

Gläubigkeit an ihn drängen, wie es einst die Siechen bei dem Heilande gethan. Ich meine, daß ihm solches recht unangenehm sein muß. Er weiß am besten selbst, daß er kein Arzt ist und kein Wundermann, daß er thatsächlich und unmittelbar so wenig über Krankheiten vermag, als jeder Arzt, daß er und sein Rathschlag nichts sein kann, als ein Handlanger der Naturkraft, die jedes Leiden ja ohnehin von selbst heilen will, wenn ihr die Hindernisse weggeräumt werden. Darum sucht Pfarrer Kneipp seinen Kranken, die fast durch das Auflegen der Hände von ihm geheilt sein wollen, sich oft gerne zu entziehen, oder sie kurz abzuthun, sie an seine Anstalt in Wörishofen und deren Pfleger zu weisen, wo sie eben lernen sollen, wie man zu leben und das kalte Wasser anzuwenden hat, um gesund zu werden. „Denn nicht der Pfarrer Kneipp ist die Hauptsache, sondern das Wasser ist die Hauptsache!“ Hat er diesen Ausspruch bisher nicht gethan, so wird er ihn nächstens thun. Würde er sich stets persönlich mit jedem Kranken des näheren befassen, so wäre das unbegrenzte Vertrauen zu ihm schon locher geworden; er hat ja auch die Zeit nicht für jeden, und eben daß er sich in eine gewisse Unnahbarkeit hüllt, gibt ihm den Nimbus. Alle Propheten haben diesen Nimbus nöthig und durch ihn wirken sie ihr Bestes.

Ubrigens ist es gar nicht Vater Kneipp's Sache, sich auf den Heiligen oder Asceten hinauszuspielen. Er macht kein Hehl daraus, daß ein gutes Glas Wein, eine feine Cigarre die Unnehmlichkeit des Lebens nicht beeinträchtigt und gibt hierin manchmal auch persönlich ein gutes Beispiel. Bei seinem Vortrage konnte man auch bemerken, daß er mit der Schnupftabakdose vertraut ist; als er einmal ganz zufällig in die Tasche fuhr, blieb sie ihm in der Hand kleben, er schnupfte zwar nicht im Angesichte der verehrlichen Versammlung, doch

war es ihm vorläufig schon ein Trost, daß er die Dose von einer Hand in die andere legen und ein wenig streicheln konnte.

Auch verschmäht es der Dorfpfarrer, der Apostel für einfache Lebensweise nicht, wie ein hoher Herr zu reisen mit einem Begleiter oder Privatsecretär; die Eisenbahnen stellen ihm Extra-Waggon's zur Verfügung; er nimmt sie an — und hat recht. Wer im Leben etwas geleistet hat, der darf sich mit siebzig Jahren schon Bequemlichkeit gönnen. Die einfache Lebensweise schließt Bequemlichkeit und feine Genüsse zu rechter Zeit und am rechten Orte überhaupt nicht aus, gibt vielmehr die Fähigkeit, sie recht gründlich zu kosten. Die Lehre dieses Priesters hat nicht allein himmlische, sondern auch irdische Glückseligkeit im Sinne. Und das vereint sich recht gut. So wie die Gesundheit des Leibes nur durch Tugenden der Seele erhalten werden kann, so gibt sie der Seele Frohsinn und Glück zurück. Wenn ein Priester Tugend predigt, so predigt er Gesundheit, und umgekehrt. Es wäre daher völlig in Ordnung, wenn Pfarrer Kneipp auf der Kanzel und in der Schulstube Nachahmer fände.

Wie Kneipp dazugekommen, ein Wassermann zu werden? In seinen vierziger Jahren war er kränklich und körperlich so herabgekommen, daß er sich des Morgens nicht ankleiden konnte, ohne dabei ein paar mal ausruhen zu müssen. Damals kam ihm ein Büchlein über die Kaltwassercur in die Hand, er versuchte es mit diesem Mittel, wurde gesund und stark, rieth es anderen, und diese wurden auch gesund. Er machte allerlei Versuche, die Curen mehrten sich und glückten, er kam in den Ruf eines Wasserheilkünstlers.

„Wer vor Jahren mir gesagt hätte, daß ich einmal vor einer solchen Versammlung über Gesundheit, Wasser und Wohlergehen reden würde! Hätte gedacht: eher in kurzer

Zeit sterben.“ Nun es war doch so gekommen und jetzt sieht er „in diesem Weingarten des Herrn“ als Gesundheitsapostel seine hauptsächliche Lebensaufgabe. Seine Gesundheit ist heute eisenfest. Von Salzburg her reiste er die ganze Nacht bis Graz, hier machte er an demselben Tage Besuche, ließ sich zu Mahlzeiten laden, besichtigte die Stadt, Kirchen, versuchte in letzteren die Akustik, bestieg den Schloßberg, sprach dann in der Industriehalle stehend zwei Stunden lang vor tausenden von Menschen, fuhr in derselben Nacht nach Wien, wo er am nächsten Tage im Musikvereinssaale redete fast drei Stunden lang, gleich darauf vor geladenen Gästen noch einen zweiten Vortrag hielt, und reiste dann unverzüglich nach seinem Wörishofen, wo viele hundert Kranke seiner harreten. Für einen einundsiebzigjährigen Greis ist das eine hübsche Leistung! Und wenn er ein Fähnlein von nur hundert Mannen hat, die durch seine Cur so tapfer dastehen, so glaube ich schier selber, daß er damit die Welt erobern könnte. Denn offen gesagt, unserer Heilkunde gegenüber, die leider stark mit Giften arbeitet, dürfte es wirklich nicht gar so schwer sein, durch Naturmittel Erfolge zu erzielen, durch welche sich jene — gedemüthigt fühlen möchte.

Doch wie bemerkt, ich lege die Bedeutung Kneipp's nur bedingt auf sein Wasserheilverfahren, unbedingt aber auf sein Volksthümlichmachen einer naturgemäßen Lebensweise. Wenn ich gesund werden will, ist guter Rath theuer; wenn ich gesund bleiben will, muß ich mich an die Vorschriften halten, die Pfarrer Kneipp aufstellt, die freilich uralt sind, jedoch von unserer verweichlichten und verliederlichten Zeit gar verachtet und vergessen werden.

Daß wir körperlich degenerieren, ist eine allgemeine Klage. Die Wissenschaften haben es bisher nicht vermocht, Leben und Sitten so zu ge-

halten, wie es für Gesundheit und lauges Leben am besten wäre. Im Gegentheile, auf geistige Ausbildung wird das Hauptgewicht gelegt. Merkwürdig, so lange die Menschen noch idealistischer angethan waren, hat die Körperkraft sich viel mehr entwickelt als jetzt, wo man vor lauter Naturalismus für die Natur keine Zeit mehr hat. Unmittelbar darf nichts vor sich gehen: Die Naturwerte sollen sich erst in geistige Werte umsetzen, bis sie das Recht haben, mühsam wieder auf natürlichem Wege zu dienen.

Pfarrer Kneipp sagt den Büchern nach, daß das durchschnittliche Menschenalter von vierunddreißig auf achtundzwanzig Jahre herabgesunken sei, daß es aber durch eine vernünftige Lebensweise auf vierundfünfzig Jahre hinaufgebracht werden könne. Ich glaube, daß man derlei leicht sagen, aber schwer beweisen kann. Wenn in diesem Jahrhunderte das menschliche Leben auch vielleicht nicht kürzer geworden sein mag, so trieben wir doch schon lange genug Culturarbeit, um erwarten zu dürfen, daß die Durchschnittszahl des Lebens sich endlich ein wenig erhöhe. Die Zahl der Lebensjahre ist mir der sicherste Gradmesser dafür, ob unsere Cultur die richtige ist oder nicht. Stutzig geworden ist man jedenfalls, denn eine sehr lebhafteste Bewegung für eine gesundheitsgemäße Lebensweise, für ein naturgemäßes Heilverfahren geht heute durch die Lande. Wohl zumeist von Laien geht sie aus, aber auch mancher Mann der Wissenschaft hat sich ihr angeschlossen. Und einer der einflussreichsten, vielleicht gegenwärtig der bedeutendste Apostel der naturgemäßen Lebensweise ist der Pfarrer Sebastian Kneipp zu Wörishofen. Man braucht ja nicht in allem mit ihm einverstanden zu sein. Das Verdienst — und es ist ein großes — muß man ihm doch zugestehen, daß er seine Sache eindringlich und glaub-

haft vorzubringen weiß, und zwar durch die Macht der Persönlichkeit. Ist diese Persönlichkeit vergangen, dann wird dieselbe Sache, wenn sie die Wahrheit ist, unter anderem Namen bestehen und da werden Kurzsichtige sagen: Kneipp hat sich auch überlebt. Und doch wird es nicht so sein. Das Verdienst, alte Wahrheiten wieder zu Ehren zu bringen, wäre ja jedem zugänglich — und oft fällt mir jener Arzt ein, der mir einmal gesagt hat: „Meine Aufgabe sehe ich darin, die Gesunden gesund zu erhalten, die Kranken gesund werden zu lassen; aber sie gesund zu machen, das kann ich nicht.“ Größtentheils steht auch Pfarrer Kneipp auf diesem Standpunkte, aber barfuß, und daran sehen manche — seine Achillesferse. R.

Lieder im Volkston.

Von Anton August Raaff.*)

Es wollt' die allerschönste Braut.



Es wollt' die allerschönste Braut
Zum Rosengarten geh'n,
Sie blieb beim Mühlensluter nur
Ein kleines Weilchen steh'n.

Es hat von tiefem Wassergrund
Zu ihr herausgeschaut,
Mit einem grünen Myrtenkranz
Die allerschönste Braut.

Und als sie auf dem schmalen Steg
Bis in die Mitte kam,
Da weht' ein böser Wind daher,
Der ihr das Kränzlein nahm.

„Dem Wasser lass' ich's nimmermehr!
Du böser, böser Wind!“
Es bückte sich die schönste Braut
Zum Wasser hin geschwind.

„Gib mir mein Kränzlein, Wassermann,
Heut' soll mein' Hochzeit sein — — —“
Sie hascht danach vom schmalen Steg
Und fiel — und fiel hinein . . .

Halt' auf dein Rad, du Mühlgesell,
Es will nicht weiter geh'n,
Es kann vor lauter Seidenhaar
Sich nimmer weiter dreh'n!

Zu spät, du armer Mühlgesell,
Blieb deine Mühle steh'n! —
Run ist sie still schon viele Jahr',
Kein Müller ist zu seh'n. —

Vom Mägdlein, so das Wasserlein
fangen wollt'.

Es gieng ein Mägdlein jung und hold
Einst durch den grünen Wald;
Das sah ein schmuder Jägersmann,
Der war zur Seit' ihr bald! —

Und eh' sie wußten, wie's geschah,
Da saß im grünen Moos
Der junge schmude Jägersmann —
Und's Mägdlein ihm im Schoß.

Und wie sie still im grünen Wald
Just saßen Hand in Hand,
Da sprudelt's wahrlich in der Näh'
Wie Silber aus dem Sand.

„Ei, ei, du Füllwitz-Wasserlein,
Das lasse nur hübsch sein,
Bleib' fein im Moos und halt' dich still,
Sonst fang' ich gleich dich ein!“

Das Mägdlein sprach's und sprang behend
Der munt'ren Quelle nach;
Die rieselt' flink und wohlgemut
Den Hang hinab zum Bach.

„Mit einer Hand, du Naseweis,
Wohl fang' ich gleich dich ein!“
So rief sie spottend und lief mit
Troy Wurzeln, Stock und Stein.

Sie hielt's mit beiden Händen auf —
„Ei sieh'! Ich hab' dich schon!“
Doch wie sie's rief voll Übermuth,
— — — War's Wasserlein davon! —

*) Gartheil und Krauseminz. Lieder im Volkston von A. A. Raaff. Berlin. J. Meidinger.

Da that sie böse voller Zorn
Und band ihr Schürzlein los:
„Wari' nur, das sollst du büßen jetzt,
Du bist mir nicht zu groß!“

„Ich sang' dich in der Schürze ein!“
Sie rief's und that's auch schon;
Doch sieh', da schwoll der Quell' und trug
Das Schürzlein gar davon!

Das Mägdlein lief nun hinterdrein
Und schluchzte Weh und Ach!
So kamen Quell' und Mägdelein
Und's Schürzlein bis zum Bach.

„Halt' auf, halt' auf!“ so weint sie bang,
„Du liebes Wässerlein!“
Doch höher schwellen Quell' und Bach,
Da fiel — sie selbst hinein

„Hilf mir, o hilf, du Jägersmann“,
So schrie das junge Blut;
„Ich will ja ganz dein eigen sein,
Ich bin dir ja so gut!“

Wohl hört's der junge Jägersmann
Und sink war er zur Hand,
Und zog das arme Mägdlein
Gar gerne an das Land.

Und lachte laut und lachte froh:
„Wer hätte das gedacht,
Dass mir das Wässerlein so schnell
Ein Weibchen hätt' gebracht!“

* * *

Ihr Mägdlein aber merkt es fein,
Wenn eine Spott je trieb:
Kein Mensch hält auf, sind sie im Lauf—
Das Wasser und — die Lieb'!

Arm-Hedwig.

Wie bin ich doch so arm, so arm,
Dass Gott erbarm', dass Gott erbarm'!
Im Frühling war's, da haben
Sie seinen Leib — begraben.

Vom Rosmarin auf seinem Grab,
Da brach ich mir ein Zweiglein ab;
Ich hab's mit Schmerz begossen,
Da sieng es an zu sprossen.

Ich hab's gehütel Tag und Nacht,
Hab' manche Nacht dabei gewacht,
Biel Zähren still vergossen,
Da ist's hochauf gesprossen.

Doch als ich konnt' nicht weinen mehr,
Da wurden alle Zweiglein leer;
Nun ist's verdorrt — verdorben,
Und alles mir gestorben!

Ich hab' nichts mehr auf dieser Welt,
Nicht Vater, Mutter, Gut und Geld,
Nun soll ich ganz verderben —
O, könnt' ich, könnt' ich — sterben! —

Flieg', Herrgottskäferlein . . .*)

Flieg', Herrgottskäferlein,
Aus und ein,
Über Bang und Hügel!
Weit und weit vom Wege ab
Orlnet meines Vaters Grab —
Hätt' ich, hätt' ich Flügel!

Flieg', Herrgottskäferlein,
Aus und ein,
Über sieben Wässer;
Weit und weit an Berg und Wald
Fragt die Mutter: Kommt er bald?
Und wird täglich blässer.

Flieg', Herrgottskäferlein,
Aus und ein,
Über sieben Mauern;
Lang' und bang' ein Mägdlein hofft,
Schaut und sinnt und seufzet oft,
Und vergeht in Trauern.

— Flieg', Herrgottskäferlein,
Aus und ein,
— Über sieben Jahre
Hol' mich heimwärts, hol' mich bald,
Nimm mich mit zu Berg und Wald,
Eh' ich sint' zur Bahre.

*) Es ist eine alte, weitverbreitete deutsche Volks-
übung, die sehr häufigen kleinen roten und gelben,
schwarzpunktierten Marienkäfer — auch Herrgotts-
käferlein genannt —, die im Volke einer besonderen
Vorliebe und Schonung sich erfreuen und als Boten
zum lieben Herrgott und zur Mutter Maria gelten,
mit allerlei Liedchen und Sprüchen vom Zeigefinger
aus zum Fliegen zu bringen und ihnen Botschaften
aufzutragen.

Der Lebenslauf im Aberglauben.

Eine Schilderung aus dem Volke unserer Alpen nach Dr. V. Fössel von Arthur Achleitner.*)

Bahlreiche Schriftsteller haben eine Literatur über Sitten und Gebräuche bei Schließung von Ehebündnissen in den Alpenländern geschaffen; den Gebirgler von der Wiege bis zum Grabe in Bezug auf die hauptsächlichsten Krankheitsercheinungen und die damit verknüpften volkstümlichen Anschauungen, Heilmittel oder auch nur Heilversuche auf Grund des ausgeprägtesten Aberglaubens, zu begleiten ist erst ermöglicht, seit die im Gebirge lebenden Ärzte Forschungen anstellten und die Ergebnisse ihrer mühevollen Arbeit aufzuzeichnen begannen. Wie der Mensch jeweilig vom Nichtarzt behandelt wird in seiner bergumschlossenen Heimat von der Wiege bis zum Grabe, soll in den markantesten Fällen hier angedeutet werden. Ist ein Steirerkind zwischen Berg und Thal zur Welt gekommen, so richtet sich die Sorge auf das erste Bad des neuen Weltbürgers, denn nicht simples Wasser soll zur ersten Reinigung verwendet werden, hiezu werden genommen nebst dem Wasser ein Ei, ein Rosenkranz (zum Beten), ein Geldstück und zuweilen ein — Kalender. Dieses erste Bad bereitet man gern in einem irdenen Gefäße von hellem Klang, damit das Kind eine helle Stimme erhalte. Besonders fromme Eltern der Köflacher

Gegend mischen Weihwasser bei und schwenken das Kind dreimal in Kreuzform über das Badwasser, das nach dem Gebrauche flach auf einen Rasen geschüttet wird, damit die Kinder nicht kurzen Athem bekommen. Nach der Volksmeinung im Gesäuse (Hief-lauer Gegend) soll man neugeborene Knaben nicht in weibliche Wäsche- und Kleidungsstücke wickeln, weil sonst später mit den Buben nicht auszukommen sei. Je fester ein Säugling „gefätscht“ (gewickelt) ist, desto sicherer wird das „Auswachsen“ der Glieder verhindert. Das „Zungenlösen“ wird vielfach als unerläßlich bezeichnet. Von großer Bedeutung ist das Geburtsdatum für die Sterbestunde, beide sollen fast regelmäßig eintreffen. Neusontagskinder (geboren an einem Sonntag, an welchem der „Neumond ein-geht“,) werden gut gedeihen. Je früher ein Kind vom Heiden zum Christen getauft wird, desto besser. Auf das „Kindlmahl“ (Taufschmaus) verzichten nur ganz arme Leute. Kinder, welche sofort nach der Geburt schreien, sterben bald, dagegen hört man Kindergeschrei während des Taufactes im unteren Ennsthale gerne, in der Grazer Umgebung hingegen spricht man schreienden Kindern bei der Taufe ein langes Leben ab.

*) Aus dem Hochland. Berggeschichten, Skizzen und Culturbilder aus der bayerischen und österreichischen Alpenwelt. Von Arthur Achleitner. München. G. Stahl. 1802.

Die Namensgebung ist hochbedeutend. Man darf z. B. Kinder nicht „zurücktaufen“, d. h. ihnen nicht Namen eines Heiligen geben, dessen Fest im Kalender des laufenden Jahres schon dem Tage der Geburt vorhergegangen ist. Das wäre im Ennsthal eine sich rächende Heiligenbeleidigung. Kinder, welche den Namen früher verstorbener Geschwister erhalten, sterben frühzeitig. Ebenso müssen Erstgeborene mit dem Taufnamen der Eltern bald aus der Welt. In Gröbming wird peinliche Sorgfalt auf das Abwaschen des Tauföles verwendet, weil dieses Öl in Kinderaugen gekommen, die gefürchtete Augenentzündung erzeugen würde. Den Namen des Kindes verschweigt man dem Dienstgesinde bis nach vollzogener Taufe, man will dadurch vermeiden, daß der Täufling später ein „Tresler“ (Schwächer) werde. Sehr gefürchtet ist, wie anderswo im Gebirge, auch im steierischen Hochland das „Verschreien“ oder „Vermeinen“ der Kinder, welches gewöhnlich schielende Personen verursachen. Man wendet rothe Korallen, silberne Feigen oder ein Krötenbein um den Hals an, um diese Verwünschung zu beheben.

Wie die Nahrung des Gebirgsvolkes eine einfache, fettreiche ist, so wird auch jene der Kinder nicht besonders ausgewählt, nur daß Bauernweiber, die der Arbeit außer dem Hause nachgehen müssen, dem Säugling manchmal ein Narcoticum in Form von Schnaps in den Milch- oder Zuckersauger geben.

Der Aberglaube in der Kinderstube hat vielfache Ähnlichkeit mit den Volksmeinungen auch im Flachlande.

Mit dem Beginn der Kinderkrankheiten tritt auch die ungeheuerlichste Volksmedizin in Thätigkeit, sie verfolgt den Gebirgler bis über den Tod hinaus. Man darf sich wundern, daß der Procentsatz der Blinden nicht größer ist durch die Art, wie man Augenentzündungen „curiert“. Hinter

die Ohren wird das beliebte Galanerpflaster (Mann mit Eiweiß) geklebt, auf die Augenlider legt man weiche Semmel und Stückchen rohen Fleisches, hält die Lidspalte ängstlich geschlossen und sucht den Abfluß des Secretes zu verhindern.

Die Gelbsucht Neugeborener versucht man durch Umhängen von Eheringen oder einer Goldmünze zu vertreiben!

Die auch anderswo bekannte Kinderkrankheit „Fraisen“ (Eklampsie) sucht man im Gebirge mit bekannten Mitteln zu bekämpfen, in der Gegend von Stübing und Schladming dagegen huldigt man dem Glauben, daß abgenagte Wirbelknochen der Ringelnatter, als Amulet dem Kinde umgehängt, diese Krankheit bannen. In Mitterndorf am Fuße des gewaltigen Grimming dienen die Felsenbeine eines Schweineschädels dem gleichen Zweck, ebenso abgeschabte Gemeißeilchen eines frischgeschossenen Hirsches (Ennsthal). Auch gewisse Rebhuhnsfedern, welche zur Räucherung verbrannt werden, das Blut eines abgehackten Rahenschweifes (drei Tropfen, ja nicht mehr), das Blut eines schwarzen Hahnes, mit den Wirbelknochen der Viper gesotten, als inneres Mittel, soll probat sein. Ein Cardinalmittel gegen Eklampsie ist im Ennsthal sehr gebräuchlich: Die Zunge eines Auerhahnes als Amulet oder in Pulverform eingegeben. (Im Spessart und Frankenwald muß der Magen des Auerhahnes dieselben Dienste thun.) Ferner wird der Kopf einer Nachteule gedörrt und das kranke Kind eingeräuchert. Die gegen die „Fraisen“ heilsamen speciellen Fraisgebete füllen ganze Spalten. In Schladming thut man nach dem Gebete noch ein Übriges, man steckt das Kind in die noch warme Lederhose („irchene Hosen“) des Vaters oder zieht das Kind durch ein noch warmes Rosskummet!“

Das viele Weinen der kleinen Kinder bei Nacht wird auf verderbliches — Mondlicht zurückgeführt, die

Heilmittel sind wie bei manchen anderen Krankheiten unbeschreiblich. In Frohnleiten nimmt man das Moos vom Dache des Ochsenstalles und bräuchert die Knaben, für die Mädchen muß das Moos vom Kuhstalle genommen werden. Ein harmloses Mittel ist der Brauch (Emssthal), während des Gebetläutens am Abend unter der Dachtraufe drei Steinchen aufzuheben — ohne umzusehen — und selbe dem Kinde unter das Kopfstücken zu legen. Während die Glocken den Frühgottesdienst künden, müssen die Steinchen wieder an die Fundstelle gebracht werden.

Gegen die „Bierziger“ (Ekzem) Rothlauf u. s. w. ist die Bettlerjälbe sehr gebräuchlich, ein Mixtum compositum echt ländlicher Pharmacopöe bestehend aus: Muttermünzen, Teufelsabbisswurzel, Eichenproß (Proß = Sprossen), Lärchenproß, Birken-, Buchen-, Linden-, Ulmen-, Eichen-, Schwarzkirschen-, Apfelproß, rothe Brennesselwurzeln, Muscatblüte, Muscatnüsse, Muscatbohnen, Schlüsselblumen, grüne Wacholderbeeren ad libitum. Das Ganze wird mit heißer Butter übergossen, acht Tage stehen gelassen, wieder erhitzt und dann durchgeseiht (Gröbming).

Gebet und Magnetisieren muß für Katarrh und Halsschmerzen helfen. Gegen Atrophie („Abnehmen“) hilft sicher, wenn das kranke Kind mit der Hauskake aus einer Schüssel isst oder mit der Kake schläft, was im letzteren Falle oft genug den Erstickungstod herbeiführt. Auch die arme Forelle wird zu „Heil“zwecken herangezogen, indem man eine lebende Forelle gegen Abzehrung dem Kinde auf die Brust legt und selbe dort absterben läßt.

Gegen Kopfschmerz thut der Steirer just das Gegentheil der Cur in Schwaben, man kämmt sich zur Vertreibung habituellen Kopfleidens am Charfreitag sorgfältig das Haar, läßt es aber an allen übrigen Freitagen des Jahres ungekämmt. Wer sich bei dem ersten Donnerwetter auf den Boden wirft,

wird ein Jahr lang von Kopfweg befreit sein (Köflacher Gegend). Gebete und Strumpfbänder vertreiben in der Admonter Gegend Kopfweg, auch eine Kappe aus Feuerschwamm auf dem Kopf getragen, ist gut gegen rheumatischen Kopfschmerz. Im Oberlande wird die Gamswurz (*Doronicum pardalianches*) als Schlafmittel geschätzt. Soll indes die Gamswurz den Schlaf vertreiben, so muß sie bei abnehmendem Mond gegraben, gekaut oder gegessen werden. Wer Gamswurz isst, die Schläfe mit Gemüsfett bestreicht und bei Bergtouren ein Wacholdersträußchen am Hut trägt, ist gefeit gegen Schwindelanfälle. Obersteirische Jäger tragen gegen Schwindelanfälle den Türkis im Fingerringe. Die sympathetischen Mittel sowie Aufgüsse von Kräutern und Wurzeln sind hier sehr zahlreich. Auch der arme Zaunkönig muß mitunter sein kleines Leben lassen, weil das Gehirn des frisch getödteten Vögelchens gut gegen Schwindel zu essen ist.

Den Schlagfluß fürchtet man allerorten und hält den Ueberlaß für ersprießlich, ebenso den Genuß von Senfkörnern in nüchternem Magen (Gegend von Haus). Sehr beliebt ist der „Schlaggeist“, die Meisterwurz oder auch Salbei in Wein gesotten. In Schladming bereitet man Schlagwasser wie folgt:

Zwei Maß guten Wein verjert mit Maiblumen acht Tage im Keller stehen gelassen, dann durchgeseiht und hernach dazugethan zwei handvoll Lavendelblüten, drei Quintel Galgant, eine halbe handvoll Rosmarinblüten und Schlüsselblumen — Kampfergeist, Ameisenöl — und Spiritus &c. wird vielfach angewendet.

Gegen Epilepsie gilt außer einer Unzahl Tränklein aus Bergkräutern und Wurzeln sehr probat das gedörrte Fleisch von — Mäusen in Pulverform, doch darf der Kranke nicht wissen, daß er pulverisierte Mäuse einnimmt. Ganz abscheulich ist der Brauch (in Eggersdorf) Schwalben (!) zu tödten und den

Kranken das Schwalbenblut genießen zu lassen. In der Nähe von Graz ordiniert der Bauer zerstoßene Schwabenkäfer und Froschgalle als innere Medicin! Selbst das Weinhaus des Friedhofes ist von Entlehnungen zu diesem „Heilzweck“ nicht sicher.

Augenleiden bedingen die sinnwidrige Anwendung von allerlei Salben. Schwerhörigkeit, im Gebirge häufig, wird durch Einträufeln verschiedener Säfte zu bannen gesucht. Auch Blut von frischgeschossenen Rehen und Gemsen soll helfen. In Oberwölz wird die Galle einer Forelle, eines Aales, eines Hasen und eines Raben mit Schnaps versetzt und über Feuer erwärmt. Drei Tropfen hievon dreimal des Tages ins Ohr gestößt, müssen Heilung bringen.

Den Ohrfluß läßt sich der Gebirgler nicht beseitigen, damit sich die Krankheit nicht auf „edlere Theile“ schlage. Die Zahl der Mittel gegen Krankheiten der Athmungsorgane ist Legion, manche Mittel sind geradezu drastisch, aber je entschlicher, desto größer der Glaube an die Heilkraft. Das Gleiche gilt für Lungenleiden. Die Apotheker im Gebirge werden um die unglaublichsten Fette angegangen, sie kommen aber nie in Verlegenheit, da sie mit Ernst und Würde das Verlangte immer aus einem Topfe, nämlich Schweinesfett abgeben, mag das Gebirgsvolk verlangen was es will. Frische Graberde spielt bei Lungenkranken ebenfalls eine Rolle. Fische, Vögel, Raben ziehen das Leiden an, Frösche mit Ameisen in einen Topf gethan bringen Heilung, wenn der gequälte Frosch nicht quakt. Auch auf Bäume wird die Abzehrung verpflanzt, indem man Blut von Kranken auf die Wurzeln eines Kirschbaumes schüttet, um den Baum zum Absterben zu bringen. Wenn der Baum eingeht, wird der Kranke gesund. Zwetschenbäume, Hollunderstauden werden hiezu auch gewählt.

Köstlich ist ein Gröbinger Mittel

gegen Zahnweh, bestehend aus sogenannten „Zahnweh-Zetteln“, Papierstreifen, auf welchen die Buchstaben L, M, C, S, D, N, J, R, S in drei Reihen geschrieben stehen. Vorerst geheimnißvolle Worte murmelnd, durchsticht der Helfer in Gegenwart des Patienten mit jener Gabel, welcher sich der Kranke gewöhnlich beim Essen bedient, der Reihe nach die verzeichneten Buchstaben, bei jedem den Namen des Leidenden nennend.

Die Zettel werden hieran verbrannt, und der Patient muß sich der Ruhe begeben, da unmittelbar nach der Verbrennung der Zahnschmerz heftiger wird, um dann gänzlich zu schwinden.

Gegen Magenleiden werden ländlicher Verdauungskraft entsprechend drastisch wirkende Mittel angewendet, Lebensbalsam (die vielbeliebte Augsburger Lebensessenz wird „Lebens-Binzenz“ genannt), Essenzen, Pillen und Thees finden massenhaft Absatz, ebenso Senneblätter und Fuchsleber. Das sogenannte Schluchzen (Schnaderl) zu vertreiben, muß man gestohlenen Brod essen; einen schweren Rausch vertreibt ein tüchtiger Schluck — Weineffig.

Gegen Kolik wird Speik (Valeriana celtica), Rhododendron und Edelweiß in Milch gesotten und mit Butter und Honig verabreicht, gewiß ein recht almerisches Mittel. Kröten-Extract ist im Rainachthal beliebt. Die Ruhr soll eine Herbstzeitlosen-Zwiebel im Sack getragen bannen. Weniger appetitlich dürfte eine Suppe aus Ziegentalg (Bocksfett) sein. Das sogenannte Milzstechen (Schmerzen in den Weichen nach forcierter Körperbewegung) vertreibt der Genuß einer lebenden schwarzen Waldschnecke, auch ist es probat, einen Stein vom Wege aufzuheben, auf dessen Stelle dreimal zu spucken und den Stein wieder hinzulegen.

Die Gelbsucht curiert man im Gebirge fast ausschließlich mit Sympathie, oft der curiosesten, nicht discutirbarer

Art. Dafs der Gimpel, Goldammer*), Kreuzschnabel und Canarienvogel die Gelbsucht anziehen, ist im Volke eine ausgemachte Sache. Sehr verbreitet ist, dafs eine unerwartete Ohrfeige ins Gesicht, recte der Schreck darüber die Gelbsucht nehme.

Unter dem Begriff des Fiebers wird eine Reihe von Krankheiten als Ursache statt des Symptoms eines Leidens bezeichnet. Als Präservativ gegen Fieber wie gegen Sicht wird die Roskastanie im Saft getragen, bewährt ist auch, einem lebendigen Maikäfer den Kopf abzubeißen. Wer am Gründonnerstag oder an drei aufeinanderfolgenden Freitagen streng fastet, bleibt das ganze Jahr hindurch vom Fieber verschont (Ennsthal).

Natürlich geht es auch beim Fieber ohne „Schmiere“ (Salbe) nicht ab. Auch sogenannte „Fieberpaderln“, kleine Säckchen mit drei Wurzeln des Spigwegerich und zweiundsiebzig Buchsbaumblätter durch zwölf Stunden über Nacht an den Hals gebunden, sind beliebt. Auch stellt man unter das Bett eines Fieberkranken ein Schaffel mit Lehm oder legt darunter eine Sperrkette, weil diese Dinge „die ganze Hitz benehmen“. Kreuzspinnen und Heuschrecken bilden beliebte Fieber-Amulette. Auch das schon den Römern bekannte Zauberwort: Abracadabra wird, auf Bettel geschrieben und dem Kranken, umgehängt nicht verschmäht. Uralt ist der Brauch des „Abbeten“ oder „Wenden“ des Fiebers. So wird über der Zimmerthüre ohne Vorwissen des Kranken geschrieben: „Fieber bleib aus, i bin nôt z'haus.“ Einer Roscur ähnlich ist bei Deutsch-Landsberg der usus, dafs fieberkranke Leute Pechöl trinken und dann zum Schwitzen in einen warmen Backofen kriechen, wo

*) Vergl. Plinius, H. n. 30, 28: „Avis icterus vocatur a colore, quae si spectetur, sanari id malum tradunt et avem mori. Hanc puto Latine vocari galgulum.“ — Schon bei den alten Indern wurde die Gelbsucht in gelbe Vögel gebannt.

sie bis an die Grenze der Möglichkeit geduldig ausharren.

Dafs bei solchen Volksmeinungen die Impfung als Teufelswerk verlästert wird, darf nicht wunder nehmen. In Mitterndorf, Gams und anderen Orten heift es: wird ein Kind geimpft, so verfällt es dem Antichrist und kann nicht selig werden. Im Ennsthale verweigerte ein Bauer die Impfung seiner Kinder mit der Bemerkung: „Unser Herrgott war aa nôt g'impft!“

Von den vielen Krankheiten sei nur das „steirische Wappen“, der Kropf noch erwähnt, von dem das Bergvölk behauptet, er käme vom harten Wasser. Zur Vertreibung gibt es mannigfache Mittel, doch sagen manche Bauern, der Kropf gehöre zu den geraden Gliedern, wieder andere halten ihn für einen sicheren Schutz gegen Lungenleiden.

Geht es mit dem Menschen dem Grabe zu, so fehlen auch in diesem Falle dem Volke nicht die Anzeichen, den Tod vorherzusagen. Der Arzt kann sagen was er will, geglaubt wird nur, wenn dem Bauer die ärztliche Prognose paßt. Wenn vorüberziehende Vögel auf dem Hause eines Schwerkranken Rast halten, wenn der Priester vom Speisgang (Spendung der Sterbesacramente) zurückkehrend sich umsieht, wenn eine Sternschnuppe über dem Hause niedersfällt, wenn das Herdfeuer „singt“, wenn beim Aveläuten die Thurmuhr schlägt, wenn im Hausgarten der gelbe Veigel besonders schön blüht, wenn Kinder „Leich spielen“ (Begräbnis), wenn der „Scheer“ (Maulwurf) in der Nähe des Hauses sein Hügelgrab aufwirft, wird an dem Aufkommen des Erkranken ebenso gezweifelt, als wenn die Uhr im Krankenzimmer stille steht, der Todtenwurm im Gebälk pickt, ein Bild von der Wand fällt u. s. w. Die Ausdrücke über Hart- oder Leichtsterben haben die Obersteirer mit anderen gemeinsam.

Ist das Leben entflohen, dann wird ein Fenster geöffnet, um die

Seele des Verstorbenen hinauszulassen und man stellt neben die Leiche ein Licht, das nicht angezündet werden darf, um die Ruhe des Todten nicht zu stören. Hält der Todte ein oder alle zwei Augen offen, dann sterben je ein oder zwei Auberwandte. Das Volk sagt im Oberland: „Der Todte schaut sich in der Freundschaft um.“ Der Tod des Hausvaters wird häufig nach uraltem Brauche den Bienen an- gesagt mit den Worten: „Meine liab'n Bein, da Boada is' g'storben.“ (Meine lieben Bienen, der Vater ist gestorben.)

So lange ein Verunglückter in den Bergen unbegraben liegt, sei eine Änderung des (schlechten) Wetters nicht zu erwarten, heißt es in Obersteiermark und wird steif fest geglaubt. Daß auf strenge Einhaltung der alten Etiquette bei Todesfällen gesehen wird, dürfte begreiflich erscheinen bei einem Volke, das das ganze Leben hindurch starr am Althergebrachten festhält. Ein Begräbniß ohne Todtenmahl und Leichenbrunn ist undenkbar. Natürlich knüpfen sich an Leiche und Sargholz oft ganz mittelalterliche Beziehungen zu Krankheit und Heilung. An die

Verwertung einer Leiche im Jahre zu Arzneizwecken wird unerschütterlich geglaubt.

Sanitätsrath Dr. Fossel*) hat mit bewunderungswürdigem Fleiße, unterstützt von Fachgenossen, sich der großen Mühe unterzogen, nach sorgfältiger Forschung fast für alle Krankheitserscheinungen die Volksanschauung und die Volksmedizin zu sammeln, wodurch ein fachgelehrtes Buch entstanden ist, dessen culturhistorischer Wert nicht genug gerühmt werden kann. Begreiflicherweise eignet sich nicht alles aus diesen ärztlichen hochinteressanten Sammlungen über den medicinischen Aberglauben zur Veröffentlichung und ist eine Sichtung, um das Culturbild für weite Kreise zu ermöglichen, nöthig gewesen.

Jenen, welche Interesse am Gebirge nehmen, wird die Schilderung von der Wiege bis zum Grabe in Bezug auf volksthümliche Heilversuche, also ein getreues Bild der Volksanschauung im Hochlande Steiermarks willkommen sein.

*) Dr. B. Fossel, „Volksmedizin und medicinischer Aberglauben in Steiermark“.

Bei der Wahl.

Ein Stück steirisches Volksleben. Vom Volksschullehrer Karl Reiterer.

Mürden die ultramontanen Wahlergebnisse in einem Lande immer der wahre Ausdruck der Volksmeinung sein, dann möchten die fortschrittlich Gesinnten einen schweren Stand haben. „Allein“, sagt Karl Stieler, dieser ausgezeichnete Schilderer des Alplers*),

„man darf nicht vergessen, wie viele dieser Wahlen gemacht sind und daß der Clerus sonst allein am Plage stand, als es sich darum handelte, sie zu machen. Nur die Partei, welche die Freiheit organisiert und handhabt, fehlt auf dem Lande; die Freiheit selbst ist dort nicht verrufen.“ Diese treffliche kurze Charakterisierung, die auch für unsere grüne Steier-

*) In seinen „Natur- und Lebensbildern aus den Alpen“, Seite 356.

markt Anwendung findet, im Sinne, wollen wir Wahlen, wie sie in unseren Bauerndörfern stattfinden, näher ins Auge fassen, ohne Rücksicht darauf, ob es Wahlen für ausübende Organe der Gemeinde, des Landes, des Staates seien. Eine für die Freiheit eintretende organisierte Partei fehlt auf dem Lande, sei es im Gebirge oder im Flachlande, fast überall. Wie viele Landgemeinden gibt es nicht in unserem Heimatlande! Und in wie vielen Bauerndörfern (ich meine ausschließlich Dörfer mit bäuerlicher Bevölkerung!) wählt man fortschrittlich? In den wenigsten. Und doch ist die Landbevölkerung besser — als sein diesbezüglicher Ruf, wir werden sehen, warum.

Besonders bei den Gemeindeauswahlen muß es auffallen, daß in Bauerndörfern wenig freiheitsliebende Elemente an die Spitze der Gemeinde gelangen. Wieso das kommt? Der Bauer sieht unter den erschienenen Wählern einen, der in seinem Gesichte jene Zuversicht zur Schau trägt, die eigentlich nur unfeineren Naturen abzulauschen sein soll.

Man weiß es, dem Bauer fehlt noch vielfach der Gemein Sinn. Jedes Opfer, das das Land und der Staat dem Volke auferlegt, glaubt der Ästler, sei ein specielles Opfer nur für ihn. Dies hat man auf gewisser Seite herausgefunden und knüpft daran seine Agitationen. Nehmen wir beispielsweise unser vielfach angefochtenes Schulgesetz her. Es ist allerdings verbesserungsfähig. Das kann nicht geleugnet werden. Allein daß das Schulgesetz dazu beiträgt, den Bauernstand mit Lasten zu erdrücken, weil es den Schulzwang und bedeutende Kosten mit sich bringt, das ist entschieden unwahr und wird dazu benützt, um gegen das Gesetz zu agitieren. Und warum wirkt hauptsächlich diese Agitation? Weil auf der gegnerischen Seite zu wenig gethan wird: Das heutige Volks-

schulgesetz muß populär werden, dann wird die Wühlerei gegen dasselbe nutzlos sein. Was dem Volke populär gemacht wird, das hält sich unbedingt. Allein oft ist in einem Bauerndorfe der Lehrer der einzige, der wahrhaft energisch für die heutige Schule eintritt. Doch was kann ein Einzelner, dem oft — nebenbei bemerkt — die nöthige Autorität fehlt, gegen das ränklische Spiel seiner Gegner wirksam vermögen? Der Lehrer kann reden, belehren, befehlen wird er jedoch wenige, denn aus dem Bauer wird in gewisser Beziehung alles eher — als ein Paulus. Und wenn, so hält's der belehrte Paulus schließlich — falls es drum und drauf ankommt — wieder mit der Gegenpartei und nicht mit dem Lehrer: wir sehen es vielfach bei den Wahlen. Besehen wir uns an einem bestimmten Beispiele eine Gemeindeauswahl. In Bergamidorf wird die Gemeindeauswahl ausgeschrieben. „Herr Kiegelbauer, gewiß zur Wahl kommen!“ ruft der Pfarrer des Ortes dem Kiegelbauer, seinem ersten Kirchenpropste, zu und deutet schelmisch drohend mit dem Zeigefinger. Die specielle „Einladung“ zur Wahl hören wir aus dem Munde des Herrn Curaten. Was wir aber nicht erfahren können? Das, was dem Kiegelbauer unter vier Augen gesagt wird.

Der Wahltag bricht an. Im Dorfwirtshause, beim „Bockstöffel“ ist die Wahl. Das Wahllocal liegt knapp neben der Wirtsstube. Besehen wir uns den Ort, wo demnächst eine „politische Schlacht“ geschlagen wird, etwas näher. In einer Stubenede prangt das „Hausaltar“. Mit allerlei Land, Flitterwerk, buntem Papier und Kauschgold ist es geziert, das Altar. Die nebenangebrachten Heiligenbilder, um deren künstlerischen Wert wir uns nicht kümmern wollen, stellen den heiligen Leonhardi, den Viehpatron, den Georgi, Sebastiani zc. vor. Natürlich finden wir auch ein Bildnis,

das die vierzehn Nothhelfer darstellt neben dem Hausaltar. Von den weiblichen Heiligen, welche da sind, fällt uns das Bild der Mutter Anna, der heiligen Nothburga u. s. w. auf. Hinter dem Bildnis der heiligen Genovefa stecken Palmzweige, damit das Donnerwetter nicht beim „Bockstöffel“ einschlage, denn die geweihten Palmzweige sollen ein wirksames Mittel dagegen sein, daß einen der „Donner“ (Bliß) nicht erschlage. Oberhalb des großen Eichentisches schwebt eine Taube (natürlich aus Holz geschnitten), an einer Schnur hängend: sie stellt den heiligen Geist vor. Den zerschiedenen Spiegel mit dem braunen Rahmen umgibt eine stattliche Anzahl Porträts, von denen eines den Eigentümer des Hauses, den biederen „Bockstöffel“ vorstellt, mit der Pfeife im Munde und dem Maßkrüge an der Seite. Ein mit schneeweißem Linnen bedecktes riesiges „zweispänniges“ Bett steht in einer Ecke: es ist die zeitliche Ruhestätte des „Bockstöffels“ und seiner wertigen Ehehälfte. Hier in diesem breiten Bette ruht sich der brave Dorfwirt aus, hier läßt er seine Arme, die tagsüber so manchen wüsten Dorfburschen an die die Luft setzten, gemächlich aneinander und — schnarcht. Unter dem Bette stehen ein Paar Stiefel, die wahren Segelbooten gleichen. „Man könnt' mit ihnen übers Meer fahren.“ Das gefällt uns. Nur das erringt unseren Beifall nicht, daß die Stiefel bis ans Ende der Röhren mit Schmutz und Lehm bedeckt sind. Es will uns scheinen, als seien die Stiefel des „Bockstöffel“ schon wochenlang keiner Reinigung unterzogen worden. Daß die Stiefelchen Wachs in ihrem Leben nicht sahen, wundert uns nicht, denn wir wissen ja, der Alpler „wächst“ seine Beschuhung nie, er „schmirbt“ sie nur.

Doch wenden wir unseren Blick von derlei, und besehen wir uns die Männer, die das Wahllocal betreten, um die einzelnen knorrigen wetter-

festen Gestalten aufs beste zu begrüßen, indem wir ihnen ein „Grüß Gott, Leutel!“ zurufen. Welcher Gesinnung mögen die Angekommenen sein? Sie sind gottlob keine Muder, die Bergamidorfer, allein der Bruggengreger bemerkt unter den erschienenen Wählern einen, den will er nicht „beleidigen“, deshalb hat er vor, solche zu wählen, die dem gewissen Einen „zu Gesichte“ stehen. Der Gemeindevorstand, ein conservatives Bäuerlein, wählt den Lehrer des Dorfes, der auch am Platze ist, in die Wahlcommission. Doch auch der Pfarrer wird Wahlcommissär. Natürlich, den kann man doch nicht beiseite schieben, er kann ja gut lesen und schreiben, meint der Kiegelbauer zum Gemeindevorstand. Jeder Leser, der selbst bei Wahlen sich betheiligte, weiß, was ein Mitglied der Wahlcommission bei Gemeindevorstandswahlen alles beobachten kann. Also wählt der Kiegelbauer, der einer der ersten ist, die ihre Stimmen abgeben, unter anderen auch den Pfarrer in den Ausschuss. Sehr löblich. Kiegelbauer, den Schulmeister nicht wählen? Den kann der Kiegelbauer nicht im Ausschuss brauchen, denn der Lehrer ist — wie dem Bauer schon lange vor der Wahl bedeutet wurde — „ein gottloses Werkzeug der nichtsnutzigen Neuschule“. . . . Die Schulmeister wollen sich heutzutage auch schon in die Politik mischen — bei Wahlen? Gegen solche Vermessenheit soll die ganze Phalanx einer gewissen Autorität aufgestellt werden. Der Lehrer von heute ist zwar wer, allein es soll ihm gelegentlich der Wahlen gezeigt werden, daß es noch Leute gibt, die in den Augen der Gemeindevorstände höher stehen . . . als ein freisinniger Lehrer.

Die Versammlung im Wahllocal bildet fürwahr ein merkwürdiges Bild, wenn wir sie uns noch vor Beginn der eigentlichen Wahl besehen. Die meisten scharen sich um den Pfarrer. Er ist ein so ein commodor Herr.

Jedem hält er heute die Dose hin, als wolle damit herablassend gesagt sein: „Leutel, da nehmt meine Prife!“ Mit jedem wird ein Wörtel gesprochen, mit dem Riegelbauer schäkert der Pfarrherr gar. Die übrigen Bauern sollen es nur sehen, in wie hohem Ansehen der Riegel, der Kirchenpropst Riegelbauer, beim Pfarrer steht. Verstekt sich, einige müssen ermutigt werden. Ihnen auf die Achsel klopfen.

Um den Lehrer schaaren sich zwar auch tüchtige Bauern, der Schulobmann, der Steinlippei, der Schrammelmeier, der „Bandelkramer“ im Orte, der Oberjäger Hannibauer u. a., allein die Anhänger des Schullehrers sind in der Minderheit. Die erdrückende Mehrheit bilden im Locale die — Anderen.

Der Riegelbauer sitzt mit aufgeworfenen „Lefzen“ trozig in einem Winkel und lugt bisweilen auf ein Heiligenbild, bisweilen auf den Lehrer, in letzterem Falle mit geheimem Grimme. Der schulpflichtige Micherl, der Bub des Riegel blieb vor einigen Wochen längere Zeit von der Schule fern, er mußte daheim Viehweiden. Dafür mußte der Vater des Knaben einen kleinen Betrag in die Ortschafts- und Schulfondscasse zahlen. „Der Lehrer ist d'ran schuld!“ sinnt der Bauer. Ja, mein lieber Riegel, wir bedauern, daß du Strafe zahlen mußtest. Allein der Lehrer ist nicht schuld daran, er that nur seine Pflicht, indem er die Versäumnisse deines Kindes, die nicht entschuldbar waren, notierte und zur Anzeige brachte. Wer sein Kind, auch wenn es sein bluteigenes Kind ist, frühzeitig zur Arbeit einspannt, kann der nicht auch einen Gulden zum allgemeinen Besten (die Schulstrafengelder werden ja bekanntlich in den Ortschafts- und Schulfond abgeführt und kommen wieder für die Gemeinde in Verwendung) opfern? Noch bedauerlicher ist, daß der Riegel meint, der Lehrer fälle Straferkenntnisse gegen säumige Eltern schulpflichtiger Kinder.

„Sei es wie immer!“ troht der Bauer, „der Lehrer hilft uns Bauern nicht. Er ist überdies freisinnig gottlos“ . . . sagt man. Riegel, Riegel, freisinnig sein und gottlos sein ist doch nicht alles eins! Man sagt freilich, es sei alles eins. Allein das ist unwahr. Es gibt glaubensstarke Volksbildner, Lehrer, die bei ihrer Glaubensstärke auch ganz gut freisinnig, fortschrittlich sein können. Manche wollen sich's freilich nicht zusammenreimen, wie es möglich sei, ein guter Christ und dabei fortschrittlich zu sein. . . .

Doch zur Wahl zurück.

Ein peinliches Geflüster herrscht längere Zeit im Wahllocale, bevor die Würfel fallen. Endlich wird zur Wahl geschritten. Die verschiedenen Wahlkörper wählen.

Da erhebt sich mit einemmale ein Bauer der Gemeinde von seinem Stuhle und beginnt: „Liebe Mitbürger! Zeigen wir durch unsere heutige Wahl, daß wir Bergamidorfer Herz und Sinn für Bildung und Fortschritt haben. Wir Bauern bedürfen der Bildung am meisten. Wir haben zwar einen gesunden Hausverstand, oft einen besseren als ein G'studierter, allein wir finden unseren Verstand nicht immer. Wie strebt nicht alles in der Welt nothgedrungen vorwärts! Und wir Bauern wollen mit unser'n Köpfen zurückbleiben? Es ist heutigentags ein Hasten und Ringen, ein Jagen, Speculieren und Probier'n. Wie wird es erst in Zukunft aussehen! Was thun unsere Kinder und Kindeskinde, wenn sie nicht findige, geistig gewedte Leute werden? Darum lasset uns nicht zurückbleiben, nicht stillestehen, sondern stehen wir heute und bei jeder Wahl für Bildung und Fortschritt ein.“ Ein allgemeines Weifallsgemurmel ist hörbar. Läßt sich gegen solche Argumente, wie sie der Amesberger vorbrachte, etwas einwenden? Nein. Viele nickten schon während der schlichten Rede zustimmend mit den Köpfen. Zumal die jüngeren

Bauern gaben unzweideutig ihre Zustimmung. Nur einer blickte finster um sich: der Pfarrer. Die einzelnen Bauern begegneten dem Blicke desselben, der sagen wollt', fast schien es so: „Der Fortschritt hilft euch . . . nichts!“ Und bald verschwanden einzelne zuversichtliche Mienen der Bauern. . .

Der Riegelbauer simuliert star bei seiner Gesinnung bleibend: „Du Amesberger, kannst mir lange reden, ich halt' es dennoch mit dem, mit dem ich will. Ich will mich deinetwegen mit niemandem zerlagen (überwerfen).“

Das effectvolle „Bravo“ einzelner ist längst verstummt. Der, einer besseren Einsicht zugängliche Nagelgruber denkt sich: „Wenn's so ist, wie's der Amesberger meint, dann kann der Fortschritt freilich kei' Sünd sein, wahrhaftig kei' Sünd!“ Ei, wer sagt es denn, daß der Fortschritt Sünde sei, he Vaterl? I, sagen thut der Nagelgruber nichts, er will keinen Menschen verrathen. Aber er wählt fortschrittlich, nämlich Männern gibt er die Stimme, von denen er hofft, daß sie nicht unter jeder Bedingung beim Herkömmlichen bleiben und Neuerungen zugänglich sind. Wie der Nagelgruber, wählt auch der Frauenhofer, der raitet: „Mag's aufg'nommen werden, wie's will, mir ist's einerlei, ich wähl' einmal anders — wie bisher.“ Der Riegelbauer und seine mißtrauischen Gesinnungsgenossen bleiben jedoch ihrer Überzeugung (sie haben eigentlich keine, sondern sind nur Werkzeuge) treu und meinen im Geheimen zu den Gegnern: „Schwimmt nur gegen den Strom, ihr Fortschrittlichen . . . Um gegen den Strom schwimmen zu können, heißt ein guter Schwimmer sein . . . und demnach kann man dabei ersaufen, statt vorwärts kommen.“

Richtig. Die fortschrittlich Gesinnten der Gemeinde unterliegen.

Nachdem das Wahlergebnis bekannt ist, macht der Pfarrer, noch mehr aber der liebe gute Riegelbauer ein

recht vergnügtes Gesicht. Man kann es letzterem von den Mienen lesen, daß er sagen will: „Goup, der Sieg ist in ser (gehört uns)!“

Auch Recht, Riegel, wenn deine Parole lautet: „Weder Freiheit — noch Fortschritt, wir bleiben zeit-lebens . . . was wir sind.“ Wohl erklärlich, bester Riegel, wenn du auch freiheitsliebend wärest, du dürftest es nicht bezeugen — durch die That. Dir geht es wie deinen Ahnen, die geistig gedrückt wurden und jede freiheitliche Regung im Herzen begraben mußten, weil es seinerzeit der starre Bureaumatismus und die geistliche Herrschaft so verlangte. Wie merkwürdig ist nicht die Welt! Viele Klügere getrauen sich nicht einmal einer besseren Einsicht zu folgen. Glauben sie etwa, daß wir noch immer in jenen Zeiten leben, in denen Neuerer inquisitorisch gemäßigelt wurden?

Die Patrioten beim „Bockwirt“, an diese wenden wir uns nun wieder sind jene, die der Wahl ein feierliches Hochamt vorangehen ließen und jetzt, da ihr Sieg gesichert ist, sich hinter den vollen Maßkrügen verschanzen. Der Riegel läßt ein Fäßchen Bier aufmarschieren. „Bockstöffel“, spüte dich, die Sieger sind durstig, sie wollen die Reaction leben lassen und derselben „zutrinken“, wie es gebräuchlich ist.

He, wo ist denn der Schulmeister mit seinem Häuslein? Ei, der hat sich davon gemacht, nicht aus falscher Scham, sondern darum, weil er mit dem Riegelbauer und Genossen heute keine Gemeinschaft beim Wirtshausstische haben will. Nur der Frauenhofer ist zurückgeblieben mitten unter den durstigen Siegern. Man soll mich höhnen, wenn man will! denkt sich der Alte und setzt sich zu den übrigen Bauern, in der guten Meinung, daß man beim Bierkrügel neutral bleiben könne.

Ja, ja, der Frauenhofer bleibt schon neutral, doch seine Umgebung

nicht, denn beim sechzehnten Krügel schreit der Kiegel überseelig:

„Nieder mit der Freiheit,
Es lebe die Reaction!
Weg mit der Bildung,
Der T hat sie schon!“

Nun findet es der besonnene Frauenhofer an der Zeit, die Stube zu verlassen, fürchtend, dem Kiegel, der vor Nächstenliebe beinah' überschäumt, könnte der reactionäre Kopf plagen und das Unglück wäre fertig. So meint's der Frauenhofer

Die neuen Gemeinde-Ausschüsse wählen nach einiger Zeit einen Gemeindevorsteher. Welcher Gesinnung der ist, braucht nicht gesagt zu werden.

Der neu constituirte Gemeinde-Ausschuss wählt bekanntlich aus dem Ortsschulrathe jene fünf, die wählbar sind. Es ist niemand unter den Fortschrittlichen in Vergamidorf neugierig, welche Rätthe aus der Wahlurne hervorgehen, welcher Gesinnung solche sind, die von fortschrittsfeindlichen Elementen gewählt werden. Es ist zwar eine erfreuliche Thatsache, daß viele Schulrätthe, selbst im kleinsten Dorfe, mit Feuereifer ihres schönen Amtes walten, allein in vielen Gegenden könnte es um das Interesse, welches der Schule entgegengebracht wird, anders stehen. „Nur nix bewilligen und nix unterschreiben!“ ist die Losung eines Kiegelbauers. Zum Glück gibt es wenig solche ausgesuchte Männer. „Und sie bewegt sich doch!“ mein lieber Kiegel. Die Zukunft wird das gewiß bringen,

was heute schon da sein könnte. Und noch eines! Dem vielfach niedergegangenen Bauernstande muß werthtätig unter die Arme gegriffen werden. Wir kennen das Landvolk und behaupten, daß der Bauer, wenn man sich seiner durch thatkräftige Hilfe annimmt, denen gewiß eine treue Anhänglichkeit bewahren wird, die ihm wirtschaftlich emporhelfen, die zeigen, wie sehr sie den Bauernstand ehren, indem sie sich seiner wahrhaft annehmen, nicht durch das Wort, sondern durch die That. Dann kann kein Zweifel obwalten, wie die Wahlen in diesem Falle ausfallen. Dann darf uns nicht bange sein, daß der Bauer sich nicht vertrauensvoll jener Seite zuneigt, die sein Wohl fördert. Wahlen würden es darthun, wie nutzlos sich eine Gegenagitation gestalten möchte.

Selbst ein feierliches Gebet, daß der Herr des Himmels und der Erde der Finsternis den Sieg verhelfe, müßte machtlos bleiben. Oder nicht? Sollen wir unrecht haben, wenn wir meinen, daß der, dessen Wesen unergründlich, die Menschen deshalb erschaffen hat, daß sie zum Gebrauche der Vernunft kommen sollen?

„Immer mehr Licht!“ das sei der Schluß unserer volksfreundlichen Skizze, die wir nach selbstgeschöpfter Erfahrung aus innerster Überzeugung, nicht aber aus tendenziöser Absicht niederschrieben und der Öffentlichkeit übergeben.

Das fünffache Schwein!

Ein Volksschwank, nacherzählt von H.

„Heut' hab' ich meine Alte verkauft!“ Solches waren die ersten Worte des Bauers Johann Birnkisler, als er zur Thüre hereingiang.

Sein Weib trat ihm würdevoll entgegen und sagte: „Mit so dummen Spässen ist's mir lieber du gehst hinaus, als wie herein!“

Nahm er sie um den Hals und sprach: „Weiberl, du hast unrecht verstanden. Dich kann man nit verkaufen, das heißt, einen Menschen darf man nit verkaufen — und will auch nit, will nit. Na na, meine alte Sau hab' ich verkauft.“

Das Weib fuhr sich mit beiden Händen an die Brust: „Jetzt gibt's mir einen Stich im Herzen. Die Alte hast hergegeben? Himmlischer Vater, die Sau hat er verkauft! das ist aus der Weis, das ist ganz aus der Weis. Was ist jetzt zu machen? Jetzt hat er sie verthan und fragt mich nit! hast sie hergegeben? Nein, das laß ich nit angehen, das laß ich nit! — Wie viel Geld hast denn kriegt für sie?“

„Einen ganzen Haufen!“ flüstert der Birnkisler seiner Ehegesponnin zu und dabei machte er ein verdammt verschmitztes Gesicht.

„Aber wie denn? Wie denn, um Gotteswillen!“ rief sie.

„Nach der Weis“, so erzählt er, „geh ich zum Kirchenwirt auf mein

Seitel, weißt, das mir der Oberdorfer Bader verordnet hat, wegen meines Leberleidens. Und weil mir der Doctor in der Neustadt auch ein Seitel angerathen hat, nau, so hab' ich zwei getrunken. Dabei denk' ich mir: warum sich denn alleweil nur von den Doctoren rathen lassen, einen guten Rath kannst dir doch auch selber einmal geben, und trink' auf meinen eigenen Rath das dritte Seitel. Der Kirchenwirt sagt, der Mensch müßt auch in der Medicin Maß halten, und bringt mir das vierte Seitel und fragt mich so nebenbei, ob ich kein Schwein zu verkaufen hätt'. Ich hab' aus unserer Alten kein Geheimnis gemacht, und das sie schon seit Allerheiligen in der Mast steht, und das sie nit viel nachgeben wird von zwei Centnern. Er legt mir achtzehn Thaler auf den Tisch und ich leg' ihm die Sau auf den Tisch, heißt das, schlag' ihm sie zu.“

„Bist ein Narr!“ schrie jetzt das Weib. „Die kugelrunde Speckfeiste um achtzehn Thaler!“

Der Birnkisler kümmerte sich nicht viel um ihren Ausruf, sondern fuhr fort zu erzählen: „Wie ich nachher durchs Dorf herauf geh, schreit mir der Fleischhader nach, ob ich nicht ein fettes Schwein stehen hätt im Stall? Ah versteht sich! sag' ich. Ich trau' dir, Birnkisler, sagt er. Ist nit das erste Geschäft, was wir

miteinander machen und soll auch mit das letzte sein. Jetzt vor den Feiertagen brauch' ich Fleisch. Zwanzig Thaler auf die Hand dafür, unbeschaut! — Ist recht, sag' ich."

"Über Tepp, wenn du sie dem Kirchenwirt hast verkauft!" rief das Weib.

"Heroben beim Stiegelkrenz", erzählt der Birnkisler weiter, "sitzt der Kalbeltreiber von der Neustadt. Das Umherlaufen in so einem Patschwetter hätt' er schon satt bei seinen gichtischen Beinen. Ob ich ihm kein Schlachtschwein wüsst! Zahlen thät' er gut. Ich weiß eins, sag ich, denn was soll ich unsere Alte verleugnen. Der Sped allein zwei Centner, sag' ich und hab' auf der Stell' vierundzwanzig Thaler auf der Hand."

Das Weib des Birnkisler ringt die Hände. Dreimal hat er sie verkauft! Dreimal! Der schlechte Mensch! Der Betrüger! — Aber es war nicht lange Zeit zum Ehrabschneiden. Die Thür gieng auf, der Nachbar Breitenbichler kam schwerfällig hereingestampft. Sollt' doch ein wenig abrasten, lud der Birnkisler ein. Ja das Kasten sei ihm nicht zuwider, entgegnet der Nachbar und setzt sich an den Tisch. „Die Lauferei jetzt“, setzt er bei, „die wird mir eh schon zuwider. Meiner Tochter Ehrentag auf die nächst' Wochen, du weißt ja. Bis man alles beisammen hat für achtzig Gäste. Eine feiste Sau geht mir noch ab. Hab' gehört, Nachbar, du hättest eine im Stall. Wollt' dir nit zu sparsam sein.“

„Ist recht, gehen wir sie anschau'n“, meint der Birnkisler, „wenn man dem Nachbarn einen Gefallen kann erweisen, warum denn nit?“

Eine Viertelstunde später war das Schwein verkauft an den Breitenbichler um fünfundzwanzig Thaler.

Später, als der Johann Birnkisler mit seinem Weibe allein war, leerte er in eine Holzschüssel seine Sade aus, sie waren voll Thaler, deren siebenundachtzig hatte er und

schmunzelte: „Seit ich auf der Wirtschaft bin, hab' ich noch keine Mastsau um einen solchen Preis verkauft.“

„Eingesperret wirst!“ rief das Weib.

„Warum?“ fragte er entgegen.

„'s hat ja keiner gefragt, ob das Vieh mein gehört. Jeder nur: ob ich nit im Stall eine feiste Sau stehen hätt' — was ja wahr ist, und gleich das Geld her. Ein Narr, der nit angreift heutzutage!“

„Aber Todl, alter!“ zeterte sie und kam ihm mit ihren suchtelnden Händen sehr nahe. „Ich hab' sie ja verkauft, die Sau, heut' vormittag, dieweil du aus bist gewest. Der Köffelwirts knecht hat zugefragt. Fünfundzwanzig Thaler und fünf Silbergrotschen extra als Aufschlag.“

„Nachher hätten wir ja weit über hundert Thaler gelöst fürs Vieh!“ jubelte der Birnkisler.

„Der Köffelwirts knecht holt sie in etlichen Tagen“, berichtete das Weib.

„Wer zuerst kommt, der mahlt zuerst.“

„Und die anderen? Die vier anderen?“

„Geh, Alte, laß mich aus!“ murrte er, „allemal, wenn man heimkommt, machst du so Geschichten. Ich will jetzt Ruh' haben!“ Und gieng hinaus aufs Heu, wo er sich niederlegte.

Am nächsten Tag, als der Birnkisler frisch ausgeschlafen hatte und ihm der gestrige Handel einfiel, kam ihm die Sache etwas bedenklich vor. Das wäre ja beinahe, als ob er seine Schwein fünfmal verkauft hätte! In des nahm er ertledlich viel Medicin für seine kranke Leber zu sich, und diese Medicin war auch ein gutes Mittel gegen das beißende Gewissen.

Und eines Tages wird es lebhaft bei dem Birnkislerhause. Den Fahrweg herauf kommt der Kirchenwirt mit einem Stod; den Fußsteig durch den Schachen her steigt der Fleischhader mit dem Hunde. Am Feldrain heran tritt der Kalbeltreiber von

Neustadt mit einem Strick. Durch den Kohlgarten herab trabt der Nachbar Breitenbichler mit seinem Knecht und die Straße her fährt der Köffelwirts-knecht mit Ross und Wagen.

Als unsere Eheleute solch werthe Gäste kommen sahen, ließen beide die Arme hinabhängen und murmelten ganz gleichzeitig: „So, jetzt ist die Sau fertig!“

Der Johann Birnkisler hatte aber immer gute Einfälle, so sagte er auch jetzt: „Am gescheitesten ist's, wir geben sie gar keinem, verleugnen sie und schlachten sie selber.“

„Ich weiß schon, was ich thu'“, versetzte sie, „ich sag', was wahr ist, daß du verrückt bist worden, das Schwein gehört dem Köffelwirts-knecht und dich sollen sie ins Narrenhaus stecken.“

„Bedank' mich recht schön!“ antwortete er und verneigte sich vor seiner Lebensgenossin.

„Also, dummer Tepp, was ist sonst zu machen!“ schrie sie, denn einestheils that er ihr doch leid und die Gefahr drohte im höchsten Grad. „Zum Schlagtreffen ist's!“

„Ich weiß was!“ flüsterte er, als die Männer draußen schon über den Hausanger giengen, „ich weiß was. Mich trifft der Schlag.“ Er fiel hin auf das Flek. „Ich bin schon todt. Deck' mich zu und sei trauernde Witwe.“

Das verstand sie. Es war schreckbar toll, aber manchmal ist die Tollheit das Klügste.

Als sie einer nach dem anderen zur Thür hereintraten, hörten sie das herzerreißende Klagen der Birnkislerin. Händeringend stand sie vor der verhüllten Leiche: „Vor einer Stunde noch frisch und gesund und jetzt mausetodt, o ihr heiligen vierzehn Nothhelfer, steht uns bei!“

„Leberleidend ist er schon lang' gewesen“, meinte der Kirchenwirt. „Die Leber wird angeschwollen sein

und wird ihm das Herz zerdrückt haben.“

„O Gott, der arme Mensch hat schon lang' einen Stein auf dem Herzen gehabt!“ jammerte das Weib.

„Dann ist's Weinstein gewesen“, warf der Fleischhacker ein. Und so ergiengen sie sich in Muthmaßungen woran und wie so der Johann Birnkisler so plötzlich des Todes verstorben sei. Der Köffelwirts-knecht nahm sich endlich einen Anlauf zu folgender Rede: „Es thut sich zwar frei nicht schicken, Birnkisler-Bäuerin, daß der Mensch bei einem solchen Unglück von Geschäftsfachen spricht. Freilich könnt' ich ein anderesmal kommen, aber der Weg ist weit, und weil ich mein Kößlein schon bei mir hab' heut' — weißt, Bäuerin, um das Mastschwein wär' ich da, daß ich dir vor etlichen Tagen abgekauft hab'.“

Sie wehrte mit der flachen Hand ab: „Gott, ja, nimm's, nimm's, steht eh draußen im Stall. Lasset mich nur jetzt mit solchen Sachen in Fried!“

Run rückten aber auch die übrigen mit ihrem Vorhaben heraus, das Weib wies gegen den Stall und sie wunderten sich bass darüber, daß der Birnkisler fünf Mastschweine stehen habe unter seinem Dache. Freilich erwies diese weltgläubige Annahme sich nur zu bald als Trugschluss. Es fand sich nur ein einziger Stall vor und in diesem nur ein einziges Schwein und als Rest nur noch die Gewissheit, daß die Käufer geprellt seien. Der Fleischhacker wollte Lärm schlagen, allein der sittsame Breitenbichler erinnerte an die Achtung, die man einem Todten unter allen Umständen schuldig sei. Die Strafe habe ihn augenscheinlich ja schon erreicht und für sie, die Käufer, wäre es das Klügste, die fette Sau ohne viel Wesens in fünf gleiche Stücke zu theilen, damit jeder doch wenigstens einen Brocken von ihr habe.

Einverstanden. Und als sie mit ihren fünf Brocken abgezogen waren,

stand der Johann Birnkisler von den Todten auf und schmunzelte. Er hatte in seiner Briefftasche die fünffache Sau und ein Käufer hatte von der einfachen nur den fünften Theil. Aber gescheit muß man sein!

„Es wird dir doch schlecht gehen, bis sie erfahren, daß du wieder munter worden bist!“ gab das Weib zu bedenken.

„Laß mich nur machen!“ sagte der Mann. „Mit denen fünfen werd' ich schon fertig. Wenn sie mir nur keinen Gerichtsprocess machen, der wär' mir zuwider. Die Doctors, das sind verflucht gescheite Luder!“

Was er gefürchtet, trat ein. Als die fünf Geprellten die Auferstehung des fünffachen Schweineverkäufers erfuhren, verklagten sie ihn vor Gericht. Das Weib war außer sich und sah schon den Galgen; der Bauer blieb ziemlich ruhig und rechnete so: Sie haben die Sau untereinander getheilt, haben sich abgefunden, also sind sie abgefertigt. Und meinetwegen? Auf das Wiederlebendigwerden ist keine Strafe gesetzt. Etwas unheimlich war ihm aber doch, dem guten Johann Birnkisler, also gieng er hin in die Neustadt und nahm sich einen Advokaten auf.

Der Herr Doctor Schlauchel war ein erfahrener Mann, hatte schon viele Gesetzparagraph-Hätlein, an denen Leute hängen geblieben, geradegebogen, allein dieser Fall war ihm bedenklich.

„Bauer!“ sagte er nach tiefem Nachdenken, „Ihr habt euer Schwein wissentlich mehrmals verkauft. Es steht schlimm um euch, Ihr werdet sachsällig!“

„Daß der Teufel . . .!“ knurrte der Bauer.

„Ich habe jedoch eine Idee“, sprach der Advocat. „Wir wollen es versuchen, vielleicht gelingt's. Aber klug sein, Birnkisler!“

„Oh je!“ machte dieser, als wollte er sagen, an Klugheit sei ihm niemand über.

„Ihr werdet vor Gericht stehen“, belehrte der Advocat Doctor Schlauchel. „Da wird viel herumgeredet werden, Ihr werdet um allerhand gefragt werden. Und was Ihr auch antworten möget, es wird nichts nützen, es wird für die Kap' sein. Deswegen merket Euch einmal das: Was sie auch fragen mögen, thut nichts dergleichen, sagt nur: abgepiffen! Bei der ganzen Verhandlung nit ein einziges Wort, nur allemal: abgepiffen!“

Der Bauer lächelte püffig und sagte: „Bedank' mich recht schön, Herr Doctor, das will ich thun.“

„Und auf dem Heimwege bringt Ihr mir mein Gebür von dreißig Thalern.“ Also der Doctor, und der Johann Birnkisler gieng zum Gerichte.

Na, da gab's Leute! Da waren fünf Ankläger, zwei Richter, zwei Schreiber und der Gerichtsdiener. Zehn gegen einen! Und erst noch die Gesetzbücher in Hausen, die waren ja auch gegen ihn. Der Bauer stellte sich recht demüthig hin vor den grünen Tisch und zerknüllte seine Hutmütze.

„Ihr seid der Bauer Johann Birnkisler, so und so alt, bisher unbescholten, und habt ein Schwein verkauft. Ist es so?“

„Abgepiffen“, meinte der Angeklagte ruhig.

„Was meint Ihr?“ fuhr der Richter fort. „Und seid beschuldigt, ein und dasselbe Schwein an mehrere Käufer verkauft zu haben. Was jagt Ihr dazu?“

„Abgepiffen“, antwortete der Bauer.

„Wollt Ihr es vielleicht leugnen? Hier stehen fünf Zeugen, ehrenwerte Männer. Nun?“

„Abgepiffen“, schrie der Bauer hell auf.

„Seid Ihr verrückt? Wisset Ihr, daß Ihr nur durch sofortige Vergütung und reumüthige Abbitte Euere Strafe wesentlich verringern könnt?“

„Abgepiffen“, antwortete der Bauer mit trauriger Miene.

Der Richter wurde stutzig. Und als er auf weitere Fragen von dem Angeklagten immer nur das Wort „Abgepiffen“ hörte, und nichts als das Wort „Abgepiffen“, das manchmal wie ein Hilferuf oder Drohruf ausgestoßen, dann wieder wie im Stumpf Sinne hingelallt wurde, wendete der Richter sich zu den fünf Anklägern und sprach im Tone des Vorwurfs: „Wen habt ihr denn da hereingebracht? Das ist ja ein Unglücklicher, ein armer Irrsinniger! Wohl auch epileptisch, woran ihr scharfsinnigerweise seinen Tod gesehen habt. Und mit einem solchen Menschen schließet ihr Geschäfte ab? Wohl kaum in einer andern Absicht, als den Schwachsinnigen zu übervorthellen? — Ich finde zu urtheilen, daß dieser Mann das Schwein nicht aus unlauterer Absicht wiederholt verkauft hat, sondern aus reiner Vergesslichkeit. Ich spreche ihn frei und ihr möget euch merken, daß ein vernünftiger Mensch mit einem Narren keinen Handel macht. Ihr könnt heimgehen, Johann Birnkistler.“

Dieser verneigte sich so ein wenig

und tappte dann blöde zur Thür hinaus.

Auf seinem Wege nach Hause kam er durch die Neustadt. Die Gasse führte am stattlichen Hause des Herrn Doctors Schlauchel vorüber. Der Herr Doctor schaute zum Fenster herab. Er hatte ein blaues Hauskäppchen auf und ein langes Pfeifenrohr im Munde und in Gold gefasste Brillen auf der Nase. Daher sah er den Johann Birnkistler schon von weitem daherstiefeln.

„Nun, ich sehe, Ihr seid ja ganz munter auf freiem Fuße, Birnkistler!“ rief er hinab.

Der Bauer nickte mit dem Kopfe, ja, er wäre munter auf freiem Fuße.

„Es ist also gut gegangen!“

Der Bauer nickte vergnüglich mit dem Kopfe und trachtete weiter.

„Mein Rath hat also geholfen? Hat er? Na schön, das freut mich. Nun kommt aber einmal zu mir herauf, Birnkistler, und bringt mir meine dreißig Thaler.“

„— Abgepiffen!“ sagte der Bauer und trottete gelassen seines Weges.

Dirndl, mir hobn a schens Hoamatlond!

Dirndl, mir hobn a schens Hoamatlond!
 Schen is s af da Gsch und in Grobn,
 Dirndl, hilf ma singen und juchazn,
 Dass ma des Hoamatl hobn.

Dirndl, miß zimpp, ih mecht s Steirerlond
 Holzn und bußln in da Ghoam,
 Oba gstott dass ih mei Hoamat hols,
 Hols i mei Dirndl dahoam. R.

Humor im Gerichtssaale.

Die in ihrer Art classische „Bibliothek des Humors“ herausgegeben von E. O. Hopp. (Berlin. Friedrich Pfeilstücker) bringt in ihrem fünften Bande den „Juristischen Humor“, welcher das weite Gebiet der Gerichtspraxis von allen Seiten behandelt: geschichtlich, nach Ländern, nach Personen und Ämtern, nach besonderen Fällen und Charakteren, durch prächtige Charaktergestalten, Genrebilder, überaus lustige Anekdoten u. s. w. Ein Jurist, der es sich angelegen sein läßt, immer mehr Menschenkenntnis zu gewinnen, seinen Beruf auch einmal von der Volksphilosophie beleuchtet zu sehen, der greife nach diesem Buche. Doch nicht bloß der Jurist, jedermann wird darin köstliche Lehr' und Lust finden.

An einigen Auszügen aus dem „Juristischen Humor“ mögen unsere lieben Leser sich ergötzen.

„Dein Nachbar will
Dein Unglück, Till“,
Sprach Theodat,
Der Advocat.

„Ich aber will
Dein Bestes, Till!“
Er hielt sein Wort:
Tills Geld ist fort.

Kein Verbrecher.

„Aber, mein Lieber, Sie wissen ja gar nichts. Sagen Sie einmal, was ist denn ein Verbrecher?“

„„Ein Verbrecher — ein Verbrecher — — Ein Verbrecher ist, wer etwas g e t h a n hat!““

„Nun, dann seien Sie ruhig, Sie sind kein Verbrecher!“

Ein Rechtsfall.

Professor: „Ich will Ihnen einen Rechtsfall vorlegen: Mutter und Tochter schlafen zu gleicher Zeit mit zwei Knaben im nämlichen Zimmer. Da die Anzüge gleich waren, so verwechselten die Kindsmägde die Kinder und niemand wußte, welches Kind der Mutter und welches der Tochter gehörte. Wie würden Sie da entscheiden?“

Candidat: „Wissen Sie gewiss, daß die Kinder verwechselt worden sind?“

Professor: „Nun! Ich sagte es Ihnen ja schon!“

Candidat: „So! gut, dann tauscht man einfach die Kinder gegenseitig wieder aus.“

Juristische Anschauung.

Erster Student: „Weißt du, daß ich meinen Examinator, der mich durchfallen ließ, belangen werde?“

Zweiter Student: „Weshalb denn?“

Erster Student: „Weil ein bestimmter Strafparagraph dahin lautet, daß, wer die Unwissenheit eines anderen benützt, um ihm zu schaden, mit Gefängnis bis zu einem Jahre bestraft wird.“

Die confessionelle Gleichberechtigung.

In einem juristischen Examen bildete das allgemeine Kirchenrecht das Thema der Prüfung. Im Verlaufe derselben stellte der gestrenge Herr Examinator die Frage: „Ist denn die confessionelle Gleichberechtigung auch mit Rücksicht auf die Bekleidung eines Amtes eine unbedingte?“ Nach kurzem Besinnen erwiderte der Examinandus in entschiedenem Tone: „Nein! Ein Protestant darf nicht Oberrabbiner werden.“

Recht oder nie.

Ein Referendar besucht einen Professor, um mit ihm über eine juristische Arbeit zu discutieren.

Professor: „Sie sind noch zu wenig geübt in der Beantwortung von schwer zu entscheidenden Fragen. Ich will Ihnen zeigen, wie man das machen muß. Stellen Sie einmal an mich eine Frage.“

Referendar: „Darf ich um die Hand Ihrer Tochter bitten?“

Idealist und Realist.

Dichter: „Ihr Advocaten solltet euch schämen — Recht und Gerechtigkeit für Geld feilzubieten!“

Jurist: „Erlauben Sie, Sie können ja doch nicht verlangen, daß man eine solche Seltenheit, wie Gerechtigkeit — umsonst weggibt?“

„Recht muß Recht bleiben.“

Zu dem früher in H. sehr bekannten Advocaten Dr. H. kam eines Tages ein dortiger Fleischer und consultierte ihn folgendermaßen: „Ich setze den Fall, Herr Doctor, ein Hund stiehlt mir vier Pfund Fleisch, ist der Besitzer des Thieres dann verpflichtet, mir den Schaden zu vergüten?“ — „Jawohl, lieber K.“ war die prompte Antwort. — „Gut“, fuhr der Fleischer fort, „dann bezahlen Sie mir nur die vier Pfund; Ihr Hund hat sie, wie Zeugen beweisen können, gestern abend aus

meinem Laden gestohlen.“ — „Sehr wohl“, sagte der Advocat mit überlegenem freundlichen Lächeln und griff nach seiner Börse, „das thut mir ja recht leid, hier ist das Geld. Recht muß Recht bleiben.“ Schmunzelnd und vergnügt entfernte sich der Fleischer. Am nächsten Tage erhielt er von dem Advocaten folgende Rechnung: „Herrn Fleischermeister K., hier. Eine Consultation am 9. d.“ 2c. und darunter eine Summe, die den gestern erhaltenen Betrag um das Vierfache überstieg Als P. S. standen die lakonischen Worte: „Recht muß Recht bleiben.“ — Der Fleischer mußte zahlen, da er gefragt und um Auskunft gebeten hatte, und wurde von seinen Nachbarn noch dazu ausgelacht.

Holt weit aus.

Verteidiger (sein Plaidoyer beginnend): „Als die Schlacht im Teutoburgerwalde geschlagen wurde . . .“

Präsident: „Aber ich begreife nicht, Herr Doctor wozu das . . .?“

Verteidiger (fortfahrend): „Da ahute wohl niemand, daß ich meinen Klienten heute wegen Diebstahls zu vertheidigen haben würde.“

In mildernden Umständen.

Rechtsanwalt: „Ihr leugnet also gar nicht, den Kläger geschlagen zu haben; könnt Ihr denn nichts zu Euerer Entschuldigung anführen?“

Client: „Ei freilich, Herr Rechtsanwalt! Sehen Sie, wir hatten in unserem Dorfe gerade Kirmeß, und da bin ich die ganze Woche in mildernden Umständen gewesen.“

Innerhalb welcher Frist?

Verteidiger: „Um den Beweis zu führen, daß mein Client vollkommen unschuldig ist, bedarf es keiner tiefen Gelehrsamkeit, sondern nur eines Grans gesunden Menschenverstandes.“

Richter: „Innerhalb welcher Frist können Sie dieses fehlende Beweismittel beibringen?“

Er gesteht nichts ein.

Ein Advocat vertheidigt einen Mörder. Der Angeklagte gesteht sein Verbrechen, und der Richter schließt die Debatte mit den Worten: „Der Angeklagte ist geständig.“ — Wüthend springt der Vertheidiger auf und ruft: „Der Angeklagte gesteht ein, aber ich, ich gestehe nichts ein.“

Aus Schwurgerichts-Sitzungen.

Richter: „Sie müssen den Geschworenen alles mittheilen — so viel also ergibt sich mit ziemlicher Sicherheit, daß einer der Musikanten Sie geohrfeigt hat. War es nun der Violinist oder der Clavierspieler?“

Kläger: „Dann muß es doch wohl der Clavierspieler gewesen sind, von wegen den kräftigen Anschlag!“

Der Zeugeneid.

Präsident: „Können Sie Ihre Aussage beschwören?“

Zeuge: „Jawohl!“

Präsident: „Besinnen Sie sich; wissen Sie auch, was ein Eidschwur ist?“

Zeuge (stutzt).

Präsident: „Sie werden doch nicht schwören, ohne zu wissen, was ein Eid zu bedeutend hat! Was ist denn ein Eid?“

Zeuge: „Ein Eid — ist, no — — wenn ich halt falsch schwör', werd' ich eing'sperret!“

Das Alter der Zeugen.

Ein jovialer Richter zu einer alt-jüngferlichen Zeugin: „Wie alt sind Sie?“ —

„Ich habe sechzehn Sommer gesehen.“

„Und wie lange waren Sie blind?“

Ein muthiger Zeuge.

Richter: „Sie sahen, wie er die Schüsse abfeuerte?“

Zeuge: „Jawohl.“

Richter: „Wie nahe waren Sie dem Schauplatz des Verbrechens?“

Zeuge: „Als er den ersten Schuß abgab, war ich fünf Schritte von ihm entfernt.“

Richter: „Und beim zweiten Schuß?“

Zeuge: „Nun, es dürften so bei fünfhundert Schritte gewesen sein.“

Schwer zu errathen.

Der Richter (zu dem als Zeuge vorgeladenen Hausknecht): „Sie gestehen selbst zu, daß sie den Ochsenziemer herbeischafften, womit Ihr Herr einen Gast so jämmerlich schlug. Wußten Sie, zu welchem Zwecke der Ochsenziemer dienen sollte?“ Der Zeuge: „Na, das hab i mir wohl denkt, daß 's la wohlthätiger Zweck sein wird.“

Ihr Alter?

Der Vorsitzende fragt einen Zeugen, um seine Personalien festzustellen: „Wie heißen Sie?“ — „Friedrich Madler.“ — „Ihr Alter?“ — „Sechß och so.“ Natürlich erregte diese aus der Bosse in die Wirklichkeit des Gerichtssaales übertragene Antwort große Heiterkeit.

Schlecht verbessert.

Richter: „Sie haben dem Angeklagten gedroht, ihn zu verklagen; was hat er darauf erwidert?“

Zeuge: „Er wird dem dummen Kerl von einem Richter schon etwas vor-machen . . . verzeihen S', Herr Richter, aber bei Gericht muß ich die Wahrheit sagen!“

Umschrieben.

Richter: „Angeklagter, wovon leben Sie?“

Angeklagter: „Nu, wat et so jetade jibt: Kartoffeln —.“

Richter: „Ich meine, wovon Sie Ihren Lebensunterhalt bestreiten?“

Angeklagter: „Ich bestreite allens.“

Richter: (etwas lauter): „Reden Sie keinen Unsinn! Worauf Ihre Existenz beruht, will ich wissen.“

Angeklagter: „Na, uf Actien ist sie nicht jejrindet.“

Selbstbewußt.

Richter: „Angeklagter, warum haben Sie bei Ihrer Verhaftung einen falschen Namen angegeben?“

Angeklagter: „Na ist wer doch nicht für jede Lumperei meinen ehrlichen Namen hergeben.“

Binnen zehn Tagen.

Actuar: „Es ist Ihm nun das Urtheil Fürstlichen Kreisgerichts zu publicieren, und das hat erkannt, daß Er wegen Beleidigung des Ortschulzen zu fünf Tagen Gefängnis verurtheilt ist.“

Bauer: „Wissen Sie was, Herr Actewarichus, Sie können mir den Buckel 'nauffsteigen mit samt'n Kreisgericht!“

Actuar (sehr schwerhörig): „Aber binnen zehn Tagen, denn sonst wird die Sache rechtskräftig!“

Ein wohlmeinender Richter.

Präsident (zum Raubmörder): „Ihr seid nunmehr rechtmäßig zum Tode verurtheilt worden . . . laßt Euch das endlich einmal zur Warnung dienen und bessert Euch!“

Auch ein Verur.

Der Präsident zu einem wiederholt Bestraften: „Ihr Verur?“ — „Staatsgefängener!“

Mit Vergnügen.

Richter: „Angeklagter, der hier als Zeuge erschienene Herr Neumayer will von Ihnen bestohlen sein.“

Angeklagter: „Sehr gern Herr Richter. Darf ich fragen, wo der Herr wohnt?“

Naiv.

„Angeklagter, zum drittenmal stehen Sie in diesem Jahre vor Gericht, was hat Sie diesesmal hiehergeführt?“

„Herr Präsident, ein Gendarm.“

Heruntergekommen.

„Was macht denn Ihr Freund X., der wegen Taschendiebstahls vor zwei Jahren verurtheilt wurde?“ — Angeklagter: „Dem geht es recht schlecht. Er hatte absolut kein Talent, wir mußten ihn aus unserer Zunft austoßen, so leid es uns that. Er sank immer tiefer und tiefer und ist schließlich ganz heruntergekommen: Jetzt arbeitet er schon.“

Richter und Kläger.

Richter: „Woran erkennen Sie das Ihnen gestohlene Taschentuch?“

Kläger: „An der gelben Farbe.“

Richter: „Das beweist nichts: so habe ich z. B. ein Taschentuch hier, welches genau so aussieht, wie das Ihrige.“ (Zieht es aus der Tasche.)

Kläger: „Das scheint mir sehr natürlich, — es sind mir mehrere gestohlen worden!“

Der richtige Platz.

Gerichtsvollzieher: „Wenn Sie sonst nichts Pfändbares haben, muß ich Ihnen den Globus pfänden. Aber wo kleb ich denn das Pflaster hin?“

Gepfändeter: „Pappen Sie's auf den Nordpol — da kommt doch niemand hin.“

Wird nichts nützen.

Polizist (bei einer derben Prügelei unterst liegend): „Meine Herren! Sie sind sämmtlich arretiert!“

Unbegründeter Verdacht.

Erster Dieb: „Wie lange hast du jetzt schon nichts mehr gestohlen?“

Zweiter: „Seit drei Tagen.“

Erster: „Du willst wohl Landesgerichtsrath werden?“

Lumpenlogik.

Ein berühmter Professor der Volkswirtschaft sagt: „Arbeit ist Eigenthum!“

Proudhon sagt: „Eigenthum ist Dieb.“

stahl.“ Folglich ist Arbeit — Diebstahl. Diebstahl ist aber ein Verbrechen, das bestraft werden muß — folglich ist Arbeit ein Verbrechen, das bestraft werden muß!

Um die Seinigen besorgt.

Delinquent (am Tage vor der Hinrichtung von den Seinigen sich verabschiedend): „Nu, nu, es ist jetzt genug geslennt; wir sehen uns ja noch! Ihr kommt doch morgen auch ein bißchen 'raus! Aber hübsch vorne hinstellen damit Ihr alles besser übersehen könnt! Adjö!“

Deutliche Bekanntmachung.

„Derjenige, der den Thäter, der den Pfahl, der an der Brücke, die an dem Wege, der nach Worms führt, liegt, steht, umgeworfen hat, anzeigt, erhält eine Belohnung.“

Amthliche Verwarnung.

„Es wird bekanntgemacht, daß das Vieh nicht mit offenen Lichtern und brennenden Cigarren, sondern nur mit Laternen gefüttert werden darf.“

Auch ein Ehescheidungsgrund.

Richter: „Aber ich bitte Sie, Herr Schulze, Sie sind jetzt fünfundzwanzig Jahre mit Ihrer Frau verheiratet und beantragen noch Ehescheidung?“

Schulze: „Manu? Herr Richter, ist denn das noch nicht lange genug?“

Gut taxiert.

Richter: „Wie hoch schätzen Sie die Ihnen gestohlenen Stiefel?“ —

Schadenträger: „Neu haben sie mich sechzehn Mark gekostet, dann habe ich sie zweimal sohlen lassen, macht zwölf Mark; zusammen also achtundzwanzig Mark.“

Merkwürdige Verordnung.

Der neue Bürgermeister eines kleinen Städtchens beschließt an einem der ersten Tage seiner Amtsthätigkeit, eine Parade über die freiwillige Feuerwehr abzuhalten. Damit nun das schöne Fest ordnungsmäßig und ungestört vor sich gehe, veröffentlicht er folgende Bekanntmachung: „Sollte es am Dienstag vormittag regnen, so findet die Parade am Nachmittag statt. Falls es aber nachmittags regnet, so wird die Parade bereits am Vormittag abgehalten.“

Aus einem österreichischen Gerichtssaale.

Verteidiger: „Meine Herren Geschworenen! Von euch ist zwar einer dümmmer als der andere, aber . . .“

Präsident: „Herr Justizrath ich werde höheren Orts Bericht erstatten.“

Verteidiger: „Meine Herren Geschworenen! Von euch ist zwar einer dümmmer als der andere, aber trotzdem will ich einen Schnaps mit euch trinken.“ Mit diesen Worten trat, wie Sie aus den Acten eines früheren Processes ersehen werden, der Angeklagte im Jahre 1881 in die Wirtsstube der Frau Kniehuber . . .“

Kleine Laube.

Haltet die Herzen lauter . . .

Haltet die Herzen
Lauter und luglos,
Frei von des Frevels
Sündiger Saat.
Wie ihr's auch wendet,
Wandelt und täuscht ihr
Nimmer der Mornen
Richtenden Rath.

Selbst Götter entgalten
Mit Sühne die Sünde,
Die ewigen Asen,
Odins Geschlecht.
Am Borne verborgen
Walten die weisen,
Schweigenden Schwestern
Richtend nach Recht.

Richard Kochlich.*)

Sind die preukischen Gymnasien besser als die österreichischen?

Läßt sich diese Frage so gerade-
wegs beantworten? Wir wollen sehen.

Dr. Eduard Martinak, Professor am
Leobner Gymnasium, hatte vor kurzem
Gelegenheit, fünf Wochen lang an
Berliner Gymnasien zu hospitieren.
Seine Erfahrungen theilte der Professor
in einem Vortrage mit, welchen er im
Vereine „Innerösterreichische Mittelschule“
in Graz gehalten und welcher nun unter
dem Titel „Fünf Wochen Hospitierung

*) Aus einsamen Stunden. (Großenhain. Bau-
mert & Ronge 1892.)

an Berliner Gymnasien“ im Drucke vor-
liegt. (Wien. Alfred Hölder. 1892.)

Wie viel für Freunde der Schule
Interessantes ist in diesen zwanzig Druck-
seiten sichtlich und klar ausgesprochen!
Wir können hier nur wenige Punkte
andeuten, die den Charakter des preuki-
schen Gymnasiums, oder Abweichungen
desselben von den unseren bezeichnen.

Das preukische Gymnasium hat nicht
acht, sondern neun Jahrgänge, denen eine
dreiclassige Vorschule vorausgeht. Anstatt
Parallelklassen hat man D-Klassen und
M-Klassen; die ersteren als Stamm-
klassen beginnen zu Ostern, die letzteren
als die Beiklassen zu Michaeli. Diese
Einrichtung bietet den Vortheil, daß
Schüler, die nicht aufsteigen dürfen, nur
ein halbes Jahr verlieren, obzwar dem
Lehrer das Recht zusteht, einen Durch-
gefallenen auch ein ganzes Jahr zurück-
zusehen. Die Zahl der wöchentlichen
Unterrichtsstunden ist höher als bei uns,
nämlich dreißig, ohne das obligate
Turnen und Singen. Auch Französisch ist
acht Jahre hindurch obligater Gegen-
stand. Die Stundenvertheilung sucht den
Nachmittag möglichst frei zu halten,
wodurch aber der Vormittag oft mit
fünf Stunden, von sieben bis zwölf, oder
von acht bis ein Uhr belastet wird.
Diese Lernzeit würde den Schüler er-
schöpfen, wenn zwischen den Lehrstunden
nicht längere Pausen wären. Auch die
Gymnasialstunden haben ihr „akademisches

Viertel“. Manchmal bei den classischen Sprachen geschieht es, daß ein Gegenstand zwischen zwei Lehrern getheilt wird, so daß der eine poetische Lectüre, der andere Prosa und Grammatik besorgt.

Die Unterrichtsmethode, der Lehrton ist pädagogisch-disciplinär strammer, didaktisch abstrakter als bei uns.

Geprüft wird weniger, zur Classificierung geben die schriftlichen Arbeiten Anhaltspunkte, im übrigen gäbe man die Noten nach seiner besten Überzeugung, nach dem Gesamteindrucke, den man vom Schüler gewonnen hat, nach dem Gefühle.

Der Brauch, daß bei mündlicher Prüfung der Schüler die Frage wiederhole, ist dort nur in der Vorschule (Volksschule) eingeführt. Bei der Sprachgewandtheit des Berliner Kindes geht's ohne Fragemiederholung klapper und rascher. Im classischen Unterrichte wird weniger gehastet als bei uns, die Zahl der schriftlichen Arbeiten ist im Latein die größte, im Deutsch die geringste, in letzterem werden jährlich etwa nur sechs bis sieben Arbeiten verlangt. Die Leistungen und Classificierungen in den classischen Sprachen sind von denen unserer Gymnasien nicht sehr abweichend. Nebenbei sei hier bemerkt, daß der preussische Gymnasiast bis zum Schlusse des fünften Jahrganges von den Lehrern „geduzt“ wird. Studenten gibt's erst auf der Universität.

Eine treffliche Einrichtung ist das sogenannte Aufgabenbuch, ein obligates Schreibheft, in welches der Schüler die Lehrgegenstände, Aufgaben nach dem Dictate des Lehrers, allemal genau einschreiben muß; in dasselbe macht auch der Lehrer die Notizen für die Eltern, welche verpflichtet sind, dieses Aufgabenbuch täglich einzusehen. Das Latein wird in Preußen noch viel mehr gepflegt als bei uns, was als kein Vorzug empfunden wird. Am meisten und liebsten gibt man sich mit Horaz ab, doch befassen die Schüler sich zumeist mehr mit der Form als dem Geiste. Im Griechischen ist das Schwergewicht auf die Lectüre gelegt.

Der deutsche Unterricht tritt zurück und wird wesentlich weniger gepflegt als bei uns. Die Kinder sprechen von Haus aus mehr Hochdeutsch und geläufiger, auch in der Volksschule wird auf das Deutsch großes Gewicht gelegt. Das Mittelhochdeutsch ist fallen gelassen, und nicht wie bei uns wieder aufgenommen worden.

Die Naturwissenschaften und Mathematik treten sehr gegen die sprachlichen Unterrichtszweige zurück. Geschichte und Geographie scheint nicht bevorzugt zu werden. Sind doch manche Lehrer selbst über unsere österreichischen Verhältnisse derart im Unklaren, daß jener Berliner Gymnasialprofessor unseren Gewährsmann fragte, ob die Unterrichtssprache an den Grazer Gymnasien die deutsche sei! Über den Religionsunterricht bleibt unser Gewährsmann den Bericht schuldig. Zu Anfang des Unterrichtes wird ganz kurz gebetet; zu Anfang und Schluß der Woche versammelt man sich in der Aula des Gymnasiums zu einem kurzen Gottesdienst. Die Erziehung zu Hause ist im allgemeinen eine ernstere als bei uns. Was die Leistungen in den Schulgegenständen anbelangt, ist der Durchschnitt besser als bei uns, während sehr gute und sehr schwache Leistungen weniger vorkommen. Zeugnisse werden viermal des Jahres ausgetheilt, und zwar ohne Stempel. Die Fortgangsbezeichnungen sind „sehr gut“, „gut“, „genügend“, „noch nicht genügend“, oder „nur mittelmäßig“ und „ungenügend“.

Die Schuldiciplin ist durchschnittlich ganz tadellos und trägt den Charakter des strammen Volkes. Der Gesundheitszustand der Jugend ist ein guter, wie ja der ganze Menschenschlag an physischer und geistiger Leistungsfähigkeit uns voraus ist.

Mit großer Vorliebe wird das Turnen betrieben, man hält überaus viel auf körperliche Ausbildung, und militärische Übungen betreibt die Jugend mit großer Vorliebe. Häufig werden gemeinsame größere Ausflüge gemacht mit oft beschwerlichen Fußwanderungen. Die Nahrung dabei bringt sich jeder Schüler selbst mit. Die Kinder sind abgehärtet, schon

von Haus aus selbständiger und brauchen unterwegs wegen Vermeidung von Gefahren also auch nicht bevormundet zu werden. Das Hauptvergnügen auf solchen Ausflügen schien dem Beobachter in witzigem, schlagfertigen Zwiegespräche zu sein. Die Schüler sind ruhiger, gemessener und haben nicht das freie, oft übermüthig heitere Sichgehenlassen unserer südlichen Jugend. Der spontane, herzerfreuende Gesang fehlt! Der Charakter der preussischen Jugend ist ein mehr schneidiger als lebenswürdiger.

Was den Lehrplan der Gymnasien anbelangt, ist Professor Martinak geneigt, den unseren den Vorzug zu geben. Auch herrscht bei uns eine gewisse frischere Anschaulichkeit und Unmittelbarkeit im Lehren und Auffassen, und in ästhetischen Dingen ist die Begabung unserer Schüler höherstehend. Eine bemerkenswerte Thatsache ist, dass die Lehrer in Preußen große Achtung und großes Vertrauen genießen, wodurch ihr pädagogisches Wirken einflussreicher wird als bei uns.

Ob das preussische Gymnasium höher steht als das unsere, das kann nach allem Gesagten nicht behauptet werden, vielleicht schläge bei genauer Wägung das Zünglein zu unseren Gunsten aus. Auf beiden Seiten fehlen weder die Vorzüge noch die Nachteile. Professor Martinak schließt seine Schrift mit dem Wunsche, die Vorzüge beider möchten sich hier wie dort vereinigen zum Heile unseres theueren Vaterlandes.

In stiller Stunde.

Sinnsprüche von Gertrud Trippel. *)

Ein Leichtes.

Wer nur die Menschen wahrhaft liebt,
Ihr Bestes will in allen Stücken,
Der findet auch den rechten Weg,
Das rechte Wort, sie zu beglücken.

*) Aus dem gleichnamigen feinsinnigen Büchlein. Berlin. Gaude & Spener'sche Buchhandlung.

Moderne Wohlthäter.

Drin im Salon bekämpfen sie
Mit Worten Noth und Laster,
Doch wehe, streift ihr seidnes Kleid
Der Bettler auf dem Pflaster. —

Theilnahme.

Wen selber nicht, im Sturm der Zeit,
Der Sorge banges Grau umnachtet,
Der weiß es nicht, wie man im Leid
Nach einem warmen Worte schmachtet!

Lebensregel.

Wenn auch in dir kein Mahner spricht:
„O nütz des Lebens Frist!“
So raub' die Zeit doch andern nicht,
Für die sie kostbar ist!

Neue Richtung.

Was nennt sich Dichter oft in heutigen
Tagen?
„Biel Schmutz auf einen Fleck zusammen-
tragen.“

Unverstanden.

Unverstanden in der Welt,
Legt zu herbem Weh den Keim;
Eins nur sich noch drüber stellt:
Unverstanden sein — daheim!

Der Stärkere.

Du sagst, der Frauengeist sei stark!
Nun wohl, es kann schon sein;
Doch nur der Männer Geist bricht Bahn,
Das Weib — — folgt hinterdrein!

Tiefe Wahrheit.

Lass die Zweifler schreien:
„Liebe bringt nur Pein!“ —
Besser ein Leid zu Zweien,
Als ein Glück allein! —

Wollen und dürfen.

Wohl bitter ist's, von ferne sehn,
Wenn andr'e Nektar schlürfen,
Doch bitterer: Lieb' verlangen sehn
Und sie nicht geben dürfen!

Gottes Gunst.

Der Frohsinn in des Glückes Schein
Ist keine Kunst,
Doch auch im Unglück heiter sein
Ist Gottes Gunst!

Lachen und Weinen.

Du sagst, o Freund, es wär'
Zum Weinen nur das Leben?
Weshalb dann hätte Gott
Das Lachen uns gegeben?

Wer ist der Ärmere.

Wer an ein Ideal noch glaubt,
Der heißt: „ein armer Schwärmer“.
Doch dünkt mich, wer's verloren hat,
Ist tausendmal noch ärmer! —

Weltordnung.

Ob Leid auch deine Losung ist,
Beb' nicht zurück,
Vielleicht, daß du die Staffel bist
Zu andrer Glück.

Die Frau im Sprichworte der Völker.

Die Spruchweisheit der Völker weiß viel, leider nicht immer Artiges von den Frauen zu sagen. In Griechenland spricht der Volksmund: „Die Liebe ist blind, aber die Ehe sieht scharf.“ — „Eine Kokette ist wie ein Schatten; folge ihr, und sie entflieht dir; fliehe sie, und sie wird dir folgen.“ — Ein französisches Sprichwort lehrt: „Wer seine Frau schlägt, gleicht einem Manne, der auf einen Sack Mehl klopft: Das Gute fliegt heraus, das Schlechte bleibt zurück.“ — Der Schotte behauptet schlechtthin: „Ein guter Mann, eine schlechte Frau; ein schlechter Mann, eine gute Frau.“ — In Italien ist man der Ansicht: „Frauen sind entweder ganz und gar Honig, oder ganz und gar Galle. Mitunter wandelt sich der Honig in Galle, niemals aber die Galle in Honig.“ — Das Land der Kasanien hat folgende Erkenntnis ge-

zeitigt: „Von einer Frau und einem Maulesel erreicht man mehr durch Güte und sanfte Behandlung, als durch Zwang.“ — Der Holländer sagt: „Wer seine Frau lieb hat, läßt sie zu Hause“ und: „Eine Frau trägt in ihrer Schürze mehr zum Hause heraus, als der Mann mit einem Wagen hereinbringen kann.“ — Und damit auch der Osten zu seinem Rechte komme — im himmlischen Reiche hat man die Erfahrung gemacht: „Je mehr eine Frau ihren Mann liebt, je mehr wird sie danach trachten, seine Fehler zu verbessern. Je mehr ein Mann seine Frau liebt, je lästiger fällt er ihr.“ — Und der Araber endlich meint: „Verathschlage immer mit deiner Frau, wenn du etwas unternehmen willst, und thue dann, was dir beliebt.“ — „Mehrere Frauen sind besser als eine; während sie sich zanken, wirst du wenigstens in Ruhe gelassen.“

Poetenwinkel.

Klinge Sichlein, klinge. . .

Klinge, Sichlein klinge
Durch das grüne Gras,
Singe, Böglein, singe!
Hei, im Thau,
Auf der Au
Ist das Leben lieblich!

Rausche, Sense, rausche
Durch den rothen Klee;
— Herzlein, lach und lausche.
Hei, dort steht,
Singt und mäht
Dein herzlichster Freier!

Blüht und blüht, ihr Wiesen,
Mag' zur Fremd' nicht geh'n,
Lass mich nicht verschließen
In der Stadt
Bleich und matt
Hinter Stein und Mauern!

Böglein, ach! der Trauer,
Lass' dich loden nicht
In den gold'nen Bauer;
Hei, im Thau
Auf der Au
Ist das Leben lieblich!

Anton August Haaf.

Drei Sonette.

1.

Nur dort wird sich die Schönheit ganz
entfalten,
Wo sich harmonisch Herz und Seele paaren,
Um anmuthsvoll die Weiblichkeit zu wahren
In ihrem reinen liebereichen Schalten.

Denn unbeirrt von äußeren Gewalten
Und ohne Furcht vor drohenden Gefahren
Entwickelt sich der Tugenden Gebaren
Im keuschen Busen zarter Huldgestalten.

Für die in treuer Liebe Herzen glühen,
Zu ihrem Lobe Jubellieder schallen
Und sich um ihre Gunst die Besten mühen.

Entzückt weil't ja mit stetem Wohlgefallen
Das Auge gern, wo solche Blumen blühen,
Die uns verschönern dieses Erdenwallen.

2.

Es mag des Standes Glanz so manchen
blenden
Und schändet Reichthum auch die Habgier
weden,

So manches Weib selbst einem eitlen Geden
In Sinnestäuschung ihr Neigung spenden.

So manche kann des Mannes Namen
schänden,
Durch Wortbruch seine Ehre arg besleiden,
Auch nicht vor schmähllichem Verrath er-
schrecken,
Um dann den Rücken feig zur Flucht zu
wenden.

Dort aber, wo Gemüth und Herz in reinen,
Erhebenden Gefühlen sich verbinden,
Wird Liebe mit der Achtung sich vereinen.

Denn Wahrheit ist es, was sie süß em-
pfinden,
Und Wahrheit selbst das Leid, das sie be-
weinen,
Vor ihnen muss ja jede Täuschung schwinden.

3.

Nicht immer lässt das Aug' vom Prunt
sich blenden,
Beihören nicht das Ohr von süßen Reden,
Nicht täuschen fort die Sinne seine Fäden,
Denn einmal wird den Trug die Wahr-
heit enden.

Liegt doch das Glück in unsichtbaren Händen
Als Liebesgabe stets bereit für jeden,
Um ihm sein Heim zu wandeln in ein Eden
Und dieses Leben schönstes gern zu spenden.

Den Mann begnaden sie mit muth'ger Seele,
Das Weib mit einem Herzen, stark im Lieben,
Das Kind mit Sinnen, frei von Schuld
und Fehle.

Der Mensch, erfüllt von diesen heil'gen
Trieben,
Verzagt dann nicht, ob ihn ein Schmerz
auch quäle,
An ihnen muss ja jedes Leid zerfliehen.
Franz Tiefenbacher.

Nun dämmert der Morgen.

Wenn dämmernd der Morgen über die
Erde zittert
Mit des Frühstrahls erstem, goldenem
Schein —
Denk ich, Liebliche, dein.

Dann steigt, mit der Sonne, mein glühend
Verlangen
Nach dir, empor hoch in des Mittags
Sphäre —
O, trostlose Leere.

Sonne will schier das Herz verbrennen —
Sinkt mit den Feuerrossen wieder
In die kühle Nacht hernieder.

„Nehmt ihr Träume den müden Wanderer
Gnädig auf, ihr Bild zeigt mir.“ —
Nun bin ich bei dir!

Kann dich nicht halten im Reich der
Schatten,
Glühend umfass ich dein Bild — da
tagt's —
Der Morgen verjagt's.

Und so beginnt aufs Neu die Reise
Über Planeten durch Sternenträume.
O, Fieberträume.

A. 2.

Vagantenlied.

Ich kann das Fragen
Nun nicht vertragen,
Darum mein Liebchen laß es sein.
Doch holdes Scherzen
Und süßes Herzen,
Das lieb ich mehr als Gold und Wein.

Von deinen Lippen
Den Kuß zu nippen
Ist mir auf Erden höchste Lust.
Umschlingst du warm mich
Mit deinem Arm mich,
Durchglüht es wonnig meine Brust.

O laß in Frieden,
Was mir beschieden
An holdem Glücke einstens war.
Es ist erblichen
Und ist gewichen
Der Stunde gleich, die es gebar.

Ich habe keine,
Wie dich, du Feine,
So ohne jedes Falch geliebt;
Drum laß das Fragen
Nach alten Tagen,
Genießen, was die Stunde gibt!

O. Sibus.

Sommer.

Ein blauer Sommer, glanz- und gluten-
schwer,
Geht über Wiesen, Felder, Gärten her,
Die Sonnenkrone glüht auf seinen Loden,
Sein warmer Athem läutet Blüthenglocken,
Ein goldnes Band umzieht die blaue Stirne,
Schwer aus den Zweigen fällt die reife
Birne
Und Senf' und Sichel blüht auf Flur und
Feld
Und roth von Rosen ist die ganze Welt.

Carl Busse.

Sommernacht.

Die Nacht ist schwül und dunkel,
Traumhafte Stille umher,
Die Winde ruh'n und die Blumen
Duffen so süß und schwer.

Nur manchemal ein fernes
Leuchten am Wolkensaum —
Mir ist's, als durchzöge ein tiefes
Wehe den Weltraum.

Als müßte jede Minute
Herab vom Himmelsdom
Wie aus verhärtem Auge
Stürzen ein Thränenstrom.

Gans Koppel.

Gewitter.

Fernher tönet Rollen des Donners, ringsum
Stürzen Wogen brausend von Berghöh'n
nieder,
Aus den Wolken zudet der Blizstrahl,
leuchtend
Über die Landschaft.

Du erbebst in ruhigem Anschau'n plötzlich,
Denn vor jeder Elementarkraft fliehst du
Und vertriebst in sicherem Winkel schnell dich,
Erdengewürme!

Fürchtest du den strafenden Arm der Gott-
heit,
Die des Bösen Saaten vernichtet, hochauf
Schwingend ihre mächtige Fadel über
All deine Häupter?

Richard Krafft.

Waldgebet.

Schickst du dich zum Gebete,
Komm in den Wald hinaus
Und voller Ehrfurcht trete
In dieses Gotteshaus.

Von Säulen ist's getragen,
Der Himmel ist sein Dach.
Und nichts ruft bitt're Klagen
In deiner Seele wach.

Da wird kein Mensch dich hören,
Du bist mit dir allein,
Dein Gott nur wird dich hören
Und dir ein Tröster sein.

Melodisch wird es rauschen
Herab aus Sternenhöh',
Voll Andacht wirst du lauschen
Und schwinden wird dein Weh.

D'rum, dieses Haus erwähle,
Wilst du zum Beten knie'n
Und bald wird deine Seele
Ein Friedenshauch durchzieh'n.

Richard Krafft.

Dem Verdrießlichen.

Mein holder Freund, o lächle wieder,
Zieh' deine Stirne nicht so kraus,
Sieh liebevoll auf mich hernieder,
Mein ganzes Glück machst du ja aus!

Gar keinen Kuss? du bleibst verdrießlich?
Dich rührt nicht meine Zärtlichkeit?
Nein, du bist wirklich ungenießlich —
Ich war zum Küssen so bereit!

Schon wollte ich die Lippen spitzen,
Sah zärtlich dir ins Angesicht,
Du Böser bliebst verdrossen sitzen,
Ich glaube gar, du jahst es nicht.

Doch bitter sollst du's auch bereuen!
Ist kusslich dir einmal zu Muth,
Sollst du dich auch vergeblich freuen — —
Doch nein! — du küssest gar zu gut!

Jenny von Knaß-Goernes.

Erster Erfolg.

Der ersten Liebe gleich will's uns berauschen,
Wenn wir zum erstenmal „gedruckt“ uns
sehen;
Possierlich ist's, wie wir so rasch verstehen,
Das kleine „Ich“ zum Dichter aufzu-
bauschen.

Gleichwie entzündt wir ersten Schwüren
 tauschen,
 Unwissend noch, wie spurlos sie verwehen,
 So möchten wir, wenn schwarz auf weiß
 wir stehen,
 An Hochgefühl mit keinem König tauschen.

Nur einmal braucht der Löwe Blut zu leden,
 Und lechzt nach Bier nach neuer Opfer
 Juden,
 So braucht man uns ein einzigmal zu
 druden,
 Um unsre Dichtereitelkeit zu weden.
 Wenn unsre Freunde auch die Köpfe schütteln,
 „An unsrem Genius lassen wir nicht rütteln!“

Jenny von Neuß-Hoernes.

In Wald.

Wann d Sunn wieder scheint,
 Steig i auffi in Wald,
 Wo das Haderl so lusti
 Vom Schlag niederhällt.

Wo das Schwarzblattl singt,
 Wo sih s Achfagl rührt,
 Und die Rehgoass die Rihl
 Am Gong obiführt.

Da schau i in dWeit
 Uba dWipfel hinaus,
 Wo dr Thurm aufagrüagt
 Und 'n Batern sein Haus.

Mei Hoamat, grüag Gott!
 Ruaf ih auksi, dass hallt,
 Und das Echo gibt Antwort
 In lusti-grean Wald.

Hans Frauengraber.

Da Hoadbaur und seine Oxen.

In niederösterreichischer Bauernsprach von
 Philipp Waldbach.

„Äha! iissz. — Kostn mar a wenk.“
 Drummt da Hoadbaur und seine Oxen
 bleibn stehn.

Der Baur setzt sih auf n Pfluag,
 loahnt d Peitschn nebn seiner und glengt
 in d Spenzertoschen um a Mugl Brod.
 Oba as leidt n net stad z sigen; er geht
 za seine Oxn viri und, eh wenn er nu
 recht an Bissen Brod ins Maul steckt,
 thoalt er mehr ols d Hälfte van der
 Mugl aus an seine zwoa Liabliug.

Und ast redt er holt mit eahna:
 „Won mir drei Brüader warn, kuntn
 mir ah net besser sein, ols mir sein
 mitanonder. Geltz, meine Schimmln? —
 Na, thuat s enk nix an; derst s enk
 net grimma, dass ih enk hergib, won
 mir da Fleischhoder ah enk schon über-
 zohlat, und da Psorrer und da Ver-
 wolter auf dö fastign Kostbratln und dö
 kräfti Suppn wortn, dö van enk wur-
 datn. Hobn long guat wortn!“

So, da host du Hondiger nu a
 Stickl, däs is oba s Leht; däs onder
 gheret in Sottlinger.

So, hiazt hobn mir gmohlzeit ah
 mitanonder. Gelt s, dö frische Luft mocht
 enk a wenk übermüati und thuat uns a
 guat? Haun jo, seid s jo den gonzn
 Winter duri net aus n Stoll fema und
 in Fnada hob ih s enk a net faihln
 lossen; ah, auf enk schau ih scha, derst
 ts enk net grimma! Secht s, dö Leut
 holtu ma s fir übl, dass ih enk hiazt
 scha s eilst Johr hob; so olt warn nu
 koane Oxn worn daweil d Welt steht,
 moanan s; oba is hiazt wie der wöll,
 ös semt s net aus mein'n Händen, so
 long ih da Hoadbaur bin. Eh grothad
 ih s Essen, dajs ös foa Not leiden
 derfads, meiner Seel!

Won ös net gwedn warts, wer war
 ih denn? — Ih und mei Weib warn
 nimmer, und mei kloanz, oanzigs Bäbaerl,
 da Ferderl, der durt aum Noan dö
 erschtu Bleamaln brockt, war ah nimmer.
 Zessas, won ih dran dent an das Stickl,
 wird mar völli net guat, und ih lon
 enk s mei Lebta net guua vageltn.
 Selbigz mol seid s richti gscheidter gwedn
 wie ih! Wist s as nu, wie mir van
 Wold mit der Strah hoamgfohrn san?
 Du Hondiger wirst scha nu etlamol dran
 denka; der schlecht Wögg, olli Piff a
 Wurzen zwerg s über s Gleis und
 nochha glei a Gruabn drauf, dass mir
 gmoant hobn, in Wogn muass s uns
 zsonnischlogn. Und mein kloan Ferderl
 hob ih doh auffigsetzt auf d Strah, weil
 zan gehn is er z müad gwedn und zan
 trogn is er mar schier a wenk z schwar
 worn, der kloa Toschenseitl. Vin wol eh

ollweil nebn seiner gonga und hob n gholtn, oba — wie s holt olls scha sein will — rutscht mar s Pfeifaröhrl aus 'n Händen, ih hob mich darnoh bucht und bleib an etla Schriatt hinten; ös bleibts oba ah stehn — und ih dummer Baur schrei nu viri auf ent, will ent antreibn und seg mit der Peitschn hin auf enkari Ohrwaschl. Oba ös rührt's toa Gliedl, stehn thats wie a poor Holzstöck, — Jessas! mei Sühn! — ih fiach s net auf n Wogn — heiliger Gott! s is owagfolln — liegt broat vor da Wognscheibn; an Rucka, won s mocht s — is s wof! — Oba na, du Hondiger draht dich auf d Seiten, host nu deine hintern Fuaf vanondgspreiht, dass du mein kloan Ferderl net valekfst.

So gschwind bin ih mei Lebta net gwedn, wie a Foll auf an Vogl, bin ih losgstürzt auf mei Kind! s semol hob ih richti net glei gwist, soll ih ent oder mei Bäberl zerscht oholn und obuffn.

Won mei Sühn wof gwedn war, war mei Freud und mei Lebn ah wof gwedn. Ja mein Weib war ih ohne mein Kind neammer hoamgonga. Ös kinnts mar s sicher glaubn, ös zwoa seids guate Sakra! Oba gelts, ös seids nu mehras in Stond?

Ih und mei Weib wurdn wol eh ah nimmer sein, won ös net gwedn warts. Semol, nau du Sottinger, du muafst dich scha nu erinnern kinna, wie mir vor drei Johrn um s lecht Fadl Heu in die Dochsgröbnwies'n auffigsohrn san . . . Ah, freili! ollzwoa müassts as nu wissen — denselbn Summer wie dö Weda in unserer Gegend gor so org ghaust hobn. An iads Fadl Heu oder Troad, grad völli obstehn hat ma s in Weda müassen, dass oan da Regn net dawischt.

Semol hobn mir uns net amol zan Mittogmohln a Zeit gnumma, so gnöti hobn mir uns as gmocht. s Weda is scha dogstonden, wie mir in holbn Weg dauft gwedn san. Won mir s nur hoam kriagn thatn s lecht Fadl, hobn mir uns ollsonder denkt. Oba na, s Weda loht s net zua. As solln schon

schwari Tropfn und Kreuzbliha mocht s, dass mir gmoant hobn s Firmament muass zreißen. Grod san mir nu eh wenn s recht zan owaschütten ongsongt, san mir nu eh za der Bildfiachten lema, dö gonz alloan auf n Stoarigl nebn an Wög steht, und mit ihrn storkn Ästen a völli s Doch mocht. So, do regnt s uns wenigstens net ob, won s uns scha s Heu net lossen will. A heiligs Bild is am Stom van der Fiachtn onbrocht, zwegn den hoast s Bildfiachten; do warn mir doh sicher van Bliß und van daschlogen.

Oba na — ih moan: Ös wistts wos onder s ah nu, wos d Leut net wissn. Ös bleibts net stehn, net zan berholtn seids gwedn. Du Sottinger bist grad gwedn, wie ausgwert, a helliga Teurl!

Mei Wei, das nebn meiner auf n Wogn sitzt, dö Ramsandl schilt ent nu recht dollade, narrische Dinger überanond, dennan s gwiss liaber is, won s bis auf d Haut waschnoss wern kinnan ols wie in der Tridab stehn. Ih hob ent ah nu recht geschlogn mit der Goastl, weil s so bosshosti seids; oba hiazt — hiazt bitt ih ent herzla um Verzeihing! Recht guat is gwedn, dass s mit n Wogn somt mein Wei und mich davon seids! kam — wer denkad denn das — san mir hundert Schriat wof van Bam, kreuzsakra! schlogt der Bliß ein und zreißt in Bam van Wipfl bis zan der Wurzn. Den eisern Rogl, wo s Bild dron ghengt, reißt er aus n Stom auffer und s Bild is in Trümmern davon zweiterst umanondgsflogn. Jo, astn hobn ent freili, ih und mei Wei, net gnua donka kinna, dass ös mehr Nastob ghobt hobts wie mir, dass es wos onder s ah nu wistts, wos d Leut net wissn.

Gelt s Schimmerln, mir bleibn scha beinonder; derfts ent net grimma, dass ih ent hergib, as kunt mar jo loana jo viel ghoasn, dass mar soal warts. Oba hiazt hoast s wieder zan Odern schaun, weil mei Weib und unser Dirn schau in s Erdäpfelchen kema.

Olkdenn gengan mir s wieder frisch on, in Gottsnom.

Wiar, meine Schimmerln! jiiiä.

Ferderl, nimm das Würml do, das
ich ausgodert hob und wirf s den Vercherl
vir, astu singt s dir a lustigs, schens
Diabl.

Wiar! Schimmerln, jiiiä.

B i d e r.

Nora und: Was aus dem Puppenheim ward. Nach dem Englischen des Walter Besant von Eugen Oswald.

Die Richtung, welche der norwegische Dramatiker Henrik Ibsen in seinen Schauspielen verfolgt, hat besonders in den Stücken: „Die Stützen der Gesellschaft“, „Nora“, „Ein Volksfeind“ und „Gespenster“ ihren künstlerischen Ausdruck gefunden. Er hat mit diesen Schauspielen gewiss ein gutes Theil Aufsehen erregt. Ibsen gehört zu jenen Geistern, welchen das Princip, daß die Kunst vor allem das Schöne darzustellen habe, als ein längst überwundener, veralteter Standpunkt gilt. Er legt in allen seinen Schöpfungen eine scharfsausgeprägte und einseitige Tendenz nieder und hat, wie dies ja nicht anders zu erwarten stand, in einer Zeit ästhetischen Niederganges seine Jünger gefunden, die auf seine Worte schwören und in ihren Bestrebungen vielleicht noch um ein Beträchtliches weitergehen als der Meister. Den geringsten Beifall hat Ibsen wohl in England gefunden, ja, hier hat er durch seine Schöpfungen in manchen Köpfen den Verdacht erregt, er sei eigentlich ein Schalk, der sich mit dem Publicum seinen Spaß erlaube. Dies trifft freilich nicht zu; so unliebenswürdig auch Henrik Ibsen mit den Menschen und der Gesellschaft umspringt, ihm ist es dabei heiliger Ernst, wenigstens scheint er sich dies selbst einzureden.

Einer von jenen, welche die Schwäche und Hohlheit dieser Kunstrichtung am schärfsten und treffendsten bloßgelegt haben, ist meiner Meinung nach der Engländer **Walter Besant**, einer der hervorragendsten englischen Romanschriftsteller der Gegenwart. Besant hat vor einiger Zeit eine Erzählung geschrieben, „Nora und was aus dem Puppenheim ward“, welche uns jetzt auch in einer vortrefflichen deutschen Übertragung vorliegt.

Die Gesellschaft, in welche uns Ibsens Schauspiel einführt, kann keine Sympathie erwecken; kein einziger Charakter ist da, auf welchen man mit einigem Vergnügen blicken kann, sie sind alle saft- und kraftlos; weder Thorwald Helmer, noch Nora, nicht

der Hausfreund, auch nicht Christine — eine unverfälschte Birch-Pfeiffer'sche Gestalt — erregen Antheil; am frühesten vielleicht Niels Krogstadt, er ist freilich ein Lump, aber er weiß wenigstens doch, was er will, und das ist im Vergleiche mit den übrigen haltlosen Charakteren immerhin noch ein Vorzug. Soll das ein Bild der Gesellschaft sein? Es geht ja manchmal in der Welt recht bunt zu, aber aus lauter Schurken, Schwächlichen und Dummköpfen besteht die menschliche Gesellschaft doch nicht.

Ibsen entläßt uns am Schlusse seines Stückes mit einer Frage, die er nicht beantwortet, weil er entweder die Antwort selbst nicht weiß oder nicht das Herz hat, sie zu geben. Besant hat die Antwort gegeben. Er setzt dort ein, wo Ibsen aufhört, und entrollt vor uns ein kleines, aber bis ins Detail ausgearbeitetes Familienbild; er zieht ruhig aber unerbittlich die Consequenzen, welche sich nothwendigerweise einstellen müssen, wenn man das von Ibsen einmal gestellte Problem vollständig durchführt und alle im Schauspieler angeklagten Töne ausklingen läßt. Nicht eine würdige gesellschaftliche Stellung der Frau, wohl aber der gänzliche Zusammenbruch der Familie ist die Folge. Rühmend ist die echt künstlerische Beschränkung zu erwähnen, mit welcher Walter Besant die ihm vorliegende Charaktere behandelt.

Besant ist ein großer Seelenmaler, das hat er in allen seinen Romanen zur Genüge bewiesen, das hat er auch wieder in dieser kleinen Erzählung gezeigt.

Die deutsche Übertragung, welche im Verlage von Conrad Klob in Hamburg erschien, rührt von Eugen Oswald her. Diejem tüchtigen Schriftsteller verdanken wir unter anderen vortrefflichen Werken auch ausgezeichnete Übersetzungen englischer Autoren, vor allem die wahrhaft poetische Übertragung von Walter Savage Landors *Imaginary Conversations*. Seine neueste Leistung verdient uneingeschränktes Lob; die Übersetzung liest sich wie ein Original. Oswald hat den ganzen Charakter des englischen Werkes beibehalten und doch ein echt deutsches Buch geliefert. Es sei hiemit dem deutschen Publicum bestens empfohlen.

Emil Soffé.

Dichten und Lügen. Vortrag von Otto S u t e r m e i s t e r. (Frauensfeld. J. Huber. 1892.)

Ein vornehmer Geist, der hier das Wort führt. Er tritt für jene „Lüge“ ein, die durch Kunst und Vermenschlichung wieder zur Wahrheit wird. Er verurtheilt scharf und vernichtend den Naturalismus eines Zola, Ibsen und all unsrer Pseudo-Realisten, er steht bei dem Realismus

Homers, Shakespears, Goethes u. s. w. Strenge verdammt er in der Dichtung die Lüge, welche in falschem Pathos, falscher Sentimentalität, in der Phrase liegt. Dass er „die Ironie, die sich gegen sich selbst lehrt“, zur Lüge rechnet, verstehe ich nicht recht; dieselbe kann ja wohl in der Philosophie, im Humor ihre Begründung finden. Vollkommen einverstanden sind wir mit dem Tadel über die Verpottung des Heiligen. Doch ist das Heilige ein sehr subjectiver Begriff, besonders das Heilige in einer Cultusform; da erscheint manchem gerade das für schädlich und bekämpfenswert, worin andere ihr Bestes legen. Und wohl auch hier muss die gute oder schlimme Absicht des Spottes maßgebend sein. Als Lüge kann ein solcher Spott nur dann gelten, wenn der Dichter etwas gegen seine Überzeugung verspottet. Der angezogene Heinrich Heine ist allerdings dafür ein Beispiel. — Zahlreiche Citate aus großen Geistern würzen die Schrift. M.

Vor kurzem ist wieder eine Serie der Bibliothek der Gesammlliteratur, (Verlag von Otto Hendel, Halle a. d. S.) erschienen. Sie umfasst im einzelnen folgende Nummern. Nr. 576 — 582: Fortschritt und Armut: eine Untersuchung über die Ursache der industriellen Krisen und der Zunahme der Armut bei wachsendem Reichthum. — Das Mittel dagegen. Von Henry George. Deutsch von F. Dobbert. Nr. 583—584: Bilder aus dem Berliner Leben. In einer Auswahl. Von Julius Rodenberg; Nr. 585—586: Webers Demokritos XXI. Bdch.: Der Stand und die Lebensweise. — Die Großen. — Der Krieg. — Die Soldaten. — Die Staats- und Geschäftsmänner. — Die Finanzmänner. V.

Fortschritt und Armut. Dieses Buch enthält mehr als sein Titel verspricht; es ist nicht nur eine Untersuchung über das Verhältnis zwischen Fortschritt und Armut, sondern ein vollständiges, tief durchdachtes System der Socialwissenschaft und dabei in einer so allgemein verständlichen Sprache geschrieben, dass es auch dem Laien das Verständnis für die wichtigsten unserer socialen Fragen eröffnen muss. Mag man über die Lösung des Problems — die Beseitigung des Privatbesitzes an Grund und Boden — denken wie man will, die Behandlung der Frage ist eine so originale, so weit von dem herkömmlichen trockenen Tone der nationalökonomischen Literatur abweichende, dass sie uns ganz neue Gesichtspunkte eröffnet und unsere socialen Zustände in einer Beleuchtung zeigt, die für die Zukunft zu neuen, bahnbrechenden Ideen führen

muss. Besonders die Schlusscapitel, die unsere heutige Civilisation mit den ehemaligen zugrunde gegangenen vergleichen und die Frage aufwerfen: Ist unser heutiger materieller Fortschritt ein wirklicher, oder befinden wir uns bereits auf dem absteigenden Aste unserer Entwicklungsbahn? werden für jeden zu einer Quelle ernster Betrachtungen werden. V.

Meyers kleines Conversations-Lexikon.

Bei der Herausgabe dieses Nachschlagebuches ist die Absicht maßgebend gewesen, nach dem bewährten Muster der großen Ausgabe von Meyers Conversations-Lexikon ein Werk zu schaffen, welches, dem vorhandenen Bedürfnis weitester Kreise entsprechend, das gesammte menschliche Wissen in knapper, aber doch erschöpfender Form zur Darstellung bringen soll.

Auf jede Frage eine bündige, bestimmte, vom Standpunkte reinster Objectivität gegebene Antwort in Bereitschaft haltend, wird das Werk in der neuen Auflage, wie wir nicht bezweifeln, der Lösung seiner Aufgabe: dem praktischen Leben zu dienen, ein gut Stück näher kommen. Mit einem Apparate von ca. 77.000 Artikeln behandelt Meyers kleines Conversations-Lexikon das moderne Wissen erschöpfend, sofern für irgend einen Gegenstand nicht ein engeres fachwissenschaftliches Interesse in Frage kommt.

Die technische Ausstattung ist mit aller Sorgfalt durchgeführt. Die Schrift ist groß (im Text entspricht sie der des großen Lexikons), der Druck klar. Das Papier ist holzfrei und bleibt demzufolge vor dem Vergilben bewahrt. Die Ausföhrung der Karten und Illustrationen wird auch bei verwöhnten Beurtheilern einen Tadel nicht auskommen lassen. V.

Kleiner illustrierter Führer durch Wien und Umgebungen. Von Julius Meurer. Zweite Auflage. Mit 41 Illustrationen, zwei Plänen von Wien, zwei Planskizzen und einer Karte der Semmeringbahn.

Alle weittläufigen Detailschilderungen sind vermieden, und alles Nebensächliche von untergeordneter Bedeutung, weggelassen oder höchstens nur gestreift. Bei den Ausflügen in die Umgebungen Wiens wurde nur das berücksichtigt, was Anspruch auf hervorragenderes Interesse erheben darf und die Ausflüge selbst sind in Halbtags- und in ein- oder mehrtägige Touren und nach den verschiedenen Himmelsrichtungen beziehungsweise Eisenbahnlinien eingetheilt und geordnet. Der kleine Wiener Führer

zeichnet sich deshalb durch praktische Übersichtlichkeit und vortheilhafte Gliederung des reichhaltigen Materials, bei Einhaltung möglichst knapper Form aus. Zahlreiche vorzügliche Illustrationen, ein großer Plan von Wien und Plan von Groß-Wien mit allen neunzehn Bezirken erhöhen den Wert dieses Büchleins. V.

Die „Illustrirte Frauen-Zeitung“ steht in der ersten Reihe der Blätter, die ihrem Leserkreise in jeder Richtung hin das Erlesenste zu bieten pflegen. Da ist es denn besonders dankenswert, daß der Verlag dieser vornehmen Familien-Zeitung wenigstens zum Theil sein Illustrations-Material noch über den weiten Kreis seiner Abonnenten hinaus dem Publicum zugänglich macht. Soeben ist die dritte Serie der Musterblätter für künstlerische Handarbeiten, herausgegeben von Frieda Lipperheide, erschienen. Die zwölf Blätter dieser Sammlung erhalten die Abonnenten des Blattes in zwangloser Form als Gratis-Beilage, während sie hier, in einer Mappe vereinigt, ein Brevier der Handarbeiten bilden. V.

Kinder-Gartenlaube. Herausgegeben von Albert Richter, Band XII. (München, Verlag der Kinder-Gartenlaube.)

Der „Rheinische Schulmann“ schreibt: „Der textliche Theil der Kindergartenlaube ist mit großer Sorgfalt zusammengestellt und liefert wirklich Gediegenes. Die besonders sorgfältige Ausführung farbiger Künstlerbilder allein würde es schon verdienen, der Zeitung die weiteste Verbreitung zu wünschen.“

Böhmens deutsche Poesie und Kunst. Monatschrift für alle Gebiete des Schönen, gegründet, herausgegeben und geleitet von E. F. Kastner. II. Jahrgang. (Selbstverlag des Herausgebers, Wien.)

Diese Zeitschrift ist aller Ehren wert. Sie bringt vieles, und vielen etwas Gutes. Weniger akademisch als volksthümlich angelegt, schöpft sie aus Urquellen und bringt manches prächtige Talent zum Vorschein. Wer für Deutschböhmens Literatur sich interessiert, der findet in dieser Zeitschrift das was er sucht. M.

Alraunwurzeln. Ein lustiges und lehrreiches Volksbüchlein von Josef Wichter. (Wien, Heinrich Kirsch.)

Von diesem ganz ausgezeichneten Büchlein, welches im „Heimgarten“ XIV. Jahrgang Seite 77 besprochen worden, ist soeben die zweite Auflage erschienen.

Dem „Heimgarten“ ferner zugegangen:

Schillers Briefe. Kritische Gesamtausgabe. Herausgegeben und mit Anmerkungen versehen von Fritz Jonas. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt, 1892.)

Innocens. Novelle von Ferdinand von Saar. Vierte Auflage. (Heidelberg, Georg Weiß, 1892.)

Thalia in der Sommerfrische. Eine Novelle von G. v. Berlepsch. (Leipzig, Karl Reizner, 1892.)

Künstlerblut. Roman v. G. Schobert. Drei Bände. (Berlin, J. G. Schorer.)

Der Morgen des Gutsherrn. Aufzeichnungen eines Marquis. Luzern, Albert. Zwei Husaren. Drei Tode. Die Kosaken. Von Leo N. Tolstoj. (Berlin, Richard Wilhelmi, 1892.)

Russisches Leben. Novellen und Skizzen von Friedrich Dümmer. Berlin, Eduard Kienigk, 1892.)

Tod dem Verräther! Drama in fünf Acten von Friedrich Dümmer. Berlin, Eduard Kienigk, 1892.)

Aus einsamen Stunden. Dichtungen von Richard Koehlich. (Großenhain, Paumert & Ronge, 1892.)

Ernstes Wollen. Von M. von Egidy (Berlin, Bibliographisches Bureau.)

Fürs Leben, Almanach für Freunde der naturgemäßen Lebensweise für 1892. (Berlin, Max Breittkreuz.)

Auf der Ofenbank. Erzählungen in Odenwälder Mundart von Georg Volk. (Offenbach, Th. Steinmetz, 1892.)

Gänsbleiml. Für seine lieben Landsleute gepflodt und n deutschen Gebergsvereine fers Jaschen- und Bergeberge zugegacht von Mühlhonnig's Trezls Ludewikn. (Reichenberg, J. Fritzsche, 1892.)

Neue Bahnen in der Weltanschauung und Naturanschauung. Von Dr. F. C. Albert Kaiser. (Dresden, Altstadt, 1892.)

Der Clericalismus ein Feind des Volkswohles und kein Freund der Religion. Mahnruf an das deutsche Volk. Mit einem Begleitworte von Karl Pröll. (Leitmeritz, D. Karl Bidert, 1892.)

Marianne. Polka française für Clavier von Josef Roscher. (Wien, F. Kösch.)

Familien-Bücherschatz. Neue Folge. 23.—29. Heft. (Weimar, Schriftenvertriebsanstalt.)

Schweizerische Rundschau. Revue helvétique. Rivista elvetica. Herausgegeben

unter Mitwirkung zahlreicher Schriftsteller der Schweiz und des Auslandes. (Zürich. H. Müller.) II. Jahrgang.

Deutsches Theaterjahrbuch. Ein bibliographisches und biographisches Handbuch der dramatischen Literatur der Gegenwart für Theater- und Literaturfreunde. Herausgegeben von Dr. Karl Biesendahl. (Berlin. Cassirer & Danziger. 1892.)

Geschichte des Leobner Stadttheaters, zu dessen hundertjährigem Bestande verfasst nach Acten des ehemaligen Theater-Archives von Dr. Adolf Harpf. (Neue Leobner Buchdruckerei. Leoben. 1892.)

Allgemeine Theater-Revue für Bühne und Welt. Illustrierte Halbmonatsschrift für dramatische Kunst und Literatur. Begründet und redigiert von Max Henze. (Berlin. Alfred H. Fried & Cie.)

Naturheilkunde. Halbmonatsschrift für volkstümliche Gesundheitslehre, Rundschau über hygienische und gemeinnützige Reformen. (Berlin. Alb. Lehmanns Verlagsanstalt.)

Merans natürliche Heilmittel und deren richtiger Gebrauch. Vom Standpunkte der Naturheilkunde von Karl Griebel. (Meran. 1892.)

Die österreichische Hausfrau von Anna Bauer. Lieferungswerk. Erstes Heft. (Wien. Jakob Dirnböck.)

Postkarten des „Heimgarten“.

D. S., Leipzig. Ihre Bemerkung, dass Wolfgang Goethe auf das deutsche Volk verderblich gewirkt habe, ist richtig. Denken Sie z. B. an die Augen, welchen der kleine Druck der Goethe-Ausgaben schon geschadet hat!

* **M. von Egidys** religiöse Bewegung zieht in Deutschland weitere Kreise und wir sind freudig erstaunt über den Idealismus, der doch im deutschen Volke noch schlummert. Denn Egidys „geeinigtes Christenthum“ ist fast beispiellos ideal gedacht. Es setzt die politische Einigung der Völker, den ewigen Frieden voraus, oder will solches wenigstens erzielen. Es ist auf monarchischer Grundlage aufgebaut und will, soviel

wir aus dem Aufrufe entnehmen, dass, wenn schon nicht gerade die Hohenzollern allein, so doch die Fürsten überhaupt auch die religiösen Führer ihrer Völker sein sollen. Da hätten wir dann mehrere Päpste, wo dem neuen Religionsapostel doch einer schon zu viel ist.

S. M. Graf. Lassen Sie den Schelm laufen. Eines Stiefels wegen zieht man nicht den Degen.

M. S., Breslau. Sie können einen Proceß anfangen, denn in Deutschland gilt es für Beleidigung, einen berühmten Mann öffentlich Herr zu nennen. Die Franzosen, welche übrigens nicht gerade für unhöflich gelten, setzen das Herr vor den Namen eines jeden lebenden Künstlers, erst nach dem Tode wird er unter die Götter versetzt, und ihm darum der allgemeine Titel abgesprochen. Seiner Excellenz dem Herrn Geheimrath von Goethe hat Deutschland kein Denkmal gesetzt — bloß dem Goethe.

W. A., Agram Der Grundgedanke Ihres Aufsatzes ist unrichtig. Der Mensch wird nicht von einer Generation allein direct beeinflusst, sondern von sieben. Er kann den Urgroßvater, den Großvater, den Vater, sich selbst, den Sohn, den Enkel und den Urenkel sehen.

F. F., Straßburg. Schoberts Roman „Künstlerblut“ (Berlin. J. G. Schorer) sowie Hansjakobs „Schneeballen“ (Heidelberg. Georg Weisk) stehen über dem Niveau der gewöhnlichen Erzählliteratur. Dudenmeyers Novellen und Skizzen: „Russisches Leben“ zeichnen sich durch Fremdartigkeit des Stoffes aus.

* In dem Gedichte: „Album-Gesichte“, Seite 627, muß es in der zwölften Strophe statt „Nächstens“ Nächstens, in der fünfzehnten Strophe statt „Klagen“ Klängen heißen.

J. H., Schönlinde. War uns interessant zu hören.

Dr. Josef Simrok, New-York. „Je weiter der Weg, den er wandern muß, umso wärmer zu sein pflegt ein Freundesgruß.“

* Unverlangt eingeschickte Manuscripte werden nicht angenommen oder unberücksichtigt beiseite gelegt.

Sie sagte anfangs nichts darauf; erst als sie einen Seufzer gethan hatte, sprach sie: „Wie soll ich fröhlich sein!“

Er schaute auf sie hin: „Wie sollst du nicht fröhlich sein, du liebe Gefegnete!“

Wieder nach einer Weile gab sie Antwort: „Louis, du weißt nicht, was ich leide.“

Da setzte der General sich rasch auf.

„Du hast deine Kimmernisse am Tage“, fuhr Frau Elisabeth fort, „doch sie können so tief nicht gehen, sonst wäre es unmöglich, dass du in der Nacht so gesund und fest schliefest. Aber ich —“

„Aber du?!“

„Ich muß in den Nächten; während du so ruhig schlummerst, Gräßliches leiden.“

„Du erschreckst mich, Weib! Bist du krank?“

Da fiel sie ihm um den Hals und schluchzte: „Nur dich nie verlieren, du mein Alles!“

„Elisabeth, was soll das?“ fragte der General. „Wieso kommst du auf derlei? Diese Unruhen werden ja endlich vorübergehen, dann danke ich ab und wir gehen auf unser stilles Landgut.“

„Wenn du wüßtest“, sagte Frau Elisabeth, „dass sie dich hinausführen. Dass sie dich Nacht für Nacht hinausführen auf den Richtplatz — vor meinen Augen! Gefesselt, geschlagen, sie stellen dich auf den Sand hin, vor die Soldaten, die Trommeln wirbeln, der Officier tritt schon vor, um Feuer zu commandieren, du blicdest mich noch einmal an — sterbenstraurig . . .“

Sie barg ihr Haupt an seiner Brust, umschlang ihn heftig: „Nein, nein, nein, Louis, nur du mir nicht sterben!“

„Ich verstehe es“, entgegnete nun der General, „dein Zustand, du bist aufgereggt, aber du mußt die Phantasie bezähmen.“

„Und du bist unschuldig!“ fuhr

Frau Elisabeth fort, „du hattest nur deine Pflicht als Soldat gethan, um dein Vaterland, deine Familie zu schützen, du hattest viele Feinde vernichtet, endlich wurdest du gefangen im Gebirge und auf der Stelle zum Tode verurtheilt.“

Der General stuzte. „Sprichst du von mir, Weib?“ fragte er, „oder von diesem Bauernwirt aus Brigen, der —“

„Der erschossen werden soll. Ja, mein Gemahl, ich weiß von ihm und wohl dieser Mensch mag es sein, der mich so sehr beunruhigt und die quälendsten Träume mir verursacht. — Louis, muß er denn sterben?“

Der General stand auf, schritt über den Boden hin und sagte: „Der Mann ist ein Rebell. Er hat den Frieden gebrochen.“

„Er hat ein Weib — drei kleine Kinder.“

„Ich weiß es.“

„Sie sind den weiten Weg gekommen, dass sie dich um sein Leben bitten.“

„Ich will sie nicht sehen.“

„Bedenke es, mein Geliebter. Tausende, die schuldig geworden sind in diesen wilden Zeiten, sie leben. Warum soll der Unschuldige sterben?“

„Er ist ein Rebell“, entgegnete der General. „Tausend Unschuldige haben ihr Leben lassen müssen in diesen Zeiten, und der Schuldige sollte frei ausgehen?“

„Ich glaube, mein Mann“, sagte nun Frau Elisabeth voller Ernst und Innigkeit, „nur Gott kann es sehen, wer schuldig und wer unschuldig ist im Kriege. Wir haben so viel unschuldiges Blut vergossen, dass wir uns nicht unterfangen sollen, andere zu richten . . .“

Der General gieng noch immer im Gemache auf und ab. „Mich selbst dauert der Mann“, murmelte er. „Ein schöner, sympathischer Mensch. Noch keinen habe ich gesehen, der sein Geschick so stolz ertragen hätte, wie dieser

Peter Mayr. Nicht um einen Zoll knickte er ein, als das Todesurtheil verkündet wurde, aufrecht, würdevoll, als ob er der Richter wäre, und wir anderen die Verurtheilten, so schritt er aus dem Saal. — Wer ändert's? Das Gesetz ist eisern."

Es war wohl nicht ganz zufällig, daß jetzt Frau Nothburga mit den Kindern zur Thüre hereinkam und sich vor dem General auf die Knie warf. Sie konnte kein Wort hervorbringen, sie faltete nur die, um den schlummernden Mathias geschlungenen Hände und bebte am ganzen Leib. Das kleine Mädchen schaute mit seinen schönen dunklen Augen voll Kindlichkeit auf zu dem mächtigen Herrn. Neben ihr stand der Hans, der stand gar stramm und trotzig da und sagte nur das Wort: „Franzosengeneral, gib uns unseren Vater wieder!“

Der General schaute auf diese Gruppe, dann sagte er mit leiser, aber sehr rauher Stimme: „Kann es sein, so soll's geschehen. Geht hinaus.“

Als sie fort waren, wendete der General sich zu Frau Elisabeth: „Das hättest du mir ersparen können. Du weißt, daß ich kein weinendes Weib, keine solchen Kinder sehen kann. Ich könnte ein Wortbrüchiger werden, solcher Leute willen.“

Bittend stand sie vor ihm: „Louis, ich kenne dich, du hast ein gutes Herz, Des lieben Friedens willen, den auch wir von Gott erlösen für unser Kind — gib ihn frei!“

„Des Friedens willen den Friedensbrecher begnadigen!“ murmelte der General.

„Mein Gott, hat er's denn wissen können, der Tiroler Bauersmann, daß sie zu Wien den Frieden geschlossen?“

Der General wendete sich rasch zu ihr: „Was sagst du, Elisabeth? Nicht wissen können? — Nicht wissen können? — Das ist ein Gedanke. Peter Mayr kann gerettet werden.“

Frau Nothburga, die Mahrwirtin genoß an demselben Nachmittage die glücklichsten Stunden ihres Lebens. Die Generalin hatte ihr gleich mittheilen lassen, sie möge getrost sein, ihr Mann sei so viel als gerettet. Sie würde ihn am nächsten Morgen sehen können.

An dem Glücke theil nahm auch ein alter Bekannter, den sie auf der Gasse begegnet hatten. Josef Dörninger. Er war abgemagert bis auf die Haut und was er zu erzählen hatte, war ein schwerer Schatten neben dem süßen Lichte, das in den Herzen der Mahrwirtsleute leuchtete. Dörninger erzählte Hofers Gefangennahme. Hoch oben im Gebirge, in einer elenden Hütte hätten sie gelebt Wochen lang. Dann seien sie von einem geldgierigen Menschen verrathen worden und überfallen. Alles Bitten von Hofers Weib und Kindern habe nichts geholfen, der Anderl habe fort müssen ins Wälschland, wo sie ihm wohl den Baraus machen würden. Er sei aber gefaßt und geduldig gewesen gleich einem Heiligen, wie sie ihn auch mißhandelt hätten. Der Sandwirt hoffe noch immer auf seinen Kaiser. Ihn, den Dörninger, hätten sie auch mitgeschleppt bis Meran herab, aber dort frei gelassen. Er finde jedoch keine Ruh' und Rast, er könne nicht anders und er müsse dem Sandwirt nach ins Wälschland. Tirol sei ihm ein stockfremdes Land geworden, seit der Hofser davon, er müsse nach Wälschland. —

Im Gedanken an den unglücklichen Hofser konnte Frau Nothburga Gott nicht genug preisen für die gnädige Wendung ihres Geschicks, sie gieng in die Kirche, die auf dem großen Plaze stand und weinte den Himmlischen ihren Dank vor.

Wenn die anderen schon so fröhlich waren, wie sollte es erst der Antonio nicht sein! der junge Antonio! Der schöne Antonio! Zu essen und zu trinken hatte er ja auch bekommen, er und sein Esel. Mit dem

Esel war er schon außerordentlich gut Freund geworden. Den prächtigen Trab von Schrambach her in der langen finsternen Nacht, den konnte er dem Thiere nicht vergessen. Er hatte sogar eine Weile geschlafen auf dessen Rücken, aber es marschierte voran und wußte den Weg und war nicht ungeberdig und nicht träge; hatte es ein paarmal am Wassertroge sich gelabt, dann war es wieder zufrieden und munter. Und nun, wenn der Antonio auf der Klampfen spielte und dazu sang, war es eins „vom großen Helden Bonaparte“ oder eins vom „großen Räuber aus Corsica“, so spitzte der Esel die Ohren und schlug mit denselben manchmal sogar den Tact dazu.

„Mein herzliebster Kamerad, dich laß ich nimmer von mir!“ versicherte der Antonio und schlang seine Arme um den Hals des Thieres; da fiel es ihm aber ein, der graue Kamerad gehöre eigentlich gar nicht ihm, er habe ihn nur entlehnt, aus eigenem Antriebe vom Karren gelöst und mitgenommen, genau betrachtet, so eigentlich ein bißchen gestohlen. —

Darum sagte er nun zum Grauen: „Freund, laß dich nicht lumpen! So schlecht bist du noch lang nit, daß du dich stehlen ließt! Ich will mich um deine Ehre bekümmern. Du sollst kein gestohlenes Rabenvieh sein. Ich will dich redlich kaufen. Ich habe Geld, ich krieg's aber erst. Jetzt, weil ich mit meiner Klampfen dem Franzosengeneral das Herz weich gesungen hab, daß er den Mahrwirt wieder laufen laßt, jetzt gibt er mir's nachher schon, der Wirt, was er versprochen hat. Alsdann kaufe ich dich und du sollst für meine Hanai das Hochzeitsgeschenk sein. Du, meine Hanai! Das ist eine, wenn du die wirfst kennen lernen!

Ein gar ein gar ein fein's Dirndel,
Ein gar ein lieber Schwah,
Ein gar ein gar ein rothes Wangerl,
Ein weick's Handerl hat's.

Ein gar ein gar ein frommes Lampert,
Ein gar ein heiter Tempriment,
Und keiner weiß, was ein Engel ist,
Der mein Schwaherl nit kennt.

Der Esel schrie grell auf. Das war ihm denn doch zu stark. Er war auch nicht ganz fremd auf den Straßen bei Brixen herum.

Für eine Lüge kaufe ich mein
Leben nicht!

Eine weißgetünchte Stube mit wurmstichigem Holzplafond und zwei tiefen vergitterten Fenstern, die hinaus-schauten in einen winterlich kalten Garten. Ein grüner Kachelofen, in dem ein Feuer brüllte, ein einfaches Strohbett mit blauer Decke, ein Tisch, auf welchem Schreibzeug und ein Krug Wein stand. Eine altgetäfelte Thür, die versperrt war, ein allzu hartes Gefängnis schien es gerade nicht zu sein. Draußen vor der Thüre standen freilich ein paar baumstarke Kerle, die manchmal mit den Säbeln rasselten und ihre Gewehrkolben derb in den Boden stießen.

Am Tische saß Peter und schrieb einen Brief. Und als der Brief fertig geschrieben, gefaltet, versiegelt war und mit der Adresse versehen: An die ehrsame Frau Rothburga Mayrin, Wirtin an der Mahr bei Brixen, that der Mahrwirt einen tiefen Athemzug: „Gottlob, mit der Welt wär' ich fertig!“

Sein Gesicht hatte einen tiefensten Zug, aber eigentlich traurig waren weder die Züge noch sein sonstiges Gebahren. Sein Haar und Bart waren mit einer gewissen Sorgfalt gekämmt, sein bäuerlicher Anzug in guter Ordnung. In Hemdärmeln befand er sich, denn der Ofen strömte reichlich Wärme aus. An der Wand zwischen den Fenstern hing ein kleines hölzernes Cruzifix, Peter gieng zu ihm hin und fragte es leise: „Nicht wahr, mein Jesu, du wirfst mir beistehen mit deinem Trost bis zum letzten Augenblick?“

Jetzt schloß jemand von außen die Thüre auf, sie rasselte und sie knarrte nicht sonderlich. Als Peter den Kerkermeister sah, sagte er: „Ist

recht, daß du kommst. Sei doch so gut und Sorge, daß dieser Brief aufs Postamt kommt, mir ist viel daran gelegen.“

„Das wird schon geschehen“, antwortete der Gefängnißwärter. „Ein Herr ist da, der will mit dir sprechen.“

Stand an der Thür ein städtisch gekleideter Mann, mit grauem, kurzgeschnittenem Bart, hielt die Arme auseinander und rief: „Mahrwirt! Kennst du mich denn nicht mehr?“

Peter trat vor und schüttelte verneinend das Haupt.

„Und sind so oft beisammen in lustiger Gesellschaft geessen, zu Brizen, zu Klausen!“

„Ich erinnere mich schon. Du wirst der Doctor Kohl sein“, entgegnete Peter gleichmüthig.

Nachdem der Kerkermeister hinausgegangen war und wieder zugesperrt hatte, setzte sich der Angetommene ohne viele Umstände an den Tisch und sagte zum Gefangenen: „Ja, Mahrwirt, wir beide sind in Fröhlichkeit beisammen gewesen und es ist auch nichts Trauriges, was mich heut zu dir führt.“

Peter schaute ihn an und sagte hernach: „Mein lieber Freund, wo ich heute stehe, da gibt's überhaupt nichts Fröhliches und nichts Trauriges mehr. Du weißt ja doch, daß es mit mir vorbei ist.“

„Das Urtheil kann aufgehoben werden“, sagte der Doctor Kohl, „laß mich ruhig sprechen. Es ist bei deiner Aburtheilung ein Fehler vorgekommen. Du wirst noch einmal vor den Tisch gestellt. Es steht günstiger um dich, als du glaubst, Mahrwirt, es steht viel günstiger.“

Peter horchte auf.

„Du hast Freunde, von denen du nichts weißt“, fuhr der Doctor fort, „ich bin berufen worden, daß ich deine Sache vertrete. Ich komme dir anzuzeigen, daß du morgen früh nochmals verhört werden wirst. Ein Formfehler ist begangen worden. Man

hat nicht Gewicht darauf gelegt, daß dir bei der Geschichte in den Eisackschluchten die Thatsache, daß der Friede geschlossen war, vollkommen unbekannt gewesen ist.“

„Ei das nicht“, sagte Peter, „vom Friedensschlusse habe ich damals schon gehört.“

„Oder unbekannt gewesen sein konnte“, fuhr der Doctor fort. „Es haben ja viele Leute im Lande damals noch nichts gewußt vom Wiener Frieden, oder wenigstens daran nicht geglaubt. Noch heute gibt es Leute, die daran zweifeln.“

„Ist es doch an allen Mauereden amtlich angeschlagen“, sagte Peter, „und schon damals kundgemacht gewesen.“

„Kurz und gut, Freund, du wirst morgen befragt werden, ob dir bei der That in den Eisackschluchten der Abschluß aller Feindseligkeiten und die Übergabe Tirols an Bayern bekannt gewesen sei, oder nicht.“

„Die Umständlichkeiten verstehe ich nicht.“

„Hast du davon keine Kenntniz gehabt, warst du der Meinung, du vertheidigst noch das Recht Osterreichs und Tirols sowie bei den früheren Kämpfen, so kannst du nicht als Rebell behandelt werden.“

Peter schaute dem Doctor ruhig ins Gesicht.

„Du wirst also morgen vor Gericht angeben, vom Friedensschlusse und seinen Folgen hättest du nichts gewußt, seiest im Gebirge gewesen, hättest nur gehört, es käme wieder der Feind, hättest dich eben mit den Waffen, die ein armes Bergvolk besitzt, wieder zur Wehr gesetzt und hättest nicht daran denken können, daß in deinem Werke ein Verbrechen läge. Wenn du so redest, wirst du frei sein.“

Nun fragte der Mahrwirt: „Wer mischt sich denn da drein? Wer schickt dich denn her? Wer thut mir noch den Schimpf an in meiner letzten

Stund' und verlangt, daß ich eine Lüge sagen soll?"

„Aber, guter Freund, so sei doch klug!“ sprach der Doctor, „du hast es ja auch nicht gewußt, was die großen Herren zu Wien beschlossen, du wirst es nicht gewußt haben, du kannst es nicht gewußt haben!“

Da stellte sich Peter Mayr hin vor den Doctor, in seiner ganzen, hochauferichteten Gestalt, und sagte: „Ja, ich habe es gewußt.“ Nur nicht geglaubt, nur nicht geglaubt.“

Der Doctor stand auf, machte ein paar Schritte durch die Stube, setzte sich dann wieder hin, zuckte mit den Armen, mit den Fingern und sprach leise: „Peter, du verstehst mich nicht. Gewußt, bei dir gewußt kannst es ja haben, oder geglaubt, daß du es wißeßt, mein Gott was weiß der Mensch denn eigentlich? Er glaubt gar viel zu wissen, was er nicht weiß. Sie werden dich darauf auch keinen Eid ablegen lassen, sie werden dich einfach fragen: Peter Mayr, hast du es gewußt? und du wirst einfach Antwort geben: Nein, ich habe es nicht gewußt.“

Peter blieb unbeweglich stehen und fragte den Doctor: „Mensch, ist das wirklich dein Ernst?“

„Ich bin darum da, dir das zu sagen.“

„Dann kannst du wieder gehen.“

„Ich bin da, um dich zu retten, Mahrwirt.“

„Kommt das von dir selber?“

„Ich habe dir schon angedeutet, daß du Freunde hast, dort, wo du sie nicht suchst, mächtige Freunde, die dir das Leben ebenso gut nehmen als schenken können.“

„Das kann nur der General.“

Der Doctor neigte nun sein Haupt gegen Peters Ohr und flüsterte:

„Eben der General. Er möchte dich gerne retten und er wünscht es, daß du morgen so sprichst, wie ich dir gesagt habe.“

Hierauf antwortete Peter Mayr:

„Doctor Kohl, gehe nun von diesem Gefängnisse fort, gehe hin zum Franzosengeneral und sage, ich ließe ihm danken für seine große Güte. Ich kann sie nicht annehmen.“

„Peter, sei nicht thöricht!“

„Fragt mich, ob ich es als großen Irrthum erkenne, was ich gethan, ich werde ja sagen. Fragt mich, ob ich es bereue, ich werde ja sagen. Fragt mich, ob ich unserem neuen Herrn dienen wolle in Demuth und die Unthat sühnen, so viel es in meinen geringen Kräften steht, ich werde vielleicht Ja sagen. Aber nur das verlangt nicht von mir, daß ich leugnen soll, — ich kann es nicht, ich will es nicht! Für eine Lüge erkaufe ich mein Leben nicht!“

Da dachte der Doctor: Er ist jetzt aufgereggt, ich will ihn allein lassen und später wiederkommen. Wenn er erst sein Weib, seine Kinder wieder sieht, wird er anderer Meinung werden. Das Leben ist süßer, als er heute noch weiß. Das alte Kind! Als ob auf der Welt nicht aller Tag und aller Orten so viele große Lügen begangen würden für kleine Vortheile, weigert er sich, durch eine kleine Lüge das größte Gut zu gewinnen.

„Ja aber!“ sagte er jetzt, „ist's denn auch eine Lüge, wenn der General doch alles selber weiß und selber veranstaltet? Es ist ja nur eine Komödie, bloß damit er sich decken kann, wenn er zur Verantwortung gezogen werden sollte. Du bist so viel als freigesprochen, Mahrwirt, nur Ja sagen mußt du dazu.“

„Mir ist es am liebsten, du gehst,“ sagte Peter mit der Hand abwehrend. Also hat der Doctor Kohl an die Thür geklopft, bis sie aufgieng, und das Gefängniß verlassen.

Geraden Wegs gieng er in den Gasthof, wo die Familie des Mahrwirtes eingekehrt war. Angemeldet als der vom General bestellte Anwalt des Peter hatte er sich schon früher.

Die Leute aus dem Mahrwirts-

hause hatten dort eine dämmerige Dachkammer angewiesen bekommen, denn der Gasthof war voll von Fremden, darunter auch Leute, die gekommen waren, um eine Hinrichtung mitanzusehen.

Als Frau Rothburga den Doctor kommen sah, rief sie ihm schon entgegen: „Wie habt Ihr ihn gefunden? Ist er gesund?“

„Es geht doch schwerer, als ich gedacht hatte“, sprach der Doctor, „sagt mir einmal, Mahrwirtin, ist Euer Mann nicht manchmal ein wenig eigensinnig?“

„Eigensinnig, wie meint Ihr das?“ fragte die Frau zurück. „Wenn er einmal was für richtig erkannt hat, ja, da hat er seinen Willen, von dem er nicht leicht abgeht. Wenn das Eigensinn ist! Wo es sich aber um Billigkeit handelt, da glaube ich nicht, daß es einen nachgiebigeren Menschen geben kann, als meinen Mann. Oft hab' ich ihm gesagt: Peter, zu viel läßt du dir gefallen, deinen Kopf setz' besser auf!“

„Heute hat er ihn gut auf, Frau Wirtin“, sagte der Doctor.

„Ja, wie ist das?“ fragte die Mahrwirtin.

„Er nimmt's nicht an.“

„Er nimmt's nicht an?“

„Er sagt, durch eine Lüge wollte er sich das Leben nicht erkaufen.“

„Aber mein Gott, soll denn das eine so große Lüge sein?“

„Ich habe erwirkt, daß Ihr schon heute zu ihm dürft. Ich glaube, Ihr geht sogleich und redet ihm zu, daß er doch klug sein soll.“

„Kinder, auf!“ rief Frau Rothburga, „wir gehen zum Vater!“

Eine Viertelstunde später waren sie bei ihm. Es war schon dunkel. Peter erkannte die Eintretenden nicht sogleich, da gieng zuerst die kleine Marianna schüchtern auf ihn zu, hielt ihm das kleine Händchen hin und sagte mit ihrer zarten Stimme: „Gott grüß dich, Vater! Jetzt sind wir schon da um dich!“

Als er nun sah, wer gekommen war, da huben seine Knie an zu zittern, aber was in ihm vorgieng, das merkte man nicht in dem, wie er nun ganz gemessen sagte: „Ihr seid gekommen? Den weiten Weg mitten im Winter!“

„Peter!“ rief Frau Rothburga und flog ihm an die Brust, „du bist noch unser, wir verlassen dich nicht!“

„Es wäre doch besser gewesen —“ Weiter sprach er den Satz nicht.

„Du gehst mit uns heim!“ sagte sie, „morgen wirst frei, siehst du, ich weiß alles, es ist wohl doch gut, daß wir da sind, Peter! Schau deine Kinder an, schau sie an, hast sie denn nimmer lieb? Schau, wie Gott uns von neuem wieder zusammenführt. Es hätte anders sein können, mein armer Mann, nicht wahr, du hast viel gelitten! — Peter, warum sprichst du nicht?“

„Ich war schon mit allem fertig und habe euch geschrieben. Ich habe dich eingeladen, meine Rothburga, auch in einer anderen Welt, in einem besseren Leben wieder mein liebes Weib zu sein. Was gibt's da viel Urlaub nehmen von einander.“

„Hast noch solche Gedanken, Mann, und weißt doch, daß alles gut wird. Die paar Worte sagst halt.“

„Welche paar Worte?“

„Daß du nichts gewußt hättest.“ Jetzt zuckte es in Peter auf.

„Du auch?“ sagte er in einem schwüldumpfigen Tone. „Auch du muthest mir zu, Weib, daß ich lügen soll? So wenig kennst du mich?“

„Diese Lüge, wenn's eine ist, verantworte ich!“ rief das Weib fast leidenschaftlich.

Peter lächelte bitter.

„Rothburga“, sagte er dann, „du weißt ja gar nicht, was die Lüge ist. Die Lüge ist ein falscher Freund. Je unschuldiger sie aussieht, desto gefährlicher ist sie. Wenn sie dich auch heute scheinbar rettet, morgen bringt sie dich

doch um. Nichts auf der weiten Welt, kein Laster und kein Verbrechen, hasse ich so wild, als die Lüge. Von der höllischen Lüge der Schlange im Paradies bis zur kindischen Lüge des Antonio im Wirtshause zu Albeins hat sie Unglück über Unglück gebracht. Wer hat denn unser Tirol in die Erniedrigung, in den unermesslichen Jammer gestürzt, als die Lüge? Der Bonaparte hat gelogen, die Baiern haben gelogen, unser eigenes, großes, mächtiges Reich hat sein Wort gebrochen. An den Waffen sind wir nicht zu Grunde gegangen, an der Lüge sind wir zu Grunde gegangen! Und ich soll die Lüge jetzt anerkennen, heiligen mit dem Blute, vor Gott und mir und aller Welt sagen: Seht, ich halte es mit der Lüge? — Nein, mein Weib, meine Kinder, ihr seid mein Alles, mein Alles auf Erden, aber um diesen Preis kann ich euch nicht erhalten sein, so sehr entehr' ich euch nicht. Lieber mit der Wahrheit sterben, als mit der Lüge leben.“

Ein wunderfames Leuchten war in seinem Auge, als er so sprach, eine Herrlichkeit war in seinem Wesen, vor welcher Frau Rothburga in Grauen erbebte und gleichzeitig entzückt war.

Dennoch sagte sie nun zu den Kindern: „Kinder, so kniet nun nieder vor euerm Vater und bittet ihn, daß er bei uns bleibe!“

Da antwortete der Hans: „Mutter! Wenn der Vater nicht lügen will!“

Peter neigte sich nieder, drückte mit beiden Armen die Kinder an seine Brust: „Ich danke euch doch, daß ihr gekommen seid. Ich segne euch. Und was ich euch hinterlassen möchte, was ich euch in dieser Stunde unauslöschlich ins Herz schreiben möchte: die Liebe zur Wahrheit, den Haß gegen die Lüge. Vielleicht wird man euch einmal sagen: Seid nicht thöricht, die Liebe zur Wahrheit hat euern Vater in den Tod getrieben; darauf antwortet nur: der Tod ist besser als die Lüge. Denkt daran, es ist

euere Vater, der das gesagt hat in der Scheidestunde. Nicht wahr, ihr werdet daran denken, ihr meine geliebten Kinder!“ Er küßte und kostete sie heftig, er presste sie an sein Herz, küßte sie wieder, presste sie nochmals, wie in einem langen Strampfe an sich — dann schob er sie sanft hinweg und sagte ganz kühl: „Und nun laßet mich allein und gehet euere Lebensstraßen.“

„So nicht Peter!“ sagte hierauf Frau Rothburga und ihr ganzes Herz lag in diesen Worten. „Morgen sehen wir uns wieder und gehen miteinander heim.“

Hierauf sind sie von ihm gegangen.

Die ganze darauffolgende Nacht hatte Frau Rothburga gebetet.

Die Kinder schliefen auch in dieser Nacht süß und ruhig, nur die Marianna lallte einmal im Traume: „Wo der Palmbaum steht Wo der Palmbaum steht“ Und als Frau Rothburga hinhorchte, wiederholte sie nochmals: „Wo der Palmbaum steht“

Am nächsten Morgen befand sich die Mahrwirtin durch die Vermittelung der Frau Generalin schon zeitlich in einem Nebengemache des Saales, der für das letzte Verhör des Mahrwirtes bestimmt war. Frau Elisabeth hatte ihr an der Treppe zugeflüstert, der General ließe ihr sagen, sie möge guten Muthes sein, es würde ihm leichtgemacht werden.

Der Saal belebte sich, Officiere, darunter auch der General, ferner einige Herren von Gericht und Doctor Kohl waren erschienen und endlich wurde der Gefangene vorgeführt.

Sie fingen an zu sprechen. Zuerst wurde auf das feierlichste erklärt, daß das Urtheil, welches über den Rebellen gefällt worden war, aufrecht bleibe. Dann aber wurde dargethan, daß es nicht ausgemacht sei, ob man es hier mit einem Rebellen zu thun habe und daß deshalb eine

neuerliche Untersuchung eingeleitet worden sei. Der General sprach gar nicht, hingegen hielt Doctor Kohl eine fast leidenschaftlich erregte Rede, welche jedoch mehr darauf berechnet schien, den Angeklagten umzustimmen, als die Richter. Er fragte, wieso Gentlemen, welche die Herren Officiere doch unzweifelhaft wären, einen Mann so leicht hin verurtheilen konnten, der für sein Vaterland ein Held im wahren Sinne des Wortes gewesen sei? Ob sie denn nicht auch an seine Familie gedacht hätten, an das trostlose Weib, an die unversorgten Kinder, deren einzige Stütze und Ernährer er sei, die verkommen, schlecht werden, zu Grunde gehen können, wenn der Familienvater hingerichtet werde? Ob sie nicht an die Schande und Schmach gedacht hätten, wenn diese lieben unschuldigen Kinder einst hören müßten: Euer Vater hat als Rebell am Hochgerichte geendet? — „Als Rebell“ rief der Vertheidiger aus. „Wer hat denn untersucht, ob Peter Mayr als Rebell gehandelt hat? Ja, wenn er von der endgiltigen Abtretung des Landes wirklich überzeugt gewesen wäre, wenn er die bairische Regierung als die in Tirol rechtmäßige erkannt haben würde und hätte sich doch empörerisch widersetzt, dann wäre er ein Rebell. — Meine Herren, wenn Ihr mich heute fragt: Ist der Friede wirklich geschlossen? Ist es Oesterreichs Wille und Entschluß, daß Tirol dem Königreiche Baiern einverleibt sei und bleibe? so muß ich antworten: Ich weiß es nicht. Und wenn Ihr vor meinen Augen die Kundmachung entrollt und ich die Unterschriften sehe, so werde ich sagen müssen: Ich kann es nicht glauben. Nach alldem, was geschehen ist, versprochen wurde, was Tirol geleistet hat, ist es undenkbar, daß dieses Land preisgegeben werden konnte, es ist möglicher Weise eine Falle des Feindes, ich glaube nicht daran. Und selbst wenn ich sehen sollte, wie das Land geräumt und

übergeben wird, so müßte ich mir die Faust an die Stirne schlagen und ausrufen: das ist eine Selbsttäuschung, in meinem, von dem Unglücke des Heimatlandes so schrecklich gequälten und erhitzten Gehirn haben sich krankhafte Vorstellungen gebildet, in der That aber glaube ich nichts, weiß ich nichts. Ich bin ein einfacher Mensch, der von Politik nichts versteht, und was ich gethan, ich habe es niemandem zu Trutz oder Haß gethan, sondern nur für die Freiheit Tirols. — So, meine Herren, würde ich besonders an der Stelle des Angeklagten sprechen müssen, wenn ich ganz gründlich und redlich mit mir sein wollte, und anderes kann auch der Peter Mayr nicht sagen.“

Hierauf trat der General vor und sagte: „Angeklagter! Geben Sie sich keiner Täuschung hin, ich erinnere, es handelt sich um Ihr Leben. Ich stelle nun an Sie die endgiltig entscheidende Frage: Haben Sie es zur Zeit Ihrer That in den Eisackschluchten bestimmt und genau gewußt, daß das Land an Baiern ordnungsmäßig abgetreten war?“

Peter Mayr hob langsam sein Haupt und sagte: „Ich habe es gewußt, das ist die Wahrheit und anders kann ich nicht reden.“

Im Nebengemach ein gellender Schrei.

Der Verurtheilte wurde abgeführt.

Wo der Palmbaum steht.

Am Abende desselben Tages, als Peter wieder in seinem Gefängnisse saß, verlangte er seinen Schwager, den Priester Augustin zu sprechen. Derselbe erschien zögernd, denn es bangte ihm vor dem Wiedersehen des Verurtheilten, dessen Hinrichtung am nächsten Morgen vollzogen werden sollte. Als Augustin nun eintrat, erkundigte sich Peter sofort nach Nothburga.

Augustin berichtete, daß sie im Gemache neben dem Gerichtssaale an-

wesend gewesen und dort, als sie das Urtheil vernommen, welches er sich selbst gesprochen, ohnmächtig zusammengebroschen wäre. Bis zur Stunde liege sie noch in einem ohnmachtähnlichen Schlafe, aber der Arzt habe Hoffnung.

„Laßt sie schlafen“, sagte Peter, „so lange ihr der gütige Gott den Schlaf schenkt. Die gute Seele, sie hat es wahrlich nicht verdient, am morgigen Tage zu wachen. Ich fürchte ihn nicht, nur an sie, an die Kinder darf ich nicht denken. Sage ihnen, daß ich in Frieden dahingegangen bin.“

Augustin saß vor ihm schier verloren da. „Peter“, sagte er endlich, „Am liebsten möchte ich mit dir gehen. Nicht etwa, weil's mir auch gebürte, da ich ja oben an den Schluchtwänden neben dir gewesen bin, aber von der Welt möchte ich fort, einen so schönen Tod möchte ich sterben — für die Wahrheit sterben . . .“

„Lebe für sie, Augustin, so lange es Gottes Willen ist“, sagte Peter, „du hast die Kanzel, den Beichtstuhl, und wenn du am Bette der Sterbenden stehst, sei ein Zeuge der Wahrheit. Dann brauchen wir uns jetzt nicht von einander zu verabschieden.“

„So ist es, Peter. Alle die nach ihrem Gewissen den Weg der Wahrheit wandeln, kommen ans gleiche Ziel, zum lieben Gott in den Himmel.“

„Er sei mir barmherzig!“ sagte der Mahrwirt. „Denn wenn ich's recht bedenke, Augustin, so sollen wir nicht reden. Es ist eine helle Hoffart zu sagen: für Wahrheit sterben. Ich muß sterben, weil ich getödtet habe.“

„Für Gott und Vaterland!“

„Nur das Eine“, sprach nun der Gefangene, „das Eine möchte ich noch wissen, wenn du mir's sagen könntest, wie es den anderen Führern geht, die sich geflüchtet haben?“

„Da kann ich dir freilich auch nichts Gutes berichten“, antwortete der Priester. „Einige sind zwar be-

gnadigt worden, mit anderen, die sie erwischt haben, steht es schlecht. Der Haspinger soll nach Wien sein, vom Spedbacher weiß kein Mensch was, man glaubt, daß er sich im Hochgebirge umtreibt. Den Sandwirt haben sie in einer Alpenhütte ob Passeier gefangen und auf die Festung Mantua geführt nach Welschland, man hört, das Urtheil soll schon gesprochen sein.“

„Und welches?“

„Es geht ihm so wie dir“, sagte der Priester.

„So habe ich Gesellschaft auf dem Wege in die Ewigkeit.“

„Peter, es wird eine ganze Procession sein“, sagte Augustin unter nassen Augen ein wenig lächelnd. „Und ich denke, du wirst vor Gott der erste und der größte sein.“

„Gott möge mir gnädig sein, wenn ich geirrt habe, ich blüße für meine Sünden. — Mein lieber Bruder Augustin, sei bedankt für alles, was du mir und den Meinen gewesen bist, und gethan hast. Auch den anderen, die meine Freunde waren, bringe meinen Dank. Und ist es, daß ich jemandem Unrecht gethan habe, so bitte ich um Verzeihung. Nun laß mich allein, ich will in dieser Nacht ein wenig nachdenken über das Elend auf dieser Erden, damit mir das Sterben noch leichter antommt. — Noch eins, Augustin, morgen wenn —. Erspare es dir und mir. Geh' nicht hinaus. Bleib' bei ihnen . . .“

Augustin war vor Peter auf ein Knie gesunken, wollte ihm die Hand küssen. Peter entzog sie ihm rasch, wendete sich ab und sagte kein Wort mehr. —

In der darauffolgenden Nacht legte der Mahrwirt sich nicht mehr hin auf sein Stroh. Er saß am Tische, las im trüben Schein einer Ampel aus einem Erbauungsbuche oder blickte starr vor sich hin. — Manchmal schreckte er auf und blickte gegen das Fenster,

gleichsam, als wollte er sehen, ob es schon tage.

Plötzlich vernahm er ein Saitenspiel draußen vor dem Fenster. Eine jugendliche, aber leise und tiefwehmüthige Stimme sang das folgende Lied:

„O Mahrwirt an der Straßen,
Nun lebe ewig wohl.
Mein Herz kann's nimmer fassen,
Dass es dich lassen soll.
Den Helbentod, den herben,
Für Wahrheit willst du sterben.
Im treuen Land Tirol.“

Ein Morgen mit dem kalten, mattgrauen, winterlichen Lichte. Es stand keine Wolke am Himmel und es war auch nicht sonnenklar; es lag ein Nebel im Thale, und doch sah man durch den trübblauen Schleier die Büsche und die Thürme und die Ruinen und die Berge. Der Boden war gefroren, die welken Halme, die Blätter und Nadeln der immergrünen Bäume und die kahlen Sträucher waren bereist, eine Seltenheit in dieser Gegend. Draußen, hinter der Stadt Bozen, aus dem engen Hochthale der Talfer geht eine mächtig breite Schutt- und Sandhalde nieder. Mitten im feinen, schneeweißen Sande liegen halb hervortragend stumpfkantige Steine und gewaltige Felsblöcke. Die Talfer rauschte an diesem Wintermorgen ganz leicht und munter in ihrem tiefsten schmalen Rinnsal herab und that nichts dergleichen, als ob sie es wäre, die diese ungeheueren, völlig das Thal ausfüllende Schuttwüste verursacht hätte.

Auf diesem Sandfelde waren mehrere Officiere und giengen hin- und her, als ob sie den Boden durchsuchen oder eine bestimmte Stelle bezeichnen wollten. Einer dieser Herren hatte einen schwarzen Stab in der Hand, und dort, wo zwischen mächtigen grauen Felsblöcken eine ebene Sandfläche war, steckte er den Stab in den Boden. Dann entfernten sie sich.

Die Stadt war schon vom frühen Morgen an ungewöhnlich belebt und die Leute hatten nicht ihren behäbigen

Schritt, sie eilten, sie hasteten, manche liefen sogar, ohne aber recht zu wissen wohin.

Unter dem Stadthor, gegen die Talferbrücke hinaus, standen zwei Bürger. Auch diese wären kaum stehen geblieben, wenn sich nicht jeder von ihnen an der Bude ein Gläschen Brantwein hätte einschenken lassen, „zum Magenwärmen“ sagte der eine, „zum Herzstärken“, sagte der andere.

An diesem Thore hatten an jenem Morgen die Leute überhaupt Neigung, sich festzustellen, wenn die Soldatenwache nicht von Zeit zu Zeit die Ansammlung mit großem Geschrei auseinandergetrieben hätten. Unsere zwei Bürger aber hatten einem der Wachleute ein Gläschen Schnaps verehrt, „zum Stimmsstärken“, und so blieben sie unbehelligt.

Einer der Bürger schaute auf die Thurmuhre hinüber und sagte: „Acht Uhr. Jetzt muß er ja schon bald kommen.“

„Wenn ihn der General noch in der letzten Stunde pardoniert!“

„Ich wünscht' ihm's, aber dann thät's mir leid so früh aus dem warmen Bette gestiegen zu sein.“

„Vielleicht hat sich der Mahrwirt doch heute noch daran erinnert, dass er nichts gewusst hat. — Du weißt doch, dass der General ihm nahegelegt —“

„Ich hätte den Mahrwirt für klüger gehalten.“

„Lügen die meisten Leute ganz umsonst, und der hätte sein Leben dafür bekommen.“

„Nur Geduld! Wenn er erst draußen steht und die grauen Köhrlin auf sich gerichtet sieht, da wird er schon anders reden! Wenn er den Ernst sieht! Sterben, sterben ist leicht gesagt, das thut nicht weh. Aber wenn's auf Ernst ankommt! Ja, mein Lieber, das Sterben ist nicht leicht!“

„Wie oft ist der Meister denn schon gestorben, dass er's so gut weiß?“ redete ein Nebenstehender

drein und klopfte dem Sprecher auf die Achsel.

„Na, du wirst mir's nicht lernen, du, du!“ beehrte jener auf. Vielleicht hätte es Händel gegeben, da hub auf dem Thurme ein Glöcklein an zu läuten.

„Hau, der Todtenvogel singt schon!“ flüsterte einer, „jezt werden sie bald da sein.“

Alles kam in neue Bewegung, die lange schmale Gasse her drängte eine bunte Menge von Menschen, ein dumpfes Trommelgewirbel kam näher, ein Trupp Soldaten wurde sichtbar und mitten in demselben der arme Sünder. Er war in seinem Tirolergewand, das Haupt entblößt. Die ihn früher gesehen, erkannten ihn sogleich wieder. Gar nicht war er verändert. Er schritt langsam, aufrecht und blickte geradeaus vor sich auf den Weg, nur ein-, zweimal war zu bemerken, wie er das Auge zuckte. Sein Gesicht war blaß und ernst; die Lippen unter dem blonden Schnurrbart hatte er geschlossen. Die Hände waren mit einem schwarzen Riemen gebunden und an diesem Riemen hielt ihn ein Soldat, der ihm zur Linken gieng. Ihm zur Rechten schritt ein Kapuziner in brauner Kutte, mit langem schwarzen Barte und dem Käppchen auf dem geschorenen Haupte. Dieser hielt in der Hand ein Crucifix und betete in halblautem Tone. So wurde Peter Mayr auf den Richtplatz geführt. Er ragte über seine beiden Nebenmänner empor. Als die Leute diese Gestalt sahen, verstummte jeder Laut in ihrem Munde. Viele erblaßten und wichen ehrfurchtsvoll zurück.

Der Zug bewegte sich durch das Stadthor hinaus. Als die freie weite Gegend, von keiner Mauer verdeckt, dalag mit ihren blauen Bergen, als sogar durch den dünnen Nebel ein sonniger Schimmer wob, da hob Peter einmal seinen Blick und schaute hin. Das Glöcklein läutete beständig, die Trommeln rollten ununterbrochen

fort. Sie schritten immer noch fürbass, fast bis zur Brücke hin. Auf einmal das Commando, rechts abzuschwenken, der Zug verließ die Straße und bewegte sich über rauhen Schutt querhin.

Die Volksmenge wollte nachströmen, wurde aber von Soldaten, die da in einer langen Reihe aufgestellt waren, zurückgehalten.

Dort oben zwischen zwei Felsblöcken, auf weißem Sande ragte ein schwarzer Stab. Peter erblickte ihn, seine Füße fiengen an zu zittern, er wankte. Man blieb stehen und hieß ihn auf einen Stein niederstigen. Auf seiner Stirn stand kalter Schweiß, man labte ihn mit Essig, er schlug sein Auge auf gegen den Priester — es war ein Blick voll unendlicher Todesangst.

Der Kapuziner gab ihm das Crucifix in die Hand und sagte: „Denke an Jesum, deinen Erlöser!“

Peter nahm das Kreuz, drückte es an den Mund, an die Brust. Dann nickte er, es wäre schon wieder besser und erhob sich.

Jetzt rüstig und vollkommen aufrecht gieng er hinan. Soldaten stolperten in dem Geschütze, Peter schritt sicher und wankte nicht mehr. — Sie führten ihn der Stelle zu, wo der Stab stat, dort angekommen, machten sie Halt. Die Trommeln hatten aufgehört zu wirbeln, die Soldaten bildeten ein großes Halbrund und in die Mitte desselben stellten sich sechs Mann auf mit gezogenen Flinten.

Der Soldat, der an Peters Seite gegangen war, löste den Riemen und trat zurück, so daß der arme Sünder und der Kapuziner völlig allein standen auf dem Plan. Nun kamen Officiere auf Pferden angesprengt. Einem derselben wurde der schwarze Stab gereicht, der im Boden gesteckt war. Er zerbrach ihn und warf die Stücke vor die Füße des Verurtheilten. Peter stand ruhig, der Vater betete leise. Als nun alle Anstalten getroffen waren, daß zum Vollzuge comman-

diert werden sollte, wendete Peter sich an den Priester, um diesem das Crucifix zurückzugeben.

Der Kapuziner nahm es nicht, sondern sagte: „Du sollst es in der Hand halten, das Bildnis des Herrn.“

„Sie könnten es treffen“, sagte Peter, gab das Kreuz hin und der Priester nahm es an sich.

Als man ihm die Augen verbinden wollte, lehnte er es mit einer ruhigen Bewegung ab. Er hob seinen Blick zu den Spitzen der Berge, senkte ihn wieder und schaute fest und finster auf die zwölf Mann hin, die etwa zehn Schritte vor ihm mit ihren Gewehren in Bereitschaft standen. Der Priester küßte ihn und trat zurück. Das alles geschah lautlos.

Der Officier wandte sein Pferd und commandierte zum Anschlag. Die Gewehre hoben sich und blieben wacker gerichtet gegen den Verurtheilten.

Dieser zuckte nicht, wie eine eiserne Säule so stand er fest.

„Feuer!“

Die Rohre bligten, knallten, der Rauch flog in die Luft. Peter Mayr brach zusammen auf ein Knie, in dieser Stellung verharrte er ein paar Augenblicke, noch war es, als wollte er eine Hand heben gegen die Brust, dann sank er hin auf den weißen Sand. —

Als es so geschehen war, kam auf hohem Schimmel ein Reiter vorgeritten, es war der General. Er stieg vom Pferde, schritt hin zum Todten und hüllte ihn zu mit seinem eigenen Mantel. Dann wendete er sich um zu den Officieren und gab folgenden Befehl: „Zwei Mann Wache hier, bis zu Sonnenuntergang. Dann tragt ihn hin an den Rand des Berges, wo der Palmbaum steht. Dort übergebt ihn der Erde seines Vaterlandes.“

Das Mahrwirt-Denkmal.

Es hat der Adler auf dem Felsgefuge
Die breiten Flügel schügend ausgespannt; —
Ein Bild von dir, — als du dein Vaterland
Beschirmt vor Meinhath, Trug und feiger Lüge.

Und wenn er nicht in seinen Klauen trüge
Der Feinde Zeichen, die er überwand, —
Und wenn gelöst der Schwingen kräftig' Band,
Dass malk und sterbend er sie niederschläge,

Es würde doch ein Heldendenkmal werden
Und leuchtend schimmern durch die ganze Welt,
Dem Land Tirol zum Heiligthume sein.

Es würde strahlen in des Ruhmes Schein;
Denn, wer sich selbst besiegt, — er ist ein Held,
Und that er auch nichts Großes sonst auf Erden.

P. Ferd. Scala.

Luisa.

Schauspiel in einem Aufzuge von Sophie von Ahuenberg (Hamburg).

Personen.

Bernhard, ein Maler (Künstlernatur, liebenswürdig, heftig, halb blasirt).

Luisa, seine Frau (edel, leidenschaftlich).

Karl, beider Kind.

Mercedes (unschuldig, reizend, unbewusst kokett).

Valentio (bieder, männlich, herzhast).

(Spielt in einer Villa bei Rom.)

Erste Scene.

(Atelier, künstlerisch ausgestattet: Staffelei mit großem Bild, ringsum Gemälde, Büsten, Teppiche zc. Mercedes in weichem, weißem Kleide, Arme und Nacken entblößt, das halboffene Haar mit weißer Schleife gebunden, sieht Modell in nachlässig schöner Stellung.)

Bernhard (vor der Staffelei, malend).

Ein wenig zur Seite, Mercedes, so, daß ich diesen Lichtpunkt hier festhalte! Wie weich Ihre Linien sind, sie zerfließen mir unter dem Pinsel. (Kleine Pause.) Man sieht es Ihrem Gesichte an, daß noch niemals die kleinste Sorge sich in Ihr junges Herz geschlichen hat, das ist alles so rein und klar, wie frischgefallener Bergschnee! Ach, ich beneide Sie um diesen Kinderfrieden!

(Sieht sie lange und schmerzlich an.)

Mercedes (schallhaft die Hände vorkhaltend). Bitte, sehen Sie mich nicht so ernsthaft an. Lachen Sie doch lieber. Ich komme mir so feierlich vor in diesem weißen Kleide und dabei ist mir's ganz stolz ums Herz, von dem größten deutschen Maler der Nachwelt überliefert zu werden.

Bernhard. Wenn ich das wäre, Mercedes, würde ich es niemals dankbarer empfinden, als eben jetzt, da Sie mir Modell sitzen. Aber ich sehe auch, daß all unsere Kunst noch unvollkommen ist, wenn sie sich daran wagt, die Natur in ihrer höchsten Anmuth und Schönheit wiederzugeben.

Mercedes (stündlich, ernst und doch naiv).

War das eine Artigkeit für mich?

Pfui, Sie sollen nicht schmeicheln!

Luisa sagt, Sie machen mich eitel!

Bernhard. Luisa und immer wieder Luisa! Sie ist Ihr Evangelium, Ihre Vorsehung! — (Hat etwas unmutig den Pinsel beiseite geworfen.)

Mercedes (sehrhaft und warm). Gewiss ist sie das! Und habe ich nicht Grund, sie so zu lieben? Eine solche Frau! Wie edel und klug sie ist, ganz anders, als alle anderen Frauen, die ich kenne. Wie hat sie sich meiner verlassenen Kindheit angenommen, mit der Fürsorge einer Schwester mich gepflegt und gehütet. Und dann — als sie sich verheiratete, hat sie mir liebevoll auch dies neue Heim erschlossen. Sie hat meine blinden Augen gelehrt, die Kunst zu verstehen und zu lieben, alles was ich bin und kann und fühle, danke ich ihr! — Aber was brauche ich Ihnen das zu sagen, Sie wissen es ja noch besser als ich, welch ein Goldherz sie hat . . .

Bernhard (halb gleichgültig). Ja, sie ist gut.

Mercedes. Es war Ihnen auch gar nicht sehr recht, als Luisa mich wieder ins Haus nahm vor nahezu zwei Jahren. (Eine abwehrende Bewegung unterbrechend.) O ich weiß schon, ich bin

kein solches Kind, wie Sie glauben. Ich habe recht gut bemerkt, wie Sie mich mit so prüfenden, ernstern Augen ansahen und wie Sie eines Abends —

Bernhard (aufmerksam). Eines Abends?

Mercedes. Sie saßen mit Luisa im Erker und ich stand darunter und begoß meine Rosen. Da hörte ich Luisa fragen: Bernhard, was fehlt dir, willst du mir nicht sagen, was dich bedrückt? Und Sie antworteten mit rauher Stimme: Schicke Mercedes aufs Land, ich kann nicht arbeiten, so lange dieser Wildfang hier umhertobt.

Bernhard (macht abermals eine Bewegung). Und Luisa nahm mich in Schutz und versprach mir zu untersagen, in den lichten Stunden am Atelier vorbeizustürmen. O, ich schämte mich damals so, ich warf meine Gießkanne in das schöne Rosenbeet und floh ums Haus herum, durch den Stall, bis in den Heuboden hinauf; dort vergrub ich mich hinter der Leiter, wo die jungen Käychen lagen und weinte heiße Thränen auf ihr seidenweiches Fell herab.

Bernhard (in ihren Anblick versunken, leise). Die glücklichen Käychen.

Mercedes (ausspringend und zu ihm tretend). Aber nicht wahr, jetzt, jetzt sind Sie mir nicht mehr gram? — ich habe mir ja so viel Mühe gegeben, vernünftig zu sein! . . .

Bernhard (ihre Hand fassend, unstill). Mercedes, Sie ahnen gar nicht, was Sie mir sagen! Sie sind ein holdes, liebes Kind, ich bin glücklich, Sie um mich zu haben — aber nun kommen Sie (leine Bewegung bemächtigend), wir wollen weiter malen . . .

Mercedes (fröhlich in die Hände klatschend). O wie lieb von Ihnen, — nun will ich aber auch mäuschenstill sitzen — (nimmt ihre vorige Stellung ein, Bernhard malt; kleine Pause).

Zweite Scene.

Karl (ein fünfjähriger hübscher Knabe stürmt herein). Papa, Papa, Onkel Va-

lentio kommt heute an, er hat an Mama geschrieben; weißt du, mit dem großen, großen Dampfwagen. Und er bringt mir sicherlich den Kakadu mit, den er mir versprochen hat. Mercedes, wie schön du bist (gibt ihr einen Kuss und stürmt hinaus).

Mercedes. Gott, wie ich den Jungen lieb habe! Das ist eine Frische und Lebenslust in ihm!

Bernhard. Er gleicht keinem von uns. Er könnte Ihr Bruder sein! (Aetne Pause). Kennen Sie Valentio?

Mercedes (leicht). Ein wenig. Als er das letztemal hier war, lief ich immer aus dem Zimmer, wenn er mit Luisa sprach. Sie redeten von so ernsthaften Dingen, und das war mir schrecklich langweilig.

Bernhard (lächelnd). Das will ich meinen. Er ist ein tüchtiger, ehrenwerter Mann, aber für Sie — nein, für Sie gehört mehr, oder auch etwas weniger dazu, um Ihnen zu gefallen!

Mercedes (einfach). Luisa hält viel auf ihn, wie ich merke.

Bernhard. Er hätte auch besser zu ihrem Manne getaucht, als ich. Mein flackernder Künstlersinn paßt wenig zu Luisens klarer Ruhe.

Mercedes. Ich habe immer sagen hören, daß gerade die Contraste sich anziehen.

Bernhard. Ja, so kleine, schwebende Contraste, Stimmungen, die in der Luft umher fliegen, wie Apfelblüten — aber nicht jene tiefliegenden Verschiedenheiten der Anlage — bah! Sie verstehen das nicht, Sie können das nicht verstehen.

Mercedes. Ach wenn ich doch so klug wäre, wie Luisa, um mit Ihnen plaudern zu können, so recht schön und verständig, daß Sie Respect vor mir bekämen!

Bernhard. Respect! Was das für ein häßlicher, langweiliger Begriff ist — gar nicht zu vereinen mit Ihrem holden Wesen. Haben Sie am Ende vor mir Respect? Ich will nicht

hoffen, daß ich schon so uninteressant geworden bin.

Mercedes (lachend). Nein, nein, Sie sind ja so jung und lustig, ich begreife oft gar nicht, daß Sie es mit so viel Übermuth so weit gebracht haben!

Bernhard. Ach, Sie denken wohl, um ein guter Maler zu sein, muß man recht alt und ehrwürdig aussehen. Gerade wir, Mercedes, wir bleiben lange jung, weil wir jung sein wollen! Wir sehen das Leben mit anderen Augen an, wir leben es doppelt, weil wir es in unserer Kunst noch einmal hervorzaubern; jeder Pinselstrich ist ein Athemzug mehr und jeder Blick auf ein schönes Frauenantlitz ein Tropfen Blut, der unser Herz noch lauter schlagen macht.

Mercedes (aufrichtig). Ich möchte Ihre Frau nicht sein!

Bernhard. Warum?

Mercedes. Ich glaube, ich wäre eifersüchtig auf diese Gedanken.

Bernhard. Luisa ist niemals eifersüchtig. Die Frau eines Künstlers darf das nicht sein!

Mercedes. Weil sie weiß, daß Sie sie lieben — aber trotzdem! Sehen Sie, ich könnte mir das nicht abgewöhnen! Einen Mann zu haben, der bald dieses, bald jenes Antlitz entzückend findet, schwarze Augen malt, wenn die meinen blau sind, und auf goldrothes Haar erpicht ist, wenn ich braune Zöpfe habe — ich glaube, ich würde mich todtschlagen vor Herzeleid.

Bernhard (überzeugend). O, das scheint Ihnen nur so! Sie würden bald begreifen, daß das nichts anderes als Farbensinn, technische Behelfe der Kunst sind, die nach immer neuen, reizvollen Motiven durstet — das Herz ist nur selten dabei im Spiele!

Mercedes (gläubig). Wirklich? (Kleine Pause, er malt.)

Bernhard. Ich brauche Ihren Kopf und Ihre Gestalt für mein großes Bild „Auto da fé!“ Werden Sie mir sitzen, Mercedes?

Mercedes (etwas ängstlich). Himmel! Wird' ich an den Scheiterhaufen gebunden?!

Bernhard. Nein, nein — fürchten Sie nichts! Sie werden unter den Damen des Hofes sein, die von der blumengeschmückten Estrade aus dem Schauspiel zusehen. Der Contrast zwischen den elend Verlohlenden und Ihrem lächelnden, erstaunten Kindergesicht wird sich gut machen!

Mercedes (empfindlich). Warum haben Sie mir eine so herzlose Rolle zugebracht? Glauben Sie, daß ich lächeln würde bei einem solchen Anblick!?

Bernhard. Wenn Sie eine Spanierin jener Zeit wären —

Mercedes (sich schüttelnd). Brrr — mich schaudert bei dem bloßen Gedanken!

Bernhard (mit halber Stimme). Und dennoch gibt es auch heutzutage Frauen, die ruhig zusehen können, wenn ein Menschenherz in Flammen aufgeht!

Mercedes (ganz naiv). Nicht möglich! In welchem Lande?

Bernhard (mit Nachdruck). In jedem Lande, in dem ein Mann ein Weib hoffnungslos liebt! Wissen Sie, was das heißt: hoffnungslos?!

Mercedes (die Frage unbewußt überhörend). Sie scherzen! Die Liebe tödtet doch nicht. Ich habe immer geglaubt, daß Liebe etwas sehr Schönes, sehr Beglückendes sei!

Bernhard (träumend, dann bewegt). O ja — das ist sie auch! In ihren ersten, keuschen, blühenden Träumen, oder wenn sie alles erreicht hat, was sie ersehnt! Aber wenn sie zur Leidenschaft emporlodert und die starre Pflicht gegen sie aufsteht mit der eisernen Lanze der Wohlstandigkeit, dann zersplittert sie daran in blutenden Schmerzen — — oder sie besiegt alles, alles, dann nennt man sie Sünde, Verbrechen!

Mercedes (die ihm mit großen Augen erstaunt gelauscht hat). Ich verstehe Sie nicht und dennoch klopft mir das

Herz, wenn ich Sie so reden höre. (Auffstehend.) Geben Sie mich frei für heute, Bernhard, es ist so schwül hier, mich verlangt nach dem Garten!

Bernhard. Wie! Gerade jetzt, wo ich so selig in Ihrem Anblick schwelge. O noch einen Augenblick, Mercedes, ich bitte Sie darum! (Walt von neuem, während Mercedes sich seufzend setzt.)

Mercedes (schmollend). Sie quälen mich.

Bernhard (halb leicht, halb bewegt, zum Schluss begeistert). Thu' ich das wirklich! Sind Sie so ungerne bei mir, in diesem lauschigen Raum, den Ihre Gegenwart mir wieder hold und wert gemacht hat?! O was mich betrifft, ich freue mich immer auf diese Stunden. (Im Malen pausierend.) Ist das nicht schön! (Durchs Fenster zeigend.) Unter uns rauscht das bunte Leben durch die Straßen Roms und wir sitzen hier oben, weltabgeschlossen von Palmen und Myrthen umschattet, wie in einem Märchen. . . Ich liebe meine deutsche Heimat! Aber es fröstelt mich dort, nur hier, hier ist die Sonne daheim und was sie zeitigt, ist so schön, so schön — (mit einem langen Blick auf Mercedes).

Mercedes (die durchs Fenster gestarrt hat). Sie haben recht! Ich bin auch unglücklich, daß ich fort soll!

Bernhard (heftig auffahrend). Sie? Sie sollen fort? Weshalb, wohin?!

Mercedes (erstaunt). Ja wissen Sie denn nicht?

Bernhard (befremdet, ungeduldig). Was, was?!

Mercedes (einfach ergeben). Luisa will mich verheiraten.

Bernhard (auffspringend, den Stuhl umwerfend). Verheiraten?! Dich verheiraten? Und mit wem?

Mercedes (halb erschreckt, zaghaft). Mit Valentio, Sie sagte mir neulich —

Bernhard. Nimmermehr! . . .

Mercedes (erfreut, lebhaft bittend). Ach nicht wahr, es ist besser, wenn ich frei bleibe! Ich will auch gar nicht heiraten, ich will hier bleiben, immer

hier, wo es so schön ist! Ach, wie bin ich froh, daß Sie nein sagen!

(Bernhards Hände fassend, übersprudelnd.) Valentio mag gewiß sehr brav und rechtschaffen sein, aber ich lauge nicht zu ihm und ich könnte ihn niemals küssen! Und wenn man jemand lieb hat, so recht von Herzen lieb, daß man seine Frau sein möchte, dann muß man ihn auch gerne küssen wollen, und von ihm träumen, nicht wahr?! Und ich habe niemals von Valentio geträumt, o nein (in unbewußter Erregung weiterplaudernd), ich habe immer nur von unserem Garten geträumt und von diesem Atelier und von Ihnen, o wie gut Sie sind, daß Sie mich in Schutz nehmen, ich will nicht fort, ich kann nicht!

Bernhard (der ihr mit steigendem Entzücken gelauscht hat). Mercedes, du liebst mich!!! (zieht sie an sich.)

Mercedes (zurückweichend, hilflos, mit großen Augen). Ich?? O was hab' ich denn gethan?!

Bernhard (mit unterdrücktem Jubel). Einen Himmel hast du mir erschlossen, denn nun darf ich dir sagen, daß ich dich liebe, daß meine Seele an dir hängt, wie die Lippen eines Verdurstenden an dem vollen Becher! O du ahnst nicht, wie ich dagegen kämpfte, Tag für Tag — aber ich konnte nicht anders. (In großer Erregung über sie geneigt.) Vielleicht hätte ich fortleiden können, schweigend und hoffnungslos — aber der Gedanke, dich zu verlieren, diesen holden Leib, den ich anbeete, in den Armen — Valentios zu wissen, das gieng nicht, Mercedes, das war über meine Kraft — —

Mercedes (die sich auf einen Stuhl gleiten ließ). O, daß ich sterben könnte.

Bernhard (sich aufraffend). Nein, nicht das! Noch bin ich stark genug, um den Kampf aufzunehmen, mit einer Welt von Haß und Vorurtheilen. Wir lieben uns! Ist das etwas so Ungeheuerliches, so Erschreckendes, wenn sich zwei Menschen lieben?! Nein! Und nur deshalb sollte es schlecht und ver-

werflich sein, weil ich, ehe ich dich gefunden, zufällig eine andere fand und mich vermählte? Bin ich darum ein anderer Mensch geworden, ein Mann, dessen Reigung zu besitzen ein Fluch ist, und bist du deshalb eine Sünderin, weil du sie erwidertest? Nein, und tausendmal nein! So kleinlich war der Gott nicht, der uns schuf, die Welt aber hat seine Absichten mißdeutet und den freien Zug unsrer Herzen als Verbrechen hingestellt. (Mit Feuer:) O glaube mir, Mercedes, es ist besser und edler zu lieben, wo man nicht anders kann, als mit einer Lüge durchs Leben zu schleichen, die an unserem Halse hängt wie eine Schlinge, den freien Athem hemmt und sich unversehens zuzieht, uns zu erwürgen — — (umschlingt sie, weich:) Fürchtest du dich vor meinen heftigen Worten, ich will ruhig sein, ganz ruhig, Mercedes, nur sag mir noch einmal, ob du mich liebst!!

Mercedes (die einen Augenblick an seinem Halse gelegen hat, aufblickend, unter Thränen lächelnd, mit freimüthiger Empfindung). Ja, Bernhard, ich fühl' es jetzt, daß ich dich liebe. Aber ich denke an Luisa, und heute noch will ich Valentio bitten, mich zu heiraten!

Bernhard (aufschreiend). Mercedes!

Dritte Scene.

Luisa (die leise durch die Portiere eingetreten und die vorausgegangene Scene erräth, wie ihr Mienenpiel ausdrückt, zu Mercedes fest und ruhig). Das wirst du nicht!

Mercedes (ihr entgegenstürzend). O Luisa! Luisa! Ich bin so schlecht, als du gut bist, ich habe den Frieden deines Hauses gebrochen, jage mich fort in die weite Welt, aber verzeih mir — —

Luisa (sanft und ruhig). Weinenicht, Kind, geh in den Garten, ich werde dich einholen und werde mit dir sprechen! . . . (Mercedes ab mit verhälltem Antlitz.)

Vierte Scene.

Luisa (in elegantem Hauskleid, geht langsam zur Staffelei und betrachtet das Bild).

Bernhard (geht in trozig entschlossener Haltung im Hintergrund auf und ab).

Luisa (für sich halblaut). Das also war's! Meine Ahnung hat mich nicht belogen — (laut zu Bernhard). Ist es nicht genug, mich nicht mehr zu lieben, mußte es Mercedes sein, um die du mich betrogst?! Das Mädchen, das ich auferzogen, das meinem Herzen so nahe steht!

Bernhard (auffahrend). Die Liebe eines Künstlers wählt und überlegt nicht, sie kam über mich und ich mußte sie tragen, wider meinen Willen — —

Luisa. Wenn all eure Rechtsschaffenheit schweigt, dann hängt ihr eurem Herzen den goldbestickten Mantel der Kunst um, seine Armut zu verhüllen!

Bernhard. Ihr Frauen könnt uns das niemals nachfühlen. Ihr begreift die Liebe nur dann, wenn sie euch selbst gilt! Verließ ich um deinetwillen ein anderes Weib, so würdest du mich preisen, statt mich zu schmähen!

Luisa (mit zitternder Stimme). Du willst mich verlassen, Bernhard, mich und dein Kind?!

Bernhard (unsicher). Sagt' ich das? . . .

Luisa (erregt). Nein, nein, das kannst du nicht! So elend ist kein Mann! Sag' mir, daß ich dich besser kenne, als du selbst, daß nur dein Malerauge dir dieses Bild ins Herz gespiegelt hat, es war ein Augenblick des Entzündens, nichts weiter, nicht wahr, Bernhard?!

Bernhard (starr). Wenn du durchaus belogen sein willst — —

Luisa (ihn starr ansehend, wiederholend). Belogen—belogen. (Langsam.) Nein, das will ich nicht (mit plötzlich ausbrechendem Schmerz). Oder ja, Bernhard! Lüge mich an!! Es schmerzt nichts so sehr, wie eine solche Wahrheit!

Bernhard (in den Garten blickend, dumpf). Ich kann nicht heucheln!

Luisa. Du kannst es nicht! Und dennoch hast du es können, so lange, so täuschend gut, daß ich in meiner thörichten Blindheit für Wahrheit hielt, was jetzt in Staub zerfallen, in ein Nichts zusammensinkt — (verhüllt ihr Gesicht).

Bernhard (weicher). Ich wollte mich nicht fortschleichen von deinem Herzen, wie ein Feigling. Offen hätt' ich dir alles bekannt, da machte dich der Zufall vertraut damit, du weißt nun, was an mir nagt, Luisa, gib mich frei!

Luisa (mit ruhiger Würde). Du bist es! Glaubst du, ich hätte nicht längst gefühlt, wie dein Herz stückweise von mir abfiel? Nur auf dies legte war ich nicht gefaßt! Und wenn ich einen Augenblick fürchtete dich zu verlieren, so war's um des Knaben willen. Aber nun bin ich ruhig und entschlossen. Du bist frei, Bernhard, ganz frei, nur das Kind ist mein!!

Bernhard (sieht sie unbeweglich an).

Luisa (langsam). Was willst du noch?!

Bernhard. Deine Verzeihung, Luisa! Du bist kein Weib, das man leichten Sinnes verläßt.

Luisa (mit ironisch erzwungenem Gleichmuth). Wie kleinlich Ihr oft seid — meinst du, ein „Held“ bäte sein Opfer um Verzeihung, ehe er ihm den Stahl in die Brust senkt!?

Bernhard (ernst). Du bist eine deutsche Frau, Luisa! Und ich weiß, daß ich dich tödtlich verwunde, ob ich gleich nicht anders kann! Aber es quält mich, dich so vernichtet zu sehen —

Luisa (aufstammend mit Hoheit). Du mahnst mich zu rechter Stunde, daß ich ein deutsches Weib bin! (weich, dann leidenschaftlich stolz) Ein Weib, das lieben kann, unsagbar lieben, und dennoch die stolze Kraft in sich fühlt, ihrem Herzen zu sagen: Nun ist's genug!! Hoffe nichts mehr — alles, alles lügt!

Bernhard (halb blasiert im bewegten Ton wiederholt leise). Alles lügt und alles endet! und dennoch — —

Luisa (mit Nachdruck). Du hast mich tödtlich verwunden können, Bernhard, aber nicht zerschmettern! Nicht deine Untreue vermag dies, nur das jammervolle Bewußtsein, daß ein Weib wehr- und machtlos eurer — Laune anheimgegeben ist! (Bernhards Bewegung unterbrechend). Ja, eurer Laune! Ihr gebt ihr den prunkenden Namen von Gefühl, von Leidenschaft! Es ist aber nicht so! Eine Haarlocke, die sich anders ringelt, ein halbes Lächeln, von dem ihr meint, daß es euch gelte, bringt all eure Vernunft zum wanken und verwirrt eure Sinne. Es gibt nichts, das albern, unbedeutend genug wäre, um euch zu fesseln, wenn es nur etwas anderes ist, etwas, das euch einen Augenblick neu erscheint. Gleichviel, ob es besser, oder schlechter sei, ob ihr ein keusches Weib errungen, oder eine — Dirne aus Herz drückt! (Bernhard halb unwillig, halb betroffen.) Ihr glaubt zu lieben — und ihr wisset doch nicht, was Liebe ist! Nur ein Weib kann wahrhaft lieben! Und selbst wenn es sündigt, so sündigt es aus Liebe — der Mann aber sündigt aus Gewohnheit, Leichtsinne, Prahlucht, aufwallender Leidenschaft! Wenn die flüchtige Erregung verslogen, ist der Mann imstande, dasselbe Weib, das er vorgab zu lieben, mit Geringschätzung und höhrender Roheit zu behandeln! Das Weib aber, empfindet selbst dort, wo es aufgehört hat zu lieben, noch einen Rest von Milde und versöhnender Erinnerung — — (mit starker Betonung) du glaubst Mercedes zu lieben — und du wirst sie vergessen, wie du mich vergessen hast.

Bernhard (aufbrausend). Luisa!!

Luisa (schmerzlich). Ja, du wirst es, ich kenne dich besser, als du dich selber kennst! Und das macht den Jammer meines Herzens aus, mehr als alles eigne Leid! (halb für sich.) O warum

war ich so blind und ließ das arme schuldlose Kind bestimmungslos in dies Verderben taumeln!

Bernhard (tot). Aus Schonung für dich, verschweig' ich dir, was ich denke. (Entflammt.) Zwing' mich nicht, dir zu sagen, mit glühenden Schwüren zu sagen, was deinem Ohr so häßlich klingen muß, wie's meinem Munde süß dünkt es auszusprechen — —

Luisa (die regungslos gestanden hat, wie im Halbschlummer ruhig, in Gedanken verloren). Ja, ja, ich sehe wohl, es war eine Täuschung. (Nähert sich der Thür.) Man täuscht sich oft, sehr oft (zweift mit einer schmerzenden Geberde nach der Stirne, bleibt stehen; zurückgewendet zu Bernhard, mit schmerzlich leiser Ironie, wie ermüdet nach innerem Kampfe) eigentlich, eigentlich hätt' ich mich gar nicht so erregen sollen — wir leben in einer modernen Zeit, nicht wahr, Bernhard, in einer Zeit, die alles verzeiht, weil sie alles begreift — — was kannst du im Grunde dafür, daß du Mercedes liebst?! Nichts! Und sie? Ach, weniger als nichts! Es ist so thöricht zu glauben, man könne mit einem einzigen, heißen, wiederstrebenden Herzen die Gesetze der Natur umstoßen! Ja, mehr als thöricht — es ist lächerlich. (Abermals zum Gehen gewendet, nach der Thür links.) Der unnöthige Affect hat mir Kopfschmerzen gemacht, ich will mich ausruhen. In kurzer Zeit werde ich reisen, dann bist du frei, Bernhard, ganz frei — — mache sie glücklich!

(Nachdem sie einen letzten, langen Blick auf Bernhard geheftet, schließt sie rasch hinter sich die Thür.)

Bernhard (der ihr nicht ohne Bewegung zugehört, und seine Empfindungen in ausdrucksvollem Spiel verrathen hat, nimmt ein Tuch und wirft es über Mercedes' Bild; nachdem er es einen Augenblick entzückt betrachtet hat): Schlafe nun, mein gemalter Liebling, bis ich den wirklichen mir gewonnen habe und damit Glück und Schaffensfrohsinn für's ganze Leben! (Giltig ab, rechts. — Kleine Pause.)

Fünfte Scene.

Valentio (durch die Mittelhür im Reiseanzug sich umsehend). Das trifft sich gut!

Ich werde sie allesammt überraschen, wie es scheint! (Legt langsam ab.) Ach, nun ist mir wieder wohl, daß ich diese friedliche, schöne Luft athme! Man verwildert ganz bei diesem Reisleben und hat kaum Zeit, sich auf sich selbst zu besinnen! (Sich ausruhend und umblidend.) Was dieser Bernhard doch für ein glücklicher Kerl ist! Ein Heim, wie aus Tausend und einer Nacht und dabei ein Weib, ein Weib — (zu sich selbst, halb ärgerlich). Na, Valentio bist du deshalb an allen vier Ecken Nordamerikas herumgestrichen und am Niagara gelegen, daß dich das schäumende Getöse fast taub machte, um jetzt mit derselben Wunde heimzukehren, um derentwillen du fortgezogen, nein, nein, das wäre doch zu toll, wie konnt' es mir auch nur einen Augenblick einfallen, an Luisa zu denken! An Luisa, die so glücklich ist und mit den langen, ruhigen Athemzügen eines befriedigten Herzens die Luft ihres Hauses athmet, (die Stirne in die Hand lehrend.) sie scheint auch nichts zu ahnen von meinen stummen Kämpfen, denn in ihrem letzten Briefe (Anwend) wie schrieb sie doch? Ach ja, sie plauderte so viel von der kleinen Mercedes, wie groß und schön sie geworden sei und wie sie nur eine Sorge habe, daß dieses Goldkind nicht den Mann finde, der seine holde Herzensreinheit zu würdigen wisse.

Sie wären der Mann für Mercedes, den ich mir träumte, schrieb sie! Sonderbar, (mit einem Anflug von Humor.) wenn eine Frau uns so recht schätzt und dies unbefangen ausspricht, dann will sie uns sicherlich mit einer anderen verheiraten! Denn wo eine Frau selbst liebt, entdeckt sie tausend Fehler und makelt daran, aber für die „andere“, ja für die „Andere“ sind wir gut genug mit all unseren schlechten Eigenschaften! . . . (Steht auf.) Aber das Haus ist ja heute wie ausgestorben, niemand läßt sich blicken, nicht einmal Karl, mein kleiner Liebling.

Sechste Scene.

Mercedes (sich umblickend, huscht herein).

Valentio (ihz entgegen). Seh ich recht? die „kleine“ Mercedes, ach wie groß und — wie schön, man darf's doch sagen?!

Mercedes (die hastig alle Thüren geschlossen hat, was er bemerkt). Ach, wie froh bin ich, Sie allein zu treffen, Herr Valentio, ich habe Ihnen etwas sehr, sehr Wichtiges zu vertrauen!

Valentio (heiter). Was Sie nicht sagen! Soll ich etwa wieder fürbitten, daß man Sie zur großen Messe läßt, oder möchten Sie Karl seinen Katadu streitig machen — den ich ihm übrigens gar nicht gebracht habe!?

Mercedes (anmuthig ernst). O Herr Valentio, ich bitte Sie, denken Sie jetzt nicht an das kleine Mädchen, das voll Thorheiten steckte, ich bin älter geworden und alles hat sich verändert — —

Valentio (mit einem halbprüfenden, herzlichen Blick). Ich sehe es wohl, also was ist es denn, das Sie auf dem Herzen haben, Mercedes, ich stelle all meine Kraft in Ihren Dienst . . .

Mercedes (befangen). Sie sollen, ich möchte — ach, es ist doch wohl recht schwer, das zu sagen . . .

Valentio. Ich begreife Sie gar nicht, Kind! Was könnte es denn sein, daß Sie von mir mit ängstlichem Zaudern erbitten wollten! Ich würde mich ja so freuen, Ihnen gleich bei meinem Eintritt etwas Godes zu erweisen!

Mercedes. Sie versprechen mir aber, nicht böse zu sein — und das auch ganz gewiß zu thun, um was ich Sie bitte!

Valentio (leicht). Aber gewiß, liebe Mercedes.

Mercedes (ganz nahe, mit ernsthafter Miene, hastig). Sie dürfen auch keinem Menschen jemals verrathen, daß ich es war, die Sie darum gebeten hat, schwören Sie mir das!?

Valentio (scherzhaft verwundert). Sie fangen an, mir Angst zu machen —

Mercedes (eindringlich). Schwören Sie mir das, Herr Valentio!

Valentio. Gut — ich schwöre! (Fragend.) Also?!

Mercedes (tief Athem holend, sich mit plötzlicher Entschlossenheit vor ihn hinstellend). Sie müssen mich heiraten!!

Valentio (halb erstaunt, halb verlegen). Ich — Sie heiraten? Die Idee ist nicht übel, aber wie kommen Sie darauf, Mercedes, und weshalb wollen Sie, daß ich Sie heirate?

Mercedes. O ich bitte Sie — sagen Sie nicht nein!

Valentio. Es muß wohl ein ganz besonderer Scherz sein, der Sie dazu treibt, mir das zu sagen, denn sonst müßten Sie wissen, daß ein junges Mädchen — —

Mercedes. Des ist kein Scherz, glauben Sie das nicht!

Valentio. Und dann — Sie sind sehr schön, sehr reizend, Mercedes, aber man heiratet nicht so auf eine kleine Mädchenlaune hin, wenn man ein Mann ist, wie ich —

Mercedes (lebhast und dringlich). O, so thun Sie doch wenigstens dergleichen, als ob Sie mich heiraten wollten, (halb weinerlich) ich will ja gar nicht Ihre Frau werden, aber bitte, entführen Sie mich, bringen Sie mich wohin Sie wollen, zu Verwandten, in ein Kloster meinetwegen, aber nur fort, fort von hier um jeden Preis — —

Valentio. Und denken Sie an Luisa, an Ihren Ruf —

Mercedes (leiser). Still! Um Luisas Willen muß ich ja eben fort, um ihrer Ruhe Willen, verstehen Sie denn nicht?! Bernhard . . .

Valentio (bestürzt). Er liebt Sie?

Mercedes (seurig). Ja, und ich lieb' ihn wieder, aber ich will wieder gut machen, was ich schuldlos verschuldet habe — ich werde fliehen, mit Ihnen fliehen, Bernhard wird mich hassen, weil er mich für falsch hält, Luisa wird mir verzeihen, den

Frieden ihrer Seele wiederfinden — o es kann noch alles, alles gut werden für die Beiden — —

Valentio (bewegt). Und Sie?

Mercedes (erzwingen, schmerzlich leicht).

O was liegt an mir — ich war immer so ein flatternder Vogel ohne eigentliches Heim — (mit unmuthigem Ernst) Und dann — Luisa hat vieles an mir erzogen, ich werde nicht untergehen.

Valentio. Sie sind ein braves Mädchen, Mercedes! Ich werde Sie nicht verlassen!

Mercedes. Also wann — wann reisen wir?

Valentio (sieht auf die Uhr). In einer Stunde erwarte ich Sie unten im Olivenwäldchen, ich werde alles Nöthige zuschicken, mich verborgen halten, wenn es möglich ist, daß man glaube, ich sei noch gar nicht angekommen.

Mercedes. Thun Sie das. (Seine Hand fassend.) Wie bin ich Ihnen dankbar, Valentio! (Eilig ab.)

Valentio (ihr nachblickend, sinnend). Das wird eine sonderbare Entführung! Wär es nicht viel menschlicher, Luisa, wenn ich dich hinaustrüge auf Armen der Liebe aus dem Hause deines — Vaters, der dich verräth?! Hab' ich darum gegen meine Leidenschaft angekämpft, um dich nun unglücklich zu wissen an Bernhards Seite!? Du hofftest mich mit Mercedes zu verbinden, und nun entflieh ich sogar heimlich mit ihr, aber nicht weil ich sie liebe, nein, um sie vor der Leidenschaft deines Mannes zu retten. . . . welch eine lächerliche Welt der Verirrungen. Ich trat in dieses Haus mit dem stolzen Bewußtsein des Sieges, den ich über mein Herz errungen, mit dem Vorgefühl des schönen, milden Friedens, der mich belohnen sollte, und nun find' ich alles wirr, zerstört, die geträumte Eintracht in ein Zerbild verwandelt. . . . Wenn ich mit Luisa sprechen könnte — auch das nicht, ich muß mich verbergen, um die Flucht zu ermöglichen, — aber wenn

ich Mercedes geborgen weiß, dann lehr' ich zurück, um der geliebten Frau nahe zu sein, wenn sie meiner helfenden Hand bedürfte! Und jetzt rasch fort, eh' man mich entdeckt — (eilig ab durch die Gartenthür).

Siebente Scene.

Luisa (von links, langsam, in Gedanken, etwas bleich, Aufblickend.) Mir war fast, als hätte ich Valentio sprechen hören. (Den Kopf schüttelnd) Ach, wie zerstreut ich bin, — er kommt doch erst abends. — Der gute Valentio! Das ist der einzige Mann, dem ich niemals etwas Unedles zugemuthet habe!

Vielleicht hätte ich warten sollen, bis er kommt, — seine weiche, ruhige, verständige Art hätte vielleicht ein anderes Mittel gefunden — — (sieht sich und lehnt den Kopf zurück) Wenn ich mir sage, daß ich in wenig Augenblicken nicht mehr sein werde, — ausgelöscht aus diesem Leben, — todt, ganz todt. . . . (schaudernd) Wie hab' ich nur den Muth finden können, es zu thun?! Aber als ich mich so hineinschleppte in mein Zimmer, gebrochen an Leib und Seele, und mein letzter Blick auf Bernhard nicht einen Schatten von Reue und Mitleid in seinem Antlitz entdeckte, da packte mich die Verzweiflung und ich stürzte mich auf jenes Kästchen, das ich ihm einstmal abgesehen, als er nach schwerer Krankheit die Nachklänge des Schmerzes betäuben wollte — Morphin! Ja, das war's, was ich brauchte — — Schlafen, vergessen, hinüberdämmern ins ewige Nichts! Wenn ein gewaltiges Leid sich an der empfindlichsten Stelle unseres Herzens einhackt, und marternd daran reizt mit aller Kraft der Grausamkeit, und wenn wir wissen, daß wir es nicht abschütteln können, daß es da sein wird, immer und immer — dann gibt es kein anderes Mittel, als das Herz selbst zu zertrümmern, um ihn nicht mehr zu fühlen —.

(Steht auf und geht müde ans Fenster.) O mein Karl — mein liebes süßes Kind! dort spielt er im Schatten der Hecke und seine sterbende Mutter hat nicht den Muth, ihm Lebewohl zu sagen! Verdamme mich nicht, wenn du groß sein wirst, — es gienge über meine Kraft! Dein Vater liebt dich und Valentio liebt dich — sie werden dir sagen, daß ich eingeschlafen sei, — weil ich müde war — — aber mein Herz wird um dich sein, immer, immer. (Ein leichter Schwindel überfällt Luisa, sie tritt vom Fenster zurück.)

Wie ich ruhig geworden bin! Mein Blut fließt leicht durch die Adern, ich könnte fast heiter sein. (Setzt sich in den Stuhl vor der Staffelei mit Mercedes' Bild und enthüllt es. — Nachdem sie es lange angeblickt):

Ja, er liebt dich, Mercedes! So malt nicht nur der große Künstler, so malt der Liebende, der die Athemzüge deiner Seele erforscht und den warmen Duft deines keuschen Leibes ahnt! (Etwas gesteigert, zu dem Bild anmuthig gewendet, als ob sie zur wirklichen Mercedes spräche.)

Weißt du, daß ich nun alles für dich gethan habe, meine kleine Mercedes, was ich thun konnte! Ich habe dich gepflegt, erzogen, mein Bestes, das ich wußte, in dich hineingepflanzt, um dich liebenswert und glücklich zu machen! Und nun sterb' ich sogar, um dich demjenigen zu gönnen, den du liebst und für den du bestimmt bist! — — Nur daß dieser Eine gerade Bernhard ist — — siehst du, das ist recht sonderbar — — (müde lächelnd) aber vielleicht machst du ihn glücklicher, als ich es gekonnt — vielleicht bleibt er dir treu, meine kleine Mercedes — — wenn es überhaupt eine Treue gibt!! Du wirst ihn nicht immer verstehen, denn ein so großer Künstler (mit wehmüthiger Ironie) hat oft recht absonderliche Gedanken und du bist so rein, so unerfahren — (mit einem Rest von trüber Leidenschaft) Aber wenn für dich einmal eine Zeit kommen sollte, wo du fühlst, daß es aus ist

zwischen dir und ihm, — — o dann, dann thue nicht, was ich gethan habe. Tödte dich nicht, — ein Mann, der nicht verdient, daß man für ihn lebe, — ist des Jammers nicht würdig, daß man für ihn sterbe! — — Sei klüger, als ich es war, Mercedes, — laß dein Herz gesunden, und liebe von neuem, wenn du kannst! Für mich ist es zu spät, — — (mit matter Stimme) aber du, Mercedes, du — — ach, das Leben ist dennoch schön, — — die Sonne (sie sinkt ermattet in den Stuhl zurück und schließt halb die Augen).

Achte Scene.

Bernhard (hereinstürmend, erregt, in gereiztem Tone zu Luisa). Du schläfst — absichtlich wohl, um den Schein zu wecken, als wüßtest du nicht, was in deinem Hause vorgeht — Mercedes ist entflohen mit Valentio, — eine geplante, heimliche Liebesflucht — o ich durchschaue dich — das ist dein Werk! Nun — so triumphiere doch — o Mercedes, Mercedes! (Wirgt sein Haupt in beiden Händen).

Luisa (sich mit Anstrengung halb erhebend, blaß, mit starrem Blick). Wahnsinniger! du lebst ja noch, — hole sie ein, sag' ihr, daß ich sie segne . . .

Bernhard (macht eine leidenschaftlich abwehrende Bewegung, schmerzlich). Nein — wenn sie vor mir flieht, — heute flieht und mit Valentio — — das ist die Liebe nicht, die ich erträume —

Luisa (neben dem Stuhle zusammenbrechend). Weh mir — — alles umsonst . . .

Bernhard (sieht sie fallen, entsetzt). Was ist dir — bist du krank? (Faßt sie in seine Arme).

Luisa (sterbend, mit schwacher Stimme). Laß mich, — ich sterbe lieber allein . . .

Bernhard (über sie gebeugt). Laß mich deine Hände fühlen — dein Herz schlägt, es ist nur eine Ohnmacht . . .

Luisa. Nein — — Gift!

Bernhard (auffschreiend). Luisa!

Luisa (zurücksinkend). Küsse das Kind! (Zittert.)

Bernhard (über sie gebeugt, ihre kalte Hand in der seinen haltend, mit tiefem Schmerz).
Wie soll ich weiterleben nach dieser Stunde!?

(Hinter der Scene ruft eine helle Kinderstimme)

Papa! Papa!

Bernhard (aufspringend, nach dem Garten gewendet, mit entsprechender Bewegung). Ja! dort liegt meine Rettung!!

Ende.

(Der Vorhang fällt rasch.)

Hochwasser.

Novelle von Ernst Raupcher.

— 8. August.

Seit sechs Wochen fiel kein Tropfen Regen, und die Hitze fängt nachgerade an unerträglich zu werden.

Wer irgend in der Lage war, es zu thun, hat die große Stadt verlassen, die verhältnismäßig öde geworden; aber freilich immer noch voll und lärmend genug ist. Auch ich wäre längst geflohen, wenn ich mir nicht in den Kopf gesetzt hätte, früher noch das bewußte Werk zu vollenden, um dann mit desto besserem Gewissen einige Zeit dem süßen Nichtsthun fröhnen zu können. So kommt es, daß ich meine kleine Erholungsreise diesmal später antrete, als sonst. Aber nun ich meine Aufgabe vollbracht — nun soll mich auch nichts mehr halten. Ich habe die Redaktionszügel meinem bewährten Stellvertreter übergeben, mein Kofferchen steht gepackt, und morgen mit dem Frühzuge fahre ich — wohin? — ja das weiß ich zur Stunde selbst nicht. Nur das weiß ich, daß ich mich wohl hüten werde, mit dem Strom der Touristen zu schwimmen. Was ich brauche und suche, ist: Ruhe und womöglich Einsamkeit, und diese werden — soviel auch in der Welt gereizt und gewandert wird — doch wohl irgendwo noch zu finden sein. Gleichviel wo hin — nur fort, fort!

O lieber Freund! Du, der du jahraus, jahrein mit Frau und Kindern auf deiner schönen Besitzung im Schoße einer herrlichen Natur weilst, und deinen eigenen Acker pflügst, du ahnst nicht, wie einem Sklaven der Feder zu Muthe ist, wenn er endlich den Augenblick gekommen sieht, da er auch einmal bloß Mensch sein darf! Oder ahnst du es, und neidest mir im Stillen wohl gar die sorgenlose Freiheit, mit der ich dem Hause, aber keinem häuslichen Herde den Rücken lehre? Die Götter geben eben nicht jedem alles. Dir gaben sie Gut und Familienglück, und mir? — Nun, wer die Mittagshöhe des Lebens überschritten, der sollte nicht mehr klagen. Ich thue es auch nicht, zumal heute nicht. Alles, was ich zunächst wünsche und hoffe, ist, daß das Wetter wenigstens eine Woche noch so bliebe, wie es jetzt ist, obzwar ich durchaus nicht zu jenen gehöre, die eine Landschaft nur bei wolkenlosem Himmel und unter gewissen Beleuchtungen schön finden. Auch Nebel, Regen und Trübe haben ihre Reize. Nur um Gotteswillen keinen Landregen! — Ich nehme selbstverständlich keine Arbeit mit, ganz wie ein Student, der auf Ferien geht. Wo ich jedoch das „Schreiben“ nie völlig lassen kann, so werde ich dir von meinen Erlebnissen — es werden ihrer nicht zu viele sein —

tagebuchartig Bericht erstatten. Du magst die losen Blätter aufheben, und sie mir nach meiner Heimkunft gesammelt zurücksenden, wo ich dann auch von dir und den lieben Deinigen gute Nachrichten zu treffen erwarte. Lebewohl!

— 9. August.

Gepriesen sei der Dampf! Eine kaum achtsündige Fahrt brachte mich heute aus dem steinernen Häusermeere mitten in das Herz der Gebirgswelt. Es war Mittag, als wir auf der Station anhielten, die ich zum Ausgangspunkte meiner Fußwanderung gewählt hatte. Mit wahrer Wonne entstieg ich dem dumpfen, dichtbesetzten Coupé und sah dem Zuge nach, der den Fluß entlang durch das schmale Thal weiterrollte. Dann wandte ich mich ab, händigte mein Gepäck einem Bauernjungen ein, der schon darauf lauernd dastand und folgte diesem nach dem nur wenige Minuten entfernten Dörfchen, das zu Füßen eines waldigen Berges, an der Mündung einer engen Schlucht gelegen ist — gegenüber den schroffaufragenden Dolomitkolossen, die das Thal der ganzen Länge nach im Süden wie eine Wand abschließen. Wie wohl ward mir, als ich so den Steig durch eine kleine umzäunte Wiese hingieng, und mir mit jedem Schritte der würzige Hauch des Waldes kräftiger entgegenwehte! Das war denn freilich eine andere Luft, als die ich noch vor kurzem zu athmen gezwungen war! Jetzt erst fühlte ich mich so recht frank und frei, und — so heiß die Sonne niederbrannte — schon wuchs mir Muth und Lust im Busen, eine jener hohen, grünen Kuppen zu ersteigen, die hinten so verlockend sich in den blauen Äther wölbten. Und als nun der Bach zwischen ärmlichen aber reinlichen Häusern mir wie einem guten alten Bekannten mit freundlichem Gruße entgegensprang, da

hätte ich schier selbst einen Freuden-sprung thun mögen. An dem klaren, seichten Wasser spielten die barfüßigen Dorfbuben und Mädchen mit Steinen. Sie riefen und lachten meinem Träger zu; der aber ließ sich nicht irre machen und führte mich, immer ernsthaft voran stapfend, nach dem Wirtshause seitwärts an der Reichstraße. Hier entließ ich ihn und trat mit meinem Gepäck in die leere Gaststube. Bald erschien der Wirt, ein recht intelligent aussehender junger Mann, und frug höflichschüchtern, was mir gefällig wäre. Ich sagte ihm, daß ich zu Mittag speisen wolle. Darauf gieng er hinaus, kam aber gleich wieder, gefolgt von einer stattlichen, hübschen blonden Frau, die ein ebenso blondes Kind auf den Armen trug. Ich wiederholte ihr meinen Wunsch, und nun stellte es sich heraus, daß selbst sehr bescheidenen Ansprüchen nicht genügt werden konnte. „Sie seien nicht vorgeforgt, es käme eben so gar selten ein Fremder in diese Gegend, das Fleisch sei leider gestern ausgegangen; doch wenn ich mit Geringerem vorlieb nehmen, und mich etwas gedulden wolle — sie werde schon sehen —“ u. s. w. Die guten Leute waren in sichtlich Verlegenheit, sie dauerten mich fast. Doch, nachdem ich ihnen die Versicherung gegeben, daß mir alles, auch das Einfachste, was sie mir vorsehen wollten, willkommen sein werde, verließen mich beide beruhigt. Eine Magd kam herein und deckte den Tisch und es wahrte nicht allzulange, so brachte sie auch Trank und Imbiss. Ich griff sofort zu, und die Eier, das schwarze Brot, der harte Käse und der saure Wein mundeten mir besser, als die köstlichsten Sachen an der Table d'hôte eines Schweizer Hôtels. Unterdessen war der Wirt und die Wirtin — letztere noch immer das Kind auf dem Arme — wieder erschienen, und hatten sich vertraulich zu mir gesetzt. Die Frau stand einen Augenblick auf und holte einen Wedel

aus der Fensterede, um damit die summenden Fliegen von meinem Teller zu scheuchen — Vester! Du kennst von unseren früheren gemeinschaftlichen Wanderungen her meine Schwärmerei für schlichte, idyllische Zustände und Menschen — für das, was wir mit einem Worte „Homerisch“ nannten, und wirst daher begreifen, wie innig mich diese ganze Situation anmuthen mußte. Freilich, wenn ich die noch viel idyllischere betrachte, in der ich dir dieses schreibe.

Doch ich will nicht vorgreifen, und dir alles hübsch in Ordnung schildern. Also wir sitzen so — während draußen der Mittag brühet — in dem dämmerigen Zimmerchen (die niedrigen Fenster waren mit rothen Gardinen verhängt) beisammen, und ich erkundige mich bei den beiden um dieses und jenes — wie ich es auf Reisen zu thun pflege — und sie gaben mir abwechselnd freundlich und verständig Bescheid in der wortkargen, unbeholfenen Weise, die Leuten, welche des Umgangs mit Fremden und überhaupt vieles Reden nicht gewohnt sind, meist eigen ist. Natürlich sprach ich auch von meiner Absicht, den Großnack zu besteigen. Auf meine Frage, wie weit es bis zur ersten Alpenhütte sei, und ob man darin übernachten könne, antwortete er:

„In zwei Stunden geht man leicht hin“ und sie: „Versteht sich kann man übernachten, und noch dazu sehr gut. Es ist ja das Fräulein oben.“

„Das Fräulein?“ frug ich einigermaßen erstaunt. „Nun ja“ — erwiderte sie mit einem Gesicht, als könne sie es gar nicht fassen, daß ich die betreffende Person nicht auch kenne — „das Fräulein Clara, die jeden Sommer oben wohnt, die Tochter des Kaufmannes vom nächsten Marktflecken. Sie hat die Alm und auch ein Haus im Markt mit dem Geschäfte von ihm geerbt, denn ihr Vater ist schon vor einigen Jahren

gestorben. Seitdem...“ — Einmal im Zuge, schien die Frau gewillt, mir mehreres mitzutheilen, als sie von einer Dirne, die ins Zimmer trat, und etwas Unverständliches murmelte, abberufen wurde. Mir war das ganz recht, sintemal ich derlei Schilderungen im voraus von Dingen, die ich bald aus eigener Anschauung kennen lernen sollte, durchaus nicht liebe, und mir nicht gerne eine Überraschung rauben lasse. Ich forschte deshalb, als ich mit dem Wirte allein war, auch nicht weiter, sondern brachte das Gespräch auf ein anderes Thema, und zwar auf eines, das vorderhand mir am meisten auf dem Herzen lag: auf das Wetter. Solange der Mond im Aufnehmen sei — meinte der Mann in seiner gelassenen Art — könne es möglicherweise wohl noch aushalten; doch ließe sich nichts Gewisses sagen. „Für die Felder und Wiesen wäre übrigens ein ausgiebiger Niederschlag wohl schon eine Wohlthat; weniger freilich“ — fügte er lächelnd bei — „für die Herren Touristen.“ Schließlich ersuchte ich ihn, mir einen Führer zu besorgen. Einen solchen — meinte er — werde er mir nicht verschaffen können, da die Männer alle auswärtig auf den Almen beim Heumachen und bei der Holzarbeit beschäftigt wären; wohl aber wisse er ein Weib, das des Weges kundig und verlässlich sei, und dieses wolle er sogleich kommen lassen. Nachdem er eilig gegangen war, hatte ich Muße, die verschiedensten Muthmaßungen über das „Fräulein“, das da oben auf der Alpe hause, bei mir anzustellen. Ich unterhielt mich damit, das Bild dieser unbekanntenen Clara in den verführerischsten Farben auszumalen. Zuletzt kam ich jedoch zu dem Schlusse, daß sie alt, häßlich und unausstehlich sein müsse, denn wie viele es ihr sonst ein, sich auf einsamer Höhe vor den Augen der Welt zu verbergen? Was kümmert's mich — dachte ich — im Grunde? — Wenn

sie mir nur Unterstand für die eine Nacht gewährt, kann mir ja alles übrige völlig gleichgiltig sein. Mittlerweile war der Nachmittag schon ziemlich weit vorgerückt, und es schien gerathen, aufzubrechen, wenn ich mein heutiges Ziel noch vor der Dunkelheit erreichen wollte. Da kam auch bereits die Führerin mit den Wirtseuten. Koffer und Plaid wurden auf die Kraxe geladen, ich beglich meine unbedeutende Zecher, verabschiedete mich von dem wackeren Paare, und trat hinaus auf die weiße, blendende Straße. Anfangs gieng es noch eine kurze Strecke auf ihr fort, dann aber bogen wir rechts ab, und klangen einen steilen Pfad durch Schwarzföhrenwald hinan. Meine Begleiterin war ein frisches, rüstiges Weib, das trotz der Beschwerlichkeit des Weges und ihrer Bürde noch Athem genug hatte, mir allerlei von ihrem Manne, der Holzknecht sei und nebstbei Edelweiß zum Verkaufe sammle, und ihren zahlreichen Kindern zu erzählen. „So — das ist jetzt der halbe Weg!“ — rief sie, da wir auf eine Lichtung heraus-traten, indem sie stehen blieb und sich mit der Schürze die Tropfen von der Stirne wischte. Wir ließen uns unter einer mächtigen Schirmsichte nieder, von wo man eines freien Ausblickes auf die gegenüberliegenden nahen Gebirgsschroffen genoß; doch was sich uns zeigte, war gerade nicht sehr glück-verheißend. Weiße, weiche Wolken, grell abstechend vom tiefblauen Himmel, haften an allen Graten und Gipfeln, und quollen wie Baumwolle über die grauen Felsklanten herein. „Das kommt vom Jaul“ (so heißt hier zu Lande der Südwind), sagte das Weib, heut' Nacht könnt's wohl ein Gewitter geben.“ Nach kurzer Rast setzten wir unsere Wanderung fort, immer aufwärts durch den dünner werdenden Wald. Der brenzlige Geruch von Kohlenmeilern zog manchmal zwischen den Zweigen her. Die Art eines Holzfällers klang ab und

zu von ferne. Bei den Wendungen des Pfades konnte man einen Blick werfen in die mannigfaltig abgedachten Matten und Weidestrecken im Hintergrunde und die vielen da und dort verstreuten Heuschupfen. Und schwüler, drückender wurde, wie mich dünkte, die Luft, je höher wir kamen. Obwohl wir noch nicht zwei Stunden gegangen waren, lag schon eine kleine Müdigkeit in meinen Gliedern und nur mit Unlust hob ich die Füße. So war ich denn wirklich froh, als der Ton einer nahen Heerdenglocke mir das Ende der Mühe anzukünden schien. Richtig deutete meine Führerin — da wir jetzt aus dem Haselgebüsch tretend eine ansteigende Wiese vor uns hatten, auf der Röhre grasten — auch nach oben mit den Worten: „Schaun's, Herr, da ist die Hütt'n schon!“ — Eine Hütte im eigentlichen Sinne war das, was auf der Höhe des Bergvorsprunges stand, nun allerdings nicht; es war vielmehr — wie ich die Halde hinanschreitend, näher kommend sah, — ein gemauertes, ebenerdiges, nettes Häuschen, das mit seinem grauen Bretter-dache und den kleinen viereckigen Fenstern sich gar wohnlich und heimlich ausnahm. In geringer Entfernung davon befand sich ein zweites längeres Gebäude. Als wir oben anlangten, mochte die Sonne sich eben zum Untergange neigen. Ich schloß dies aus der rothen Beleuchtung der Berge, denn eine mit Lärchen bepflanzte Erhebung hemmte die Aussicht gegen Westen. Ringsum lag alles im Schatten. Auf dem flachen Raume zwischen den beiden Gebäuden — wo ein laufender Brunnen den krystallenen Strahl in den Holztrog ergießt — erblicke ich eine weibliche Gestalt im grauen Kleide, mit dem Rücken uns zugetehrt. Ein stämmiger Bursche, einen mit Tragkörben belasteten kleinen Esel an der Seite, steht vor ihr. Auf das Geräusch unserer Schritte hin, wendet sie sich nun und kommt, die Ripfel ihres lose um die Schultern geschlun-

genen Tüchleins fester knüpfend, fachte auf uns zu. Das war nun freilich auch keine Sennerin, wie man sich eine solche gewöhnlich vorstellt! Über Mittelgröße, schlank und doch voll gebaut, Gesicht und Hals von der warmen Färbung, die sonst nur der romanischen Rasse eigen ist, die Augen so dunkel wie das Haar, das zu einem dicken Kranz geflochten, die offene Stirne umrahmte — eine blühende, reife Mädchenerscheinung! Und der Gang, die Haltung! — Jede Prinzessin konnte sie darum beneiden. Sie bot mir unbefangenen „guten Abend“ mit ernster Freundlichkeit und jener wohlklingenden Altstimme, die ich an Frauen so liebe. Ich brachte meine Bitte wegen der Unterkunft vor, und sie darauf: „O sehr gern, so gut es eben hier oben bei uns möglich ist. Übrigens trifft es sich insofern ganz glücklich, als der Hans just frische Vorräthe herauf geschafft, so daß wir hoffen dürfen, vor unserem Gast nicht gar zu schlecht zu bestehen.“ — Sprach's und winkte meiner Führerin, ihr in das Haus zu folgen. Letztere kam bald, des Gepäcks entledigt, wieder hervor und trat, nachdem ich sie gebührend entlohnt hatte, sofort ihren Heimweg an. Ich aber setzte mich auf die Bank an der Südseite des Hauses, und schaute auf die erbleichenden Bergwände und in das von hier wenig sichtbare, verdämmernde Thal. Eine Schaar Dohlen erhob sich von der Wiese, die sich vor mir absenkte und flog kreischend gegen das Lärchenwäldchen, aufgeschreckt von den Kindern, die jetzt, eines nach dem anderen, heraufkamen und langsam dem Stalle zu wandelten. Hinterdrein schritt eine dralle Dirne singend; doch da sie mich wahrte, verstummte sie und wünschte mir einen „guten Abend“. Einzelne Sterne glommen schon durch den leichten Dunst, der den Himmel verschleierte. Wie ich so saß und schaute und sinne — steht auf einmal das „Fräulein“ vor mir. „Wenn Sie

sich's nun bequem machen wollen“ — sagte sie — „es ist alles in Ihrem Zimmer bereit. Wie Sie eintreten, gleich die Thür rechts.“ Sie frag, ob ich sonst vielleicht noch etwas wünsche. Ich ersuchte sie, mich in aller Frühe wecken zu lassen, da ich zum Sonnenaufgang auf dem Grobnoth sein wolle. Sie schwieg ein Weilchen, während sie den Kopf hob und nach allen Richtungen drehte, und sprach dann: „Darf ich Ihnen rathen, so schieben Sie diesen Vorsatz auf, und warten ab, bis die Luft sich erst wieder gereinigt hat. Sie würden morgen doch keine klare Rundschau haben, und das wäre schade, da der Ausstieg doch ziemlich beschwerlich ist. Indessen möglich, daß der Wind über Nacht umschlägt, wie das im Gebirge ja so häufig geschieht. Ich werde für alle Fälle den Hans beauftragen. Sie können sich darauf verlassen. Gute Nacht!“ Damit wandte sie sich ab und dem Stallgebäude zu. Es war inzwischen völlig dunkel geworden. Ich suchte mein Stübchen auf, das ich mit allem eingerichtet fand, was man billigerweise von einem Schlafgemach verlangen konnte. Auf dem Tische in der Mitte brannte eine Lampe. Ein hölzerner Stuhl, braun angestrichen wie alle übrigen Möbel, stand davor, ein anderer vor dem reinlichen Bette, auf dem mein Plaid glatt und sorgsam gebreitet lag. Auf einem niederen Kleiderschrank stand mein Koffer. Indem ich mich noch im Zimmer umsehe, klopft es an die Thür und auf mein „Herein“ erscheint die Maid, die ich vorhin schon gesehen hatte, mit dem Abendessen. Ich ließ mir das saftige Stück Braten und den trefflichen Rothwein um so besser schmecken, als ich den ganzen Tag eigentlich nichts Ordentliches zu mir genommen hatte, und in Folge meines Marsches einen tüchtigen Hunger und Durst verspürte. Als der Tisch wieder abgeräumt war, holte ich Mappe und Schreibzeug hervor, um diese Epistel an Dich zu verfassen. — Verzeihe mir

nun, lieber Freund, daß ich so ausführlich gewesen bin und Dir Dinge berichtet habe, die Dich vermuthlich gar nicht besonders interessiren. Aber siehst Du, wenn man wie ich ein Jahr lang in den Stadtmauern eingesperrt saß und kommt dann plötzlich hinaus in die freie Gottesnatur und zu natürlichen Menschen — so ist man doppelt und dreifach empfänglich, und selbst das Kleinste, Nebensächlichste erscheint einem bedeutend und der Aufzeichnung wert. — Ich thue noch einen Blick durch das vergitterte Fensterchen: schwarze Wolken jagen an dem beinahe vollen Mond dahin und verfinstern ihn jeden Moment. Von den Umriffen des Gebirges ist keine Spur mehr zu entdecken. Trübe Aussichten!.....

— 10. August.

Was das eine Nacht! Ich hatte mich, müde wie ich war, zeitlich zu Bette gelegt. Da ich jedoch die üble Gewohnheit habe, vor dem Einschlafen noch zu lesen, war mir ein Buch — das einzige, das auf dem mir zu Häupten hängenden Wandbilde sich befand — ein willkommenes Fund. Ich schlug es auf — es war eine Botanik. Auf der ersten weißen Seite waren mit zierlichen Buchstaben die Worte geschrieben:

„Meiner lieben Clara zum
15. Juni 18..

Arthur.“

Ein Andenken von einem Bruder, Vetter oder wohl gar von einem Bräutigam? Wie ich weiter darin blätterte, fielen einige vertrocknete Blumen heraus. Ich that sie sorgfältig wieder hinein, und begann die Einleitung zu lesen; doch bald übermannte mich die Schläfrigkeit. Ich legte das Buch weg, löschte das Licht aus und schloß die Augen. Ich schlief auch auf der Stelle fest ein. Wie lange ich so in seliger Bewußtlosigkeit gelegen, weiß

ich nicht. Es mochte ungefähr gegen Mitternacht gehen, als ich von einem heftigen Getraße erschreckt emporfuhr, und ein betäubendes Gerassel und Geprassel mir zu Ohren drang. Und nun zuckte Blik auf Blik mit gelbem Schein durchs Zimmer, daß mir war, als schwämme ich fort und fort in einem Feuermeere, und Donnerschlag auf Donnerschlag mit prächtigem, lang nachrollendem Echo! — Dazu das Geklatsche des Regens auf dem Dache, als gälte es, dasselbe einzudrücken — und das Heulen und Pfeifen des Windes! — Ich wälzte mich aufgeregt auf meinem Lager umher — an Schlaf war unter diesen Umständen nicht zu denken. Das dauerte so wohl ein paar Stunden. Endlich aber ermattete der Aufruhr der Elemente allmählich. Die Blitze flammten seltener, der Donner wurde schwächer, das Brausen des Regens klang gedämpfter, und die Wuth des Sturmes beschwichtigte sich. Auch von meinem Geiste wich die Spannung nach und nach und beim Grauen des Morgens fiel ich neuerdings in tiefen Schlummer. Als ich daraus erwachte, war es heller Tag. Lauschend vernahm ich ein eintöniges Rauschen. Ich sprang aus dem Bette und ans Fenster; doch was ich für Regen hielt, war nur das sanfte Plätschern des laufenden Brunnens. Die geplante Bergbesteigung war natürlich aufgegeben. Ich kleidete mich rasch an, nahm das Frühstück ein, das mir ins Zimmer gebracht ward und eilte ins Freie. Die Sonne stand schon hoch im wässerigen Himmelsblau und kämpfte mit zerrissenen Wolken, die wie in die Flucht geschlagene und sich wieder sammelnde Heerhaufen von allen Seiten gegen sie heranzogen. Und wie Reiterscharen mit fliegenden Fahnen und wallenden Standarten schwärmten die Rebel aus der Niederung, aus Klüften und Schluchten der Berge herauf. Die Luft war nicht im mindesten abgekühlt, was man

doch nach einem solchen Gewitter hätte erwarten können. „'s ist noch nicht aus“ — prophezeite Hans, der, sein kurzes Pfeifchen rauchend, eine Hade auf der Achsel, durch den Hof trottete — „die Sonne sticht z'viel. — Ich schlug den ebenen Weg ein, längs der dampfenden Wiese links und der hochstämmigen Lärchen rechts, von deren Zweigen die großen funkelnden Tropfen niederträufelten, den Weg, der mir schon gestern so verlockend erschienen war. Wo er sich, schmaler werdend, zuthal senkt, und seitwärts unter den Bäumen, Tisch und Bank errichtet ist — trat mir unversehens Clara entgegen. Wir tauschten den Morgengruß aus. Sie kam mir heute im vollen Lichte des Tages noch schöner vor, als gestern abends, obzwar auch weniger jugendlich. Ihr Gesicht war blässer und eine gewisse Mattigkeit — wahrscheinlich die Wirkung einer durchwachten Nacht — verlieh ihren Zügen einen eigenthümlichen Reiz. „Sie haben wohl sehr schlecht geschlafen — sagte sie — wie wäre dies bei dem Lärm und Getöse auch anders möglich gewesen!“ — Ich leugnete es nicht und frug sie — indes wir zusammen zurück giengen — ob sie sich nicht doch manchmal fürchte, so allein, wie sie hier oben lebe. „Fürchten?“ — antwortete sie lächelnd — (merkwürdig, wie ernsthaft ihre Augen bleiben, wenn sie lächelt!) „ich bin von Natur nicht furchtsam. Und ich bin ja auch gar nicht allein. Da ist der Hans und die Rosi — und was soll mir denn geschehen? — Schlechte Menschen gibt es hier nicht, und vor einem Blick, wenn er mich treffen wollte, könnte mich doch niemand beschützen!“ — wir waren zu den Stallungen gekommen, und sie erbot sich mir „zum Zeitvertreibe“ das Vieh zu zeigen. An dem Zwinger vorbei, darin das Geleie nachdenklich und traurig die Ohren hängen ließ, traten wir in die schönen, hochgewölbten

Räume. Da lagen oder standen die prachtvollen Thiere in ihren Ständen zu beiden Seiten des breiten Mittelganges, und manches streckte das gehörnte Haupt vor und begrüßte mit freudigem Brüllen die Herrin, die dann wohl sich dem einen oder anderen Liebling näherte, um ihm die Stirne zu krauen oder den Rücken zu tätscheln. Auch die Milch- und Käsekammer erlaubte sie mir zu besichtigen, und es war wirklich eine Lust, die reihenweise aufgestellten, vollgefüllten Gefäße und gewaltigen Laibe zu sehen. Alles war blank und sauber und allenthalben herrschte die peinlichste Ordnung. In einer Nebenabtheilung befanden sich die verschiedenen Vorrichtungen zur Käsebereitung und eine Butterrührmaschine, an der Rosi eben thätig war. Nachdem Clara mir jegliches erklärt und meinen Wissensdrang auf das liebenswürdigste befriedigt hatte, jagte ich ihr, daß sie volle Ursache habe, stolz zu sein.

„Sie sehen wenigstens“ — gab sie zurück, während wir wieder ins Freie traten — „daß es mir nicht an Beschäftigung fehlt, wenn ich auch nicht überall gerade selbst Hand anlege.“

Und ich: „Trotzdem dürfte Ihnen die Zeit hie und da etwas lang werden?“ —

„O durchaus nicht“ — fiel sie schnell ein — „abgesehen davon, daß doch zuweilen — freilich selten — ein Fremder sich herauf verirrt, habe ich nicht meine Freunde: die Bücher? Doch braucht es im Sommer nicht einmal ihrer. Sie mögen mir's glauben, so oft ich eines nehme, und mich damit im Freien hinsetze — ich komme fast nie dazu, hineinzuschauen. Immer gibt es etwas, das meine Aufmerksamkeit abzieht: ein Wölkchen am Himmel, ein Schmetterling — ein Käfer — eine Blume...“

„Freilich. Sie treiben ja auch Botanik“ — warf ich dazwischen.

Eine jähe Röthe umflog ihre

Wangen. „Ach — ja — ich vergaß das Buch aus meinem Zimmer fortzunehmen.“

„Aus Ihrem Zimmer? Ich will nicht hoffen, daß Sie...“

Sie ließ mich nicht ausreden.

„O denken Sie nur nicht, daß ich mit diesem Wechsel etwa ein Opfer bringe! Es ist ein Stübchen wie das andere; nur daß Ihres nach den Bergen hinausgeht, deren Anblick den Stadtherren jedenfalls neuer und seltener ist, als unsereinem...“

Nach diesen in lieblicher Verwirrung gesprochenen Worten gieng sie hastig ins Haus, als wäre ihr eingefallen, daß sie drinnen etwas Dringendes zu thun habe. Der Himmel hatte sich allgemach in ein gleichmäßiges dunkles Grau gehüllt, aus dem einzelne schwere Tropfen herabfielen. Ich wollte noch einmal den Weg bis zum Lärchenplätzchen durchmessen; allein ein urplötzlich niederstürzender Guss zwang mich umzukehren und möglichst rasch ins Zimmer zu flüchten. Da hatte unterdessen ein vorsorglicher Genius gewaltet, wie ich alsbald bemerkte. Die Botanik (warum erröthete sie nur bei Erwähnung derselben?) war weg, und dafür eine Auswahl anderer Werke poetischen und wissenschaftlichen Inhaltes hingelegt. Ist es nicht lieb, wie sie mich mit leiblicher und geistiger Nahrung versieht und bedacht ist, mir über die trüben Stunden hinwegzuhelfen? — Aber nicht lieb ist es, daß sie mich alle Mahlzeiten allein einnehmen läßt. Weshalb? Fürchtet sie mich zu stören? Es wäre doch so natürlich und — mir wenigstens — so überaus angenehm, wenn wir uns dabei Gesellschaft leisteten!..

Es ist Nachmittag, und noch immer regnet es fort. Regnet? — Nein! — Der Ausdruck ist zu schwach. Es schüttet unerschöpfliche Ströme Wassers herunter. Kein Zweifel mehr, es wird ein Landregen in optima forma.

Doch wenn du glaubst, daß ich darob mißmuthig oder unwillig bin, so irrst Du, mein Bester! Im Gegentheil. Mir ist so leicht und heiter ums Herz, wie mir's kaum sein könnte, wenn draußen die Sonne schiene in all ihrer goldenen Glorie. Ich sitze am Fenster — einen Band Goethe auf den Knien — und betrachte den beweglichen Vorhang, den die vom Dache rinnenden Tropfen unablässig weben und die gespenstig auf und ab huschenden Nebelgebilde hinten, und die ununterbrochene, eintönige Melodie des Regens lullt mich in ein süßes, weltvergessenes Sinnen. Dazu plaudert mir der Brunnen die schönsten Geschichten vor. Sonst alles still ringsherum — nur hin und wieder das kurze Aufbrüllen einer Kuh, das Krächzen einer Dohle. Mögen sie meinetwegen ferne in der Residenz einem albernen Publikum jetzt dummes Zeug vorschwätzen und vordrucken, so viel sie wollen — Gottlob! hier bin ich sicher und gerettet vor Politik, Kritik und Aesthetik und allen anderen Tiken und Tücken! —

Reizendere Gefahren sind es, die hier mich bedrohen. Denn Du mußt zugestehen, daß es gefährlich ist, nur durch den schmalen Hausflur von mir getrennt ein liebwertes weibliches Wesen zu wissen, das nebst mir die einzige Injassenschaft dieses Häuschens bildet. So schön, so jung noch — und doch — wie es scheint — schon so fertig mit dem Leben! — Ein unbezwingliches Verlangen ergreift mich sie zu sehen, ihre Stimme zu hören. Und gebietet es nicht auch die Höflichkeit, daß ich ihr einen Besuch abstatte? — Gedacht gethan.

Abends.

Ich war bei ihr. Mit pochendem Herzen überschritt ich die Schwelle ihres Zimmers, das in der That genau so eingerichtet ist, wie das

meinige. Sie saß, eine Feder in der Hand, beim Tische, auf dem verschiedene Papiere ausgebreitet waren. Bei meinem Eintritte stand sie auf, legte alles beiseite, und bat mich, platzzunehmen. Wir setzten uns einander gegenüber. Ich sagte, daß ich sie nicht aufhalten wollen; — „Nicht doch“ — beruhigte sie mich — „es eilt nicht damit. Es war mehr, um mich zu zerstreuen, als daß es nothwendig gewesen wäre.“

Ich sei nur gekommen — fuhr ich fort — ihr für die Lectüre zu danken, mit der sie mich gütig versorgt habe, und sie um Vergebung zu bitten, daß ich ihre Gastfreundschaft länger in Anspruch nehme, als es ursprünglich in meiner Absicht gelegen! aber die himmlischen Mächte seien eben unberechenbar . . . und bei einem solchen Wetter! . . . Wer das vorausgemusst hätte! Allerdings, wenn ich des Morgens ungesäumt aufgebrochen wäre, möchte ich wohl vielleicht noch mit heiler Haut ins Thal gelangt sein . . .

Sie bedauerte, daß ich es mit dem Wetter so schlecht getroffen habe, und meine weiteren Pläne dadurch fürs erste so grausam zunichte gemacht worden seien. „Was Ihr längerer Verweilen betrifft“ — schloß sie — „so machen Sie sich nicht den geringsten Skrupel! Sie sehen ja, daß ich mich durch Ihre Anwesenheit in meiner gewohnten Lebensweise nicht beirren lasse, und hoffentlich werde auch ich meinem Grundsätze, dem Gaste die möglichste Ungenierteit zu gönnen, nicht untreu. Platz für zwei ist in dem Häuschen — so beschränkt es ist — ebenfalls. Wenn Sie also mit dem Wenigen, das ich Ihnen bieten kann, Ihre Lage erträglicher zu gestalten, zufrieden sind — so soll es mich sehr freuen.“

Wie sie das alles mit ruhiger Herzlichkeit und ungezierter Aufrichtigkeit vorbrachte, indem sie — so lange sie sprach — die Augen un-

verwandt auf mich richtete — (eine Eigenschaft, die — beiläufig bemerkt — nicht alle Menschen haben) — mir war's, als vernähme ich die bezauberndste Musik, zu der die an die Scheiben schlagenden Regentropfen die Begleitung spielten. Ich fühlte mein Gemüth von jedweder Sorge, ihr beschwerlich zu fallen, befreit, und mich ermutigt, noch die eine oder andere Frage an sie im Verlaufe des Gesprächs zu stellen, das ich zunächst nochmals auf die mir geliebten Bücher lenkte. Ihr Vater habe ihr deren eine reiche Sammlung hinterlassen. Er sei ein großer Liebhaber von Büchern gewesen, vorzüglich von Reisebeschreibungen, wie er denn selber in seinen jüngeren Jahren die ausgedehntesten Fahrten in allen Erdtheilen unternommen habe. Später habe er sich verheiratet und ein Haus mit einer Gemischtwaarenhandlung im Markte unten und die Grundstücke hier oben angekauft. Seit dem Ableben des Vaters leite der Commis, Herr Franz, das Geschäft, indessen sie in den Sommermonaten auf der Alpe die Wirtschaft führe. Erst wann es gar zu kalt und rauh werde, ziehe sie in den Markt hinab. Auch von ihrer Mutter — einer geborenen Italienerin — die sie schon als Kind verloren habe, erzählte sie mir manches. Nur der Name Arthur kam nicht über ihre Lippen. Wer war der Träger desselben? In welcher Beziehung stand er zu ihr? . . .

Ich hatte nicht die Unbescheidenheit darnach zu fragen, so sehr mir daran lag, gerade darüber Auskunft zu erhalten.

Ein fahles Zwielficht, das die Gegenstände nicht mehr deutlich unterscheiden ließ, verbreitete sich nach und nach im ganzen Stübchen, und ich hielt es schädlich, mich zurückzuziehen . . .

Und nun starre ich in die Lampe auf meinem Tische und wiederhole im Geiste jedes Wort, das Clara zu mir

gesprochen. Wohl habe ich vieles erfahren, was mich ihr gefetztes, in sich gelehrtes Benehmen verstehen lehrt; aber nichts, was mir eine Erklärung gäbe, für den Ausdruck stiller Trauer, die ich schon öfters, zumal heute, in ihren Blicken beobachten konnte. Es ist, als ob ein geheimes Weh — eine Erinnerung — ein Vorwurf ihre Seele belastete. — Ach! daß die Menschen so stumm nebeneinander hinleben, sogar hier in der großen Natur, wo sich die Herzen doch leichter erschließen sollten! — Noch ein paar Stündchen, und ich suche mein vortreffliches Lager auf, und

der Chor der himmlischen Wasser-geister soll mich in Schummer singen —

P. S. Wund're Dich nicht, wenn Du zwei Briefe gleichzeitig erhältst! Es ist nicht jeden Tag Gelegenheit zur Beförderung. Aber morgen — falls das Wetter nicht gar zu grimmig ist — geht Hans hinunter, und dem werde ich mein Palet mitgeben. Du verlierst nichts bei dieser Verspätung. Was ich Dir zu melden habe, ist alles ziemlich unerheblich, und ebenso wohl für mich, wie für Dich geschrieben.

(Fortsetzung folgt.)

1870.

Gedicht von Robert Hamerling.

Im Jahr des Heiles Ahtzehnhundert-
siebzig,
Als floh das Hochwild im Ardenner-
wald
Bis hin zu Belgiens Grenzen, aufgeschreckt
Vom Knall der deutschen Büchsen, Sieg
auf Sieg
Gemeldet ward vom Strand der Seine,
der Loire,
Und sich zum höchsten Ruhmesgipfel hob
Ein ganzes Volk, mein Volk, das deutsche
Volk —
Da brach in Qualen, abseits, unbemerkt,
Ein Einzelleben still in sich zusammen:
Ein Menschenherz, ein Einzeldaseinsglück —
Es war das meine. Aber manchmal plötzlich
Aufhorcht' ich vom Prokrustesbett des Leids,
Und trank in mich die hellen Siegestunden
Wie einen Labetrunk, und mußte lächeln:
„Hurrah, Germania! Das machst du gut:
Ich kenne dich nicht mehr!“ — Verblutend
lag ich,
So fern dem Kampf und doch zum Tod
getroffen.
Die Balken des geborst'nen Lebenslahns
Verloren still sich einer um den andern
In öder Flut. Mir war, als löste sich
So Stück für Stück von meiner Seele
selbst;
Mein Hirn vertrocknete, mein Herz erlosch.
Doch nein — noch zwischen meinem Todeslied

Und jenen Siegestunden hin und her
Ging mein Gedanke. Thränen zu vergießen
Aus Schmerz hatt' ich verlernt; nunmehr
gelang's
Zu weinen mir doch einmal noch vor Freude.
Und jetzt, wo ausgetobt in mir der Kampf,
Wo abgethan treibt meines Lebens Brad,
Gespenstig, wie ein Geisterschiff im Meer,
Und stolz auf seinen Lorbeern Deutschland
ruht,
Nun denk' ich still noch manchesmal zurück,
Zurück an jene schicksalsvolle Zeit,
Und wäge Leid und Trost von damals
gegen
Einander ab. — Hurrah, Germania!
Wenn vor mich träten jetzt die Schicksals-
schwestern,
Und sagten: „Wähle, Mensch, es steht bei dir,
Das aus gestrich'ne Ahtzehnhundert-
siebzig
Das schicksalsvolle Jahr, aus deinem Leben
Und aus dem Leben deines Volkes auch —
Ich rief noch: „Hurrah, Germania!
Lafst leben, was da lebt, und blüh'n, was
blüht,
Und sinken, was da sinkt! Und brach zu-
sammen
Mein Daseinsglück — Hurrah, Germania!
In Blüten sank's, und über seinem Hügel
Dein Lorbeer grünt, mein deutsches Vater-
land!“

Die Zeitung.

Flüchtige Gedanken über eine flüchtige Sache.

Wenn im Bauernwirthshaus einmal einer sitzt, der Augengläser trägt, Cigarren raucht und Zeitung liest, so rechnen ihn die Bauern zu den „Herrischen“, die halt so einen Pflanz machen und schön Zeit haben für derlei „Fabeleien“. Das Zeitungslesen gilt ihnen für eine überflüssige Sache, ja für eine Windbeutelei. In der „Neuzeitung“ stehen allerhand Neuigkeiten und Weltgeschichten und Prophezeiungen und lauter so Sachen; „die Leut' müssen halt was zu schreiben haben“ und „das Papier ist geduldig“. Zwar so zum Zeitvertreib guckt der Bauer am Sonntage vielleicht selbst einmal in ein bedrucktes Blatt, eigentlich ernst nimmt er es aber nicht. Geschichten, Unterweisungen lesen sich aus einem Buche besser. Rathschläge läßt der Bauer sich überhaupt von fremden Leuten nicht gerne geben.

Am wenigsten fällt es ihm ein, von einer Zeitung sich über etwas eine Meinung aufmucken zu lassen. Gerade was es Neues gibt in der Welt, „wenn's wahr ist!“, das liest er, das merkt er sich zur Noth ein par Tage lang.

So steht im Ganzen unser Gebirgsbauer zu den Zeitungen. Und wenn man glaubt, mit Parteiblättern bei dem Bauernvolke viel auszurichten, so wird das ein Irrthum sein. Wenn der Bauer sich ein vom Pfarrer angelegentlich empfohlenes clericales Wochenblättchen hält, so gehört er deshalb noch lange

nicht diesem Wochenblättchen, wenn es auch von einem Geistlichen geschrieben wird. Zeitung ist Zeitung. Der Geistliche ist da zum Predigen und nicht zum Zeitungschreiben! Also hörte ich erst vor kurzem einen gut christlichen Landmann raisonnieren.

Zum Zeitungslesen muß der Mensch erzogen werden, wie zum Cigarrenrauchen oder zum Schnapstrinken. Er muß es sich erst allmählich angewöhnen, und das geht nicht so leicht. Für die lebfrische Jugend gibt es gar nichts Ungereimteres, als Zeitung zu lesen. Allmählich wird der Mensch hineingezogen in die Weltreise und in die Welthandel, allmählich wird er neugierig gemacht auf Dinge, die ihm sonst gleichgiltig gewesen sind und ihn zumeist nichts angehen, und er liest Zeitung. Auf einmal ist er in ihrem Banne und wenn sie schlau ist, entkommt er ihr so leicht nicht wieder. Sie weiß es schon darnach einzurichten.

Nicht das ist die gesuchteste Zeitung, die recht viel Neugierde befriedigt, sondern jene, welche recht viele Neugierde erregt. Und dieses Neugierdeerregen, dieses Gespanntmachen in der heutigen Nummer auf die morgige, ist die Kunst des Zeitungschreibers. Also wird der Leser hübsch daran gewöhnt und dann festgehalten: er weiß selbst nicht recht, warum, aber er muß Zeitung lesen.

Es ist ja wahr, in der Zeitung

steht die „Weltgeschichte“, doch nur die unfertige, die verworrene, die wogende, sich widersprechende, sich bekämpfende, die werdende Weltgeschichte. Aber die Weltgeschichte steht auch im Leben jedes einzelnen und wer da glaubt, seine Zeitgeschichte nur zu lernen, wenn er Zeitungen liest, der täuscht sich. Wer die Wolke sehen will, der darf nicht in ihr stehen, wer mitten in der Wolke steht, der sieht nichts als Nebel. — Es ist ja wahr, die Zeitung ist einerseits ein mächtiges Aufklärungsmittel, eine gewaltige Kulturträgerin; aber nicht das ist es, weshalb wir nach ihr greifen. Das Buch vermittelt uns Aufklärung und Kultur noch weit gründlicher, wenn wir ehrlich darnach Lust haben.

Wir ohnehin schon sehr gescheitene Leute lesen die Zeitung nicht etwa, um noch gescheiter zu werden, sondern wir lesen die Zeitung, um — die Zeitung zu lesen. Die Wissbegierde ist es nicht; auch die Neugierde eigentlich nicht; neugieriger ist doch die Frau als der Mann, aber man sehe einmal, wer täglich gespannter auf die Zeitung wartet, die Frau oder der Mann! Man sehe, wer sich nervöser in das eben erschienene Blatt vertieft, um es entweder bald darauf, oder nach genauer Durcharbeitung recht gleichgiltig aus der Hand zu legen? Es ist der Mann. Das Zeitunglesen ist eine Männerkrankheit, Frauen werden von ihr viel seltener und weniger heftig befallen.

Das Brötchen zum Morgentasse ist entbehrlich, die Cigarre dazu ist entbehrlich, der Kaffee selbst ist entbehrlich — wenn aber die Zeitung ausbleibt!! Am Montage, wo das Nichterscheinen bekannt ist, erträgt man's, aber es ist ein öder, ein leerer, ein verlornen Morgen, es ist keine Zeitung da. Wenn diese jedoch an einem andern Tage plötzlich ausbleibt, welch ein Fragen: Ist die Zeitung denn noch nicht da? Wo ist heute die Zeitung? — Eine förmliche Auf-

regung im Hause, die jedenfalls heftiger ist, als wäre in der Wasserleitung die Quelle ausgeblieben, oder der Bäderjunge mit den Semmeln. Endlich erscheint sie, mit fieberhafter Hast wird sie, die tägliche Bringerin der Nervosität, in Empfang genommen, mit fast zitternden Fingern wird sie entfaltet. Nun wird sie aber nicht etwa ordentlich gelesen, das nur in Ausnahmefällen, sondern sie wird bloß flüchtig durchgesehen, dann läßt man das Blatt aus der Hand sinken, die Spannung ist gebrochen. Ja, aber was stand denn darin? „Ich lese die Zeitung, damit ich weiß, daß nichts geschehen ist.“ „Heute steht wieder einmal gar nichts in der Zeitung!“ heißt es, und sie ist doch enge bedruckt von oben bis unten, von hinten bis vorne. Das sieht aus, wie gestern und wie jeden Tag. In gewöhnlichen Zeitläuften wird der Leser jeden Tag enttäuscht, er weiß das aus hundertfältiger Erfahrung, und doch ergreift er an jedem Morgen mit derselben Erregung das Blatt. — Das Zeitunglesen ist eine Krankheit.

Noch eine besondere Eigenthümlichkeit hat der echte, d. h. von der Krankheit schwer behaftete Zeitungleser. Er hat es nicht gerne, wenn die Zeitung vor ihm im Hause schon wer anderer gelesen hat; er will nicht, daß eine besondere Neuigkeit ihm aus der Zeitung vorgelesen werde, seiner lesebereiten Frau nimmt er das Blatt aus der Hand, er will selbst lesen. In holdester Jungfräulichkeit, noch von keinem Auge berührt, soll ihm die Neuigkeit entgegenlächeln, schwarz auf weiß, so verlangt es der Zeitungsgourmand. O, wenn er wüßte, wie sehr sich die Dienerschaft schon unterrichtet hat an dem noch druckfeuchten Blatte, bevor es ihm unter die Augen kommt, und daß der Lakai und das Stubenmädchen und die Köchin das seit einer Stunde schon wissen, was er mit wichtiger Miene jetzt „brühwarm“ aus dem Blatte liest, so frisch,

als wäre es im Momente erst geschehen oder erdacht worden.

Der Leser sucht an jedem Morgen in seinem Blatte nach einer weltgeschichtlichen Begebenheit. Aber solche sind rar und wenn sich schon einmal etwas sehr Großes ereignet, so eilt merkwürdigerweise die Nachricht der Zeitung voraus in das Publicum. Die erste Botschaft von der Gefangennahme Napoleons bei Sedan, vom Brande des Ringtheaters, vom Tode des Kronprinzen Rudolf u. s. w. erhielten wir nicht durch die Zeitungen, sie giengen wie ein Gewitterfluidum über Land, und die Zeitungen waren gerade gut genug, die Nachrichten zu bestätigen.

Die weitere Frage des Lesers an seine Zeitung ist: Was hat sich in unserer Stadt seit gestern ereignet? Die Dienstoffertige weiß von einem Kaminbrande, von einem Einbruchsdiebstahle irgendwo, von einem auf der Gasse gestürzten Fiakerpferde, von der Abreise oder Ankunft einer Spitze der Behörde, von Selbstmord eines vollkommen unbekanntem Menschen, von einer neuen Eisenbahnconcession, von einer geplanten Straßenregulirung, von sehr vielen Vereinsunterhaltungen, dabei gesungenen Liedern und gehaltenen Reden. Im weiten Lande werden viele Lieder gesungen, viele Musikstücke gespielt, viele Reden gehalten, alle werden in der Zeitung verbucht für den Leser, der diese Verbuchung — nicht liest; er hat schon genug an dem Titel: „Vereinssnachrichten“, und ist vollkommen zufriedengestellt darüber, daß diese zu jenen Rubriken gehört, die übersprungen werden können.

Wie es mit der Verlässlichkeit der Zeitungsnachrichten bestellt ist, das weiß jeder. Vollkommen richtig sind nur wenige der Notizen; irgend einen kleinen Leibschaden hat fast jede, selbst die harmloseste Neuigkeit. Vieles greift der Journalist nur so aus der Luft oder seiner gesagt, aus seinem phan-

tasierreichen Haupte, oder er bestellt sich von Mitarbeitern einen gewissen Bedarf von Parteinachrichten, solche brauchen am wenigsten wahr zu sein. Sollte das Geschrei dagegen zu groß werden, so kann man ja dementieren. Im Falle des § 19 gesteht seine versteckten Schliche und aufgelegten Unwahrheiten niemand so unverfroren ein, als die Zeitung und sie bleibt deshalb doch ehrbar und lügt doch flink weiter, und findet doch immer wieder guten Glauben.

Und in der That, bei der Zeitung lassen sich die größten Ungereimtheiten rechtfertigen, sie ist ja keine Person, sie ist bloß der Ausdruck der öffentlichen Meinung, und wie es mit der öffentlichen Meinung bestellt ist, das weiß man.

Mancher Leser denkt über das in der Zeitung Gelesene nicht einmal soweit nach, ob es glaubwürdig ist oder nicht; es steht eben in der Zeitung, man kann darüber zur Tagesordnung übergehen und der Leser ist ja manchmal schon zufrieden, wenn er in der Zeitung sieht, „daß nichts drin steht“.

Nichts darin stehen? Und die hohe Politik? Wie? Nun man hat darüber keine Ansicht. Der sogenannte Leitartikel steht zwar an der fürnehmsten Stelle des Blattes, ist zwar mit großen Buchstaben gedruckt, ist zwar mit glänzenden Phrasen ausgestattet, und mit Schlagern, deren Wirksamkeit erprobt ist, und doch ist nach meiner Meinung die Stelle des Leitartikels die unbedeutendste Gegend im Zeitungsblatte. Bei größeren Ereignissen und zu besonderen Angelegenheiten mag es ja interessant sein, zu hören, was jemand, der verschiedenes darüber gelesen, davon zu sagen weiß. Solches regt zu eigenem Denken und Prüfen an und man gewinnt eine gewisse Klarheit. In gewöhnlichen Zeitläuften aber werden die meisten Leitartikel im Dienste der Parteien geschrieben und da kommen denn allerdings oft

Sachen zustande, die an Einseitigkeit, Verschrobenheit, Sophisterei, Entstellung und Ungerechtigkeit nichts zu wünschen übrig lassen. Im Parteidienste ist alles erlaubt, und da wird denn ein gläubiger Leser ordentlich an der Nase herumgeführt. Zwar gilt angeblich auch in der Partei ein Mann ein Wort; in der Zeitung nicht. Erstens ist hier ein Mann gar nicht vorhanden, die Leitartikel werden anonym geschrieben, wer da schreibt, ist nicht eine gewisse Person, sondern es ist „das Blatt“; ein Blatt aber hat kein Gewissen, keine Ehre, eben weil es keine Person ist, sondern bloß eine Sache, ein Werkzeug das sich so zu sagen selbst handhabt, und so kann es machen was es will. Etwas, das heute aufs entschiedenste behauptet, auf das begeistertste vertheidigt wird, kann morgen, je nach Parteibedürfnis oder Geschäftsrücksichten ignoriert oder widersprochen werden; nur wenige Leser werden sich daran stoßen, den meisten ist solches Vorgehen selbstverständlich, oder vielmehr gleichgiltig. Das Parteigezänke in den Zeitungen müßte wohl so ziemlich zu den bedauernswertesten öffentlichen Erscheinungen unserer Zeit gezählt werden, wenn es — ernst genommen würde. Außer den Parteidännern, die persönlich mit den Sachen der Leitartikel verflochten und wohl auch darin genannt sind, läßt derlei zum meist kühl. Der gewöhnliche Zeitungsleser liest die Leitartikel nicht so sehr aus wirklichem Interesse für den Gegenstand, sondern vielmehr wegen einer schneidigen Polemik, wegen geistreicher Spitzfindigkeit oder rüpelhafter Grobheit, die ihn unterhält solange er selber nicht mit betroffen wird. Um den Leitartikel aber ernstzunehmen, dazu muß der Zeitungsleser schon besonders naiv, oder selbst — der Verfasser sein.

Vielleicht hat aber der Leitartikel andere liebenswürdige, anmuthende Eigenschaften, vielleicht wirkt er erfrischend, ermutigend durch einen ge-

wissen thatkräftigenden Optimismus? Das thut er selten. Die Tendenz des Leitartikels ist zumeist die, aufzuregen, zu alarmieren; er wird wo möglich immer und überall nur Schlimmes sehen, Mißtrauen nähren, Furcht und Verstimmung zu wecken suchen. Eine Regierung mag noch so wohlwollende Verfügungen treffen, der Leitartikel muß daran nörgeln; die Weltlage kann noch so günstig und friedlich sein, der Leitartikel wird fast nie daran glauben, wird überall Bedenkliches finden, wird stets deprimieren, mit einem Worte, er ist, unter wenigen Ausnahmen, der Geist der Verneinung. Seit zwanzig Jahren — seit auch ich, offen gestanden, an der Zeitungslesemanie sieche, — ist nicht ein einziger Monat vorbeigegangen, in welchem die Zeitungen nicht irgend eine Kriegsgefahr signalisiert hätten. Dieser langjährige Frieden war ihnen gar nicht behaglich und als nun gar die Friedensliga kam mit dem feierlich manifestierten Wunsche nach dem Weltfrieden, da wurden die Leitartikelschreiber völlig nervös und manche empfanden diesen Eingriff in die Politik geradezu wie eine Geschäftsstörung.

Als ich einem Zeitungsschreiber einmal sagte, daß ich es für ein Glück hielte, wenn man die blutigen Völkerkriege abbringen könnte, wurde der sonst gutmüthige Mann ernstlich böse und nannte mich schlechtweg einen Verräther an der guten Sache. Ob er mit der „guten Sache“ den Krieg meinte, oder seine Zeitung, das weiß ich nicht.

Kriegsaussichten, Kriegsgefahr, das sind ja die besten Spannungsmittel, die den Zeitungsleser in Athem halten müssen. Und bis zu einem gewissen Grade trägt die Beunruhigung Früchte. Ich behaupte sogar, die fortwährenden Beunruhigungen und Aufreizungen durch die Presse tragen ein wenig mit dazu bei, daß die Staaten so schrecklich gerüstet sich gegenüberstehen müssen.

Wer eine Ahnung haben will von dem ungeheueren Haße, der halbversteckt in der heutigen Menschengesellschaft wüthet — er lese die Zeitungen. Zum Glücke ist die Feder kein Messer. Und ich rede nicht etwa von den extremen Parteischriften, deren Gebaren manchmal an Wahnsinn grenzt, ich rede nicht von den revolutionären, socialdemokratischen, anarchistischen Blättern, die in der That vor Rache schnauben, sondern von den gewöhnlichen Tageszeitungen, die zwar selber nicht hassen, den Haß der anderen aber zu fructificieren trachten.

Man will in den Zeitungen ja keine Schönfärberei. Doch nicht lediglich das Gegentheil davon sollten sie pflegen und großziehen. Uns That-sächliche sollten sie sich halten, und wo sie dieses nicht wissen, da liegt überhaupt keine Nothwendigkeit vor, zu schreiben.

Drollig ist oft das leichtfertige Hinundherschaukeln der Zeitungen in Tagesfragen. — Der Minister geht. Er geht nicht. — Er muß gehen. — Er scheint gehalten zu werden. — Er ist unmöglich. — Geht er? — Er bleibt. — So treiben sie es wochenlang fort. — Eine wunderliche Erscheinung ist's, daß es in der Zeitungswelt, deren Bewohner sich sonst der solidesten Hornhäute erfreuen — gewöhnlich als eine empfindliche Schande gilt, mit der Regierung einverstanden zu sein. Sehr oft hat die Regierung unrecht; doch Opposition um jeden Preis? Und ist der Wert eines Staatserlasses einmal nicht mehr wegzuleugnen, dann ist es die Zeitung und ihre Partei, welche die Regierung dazu gezwungen haben will.

Jede Zeitung will natürlich von der Weltlage am besten unterrichtet sein, und tritt in der Welt irgend eine politische Wendung ein, so macht die Zeitung sofort aufmerksam darauf, dieselbe vorhergesagt zu haben. Und in der That, bei dem ewigen politischen Umherrathen und Manöverieren

hat sie richtig auch einmal die nur eingetretene Wendung gestreift.

Nach meinem Dafürhalten hat der Leitartikel nicht mehr Bedeutung, als das Politisieren einer einzelnen Person am Viertische: man redet aus dem Nebel heraus und in den Nebel hinein, spricht viel faules Zeug, mitunter auch ein richtiges Wort, einen klugen Gedanken aus und weiß im ganzen beim dritten Glase nicht mehr recht, was man beim ersten gesagt hat. Wichtiger als der Kanngießler ist der Leitartikelpolitiker nur durch den Umstand, daß seine Meinung durch die Presse zehn- oder zwanzigtausendfach verbreitet wird, daß es dann so spielt, als hätten zehn- oder zwanzigtausend Personen dieselbe Meinung und als dächten nun zehn- bis zwanzigtausend Leser gleichzeitig dasselbe. Das imponiert! Und die meisten Leser halten es mit der Menge und reden sich ein, der Zeitungartikel sage das, was sie sich immer gedacht hätten, oder gedacht haben würden, wenn sie überhaupt gedacht hätten.

Also, was ist am Leitartikel Positives zu finden? — Anders das Telegramm. Freilich oft auch die unbedeutendsten Nachrichten werden an die Zeitung telegraphiert, aber dieselben, selbst wenn sie nur Reclamemittel und Geschäftsspeculationen betreffen, erhalten eine gewisse Weihe durch den elektrischen Funken, der sie gebracht. (Wenn das „Telegramm“ überhaupt der Draht bringt, und nicht etwa die Briespost!) Das Publicum ist und bleibt immer naiv und hat keine Ahnung, wie viele absichtliche Unrichtigkeiten, Partei- und Börsenmanöver, unlautere Reclame verschiedenster Art auf dem Drahte gelaufen kommen. Unsere Blätter, selbst kleinere, bringen täglich Seiten voll von Telegrammen; es sind zumeist nicht drei Nachrichten dabei, die so wichtig wären, daß mit deren Kenntnißnahme nicht bis zum nächsten oder übernächsten Tage hätte gewartet werden können. Aber freilich,

der Wert solcher Nachrichten liegt nicht in ihrer Wesenheit, sondern lediglich in ihrer Neuheit, kaum gelesen, zergehen sie uns wie Schnee unter den Fingern. Wenn die Zeitungsherausgeber sich beklagen über die großen Kosten der Telegramme, so bedauere ich sie darob nicht, sie könnten das gute Geld für Besseres verwenden, wie das früher geschehen ist, als die Blätter noch eine Ehre darsetzten, auch literarischen Wert zu haben.

Damit kommen wir von selbst zum Feuilleton.

Das Feuilleton ist auch heute noch sozusagen die gute Stube der Zeitung, wo man Schönes, Aregendes, oft sogar wahrhaft Belehrendes finden kann. Nur darf derlei dem Zeitungsherausgeber nicht viel kosten. Und dafür gibt es Rath. Ich bitte mir zu folgen: Der arme Teufel von deutschem Schriftsteller schreibt eine Novelle, eine Abhandlung, eine Plauderei. Ist das Ding fertig, so verkauft er selbes an eine sogenannte Feuilletonzeitung, sagen wir um 40 oder 50 Mark. Das ist ja aber doch nicht wenig! sagen Sie, freundlicher Leser. Ich bitte mir weiter zu folgen. Die Feuilletonzeitung bringt im Jahre hunderte von solchen „Feuilletons“, ist aber keine Zeitung für das Publicum, sondern nur für die Zeitungredactionen. Diese abonnieren sie und erwerben sich dadurch das Recht, jährlich so und sovieler Feuilletons, etwa 50 oder 80 Stück oder mehr, aus der Feuilletonzeitung für ihr Publicum nachdrucken zu dürfen. Also kann ein und dasselbe Feuilleton zu gleicher Zeit zum Beispiele in Berlin, in Flensburg, in Königsberg, in Mainz, in Breslau, in München, in Graz, in Coburg, u. s. w. abgedruckt werden, und überall gibt es sich als Originalfeuilleton. Die Arbeit des Schriftstellers wird von Hunderttausenden gelesen, wird dadurch für die Buchausgabe entwertet; nun frage ich, ob sein dafür empfangenes Honorar von

40 oder 50 Mark viel ist! Dafs der Autor, der für eine solche Volkstüchle arbeiten muß, seiner Individualität nicht freien Lauf lassen darf, dafs er sein Product zu verallgemeinern, für alle Himmelsstriche geeignet zu machen, es zu verdünnen hat wie eine Bettel-suppe, das versteht sich von selbst. -- Die großen Blätter haben diesen Brauch, ihre Feuilletons von Feuilletonzeitungen zu beziehen, bisher bei sich noch nicht eingeführt; nur diese legen noch einigen Wert auf Originalarbeiten von originellen Geistern, die sie manchmal glänzend honorieren, ein einziges Feuilleton 100—200 Mark und höher, so dafs der Schriftsteller bei ihnen eine Entschädigung finden kann dafür, dafs die Zeitung den Büchermarkt verdorben hat.

Insoferne ist die Zeitung mehr für Männer gemacht. Aber die Frauen sollen doch auch etwas von ihr haben! die Frau soll ja eben den Mann für das Halten dieser oder jener Zeitung bestimmen. Weshalb? Sie will etwas zu lesen haben. Mit Leitartikel und dergleichen gibt sie sich freilich nicht ab, dafür ist sie zu klug — doch der Roman! Der Herr Gemahl blickt mit Verachtung auf den Zeitungsroman, er liest das ganze Jahr über keine Zeile davon; er hält ihn für ein überflüssiges Beiwerk und ahnt nicht, dafs gerade der Roman ein geschäftlicher Lebensnerv der Zeitung ist. Ich kenne manches Weltblatt, welches seinen Erfolg nicht etwa seiner Reichhaltigkeit, Gesinnungstüchtigkeit, Parteimacht verdankt, sondern nur irgend einem Romane, der eingeschlagen, für das Blatt die beste Reclame gemacht und ihm auf einmal tausende von Abonnenten zugeführt hat.

Der Zeitungsroman muß aber sein Besonderes haben; ein Zeitungsroman ist kein Buchroman und Goethe, Schöffel, Jean Paul, Walter Scott würden für unsere Tagesblätter keinen Roman haben schreiben können. Der Zeitungsroman wird genommen: jeden

Tag ein Eßlöffel voll; aber in jeder dieser kleinen Portionen muß Zucker und Würze sein. Im Zeitungroman muß jeden Tag etwas geschehen, irgend etwas Fesselndes, Aufregendes, Pikantes, ob es hineingehört, ob es begründet ist, ob es zum literarischen Werte des Romanes beiträgt, das ist gleichgiltig. In der Eile passieren da oft die unerhörtesten Dinge, der Held hat über Nacht einen anderen Namen bekommen, eine gestern getödtete Figur spielt heute wieder mit, Liebespaare werden verwechselt, aber nicht etwa absichtlich, sondern zufällig, aus Vergesslichkeit und Beweglichkeit des rasch arbeitenden Autors; die Leserin merkt nichts davon. Es geht eben drunter und drüber, es knallt, es brennt, es intriguiert, es unterminiert, es explodiert — der Roman ist köstlich! — Der Zeitungroman muß nicht etwa von einem Dichter geschrieben werden: es kann ihn auch jeder andere schreiben, der allerhand zusammengelesen hat und einiges Geschick zum Wiedergruppieren und Zuspitzen der ihm in Erinnerung stehenden Bilder und Scenen besitzt; der Zeitungroman wird selten in der Ruhe und Stimmung einer Poetenstube verfaßt, sondern weit öfter in der Aufregung der Zeitung-Officin, jeden Tag der Theil, welcher am nächsten Tage in der Zeitung gedruckt stehen muß. Wird der Autor krank oder geht davon, so stockt der Roman, oder es muß eine andere Feder einspringen.

Zu Wien starb vor einigen Jahren der Producent eines in einem großen Tageblatt laufenden Romanes gerade zur Zeit, als alle Knoten geschürzt, alle Fäden gespannt, alle Personen zu etwas Großartigem im Sprunge waren. Der Autor defraudierte, nein starb mit dem Geheimnisse, das die neugierigen Leser schon im vorhinein bezahlt hatten. Da war guter Rath theuer. Der Chefredacteur fragte unter seinem Personale um, wer sich getraue, den Roman zu Ende zu führen? Keiner

wagte da einzuspringen. Endlich meldete sich der Inzeratensammler, ein junger, dreister Mensch: er wolle den Roman weiter und zu Ende bringen. Was that er? Er durchflog rasch den schon erschienenen Theil und gieng dann ans Werk. Am nächsten Tage hören alle Personen des Zeitungromans, daß in Kalifornien ungeheuerer Goldbergwerke entdeckt worden sind, am übernächsten Tage entschließen sie sich — ihre bisherigen Handlungen und Absichten vergessend — nach Amerika auszuwandern, am dritten Tage versammeln sie sich auf einem großen Schiffe in Bremenhaven, das Schiff segelt ab — (Schluß folgt!) und am vierten Tage geht auf hohem Meere das Schiff unter — alles ertrinkt. — Der Roman war fertig und die schönen Leserinnen waren arg erschrocken, aber doch entzückt und erbaten sich bei der Redaction „recht bald einen neuen Roman von demselben Herrn Verfasser“.

So wird gefoppt und nur ein Zeitungschreiber weiß, was alles man dem P. T. Publicum zutrauen darf.

Während jemand einen schlechten Zeitungroman liest, kann er natürlich kein gutes Buch lesen. Also verdirbt die Zeitung den Schriftsteller, richtet die Literatur zu Grunde, verdirbt den Geschmack der Leser. Darin liegt das Bedenkliche und die Nöthigung, gegen derlei Tageschmierereien rücksichtslos zu Felde zu ziehen.

Um wieder auf die Zeitung selbst zu kommen, scheinen uns das Wesentlichste derselben die Parlamentsberichte zu sein — vorausgesetzt, daß diese nicht entstellt, verstümmelt, gefälscht sind! Man weiß aber, daß Parteiblätter oft nur die ihnen zusagenden Stellen der Parlamentsreden berücksichtigen, das übrige kürzen, verdrehen oder gar auslassen. Wer hierin am sichersten fahren will, der lese das Amtsblatt; durch dasselbe wird er vielleicht am sachlichsten unterrichtet, es ist das Blatt, welches dem ur-

sprünglichen Begriff „Zeitung“ noch am nächsten kommt.

Doch die Amtsblätter bringen gar so wenig „Meinung“. Und wenn der Leser keine eigene Meinung hat, so muß er sich freilich eine kaufen und ein Blatt abonnieren, in welchem jemand anderer etwas Kluges vor denkt und eine politische Meinung vorkaut.

Der weitaus verderblichste Theil unserer Zeitungen ist die Rubrik: Aus dem Gerichtssaale. Eine praktischere im Publicum allgemeiner wirkende Verbrecherschule als den „Gerichtssaal“ in den Zeitungen kann ich mir nicht vorstellen. Wenn schon von öffentlichen Krankheitberichten gesagt wird, daß sie in einem gewissen Sinne ansteckend, seuchenfördernd sind; wenn schon nachgewiesen ist, daß die öffentliche Notiznahme von Selbstmorden der Selbstmordmanie nur Vorschub leistet; wenn überhaupt jede moralische Entartung durch öffentliche Bekanntgabe derselben rascher um sich greift und Wiederholung findet — wie kann man dann den „Gerichtssaal“ in den Zeitungen rechtfertigen? Da wird ganz genau ausgeführt, wie der zeitgenössische Verbrecher die Unthat angestellt hat, was er dabei für Fehler begangen, daß er entdeckt wurde, was er vor Gericht für Schliche angewendet, daß er freigesprochen wurde, oder mit möglichst geringer Strafe davontam. Und der Herr Verteidiger begründet die Handlung des Spießbuben auf die liebevollste Art, glorificiert ihn wo möglich und macht die braven Leute lächerlich. Das alles und anderes wird novellistisch aufgebauht, romantisch ausgeschmückt, wird dann gedruckt, tausendfach im Lande verbreitet zur Unterhaltung und Erbauung für jung und alt. — Kann man das Menschengeschlecht systematischer zu Grunde richten?

Wie harmlos — weil nur für unser Geld und Gut gefährlich —

sind dagegen die geistreichen Beutelschneidereien der Zeitungrubrik, welche unter dem Titel „Volkswirtschaftliches“ bekannt ist! Hier wird der Geldjäger nicht als Held hingestellt, hier gehabt er sich ganz wie ein simpler Mensch, der mit der rührenden Sorge um das Wohl anderer erfüllt ist.

Ich meine hiermit nicht jene kleineren Blätter, welche die gute Absicht haben, ihren Lesern ein aufrichtiger Rathgeber im wirtschaftlichen Leben zu sein. Ich meine vielmehr jene großen Blätter, deren volkswirtschaftliches Um und Auf die Börse ist. Von solchen Blättern kann man im vollsten Sinne sagen: Die Zeitung lehrt nicht denken, nicht arbeiten, sie lehrt schwagen, speculieren und spielen.

Von der Zeitungskritik in Kunst- und Literatursachen soll hier gar nicht gesprochen werden.

Der reellste Theil der Zeitung ist der Inseratentheil. Da wird ehrlich gefeilscht, ehrlich übertrieben, ehrlich gelogen. Die praktischere Frau ist es, welche diesen Theil mit Vorliebe liest und daraus ihren Nutzen zu ziehen weiß. Auch ich ergehe mich manchmal gerne in dieser Markthalle und horche dem Geschrei. Wenn der Hauseigentümer nur auch immer so freimüthig wäre, wie der Mietling, denn: wir wollen ein Geschäft machen! Das ist endlich das politische und sociale Hauptprogramm. Eingesteh't's nur der Inserent. —

Die Zeitung von heute hat sich angemacht, alle andere Schrift entbehrlich zu machen, selbst alles sein zu wollen. Dieser Aufgabe ist sie nicht gewachsen. Und ob die hier ange deuteten Schäden von den auch nicht zu leugnenden Vorzügen und Vortheilen aufgewogen werden, ist fraglich.

Eine ausgesprochene Erscheinung geistiger Krankheit unserer Leute liegt in der Sucht, in der Zeitung ihren Namen gedruckt sehen zu wollen. Jeder weiß, was daran ist, weiß, daß es auf ihn selbst gar keinen

Eindruck, keinen besonderen Respekt oder dergleichen macht, wenn er den Namen eines anderen, zum Beispiel eines Bekannten in der Zeitung findet, ja er entbricht sich nicht einmal, gerade dasselbe Stück Papier zu den untergeordnetsten Zwecken zu verwenden; und doch zittert er selbst ordentlich darnach, auch irgendwo „so drinnen zu stehen“. Zeitungsrühm -- Eintagsfliegenrühm! Wenn heute die Zeitung eine Eintagsfliege einen Adler nennt, so ist morgen alles wieder ausgeglichen, die Eintagsfliege ist nicht mehr, das Zeitungblatt ist nicht mehr, der Adler ist nie gewesen.

Und eben in der Voraussetzung, daß die heutige Zeitung morgen vergessen ist, sündigen die Zeitungsschreiber manchmal so dreist darauf los. Nichts ist mehr der Controle ausgesetzt und bei nichts wird die Controle weniger geübt, als bei der Zeitung, sie wird im ganzen eben nicht ernst genommen. Den meisten gilt sie als Mittel zur Zerstreuung, dessen man sich in gewöhnlichen Zeitläuften mehr aus Gewohnheit bedient, denn aus Bedürfnis. Wie leicht man dieser Gewohnheit aber vergessen kann, das weiß jeder, der auf Reisen gewesen, oder mit ganzer Energie eine große Lebensaufgabe vollführt oder der von schwerem Leide betroffen worden. Er wird zu solcher Zeit an nichts weniger denken, als an das Zeitunglesen. —

O, lieber Poet! wird man mir zurufen, du bist ja selbst zum Theile durch die Zeitungen bekannt geworden, hängt selbst an ihnen, mehr als du glaubst, bist in deinen schwachen Stunden selbst manchmal ein bißchen Zeitungsschreiber, du schneidest ja den Ast ab, auf dem du sitzt. — Das ist

nicht unwahr. Doch jagte ich schon manchen Ast ab, auf dem ich gesessen, ohne mich bisher todtgefallen zu haben. Poeten sind leichte Leute, auf welche die Erde wenig Zugkraft übt — sie bleiben fast allemal oben. Und selbst um die Gefahr des Purzelus dürfte ich Gedanken nicht verschweigen, die mir so wichtig scheinen, als die vorstehenden. Sie sind eben nur eine persönliche Meinung, die auszusprechen jeder das Recht hat. Ich denke mir eben, wenn die Zeitung schon den Schriftsteller kritisiert, warum soll der Schriftsteller nicht auch einmal die Zeitung kritisieren! Nichts für ungut. Vielleicht regt die Meinung, selbst wenn sie unrichtig sein sollte, manchen zur Prüfung des Gegenstandes an, dann hat sie ihren Zweck erfüllt.

Das hier über die Zeitung Gesagte will natürlich nicht für alle Blätter gelten. Auch kann man für die angedeuteten Zustände nicht den einzelnen Journalisten verantwortlich machen, obzwar gesagt werden muß, daß er dem stets niedrigen Geschmade der Menge, der Halbbildung, und manchmal vielleicht auch seiner Neigung zu sehr nachgibt. Nun, jede Zeit hat die Zeitung, die sie braucht und verdient. Erst ein anderer Zeitgeist — und möglicherweise ist er nicht mehr ferne — wird eine andere Zeitung schaffen.

Die Zeitung muß und wird reformiert werden. Denn sie ist unleugbar in der gegenwärtigen Einrichtung eine absolute Nothwendigkeit. Und wie ich mir die reformierte Zeitung denke, darüber ein anderesmal. Ich hoffe, wir werden uns verstehen.

V. A. Rosegger.

Eruste Gedanken.

Welche große Seele birgt oft der rauheste
Körper,
Während im zierlichsten Leib schlägt ein
erbärmliches Herz!

Hoffe! Der schönste Anker des Lebens bleibt
immer die Hoffnung,
Wenn du diese verlierst, bist du verloren
der Welt.

Wenn aus tausenden Menschen sich zwei
zusammen gefunden,
Folge dem schönen Verein immer die schönere
That.

Sehet den Helden, der stolz so vieler Siege
sich rühmte,
Aber sich selber hat er niemals im Leben
besiegt.

Niemand ist ganz ohne Fehle,
Der auf Erden lebt und weht,
Doch bedauernswert die Seele,
Die nicht nach Vollendung strebt.

Richard Kraftel.

Das Gastmahl des Emporkömmlings.

Ein Sittenbild aus dem alten Rom.

In die Zeit, wo im alten Rom
der Übermuth der Freigelassenen
am höchsten war, führt uns ein
römischer Roman, der wahrscheinlich
zur Zeit Neros geschrieben worden
ist: Die Satiren des Pe-
tronus Arbitar.

Die Bruchstücke des Romanes sind
ebenso ausgezeichnet durch Geist, Witz
und Eleganz der Form, wie durch
zügellose Frechheit. Es ist die Odyssee
zweier Freigelassenen, Encolpius und
Ascyltos. Zwischen widerlichen Bil-
dern der Unzucht stehen umfangreiche
Heldengedichte, geistvolle Verspottungen
von Gedichten des Nero, und ein so
köstliches Sittenbild, wie das Gastmahl
des Trimalchio. Auf ihren Irrfahrten
sind die Abenteurer nämlich nach Cumä
gekommen und folgen in der üppigen

Stadt der Einladung eines ihrer
reichsten Bürger, des Trimalchio.
Auch dieser ist ein Freigelassener. Der
ganze Roman ist ja geradezu ein
Freigelassenenroman. Die beiden Helden
sind Freigelassene, ihre Freunde und
Freundinnen gehören demselben Stande
an, und an Trimalchios Tafel sind
die besten Plätze von Freigelassenen
eingenommen.

Da ist zunächst der Hausherr selbst.
Trimalchio — schon der Name deutet
auf seine semitische Abstammung und
seinen Progenisinn hin — ist als Knabe
aus Asien nach Rom gekommen. Vier-
zehn Jahre lang war er der „Liebling“
seines Herrn, und er gesteht dies auch
ganz offen ein, denn, so meint er,
„was der Herr befiehlt, ist keine Schande.
Ich befriedigte aber auch meine Herrin.“

Ihr wißt, was ich meine. Ich schweige, weil ich nicht zu den Prahlern gehöre. Übrigens wurde ich mit göttlicher Hilfe (ich bekam die Cassiererstelle) Herr im Hause, und mir nichts dir nichts hatte ich den Principal in der Tasche. Um's kurz zu machen, er setzte mich zum Miterben des Kaisers ein, und ich bekam ein anständiges Vermögen". Nun trat er, etwa fünfzigjährig, als Handelsherr auf. „Ich baute fünf Schiffe, lud Wein — und damals war er Gold wert — und schickte sie nach Rom.“ Aber alle Schiffe litten Schiffbruch. „Thatsache“, erzählt er, „keine Erfindung. An einem Tage schluckte der alte Neptun dreißig Millionen. Glaubt ihr, daß ich die Courage verlor? Nein, meiner Treu, ich merkte den Verlust gar nicht. Ich baute andere, größere, bessere und glücklichere. Ich lud wieder Wein, Pökelfleisch, Parfümerien, Sklaven. Was die Götter wollen, geschieht schnell. Mit einer Fahrt schlug ich zehn Millionen zusammen. Sofort kaufte ich alle Besitzungen zurück, die meinem früheren Herrn gehört hatten. Ich baute ein Haus, kaufte Wagen und Pferde, Sklaven. Was ich anrührte, gieng in die Höhe wie auf Hesen. Wie ich mehr hatte, als meine ganze Vaterstadt — einen Strich gemacht! Ich zog mich vom Handel zurück und trieb“ — Geldgeschäjtchen! Und da er nun selbst ein vornehmer Herr geworden ist, läßt er seine Freigelassenen für sich wuchern. Den Adel hat er zwar noch nicht bekommen, aber als Sevir Augustalis verwaltet er sogar ein priesterliches Amt, und sein Vermögen wächst noch immer. Er weiß gar nicht, wie viel er hat, so reich ist er. Er hat Besitzungen von Campanien bis nach Apulien hin und gedenkt sich auch in Sicilien anzukaufen, um bei einer Reise nach Afrika ganz durch eigenes Land fahren zu können. Und seine Güter sind von den besten. Er braucht nichts zu kaufen. Alles wächst auf seinem eignen Boden, Wolle,

Pomeranzen, Pfeffer, ja sogar attischer Honig, denn er hat sich Bienen von Athen bringen lassen, und Champignon-samen soll ihm aus Indien geschickt werden. Sein neuer Palast hat vier Speisesäle, zwanzig Schlafzimmer, zwei mit Marmor ausgelegte Colonnaden, zahlreiche Slavengelasse und Gastzimmer und, so prahlt er, zwei Bibliotheken, eine griechische und eine lateinische. Denn er wird zwar, wie man später ausdrücklich auf seinem Grabmal bemerken soll, dreißig Millionen hinterlassen und hat nie einen Philosophen gehört, aber er verachtet die Wissenschaft keineswegs. Zum Hausgebrauch hat er genug Bildung, und er läßt gern seine Weisheit hören. So erzähle er den staunenden Gästen von dem Ursprunge des berühmten korinthischen Erzes, das sich damals, als Hannibal, dieser schlaue Bursche und große Spigbube, das reiche Troja verbrannte, aus der Mischung der im Feuer schmelzenden bronzenen, silbernen und goldnen Kunstwerke gebildet hätte. Von diesem entsephlichen Kriege erzählt bekanntlich Homer, daß er wegen der Helena, der Schwester des Diomedes und Ganymedes, entstanden wäre, denn Agamemnon hätte das Mädchen geraubt und der Diana dafür eine Hirschkub untergeschoben. Auch die in Silber getriebenen Darstellungen an seinen Bechern weiß Trimalchio sinnvoll zu deuten: Cassandra tödtet ihre Söhne, und Niobe wird von Dädalus ins troiaische Pferd eingeschlossen. Noch gehaltvoller sind die Urtheile, die der alte Herr über die Dichtkunst fällt. Nach seiner Meinung, die bei den Gästen jubelnden Beifall findet, ist unter allen Dichtern Mopsus aus Thracien der größte, Cicero der beredteste, Publilius Syrus der moralischeste. Was er freilich unter Moral versteht, ist nicht ganz klar. Seine eigene Moral ist sehr brüchig. Die höchste sittliche Anschauung, zu der er emporgedrungen ist, heißt: „Viel Geld, viel Ehr“, oder um mit

feinen eignen Worten zu sprechen: „Habe einen As, so giltst du einen As; was du hast, dafür wirst du gelten.“

Trimalchios' Freunde sind vom gleichen Schlage. Auch sie sind aus dem Sumpfe des Sklavenlebens auf allerlei unsauberem Wege emporkommen, sie sind, wie einer von ihnen offenherzig bemerkt, gewachsen wie auf Mist. Geld, Weiber, gut Essen und gut Trinken, nicht zu selten ein Gladiatorenspielchen und eine lustige Posse im Theater oder ein unzünftiges Tänzchen — das füllt ihr Leben und dünkt ihnen besser, als alle „Mathematiken und Ästhetiken und all der andere Unsinn“. Den „heiligen Greifzu“ verehrt auch Trimalchios' Mitfreigelassener Hermeros, der sich — ein beißender Spott auf den neubackenen Geldadel der Hauptstadt — „königlichen“ Geblütes rühmt. „Die ganze Gelehrsamkeit“, meint er, „ist reiner Quark, und sieht man sich die Studierten näher an, so findet man, daß keiner einen Dreier wert ist.“ Nur wo die Wissenschaft zum Geschäfte wird, da wächst auch ihre Achtung, und voller Bewunderung blickt Echion, der Fabrikant der Lappendecken, auf den Rechtsanwalt Phileros, den er noch gekannt hat, als er Säcke schleppte, und der sich jetzt sogar gegen den beliebtesten Anwalt der Stadt breit macht. „Ja, ja“, ruft er endlich aus, „Bildung ist ein Schatz, und was man gelernt hat, das bleibt ewig.“ Geld und Habe dagegen kann einem verloren gehen. Darum muß man genießen, so lange man reich ist, Erlaubtes und Unerlaubtes. Das ist ja doch das Einzige, was man von dieser Welt mit sich nimmt. Leicht kann man verarmen, wie Julius Proculus, der doch ein so anständiges Geschäft betrieben hat. „Er war Begräbnisunternehmer. Er pflegte zu speisen wie ein König: Wildschweine in der Decke, Conditoraufsätze, Geflügel, Köche, Conditoren! Unter den Tisch wurde

mehr Wein gegossen, als mancher im Keller hat.“ Auch Habinnas, der Inhaber einer Steinmehlenwerkstatt und Trimalchios' würdiger Freund, liebt es, sich gehörig anzufeuchten, besonders bei dieser Kälte, denn ein warmer Trunk, meint ein anderer, ist wie ein Schneider, der einem einen dicken Rock schafft.

Die innere Gemeinheit und Pöbelhaftigkeit und die Urtheils- und Geschmacklosigkeit dieser Emporkömmlinge bilden zu der Pracht, die sie umgibt, und zu ihrem prohenhaften Auftreten einen köstlichen Gegensatz. Drollig ist schon die Schilderung, wie die beiden Helden des Romans den Trimalchios zum erstenmale sehen. Sie erblicken in der Badeanstalt einen kahlköpfigen alten Herrn, mit Pantoffeln bekleidet und in ein rothes Gewand gehüllt, umgeben von schön gelockten Knaben, mit denen er Ball spielt. Fällt dabei einer der grünen Bälle zu Boden, so darf er ja nicht aufgehoben und weiter geworfen werden. Das wäre ja plebejisch! Er muß liegen bleiben, und ein Eunuch, der dabeisteht, hat das Amt, die auf die Erde gefallenen Bälle zu zählen. Ein zweiter Eunuch hält einen silbernen Nachtopf bereit, und wenn der Herr mit den Fingern schnalzt, hält er ihm das Gefäß unter, während jener zu spielen fortfährt. Das ist Trimalchios! Ganz voll von Bewunderung, folgen ihm die beiden Abenteuerer in den Palast, wandern durch die mit Gemälden geschmückten Gänge in den Speisesaal und nehmen mit den anderen Gästen platz.

Die ganze Dienerschaft scheint aus Sängern zu bestehen. Auf jede Frage antwortet gellender Gesang. Man könnte glauben, im Theater bei der Aufführung einer Pantomime mit Chorbegleitung, nicht im Speisesaal eines Wohnhauses zu sein. Zuerst fehlt Trimalchios noch. Nach einer neuen Mode bleibt für ihn der erste Platz leer. Erst als den Gästen grüne

und schwarze Oliven, gebratene Haselmäuschen, heiße Würstchen, Damascenerpflaumen und Granatäpfel als Vorspeise vorgesezt worden sind, läßt er sich unter den Klängen eines Orchesters hereintragen. Sein Anblick ist so wunderbar, daß die beiden Schelme das Lachen kaum verbeißen können. Er streckt seinen glattrasierten Kopf aus einem scharlachrothen Schlafrock heraus, und um den mit Zeug bepackten Hals hat er noch ein Tuch mit breiter rother Borte und links und rechts herabhängenden Fransen gelegt; Ringe und Ketten von Gold und Elfenbein schmücken seine Finger und seinen rechten Arm.

Er entschuldigt sein Zuspätkommen mit den Worten, eigentlich hätte er überhaupt noch keine Lust gehabt, zum Essen zu kommen, aber um seine Gäste nicht länger aufzuhalten, hätte er auf sein Behagen verzichtet. Nun will er aber wenigstens sein Würfelspiel noch beenden, und er spielt mit knotigen Spässen. Bald wird der zweite Gang der Vorkost aufgetragen, eine hölzerne Henne, unter deren Flügeln Pfaueneier liegen, die aus Mehlteig geformt sind, und von denen jedes eine fette Feigenschnecke in gepfeffertem Eiertotter enthält. Bei diesem Lederbissen unterbricht Trimalchio endlich sein Spiel. Als dann ein Slave beim Abräumen eine silberne Schüssel zu Boden fallen läßt und rasch wieder aufhebt, befiehlt der Herr, den Ungeschickten zu ohrfeigen und die Schüssel wieder hinzuwerfen. Sie wird mit dem Keßricht hinausgefegt. Nun gibt es auch besseren Wein, „hundertjährigen“ Falerner, und der Hausherr macht seine Gäste besonders darauf aufmerksam: „Gestern“ — meint er — „setzte ich nicht so guten vor, und es speisten doch viel anständigere Leute bei mir.“

Ganz wunderbar ist der dritte Gang des Voressens. Auf einem runden Speisebrett sind auf den Bildern der zwölf Himmelszeichen verschiedene

Gerichte aufgetischt, auf dem Widder Widdererbsen, auf dem Stier ein Stück Rindfleisch, auf dem Löwen eine afrikanische Feige und auf den anderen Bildern andere geringe Speisen mehr, so daß die Gäste etwas verstimmt werden. Da befiehlt Trimalchio plötzlich: „Ich schlage vor, die Mahlzeit zu beginnen“, und unter Orchesterbegleitung bringen vier Diener fettes Geflügel und Sauenter, einen mit Flügeln ausgestatteten Hasen, der wie ein kleiner Pegasus aussieht, und Fische in einer gepfefferten Brühe. Erreut fallen die Gäste über die guten Dinge her. Dann findet Encolpius Zeit, seinen Nachbarn Permeros zu fragen, wer denn die Frau sei, die fortwährend geschäftig hin- und herläuft. „Trimalchios Gemahlin“ — ist die Antwort — „sie heißt Fortunata, eine, die das Geld mit dem Scheffel mißt. Und ganz vor kurzem, was war sie da? Mit Respect zu sagen, du hättest nicht ein Stück Brot aus ihrer Hand genommen. Jetzt ist sie, Gott weiß wie und warum, Nummer eins geworden und Trimalchios rechte Hand. Sie ist nüchtern, genügsam, weiß guten Rath, hat aber eine böse Zunge — eine rechte Sofaelster“. Noch zärtlichere Beinamen erhält sie von Trimalchio selbst. Er nennt sie gelegentlich eine Gassenmusikantin, die er vom Gerüst auf dem Sklavenmarkt heruntergeholt hat, seine Viper, seine Schnarchliese und seine Commissprinzessin.

Die Unterhaltung der Gäste, die dem Weine tüchtig zusprechen, wird immer munterer, da wird unter gewaltigem Palali und unter dem Gebell lakonischer Hunde der zweite Gang der Hauptmahlzeit aufgetragen, ein riesiger Eber, um den kleine Ferkelchen aus hartem Gebäck liegen. Ein bärtiger Kerl mit Binden um die Beine und einem Jagdmantelchen stößt dem Eber sein Jagdmesser in die Seite, worauf sogleich lebende Krametsvögel hervorspringen. Als Zukost werden die

Vögelchen rasch an Leimruthen gefangen und gebraten, außerdem werden frische und getrocknete Datteln vertheilt, die in zwei kleinen Körbchen an den Mauern des Ebers aufgehängt gewesen sind. Nach diesem Gange erhebt sich Trimalchio, um auf den Nachtstuhl zu gehen. Nach geraumer Weile zurückgekehrt, bittet er seine Gäste, es ihm nicht übel zu nehmen, seit mehreren Tagen sei sein Leib nicht in Ordnung. Aber Granatäpfelschale und Kien in Essig haben ihm geholfen. „Übrigens brummt es mir um den Magen herum, man möchte denken es sei ein Ochs. Wenn also einer von euch seinerseits was machen will, so braucht er sich nicht zu genieren. Keiner von uns ist mit einem Verschluss zur Welt gekommen. Auch beim Essen halte ich keinen ab, sich Erleichterung zu verschaffen. Wenn mehr kommt, so steht draußen alles bereit: Wasser, Nachtstühle und die sonstigen kleinen Erfordernisse.“

Die beiden Freunde bersten fast vor Vergnügen und nehmen öfter einen Schluck Wein, um das Lachen zu unterdrücken. Aber sie haben den Gipfel der Genüsse noch nicht erklimmt. Nachdem man noch ein gewichtiges Schwein, das mit Blut- und Bratwürsten gefüllt ist, aufgetragen hat, tritt ein Schreiber an die Tafel und liest wie aus einem amtlichen Tagesanzeiger vor: „Am 26. Juli: Auf dem Landgute bei Cumä, das Trimalchio gehört, geboren dreißig Knaben, vierzig Mädchen. Von der Tenne auf den Speicher gebracht fünfhunderttausend Scheffel Weizen; fünfhundert Ochsen eingefahren. Am selben Tage: Der Slave Mithridates wurde ans Kreuz geschlagen, weil er den Genius unseres Herrn gelästert hatte. In die Casse abgeführt, was nicht angelegt werden konnte, Zehn Millionen Sesterzen“. Ja, der Reichthum des Hausherrn ist gewaltig groß. Und wie geschmackvoll sind die Überraschungen, die er seinen

Gästen bietet! Nachdem das Riesenschwein verzehrt worden ist, fordert er, der Trunkenheit schon sehr nahe, seine „Sofaelster“ zu einem unzüchtigen Tanz auf, wie sie ihn von früher her kennt, und beginnt selbst die Rolle eines beliebten Pantomimen nachzuahmen, und Fortunata muß ihn flüsternd darauf aufmerksam machen, daß dergleichen gemeine Possen zu seiner Würde nicht passten. Dann kommen endlich die Gaukler. Aber ihre Schaustellungen nehmen ein jähes Ende, denn ein Knabe stürzt von der Leiter und fällt auf Trimalchios Arm. Die Ärzte rennen herbei, und allen voran Fortunata mit aufgelöstem Haar. Der gequetschte Arm wird mit Wolle umwunden, der Knabe aber wird freigelassen, damit man nicht sagen könne, ein so großer Mann wie Trimalchio sei von einem Sklaven beschädigt worden.

Eine hereinstürmende Schaar von Griechen und Trojanern bringt den Gästen neuen Genuß. In ihrer Mitte wird ein gesottenes Kalb auf einer zweihundert Pfund schweren Silberschale aufgetragen, und ein Grieche zerstückelt den Braten mit einem Schwert, das er wie rasend um sich schwingt: das ist der rasende Niax unter den Viehherden der Achäer! Im Takt, bald mit scharfen, bald mit flachen Hieben fuchtend, spießt er die Stücke auf und vertheilt sie unter die erstaunten Gäste. Plötzlich erkracht der ganze Saal, die getäfelte Decke schiebt sich auseinander, und ein gewaltiger Reifen, an dem rund herum goldene Kränze und Flaschen wohlriechender Salben hängen, wird von oben herabgelassen. Die Gäste nehmen die Geschenke in Empfang und geben sich dann wieder dem Gelage hin. Es wird schwerer Wein gemischt, und Trimalchio befiehlt: „Wenn einer nicht nehmen will, gießt es ihm über den Kopf!“ Dabei werden Gespenstergeschichten erzählt, bei denen sich sogar dem lahmen Hausherrn die Haare auf

dem Kopfe sträuben. Immer neue Speisen werden gebracht: jedem Gast ein Masthuhn, dann Krammetsvögel aus feinem Weizenmehl, mit Rosinen und Nüssen gefüllt, Austern, und endlich eine gemästete Gans, Fische und allerlei Vögel, alles aus Schweinefleisch zubereitet. Denn Trimalchios Koch ist ein kunstreicher Mann. Es gibt keinen kostbareren Menschen. Wenn es verlangt wird, macht er aus dem Euter einer Sau einen Fisch, aus Pötelfleisch eine Wildtaube, aus Schinken ein Turteltäubchen und aus einem Hüftknochen eine Henne. Zur Belohnung erhält der Mensch, der nach Saucen und Gewürzen stinkt, auf Trimalchios Befehl einen Platz an der Tafel.

Man beschließt, bis Tagesanbruch bei Tische zu bleiben, und um den Rausch loszuwerden, verfügt man sich ins Badezimmer zu einem gemeinsamen Bade. Aber die Trunkenheit wird immer widerlicher und Trimalchios Benehmen immer

etelhafter. Dem Glend verfallen, gedenkt er mit heftigem Weinen seines Todes, und unter dem lauten Geheul seiner Gäste und der ganzen Dienerschaft wünscht er allen ein Lebewohl! Er streckt sich wie todt auf den Kissen aus, die Hornbläser tuten wie zu einem Begräbnisse, und ein Slave des Begräbnisunternehmers Julius Proculus bläst ein solches Fortissimo, daß die ganze Nachbarschaft aufwacht und die Feuerwehr in der Meinung, es brenne, mit Wasser und Urten in den Palast einbricht. Da wird es selbst den beiden Helden des Romans, diesen hartgesottenen Sündern, zu viel. Sie benutzen die günstige Gelegenheit und verschwinden ohne Abschied. —

Dieses, von den „Grenzboten“ mitgetheilte Sittenbild aus dem alten Rom, erinnert uns unwillkürlich an manche moderne Erscheinung. Wir wissen, wie das gewaltige Rom schließlich in seinem eigenen Fette erstickt ist. Wäre es erlaubt, daraus Schlüsse zu ziehen?

Ein Sprüchel.



Vergiss, was du hast,
Gedenke, was du bist,
Nimm den Himmel, wie du magst,
Und die Erde, wie sie ist. R.

Alte Briefe.

Von Max von Weiskenthurn.

Alte Briefe sind voll Weisheit.
Alte Freunde sind voll Treue.

Sieht man alte Briefe, so berührt dies die Seele ebenso wehmüthig wie ein Gang auf den Gottesader. Ein Friedhof begrabener Gefühle und Hoffnungen, dahingeschwundener Freuden und Schmerzen ersteht plötzlich vor unserem geistigen Auge, erweckt längst ausgeklungene Saiten, reißt vernarbte Wunden auf, belebt wehmüthsvolle, halb schlummernde Erinnerungen.

Wie mancher Hand, welche uns Worte der Liebe und Treue geschrieben, entfiel seither der Stift für immer, wie manches Auge, das Thränen umflort und bewegt auf den Zeilen geruht, die es absenden wollte, hat sich auf ewig geschlossen! Wie viele dahingeschwundenen Gestalten erstehen plötzlich aus ihren Gräbern und sprechen aus den vergilbten Blättern zu uns!

Heißes Weh bewegt die Seele, wenn man bedenkt, wie viel von dem, was gewesen, nie wiederkehrt! „Das Leben ist ein sich Hinüberpeinigen in das Jenseits“ sagt Ranpach, und nie empfindet man lebhafter die Wahrheit dieser Worte, als wenn die Briefe der Verbliebenen zu unseren Herzen sprechen und verkünden, was alles schon an unserem Gemüthsleben gerüttelt und wie viel davon wir überlebt haben, während wir dachten, es nicht ertragen zu können.

Ein verklärender Hauch umweht

solche Sendboten aus einer weit hinter uns liegenden Welt, wenn Jahre vergangen, seit wir sie zuletzt in Händen gehalten, wenn das Blut ruhiger fließen gelernt, die Aufregung, in der sie zuweilen gelesen wurden, sich gelegt hat. Worte, welche uns im Moment tief verletzten, klingen versöhnlich und sanft, wenn die Schleier des Todes sich darüber gelegt und mehr denn einmal fühlen wir uns von dem Wunsche beseelt, dem Schreiber die Hand zur Versöhnung bieten zu können; der aber ruht im stillen Erdengrunde und weiß nichts von unserer Reue, unserem Leid.

Im Mittelalter wurde bekanntlich unter der Bezeichnung „litera brevis“ jede öffentliche oder private Kundmachung verstanden, unser jetziger Sprachgebrauch weist den „Brief“ in das Privatleben und drückt dem „Schreiben“ einen officiellen Charakter auf. Die ältesten Briefe, von denen die Geschichte zu erzählen weiß, wurden in Aegypten verfaßt, auch Homer erwähnt in der Ilias des Briefschreibens durch die Wachstafel, welche Proitos dem Bellerophon für Jobates gab; einer der ältesten deutsch geschriebenen Briefe dürfte jener Rupert von St. Gallens aus dem elften Jahrhundert sein. Man schrieb in alten Zeiten bekanntlich auf Stein, Holz oder Baumrinde, auch auf dem Bast der Papyrusstaude; Briefe sollen in ihrem Wesen einen Ersatz bieten für den mündlichen Verkehr, was ihnen allerdings nur in gerin-

gem Maße gelingt, wiewohl der zunehmende Briefwechsel als Gradmesser der Cultur angesehen zu werden verdient. Die berühmtesten Schriftsteller, Poeten und Gelehrte haben es nicht verschmäht, im Briefwechsel einen großen Theil ihres Wissens und Könnens, ihres Fühlens und Denkens niederzulegen, freilich oftmals ohne zu ahnen, daß eine solche Correspondenz gleichgestimmter Seelen früher oder später Gemeingut der Nationen werden könne, daß ein jeder sich herausnehme, dieselbe zu bekritteln und zu erörtern, zu zergliedern und zu analysieren.

Verschiedenartig pflegen die Blätter zu sein, welche bei einem Rückblicke uns durch die Finger gleiten! Da ein Schreiben aus zarter Kinderhand, das uns in seiner naiven Form von jugendlichen Schmerzen spricht, von einem im Institut verwehrtten Ausgange, von einer Strafe, welche die Erzieherin zu verhängen für gut befunden, von einem Theaterbesuch, der durch einen Hautausschlag verhindert wurde — und derlei mehr. Überschrift und Unterschrift weisen noch so recht deutlich die Schablone des „Briefstellers“ auf. „Liebe Mama“, „Liebe Tante“ oder „lieber Onkel“. „Es grüßt und küßt Dich Deine dankbare Tochter“ oder „Dein dankbarer Neffe“, „Deine gehorsame Nichte.“ Links das Datum und der Städtenamen, mit obligatem „Postscriptum“ und Radierung, denn unter dem fünfzehnten Lebensjahr gibt es keinen Brief ohne Radierung und Postscriptum.

Und was ist seither aus dem jungen Correspondenten geworden? Ein lebensmüder Mann, ein enttäuschtes, vom Kampfe um das tägliche Dasein geplagtes Weib, selten ein glücklicher Mensch. Oftmals hat ihm der Todesengel die Augen geschlossen, bevor sie des Schauens müde geworden, bevor der Ekel die Veranlassung gegeben, sie freiwillig zu-

zudrücken. Und je mehr man Umschau hält im Ringspiele des Lebens, desto überzeugungsfester kommt man zu der Gewissheit, daß nur, wer seinen letzten Athemzug gethan, ausruhen kann von der Heßjagd, welche man Leben nennt, dem einen eine Heßjagd der Freude, dem anderen ein physisches und moralisches, materielles und ethisches Ringen, das die Seele lähmt.

Ein Päckchen Briefe mit einer rosenrothen Schleife umwunden! Erinnerungen aus den Tagen der Jugend, das Sonett eines Primaners, die weltchmerzliche Liebeslegie eines Studenten, harmlose Huldigungen, die so unverfänglich waren, daß man sie später dem Manne, welchem man sich zu eigen gegeben, unbefangen zeigen konnte; man hat sie eben nur als Jugenderinnerung aufbewahrt, weniger des Gebers wegen, als, weil sie die Macht besaßen, Tage des harmlosen Lebensgenusses wieder vor die Seele zu zaubern, an die man später, wenn man deren Werth schätzen gelernt, erst recht gerne zurückdenkt. Daneben ein umfangreiches Packet Briefe „Seine Briefe“ — Schwüre ewiger Liebe und Treue, die sich im Laufe der Jahre in jedem Buchstaben als hundertfache Lüge erwiesen haben. Schön und gleichmäßig ist Zeile an Zeile gereiht, keine noch so geringfügige Unregelmäßigkeit in der Schrift läßt sich erspähen und unwillkürlich denkt man dabei an eine bemalte, geschminkte und gepuzte Ballschöne, deren tiefe Furchen in den Wangen, deren glanzlose Augen man erst gewahrt, wenn man ihr die Schminke von dem Gesichte, die Schönheitsmittel von den Wimpern und Lidern wischt. Lüge, Lüge und wieder Lüge, jedes Wort, das von Liebe sprach! Zudringliche Makkabäer, die nach Zahlung riefen, das war der Schlüssel, mit dem die Liebesmandoline gestimmt wurde! Und warum die Briefe nicht dem

Feuertode weihen? Weil man sie aufhebt als Warnungsstimme für die Tochter, wenn der Versucher auch an diese herantritt! — Als ob es da irgend eine Warnung gäbe, die von Nutzen sein könnte, als ob der Betreffende, um den es sich handelt, nicht stets und immer in den Augen des liebenden Mädchens, als eine Ausnahme seines Geschlechtes, als ein „Ritter sonder Furcht und Tadel“ angesehen zu werden verdient!

Aber nicht immer endet die Liebesharmonie mit schriller Dissonanz, oft sind die Briefe des Geliebten eine Reliquie, die heilig gehalten wird, weit über das Grab hinaus, wenn der unerbittliche Tod grausam auseinandergerissen, was im Leben eins gewesen, eine Reliquie, die wenigstens lindernde Thränen hervorzaubert, in einem Schmerze, für den es keine Heilung gibt.

Condolenzbriefe, Schreiben, in denen man Einladungen annimmt, sie ablehnt oder solche ergehen läßt, zumeist gehaltlose, banale Phrasendrescherei! Wer wahren Schmerz kennt, weiß, daß derselbe wortlos ist, er wagt es nicht, für denselben in beredter Sprache Ausdruck zu finden! Einladungen — der gesellschaftliche Drill ist nun einmal derart organisiert, daß man in der Regel mit dem wortreichsten Bedauern jene Einladungen zurückweist, die man auf keinen Fall annehmen möchte; in dem liebevollsten Tone solche Einladungen abfaßt, deren Annahme zum mindesten eine gesellschaftliche Plage sind.

Dankesbriefe — ein häßliches Capitel, in dem der Undank die

größte Rolle spielt; nichts vergißt sich leichter, nichts ist so lässig, wie die Erinnerung an empfangene Wohlthaten und von niemand kann man mit größerer Bestimmtheit auf mehr Undank gefaßt sein, wie von den Menschen, die verpflichtet wären, uns zu danken. Eine belustigende Satire sind daher auch die Dankesbriefe, vergleicht man sie mit der Handlungsweise ihrer Verfasser, die meist durchaus nicht mit dem Hand in Hand geht, was sie geschrieben.

Nichts wird im Leben schmähtlicher mißhandelt, als das Papier, dieses „Gebild aus Menschenhand!“ Könnte es Protest erheben gegen allen Mißbrauch, der durch die Feder mit demselben getrieben wird, besäße es die Fähigkeit zu revoltieren, so oft eine Unwahrheit, ein uncorrectes Gefühl auf demselben zum Ausdruck gebracht wird, wie viel bliebe da ungesagt, was jetzt die Kunde durch den Erdball macht!

Alte Briefe sind voll Weihe! Ja, in ihrer Vielgestalt und Verschiedenheit sind sie eine interessante, psychologische Studie, ein Lehrmittel, durch welches man die Menschen erkennen und auch milde beurtheilen lernt; eine Zerstreuung in Tagen der Einsamkeit, eine Zerstreuung, welche die Seele erhebt und niederdrückt zugleich; will man dieses Lehrmittel nur segensbringend wirken lassen, dann befolge man das alte Dictum, welches wahr bleiben wird, solange es Menschen gibt, mit ihren Schwächen und Fehlern:

„Nur was dir ein Heuchler schrieb
Sich verschwörend hoch und theuer,
Wirf, wenn dir dein Glaube lieb
An die Menschheit, rasch ins Feuer!“

Meine Meinung über die Berechtigung der Friedensfreunde.

Eine Plauderei, gehalten in der Versammlung der „Friedensfreunde“ zu Wien am 26. Mai 1892 von P. A. Hofegger.

Hochverehrte Versammlung!

Der Himmel muß eine Freude haben, wenn er heute niederschaut auf dieses Haus — auf eine Gemeinde von praktischen Idealisten. — Als solcher bin auch ich — obzwar leidend — aus Steiermark dahergelommen, um Euch allen zu sagen und zu wiederholen, daß ich Euer Kamerad bin.

Seit ich denken kann, habe ich immer gedacht: Die Kriege werden einmal abkommen, und diese meine Meinung ist die Meinung vieler und darum kann ich nur Ostgesagtes wiederholen. Erkenntnis fordert Bekenntnis, und je größer die Wahrheit ist, desto weniger braucht sie einen Schmuck.

Wenn dem Verein „Die Friedensfreunde“ alle Freunde des Friedens beitreten, so sind wir der größte Verein auf der Welt. Der Mensch — ob cultiviert oder roh — will vor allem leben, naturgemäß leben, und zur naturgemäßen Lebensweise gehört das Hin- und Herschießen mit Entlichergewehren und Kanonen nicht.

Der Krieg mag einmal zeitgemäß und naturnothwendig gewesen sein; aber muß er es auch bleiben? Die Sklaverei, die Völkerwanderung, die Inquisition und viele andere schlimme

Zustände, naturnothwendig waren sie zu ihrer Zeit, und doch haben sie aufgehört. Der Mensch entwickelt sich — aber nicht durch den Krieg. Sienge die Entwicklung durch Kriege vor sich, so müßten Thiergeschlechter, die auf Kriegsfuß leben, es auch schon zu etwas gebracht haben. Aber der Haifisch im Meere und der Geier in den Lüften lebt heute genau wie vor sechstausend Jahren, und der Fuchs und der Tiger und das Krokodil haben seit dieser Zeit nichts gelernt und nichts vergessen. Wenn der Krieg, wie sie gerne sagen, der Vater großer Tugenden wäre, so müßten die Menschen vor lauter Morden und Brennen seit Jahrtausenden schon bald Heilige oder Götter sein. Sie sind es einigermaßen noch nicht. Also einmal ein neuer Kurs — vielleicht geht es besser. Nein, nicht die rohe Gewalt fördert die Entwicklung, sondern der Idealismus.

„Was Großes auf Erden geschehen, vollbrachten die Schwärmer“, sagt Hamerling, der auch bewiesen hat, wie man ein treuer Sohn seines Volkes und ein weltumfassender Menschenfreund sein kann.

Auch uns heißen sie Schwärmer, und mit Recht, wir schwärmen für den Frieden.

Gegner pflegen uns den Rath zu geben, doch auch den Russen und den

Franzosen Friedensliebe zu predigen. Wir danken schön für dieses Glaubenmachenwollen, als möchten wir nur u n s e r Vaterland allein bewegen, abzurüsten. Da wären wir ja Hochverräter vom Gut bis zum Stiefel.

Keiner ist unter uns, kein einziger, der zur Zeit der Noth sein Vaterland, sein Volk wehrlos lassen möchte. Fürs Vaterland alles, wenn es sein m u s s, auch den Krieg, auch den Tod!

Wir Friedensfreunde sagen heute also nicht: Legt die Waffen nieder! Aber dahinbringen wollen wir es dies- und jenseits der Grenzen, daß die Waffen je einmal niedergelegt werden dürfen. In diesen Tagen des Nationalitätengeistes haben wir freilich einen schweren Stand, wir glauben aber unserer Nation am meisten zu nützen, wenn wir ihr den Frieden zu erhalten suchen.

Daß der Angegriffene sich wehrt, — das muß er; Schmach ihm, wenn er's nicht thäte. Dreimal Schmach und Schande aber dem Angreifer! Kein Volk soll mit dem Friedensbrecher in Ehr und Wehr Gemeinschaft halten, er soll in Acht und Bann gethan sein von den übrigen Völkern, dann wollen wir sehen, ob er mit seiner physischen Uebermacht allein auskommt. — Für politische Streitigkeiten ein internationales Schiedsgericht! das fordern wir. Richten kommt nicht von: rächen, sondern von: richtigstellen. Und in diesem Sinne: Eine Weltgeschichte, ein Weltgericht!

Unsere Sache ist nicht von gestern auf heute und nicht von heute auf morgen. Ohne gerade Optimist zu sein, darf man behaupten: Unser Erfolg ist sicher. Doch wir, die wir heute hier versammelt sind, im Herzen Gerechtigkeit und Menschlichkeit, wir erleben ihn in seiner Ganzheit nicht. Andere werden unser Werk fortsetzen und wenn im nächsten Jahrhundert die Kriege sich nur um ein Drittheil verringern, so wird das ein großer

Erfolg sein. Und können die Friedensfreunde im Laufe des Jahrhunderts auch nur einen einzigen Feldzug verhindern, so gebührt ihnen ein größeres Denkmal, als Napoleon dem Welt-eroberer. Sie brauchen aber keins.

Heute ist unsere Aufgabe eine pädagogische. Wir müssen in den zehn Geboten die Einzahl „D u sollst nicht“ in die Mehrzahl übersetzen: „I h r sollt nicht stehlen! I h r sollt nicht rauben! I h r sollt nicht morden!“

Unsere größten Feinde sind die Gleichgiltigkeit der heutigen Welt für große ethische Angelegenheiten, die Gleichgiltigkeit für die Zukunft des Menschengeschlechtes — und die Verzweiflung an dem Menschen überhaupt. Den Idealismus, die Hoffnungsfreudigkeit wieder aufzurichten zu helfen, dazu laden wir ein: den Lehrstuhl, die Kanzel, die Schrift, die Kunst.

Nach meiner Meinung das allerwichtigste für uns ist, daß wir unter den Culturvölkern den Zweifel, die Muthlosigkeit an unserer Sache widerlegen, den Glauben an sie erwecken. Das, was man überall und überall aus ganzem Herzen wünscht, müssen wir anfangen zu glauben, daß es geschehen kann, dann muß es geschehen. Ihr geliebten Menschen, der Glaube thut alles. Er macht die Glücklosen selig; die Kranken gesund, die Schwachen stark, die Wilden zahm. Wer wird stärker sein als der Krieg? Der Glaube an den Frieden. Diesen Glauben an die Möglichkeit des beständigen Weltfriedens müssen wir haben und verbreiten in der Welt — damit ist vieles gethan.

Ich bin felsenfest davon überzeugt, daß die Menschen den Frieden finden, wenn sie ihn suchen.

Wir haben für unsere Bestrebungen mächtige Bundesgenossen. Wir haben an unserer Seite das Christenthum, auf dem ja angeblich unsere Civilisation ruht. Wie hat das Christenthum seine Weltherrschaft erlangt?

Durch das Schwert? Nein, durch die Palme. Und jene Kriege, die unbegreiflicherweise im Namen des Christenthums geführt worden sind, haben es nur geschwächt und entwürdigt. Der Glaube an seine Sendung hat das Christenthum groß gemacht — das können wir uns merken.

Ich kenne, nebenbei gesagt, einen Poeten, dessen Lebensanschauung die christliche ist. Z. B. ist er ein Feind altheidnischer Brutalität und moderner Brunnstucht; er verurtheilt die auf Kosten der Armut angesammelten Reichtümer und geht mit den Unterdrückten. Er verwirft den Racen- und den Völkerhass, hat Mitleid mit aller Creatur und ist Mitglied der Friedensfreunde. — Viele können diese haarsträubenden Verirrungen nicht begreifen und fragen den Poeten: warum? — Ja, weil er Christ ist, oder strebt, es zu sein. — Es gibt in unserer aufgeklärten Zeit nämlich immer noch einfältige Leute, welche das, was sie scheinen, auch sein wollen.

Einen anderen mächtigen Bundesgenossen haben wir an dem Menschenherzen überhaupt. Hass- und Rachegefühl in ihm sind vorübergehend, seine natürlichen Regungen sind Wohlwollen, Liebe, Mitleid.

Wir Modernen sind geboren zur friedlichen Arbeit, wir können unsere Tapferkeit bethätigen im Kampfe mit der äußeren und inneren Natur, in der Erfüllung nützlicher Berufspflichten, in der Liebe zum Nächsten. Solche Kämpfe sind mindestens so schwer, als das mechanische Hinschießen auf einen Feind, dessen Person uns gleichgiltig ist. Wir sind keine Helden, wie die Alten waren. Die Alten — Körperkraft! Todesverachtung! — Kämpfen und Bluten an und für sich haben sie für Tugenden gehalten. In wilder Leidenschaft haben sie gerungen Mann gegen Mann, Bahn um Bahn. Bei uns muß zu Kriegzeiten das persönliche Hassgefühl erst künstlich erzeugt werden; für uns kämpfen in

die Ferne hin die Waffen fast allein. Die alten Helden würden darob die Nase rümpfen. — Wir kämpfen nicht mehr aus Kampf- und Mordlust, sondern zumeist nur sehr nothgedrungen; daraus ersieht man, wie sehr die Natur durch die Civilisation sich geändert hat. Wir suchen unsere Tugenden anderswo, und wenn wir Krieg führen, so geschieht es stets für einen Vortheil, zumeist praktischer Natur.

Und der praktische Vortheil, das ist der dritte Bundesgenosse für unsere Friedensbestrebungen, und vielleicht gerade der beste Kamerad.

Wir verabscheuen den Krieg, weil er unmenschlich ist. Aber der moderne Mensch, der aufs Praktische und aufs Nützliche geht, mag den Krieg auch darum nicht, weil er zu viel kostet und zu wenig wert ist. — Gefällt ihm das, wenn die Friedenszeit nur eine Ruhepause sein soll? Die sogenannten Friedensjahre sind gerade gut genug, um sich von dem stattgefundenen Kriege zu erholen, oder sich auf den künftigen vorzubereiten. Und dafür unsere hohe Cultur, unser Wissen und Können, unser Menschenstolz?

Der allermächtigste Bundesgenosse der Friedensfreunde aber — ist der Krieg selbst. Der nächste Krieg, von dem sie ja sagen, daß er unausbleiblich ist, wird uns mehr Leute zuführen, als es die größte Propaganda vermöchte.

Und wenn sich denn alles Maßgebende für den Frieden ausspricht: die Natur, die Gesittung, die Religion, die Philosophie, der Vortheil — warum sollte er nicht möglich sein? — Wenn aber der Krieg, wie sie sagen, unausrottbar ist, dann ist dieses Leben nicht wert, daß man ihn führt.

Nein, wir glauben an die Menschheit und bleiben ihr treu. Ohne Unterlaß und in Demuth wollen wir

— jeder in seinem Kreise und nach seiner Weise — arbeiten für unser heiliges Ziel. — Die Wucht der Vorurtheile macht uns nicht muthlos. Oder soll die Gegenwart eine Sclavin der Vergangenheit bleiben? Nein, die Gegenwart sei die Mutter der Zukunft. Die gütige Mutter eines glücklicheren Geschlechtes.

Das ist meine Überzeugung, vielleicht auch die Euere. Sie weiter und weiter zu verpflanzen, das ist unsere Aufgabe.

Indem ich nun, hochberehrte Anwesende, für Euere Nachsicht und Geduld Dank sage, sei meine Betrachtung beschlossen mit einem Gedichtlein von Karl Stieler:

A Bauer hat drei Buabn im Feld,
Dö lossn gor nix hörn;
Dös falln auf, er geht in d Stodt,
Und frogg in da Kasern:

„Wie geht's mein Toni?“ hot er gfrogg,
Den hot er gern vor olln;
Do schauns n on und sogn schön stad:
„Der is bei Wörth drein gfohn.“

„Oh mein Gott, na! — Und unser Hons?“
„Der is mit siebzig Mann
Bei Sedangfohn.“ — „Und — da Sepp?“
„Der liegt bei Orleans.“

Der Olti sogg ka Wort und geht.
Er holt't sich on ban Kostn,
Ban Stuhl, ban Thürgschloss, ba der
Stiagn —
Er muass a wenkerl rosn.

Selm afn Staffel, grad vorn Haus,
Selm is er niedergessn.
Er holt't sein Quat noh in da Hond,
Hot schier af olls vageßn.

Es gehn und fohrn viel tausend Leut,
Viel hundert Wagn vabei,
Da Boda sigt no allaweil durt:
„— Drei Buabn — und olli drei!“

Auf der Alm, da gibt's ka Sünd.

Volkslied.

Von der Alpe schaut ein Haus
Still und öd ins Thal hinaus,
Drinne haust mit muntrem Sinn
Eine schöne Sennerin.

Sennerin singt manches Lied,
Wenn durchs Thal der Nebel zieht.
Horch! Dann klingl's durch Lust und Wind:
„Auf der Alma — auf der Alma,
Auf der Alma gibt's ka Sünd!“

Als ich jüngst auf schroffem Pfad
Ihrem Paradies genaht,
Trat sie flink zu mir heraus,
Bot als Herberg mir ihr Haus,
Fragt nicht lang, was ich hantier',
Setzt sich traulich gleich zu mir,
Singt ein Liedchen leis und lind:
„Auf der Alma — auf der Alma —
Auf der Alma gibt's ka Sünd.“

Als ich drauf am Morgen schied,
Hör' ich ferne noch ihr Lied;
Und zugleich mit Schmerz und Lust
Frag ich's heiß in meiner Brust,
Überall, wo ich auch bin,
Schwebt mir vor die Sennerin,
Und da klingl's durch Lust und Wind:
„Auf der Alma — auf der Alma —
Auf der Alma gibt's ka Sünd.“

Ein bißchen Schulmeisterei

über deutsche Sprachfehler und Modewörter von Dr. Gustav Wulmann.*)

Dass es Sprachmoden gibt, so gut wie Kleidermoden, und Modewörter so gut wie Modekleider, Modefarben und Modefrisuren, darüber kann wohl kein Zweifel sein. Es gibt Wörter und Redensarten, die alle Kennzeichen einer Modeschöpfung an sich tragen. Die Mode wird ja gemacht von Leuten, die gewöhnlich nicht den besten Geschmack haben. Oft ist sie so dumm, daß man sich ihre Entstehung kaum anders erklären kann, als daß man annimmt, der Fabrikant habe absichtlich etwas recht Dummes unter die Leute geworfen, um zu sehen, ob sie darauf hineinfallen würden. Natürlich fällt die ganze große Masse darauf hinein, denn Geschmack ist, wie Verstand, „stets bei wenigen nur gewesen“. Je dümmer, je besser. Zuletzt, wenn eine Mode so gemein (d. h. allgemein) geworden ist, daß sie auch dem Beschränktesten als das erscheint, was sie für den Einsichtigen von vornherein gewesen ist, als gemein (d. h. niedrig), verschwindet sie wieder, um einer anderen Platz zu machen, die dann denselben Lebenslauf hat. Vornehme Menschen halten sich stets von der Mode fern. Es gibt Frauen und Mädchen, die in ihrer Kleidung alles verschmähen, was

an die jeweilig herrschende Mode streift; und doch ist nichts in ihrem Äußeren, was man absonderlich oder gar altmodisch nennen könnte, sie erscheinen so modern als möglich und dabei doch so vornehm, daß alle Modegängchen sie darum beneiden könnten.

Genau so geht es mit gewissen Wörtern und Redensarten. Man hört oder liest ein Wort irgendwo zum erstenmale, bald darauf zum zweiten, dann kommt es öfter und öfter, und endlich führt es alle Welt im Munde, es wird so gemein, daß es selbst denen, die es eine Zeit lang mit Wonne mitgebraucht haben, widerwärtig wird, sie anfangen, sich darüber lustig zu machen, es gleichsam nur noch mit Gänsefüßchen brauchen, bis sie es endlich wieder fallen lassen. Aber es gibt immer auch eine kleine Anzahl von Leuten, die, sowie ein solches Wort auftaucht, von einem unbefiegligen Widerwillen davor ergriffen werden, es nicht über die Lippen, nicht aus der Feder bringen. Und da ist auch gar kein Zweifel möglich; wer überhaupt die Fähigkeit hat, solche Wörter zu erkennen, erkennt sie sofort und erkennt sie alle. Er sagt sich sofort:

*) Aus dessen ausgezeichnetem Werke: *Allerhand Sprachdummheiten. Kleine deutsche Grammatik des Zweifelhaften, des Falschen und des Hässlichen*. Bereits in 40.000 Exemplaren erschienen bei Fr. Wilh. Grunow. Leipzig.

dieses Wort nimmst du nie in den Mund, denn das wird Mode. Und wenn zwei oder drei zusammenkommen, die den Modewörterabscheu theilen, und sie vergleichen ihre Liste, so zeigt sich, daß sie genau dieselben Wörter darauf haben — ein Beweis, daß es an den Wörtern liegt und nicht an den Menschen, wenn manche Menschen manche Wörter unausstehlich finden. Ihrer Ausdrucksweise merkt aber deshalb niemand an, daß sie die Wörter vermeiden, die klingt so modern wie möglich, kein Mensch vermißt die Modewörter drin. Leider begegnet es auch „ersten“ Schriftstellern nicht selten, daß sie auf Modewörter hineinfallen.

Vor etwa fünfundzwanzig Jahren kam aus Süddeutschland das schöne Wort *Bälde* auf. Es dauerte nicht lange, so waren alle Zeitungen voll davon; alles wurde als in *Bälde* bevorstehend angekündigt. Seit ein paar Jahren ist es vollständig wieder verschwunden. Es war ein richtiges Modewort. Ähnlich ist es mit *Tragweite* gegangen. Das dem Geschützwesen entlehnte Bild wurde in der Zeitung eine Zeit lang so massenhaft verwendet, es gab so viele Dinge von der größten, ja von ungeheurerer *Tragweite*, daß man es schließlich doch nicht mehr gut brauchen konnte, und so ist es allmählich wieder aus der Mode gekommen, von der Bildfläche verschwunden — auch so eine *Modephrase*. Wer 1870 und 1871 über den Krieg schrieb, ließ die deutschen Truppen nie anders als *Schulter an Schulter* kämpfen, als ob die deutsche Heereseinheit durch gar nichts anderes hätte ausgedrückt werden können. Jetzt spukt das nur noch gelegentlich in *Sedanfestreden*.*) Zu den neuesten *Zierden* des *Modedeutsch* gehört die

*) Wieviel hunderttausendmal ist Kaiser Wilhelm der Zweite nach seiner Thronbesteigung unser jugendlicher Kaiser genannt worden, obwohl man immer unseren jungen Kaiser meinte! Es war eben *Mode*.

Darbietung in der Sprache unserer Musikschreiber: die gelungenste *Darbietung* des Festabends — die *Darbietungen* des diesjährigen *Pensionsfondsconcerts* u. s. w.

Eine richtige *Modenarrheit* ist es, gewisse Hauptwörter jetzt stets durch einen substantivierten Infinitiv zu umschreiben, wenn's nicht manchmal bloße Dummheit ist! Das letzte ist wohl anzunehmen, wenn jemand statt *Ende* schreibt: das *Aufhören*, oder statt *Mangel*: das *Fehlen*. Eine *Modenarrheit* liegt aber ohne Zweifel in der Art, wie jetzt das *Wissen*, das *Können* und das *Wollen* gebraucht wird — Wörter wie *Kenntnis*, *Fähigkeit*, *Geschick*, *Absicht* scheinen ganz vergessen zu sein. Das *Wissen* fieng an: er hat ein ganz hervorragendes *Wissen*, jetzt spricht man aber auch schon von *dichterischem Wollen*, und in höchster Blüte steht das *Können*! Folgendes Gedicht mag das *Können* des Dichters veranschaulichen — das *Concert* lieferte einen glänzenden Beweis für das *künstlerische Können* des Vereines — *Beethoven* widmete ihr die *Cis-moll-Sonate*, kein geringes Zeugnis für das *musikalische Können* der Angebeteten — *Herr W.* hat damit eine neue Probe seines bedeutenden *gärtnerischen (?) Könnens* gegeben (es handelt sich um ein *Teppichbeet*) u. s. w. Es kann einem ganz schlimm und übel dabei werden.

Eine Menge von *Modewörtern* gibt es jetzt unter den *Adjectiven*. Dahin gehören zum Beispiel *eigenartig*, *unerfindlich*, *verläßlich*, *selbstlos*, *zielbewußt*, *unentwegt*, *erheblich* u. a. Für *eigenartig* sagte man früher *eigenthümlich*; jetzt scheint man unter *eigenthümlich* nur noch so viel wie *seltsam* oder *wunderlich* zu verstehen, alle Welt spreizt sich mit dem *neu-modischen eigenartig*. Statt *verläßlich* hieß es früher *zuverlässig*, statt *selbstlos* *uneigennützig*, oder etwas ähnliches. Die guten alten Wörter bestehen ruhig weiter, aber wer die

Mode mitmachen will, gebraucht sie nicht mehr, er gebraucht nur die Modewörter. Eine fürchterliche Dummheit ist unerfindlich (statt unbegreiflich). Erfinden und verstehen (oder begreifen) wird kein Mensch mit einander vertauschen; wie ist es also möglich, daß unerfindlich dasselbe bedeute wie unbegreiflich? Es ist eben Mode. Zu den großartigsten Modewörtern gehören erheblich, zielbewußt und unentwegt. Ein Vortrag, eine Rede, ein Toast bei einem Festessen ohne zielbewußt und unentwegt ist jetzt gar nicht denkbar. Und mit welcher Würde werden diese Wörter ausgesprochen! Die ärmsten, die keine Ahnung haben von dem Schalk, der mit am Tische sitzt und die Wörter nur mit Gänsefüßchen hört! Daß der massenhafte Verbrauch von erheblich und unerheblich den Leuten noch nicht zum Ekel geworden ist, ist unbegreiflich. Es ist das Lieblingsadjectiv aller Zeitungsschreiber, Juristen und Beamten. Früher sagte man bedeutend und unbedeutend, wichtig und unwichtig, wesentlich und unwesentlich. Daß alles bekommt man kaum mehr zu hören, jetzt ist alles erhepplich und unerhepplich — so nämlich muß man die Wörter aussprechen, wenn man die Mode richtig mitmachen will. *) Unsere Juristen erörtern jetzt lebhaft das Thema von den langzeitigen und kurzzeitigen Freiheitsstrafen. Als ob lang und kurz nicht mehr die Zeit bedeuten könnte! Wie haben's die Leute nur früher verstanden, wenn von einer langen oder von einer kurzen Gefängnisstrafe die Rede war? Oder von hohem Fieber, an dessen Stelle unsere Mediciner nur noch von hochgradigem reden?

Unter den Adverbien sind oder waren reine Modewörter, die über kurz oder lang wieder verschwinden

*) Andere dieser Modewörter müssen gequält und genäselst werden, um ihren ganzen Reiz zu entfalten, z. B. ägenärtig (eigenartig).

werden: bislang, selbstredend, naturgemäß (statt natürlich) und vor allem das wunderbare voll und ganz. Bislang (statt bisher) wurde in den Siebziger-Jahren von Hannover aus verbreitet und war binnen wenigen Jahren Modewort. Aber es wurde den Leuten bald zu viel, heute ist es ziemlich wieder vergessen. Ähnlich ist es mit selbstredend gegangen (statt selbstverständlich); es ist nur noch das Lieblingswort der Ladendiener und der Wein- und Cigarrenreisenden. Auch voll und ganz hat seinen Höhepunkt wohl hinter sich; es ist schon zu oft mit Gänsefüßchen gedruckt und — gesprochen worden (man kann es wirklich mit Gänsefüßchen sprechen, man braucht sich nur recht in die Brust zu werfen, die Unterlehle herauszudrücken und statt o ein schönes Gaumen-a zu sprechen: voll und ganz!), als daß es noch ganz unbefangen verwendet werden könnte. Aus dem Wortschatze des Ministers und des Reichsrathsabgeordneten ist es allmählich hinabgerutscht in den des kleinstädtischen Bürgermeisters und des Kriegsvereinsvorstehers; die wirken vielleicht noch eine Zeit lang damit bei ihrem Publicum. Inzwischen versuchen's andere noch eine Weile mit der Umstellung: ganz und voll, aber auch das will nicht mehr recht ziehen, ganz wie eine Kleidermode, die vorbei ist und die man auch durch Umsliden nicht mehr halten kann. Sehr beliebt wird es aber jetzt, voll allein zu brauchen, wo man früher vollständig sagte: dieser Auffassung kann ich voll beipflichten — überall deckt der Ausdruck voll den Gedanken — um die Tiefe seiner Auffassung voll zu würdigen — die deutschen Gemälde hielten den Vergleich mit den französischen voll aus u. s. w. Naturgemäß, oder vielmehr naturgemäß (denn es stammt unzweifelhaft aus Berlin) scheint noch im Aufsteigen begriffen zu sein. Mit welcher Schnelligkeit sich dieses Wort, das noch vor kurzem

nur in seiner eigentlichen Bedeutung gebraucht wurde (naturgemäß leben), an den Platz von natürlich (das heißt selbstverständlich) gedrängt hat, ist geradezu lächerlich. Naturgemäß ist die Studentenzeit zum Lernen bestimmt — die Wiedergabe durch Lichtdruck läßt naturgemäß manches unklar — die Sorge beginnt naturgemäß gleich bei der Aufnahme der Lehrlinge — anders wird gar nicht mehr geschrieben. Nun, es wird auch vorübergehen. Wenn wir erst so weit sein werden, daß der Gigerl naturgemäß für selbstredend braucht, dann wird das alte natürlich schon wieder in seine Rechte eingesetzt werden.

Unter den modischen Zeitwörtern nimmt augenblicklich gestatten den obersten Rang ein, erlauben ist ganz ins alte Eisen geworfen. Ich gestatte mir, gestatten Sie mir, darf ich mir gestatten — so geht es in Gesellschaft unaufhörlich herüber und hinüber. Auch der Student, der früher dem Freunde zutrank mit den Worten: ich komme dir ein Stück! erhebt sich jetzt feierlich, lüftet mit der Linken die Mütze, ergreift mit der Rechten das Glas am Deckel (!) und lispelt: ich gestatte mir!

Aber nicht immer handelt sich bei den Sprachmoden um neue oder in den Vordergrund geschobene Wörter; mitunter ist es nur ein neuer, einem alten Worte untergelegter Sinn, der in die Mode kommt. So brauchte man erhellen früher nur transitiv: die Lampe erhellt das Zimmer. Jetzt gilt es für fein, es intransitiv zu gebrauchen (für hervorgehen, sich ergeben): aus Vorstehendem erhellt — aus den Jahresberichten der Fabrikinspectoren erhellt — schon aus diesem flüchtigen Überblick dürfte die Bedeutung des Museums erhellen u. s. w. Ähnlich ist es mit eröffnen. Von einem Concert oder einer Versammlung sagte man früher und sagen verständige Menschen noch jetzt: sie werden

eröffnet. Der Sprachmodeaffe sagt nur noch: die Börse eröffnete flau — die Feier eröffnete mit einer Festrede — das Concert eröffnete mit Schumanns Manfredouvertüre. Unterstehen brauchte man früher nur reflexiv: sich etwas unterstehen; intransitiv sagte man getrennt: unter der Herrschaft stehen. Jetzt heißt es nur noch: der Herrschaft unterstehen. Ganz lächerlich gebraucht man jetzt vertreten sein, nämlich in dem Sinne von — anwesend sein, Dasein, vorhandensein: die Mitglieder waren beinahe vollzählig vertreten — im Stadtpark waren die Maitäfer dies Jahr nicht so zahlreich vertreten. Vertrauen verband man früher stets mit auf, ein Objectsatz dahinter war unerhört. Jetzt ist es fein, es wie hoffen und glauben zu behandeln und zu schreiben: das Ministerium vertraut, daß der eingerissene Mißbrauch bald wieder abgestellt sein wird — der Leser vertraue, daß wir bei der Feststellung des Textes die größte Vorsicht haben walten lassen. Ganz seltsam wird auslösen jetzt gebraucht. Früher verstand man darunter: einen durch ein Lösegeld befreien. Jetzt heißt es: der Dichter will uns nicht seine Gedanken aufnöthigen, sondern unsere eigenen Gedanken auslösen. Stammt das Wort in dieser geistreichen Anwendung vielleicht aus der Chemie? oder aus der Mechanik? Etwas Rechtes denken kann man sich nicht darunter. Die sich aller Augenblicke damit spreizen, denken sich wohl auch selber nicht viel dabei.

In anderen Fällen liegt die Modenarrheit in der Art der Zusammensetzung. Früher hoffte oder erwartete man etwas, jetzt wird alles erhofft. Auch ein Beweis wird nur noch erbracht (er!), während er früher gebracht oder geliefert wurde. Wenn eine Summe getheilt wird, so sagte man früher: es kommt oder fällt auf jeden einzelnen so und so viel; jetzt entfällt alles: auf den nationalliberalen

Candidaten entfielen 3500 Stimmen — bei Zerlegung des Wochengeldes entfällt auf den Kopf nur ein geringer Betrag u. s. w. Wem entfällt er denn? Entfallen verlangt doch die Angabe der Person, der etwas entfällt! Aber auch für wegfallen wird es jetzt sein, entfallen zu sagen: mit der Socialdemokratie entfällt auch die Nothwendigkeit argwöhnischer Überwachung des Volkes — die griechischen Exercitia können beschränkt werden und in den obersten Classen ganz entfallen — es ist zu dumm! Von Sitten, Gebräuchen, Zuständen sagte man früher: sie haben sich gebildet, ausgebildet oder entwickelt; jetzt bilden sie sich nur noch heraus; schon lange vor Einführung der Buchdruckerkunst hatte sich bei der Kirche die Sitte herausgebildet — Wohertraus denn? der Ausdruck hat etwas so krampfhaftes, daß man die Sitte förmlich aus einem Krater hervorbrodeln sieht; am Ende sagen wir noch: hereinbilden statt einbilden, herabbilden statt abbilden u. ähnl. Bestellte Waren wurden früher, wenn sie fertig waren, geliefert oder abgeliefert; jetzt werden sie auch angeliefert, in Leipzig wenigstens. Für vorhergehen oder vorausgehen sagte man wohl auch früher schon in dichterisch oder rednerisch gehobener Sprache vorausgehen, für annehmen, wenn man sich recht feierlich ausdrücken wollte, entgegennehmen; der Kaiser nahm das Beglaubigungsschreiben eines auswärtigen Souveräns entgegen. Jetzt sind beides reine Modewörter geworden. Die Zeitungen reden von der der deutschen Gewerbeordnung vorausgegangnen preussischen Gewerbeordnung, und Geldbeiträge für öffentliche Sammlungen, Anmeldungen neuer Schüler, Inserate für die nächste Nummer, Bestellungen auf das nächste Quartal werden nur noch entgegengenommen. So geht es: ein Wort, das ursprünglich einen vornehmen Sinn haben sollte, wird plötzlich von Krethi und Plethi gebraucht und

ins Ordinäre gezogen, genau wie eine Kleidermode. In den Zeitungsberichten über „stattgefundene“ Gerichtsverhandlungen ist seit einigen Jahren das unsäglich alberne Wort vorbestrafen Mode geworden; täglich kann man lesen, daß ein schon zehnmal vorbestrafter Kellner oder ein schon fünfzehnmal vorbestrafter Kiemergeselle abermals auf der Anklagebank gesessen habe. Was ist denn das für eine besondere Art von Strafen: Vorstrafen? Was Vorgeschnack, Vorgeschichte, Vorfrühling, Voressen ist, das weiß man; aber Vorstrafen? Wenn jemand, ehe er geköpft wird, eine Stunde lang mit glühenden Zangen gezwickt würde, so könnte man das eine Vorstrafe nennen. Aber so etwas meinen doch die Berichtserstatter nicht. Das Vorstrafen gehört eben jetzt in ihren Modephrasensack, wie hunderterlei anderes auch. Nicht anders ist es mit dem Vorjahr, das jetzt ausschließlich für voriges Jahr gebraucht wird. Immer schreibt's einer dem andern nach, ohne einmal über den Unsinn nachzudenken. Die Leipziger Messe hat eine Vorwoche, d. h. eine Woche, die der Hauptwoche vorhergeht. Aber wie kann man jedes beliebige Jahr, das einem anderen vorhergegangen ist, dessen Vorjahr nennen? Dann könnte auch der Lehrer einmal seine Unterrichtsstunde beginnen: Wir haben in der Vorstunde von der Schlacht bei Salamis gesprochen.

Daß die Sprachmode wie die Kleidermode auch den Schwulst liebt, ist kein Wunder. Schon die bisherigen Beispiele haben es zum Theil gezeigt, aber es gibt noch schlimmere. Geld wird schon längst nicht mehr eingenommen und ausgegeben, sondern nur noch vereinnahmt und verausgabt. Eine Summe wird nicht mehr so und so hoch angeschlagen, sondern nur noch veranschlagt. Ein befähigter Junge heißt nicht mehr glücklich angelegt, sondern beanlagt oder ver-

anlagt. Procente werden nicht mehr abgezogen, sondern verabzugt. Lauter fürchterliche Wörter — aus dem Zeitwort erst ein Hauptwort gebildet und aus dem Hauptwort dann wieder ein neues Zeitwort! Freilich sind sie nicht schlimmer, als beauftragt, beansprucht (statt angesprochen), bevorzugt (statt vorgezogen), beeinflusst, bewerkstelligt u. a., an die wir uns längst gewöhnt haben, und die für feinfühligere Ohren bei ihrem ersten Auftauchen gewiß ebenso fürchterlich gewesen

sind, wie uns jetzt vereinnahmt und verabzugt. Aber es ist doch immer gut, sich einmal des Schwulstes bewußt zu werden. Nichts als unnöthiger Schwulst sind auch Zusammensetzungen, wie Vorahnung, Vorbedingung, Unrecht, Beihilfe, Rückerinnerung, Herabminderung u. s. w. Was sollen in diesen Wörtern die Präpositionen? kann man auch Bedingungen hinterher stellen? oder sich an etwas voraus erinnern? oder etwas hinaufmindern?

Pieder eines Handwerksburschen.

Von Rudolf Liebisch.*)

Scheidetrost.

Aa, morgen geh' ich wieder fort von hier —
Das willst du fassen nie!
Du schiltst mich einen schlechten
Wicht:

Zum Bleiben taugt der Bursche nicht,
Drum quäl' mich nicht, Marie!

Du bat'st um eine Lode mich,
Und freudig geb' ich sie.
Nun tilge deiner Thränen Spur —
Die Strümpfe trag' ich Sonntag nur,
Die du gestrickt, Marie!

Vergissmeinnicht.

Von dannen geh' ich morgen
Im frühen Dämmerlicht,
Doch brauch' ich nicht zu sorgen —
Vergessen werd' ich nicht!

Es wird mit feuchten Wangen,
Hoff' ich, im Kämmerlein,
Noch oft an mich mit Wangen
Denken die Liebste mein.

Und selbst, wenn sie auch leider
Ihr Treuversprechen bricht —
Die Waschfrau und der Schneider
Vergessen mich sicher nicht!

Des Meisters Tochter und ich!

Wir seh'n uns den ganzen Tag nicht an,
Des Meisters Tochter und ich,
Und kommt in die Werkstatt sie dann und
wann,
Thu' ich, als störe sie mich!

D'rob schmunzelt der Meister zu jeder
Frift:

„Du bist mir wie keiner wert —
Du bist ein Gesell, der fleißig ist,
Und nicht um die Mädchen sich scheert!“ —

— Wir sehen uns auch am Abend nicht,
Des Meisters Tochter und ich — :
In die Laube da dringt kein Schimmer
von Licht,
Wo wir tosen, herzlichlich!

Trutzlied.

O, laß sie nur höhnen und geisern,
Von giftigem Groll beschwert —
Je mehr sie wider dich eisern
Je höher steigt nur dein Wert.

Sie wissen auf krummen Pfaden
Nur immer einherzugeh'n!
Du aber wähltest den g'raden — ;
Sie werden dich nie versteh'n.

*) Aus „Arenz und Quer“. Verlag von Baumert & Ronge in Großenhain und Leipzig.

Je schlimmer sie sich geberden,
 Je fröhlicher schreite fürbass —
 Kein größeres Lob kann dir werden,
 Als deiner Neider Haß!

Manneswürde.

Nicht zaudernd sei dein Thun und Lassen,
 Nicht lau dein Lieben oder Hassen,
 In allem sei ein ganzer Mann.

Und was du muthig hast begonnen,
 Vollend' es, eh' die Zeit verronnen,
 Die deinem Werk nur dienen kann.

Denn wisse, eh' du dich's versehen,
 Kann eine Stunde dir vergehen,
 Die dir wohl tausend and're wert —
 Tiefenstes Wägen, kurzes Handeln,
 Der feste Sinn in Thun und Wandeln
 Ist's, was den Mann erst in dir ehrt!

Daniel Siebenstern.

Eine Sondergestalt von Heinrich Seidel*).

Es war eine echte, gerechte Sonnen-
 glut. Wer es mit oder ohne
 Opfer hatte möglich machen
 können, war aus Berlin verschwunden
 und lag an fernem Quellen im kühlen
 Schatten und pumpte sich den Staub
 aus Brust und Herzen, oder schluckte
 fremden Staub und fremde Hitze und
 bildete sich ein, Sommerfrische zu ge-
 nießen. Auf jeden Fall aber war er
 fort aus Berlin — und mein Verhäng-
 niß zwang mich zum Bleiben. Man
 könnte überhaupt viel angenehmer
 leben, wenn das „Verhängniß“ nicht
 wäre.

Eines Abends schlenderte ich auf-
 gelösten Geistes die Vellealliancestraße
 entlang, ohne Willen, ohne Vorsatz
 und ohne Lebenslust, das beklagens-
 werte Opfer widriger Pflichten — da
 leuchteten mir durch das eiserne Gitter
 des Kirchhofes grüne Bäume und
 Sträucher so verlockend entgegen, daß
 ich kurz entschlossen eintrat, in der

Hoffnung, dort ein wenig Kühlung
 zu finden. Dies schlug allerdings fehl,
 denn die allmächtige Sonne hatte auch
 in dem Schatten der Bäume brütende
 Schwüle verbreitet; allein es zog mich
 doch an, dieses Gräberfeld zu durch-
 wandern; es entsprach meiner Stim-
 mung und erleichterte meine Seele.
 Gebrochene Säulen, Kreuze und Stein-
 tafeln von allen Arten, dunkle, trüb-
 selige Cypressen und rankender Ephen,
 der alles umspinnt — wer kennt
 nicht den Charakter eines solchen
 Ortes! Ich gieng umher und las die
 Inschriften. Welch eine Unsumme von
 Tugend lag hier begraben! Mir giengen
 verschiedene ehrenwerte Personen durch
 den Sinn, die auch einmal hieher
 kommen werden. Und sie, die im
 Leben der Haß ihrer Nebenmenschen,
 die Qual ihrer Verwandten waren,
 an denen nichts vollkommen war als
 ihre Laster, sie werden hier ruhen als
 unvergessliche Väter, als geliebte Mütter,

*) Aus den prächtigen „Vorstadtgeschichten“ von Heinrich Seidel. Dritte ver-
 änderte Auflage. Leipzig. A. G. Liebeskind.

als musterhafte Bürger und ein Verzeichnis ihrer Tugenden wird vorhanden sein in Stein oder Erz zur Bewunderung nachfolgender Geschlechter. Es ist ein lügenhaftes Geschäft, Grabsteine zu fabricieren.

Die Schwüle des abgeschlossenen Raumes machte mich noch müder, als ich schon war. Ich setzte mich auf eine alte gebrechliche Bank in der Nähe eines mit Ephen umspinnenen Grabhügels und versenkte meine Blicke in dieses dunkelgrüne Kraut des Vergessens. Es waren wenig Menschen auf dem Kirchhof; in der Ferne saßen einige schwarzgekleidete Frauenzimmer an einem frischen Grabhügel, und die Leute des Kirchhofinspectors begossen geschäftsmäßig die ihrer Sorge anvertrauten Gräber. Das Geräusch der lebendigen Straße drang dumpf zu mir her; in der hohen Luft jagten sich die Thurmshwalben schrillend und schreiend, und wo die schräge Sonne das Gras noch durchglühte, zirpte kleines emsiges Gethier seinen Abendgesang. Es mochte wohl den Anschein haben, als säße ich dort versunken in trübselige Gedanken über die Vergänglichkeit alles Irdischen; allein ich will es nur gestehen: ich dachte an einen kühlen Keller und an Rheinwein auf Eis.

In diesem Augenblicke hörte ich eine dünne, fadenscheinige Stimme hinter mir sagen: „Sie sind wohl ein Verehrer von Chamisso, mein Herr?“

Ich hatte auf die leisen Schritte, welche sich mir näherten, nicht geachtet; jetzt wendete ich mich und sah einen kleinen, hageren, schwarzen Herrn hinter mir stehen, der den Blick von mir erläuternd auf das ephenüberante Grab wendete und zugleich mit der Spitze seines Stockes darauf hin zeigte. Ein merkwürdiger alter Herr mit einem gelblichen scharfen Antlitz, dem ein paar ganz unvorbereitete, plötzliche schwarze Augen einen seltsam starren Ausdruck gaben.

„Allerdings, mein Herr“, antwortete ich, „aber weshalb diese Frage?“

„Nun, da ist er ja“, sagte der Alte fast unwillig, indem er mit seinem Stock zweimal hastig auf das Grab hindeutete. Dann drückte er ihn zwischen die Knie, zog eine goldene Dose hervor und nahm eilfertig mit zitternden Fingern eine Prise. Ich sah, daß dieser Stock als Knopf einen silbernen Todtentopf trug, und kam auf die seltsame Idee, den Mann für einen Arzt zu halten, der in seinem Garten spazieren geht. Dies sprach ich aber nicht aus, sondern begab mich an das Grab, um es näher zu betrachten. Der Alte folgte mir und schob mit seinem Stock eifrig die Ephenranken fort, welche den einfachen Stein übertroffen hatten.

„Dies ist er, und dies ist seine Frau“, sagte er und deutete auf die beiden Inschriften, „ich habe ihn noch gekannt; das war ein Dichter auch dem Aussehen nach. Es sind hier noch mehr aus der Zeit, z. B. Hoffmann. Soll ich Ihnen Hoffmann zeigen?“

Und ohne meine Zustimmung abzuwarten, steuerte er mit der Sicherheit eines Menschen, der sich ganz zu Hause fühlt, quer über den Kirchhof auf kleinen Nichtsteigen zwischen den Gräbern, und ich folgte ihm, halb verwundert, halb neugierig, wie dies wohl ablaufen würde. Endlich stand er still und deutete auf eine flache Steintafel, welche aus einer ebenen, von der Sonne gedörrten Grasfläche emporging.

„Sie haben den Hügel einsinken lassen“, sagte er, „und die Tafel ist schief geworden.“ Dann las er mit einer gewissen Andacht die Inschrift:

E. T. W. Hoffmann

geb. Königsberg den 24. Januar 1776

gest. Berlin den 25. Juni 1822

Kammergerichtsrath.

Ausgezeichnet

im Amte,

als Dichter,

als Tonkünstler,

als Maler.

Gewidmet von seinen Freunden.

Hinter jedem Absatze des letzten Theiles dieser Grabschrift machte er eine kleine Pause, um mir mit seinen schwarzen, starren Augen die Wirkung vom Gesichte zu lesen, die eine solche Vielseitigkeit auf mich ausüben müßte.

„Es ist genug für einen Menschen“, sagte er dann, und sah mich wieder an, meine Bestätigung erwartend.

Nun bin ich zufällig ein Verehrer von Hoffmann und kenne seine sämtlichen Schriften ziemlich genau. Als der Alte dies aus meiner Antwort merkte, schien ich sein Herz gewonnen zu haben, denn es stellte sich heraus, daß Hoffmann sein Lieblingschriftsteller war, und wir geriethen in ein begeistertes Gespräch, wie es wohl zu entstehen pflegt, wenn zwei fremde Menschen in gleichem Cultus sich begegnen. Merkwürdigerweise schätzte aber der alte Herr diejenigen Stücke am höchsten, in welchen vom Dichter jedes erlaubte Maß überschritten war, wo er seiner Lust am Grausenhaften und Phantastischen den Ziegel hat schießen lassen. Aber darin war er mit mir einig, daß von dem ganzen romantischen Zauberwald, der in jener Zeit wild und üppig emporschoss, sich außer Kleist und einigen kleinen Märchen von Tieck, Fouqué und Brentano, nichts so lebenskräftig erwiesen hat, wie die Arbeiten unseres Dichters, ja daß er und Kleist als die beiden bedeutendsten Kräfte der romantischen Schule von damals zu bezeichnen sind. Denn nur das hat Wert, was Dauer hat. Die Gaukelbilder, welche Tieck einst in die Lüfte zauberte, hat der Wind längst verweht und nur noch der Litterarhistoriker spürt ihren blaffen Schatten nach.

Unter solchen Gesprächen wanderten wir in den Steigen des Kirchhofs und standen endlich still vor einer Grabkapelle, wie sie mannigfach sich an die Umfassungsmauer anlehnen. Es war eine Pause in unserer Unterredung eingetreten und mir wurde die Absicht-

lichkeit auffällig, mit welcher der alte Herr gerade vor dieser Kapelle haltgemacht hatte. Zwischen zwei Säulen von dunkelrothem, poliertem Granit, welche ein Giebel aus gleichem Stoffe krönte, lag der Eingang, verschlossen von einer schweren, kunstreich mit Bronze beschlagenen Thür. Das Ganze machte einen sehr ernstern und feierlichen Eindruck. Der alte Herr grub einen Schlüssel aus seiner Tasche hervor und machte sich mit einer seltsamen hastigen Unruhe daran, diese Thür zu öffnen. Dann, ohne ein Wort zu sagen, drängte er mich förmlich hinein und schloß hinter uns wieder zu. Es war ganz dunkel und kühl, wo wir uns jetzt befanden; ein seltsamer Schauer überlief mich. Der Alte stieß eilig eine Thür vor uns auf, und das eigentliche Innere der Kapelle, ein runder Kuppelraum von freundlicher Helle und Heiterkeit, nahm uns auf. Die Beleuchtung kam von oben durch mattgeschliffene Scheiben, und die Wände waren aus poliertem Marmor von sanfter und heiterer Farbe hergestellt. Oben lief ein Fries herum aus Glasmosaik, dessen schöne Zeichnung und anmuthige Farbengebung mich sofort anzog. Es war eine Art Todtentanz, jedoch ohne den düsteren Charakter, der diesen Darstellungen sonst eigen zu sein pflegt.

In heiterem buntem Ranken- und Arabeskenwerk trieb allerlei Volk sein Wesen, tanzend, trinkend, lachend, musizierend, in das Studium alter Bücher versenkt oder schaffend in rüstiger Thätigkeit. Alle Beschäftigungen in Genuß und Arbeit waren vertreten, und nur bei näherer Betrachtung sah man, daß sämtliche Früchte und Blumen, in welche die Arabesken ausliefern, aus zierlichen kleinen Todtenköpfen, Stundengläsern, gekreuzten Knochen, Särgen und ähnlichen Emblemen des Todes bestanden, daß diese Dinge überall hineinnickten und rankten in das blühende Leben, daß die Kinder fröhlich nach ihnen langten

und die Liebenden sie sich zärtlich darboten. Das ganze Rankenwerk entsprang der Thür gegenüber aus dem grinsenden Munde eines mit Rosen bekränzten Todtenschädels und lehrte dahin auch wieder zurück.

Ich schwieg eine ganze Weile, in die Betrachtung dieses Kunstwertes versenkt, und der Alte stand zur Seite und beobachtete mich heimlich.

„Ein heiterer freundlicher Raum, anders als alle dieser Art, die ich bis jetzt gesehen“, jagte ich endlich.

„Nicht wahr“, antwortete der Alte hastig, „ist es nicht ein anmuthiger Gedanke, hier zu ruhen auf ewig im freundlichen Tageslicht oder im stillen Schein des Mondes, statt in den dumpfen modrigen Löchern, oder in finstern unterirdischen Gewölben?“

Mein Blick fiel auf eine goldene Inschrift, die an der Wand angebracht war.

Hier ruht
Daniel Siebenstern
geb. Berlin den 28. Januar 1807
gest. den

Der Tag und Ort des Todes war unausgefüllt.

„Für so alt hätten Sie mich wohl kaum gehalten?“ sagte er dann, „achtundsechzig Jahre. — Das macht das schwarze Haar; es conserviert.“

Wir kam plötzlich die Erleuchtung: dies war des Alten eigene Kapelle.

„Sie selbst . . .?“ fragte ich verwundert.

„Dies wird einmal meine Wohnung sein, wenn ich nicht mehr bin“, antwortete er. Lebhaft fuhr er dann fort: „Alles nach eigenen Angaben, düster von außen, freundlich nach innen. Es ist lange daran gebaut worden, und es war eine heitere Zeit für mich. Es fehlt mir etwas, seit dieses Häuschen fertig ist.“

Die Dämmerung war hereingebrochen. Wir wandten uns wieder zum Gehen. Der Kirchhof war bereits verschlossen, als wir an das Thor kamen; der Alte nahm einen Schlüssel

hervor und öffnete die Pforte. „Ich bin hier zu Hause“, sagte er. „Als wir uns trennten, meinte er: „Also über Hoffmann sind wir im allgemeinen einig? Ich habe alte Ausgaben seiner Bücher von ihm selbst illustriert, Federzeichnungen und sonstige Seltsamkeiten, auch einige Musitalien; wenn Sie mich einmal besuchen wollen, so will ich Ihnen alles gerne zeigen.“ Dann beschrieb er mir den Weg zu seinem am Kreuzberg gelegenen Häuschen und verabschiedete sich. — —

* * *

Kurze Zeit nachher führte mich ein Geschäft in die Gegend des Kreuzberges. Als ich nach Beendigung desselben noch ein wenig dort umherwanderte, fiel mir ein, daß der alte Herr hier seine Wohnung habe, und als ich meine Augen erhob, fielen sie auf eine alte eiserne Gitterthür, welche ein Messingschild trug mit der Inschrift: Daniel Siebenstern. Die Pforte war in einer Mauer angebracht, welche einen ziemlich verwilderten Garten umschloß und durch das Gitter sah man hinter dichtem Gebüsch ein Haus liegen. Ich zog kurz entschlossen die Glocke. Ein rostiger alter Drahtzug setzte sich nach einer Weile kreischend in Bewegung, und die Thür sprang auf. Ich gieng den grasbewachsenen Steig entlang, um das Haus zu erreichen — da trat mir der Alte auf einem Seitenwege entgegen. Er sah mich eine Weile forschend an; plötzlich erkannte er mich und streckte mir die Hand entgegen.

„Ah, mein junger Freund, Sie halten Wort“, sagte er, „ich glaubte nicht, daß Sie kommen würden. Sie werden nicht viel Schönes bei mir sehen; mein Haus ist alt und verfallen — warum sollte ein alter einsamer Mann eine Wohnung kostbar schmücken, die er so bald verlassen wird? — Mein Garten ist seinem eigenen Willen überlassen, wie Sie sehen. Und er bog vorsorglich einen

Ast beiseite, der mir den Weg versperrete.

Ich meinte, es sei eine Erfrischung in Berlin, nach all den wohlgezogenen Paradebeeten und mathematischen Kugelaufazien und Pyramidenbäumen einmal ein wenig Natur zu sehen.

„Gewiß“, erwiderte er, „aber die Cypresse ist doch ein schöner Baum?“

Ich theilte nun allerdings diese Ansicht nicht, allein er wartete auch meine Antwort gar nicht ab, sondern sprang auf ein anderes Thema über.

Es war ein trüber Sommernachmittag; nachdem wir eine Weile in dem Garten umherspaziert waren, fieng es leise an zu tröpfeln, und er lud mich ein, in sein Haus zu treten. Ein alter, häßlicher Kococobau mit seltsam verschnörkelten Fensterkrönungen; allerlei Vasen- und Guirlandenwerk war daran angebracht. Über der Eingangsthür hielten zwei sehr aufgeregte Steinengel ein einfaches Wappenschild, welches sieben Sterne zeigte. Der Alte führte mich in sein Studierzimmer, einen ziemlich großen Raum mit uralten Möbeln, deren eingelegte Arbeit durch das Dunkel der Jahre fast verschwunden war. An den Wänden zogen sich Bretter über Bretter hin, welche mit einer unglaublichen Menge von Gegenständen belastet waren. Ein großes Harmonium, das einen hellen Fensterplatz einnahm, fiel durch sein modernes Aussehen besonders auf. Als ich platzgenommen hatte, gieng Herr Siebenstern an einen braunen Schrank und holte eifertig mit zitternden Händen eine Krystallflasche mit spanischem Wein und zwei alte venetianische Spitzgläser herbei. Nachdem er eingesehnt hatte,kehrte er an den Schrank zurück und klapperte und kramte darin eine Weile, immer mit der hastigen Unruhe eines Menschen, der nicht daran gewöhnt ist, Gäste bei sich zu sehen. Er füllte dort einen silbernen Teller mit Smyrnafeigen, arabischen Datteln, Rosinen aus Malaga, eingezuckerten Früchten und Nürnberger Lebkuchen und lud

mich freundlich dazu ein. Während ich mich mit diesen Dingen, die einen eigenthümlichen Duft der Fremde um sich verbreiteten, beschäftigte, war der ruheloze Alte in ein Nebenzimmer geschlüpft und kam nun mit den früher erwähnten Büchern und Zeichnungen von Hoffmann zurück. Aber auch dabei hatte er nicht lange Ausdauer.

Der Regen draußen hatte nachgelassen; die Sonne glitt hinter den Wolken hervor und ließ draußen die regenblanken Blätter in funkelndem Lichte erglänzen, während sie inwendig in den dämmerigsten Ecken des großen Zimmers leuchtende Klarheit verbreitete. Dadurch wurden meine Augen auf den tausendsachen Inhalt der großen Wandbehälter gelenkt. Sie enthielten eine schöne Sammlung in Gräbern gefundener Alterthümer, und Herr Siebenstern war sofort bei der Hand, auf einer kleinen Leiter, so eifertig, wie es sein Alter erlaubte, auf- und niederzusteigen und mir die besten Stücke vorzuzeigen. Diese Sammlung dehnte sich bis in sein Schlafzimmer aus. Herr Daniel Siebenstern brachte seine Nächte in Gesellschaft vieler Graburnen, mannigfacher Schädel unserer Vorfahren und einer ägyptischen Mumie zu. Am Kopfende seines Bettes stand ein sauberes, schneeweißes menschliches Skelett; es trug ein Licht in seiner Knochenhand. Der Alte bemerkte, daß meine Blicke darauf ruhten.

„Ich lese gerne des Abends im Bette“, sagte er, „da ist es sehr angenehm, wenn man die Beleuchtung hinter sich hat.“ Und er schob den Arm, der das Licht hielt, in die richtige Stellung. Es war offenbar, daß ihm durch sein einsames Leben und die lange Gewöhnung der Gedanke, daß dies doch am Ende eine etwas schauerliche Art von Leuchter sei, ganz abhanden gekommen war. Ich machte eine derartige Bemerkung.

„Es ist merkwürdig“, meinte er, „viele Menschen haben am meisten Furcht vor dem, was todt ist, während

doch einzig und allein Gefahr kommen kann von denen, die leben. Was hat der Tod Erschreckendes? »In Bereitschaft sein ist alles«, sagt Hamlet. Sie wissen, ich bin bereit, ja mehr noch, als Sie denken. Kommen Sie!“

Und er stand schon in der Thüre und winkte mir, ihm zu folgen. Er schritt vor mir her, einen langen dämmerigen Gang hinunter. Am Ende desselben öffnete er eine Thür, daraus glanzvolle Helle hervorbrach, und bat mich, einzutreten. Ein sonniges Blumenzimmer nahm uns auf. Die Wände waren ganz mit Epheu und rankenden Schlinggewächsen überkleidet und ringsum war der Raum erfüllt mit den schönsten und seltensten Pflanzen, die ihre Blätter und schimmernden Kelche mit Behaglichkeit dem Scheine der Sonne darboten. In der Mitte des Raumes war ein Postament, besetzt mit den köstlichsten Blumen. Darauf zeigte sich ein kostbarer Sarg, von mächtigen Wachslöchtern in schön gearbeiteten Bronzelenktern umgeben. Der Alte nahm eine Gießkanne und begoß die Blumen. Während dieses Geschäftes sprach er in Absätzen, wie für sich, kaum als wisse er, daß ich zugegen sei: „Wenn ich sterbe, ist mein Name und Geschlecht ausgelöscht — wie die Funken laufen in einem verbrannten Stück Papier: zuletzt glimmt einer noch eine Weile, und dann ist alles aus. — Von meiner Art, von meinem Wesen geht nichts über auf die folgenden Geschlechter; mein Blut verrinnt, wie der Quell der Oase verfliehet im glühenden Sande der Wüste.“ —

Er schwieg einen Augenblick. „Es ist ein trauriges Gefühl“, sagte er dann, „das Ende einer Reihe zu sein. Sie denken, ich hätte mich verheiraten können. — Sie denken, daß ich einsam stehe, weil ich es selber so gewollt habe?“ Dabei zog er eine Rose von seltener Schönheit zu sich her und versenkte sich eine Weile in den Duft derselben. Dann ließ er sie zurückschmelzen.

„Und nun ist es vorbei“, sprach er wieder mit sich selbst, und dann lauter: „Heiraten Sie, heiraten Sie, junger Mann, sobald Sie es vermögen, damit Ihr Blut nicht hinweggelöscht wird von dieser Erde! Dann werden Sie noch leben und wirken, wenn alles, was von mir als Nest blieb mit jenem bunten Häuschen von Stein, das Sie kürzlich sahen, vertilgt und vernichtet ist.“

Ich vermochte nichts zu antworten — was sollte ich auch sagen? Er schien auf keine Antwort zu warten, sondern verrichtete seine Arbeit schweigend und ohne mich anzusehen.

Wir kehrten in das Studierzimmer zurück, und nach einer kleinen Weile verabschiedete ich mich. Als ich das kleine Gartenthor geschlossen hatte, tönten aus dem Hause die eindringlichen Töne des Harmoniums zu mir her. Ich stand noch eine Weile und lauschte. Es war die Weise des alten Chorals: „Mitten wir im Leben sind von dem Teufel umfange.“

* * *

Ich habe Daniel Siebenstern nicht wieder gesehen. Bald nach diesem Besuche verließ ich Berlin, und als ich bei meiner Rückkehr den Alten wieder aufsuchen wollte, war er gestorben. Von seiner alten Haushälterin erfuhr ich die näheren Umstände seines Todes. Er war in eine schwere Fieberkrankheit gefallen, und die Alte hatte sich einen Krankenwärter zu Hilfe genommen. In der Nacht des Todes war nach einem starken Anfalle eine Ruhepause eingetreten, und der Wärter war eingeschlafen. Als er plötzlich in jähem Schreck aufwachte, war das Bett leer und der Kranke fort. Den Mann überfiel die Angst; er suchte und fand, daß die Thüre nach dem Gange zu offen war. Er blickte hinaus und sah am Ende des Ganges einen hellen Lichtschein. Da er sich fürchtete, weckte er die Wirtschafterin und sie giengen beide in das Blumenzimmer. Dort

brannten alle Lichter, und Herr Daniel Siebenstern lag in seinem Sarge und war todt.

Er hatte seiner Wirtschafterin ein Legat ausgesetzt, und sein ganzes Vermögen zur Ausstattung armer Brautpaare bestimmt.

Im Winter war er gestorben; es war Frühling, als ich dies erfuhr. An einem der nächsten Tage ließ ich mir die Kapelle aufschließen und stattete dem Alten den letzten Besuch ab. Jetzt war der Tag des Todes ausgefüllt:

gest. Berlin, den 15. Januar 1876.

Er hatte genaue Bestimmungen über sein Begräbniß getroffen. Seine Leiche war einbalsamiert worden. Blumen

sollten nicht auf seinen Sarg gelegt werden, weil das die Luft dumpfig macht. Ich stand eine ganze Weile in dem friedlichen stillen Raume. Es war dort nichts als das große ewige Schweigen und das Licht der freundlichen Sonne. Von draußen kamen einzelne ferne Töne von spielenden Kindern, und auf einem Baumaste, der sich über die Kuppel hinstreckte, sang unermülich eine kleine Grassmücke.

So wird er nun liegen, wie er es sich gewünscht, im Scheine der Sonne oder im Lichte des Mondes, einsam und friedlich, bis der große Sturmwind kommt, der auch ihn und sein kleines Haus hinwegfegt.

Im Kreise.

Das eilende Schiff,
 Es kommt durch die Wogen
 Wie Sturmwind gestogen.
 Mit Jubel verkünden
 Der Stimmen gar viele:
 Wir nahen dem Ziele!
 Der Fährman am Steuer
 Nur stöhnet leise:
 Wir segeln im Kreise! —

M. v. Ebner-Eschenbach.

Vier Volksschwänke.

Aus „Sagen Niederösterreich“ von P. W. L. Leeb.*)

Der furchtbare Held.

Ein Mann sah einmal eine Menge Fliegen auf einem Fleck beisammensitzen, that einen Hieb auf sie und erschlug deren hundert und bleffierte fünfzehn. Da kam ihm ein unternehmender Gedanke. Er heftete die Inschrift auf seinen Hut: „Ich habe auf einen Hieb hundert erschlagen und fünfzehn bleffiert!“ und zog in die Fremde, den Helden zu spielen. So kam er in eine große, mächtige Stadt. Da liefen die Leute in Massen zusammen und staunten den schrecklichen Helden an. Die Regierung der Stadt aber dachte hochfrent: „Den können wir gerade gut brauchen!“ Denn sie hatte eben Krieg mit einem überlegenen Nachbarn. Sie warb daher den wandernden Helden an und bot ihm gewaltige Waffen. Doch er wies sie zurück, indem er lachend versicherte: „Vor mir laufen die Feinde auch so davon!“ Er zog also unbewehrt mit dem städtischen Heere den Feinden entgegen. Kaum hatten diese den Mann mit der furchtbaren Aufschrift ersehen, so flohen sie auch schon in panischem Schrecken. Die ganze Stadt feierte den sieghaften Helden herrlich und nahm ihn mit stolzer Freude in festen Dienst.

Der Lügenbold.

Einmal reisten zwei lustige Handwerksburschen mitsammen, deren

einer ein unbändiger Lügenbold war. So oft sie in einem Bauernhause zusprachen, log derselbe so über alle maßen, daß sein Kamerad ihn endlich ermahnte, er solle doch nicht gar so dick auftragen, denn auch die Bauern kennten es ja. Der Gewohnheitslügner erwiderte, er merke das Zuviel nicht, und bat, der andere möge ihn künftig stoßen, wenn er zu arg lüge. Als sie darauf wieder bei einem Bauer einkehrten, sagte dieser zu ihnen: „Ihr kommt weit in der Welt herum und wißt daher, was draußen Merkwürdiges vorgeht. Also was gibt es denn Neues?“ Da erzählte der Lügner: „In England wird eine Kirche gebaut, die eine Länge von dreihundert Klastern haben wird!“ Indes stieß ihn der Genosse. Der Bauer aber verwunderte sich höchlich über die großartige Mäße und fragte, wie breit die Riesentirche werden solle. Der Erzähler antwortete: „Zwei Klaster.“ Jetzt war der Bauer erst recht erstaunt und fragte schier ungläubig: „Was, nicht breiter bei dieser ungeheueren Länge?“ Da sagte der Lügenbold naiv: „Sie wäre eh breiter geworden, wenn mich der da nicht gestoßen hätte!“

Der vergessene Nix.

Einmal wurde ein Knabe zum fernen Kaufmann geschickt, einen Nix (nihilum album) zu holen. Auf dem Wege sprach der kleine Bote, um

*) Wien. Heinrich Kirsch.

seinen Auftrag ja nicht zu vergessen, unablässig vor sich hin: „Nix, Nix, Nix . . .!“ Da kam er an fleißigen Fischern vorbei, die schalten ihn derb, weil sie meinten, er wünschte höhnisch, sie sollten nichts fangen. Der Knabe fragte ängstlich: „Wie soll ich denn sagen?“ Sie erwiderten: „Alle Stunden drei, vier hundert und tausend!“ Er gieng weiter und sagte nun vor sich hin: „Alle Stunden drei, vier hundert und tausend! Alle Stunden drei vier hundert und tausend . . .“ Da begegnete er einem Leichenzuge, dessen Geleiter den armen Knaben abermal heftig ausgreinten, weil sie meinten, er wünschte, daß in jeder Stunde drei, vier hundert und tausend Menschen stürben. Der Knabe fragte weinerlich: „Wie soll ich denn sagen?“ Sie entgegneten: „Gott tröste die arme Seele!“ Er gieng also weiter und sprach vor sich hin: „Gott tröste die arme Seele! Gott tröste die arme Seele! . . .“ Da kam er an einem Schinder vorüber, welcher eben eine alte Mähre abhäutete. Der schimpfte ihn wieder arg zusammen, weil man das über ein Vieh nicht sagen dürfe. Der Knabe fragte flennend: „Wie soll ich denn sagen?“ Der Schinder brummte: „Na, wie wird man denn zu einer verredten Mähre sagen?! So eine alte Schindmähre, eine grausliche!“ Der kleine Bote schritt fürbass und sprach vor sich hin: „So eine alte Schindmähre, eine grausliche!

So eine alte Schindmähre, eine grausliche! . . .“ Da kam er an einem alten Bettelweibe vorüber, das neben dem Wege saß und eben lauschte. Die kiff ihn wieder weidlich aus, weil sie seinen Spruch auf sich bezog. Der Knabe fragte verzweifelt: „Wie soll ich denn sagen?“ Sie knurrte: „Wie soll ich denn sagen?! Geh ruhig fort und sag nix!“ Da ward er fröhlich über alle maßen, denn jetzt war er ja wieder zu seinem Nix gekommen, den er in Folge der argen Wirrnisse vergessen hatte.

G'hupft wie g'sprunga.

In einer lustigen Gesellschaft erzählte jemand: Einmal giengen ein paar Leute fischen und fiengen einen so gewaltig großen Fisch, daß sie sieben Stunden wandern mußten, um seine Länge, und vier Stunden, um seine Dide abzuschreiten. Das wollte einer nicht glauben. Ein dritter jedoch sagte: „Ja, das glaube ich schon; denn ich habe selber einmal ein ähnlich großes Wunderding gesehen. Da arbeiteten nämlich zweitausend Schlossergesellen an einer dermaßen großen Pfanne, daß sie ob ihrer weiten Entfernung von einander ihr Hämmern gegenseitig nicht hörten!“ Hierzu bemerkte der erste: „Das ist nicht möglich! denn wofür hätte man denn eine so riesige Pfanne brauchen können?“ — „Na, für den riesigen Fisch!“ erwiderte der andere.

Kleine Laube.

Ein Denkmal für Peter Mayr, den Märtyrer der Wahrheit.

Die Geschichte „Der Rebell“ hat den Lesern des „Heimgarten“ von dem Tirolerhelden Peter Mayr erzählt, dessen Größe, um nicht zu wenig und nicht zu viel zu sagen, an die der classischen Heroen hinanreicht. Dem Verfasser sind für jene Erzählung nur ganz wenig geschichtliche Behelfe zur Verfügung gestanden. Mündliche Volksüberlieferungen hauptsächlich waren der Stoff, den er dichterisch auszuweiten und zu vertiefen trachtete, die allgemeine menschliche Wahrheit vorziehend der zufälligen localen oder rein historischen.

Letztere zu finden und nach ihrem Werte zu schätzen, ist Sache des Geschichtsforschers, der sich denn auch gefunden hat.

Mittlerweile ist nämlich durch den Museumsverein in Bozen, von J. Pfenner verfaßt, ein Werkchen herausgegeben worden: „Peter Mayr, Wirt an der Mahr. Ein Held von anno 1809.“ In dieses Büchlein ist mit großem Fleiße und vielem Geschick alles Geschichtliche zusammengetragen, was aufzutreiben war und sich auf Peter Mayr bezieht. Wir erfahren da von den Vorfahren unseres Helden, die, wie er selbst, einen alten Bauernadel besaßen, verbrieft durch Kaiser Karl V. 1555. Wir erfahren,

wenn auch nur flüchtig, von Peters Persönlichkeit, häuslichen und Familienverhältnissen, mehr aber von seiner Betheiligung an dem Tiroler Befreiungskampfe, von seinen Heldenthaten, und finden gleichzeitig ein Stück Geschichte jenes merkwürdigen Freiheitskrieges dargestellt. Der interessanteste und wichtigste Theil der Schrift aber ist Peter Mayrs Gefangennahme, Anklage, Verurtheilung und die Thatsache, daß es dem Manne möglich gewesen wäre, durch eine kleine Lüge sein Leben zu retten, er aber diese Lüge verschmäht hat. Dieser Abschnitt ist besonders schön erzählt und wird wohl kein Auge trocken lassen.

Das Titelbild des Büchleins zeigt uns das Mahrwirthshaus bei Brizen in seiner heutigen Gestalt.

Ein Anhang von dreizehn Gedichten, die den Helden feiern, wölbt sich gleichsam wie ein Palmenfächer über das schlichte und schöne Denkmal, welches der Museumsverein durch diese Schrift dem Helden gesetzt, dessen Märtyrerblut den Boden von Bozen geheiligt hat.

Es soll bei diesem Denkmal aus Papier aber nicht bleiben. Der Museumsverein der Stadt Bozen hat sich die Aufgabe gestellt, dem begeisterten Freiheitskämpfer, dem Märtyrer der Wahrheit an dessen Grabe ein bleibendes ehernes Denkmal zu setzen — nicht stolz und prunkvoll, wie es zwar der sittlichen

Charaktergröße des Mannes würdig wäre, sondern einfach und schön, den lebenden und kommenden Geschlechtern verkündend, daß ein schlichter Mann aus dem Volke lieber in den Tod gegangen ist, als sich zur Lüge zu erniedrigen.

Aber der Verein ist — um sein Werk vollführen zu können — auf milde Beiträge angewiesen. Tirol wird seine Schuldigkeit thun, doch auch uns übrigen Alpenbewohnern ist das Andenken des herrlichen Mannes überaus theuer, und auch alle Besseren draußen in der weiten Welt müssen die Größe desselben ehren, es ist gar nicht anders möglich. Also sei an sie alle die Bitte gerichtet, je ein Geringes für das Mayrdenkmal beizutragen und dem Museumsverein zu Bozen in Tirol zu übermitteln.

Auch der Ertrag des Werkchens „Peter Mayr“, welches in allen Buchhandlungen zu haben ist, wird dem Denkmalzweck zufließen.

Vielleicht ist einem oder dem anderen unserer Freunde beim Lesen der Geschichte „Ein Rebell“ manchmal ein bißchen das Herz warm geworden. Der Verfasser begehrt für sich keinen Dank, bittet aber den Leser, am Grabe Peter Mayrs, des Wirtes an der Mahr, ein Lorbeerblättchen niederzulegen in Gestalt einer kleinen Geldspende. Im Weichbilde der Stadt Bozen erhebt sich das Standbild Walthers von der Vogelweide. Neben dem Denkmale des rosenbekränzten Sängers das des palmengekrönten Märtyrers — es möge bald erstehen! Hofegger.

Gedankensplitter.

Von Adolf Frankl.

Des Volkes Bestes.

„Wir wollen das Beste des Volkes nur!“
Fast alle Parteien verkünden,
Und alles ist auf nach der flüchtigen Spur,
Das Beste des Volkes zu finden.

Doch während die einen mit traurigem
Muth
Vom Volke das Beste erstreben,
Der bessere Theil nimmer rastet noch ruht,
Dem Volke das Beste zu geben!

Von gewissen Leuten.

Du magst der Menschen bester sein,
Man wird verfolgen dich und hassen,
Stimmst du in ihr Geschrei nicht ein,
Doch sei so elend als du willst,
Sie werden liebend dich umfassen,
Wenn du auf ihrer „Flöte“ spielst!

Zur Friedensfrage.

Die schönsten Kränze soll man winden
Für all die edlen, wadern Männer,
Die — bess're Waffen stets erfinden!
Denn das ist klar dem Menschenkenner:
„Durch Worte, noch so schön gestellt,
Treibt man den Krieg nicht aus der Welt“,
Und nur die Furchtbarkeit der Waffen
Wird einstens ewigen Frieden schaffen!

Doppelgesicht.

Es trägt der Doctor Held
Zwei Antlitz zur Schau;
Das liebe sieht die Welt,
Das finst're — seine Frau.

Schicksalsschläge.

Es gleichen von den Menschen viel
Dem Gummiball beim Kinderspiel.
Sie ruhten stets wie dieser träge,
Wenn Wurf und Hieb, wenn Schicksals-
schläge
Nicht beide würden zwingen,
Zu fliegen und zu springen.

Wenn.

Es winkten manchem Glück und Ehre,
Wenn er nur ein — Charakter wäre.

Magens Trost.

Es geht mir schlecht, daß Gott erbarm,
Rein Glücksstrahl will sich zeigen;
Doch ist er auch an Schätzen arm,
Ist doch — ein Schatz ihm eigen.

Matthias von Lexer.

Ein deutscher Gelehrter aus den österreichischen
Alpen.

Vor wenigen Wochen kam die Kunde,
daß einer der bedeutendsten Germanisten
der Gegenwart, einer der Fortsetzer des
großen deutschen Nationalwerkes des
Grimm'schen „Deutschen Wörterbuches“
Dr. Matthias von Lexer, Pro-

essor der deutschen Sprachwissenschaft an der Münchener Universität, durch einen unerwarteten Tod plötzlich dem Leben und der wissenschaftlichen Arbeit entrissen worden ist.

Lexer ist von Geburt ein Österreicher, ein Alpensohn.

Er verdiente — abgesehen von der Landsmannschaft — durch seine langjährige erspriessliche Thätigkeit auf den Lehrkanzeln mehrerer deutschen Universitäten, namentlich aber durch seine hervorragende wissenschaftliche Schriftstellerthätigkeit, dass man seiner, für das deutsche Geistesleben wichtigen und bleibenden Thätigkeit in Anerkennung gedenkt; nun er aber unseren Marken nach Geburt und wissenschaftlicher Heranbildung entstammt, ist wohl, ein kleines Blatt der Erinnerung aus der väterlichen Heimath niederzulegen, eine gern erfüllte Pflicht.

Matthias Lexer wurde am 18. October 1830 zu Lienz im Lesachtale in Kärnten geboren; er war das Kind armer Eltern. In der Vorrede zu seinem „Kärntischen Wörterbuche“, in welcher er pietätvoll seines „guten Vaters“ und seiner „theueren Mutter“ gedenkt, erzählt er, wie die Mutter den armen Knaben in drei mühevollen Tagereisen auf die Schule nach Klagenfurt gebracht und für denselben mit großer Geduld und vielen Thränen bei wohlthätigen Bürgern freien Mittagstisch erbeten hatte. Seinen Gymnasialstudien oblag er in Graz, Görz und Marburg. Nachdem er dieselben beendet hatte, gieng er nach Graz, um die Rechte zu studieren; er gab jedoch dieses Studium bald auf und begann 1851 seine germanistischen Studien in Graz unter Karl Weinhold; dieser nennt ihn neben Alois Egger, dem gegenwärtigen Director des k. k. Theresianums in Wien, und Ilwof, dem gewesenen Director der landwirtschaftlichen Oberrealschule in Graz, seinen besten Schüler. Alle drei halsen Weinhold damals bei der Sammlung für sein Buch: „Weihnachtsprüche und Lieder“. Durch Weinhold wurde Lexer auch an-

geregt zur Abfassung seines „Kärntischen Wörterbuche“. Bevor er mit dieser in der Literatur der Mundarten hoch bedeutenden und mustergiltigen Arbeit hervortrat, war er schon an Formann's „Deutschen Mundarten“ als Mitarbeiter thätig. Seine Universitätsstudien setzte er in Wien fort, wohin er als Hofmeister im gräflich Lamberg'schen Hause gekommen war. Im Herbst 1855 kam er als supplirender Gymnasiallehrer an das k. k. Gymnasium in Krakau, wo er bis zum Jahre 1857 als solcher wirkte. Seine erste wissenschaftliche Arbeit erschien im Jahresberichte dieser Anstalt und behandelte den Ablaut in der deutschen Sprache. Nach abgelegtem Lehrexamen erhielt er ein Staatsstipendium zur Fortsetzung seiner germanistischen Studien an der Universität in Berlin, wo er sich durch drei Semester der deutschen und vergleichenden Sprachwissenschaft widmete. Mittlerweile war er stets an seinem „Kärntischen Wörterbuche“ thätig gewesen. In das Manuscript, soweit es fertig war, hatte Jakob Grimm Einsicht genommen. Das Gutachten, das Grimm über die Arbeit abgab, brachte dem jungen Gelehrten eine Unterstützung ein, die er vom Unterrichtsministerium zu einer Reise durch Kärnten behufs Vollendung des Wörterbuche erhielt. Im Frühjahr 1859 trat er auch diese Forschungsreise an. Sehnsüchtig wartete Lexer auf eine definitive Anstellung. „Meine gerechte Hoffnung auf eine definitive Anstellung“, schreibt er in der Vorrede zum Wörterbuche, „hatte sich nicht verwirklicht — — — ich sah mich zur Annahme einer Erzieherstelle genöthigt, die, wenn nicht Großmuth der edlen Familie gewaltet hätte, mich auf lange Zeit würde gebunden haben.“ Auf einem Herrschaftssitze der gräflich Hunyad'schen Familie in Ungarn arbeitete er weiter an seinem Wörterbuche. Ende März 1860 war die Arbeit fertig und wurde im Mai der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften überreicht.

Inzwischen war an Lexer ein Ruf der historischen Commission der königlich

baierischen Akademie der Wissenschaften ergangen, bei Herausgabe der deutschen Städtechroniken des späteren Mittelalters die sprachliche Bearbeitung der Chroniken zu übernehmen — „ein Ruf“, sagt er in der erwähnten Vorrede, „dem ich freudig folgte, da in Oesterreich keine Aussicht auf eine ähnliche Wirksamkeit sich mir eröffnen wollte.“ Er wandte sich zunächst nach Nürnberg, wo er bald die freudige Überraschung erlebte, daß die kaiserliche Akademie der Wissenschaften ihm zur Herausgabe des Wörterbuches einen Subventionsbetrag von 500 Gulden gewährte.

Im Jahre 1862 erschien bei Hirzel in Leipzig das „Kärntische Wörterbuch“ mit einem Anhange „Weihnachtsspiele und Lieder aus Kärnten“. Leyer hatte es in Dankbarkeit seinem Lehrer Karl Weinhold gewidmet. In demselben Jahre gab er „Eudres Luchers Baumeisterbuch der Stadt Nürnberg“ für den Stuttgarter Literarischen Verein heraus. Für die historische Commission in München brachte er die Nürnberger und Augsburger Chroniken fertig. Im Jahre 1863 folgte er, empfohlen durch W. W a d e r n a g e l, einem Rufe der Freiburger Universität als außerordentlicher Professor der deutschen Sprachwissenschaft; drei Jahre später wurde er dort ordentlicher Professor und gieng als solcher 1868 nach Würzburg, nachdem er einen gleichzeitigen Ruf nach Graz ausgeschlagen hatte. In Würzburg wirkte er bis zum vorigen Jahre; in den Jahren 1877—78 und 1889—90 war er Rector der Würzburger Universität. Im Jahre 1885 wurde er durch das Ritterkreuz des Verdienst-Ordens der baierischen Krone ausgezeichnet und erhielt damit den persönlichen Adel; 1890 wurde er zum ordentlichen Mitgliede des obersten Schulrathes des Königreiches Böhmen ernannt.

Als im vorigen Herbst Konrad Hofmann in München starb, kam Leyer als dessen Nachfolger nach München. Leider war ihm dort keine lange Zeit

lehrender und literarischer Wirksamkeit gegönnt. Seit 1878 gehörte Leyer der Münchener königlichen Akademie der Wissenschaften als ordentliches Mitglied an. Ehrenvolle Berufungen nach Wien (1872) — „ein Beweis“, sagt Karl Weinhold in der »Münchener Allgemeinen Zeitung«, „daß man in seinem Vaterlande endlich seinen Wert erkannt hatte —“ und Straßburg hat Leyer, da er sich in Baiern ganz und gar eingelebt und wohl auch aus Dankbarkeit gegen seine Heimat, die ihn liebevoll aufgenommen und geehrt, ausgeschlagen. Daß Leyer, trotzdem er sich in Baiern eine neue Heimat begründet, einen herzlichen Zusammenhang mit seinem österreichischen Vaterlande nicht verloren hatte, weiß der Schreiber dieser Zeilen aus dem brieflichen Verkehre, in welchem er infolge mundartlicher Arbeiten mit ihm getreten. Die „Altdeutschen Idiotismen der Egerländer Mundart“ des Unterzeichneten waren ihm „eine wohlthuende Gewähr dafür, daß in Böhmen alle Gewaltthätigkeit es nicht dahin bringen wird, das Deutschthum auszurotten oder wenigstens dem Ozechischen slavisch unterzuordnen“.

Leyer war unausgesetzt wissenschaftlich thätig. Sein Hauptwerk ist das „Mittelhochdeutsche Handwörterbuch“, drei Bände, Leipzig 1872—1878, zu dessen Vollendung er neun Jahre in kaum unterbrochener Dienearbeit brauchte. Dem „Handwörterbuche“ ließ er 1879 ein für Studierende sehr brauchbares, rasch beliebt gewordenes „Taschenwörterbuch“, das als der „kleine Leyer“ bekannt ist, folgen, das 1891 schon in der vierten Auflage erschienen ist. In der „Münchener Allgemeinen Zeitung“ wird dieses Buch „ein Meisterstück zusammengedrängter Arbeit“ genannt. Zu erwähnen ist noch „Avertins baierische Chronik“, Band I. und II., München 1883—84. Im Jahre 1891 gab Leyer die Schrift: „Zur Geschichte der deutschen Lexicographie“ heraus; sie bringt die Festrede, die Leyer als Rector zur Feier des 300. Stiftungsjahres der Julius-Maximilians-

Universität in Leipzig gehalten. Seit dem Jahre 1880 war er als Mitarbeiter an der Fortsetzung des großen deutschen Nationalwerkes, dessen erste Anfänge ein halbes Jahrhundert zurückreichen, des Grimm'schen „Deutschen Wörterbuchs“ thätig. Im Jahre 1889 erschien der von ihm bearbeitete siebente Band, welcher die Buchstaben N, O, P, Q behandelt. Zulezt arbeitete er am eilften Bande, an den Buchstaben T und U. Von diesem Bande sind bisher drei Lieferungen ausgegeben worden. Das letzte Wort der dritten Lieferung ist: „Todesstag“.

Über den Tod dieses hervorragenden deutschen Gelehrten erzählt die „Münchener Allgemeine Zeitung“, daß er sich auf der Reise nach Berlin, wohin er seinen zum Assistenzarzte des Professors von Bergmann ernannten Sohn begleitet hatte, eine Lungenentzündung zugezogen, und daß er am 16. April in Nürnberg im Hause seiner dort verheirateten Tochter, Gattin des Med. Dr. Limpert, verschieden sei. Das Blatt widmete ihm einen ehrenvollen Nachruf und beklagt tief den schweren Verlust, den die Sache der Forschung und im besonderen die Münchener Universität durch den Tod dieses ausgezeichneten Germanisten erlitten hat. Es hebt hervor, wie sehr er im allgemeinen und namentlich im Kreise der Studierenden beliebt war; es rühmt sein herzliches Wohlwollen und seine erspriessliche Lehrmethode, die Klarheit und Durchsichtigkeit seiner Darlegungen, die wohlgemessene Gruppierung und Eintheilung seines jeweiligen Themas und die große Kunst, die er besaß, bei den Seminarübungen durch die Art seiner Fragestellung zu selbstthätiger Mitarbeiterschaft anzuregen.

Sein Lehrer und späterer Freund Karl Weinhold zieht die Summe seines Wesens in dem Satze: „Matthias Lexer war ein ganzer Mann, ein ruhiger, klar denkender Kopf, ein wohlwollender, parteiloser Mensch, eine feste, reine Seele“ und nennt Treue seinen Grundzug. **Johann Neubauer.**

Betrachtungen im Sterbehaufe Hamerlings.

Als im Salon des Defraudanten
Sein Eigenthum ward licitiert,
Hat sich für ihn, den Wohlbekannten,
Die ganze Stadt hoch int'ressiert.

Wie oft war plaudernd nicht geessen
Bei ihm die elegante Welt,
Wie exquisit war nicht das Essen,
Wenn auch vom defraudierten Geld!

Man drängte sich in hellen Haufen
Und zahlte gern dreifachen Wert,
Um eine Kleinigkeit zu kaufen,
Die dem Berühmten angehört.

Die Schälchenbecher, Uhrenketten
Erwarb man mit Begeisterung,
Die Album, Gläser und Servietten
Zur freundlichen Erinnerung.

Man zeigte sich's froh triumphierend,
Was licitando man erstritt,
Und fand am End das Schicksal rührend,
Das solch ein Gentleman erlitt. —

Doch schlägt des Licitators Hammer
Nicht nur auf unrechtmäßig Gut,
Er klingt auch in bescheidner Kammer,
Wo eines Dichters Leib geruht.

Der Mutterliebe sorgsam Warten
Erhielt sein Lager, wo er trant,
Das Buch, das zitternd er gehalten,
Das Glas, aus dem zuletzt er trant.

Wo gerne er geträumt, gelesen,
Wo dichterisch sein Geist gewebt,
Stand alles so, wie es gewesen,
Als unser Dichter noch gelebt.

Ergriff euch nicht ein tiefer Schauer
Beim Eintritt in das Heiligthum?
Vor dieser schlichten, tahlen Mauer,
Die ihn umschloß und seinen Ruhm?

Habt ihr im reichen Maß zu spenden
Nicht stolz und glücklich euch gefühlt,
Damit von rohen Trödlerhänden
Des Dichters Heim nicht ward durchwühlt?

Habt ihr gestrebt nicht zum Gedächtnis
Nach jedem kleinsten Gegenstand,
Ihn zu bewahren als Vermächtnis
Von eines hehren Dichters Hand?

Nein, nein! — Wie konnt' man's auch ver-
langen!

Er stand zu hoch euch, d'rum zu fern.
Was hattet ihr von ihm empfangen,
Von Osterreichs großem Dichterstern?

Er gab euch keine frohen Feste,
Ihr habt bei ihm nicht fein soupiert
Im Frack und ausgechnittner Weste,
Er hat euch auch nicht amüsiert.

Und was er schrieb, blieb meist euch dunkel —
Nur eines hat euch aufgebracht:
Als er so trefflich im Homunkel
Sich lustig über euch gemacht.

Jenny von Krab-Hoernes.

Mundart ist stärker als Hochdeutsch.

Hans Grasberger sagte bei einer Rede im Vereine deutscher Steirer in Wien Folgendes:

„Ich war in einer Vorlesung und da habe ich Wertvolles erfahren. Es war ein Mann da, der Amerika durchreist hat, und der hat uns erzählt, daß in der zweiten Generation das Schriftdeutsch der deutschen Einwanderer völlig verschwindet. Zur Noth sprechen noch die Kinder bei Tisch mit den Eltern deutsch, sobald das Essen aber vorüber ist, verfallen sie wieder ins Englische. Über die zweite Generation hält sich keine deutsche Gemeinde, die Schriftdeutsch spricht, die als deutschgebildet hinüberkommt und als deutschgebildet dort sich fortbringt. Das ist traurig, aber etwas Tröstliches ist auch zu berichten. Alle, die eingewandert sind seit 150 Jahren, die einem Dialectboden entstammen, seien es Plattdeutsche, Franken, Sachsen, Schwaben, Baiern, Oesterreicher, Steirer, die behaupten ihren Dialect im englifizierten Amerika.

Sollen wir auf heimatlichem Boden unsere Sprache nicht behaupten können, unsere Art, unsere Zucht, unsere Sitte, unser ganzes Wesen, wenn sich unser Dialect selbst unter dem ungünstigen Neununddreißig-Gestirn jenseits des Oceans behauptet? Und noch etwas anderes: Wir haben heute auch Walzerweisen gehört, Wiener Walzer! Woher kommt der Wiener Walzer? Haben Sie sich das zurechtgelegt? Das ist der Alpenwind, der unser Schnaderhüpfel über den Semmering gebracht, und findige Meister in Wien haben den Walzer daraus gemacht.“

Worum da Steghofa - Todjarl koani Fisch mog!

A Fischerei-Gesicht von E. J.
Freunthaller.

Hiazt — fog mar oana hiazt woß
und da wöll — i mog holt amol
koan Fisch nit! Nit eppan zwegn die
Gratn, o Gott na! I hob holt amol
mein Grausn, und es steigt ma di Goll
auf, wonn i schon oan zjeha kriag!

Marand Josef — wonn i auf den
jämwin Tog ausdent, wo i gfishcht hob —
aus da Haut mecht i johrn; wirkli!
denn i wor amol a Liabhoba vo di
Fisch! Grob seit den oan Tog schenck i!

ß wor in an Freita, wiar i amol
mei Fischzeug und ß Lagl nimm und
ban Uisusa (Nbbzuser) onheb zan fischn.
Hob mit Heuschreckn gfishcht, weil der jöl
Keder ebn is. Kriagt hätt i gmua!

ß wor so um a zehni vurmittog,
wiar i onghebt hob. Um an eilfi hon i
scho fuizeha in Lagl.

„Holt“, dent i mar, „herentn hast
eh olls ogjuacht; gehst hiazt auf an
Eicht aufs entri Uasa und vasuachst zäm
deini Künstn! Eppan beißn die entran
nu liawar on!“ Ziag mein Zangga o,
d Schuach und d Strümpf aus und wot
umi. Entn ledt i an foastn Heuschreckn
auf mei Dngl und geh ß on.

Ebn reiß i an enz Lackl Fisch aus
n Wossa, do bleibt mar owa gach d
Schnur in a Staudn hänga. Daweil i
jo mit da Schnur dentir, geht entabei
om Uasar a lumpiga Fechta. Der schreit
ma nu: umar a: „Sö, hörn S — ghört
dös Gwändl do Ihna?“

„Freili!“ fog i.

„Nau — i wia ß Ihna holt daweil
aufhebn!“ jogt der ledt, longhazati Lump,
pocht mein Zangga, meini Schuach und
Strümpf und geht furt damit.

Hiazt kimmt ma da Zorn. Auf da
Stöll loß i d Dnglischnur solln, spring
ins Wosser und wot umi.

Jo mei — kewa bin i om Uasar
entn, steht da lumpati Fechta mitkommt
mein Gwond schon wieda om ondan
Uasa, wo i ebn erscht bin umagwotn.

„Werdt's ma glei mei Gwandl lign lossn?“ schrei i umi. Der Kerl locht ebn dazua und zuigt sie auf da Stöll um. In mein Gwandl lart er mar oft nu s Fischlagl aus, und eh i wida umi kinum zan eahm, hot er schon olli meini schön Fisch in an blobn Tüachl drein ghobt und is furt damit.

So hiazt las eahm noch, wonn i d mogst! Üwa d schottrige Stroß und in Wold auffi! Bloßfüaßat!

Fix Landon! nochgschrian hon i eahm gmua und ghoasn olls, nur koan ehrlichn Mensch!

A jo a Lumparei! d Schnur hot da Fisch suat und d Fisch hot da Fehtha weg! Mitsammt mein holbatn Gwond! Gmoant hon i, i muass mein Schädln aus n Holz außa reißn und den Lumpn noch schmeißn — jo hot in mir da Gift gormat!

Und hiazt — daweil i mi jo iag harb, kimmt a Standar, jedat ma d Fischareifortn o und i konn eahms unummögli gebn. Wor jo in Jangga drein, den ma da Fehtha gstuhl'n hot. So — hiazt hon i zan a guatn Lest nu an Gong a ghot zan Gericht.

s Gwond hon i neama mehr kriagt, und auf n Gericht hobn i mi um zwen Danfarln gstroft, weil i ohni Kortn wor. Daboam owa habn d Leut gspott und glocht üwa mei Norrnspoch.

D Fischschnur hot eh gor net mein ghört, dö hon i a nu zohln müßn; vadommt! Und do sullt inder oana koan Grausn kriagn?

Seit dera Zeit derf i nit amol an Fisch segn! Augnblickli draht s mar in Mogn um!

Bücher.

Nordländer und Fr. W. Webers „Goliath“.

Der Dichter der „Dreizehnlinden“, die in fünfzig Auflagen ihre Verbreitung gefunden haben, bietet uns noch am Abend seines Lebens¹⁾ eine kleine Dichtung in vierzehn Gesängen, nach einer norwegischen Erzählung. Die Hauptperson ist Olaf, wegen seiner Stärke Goliath genannt, der es aber

mit keinem David zu thun hat, sondern ein harmloser Bauernknecht ist. Die Dichtung ist jugendfrisch und in meisterhafter Sprache dargestellt, in fünftactigen reimlosen Versen, untermischt mit vielen im germanischen Alterthum üblichen Alliterationen.

Im übrigen hat die Dichtung das Eigenthümliche, daß sie den Charakter des nordländischen Landes und Lebens sehr treu zeichnet.

Schon J. Grimm, der nicht bis zur Gebirgswelt Norwegens gelangt ist, sondern nur am Eingange Scandinaviens verweilte, berichtete über seinen Ausflug: „Diese Nordländer sind ruhig und gemessen, aber in alle Tiefen des menschlichen Geistes einzugehen fähig und geneigt. Wenn ich über den Malara¹⁾ fuhr, saßen die Leute still und spielten mit den Fingern, ein Nachen, der zehn Italiener faßte, würde von ausgelassenem Geschrei erfüllt sein. Man könnte mit einem Italiener alles, was sich auf der Fläche oder in gewisser Höhe hielte, anmuthig verhandeln und durch die Feinheit seiner sinnigen Art ergötzt werden, doch weiter hinaus, und würde eine Schranke vortreten, über die ihn Rückhalt und Angewöhnung nicht kommen lassen. Im Süden verfliehet das gewöhnliche Leben mit Lust und Gemach, dem ernstesten Norden traue ich dafür innere Blicke und Freude zu, von welchen dort vielleicht keine Ahnung ist.“

Weber schildert im „Goliath“ das Nordlandsleben in folgender Weise:

Der Nordlandsbauer ist kein Sommerkind,
er schaut nicht heiter in die heit're Welt.
Sein Aug ist still und klar, die Stirn unmdüllt
und trüb sein Sinn wie seine Niederweisen,
die selbst beim frohen Mahl wehmüthig lauten.
Schwer wie die Wollenlast auf seinen Bergen,
verdüsternd wie des Winters lange Nacht,
so liegt auf ihm des Winters harte Bürde,
denn ringen muß er um den Nothbedarf
im stetem Kampf mit Mühsal und Gefahr.
Der Sturm auf See und Fjord, der steil vom Felsen
mit Adlergier auf seine Beute stößt;
die falkhe Gletscherwand, die Klüft' und Gräfte,
der Hang, den er befährt auf schnellem Schuh;
des Stromes Schwall, der schäumend thalwärts

fließt
und jäh ergossen Wald und Feld zerwühlt;
ja selbst die Ackerkar, so wiederstpenstig,
daß sie dem Schweiß mit Volsch und Distel lohnt
der kluge Bär, der Wolf, der graue Schleicher,
Auch Troll und Ned, unheimliche Gesellen,
die hier in Bergen haufen, dort im See:
Sie alle sind ihm arge Widersacher.
Die feindlich ihn beschden Tag und Nacht,
doch freier Mann, ein Fürst auf eignem Grund,
zu rauhem Werk gestählt von Jugend auf,
herzhaft und wetterfest, gesund und stark,
mit Worten larg, doch rüstig rasch zur That,
voll Hindereinfalt und voll Gottvertraun,
brav ohne Ahnung, daß er gut und brav:
So hebt er Haupt und Hand getrohen Muths,
und kommt die Noth — sie findet ihren Mann.“

¹⁾ Meilenweit gestreckter Meereseinschnitt bei Stockholm.

²⁾ Norwegen bildet eine durch tief eingeschnittene Fjorde (d. h. schmale Meerbusen) gegliederte Gebirgsmasse, voller Seen und Felswüsten.

¹⁾ Sanitätsrath Weber ist Arzt in Nieheim (Westfalen) und 79 Jahre alt. Im Jahre 1830 studierte ich mit ihm am Gymnasium zu Paderborn.

Diesem nordischen Charakter entsprechend ist Webers ganze Dichtung gehalten. Der Ausgang der kleinen Erzählung ist ungewöhnlich und manche südländische Leserin wird vielleicht sagen, der Schluss sei von nordischer Kälte. Der Riese und seine Margit kommen wohl wieder zusammen, sie sind aber alt geworden und es kommt zu keiner ehelichen Verbindung, im Angedenken an den Widerstand des verstorbenen Vaters von Margit. Mit Schmerzen verzeihen beide seinen Irrthum.

Ch. Vernalaken.

Im Labyrinth des Lebens. Gedichte von Fritz Lemmermayer. (Leipzig. H. Clausner. 1892.)

Wieder einmal ein wahrer Poet! Nicht ein Gedicht darunter, welchem anzusehen wäre: es ist gemacht; naturnothwendig sind diese Lieder entstanden, wie das Jauchzen des Alplers, wie der Klageschrei des weltmüden Großstädtlers. Etwas weniger Pessimismus wäre vielleicht besser, doch wir lassen ihn uns gefallen, weil er recht empfunden ist, weil er zumeist so verjöhnlich entsagend ist und weil er so schöne Gedichte hervorgebracht hat. Klingt ja gleich daneben auch der Jubelruf eines Herzens, welches höchstes Glück empfunden hat und dafür dankbar ist. Manchmal eine recht bekannte Wendung, ein bisweilen fast zutrauliches Anlehnen an große Meister. Doch bricht die eigene Natur dann wieder umso unmittelbarer hervor. Gedichte wie „An die Poesie“, „Mensch“, „Lebensergebnis“, „An die Erde“, „An meine hundertjährige Großmutter“, „Mariä Geburt“, „Mein Stolz“, „Beruhigung“, „An die deutsche Jugend“, dürfen zu den besten ihrer Art gezählt werden. Und auf jedem der Stempel: ein guter, freier Mensch hat es gemacht — das thut wohl.

R.

Ein Lobspruch der Stadt Wien in Österreich. Von Wolfgang Schmelyl, Schulmeister zu Schotten und Bürger daselbst im 1548 Jahr. Sprachlich erneuert und bearbeitet nebst Einleitung und Anmerkungen von August Silberstein. (Hartleben. Wien. 1892.)

Der unschätzbare Spiegel der alten Wiener Stadt und des Wiener Lebens zu Ende des Mittelalters, Wolfgang Schmelyls Lobspruch in Reimen, ist zum erstenmale nach vierthalbhundert Jahren ins neue Hochdeutsche übersetzt und von einem anerkannten Dichter, wie August Silberstein, in Versmaß und neuzeitige Reime gebracht worden. Dies jedoch mit aller Schonung, welche ein solcher Schatz verdient, so dass man sagen kann, es duften noch immer

die alten Blumen wie aus einem wohlge-
wahrten alten Familienshrank. Jetzt, wo ein Theil Altwiens vor uns erbleht, oder schon erstanden — im Prater, in der Ausstellung — ist Schmelyls Lobspruch eine wertvolle Ergänzung, ein Text, möchte man sagen, zum Bilde, und alle Stände mögen dieser Ergänzung, als selbständigen Führung in das historische Wien, Aug' und Geist widmen. Eine Anzahl von Anmerkungen über Thatsachen, Ortlichkeiten, Namen, wie auch eine Einleitung über die mysteriöse Person des Urhebers gibt uns interessante Aufschlüsse.

V.

Über d' Gangsteigl. Erzählung aus dem Hochgebirge. Von B. Gräfin Ruenburg-Stolberg. (Berlin. Mitscher & Rößel.)

Die Verfasserin zeigt sich in dieser Erzählung vertraut mit der Natur und den Bewohnern der österreichischen Alpenwelt. Einen Reiz gewährt das Dialectische im Dialog, es wird dies manchen Leser als Erinnerung an schöne, in den Alpen verlebte Tage anheimeln.

V.

* Menschenreichthum. Von Adalbert Gontschik. (Wien. Gerolds Sohn. 1884.)

Der Verfasser ist ein Mensch, welcher, ohne viel aus Büchern studiert zu haben, über Gott, Welt und Menschheit sich so seine eigenen Gedanken gemacht hat. Wer für dergleichen oft gar anregende und oft gar seltsame Ideen einer ausgesprochenen Individualität Interesse hat, der besetze sich dieses Buch. Es scheint, dass sein Verfasser ein tief religiös angelegter, sittlich hochstehender Mann ist.

M.

Erzählungen aus der Geschichte der Steiermark. Von F. v. Krones. Fünfte verbesserte Auflage. (Graz. „Styria.“) Ist für alle Freunde der Geschichte Steiermarks, besonders für die liebe Jugend zu empfehlen. Das Büchlein handelt von der Urzeit bis zum Erzherzog Johann. Die anziehende Schreibweise dieses vaterländischen Geschichtsschreibers ist bekannt. Dem lieben Büchlein ist ein guter Plan der Steiermark beigegeben.

H. R.

Gedichte. Von Emanuel Hans Sarg. Im Volkston. Allerhand Verse und G'stanzen. Von Emanuel Hans Sarg. (Meran. J. W. Glemenreich. 1892.)

Die Stichproben, welche wir aus diesen Sammlungen gemacht, haben die Prüfung nicht bestanden. Die hochdeutschen Gedichte sind zumeist nur trivial, die Dialectgedichte sind — ärger.

M.

Meyers Kleines Conversations-Lexikon. Fünfte, umgearbeitete und vermehrte Auflage. Sechszwanzig Lieferungen, oder zwei Bände mit mehr als hundert Beilagen, Karten und Bildertafeln. (Leipzig. Bibliographisches Institut.)

Schon der erste Blick in die bisher erschienenen zehn Lieferungen zeigt, daß sich die Herausgeber mit den Erfolgen, welche der „Kleine Meyer“ in seinen früheren Auflagen errungen, nicht zufrieden gegeben haben. Größere Schrift und eine Vermehrung der Beilagen (allein zwanzig Chromotafeln) sind das äußere Merkmal der durchgreifenden Umarbeitung, während die genauere Prüfung ergibt, wie sehr das Werk bei tiefer gehender Behandlung zugleich durch eine erhebliche Erweiterung des Stoffes und dadurch hervorgerufene Vermehrung um etwa siebentausend Artikel, größere Präcision in den Erläuterungen und planmäßige Durchführung der Nachweise gewonnen hat.

V.

* **Meyers Kleiner Hand-Atlas.** Mit Benutzung des Kartenmaterials aus Meyers-Conversations-Lexikon zusammengestellt in hundert Kartenblättern und acht Textbeilagen. Siebzehn Lieferungen. (Leipzig. Bibliographisches Institut.)

„Meyers Kleiner Hand-Atlas“ berücksichtigt in erster Linie das engere Vaterland, das Deutsche Reich und Oesterreich-Ungarn, denen allein vierzig Blätter gewidmet sind; jeder größere deutsche Bundesstaat, jede preussische Provinz, jedes österreichische Kronland ist durch eine Specialkarte dargestellt. Bei den außereuropäischen Karten sind die deutschen Interessen- und Colonialgebiete besonders berücksichtigt. Die großen öffentlichen Verkehrsmittel, Eisenbahnen, Dampfschiffe und Telegraphen sind mit größter Sorgfalt nach offiziellem Material behandelt und alle Weltstädte durch Pläne (nebst Namen-Registern) und Umgebungskarten dargestellt. — Ganz besondere Sorgfalt ist von der Verlagshandlung auf die technische Ausführung, den vielfarbigen Druck und auf das starke holzfreie Papier angewandt worden.

Der Volksarzt für Leib und Seele. Eine Monatschrift für gesunde Lebensanschauungen. Geleitet und verlegt von August Krühl, Hirschberg in Schlesien. Siebenter Jahrgang. Diese Zeitschrift eines redlichen, vielerfahrenen Mannes kann in einem Hauje sehr viel Gutes stiften.

R.

Von Troben bis Hieslau. Leylams Kleiner illustrierter Führer der Erzbergbahn. (Graz. Leylam. 1892.)

Dieses hübsch illustrierte Büchlein ist unter umfassender Benützung des maßgebenden Ferd. Krauß'schen Werkes „Die

eherne Marl“ entstanden. Es ist dem Touristen der Erzbergbahn und ihrer herrlichen Umgebung ein treuer Weiser, Erläuterer und Rathgeber nach allen Richtungen hin. Die Erzbergbahn ist für die Reisenden eben eröffnet worden, das Erscheinen des Führers daher doppelt zu begrüßen. Wünschenswert wäre nur eine Kartenbeilage.

M.

Der Curort Gleichenberg in Steiermark. Von Dr. Karl Höffinger. Sechste, wesentlich verbesserte und vermehrte Auflage. Mit fünf Ansichten in Autotypie, einem Plan und einer Umgebungskarte. (Wien. Wilhelm Braumüller. 1892.)

Jede Kunde aus Gleichenberg freut sich. Dieser Ort, der unter den Curorten unseres Vaterlandes an Lieblichkeit seines gleichen sucht, ist mir ans Herz gewachsen. Nie habe ich dort vergeblich Erholung gesucht. Und wer, besonders im Frühjahr oder im Herbst, ausruhen will im Grünen, umgeben von aller Bequemlichkeit und einer paradiesischen Natur, der denke an Gleichenberg. Das obengenannte Buch wird ihn in allem unterweisen.

R.

Die Rudolfsbahn. Amstetten (St. Valentin) — Tarvis (Pontafel) — Laibach — Steierisches Hochland — Mittellärnten — Julische Alpen — Die Grotten des Karst. Von A. v. Schweiger-Lerchenfeld. Mit Abbildungen. (A. Hartleben. Wien.)

Handlich und wohlfeil anregend geschrieben und durch vieles Bilderwerk belebt, bildet auch dieses Bändchen einen angenehmen Gesellschafter auf der hier in Frage kommenden Reiseroute. Dieselbe begreift die weit berühmte „Rudolfsbahn“ von Amstetten bis Pontebba und Laibach in sich. Es ist da viel zu sehen, und was den Reisenden interessiert, wird ihm durch farbige und plastische Schilderung besonders nahe gelegt.

Dem „Heimgarten“ ferner zugegangen:

Schillers Briefe. Kritische Gesamtausgabe. Herausgegeben und mit Anmerkungen versehen von Friz Jonas. Fünfte Lieferung. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt. 1892.)

Leo N. Tolstoj. Sein Leben, seine Werke, seine Weltanschauung. Von Raphael Löwenfeld. (Berlin. Richard Wilhelm. 1892.)

Das schlechteste Geschlecht. Novellenkranz von Oskar Welten. (Berlin. Wilhelm Fleib. 1892.)

Hippodamia. Dramatisches Gedicht von Jaroslav Brčić. Autorisierte Uebersetzung von Edmund Grün. Mit durchwegs musikalischer Begleitung von Jdenko Fibich. (Prag. Fr. A. Urbánek. 1893.)

Sagen Niederösterreichs. Gesammelt, erzählt und erläutert von P. Willibald Ludwig Leeb. Erster Band. (Wien. Heinrich Rirsch. 1892.)

Schule und Staat. Ein Problem unserer Zeit. Besprochen von Anton Ganzer. (Graz. Leuschner & Lubensky. 1892.)

Die Zukunft unseres Volkstheaters. Zehn Aufsätze aus dem Jahre 1882 bis 1892. Von Anton Bettelheim. (Berlin. F. Fontane & Co. 1892.)

Wachsen und Werden. Ausgewählte Gedichte. Von Franz Herold. (Dresden. E. Pierson. 1892.)

Das Buch der Eva. Von Alexander Engel. (Dresden. E. Pierson. 1892.)

Liederbuch für deutsche Studenten. Vierte verbesserte und vermehrte Auflage. (Heidelberg. Karl Winters Universitätsbuchhandlung.)

Wiener Liebesgaben. Mit einem Vorworte von Friedrich Schögl. Zum Besten der Wiener Freiwilligen Rettungsgesellschaft. (Wien. Max Merlin. 1892.)

Schmidlers Volks-Advocat und bürgerlicher Rechtsfreund. Erscheint in zweiundzwanzig Lieferungen. Zehnte Auflage. (C. Daberkows Verlag in Wien.)

Kurzes Repetitorium der Thierheilkunde. Zum Gebrauche für praktische Thierärzte, Studierende der Thierheilkunde, Landwirte etc. mit Berücksichtigung der veterinär- und sanitätspolizeilichen, sowie der forensischen Vorschriften. Bearbeitet von einem Thier-arzte. (Wien. M. Breitenstein.)

Hygienische Volksbühne. Die gute Stube. Wasser thut's freilich nicht. Der rechte Doctor. Lustspiele in einem Aufzuge. Von Philo vom Walde. (Leipzig. Th. Grieben.)

„Die Küche des Mittelandes.“ Ein neues Kochbuch, welches die Kunst lehrt, gut und zugleich auch sparsam zu kochen. (Moriz Stern in Wien.)

Wie kommt man mit Wenigem aus? Von Oskar Pache. (Freiwaldau. H. Blazek.)

Bericht der Lese- und Redehalle der deutschen Studenten in Prag. Im Jahre 1891. (Prag.)

Postkarten des „Heimgarten“.

O. H. H., Berlin. Confucius sagt: Wenn man eine Sache weiß, sagen dass man sie weiß; wenn man eine Sache nicht weiß, zugeben, dass man sie nicht weiß — das ist Wissenschaft. Der Mann von heute sagt: Wenn jedermann die Sache weiß, sie gelehrt in Zweifel ziehen; wenn man eine Sache nicht weiß, tapfer behaupten, dass

man sie wisse — das ist Wissenschaft. Diese Bemerkung — glauben wir — ist äußerst treffend.

Dr. S. M., Schriftsteller, Oppeln. Sie haben recht. Da es von unserem jetzigen Bücherpapier heißt, dass es seines schlechten Stoffes wegen nicht haltbar sei und nach einer bestimmten Zeit zerfallen müsse, so soll man die Schriftsteller, welche einen längeren Bestand ihrer Bücher ja wünschen, wohl darauf aufmerksam machen, in ihre Verlagsverträge auch einen Passus aufzunehmen, nach welchem ein neues Buch nur aus holzfreiem Papier hergestellt werden darf. Der „Unsterblichkeit“ wegen ist diese Sache sehr wichtig.

A. E., Budapest. Machen derlei nicht, empfehlen Ihnen aber für das Einfahrtsthor zu Ihrer Mühle den folgenden Spruch:

„Wer nie sein Brot mit Oidsmehl aß,
Wer nie vor Schwertspathvoollen Alöhen
Und freieschweren Rudeln saß,
Vor dem will ich mein Haupt entblößen
Und fragen fröhlich im Gemüth,
Woher sein Weib das Mehl bezieht.“

H. B., Augsburg. Ganz zufällig können wir Ihnen Bescheid ertheilen. Bei der Schlacht von Sedan hatte das deutsche Heer in der Stärke von 202.509 Mann nur 7759 Tode und Verwundete. Von hundert Mann traf es kaum drei. Das ist wenig, aber die es traf, denen war es doch noch immer zu viel.

O. W., Berlin. Die Idee Egiddys ist sehr hoch und edel, aber praktisch undurchführbar. Deshalb können wir sie nur verehren, aber nicht unterstützen. Der Mann muss auf große Enttäuschungen gefasst sein, sie bleiben nicht aus; in solchen Enttäuschungen besteht ja eben das Märtyrthum des Idealisten, der die Menschen sich anders vorstellt, als sie sind.

E. V. Graz. Natürlich. Wer ein Buch oder einen Regenschirm ausleiht, der verschrenkt etwas, ohne dafür ein „Dank schön!“ zu ernten.

Hochwald b. W. Täglich laufen bei uns ähnliche Wünsche und Sendungen ein. Es thut uns selbst aufrichtig leid, dass es so ganz und gar unmöglich ist, darauf einzugehen. Vor Jahren, da noch nicht jedermann dichtete, war das leichter möglich, doch stellte es sich heraus, dass Empfehlungen manchem mehr geschadet als genützt haben.

* Die Sommeradresse Roseggens vom 1. Juni bis 30. September ist Krieglach in Steiermark. Zuschriften an die Administration und Expedition nach wie vor zu richten an den Verlag „Leysam“ in Graz.

* Unverlangt eingeschickte Manuscripte können nicht angenommen und nicht berücksichtigt werden.



auf dem Kopfe, ihre Befehle entgegen-
nahm. Ich trug ihm mein Briespaket
hinaus und ersuchte ihn, selbes auf
die Post zu geben.

„Aber vielleicht“ — wendete ich
mich an Clara; doch war es mir nicht
Ernst mit dem, was ich sprach — „ist
es das Vernünftigste, wenn ich schnell
meine Sachen zusammenpacke, und mit
Hans gehe, den günstigen Augenblick
benützend? Die Witterung scheint sich
aufzuhellen, und das Gewölk sich er-
schöpft zu haben. Oder bedeutet das
nur einen kurzen Waffenstillstand, und
soll der Kampf wieder von vorn
beginnen?“

„Ich zweifle nicht daran“ — sagte
sie „und Sie werden besser thun, sich
vorderhand noch geduldig in Ihr
schlimmes Schicksal zu fügen. Ohne-
dies müssen die Wege schon stark ge-
litten haben und wer weiß, ob sie
überhaupt noch gangbar sind? Ach!
Sie ahnen nicht, was ein so anhal-
tender Regen oft . . .“ — Sie brach
feufzend ab, und empfahl dem Burichen,
der sich zu gehen anschickte, er möge
trachten, möglichst bald heimzukehren.
Ich aber — o wie leicht ließ ich mich
überreden! Wie willig schenkte ich
ihren Gründen Gehör! War es ein
Wahn, oder verrieth sich in ihren
Worten nicht bloß die Rücksichtnahme
auf meinen touristischen Vortheil;
sondern auch ein selbstjüchtiges Interesse
an meiner Person? . . . Während
wir uns nun vor dem Hause ein wenig
Bewegung machten, kam sie nochmals
darauf zurück, wie leid es ihr thue,
daß mein Herauskommen in eine so
mißliche Zeit gefallen, welche schöne
Punkte in der Umgebung sie mir sonst
gezeigt hätte, wie schade es wäre, daß
die prächtigen Vollmondnächte ganz
verdorben worden seien! Wohl hätte
ich ihr gerne gesagt, daß ich in ihrer
Nähe weder Sonne noch Mond ver-
missen; aber ich fürchtete, daß sie mir
dies als leere Schmeichelei auslegen
würde, und ich bringe ihr gegenüber
nichts über die Lippen, was einer

solchen ähnlich sieht. So versicherte
ich sie nur, daß ich, weit entfernt,
meinem Schicksale zu grollen, dasselbe
vielmehr preise, daß es mich in dieser
Zeit ein so gastliches Asyl finden ließ,
unter dessen schirmendem Dache ich in
jeder Hinsicht so wohl aufgehoben und
geborgen sei.

Sie entgegnete nichts darauf.
Zerstreut und — wie es schien, in
ganz andere Gedanken verloren, wandelte
sie gesenkten Hauptes mir zur Seite.
Ihre Vorsorge erwies sich übrigens
gar bald als richtig. Hans war noch
keine halbe Stunde fort, als uns ein
immer stärker werdendes Geriesel in
die Zimmer trieb. Ich füllte die Stunde
mit Lesen und Schreiben aus; doch
war meine Seele nicht bei dem einen
und nicht bei dem anderen. Mehrmals
sprang ich vom Stuhle auf, um zu
Clara zu eilen; aber so oft ich schon
die Thürklinke gefaßt hatte, immer
ließ ich sie wieder los. Eine dunkle
Empfindung, es möchte ihr mein Er-
scheinen gerade jetzt nicht genehm sein,
hielt jedesmal meinen Fuß gefesselt.
Hans kehrte erst in der Dämmerung
heim. Wir giengen ihm — es war
eine Pause im Regnen eingetreten,
entgegen. Er zog einige Briefe aus
seiner Ledertasche und händigte sie
dem Fräulein ein. Dann entschuldigte
er sich, daß er so spät komme. Das
Wasser habe den Steg über dem
Grabenbach weggerissen, und er sei
genöthigt gewesen, einen großen Um-
weg zu machen. Auch im benachbarten
Querthale habe das Hochwasser, —
wie ihm im Markte erzählt wurde,
bereits argen Schaden angerichtet:
Äcker und Wiesen vermulirt, Scheunen
und Häuser fortgeschwemmt. „Na, —
so gar böß“ — schloß er seinen Be-
richt, — „kann's bei uns seit der Wild-
bachverbauung gottlob nimmer wirt-
schaften.“

„Die armen, armen Leute!“ klagte
Clara im Tone des innigsten Erbar-
mens und schritt hinweg.

„Dem Herrn seine Brief' hab' ich

aufgeben," wandte sich jetzt Hans zu mir — und indes er ein Päckchen aus der Tasche holte und betrachtete: „Das sakrische Wetter! Das Pulver zum Böllerschießen auf die Nacht ist ganz naß worden; jetzt wird der Teufel am End' nit losgeh'n!"

„Böllerschießen? Wem zu Ehren denn?"

„No", antwortete er, die Stimme geheimnisvoll dämpfend, „morgen ist ja der Fräul'n ihr Namenstag." Ich gieng ihm in den Stall nach, der vom Schein einer niederhängenden Laterne matt erleuchtet und von einem warmen Stroh- und Heugeruch erfüllt war. Die Thiere lagen behaglich wiederkäuend auf ihrer Streue. In einer Ecke kauerte Rosi auf dem Boden, und hantierte an dem Ding herum, das sie bei unserem Nahen hastig versteckte; aber da sie unser ansichtig ward, nahm sie es lachend wieder hervor. Es war ein Korb voll blühender Zweige und Blumen, aus denen sie einen mächtigen Strauß zu binden im Begriffe war. „Ei! wie schön!" sagte ich, „das ist wohl auch für das gnädige Fräulein bestimmt?"

Und die Dirne: „Wird schon so sein. Es ist nur in der Jahreszeit bei uns heroben mit viel Rares mehr z'finden; das meiste ist schon verblüht. Und das Bissl, was noch ist, hat der Regen ganz verwaschen. Aber a Freud' soll sie doch mit dem Busch haben, sie hat ja die Blumen so gern."

„Ja, das ist wahr", mischte sich Hans drein, der seine triefende Toppie abgeworfen, und sich auf einen Schemel gesetzt hatte. Und nun war es rührend zu hören, wie beide wetteifernd das Lob ihrer Herrin sangen. Es sei nicht zu sagen, wie gut sie gegen jeden wäre, der in ihrem Dienste stehe, und wie sie sich beim Vieh und der gesammten Wirtschaft auskenne, und wie sie dem armen Keuschler und kleinen Bauer mit Rath und That ausbelfe, und darum auch von allen in der ganzen Gegend verehrt werde.

Ich trat in die laufeuchte Luft hinaus, und richtete meine Schritte dahin und dorthin in der Hoffnung, Clara noch einmal irgendwo zu begegnen! aber sie kam nicht mehr zum Vorschein. Enttäuscht verfügte ich mich in meine Stube, wo ich noch eine geraume Weile am Fenster sitzend in die Finsterniß hinaushorchte und träumte. Ich hörte keine Schüsse. Das Pulver scheint wirklich nicht losgegangen zu sein. Kein Wunder! Der Himmel öffnet von neuem seine Schleißen.

„Die armen, armen Leute!" Und wie ihre Stimme bebte, als sie das sprach!

Genug für heute. Lebewohl!

— 12. August.

Heute goß es unaufhörlich, so daß man den Fuß nicht vor's Thor setzen konnte. Gleichwohl wird mir dieser Tage unvergeßlich bleiben, denn er ließ mich einen tiefen Blick thun in das edelste Mädchenherz, und brachte mir Enthüllungen, die einen unauslöschlichen Eindruck auf mich machten. O was für tragische Geschehnisse gibt es unter den Menschen auf Erden, von denen wir keine Ahnung haben! . . . Ich weiß gar nicht, wo ich anfangen soll. Der räthselhaft traurige Zug in Claras Antlitz, von dem ich dir schrieb — nun ist mir alles klar. Doch bevor ich davon rede, muß ich noch einiges vorausschicken, was sich im Laufe des Vormittags zwischen uns zugetragen, und berichten, wie es gekommen, daß die bisher so Verschlossene mich zum Mitwiffer des für ihr äußeres und inneres Leben entscheidendsten Ereignisses aus ihrer Vergangenheit machte.

Als ich des Morgens die Augen aufschlug, war das erste, mich des Festes zu erinnern, das wir heute feiern. Du begreiffst, daß ich diesen Anlaß nicht versäumen wollte, meiner Wirtin, in deren Schuld ich ohnehin

schon so hoch stand, mit meinen Wünschen eine kleine Freundlichkeit zu erweisen. Ich wartete noch ein paar Stunden; da es jedoch nicht aufhörte zu regnen, und ich also nicht hoffen durfte, mit ihr im Freien zusammenzutreffen, so blieb mir nichts übrig, als wieder einen Einbruch in ihr Stübchen zu wagen. Ich klopfte an ihre Thür. Ein leises, kaum vernehmlisches „Herein“ erlaubte mir einzutreten. Sie stand am Fenster in einer Stellung, die mich nur ihr Profil sehen ließ, und fuhr mit dem Taschentuche flüchtig über ihr Gesicht, ehe sie es mir voll zuwandte. Ihre Augen waren roth. Sie mußte geweint haben.

„Fräulein Clara“, begann ich mit möglichster Unbefangenheit, „da mich ein holder Zufall nun einmal mit Ihnen diesen Tag verleben läßt, so gestatten Sie wohl, daß auch ich mich als Gratulant einfinde. Ob auch ein Fremder, bin ich doch so kühn, mich zu Ihren Freunden zu zählen, wenn anders jemand diesen Namen verdient, der aus vollster Seele Ihnen all das Glück in Fülle wünscht, das dem Menschen überhaupt beschieden sein kann, und dessen ich Sie so würdig halte.“

„Ich danke Ihnen“, sagte sie mit Wärme, und gab mir — es war zum erstenmal, daß sie's that — die Hand, die ich herzlich drückte. Und dann, indes ihre Augen sich mit Thränen füllten, und ein wehmüthig-bitteres Lächeln ihren Mund umspielte: „Glück? Ein Etwas, dessen ich mich längst entwöhnen gelernt . . .“

„Wie?“ rief ich erschreckt. „Es ist Ihnen doch nichts Widerwärtiges zugestoßen? Verhüt' es Gott! Sollten die Briefe, die Sie gestern abends erhielten, die Meldungen des Hans . . .“

„O nein, nie!“ unterbrach sie mich, „es ist nichts, was mich gegenwärtig betroffen hätte. Es ist alles ja längst vorbei und geschehen. Ich habe mich ja auch in das Unabänderliche gefügt; aber jedes Jahr, wenn diese Tage

kommen, und mich die Erinnerung daran übermannt, und ich denke, wie alles so ganz anders sein könnte . . .“ Sie vermochte nicht weiter zu sprechen. Von der schmerzlichen Erregung bewältigt, sank sie auf den Stuhl vor dem Tische (auf dem Rosis „Busch'n“ prangte) und brach — die Arme auf denselben gestützt und beide Hände vors Gesicht pressend, in ein krampfhaftes Schluchzen aus. Überrascht, bewegt wußte ich nicht, was sagen. Schweigend stand ich da, und sah, wie der innere Sturm ihren ganzen Körper erschütterte. Aber wie sie allmählich ruhiger wurde, und nur noch still vor sich hin weinte, setzte ich mich neben sie, und redete ihr zu: „Fern sei es von mir, liebes Fräulein! mich in Ihr Vertrauen drängen zu wollen. Wie hätte ich als ein Ihnen sozusagen Unbekannter auch einen Anspruch darauf? Aber vielleicht hat das Wort eines Mannes, der selbst in seinem Leben schon so manches Leid erfahren, die Kraft, Ihnen einigen Trost zu spenden? Darum — wenn nicht besondere Gründe Sie abhalten — verhehlen Sie mir, ich bitte, nicht länger einen Kummer, dessen Spuren ich mit Betrübnis schon all die Tage her in Ihren Zügen las!“ — „Ach! ja“, erwiderte sie; sich aufrichtend und die Augen trocknend — „ich bin's mir wohl bewußt: es war unrecht von mir, Ihnen nicht immer die heitere Miene und das freundliche Entgegenkommen gezeigt zu haben, wie solches dem Gaste gegenüber sich unbedingt geziemt. Für wie launenhaft mögen Sie mich wohl halten! Verzeihen Sie und haben Nachsicht mit mir! . . . Doch nun ich Ihnen schon so viel verrathen, und Sie Zeuge wurden, wie mich alle Fassung und Selbstbeherrschung vollends verließ . . . heute . . . an dem Tage, der einst bestimmt war, der glücklichste meines Lebens zu werden . . . nun sollen Sie alles wissen. Vielleicht stellt mich das in Ihrer Meinung wieder her. Und wie

sollte ich zuiekt nicht selbst das Bedürfnis empfinden, die Bilder, die meine Einbildungskraft rastlos beschäftigt, vor einem wohlwollenden Nebenmenschen auszubreiten? Wenn Sie also wirklich die Geduld haben wollen, mich anzuhören“

Ihre Stimme, die im Anfange dieser Rede noch ein wenig gezittert hatte, ward im Verlaufe derselben fest und fester. Nun schwieg sie und blickte — in den Sessel zurückgelehnt und die Hände auf ihrem Schoße verschränkt — mich ernsthaft fragend an.

Ich bat sie, im voraus überzeugt zu sein von der wahren Theilnahme, die ich für alles hege, was sie betreffe, und — —

Aber wozu jedes Wort anführen, das zwischen uns gewechselt wurde? Die Hauptsache ist ja doch die Geschichte, die sie jetzt zu erzählen begann. Ich gebe Dir dieselbe in fortlaufender Folge, ohne die mannigfachen Unterbrechungen, die sie erlitt und mit Hinweglassung all der Fragen, Bemerkungen u. s. w., die ich zuweilen einstreute — möglichst treu nach ihren eigenen Worten. Von dem bestreidenden Tonfalle ihres Organs, von dem seelenvollen Ausdruck ihres Gesichtes, das nacheinander die verschiedensten Gemüthsbewegungen widerspiegelte, von der lebendigen Annuth ihres Vortrags — von alle dem dir eine Idee zu geben, bin ich freilich nicht fähig. Das mußt Du Dir selbst hinzudichten.

* * *

Im nächsten Frühherbste werden es vier Jahre, daß ein junger Mann als Practicant zu unserem Gerichte aus der Hauptstadt versetzt wurde, wo sein Vater einen hohen Staatsposten bekleidete. Es gieng ihm der Ruf eines fleißigen Beamten und soliden Menschen voraus. Als beides hat er sich denn auch bewährt und sich durch seinen Pflichterifer und sein angenehmes Betragen gar bald die

Achtung seiner Vorgesetzten und aller jener erworben, die mit ihm in gesellige Verührung kamen. Wie es in kleinen Orten geht, dauerte es nicht lange, daß auch wir — mein guter Vater lebte damals noch — ihn kennen lernten. Bei Gelegenheit eines Concertes, das eine durchreisende Volksängergesellschaft abends im Brauhausegarten gab, wurde Arthur uns von einem unserer Bekannten vorgestellt. Er sah aus, als hätte er kaum das Jünglingsalter erreicht, da er doch nur wenig jünger war als ich, die dreiundzwanzig Jahre zählte: ein fast mädchenhaft zartes Gesicht mit blondem Schnurrbärtchen und treuherzigblickenden, blauen Augen. Er setzte sich an unseren Tisch, und war anfangs sehr schüchtern und schweigsam; auch trank er nicht viel, doch nach und nach wurde er gesprächiger, und als wir uns trennten, betheuerte er lebhaft, daß dies die vergnügtesten Stunden gewesen seien, die er bisher hier zugebracht habe. Mein Vater, der sofort von ihm eingenommen war, forderte ihn höflich auf, uns zu besuchen, welcher Einladung Arthur auch schon am nächsten Tage entsprach. Dem ersten Besuche folgte bald ein zweiter, dritter — in immer kürzeren Zwischenräumen, und endlich verlebte er jede freie Stunde bei uns.

Unser Haus, eines der letzten des Marktes, steht hart am Eingang des wildromantischen Grabens, aus dem der Bach dem Flusse zurinnt. Ein kleiner Garten schließt sich daran mit einer offenen hölzernen Aussichtswarte in der äußersten Ecke. Dort saßen wir oft des Abends und plauderten dies und jenes, oder wir sprachen auch nichts und schauten über das Geländer hinunter auf das klare Wasser, das in seinem breiten, weißen Geröllbette munter dahinsprudelte, und horchten auf das Zischen der Brettersäge, die weiter drinnen in der Schlucht arbeitete. Nach Schluß seines Geschäftes gesellte sich gewöhnlich auch der Vater zu uns. Dann drehte sich die Unter-

haltung meist um Gegenstände der Literatur, denn auch Arthur hatte eine Leidenschaft für gute Bücher. Er war in den Naturwissenschaften ungemein bewandert, und auch von den bedeutenderen Dichtern war ihm keiner fremd. Geibel war sein Lieblingsdichter.

Aber darum war er doch nichts weniger als ein Bücherwurm oder Kopfhänger. Er konnte ausnehmend heiter, ja nicht selten sogar übermüthig und ausgelassen lustig sein. Diese Mischung von ernster Strebbarkeit und lebensgenießendem Frohsinn gefiel mir eben so gut an ihm.

Oft auch schwärmten wir durch Wald und Wiesen, die die milde Septembersonne mit goldenem Lichte verklärte, und irrten — während der Vater bedächtig weiter schritt — nach rechts und links vom Wege ab, und wie jubelte Arthur, wenn er da unter einem Busch, auf einem Felsen eine noch nie gefundene Pflanze entdeckte und abpflückte!

„Und muß denn jede Blume gepflückt sein, deren wir uns erfreuen sollen?“ frug ich ihn einmal scherzend. „Jawohl“, entgegnete er in der besten Laune „es ist ein natürlicher und verzeihlicher Wunsch das zu besitzen, was uns gefällt, und wie sollte denn mein Herbarium bereichert werden, wenn ich's mir an dem Anschauen allein genügen ließe?“ Ein ausgezeichnete Botaniker, und mit einem offenen Auge für alles Schöne in der Natur begabt, lehrte er mich die Namen und Eigenschaften vieler Gewächse kennen, und wußte auch mein Interesse für solche zu erwecken, die ich wegen ihres unscheinbaren Aussehens bisher weniger beachtet hatte, als da z. B. sind Gräser und Moosarten.

Was mir bei diesen Spaziergängen auffiel, war die außerordentliche Vorsicht, mit der er Hunden, die zufällig vor den Häusern lagen, oder den Kindern, die von der Weide heimkehrten, auswich.

So war er auch kein Freund der Jagd, und ich glaube eben so sehr der Fährlichkeiten willen, die sie mit sich bringt, als darum, weil er zu gutherzig war, einem Thiere ein Leides zuzufügen. Insbesondere die Gamsjagd konnte er nicht begreifen, und das verstand man, wenn man sah, daß das Überschreiten jedes Steges ihm schon Schwindel verursachte. Im übrigen aber war er ein ausdauernder, tüchtiger Fußgeher und er kannte keine größere Freude, als so im Freien herumzustreifen. Als dann die strengere Jahreszeit uns ins Zimmer bannte, vereinigte uns an den langen Abenden die Hängelampe unter dem runden Tisch und Arthur las etwas vor, oder zeigte uns seine Pflanzensammlung. Während des Abendessens erzählte der Vater oft wohl auch gerne von den Reisen, die er in seiner Jugend gemacht hatte. So verflogen uns die Stunden wie Minuten, und häufig schlug es schon Mitternacht vom Thurne, wenn unser Gast sich verabschiedete. Mit jedem Tage gab er sich ungezwungener und vertraulicher, und obwohl er mir nicht nach Art der jungen Stadtherren den Hof machte, merkte ich doch, daß er sich immer mehr zu mir hingezogen fühlte. Auch ich hatte mich so an den Verkehr mit ihm gewöhnt, daß ich — wenn er ja einmal verhindert war zu kommen — sein Ausbleiben sehr empfand. Wie unlieb war es mir daher, als er uns kurz vor Weihnachten ankündigte, daß er Urlaub genommen, um das Fest bei seinen Eltern zu verbringen! Wie ewiglang dünkte mich die Zeit seines Fernseins! Mit welcher Ungeduld harrete ich seiner Rückkehr. Diese erfolgte zu Beginn des neuen Jahres. Sein erster Gang war nach unserem Hause, wo er vom Vater mit lauter, von mir mit stiller, aber nicht geringerer Freude empfangen wurde. Auch er machte kein Hehl daraus, wie sehr er sich wieder zurückgesehnt, ungeachtet alles Guten und Lieben, mit dem man

ihn daheim überschüttet habe. Unsere gewohnte Lebensweise wurde nun von neuem aufgenommen und in schöner Einförmigkeit schwand der Winter dahin — rasch, wie mir noch keiner je entchwunden war!

Es wurde Frühling. Der Schnee zerschmolz, auf den sonnseitigen Hängen fiengen Crocus, Veilchen und Primeln zu sprießen an. Im Walde erklang das Lied der Drossel. Weit und weiter zog es uns jetzt abermals hinaus auf Feld und Flur, und wie die lichtgrünen Halme immer höher aus der Erde trieben, so wuchs die Neigung, die wir für einander im Herzen trugen. Doch niemand hätte das unseren Gesprächen entnehmen können, die sich fort und fort in den Grenzen eines allgemeinen Gedankenaustausches bewegten. Ja, Arthur schien sogar wieder so zurückhaltend wie in der ersten Zeit unserer Bekanntschaft. Minutenlang konnte er manchmal neben mir hergehen, ohne eine Silbe zu sprechen — wie mit einem Entschluß ringend, zu dem er den Muth nicht fände. Dann erhob er wohl plötzlich den Kopf, und sah mich an, als hätte er mir eine bedeutende Mittheilung zu machen; sagte aber nichts, oder nur etwas ganz Gleichgiltiges.

Da geschah es, daß wir eines wunderschönen Maimorgens — es war ein Sonntag — hier auf die Alm heraufstiegen um bis zum Abend zu bleiben. Nach Mittag war's. Der Vater machte im Zimmer sein Schläfchen; Arthur und ich hatten uns im Schatten der Lärchen, da wo jetzt Tisch und Bank steht, gelagert, und bewunderten die noch weißen Berge, die sich schimmernd vom blauen Himmel abhoben, und die saftgrünen Matten im Vordergrunde. Auf einmal, wie in einem jähen Anfälle, ergriff er meine Hände, zog mich zu sich heran, und frug mich mit leuchtenden Augen und brennenden Wangen: „Clara, willst du meine geliebte Frau werden? . . .“

Ich war bestürzt. Daß Arthur

um mich werben könnte — wahrhaftig, der Gedanke war mir nie und nimmer in den Sinn gekommen. Was und wie ich ihm geantwortet, und was er dann noch alles gesprochen, ich weiß es nicht. Ich weiß nur, daß ich wie in einem Traum schwebte, als wir in der düstigen, dämmerigen Mondnacht zu Thal schritten und daß ich die ganze Nacht kein Auge schloß.

Am nächsten Morgen vertraute ich alles meinem Vater. Er umarmte mich zärtlich, aus höchster Freude, den nun auch Sohn nennen zu dürfen, den er längst wie einen solchen geliebt hatte; und als dieser erschien, um in aller Form um meine Hand anzuhalten, ließ er ihn gar nicht zu Worte kommen, sondern zog ihn nur wieder und wieder an die Brust. Wir waren nun Verlobte und unsere Vermählung sollte, da kein Grund für einen langen Brautstand vorlag — schon an meinem Namenstage stattfinden.

O die traulichen Stunden, die wir nun zusammen verplauderten! Die Pläne, die wir für die Zukunft ausmalten! Die sinnigen Liebesgaben, mit denen er mich zu überraschen nicht müde ward! Und die zarten Aufmerksamkeiten und Rücksichten, mit denen er mich verhätschelte! Von seinen Eltern erhielt ich ein Schreiben, worin sie mich auf das liebevollste als ihre angehende Tochter begrüßten, und aus Nah und Fern, von Bekannten und Verwandten wurde ich mit mündlichen und schriftlichen Beglückwünschungen, mit Geschenken aller Art bedacht.

Ach! während so Liebe und Freundschaft mich mit weichen Armen umfiengen, ballte das neidische Schicksal schon die Wolken zusammen, die mein Glück vernichten sollten. Das Schicksal? Nein! M e i n e Schuld war's, m e i n e Schuld ganz allein

Ich saß eines Abends mit Arthur auf der Bank oberhalb der Straße, unweit unseres Hauses. Es dunkelte bereits, über den schwarzen Gipfeln

der Berge flimmerten die Sterne. Da gewahrten wir beide fast gleichzeitig gegen Osten am Firmamente einen röthlichen Schein, der an Helligkeit und Ausdehnung zunahm. Derselbe ward alsbald auch von anderen bemerkt. Die Leute sammelten sich auf der Gasse und Straße und riefen sich gegenseitig zu: wo es brenne? Viele liefen nach der Richtung, in der das Feuer ausgebrochen war. Schon hörten wir auch die Spritzen mit der Löschmannschaft hinausraffeln. Der Vater trat mit Hut und Stock aus dem Hause zu uns heran und sagte, daß er nur einen Augenblick fort wolle zu sehen, was es gäbe.

„Willst du nicht auch?“ sagte ich zu meinem Verlobten, im Begriffe mich zu erheben, aber er hielt mich mit sanfter Gewalt auf dem Sitze fest: ich möge mich doch nicht ängstigen, der Brand sei ja augenscheinlich ziemlich entfernt, und auch bereits im Abnehmen.

„O nicht Angst ist es, was mich in solchen Fällen ergreift“, rief ich eifrigermaßen unwillig, „es ist der unbezwingliche Trieb, den Unglücklichen beizustehen, deren Habe den gefräßigen Flammen preisgegeben ist, zu helfen, zu retten, was möglich ist. Wenn ich ein Mann wäre — wahrlich! — ich könnt' es nicht über mich gewinnen, so müßig aus der Ferne zuzuschauen, statt auf die Stelle des Unheils hinzueilen und thätig und muthig einzugreifen...!“

„Muth — Muth —“ erwiderte er ein wenig gereizt — „was man so nennt, ist meist nichts anderes, als Gedankenlosigkeit, Mangel an Überlegung. Und zumal bei Anlässen wie der vorliegende, wo es sich um eine planmäßige, geordnete Hilfeleistung handelt, stiftet das neugierige Zudrängen bereitwilliger, aber ungeschulter und ungeschickter Kräfte mehr Nachtheil und Verwirrung als Nutzen!“ — Und da ich nichts entgegnete, eiferte er weiter: „Muth? — Woher sollten

wir den auch nehmen? Schon im Knaben wird jede kühnere Regung gründlich unterdrückt. Schon die früheste Erziehung ist geschäftig, die kindliche Phantasie mit Vorstellungen aller möglichen Gefahren zu schrecken. Da sollen wir auf keinen Sessel steigen, keinen Baum erklettern, keinem Thiere in die Nähe gehen. Was fruchtet es, wenn wir später auf dem Turn- und Exercierplatze gedrillt werden? — Die ersten Lehren und Mahnungen wirken unaustilgbar nach, und das Hocken über den Arien, die sitzende Lebensweise, die wir zu führen gezwungen sind, ist auch nicht geeignet, uns Muskeln und Nerven zu stählen, und uns jene Thatkraft jenes Selbstvertrauen zu geben, welches außerordentliche Lagen erfordern. Trost- alledem — Clara, wenn je — was der Himmel gnädig abwenden wolle! — dir oder den deinigen Ähnliches drohen sollte dann sollst du sehen, daß es nicht Zaghaftigkeit, nicht Feigheit war, was mich abhielt...“

Noch nie hatte ich ihn so aufgereggt sprechen gehört. Ich gab ihm Recht und bemühte mich, ihn zu begütigen. Indessen kam der Vater zurück und berichtete: es habe Gottlob nicht viel auf sich gehabt, nur eine Scheune sei abgebrannt und der Schaden geringfügig. Wir giengen ins Haus und vergaßen über anderen Gesprächen bald des ganzen Vorfalles. Aber, ob schon er es nicht wahrhaben wollte, Arthur schien mir doch etwas verstimmt. Und nachdem er sich empfohlen und „gute Nacht“ gesagt hatte, bildete ich mir ein, daß der Druck seiner Hand minder stark, der Ton seiner Stimme minder herzlich gewesen sei, denn gewöhnlich. — Am folgenden Tage war freilich auch nicht die leiseste Spur von Betränktheit an ihm zu entdecken. Ach! er war ja viel zu gut und harmlos, als daß er ein Gefühl des Argers oder Großs lange hätte nähren können!

Was mich betrifft, so hatte ich

jene Worte, die ihn verlegen mußten, kaum daß sie ausgesprochen waren, schon bereut. So wurde denn unseres Zwistes — wenn man es so heißen konnte — nicht weiter gedacht. Nur einmal noch in der Folge kamen wir — ich weiß nicht warum — darauf, doch mehr spasshaft zu sprechen. Ich sagte ihm nämlich, daß ich in ihm eben gern das Muster aller Tugenden verehren möchte; er aber meinte lachend, dann möge ich lieber gleich von der Verbindung mit ihm zurücktreten, um mir bittere Enttäuschungen zu ersparen. Solche Redereien trieben wir — glücklich und sorgenfrei wie wir waren — noch viele, und kein Mißton trübte die Harmonie, in der wir mit uns und der ganzen Welt dahinlebten. Ein Ereignis von allgemeiner Bedeutung, das in den Beginn jenes Sommers fiel, und an dem wir theilnahmen, kann ich nicht unerwähnt lassen: die feierliche Eröffnung der Eisenbahnstrecke von unserem Markt bis zur Landesgrenze — wobei es an Festmahlzeiten und Aufzügen, Fahnen- und Blumenschmuck nicht fehlte.

Doch wurde uns nicht ohnedies jeder Tag zum Feste? Soll ich Ihnen die vielen Ausflüge aufzählen, die wir dahin und dorthin unternahmen? — wie wir heute einen verborgenen Wasserfall, morgen ein Kirchlein auf aussichtsreicher Höhe besucht, und wie wir einmal auf den mit Alpenrosen dichtbedeckten Hängen unseres Grabens herumgeklettert, und der leuchtenden Blüten eine solche Menge pflückten, daß wir sie kaum nachhause schleppen konnten? Oder wie wir in größerer Gesellschaft am Johannivorabend von der Alpe hier die auf allen Bergen flammenden Feuer angeschaut, und auf der Wiese vorne selbst einen mächtigen Holzstoß geschlichtet und angezündet, bei dessen lodern Jauchzen, Gläserklang und Gesang bis tief in die Nacht ertönte? —

Ja — so schwer es Ihnen werden

mag — wie Sie mich jetzt da sehen — daran zu glauben: auch ich hatte einst Stunden übersprudelnder Fröhlichkeit, wo es mich drängte — sei es allein, sei es mit anderen — ein freies Lied aus voller Brust anzustimmen, — auch ich wußte, was Jugend- und Lebenslust sei, bevor der Augenblick kam, der.....

Doch lassen Sie mich fortfahren! — Ich bin bald zu Ende. Tag um Tag und Woche um Woche spannte sich der Himmel in vollkommener Reinheit über und aus, und diese Beständigkeit fieng an unheimlich zu werden. Unter den sengenden Strahlen der Sonne begann das Gras zu dorren, die Feldfrucht zu welken. Ein heißer Dunst brütete über den Wäldern und verschleierte die Berge bis zur Unsichtbarkeit. Und noch zeigte sich kein Anzeichen einer Änderung. Auch unser Geheiser war erschlafft. Ich nähte während des Tages fleißig an meiner Ausstattung; erst gegen Abend, wenn Arthur aus der Kanzlei kam, verließ ich das Zimmer, und gieng mit ihm durch das Gärtchen auf die Warte, wo wir uns des kühlen Luftzuges freuten, bis die glänzenden Sternbilder am Himmel aufzogen. Aber einmal, da wir es auch so gemacht hatten, spähten wir vergebens nach einem Sterne aus. Dichte Finsternis herrschte oben und unten; nur am westlichen Horizonte lohnte es zuweilen wetterleuchtend auf, und ein dumpfes Brummen war in der Ferne vernehmbar. — „Nun — Kinder, endlich wird's Ernst!“ — rief uns der Vater gutgelaut zu, der durch das Dunkel hergeschritten kam — „wenn's nur nicht ein blinder Värm ist!“ Er hatte noch nicht ausgeredet — so fielen schon die ersten schweren Tropfen. Wie labte das langentbehrte, lunde Geträufel unser Ohr! Wie freuten wir uns mit der schmachtenden Erde der köstlichen Erquickung! — Entzückt lauschten wir dem Regen am offenen Fenster; doch mußten wir es bald

schließen, da sich ein Sturm erhob und das Gewitter immer näher herantrieb. Als Arthur fort war — ich selber drängte ihn vorzeitig fort, damit er noch ungefährdet seine Wohnung erreiche — brach es los, und tobte die ganze Nacht hindurch. Es war eines jener Gewitter — nun, Sie haben ja selbst ein solches hier erlebt. — —

Am Morgen darauf währte der Regen noch, und wir waren's zufrieden. Ich sehe und höre meinen guten Vater, wie er am Fenster steht und spricht: „Nur zu — nur zu! Es ist noch lange nicht genug — nach der beispiellosen Dürre!“ —

Aber als es nun einen Tag um den anderen so weiter goß und eine Nacht um die andere, die ganze Woche hindurch — als gälte es eine zweite Sündflut ins Werk zu setzen — da wurde es uns allen schließlich zuviel. Ich habe Ihnen gesagt, daß ich von Natur nicht furchtsam bin — und ich bin's auch nicht. Doch damals — des Nachts, wenn das Tosen des Baches, das Rauschen der Regenströme übertönend, mich nicht schlafen ließ, und ich mit offenen Augen daliegend hinaushorchte auf das gurgelnde Brodeln und Strudeln, das dem geschärften Sinn immer zorniger anzuschwellen schien — erinnerte ich mich all der Gräueltaten, die der Dämon der Alpen, das Wasser, da und dort — wie ich gehört und gelesen hatte — schon verbrochen habe, und eine unsägliche Bangigkeit befiel mich. — Bei Tage verlor sich jedoch dieses Gefühl, das ich mich schäme zu gestehen, besonders da ich sah, daß der Vater und Arthur ihre gleichmüthige Stimmung bewahrten. Von einer gewissen Urrast, der natürlichen Folge der langdauernden Zimmerhaft und des Mangels an Bewegung, waren allerdings auch sie nicht frei. Wohl wurde die Möglichkeit einer Überschwemmung in Erwägung gezogen, und berathen, was in diesem

Falle zu thun wäre; aber völlig beruhigt war ich, als der Vater sagte, daß solange er hier hause, eine derartige Katastrophe den Ort nicht heimgesucht habe, dank der starken, aus Holzstöcken aufgebauten Klause im oberen Theile des Grabens.

Und dennoch — dennoch! Es war der Abend des dritten August. Wir saßen bei der Mahlzeit um den langen erhellten Tisch, und besprachen die Vorbereitungen zur nahen Hochzeit. Die Fensterflügel standen offen — denn es war sehr schwül im Zimmer —; doch die Balken waren geschlossen. Der Wind peitschte den Regen gegen dieselben, und durch die Spalten funkelte es ab und zu gelb und blau. Ein neues Gewitter schien im Anzug. Wir waren alle der Ansicht, daß das nun wohl den Abschluß der langen Regenperiode bilden dürfte.

Plötzlich — — „was ist das“ — rufen wir alle mit einer Stimme, und schauen uns starr und verstummend an. Ein verworrenes Schreien, ein Durcheinander hallender Schritte, ein Laufen und Rennen, ein wichtiges Aufschlagen wie von Stöcken dringt von unten herauf an unsere Ohren — der Bach kommt — der Bach kommt!“ — schallt es aus hundert rauhen Kehlen — und hinterher ein donnerndes Dröhnen und Brausen, das alles andere verschlingt. Wir schnellen von den Sätzen empor und stürzen aus Fenster. Im Nu sind die Balken aufgerissen

O was sind alle Schrecknisse, verglichen mit denen, die das Wasser bringt, wenn es, der Gefangenschaft entsprungen und seiner Fesseln spottend, wie ein grimmes Ungethüm mit unbezähmter Wildheit über sein ahnungsloses Opfer herfällt! — Unbeschreiblich war der Anblick, der sich uns beim Scheine der zuckenden Blitze und beim flackernden Lichte der Fackeln und Laternen, die am Ufer hin- und herirrten und der mit Haken

und langen Stangen bewehrten Männerschaar zum Rettungswerke leuchteten. Wie aus dem Hintergrunde in breiter Front die schlammigen Wellen weißschäumend in rasender Hast tosend heran jagten, und, in tollem Wettlaufe sich überstürzend entwurzelte Bäume, Bretter, Sägstöcke, Äste und Rasenstücke vorüberwälzten! Und das Gepolter der rollenden Steinblöcke, das Auseinanderprallen der Felstrümmer, das Klappen und Klirren der losen Schotter- und Geschiebsmassen! Ein lärmendes, entsetzliches Chaos, das einem Hören und Sehen vergieng! . . .

Schon hatte der Flutschwall das ganze Minnsal ausgefüllt, und schwoh mit jeder Secunde höher und höher.

Mit einem Ausruf des Schauderns fuhr ich zurück und schlug die Hände vors Gesicht. Arthur legte liebevoll — als wollte er mich beschützen — den Arm um meine Schultern. — „Nur Ruhe — Ruhe!“ — mahnte der Vater.

In diesem Augenblicke trat Herr Franz, der Commis, eilig zur Thüre herein, und meldete ganz verstört: „das Wasser habe sich — da eine Anzahl herangetriebener Stämme den Ausgang verlege — gestaut, wo die Gartenmauer sich dem Hause anfüge — und letzterem drohe Gefahr, wenn die Pressung stärker würde — zwar hatten sich einige von den Männern bis an die Hüften ins Wasser gewagt, während andere auf die Stämme sprangen; aber ihre Anstrengungen seien bisher fruchtlos gewesen — und es wäre vielleicht angezeigt — das Haus zu räumen — freilich — wohin sich flüchten? —“

Mein Vater gab ihm einige Weisungen, die ich in der Aufregung nicht verstand, und Herr Franz eilte fort. Arthur zieht, ohne ein Wort zu sagen, den Arm von mir und will ihm nach. Ich vertrete ihm den Weg. Wie ein Blitz schießt mir der Ausspruch

durch den Kopf, den er an jenem Abend, da wir die Feuerbrunst beobachtet, gethan hatte. „Um Gotteswillen! Wo willst du hin?“ — rufe ich außer mir, indem ich mich krampfhaft an ihn klammere.

Und er: „Kannst du noch fragen? Ein Glender wäre ich, wenn ich jetzt noch zaudern wollte!“ Seine Stimme bebte, und eine trotzige Energie leuchtete aus seinen Augen, die jedoch dem sanftesten Ausdruck wich, als er hinzusetzte: „Sei unbesorgt, Theuerste — und laß mich . . .!“

Ich aber schmiege mich nur umso fester an ihn, und schon habe ich einen Beistand an meinem Vater gefunden, der von der anderen Seite die Hand meines Bräutigams erfaßt, und hält, während er ihm die dringendsten Vorstellungen macht . . . Umsonst! . . . Mit einem kräftigen Ruck reißt er sich los, und die Thüre auf und hinaus. Ich höre ihn die Treppe hinunterstürmen. Verzweifelt will ich ihm nach; der Vater wehrt es mir. In meiner Todesangst fliege ich ans Fenster und rufe seinen Namen. Das fürchterliche Gebrause übertäubt die schwachen Laute. Fast meiner Sinne beraubt, biege ich mich — vergebens sucht der Vater mich zurückzuhalten — immer weiter hinaus, und stiere hinab auf den dunklen Menschenknäuel, um den röthliche Lichter spielen. Jetzt — o daß eine wohlthätige Nacht das Bild für ewig aus meinem Gedächtnis lösche! — erblickte ich eine Gestalt auf einem der schwimmenden Hölzer, die in kreisende, wirbelnde Bewegung gerathen. Er ist's — Arthur: Und jetzt — ein geller Aufschrei — jetzt erblicke ich ihn nicht mehr. Wie ein schwarzer Nebel wallt's vor mir — ohnmächtig sinke ich zurück in die Arme meines Vaters. — — —

Als der Morgen graute, wurde die Leiche unterhalb des Marktes aus dem Wasser gezogen. (Schluß folgt.)

Die Liebe ist stärker als der Tod.

Eine Erzählung aus dem Waldblande. Von P. A. Hofegger.

Min doch begierig, ob man mir die Geschichte glauben wird. Man braucht sie aber gar nicht zu glauben, sondern bloß zu wissen. Und manche meiner Heimatsgenossen wissen thatsächlich von der Geschichte. Ich war damals ein Mensch in dem Alter, in welchem man von artigen Leuten „Jüngling“ und von wahrheitsliebenden „dummer Junge“ genannt wird. So kam der „heilige Faschingdienstag“; diesen Festtag haben wir immer strenge gehalten, und also rüsteten wir uns auch diesmal zum Freiballe, der beim „Goldenen Löwen“ in Krieglach abgehalten wurde.

Ich besaß ein nagelneues Steirergewand und im Hosensack eine geerbte Schweinsblase mit fünfzehn Groschen Geld. Reicht das aus für zwei Portionen Braten, zwei Maß Guldenwein, eine halbe Maß Glühwein, zwei Schalen Kaffee, für Spielent'geld auf ein paar Steierische, einen Gestrampfen, und noch etliche Cigarren? — Das reicht schlechterdings nicht dazu aus. Also verkaufte ich an den Hochbrunner-Knecht eine Lodenjoppe, da ja der Sommer vor der Thür war, übrigens ohnehin nicht gedacht wurde an das Morgen, sondern nur an das Heute, welches Faschingdienstag hieß. Und als ich nun so viel Mammon beisammen hatte, um für mich und eine erst zu gewinnende Tänzerin die oben genannten Güter erwerben zu können, heißt es auf

einmal, der Graben-Kathel wäre ihr Kind gestorben, selbes werde am Faschingdienstag begraben und ich sei dazu auserlesen, das Trüchlein auf den Kirchhof zu tragen.

Die Graben-Kathel war ein armes Weib, das sonst im Tagwerk arbeitete, um das sich aber in seiner Krankheit niemand eigentlich kümmerte, nicht einmal der eigene Mann, der Graben-Hesch, welcher in einer anderen Gegend als Holzknecht arbeitete und oft wochenlang gar nicht nachhause kam. Aber das verstorbene Kindlein mußte die Gemeinde doch begraben und that es eigentlich recht gerne, weil sie nur froh sein konnte, für die Zukunft einen armen Eingeborenen weniger in Sorge zu haben. Wie aber gerade ich zur Ehre kam, an einem solchen Tage drei Stunden lang (denn so weit war der Weg bis zum Kirchhof) eine Leiche im Arm zu halten, das leuchtete mir nicht ein. Daher begehrt ich auf und rief: „Wie kommt's dazu?“

„Du kommst dazu, weil du ein kräftiger Bengel bist“, antwortete der Gemeinderichter. Das empfand ich nun wie eine wirkliche Auszeichnung. Andere Bursche, die auch zum Begräbnisse geschickt worden waren, weil jedes Haus gepflogeneitlich eine leidtägende Person beizustellen hatte, sahen einander jetzt so an.

Der Hochbrunner-Knecht, der Franzel, trat vor und sprach: „Mir

scheint, der Waldbauern-Peter will nicht recht. Könnt's auch leicht wegwerfen das Trübel, wenn ihm schwach wird. Ich geh' ohnehin zum Freiball nach Krieglach und will's schon tragen."

"Ist auch recht", sagte der Richter, "so vad's halt in Gottes Namen!"

Ich habe im selbigen Augenblick den Schimpf so tief empfunden, daß ich das heilige Fürnehmen machte: dem Franzel schlag' ich heut' beim Löwen, bis wir lustig geworden sind, allzwei Füße ab. Nachher soll er sehen, wer schwach wird.

Im nämlichen Augenblick aber sank die arme Graben-Kathel nieder auf das bereits geschlossene Särgelein und schrie: „Forttragen wollen sie dich mir, du mein einziges Stück auf der Welt! Bist gleichwohl im Himmel bei unserer lieben Frau, so sei mein' Fürbitt, daß sie auch mich bald zu sich nimmt. Bin so ganz und gar verlassen auf dieser Erden!“ Und begann so schmerzhaft zu weinen, daß ich all meine Rachegeanken vergaß und nur noch denken konnte: die Leute sollten doch gut aufeinander sein in einem solchen Jammerthal. —

Der Franzel schlang nun um das fichtenholzweiße Trüblein einen Riemen, hieng sich dasselbe über die Achsel, dergestalt, daß er es im Arm über der Brust tragen konnte. Ein schwarzbraunes Dirndel, eine Verwandte der Graben-Kathel, kam jetzt mit einem Blumenstrauß herbei, an welchem ein weißes und ein rothes Band war, und diese Herrlichkeit steckte sie dem Franzel auf den Hut. Es ist ein alter Brauch in jener Gegend, daß Leichenträger solche „Todtenbuschen“ tragen; bei erwachsenen Personen müssen die Blumen weiß, die Bänder schwarz sein, bei Kindesleichen wollen die rothen Blumen und Bänder andeuten, daß keine Trauer sein soll, wenn ein unschuldiges Kind früh aus dieser Welt geht. Und in Wahrheit, als der Franzel nun mit dem

Särgelein und den flatternden Bändern gleich einem Hochzeiter so vorausgieng durch den großen Krefsbachwald hin und unser etliche laut betend hintendrein, da war von einer Trauer nicht viel wahrzunehmen. Zwischen den Vaterunsern trieben wir Schelme miteinander ein bißchen Schabernack. Neben mir gieng der junge Bumsböfer, der fragte das schwarzbraune Dirndel, ob er es heiraten dürfe?

„Ja, auf wie lang?“ gab es ihm fragend Antwort. „Die Mannerleut' sind so viel falsch. Das sieht man wieder bei meiner Muhme, bei der Graben-Kathel. Was hat er ihr vorgeschwätzt, der Hesch, vom Liebhaben und Treusein und Brav-Zusammenhalten in Freud und Leid! Weil sie kränklich ist worden und keine rechte Unterhaltlichkeit mehr daheim, hat er sich nach dem Holztagwerk lieber ins Wirtshaus geseht, als ins traurige Grabenhäusl. Lediger Weis ist ihm der Weg bei der Nacht nicht zu weit gewesen bis zu ihrem Fenster; verheirateter Weis vergiftet er auf Weib und Kind, zur Noth, daß er bisweilen ein paar Groschen Geld schickt, er selber kommt gar nicht mehr. Nicht einmal jetzt, wo das Kind gestorben ist, laßt er sich sehen, der Nichtsnutzige, laßt sein Weib im Elend allein.“

„Weiß er es wohl, was geschehen ist daheim?“ fragte ich.

„Das ist keine Ausred'!“ fuhr die Schwarzbraune drein, „er soll sich umschauen nach seinen Leuten, wenn er ein ordentlicher Ehemann sein will. Himmlischer Vater, behüt' und bewahr' mich vor einem solchen Mann!“

„Du“, flüsterte ich dem Bumsböfer zu, „ich glaub', das ist nicht die richtige Zeit zum Brautwerben. Wart's ab. Ehevor sie ledig bleibt, triegst sie gewiß.“

„Kannst recht haben“, antwortete er und stimmte rasch in das laufende Vaterunsere ein. Nach drei Stunden

waren wir im Thale der Müritz und unser kleiner Zug trabte betend durch das große Dorf. Vom „Goldenen Löwen“ heran klang uns lustiges Pfeifen- und Geigenspiel entgegen und zu den mit Tannenzweigen bekränzten Fenstern heraus erscholl manch lecker Juchschrei. Zum Hauptthor giengen in Hemdärmeln, die Pfeifen im Munde, Mannsbilder singend und lärmend aus und ein, einer davon blieb stehen, als er den nahenden Zug sah, und rief: „Nu, was ist denn das für eine Maschkerad! Am Faschingtag Lent' eingraben, das ist keine Mode!“

„Ja, ja!“ schrie ihm unsere Schwarzbraune zu. „Geh' nur her! Gehörst eh' zu uns! Leicht willst es wissen, wen wir im Trübel haben!“

Der Mann stuzte ein wenig, nahm mit ungefüger Hand die Pfeife aus dem Munde und sagte: „Die Schwarzbraun' Sesserl ist dabei?“

„Ja, die ist auch dabei“, antwortete sie, „wenn du selber nicht gehst zu deinem Kind, so müssen wir dir's halt nachtragen.“

Jetzt fiel ihm die Pfeife aus der Hand. Der Franzel war mit seiner kleinen Last stehen geblieben. Der andere starrte darauf hin und murmelte: „Schier Angst kummt sie einem machen, die dumme Dirn'. — Wem — wem gehört's denn zu — das da drin?“

Antwortete der Franzel: „Hesch, es ist dein Kind.“

Der Hesch stand da wie ein Baumstrunk und rührte sich nicht. Nur der buschige Schnurrbart zuckte, sonst schien sein Gesicht schier versteinert zu sein.

„Schon vorgestern ist es gestorben“, berichtete ihm nun die Schwarzbraune. „Im Hals hat's was bekommen, erstickt in ein paar Stunden. Haben wohl gleich nach dir ausgeschiedt, haben dich nicht gefunden. So, daß du es weißt. Und trösten magst dich selber, wenn du willst.“ Der Hesch wendete sich schwerfällig um und wandte in den Wirtshof hinein,

gegen die Scheuer hin. Der Leichenzug gieng dem Friedhofsthore zu und ich schlich dem Hesch nach. — Der hat's jetzt tief! so war mein Gedanke. Mag ja sein, daß er ein Nichtsnutz ist, aber jetzt hat er's doch. So eine Stund wie die, wird ihm nimmer kommen. Sein Weib daheim hat nur den Schmerz, der hat auch die Reue. Reue und Verzweiflung! größer kann ein Unglück nimmer sein. Man soll ihn nicht allein lassen in solcher Stund'.

In der Scheuer kauerte er an der finstersten Ecke, und ich hörte die Stöße seines Athems. So heftig schluchzte er, daß ich glaubte, es müsse ihm die Brust zersprengen. Ich blieb einige Schritte vor ihm stehen und dachte: Er soll sich nur ausweinen, ist ja ein Glück, daß er noch weinen kann. Auf einmal — ich erschrak fast — sprang er zu mir heran, rang die Hände und rief:

„Ein Kind, wie Gott kein lieberes vom Himmel hat gegeben! — Aber in mir ist der leidige Teufel! Es ist nicht anders, es ist nicht anders! — Die ganze Woche im Holzschlag nichts denken, als: am Sonntag siehst es wieder. Und hab' ja auch mein' Rathel gern. Aber wie ich heimkomm' in die dunkle Hütten und find' alleweil nur Sorg und Elend, hat's mich bald nicht lang gefreut. Der Mensch will nach harter Arbeit am Sonntag ja doch bissel Aufheiterung. Und geh' ins Wirtshaus. Die erste Zeit bleib ich nur ein Stündel, laß mir auch allemal eine Flasche füllen fürs Weib daheim. Nach und nach bleib' ich länger. Gute Kameraden gibt's auch. Spieltarten gibt's auch. Allerhand Unterhaltlichkeit im Wirtshaus. Mein Holzschlag ist ja näher dem Dorf als dem Krefsbachwald. Denk' ich mir: Wozu den weiten Weg heimwärts und wieder den weiten Weg auswärts! Bleib' Sonntags über im Dorf und schick' ihr das Geld, was du an Schuhen er-

sparrst — ist just so gut, ist besser. — Schandkerl, der ich bin!“ Die Faust schlug er sich an die Stirn. Vom Tanzboden her klang die Musik, das Jauchzen der Lustigen.

„Das sind Faschingtage!“ rief der Hefch aus, während er mit heftigen Schritten durch die Scheuer schritt. „Bin seit Sonntag so herum — von einem Dorf zum anderen, von einem Wirtshaus zum anderen. Der Arbeitsmensch muß seine Aufheiterung haben, natürlich! Alleweil dieselbe Nuszred! — Morgen ist Aschermittwoch, da wollte ich denn einmal sehen gehen, wie es daheim ausschaut. Just ein rechter Tag. Und was das Bübel macht. — Und jetzt kommt mir das Bübel schon entgegen. Das will den Aschermittwoch auf dem Kirchhof zubringen — ha, ha! — Schweigen sollt ihr, verdammte Kraken da drinnen!“ schrie er wüthend gegen das Haus, von dem die Geigenklänge herübertönten. „Peter, Peter!“ sagte er und packte mich an meiner Hand. „Gut muß es mir gehen, daß ich schon die Musikanten verachte!“

Ob er nicht mit auf den Kirchhof kommen wolle? war meine Frage, denn zwischen den Musikklängen durch hörte man das Kirchenglöcklein, zum Zeichen, daß ein Menschenwesen ins tiefe Grab gesenkt wird. „Jetzt auf den Kirchhof?“ beehrte er auf. „Du meinst mir's gut. Daß mich der Teuf' Augen todstrecken thäten! — Nein. Ich schleich' mich da hinten über die Felder und nachher, wenn sie sich verlaufen haben . . .“

Der Holzknecht-Hefch ist aber an demselbigen Tage nicht mehr gesehen worden auf dem Kirchhof. Einen anderen Weg hat er gefunden, der war noch besser — der Weg durch den Kreisbachwald ins Hochgebirgsthal zu seinem verlassenen Weibe. —

Der kleine Leichenzug hatte sich auf dem Friedhose nicht gerade lange aufgehalten. Sie kamen — einz nach dem anderen — ins Löwenwirtshaus

und der Hochbrunner Franzel schlenkerte immer noch seine Arme aus, die ihm vom langen Tragen etwas steif geworden waren. Wir setzten uns zusammen an einen Tisch in der Gaststube, während über unseren Köpfen unter den Füßen der oben Tanzenden die Dielen schwankten. Der kugelförmige Wirt kam herbeigewackelt und kreischte: „Brav, meine lieben Teuf', daß ihr die Traurigkeit ein bißel wollt hinabschwemmen. Was schafft's für einen, ordinari oder bessern?“

„Bessern!“ bestellte ich.

„Bist ein Schaf!“ raunte mir der Hochbrunnerische zu, „er hat ja nur eine Gattung, sagst: ordinari, so ist er billiger, sagst: bessern, so ist er theurer.“

Wir Männer in Hemdärmeln, aber die Hüte auf dem Kopf und Cigarren im Mund, machten uns heimisch im Wirtshaus zum Löwen. Bald nachher fiengen wir an zu schnabulieren und zu süffeln. Ja, ja, süffeln ist schon das rechte Wort, denn für ein Trinken war es zu anhaltend und für ein Saufen zu zahm. Wir stießen auch mit den Gläsern zusammen, anfangs ließen wir das Todte leben, das wir auf den Friedhof getragen hatten, später sogar auch die Lebendigen, uns einander! Als der Bumshöfer und die Schwarzbraune zusammenstießen, da sprangen einige Tropfen Wein auf den Tisch und natürlich kam darauf der alte Spass von der Taufe. Die Schwarzbraune machte ein troziges Gesicht und meinte, sie stoße mit Männern nur an, um ihnen die Gläser in Scherben zu rennen. Ob sie die Gläser mit ihren Lippen ersezen wolle? gab ich ihr zu bedenken, da antwortete sie, das wären keine Reden für einen solchen Tag! stand auf, bezahlte an der Thür ihren Theil der Beche und gieng davon. Der junge Bumshöfer saß und lehnte noch eine Weile so herum im Wirtshause. Das sei der langweiligste Faschings-

tag, den er je erlebt! klagte er und endlich war der Bursche nicht mehr zu sehen. — Anders hatte sich's beim Hochbrunner-Franzel geschmiedet. Die junge schneidige Wirtin aus unserem Walde, die am Krefsbach ihr wohl-angesehenes Haus besaß, war erschienen. Auf einem Steirerwäglein war sie angefahren gekommen, hatte den Braunen selbst geleitet, und dabei mit der Peitsche geknallt. Jetzt trat sie mit ihrem frischen Rundgesichte ins Haus, ließ die funkelnden Auglein von einem Burschen zum anderen fliegen.

„Welcher hat denn die größte Schneid?“ rief sie heiter in die Stube, „mit dem will ich tanzen!“ Alles drängte sich an sie.

Die Krefsbachwirtin schaute aber auf den Hochbrunner-Franzel her und sagte: „Der dort gefällt mir am besten. Der hat sogar einen Buschen auf dem Hut.“

„Ja, einen Todtenbuschen“, spotteten andere drein; nichts will ich wetten, ob ich nicht auch selber unter diesen „anderen“ gewesen bin. „Ein Todtenbuschen!“

Darauf sie: „das macht nichts, wenn nur der Bursch' recht lebendig ist! Na, komm' her, probieren wir's“. Winkte den Franzel zu sich. Der gieng nicht ungern, sie nahm ihn bei der Hand, führte ihn led' auf den Tanzboden und rief den Musikanten zu, sie sollten auf ihre Unkosten einen Steirischen aufspielen!

Als dieses Paar unter den gemüthlichen Klängen des „altweltlichen Ländlers“ sackte dahinreigte, da schauten wir anderen einmal so süßsäuerlich zu und schüttelten unsere Köpfe. Dafs die junge Krefsbachwirtin herlebendig war und mit ihrer heiteren Muthwilligkeit die Welt nur so frisch vor sich hintrieb, war längst bekannt; dafs die unterschiedlichen Freier, die es bei ihr versucht, auf die lustigste Weise abgefertigt zu werden pflegten, so dafs sich niemand mehr an sie

wagen wollte, war auch bekannt, aber dafs sie selbst zu einem hingien und ihn hernahm vor aller Leut', und es „mit ihm probierte“, das war etwas Neues.

Als das Stückel aus war, stellte sich die Krefsbachwirtin stramm vor den Franzel hin und sagte: „Lebendig bist mir genug. Magst, so heiraten wir zusammen.“

Der sonst hübsch feste Franzel war im Gesicht glutroth geworden vor lauter Schamhaftigkeit und er schämte sich fast dessen, dafs ihm so „gschamig“ zu Muthe war. Er trat etwas zurück und antwortete auf ihre Frage bescheidenlich:

„Ja, das wär' schon recht, heiraten, wenn ich nicht ein armer Bauernknecht wär' und sie nicht die Krefsbachwirtin.“

„Oh Lapperl du!“ lachte sie und zwickte ihn am Kinn, „wenn wir zusammenheiraten, bist du ja nicht mehr der Bauernknecht, nachher bist ja der Krefsbachwirt! Der Krefsbachwirt und die Krefsbachwirtin werden doch zusammenpassen, nicht?“

„Die foppt mich ordentlich!“ brummte der Franzel und verlor sich im Gedränge.

Mein Sinn gieng nun ebenfalls nach einer Tänzerin, aber die jungen und hübschen waren stets alle „in der Hand“. Dafs meine menschliche Gestalt nicht die auffallendste war, wufste ich wohl und in diesem Bewußtsein fehlte es mir auch stets an Courage; allein auf mein neues Steirergewand hatte ich gebaut und auf das Klimpern mit den Groschen in der Hosentasche. Es hatte nicht die erwartete Wirkung. Da wurde ich im Gewoge zufällig an ein älliches Weibsbildchen gedrängt.

„Oho!“ zirpte dieses, „drud mich nicht zu todt! Was doch diese Mannsleut' zudringlich sind!“

„Ist nicht gern' geschehen“, also entschuldigte ich mich und trachtete hinweg.

„Nu, meinerwegen“, flüsterte sie, „komm, tanzen wir ein's miteinand'!“

Ziemlich willenlos folgte ich ihr, der Raum war aber derart überfüllt, daß wir nicht drankommen konnten, daß wir aus dem Kreise immer wieder herausgedrängt wurden. Meine Kleine — sie hatte in ihrem spitzen Gesichte eine Menge zarter Runzeln — trippelte ungeduldig mit beiden Füßen, endlich, da es nicht vorwärts gieng, sagte sie: „Komm'!“ und zerrte mich durch mehrere Gänge in eine große Kammer, da war es still und öde, allein mein Weibsbildchen zog aus dem Kittelsack eine Mundharmonika, nahm sie zwischen die Lippen, mich kühnlich in die Arme und bei selbstgeblasener Polka strampften wir etlichemale in der Runde herum.

„Das gienge ja prächtig!“ meinte sie, „wozu die kostspieligen Musikanten, wenn man selber sein Zeug bei sich hat! Die feine Mundweygen und einen so netten Tänzer dazu!“

Nach mehreren mißlungenen Fluchtversuchen entkam ich ihr endlich durch ein Nebenspörtchen, sprang durch ein Fenster hinab in den Hof und flüchtete ins Gastzimmer. Dort war es tabakrauchdunstig und leer, denn alles hatte sich auf dem Tanzboden versammelt. Nur der Hochbrunner-Franzel saß da und war sehr verdrießlich.

„Der, wenn ich kunnt, der möcht' ich was anthun!“ knirschte er, auf die Kressbachwirtin anspielend, „mich so zum Narren zu halten vor allen Leuten!“

„Wenn nur du dich selber nicht zum Narren hältst, Franzel!“ war mein Bedenken. „Wenn du gescheit bist, können wir Waldbauern auß' nächste Jahr unseren Faschingswein bei dir trinken.“

„Sei halt du so gescheit!“ trumpfte er mich ab.

„So gescheit wär' ich schon, aber so schön bin ich nicht.“

Wir hatten noch kaum ausgeredet, kam sie selber zur Thür herein und gerade auf den Franzel zu.

„Von den Feineren bist du feiner“, sagte sie zu ihm und setzte sich daneben hin. „Daß ein richtiger Bursch seiner Tänzerin ein Glas Glühwein zahlen soll — ich glaube, davon weißt du nicht!“

„Um ein Glas Glühwein ist mir die Kressbachwirtin just auch nicht feil!“ war seine Antwort.

„Franzel“, sprach sie nun, und ihre Stimme war eine leisere und eine andere, „warum sagst denn nicht du zu mir, wie ich zu dir? — Im Spass und im Ernst, Franz, sag's aufrichtig, magst du mich oder nicht?“

Für mein Leben gern hätte ich den zwei Leuten noch weiter zugehört, aber der Franzel winkte mir mit den Augen und ich dachte, einen besseren Gefallen kann man ihm nicht erweisen, als daß man sie jetzt allein läßt. Leise nahm ich meine Tasse von der Wand, schlich zur Thür hinaus, und weil ich beim „goldenen Löwen“ die erhoffte Unterhaltlichkeit doch nicht mehr fand, so machte ich mich auf den Heimweg.

Über der Schneelandschaft lag Nebel, und Nebel spann in den Ästen der Bäume, die nun stundenlang zu beiden Seiten des Weges standen. — Ich dachte so für mich hin, wie manch ein Mensch eigentlich schrecklich verlassen sein kann auf der Welt. Just an Tagen der Lustbarkeit fühlt man's am meisten. Ich habe auch gar keinen Schick zum richtigen Lustigsein sowie andere; wenn's gerade recht laut und toll ist um mich und alles einladet zum Mitjauchzen und Springen, thut mir leise — ganz leise das Herz weh, und ich weiß nicht warum. Jung und gesund — ich weiß wirklich nicht warum. Und wenn mir so ums Herz ist, da bin ich doch lieber im stillen Wald, als in der lärmenden Gesellschaft. Sie sollen machen, was sie wollen, und wenn gleichwohl einer sagt, mir könnt' schwach werden — deshalb will ich ihm keinen Fuß

abschlagen. Als es schon dunkelte, hörte ich hinter mir Schlittengeschelle. Stand zur Seite und sah nun ein braunes Köselein vorbeitreiben. Auf dem Schlitten, in härterer Decke wohl verwahrt, saß die junge Kreszbachwirtin und der Hochbrunner-Franzel. Sie sahen mich nicht stehen, lachten einander ins Gesicht und da waren sie auch schon vorüber. Den Buschen hatte er nicht mehr auf dem Hut, ich wußte es aber doch — mit dem Leichlein aus, — mit dem Lieblein heim!

Als ich am Grabenhäufel vorüberkam und zum niedrigen Fenster einen Blick hineinthat, sah ich, wie an der Wand die Ampel braunte, am Herd die Kathel kauerte, und am Tisch der Hesch tief gesenkten Hauptes saß. Daneben stand die Wiege, halb gefüllt mit Stroh — sonst nichts drin. Ein trauriges Bild — ich gieng vorüber.

Der Hesch — ein sonst baumstarker Mensch — ist vom selbigen Tage an schwer krank gewesen viele Wochen lang. Ein Nervenfieber, kein Mensch hat ihm Wiedergenesung verhofft. Aber seine Kathel — wohl auch selbst abgehärmt und krank, doch ihres eigenen Leidens vergessend — hat ihn gewartet und gepflegt voll Geduld und Herzensmuth, bis er endlich in den Tagen der Maien wieder gefessen ist vor der Hütte, in einer fast süßen Kraftlosigkeit die laue Luft des Waldes hat getrunken und in seinem Herzen unermesslich selig ist gewesen. Da hat er einmal seinen Arm um den Nacken des Weibes gelegt und gesagt:

„Katharina! Das Unglück hat mich zu mir selber gebracht und zu dir, jetzt erst bist du mein geworden. So oft ich aus Wirtshaus und an die Spiellarten denke, geht's mir eis-

kalt über den Rücken. Das ist vorbei. Alle Sonntage nur bei dir. Gont' wär' ich unter der Erden, nur deine treue Liebe hat mich festgehalten auf der Welt. Meine Mutter hab' ich gern gehabt, das weißt. Bei der Seel' meiner Mutter versprech' ich dir's: Von jetzt an nur bei dir daheim!“

Sie drückt den vor Aufregung Belebenden sanft auf seinen Sitz zurück und sagt:

„Thu' dich nicht so aufregen, Hesch, ich glaub' dir's, du bist ja mein lieber Mann.“

Das war im Mai. Im Juni, als man das große Fest der Apostel Petrus und Paulus begiegt, waren in der Gegend zwei Hochzeiten. Der Bumschöfer und die Schwarzbraune, der Franzel und die Kreszbachwirtin.

Denn die Schwarzbraune, wie sie die Belehrung des Hesch gesehen, war zur Ansicht gekommen: Gar so schreckbar schlecht, wie es manchmal ausschaut, sind die Mannsleute eigentlich doch nicht! — Und der Franzel hat gemeint, besser als im Bauerndienst ist es doch, der Kreszbachwirt sein, ein frisches Weib haben und in Arbeit-samkeit und Redlichkeit wirtschaften.

Ein Jahr später gieng eines Tages wieder ein Zug vom Waldgebirge gen die Pfarrkirche zu Krieglach hinab. Aber kein weißes Trüblein wurde getragen; drei kleine, winzig kleine, aber durch und durch lebendige Kinder brachten sie daher zur heiligen Taufe. Das eine war vom Bumschöfer-Hofe, das andere vom Kreszbachwirtshause, das dritte vom Grabenhäufel . . .

Ich habe dabei nichts zu thun gehabt, als mich insgeheim zu freuen über die Wahrheit des Ausspruches, daß die Liebe stärker ist als der Tod.

Der Bicyclist.

Ein Wiener Straßenbild von Ottokar Tann-Bergler.*)

Ein jugendlicher Sportsman, dem man mit unbewaffnetem Auge bereits auf die Entfernung von zehn englischen Seemeilen den Sonntagradreiter ansah, kam auf seinem überlebensgroßen Bicycle in eine Seitengasse hineingerollt, welche er nur wegen ihrer Abgeschlossenheit der Ehre seines Besuches würdigte.

Aber wenn er von dem Wunsche beseelt war, die wadenstärkenden Tretübungen hier außer dem Gesichtsfelde solcher Leute zu absolvieren, welche dieser schwierigen Kunst anstatt enthusiastischer Bewunderung nur beleidigenden Hohn und unbändige Heiterkeit entgegenbringen, so hatte er die Rechnung ohne die Gassenjungen gemacht, welche auf den entsetzten Hilferuf eines alten Weibes, das er bald der Erde gleichgemacht hätte, auf allen Seiten mit märchenhafter Geschwindigkeit förmlich aus dem Boden wuchsen.

Wie ein Moskitoschwarm, der sich noch dazu von Minute zu Minute vergrößerte, umkreisten sie den bedauernswerten „Eisendreher“, liefen quer über den Weg, hielten ihm Stöcke vor, verbarricadierten die Gasse mit Zuhilfenahme von Pflastersteinen, „Pudelhauben“ und sonstigen Verkehrshindernissen und trieben vor dem, seiner Sache augenscheinlich nicht gar sicheren Velocipedisten noch so manch' anderen Schabernack, so daß seine Verunglückung nur mehr als eine Frage der allernächsten Zeit betrachtet werden konnte.

Daß diese Unterhaltung keine lautlose war, ist bei dem lebhaften Temperamente, das die Wiener Gassenbuben auszeichnet, eine selbstverständliche Sache; während sie in einer Weise herumsprangen, welche mit jenen Tänzen große Ähnlichkeit hatte, die — nach den Versicherungen solcher Amerikaforscher, deren Werke in Volksschülerkreisen die meiste Verbreitung besitzen — die Indianer um die zum Rosten bestimmten Opfer aufzuführen pflegen, machten sie ein Geschrei, dessen sich ein auf dem Kriegspfade wandelnder Singachgook oder eine andere, den höheren Rothhautständen angehörige Persönlichkeit durchaus nicht zu schämen gehabt hätte.

Das war für ihn umso ärgerlicher, als dadurch auch viele Erwachsene, der Mehrzahl nach natürlich weiblichen Geschlechtes, dem Schauspieler ihre Aufmerksamkeit und — Heiterkeit zuwendeten.

Es ist ja überhaupt den Bicyclisten das Verdienst zuzuschreiben, daß man bei der Bevölkerung unserer Stadt einen neuen, wenn auch keineswegs schönen Charakterzug entdeckt hat: den der herzlosesten Schadenfreude über einen im Schweiß seines Angesichtes arbeitenden Menschen.

Die Buben hielten ihm die Hände mit gespreizten Zeige- und Mittelfingern entgegen, um ihn noch mehr zu reizen, einige brachten den Handrücken an das Kinn und bewegten dabei die Finger auf und ab, was hierzulande bekanntlich als panto-

*) Aus dessen lustigem Büchlein: Aus dem lachenden Wien. (J. Dirnböck, Wien.)

minische Anfrage gilt, ob einer schon „krault“¹⁾, und andere wieder erkundigten sich bei ihm: „Hast d' an' Gizi“²⁾, hast d' an' Gad?“³⁾“

Der Bicyclist fühlte den in an- betracht der Situation wohl allgemein verständlichen Drang in sich, seine Quälgeister „ungezogene Rangen“ zu titulieren und eine ehrenrührige Kritik der von den p. t. Eltern derselben angewendeten Erziehungsmethode beizufügen. Ein Appell an den Ehrgeiz der Buben, welcher deren Freude über die auferlesene „Heß“ bis zum Culminationspunkt steigerte.

„Er schleimt“³⁾ si' schon!“ constatirte ein langbeiniger, weißköpfiger Schlingel mit so satanischer Genugthuung, wie sie höchstens nur noch ein Ehemann zu empfinden imstande ist, dem es gelingt, die Frau Mama (der Gemahlin) in jenes Stadium der Wuth zu versetzen, wo die Sprachlosigkeit beginnt.

Ja wohl, er „schleimte“ sich thatsächlich schon ernstlich, und da er es nicht für angezeigt hielt, durch seinen ohnmächtigen Ärger das Vergnügen seiner Peiniger zu erhöhen, so that er, was unter derart beschaffenen Umständen wohl ein jeder gethan hätte: er wandte sich zur Flucht.

Er trat jetzt so leidenschaftlich darauf los, als beabsichtige er, sich sammt der „Maschine“ in das Erdinnere hineinzutreten. Diese mühevoll-Be-schäftigung war insoferne von Erfolg begleitet, als die Mehrzahl der verfolgenden Buben mit ihm nicht gleichen Schritt halten konnte, und insoferne von Misserfolg, als er hierbei das Pedale verlor.

Ein verhängnisvoller Zwischenfall, der in seiner ganzen Tragweite nur von einem Radreiter gewürdigt werden kann.

Ich bin in der Lage, für die Behauptung, daß ein derart aus den

1) sich ärgert.

2) Born.

3) ärgert.

Steigbügelu gerathener Bicyclist allen Grund besitze, der nächsten Zukunft mit einiger Besorgnis entgegenzusehen, das fachmännische Gutachten meines besten Freundes ins Feld zu führen, welcher es in der kurzen Zeit seiner bicyclistischen Thätigkeit bereits zu dem Range einer vielangestaunten Specialität auf dem Gebiete des Herunterfallens gebracht hat. —

Unser Held that, was in seiner prekären Lage zweifellos das Vernünftigste war: er zog die Beine krampfhaft empor und raste mit vollen Segeln in die Hauptstraße hinaus, wobei es ihm glücklicherweise noch gelang, so zu lenken, daß er weder mit einem Barrièrestock, noch mit dem just des Weges kommenden Tramwaywaggon carombolierte.

Aber die Geschwindigkeit der Maschine verringerte sich rasch, und der Cortège der Gassenjungen vergrößerte sich lawinenartig. Und nun befand er sich außerdem noch dazu in einer menschenreichen Hauptstraße, auf verbotenem Terrain also, daß er höchstens durchqueren durfte.

Was blieb ihm übrig?

Er mußte, um abspringen zu können, wieder das Pedale gewinnen.

Er traf Anstalten dazu, er tastete mit den Füßen danach . . . Das war schlecht.

Das Unausbleibliche ereignete sich.

Ein jeder von den freundlichen Lesern wird gewiß schon so viele Bicyclisten stürzen gesehen haben, daß wir uns eine genaue Schilderung des vorliegenden „Falles“, der sich von anderen derartigen Fällen in nichts Wesentlichem unterschied, wohl ersparen dürfen.

Unser Held erhielt von seinem ungetreuen Pedale den bei solchen Anlässen üblichen wuchtigen Schlag gegen die Fußsohle und lag im nächsten Augenblicke einträchtig neben der „Maschine“ auf dem Boden.

Ein Unglück muß es nur genannt werden, daß ihn sein durch-

gegangenes Bicycle in der unmittelbaren Nähe eines Fiakerstandplatzes abgeworfen hatte, woraus folgt, daß er sich alsbald im Mittelpunkte eines Kreises von Männern befand, die kein sehnächtigeres Bestreben kannten, als das, mit ihren theilnahmsvollen Reden den körperlichen Qualen, die zu verborgen er sich gar keine Mühe gab, auch noch seelische beizufügen.

„Ja, ja, wann aner mit so an' narrischen Ding, das glei um zwa Madeln z'weni hat, net recht umgeh'n kann“, erklärte der rothnasige Doyen der versammelten Kosselenter väterlich, „so soll er's halt lieber geh'n lassen.“

„Wahr is s“, bestätigte feierlich sein Nachbar, „wann ma mit an Unradler fahrt — i man' mit an Schubfarr'n — so is weit weniger G'fahr dabei.“

„Da kann ta Mensch was dafür“, nahm ein anderer für den verunglückten Sportsman Partei, „vielleicht hat der Herr d S p o r e n z stark geben; ma sieht ja, daß das a feuriger Vollbluatrenner is!“

Dabei wies er erläuternd auf die trübselig auf dem Boden liegende Maschine, deren großes Rad durch den Sturz eine auffallende Ähnlichkeit mit einer Gutkrümpe acquiriert hatte.

Der Bicyclist betastete vorsichtig den Kopf, rüttelte prüfend an mehreren Zähnen, vollführte mit dem linken Arm einige Turnbewegungen und untersuchte hierauf sein Gefährte, das offenbar viel mehr Schaden gelitten hatte, als er selber.

„Die Schrauben waren nicht in Ordnung“ . . . bemerkte er, von dem Wunsche beseelt, die Schuld an dem Unfalle von sich abzuwälzen.

Unter der Menge, die sich inzwischen angesammelt hatte, befand sich auch ein Herr, welcher die Behauptung aufstellte, „daß der Sattel zu fest geschnallt sein müsse.“

„A belei“, opponierte der Wasserer, „da is nur d Nahrung schuld.“

Diese von einem Manne gemachte Äußerung, dessen Beruf umfassende Veterinärkenntnisse bedingt, hatte zur Folge, daß der Bicyclist von allen Seiten mit Fragen bestürmt wurde, was er „ihm“ gewöhnlich zu fressen gebe?

Der Bicyclist „riebelte“ sich erst längere Zeit das Hinterhaupt und den Rücken, massierte den Fuß, auf dem er hinkte, und warf dann einen Blick voll Hoheit über die Gesellschaft, als deren bewundertes Schauobject er sich mit unverkennbarem Mißbehagen fühlte.

„Die Maschine ist mir ein wenig zu groß; ich brauche nur 47 1/2.“

„Dös siecht ma“, pflichtete der rothnasige Fiaker-Doyen bei.

„Ferner hat das Gouvernail . . .“

„Sehr natürli!“ bestätigten sämtliche Fiaker mit einer Einhelligkeit, welche sonst bei den Mitgliedern dieser disputiersüchtigen Genossenschaft leider nicht immer gefunden wird.

„Und auch der Kautschuring . . .“

„Dös is do was Alt's“, unterbrach den Sportsman ein Fiaker, der von seinen Kameraden der „Ang'strate“ geheißten wurde; „i sag: Ihner Felotischerpé hat in Dummtoller.“

Diese Vermuthung wurde allgemein als eine sehr glückliche bezeichnet und man einigte sich schließlich dahin, daß es unbedingt am gescheitesten wäre, wenn der Herr das Stahlross mit thunlichster Beschleunigung dem Wafenmeister zur Vertilgung übergebe.

Aber dazu wollte er sich doch nicht verstehen. Der Wasserer hob das Bicycle, nachdem er sich vorsichtigerweise vorher erkundigt, „ob s net epper aushaut“, vom Boden auf; es war jämmerlich zugerichtet.

Was ließ sich da machen?

Der „Ang'strate“ meinte, ob es nicht „a Schan“ wär', wenn sich der Herr sammt seinem Keitrade von ihm

nachhause führen ließe. Das leuchtete dem Gefragten ein.

Die Maschine wurde also auf den „Bock“ gehoben, der junge Herr stieg in das Coupé, und während er sich die Hüften und das Schienbein des einen Fußes frottierte und den an-

deren Fuß stöhnend auf den Sitz zog, rollte das Zeugel von dannen.

Und die Fiaker ergiengen sich in begeisterten Lobpreisungen über den Sport, von dem sie allein noch eine Vesserung ihres schwer daniederliegenden Geschäftes erwarten.

Gedichte

von Sophie von Ahuenberg (Hamburg).

I.

Ehebid.

Sie giengen schweigend übers Feld
In trotzig trüben Gedanken.
Sie sprach von Liebe, er sprach von
Geld.
Da fiengen sie an zu zanken.

Mitleidig blickte die Sonne d'rein,
Die Blumen lüchelten spöttlich:
„Si, wär' es möglich, wie kann das sein?
Sie liebten sich einst abgöttlich!“

„Mein liebes Kind, was verlangst du auch?
Zu Ende ist die Narke —“
Sie senkte leicht und pflückte vom Strauch
Eine dornige Hedenrose.

„Und wirfst du so achtlos mich beiseit',
So wird ein and'rer mich finden —
Und meiner Reigung schönes Geschmeid
Sich stolz um die Seele winden!“

Aufbrausen wollt' er, doch zeigt' er sich
Als Mann von Welt sehr gelassen:
„Ja, ja, es ist eben ärgerlich,
Wenn zwei nicht zusammenpassen!“

II.

Sonett.

Wie diese Tage bleiern auf mir lasten,
Wie diese Nächte traumlos mir entschwinden,
Der Frohsinn kann den Weg nicht zu mir
finden

Und mein verhungert Herz muß elend
fasten!

Flugmüde Möven seh ich traulich rasten,
Sorglose Schiffer sich vertrau'n den Winden,
Nur ich soll ewig an das Leid mich binden.
Und so, gefesselt, durch das Leben hasten?
Von weichem Glüd will meine Sehnsucht
träumen,

Von Sonnenschein und tiefer Liebeshille,
Indes der Sorge graue Wogen schäumen,
Und rathlos steuert mein erlahmter Wille!
Wohin, wohin?! Bald sinkt der Abend
nieder —

Und immer kämpfen, leiden — immer
wieder!!

III.

An meine Mutter!

O wüßtest du die Sehnsucht, die ich habe,
Nach einem Blick, nach einem Wort von
dir,

Du stieg'st herauf aus deinem grünen
Grabe

Und käm'st zu mir!

Und schmiegest deine guten, treuen Hände
Mir segnend um das Haupt, so ruhevoll,
Dass aller Kummer, alles Leid entschwände
Und aller Groll!

Ach! Alle Liebestimmen, die mich grüßen,
Sie klingen nicht so wahr, wie deine Klang.
Lass, Mutter, dich zum letztenmal um-
schließen

Mit diesem Sang!

IV.

Kinderstube.

Nein, nicht auf den Tisch, du fällst herab,
Du ungezogener Bengel!
Komm, lüße mich, sieh', wie lieb ich dich
hab',

Mein kluger, goldener Engel!

Der Kleinste, der Süße, er baut schon ein
Haus,

Soll Mütterchen gar darin wohnen?

Fünf Fingerchen spreizt er zum Fenster
hinaus —

Du Künstler! Nun laß dich belohnen!

Er fehlt nur, er bittet um Süßigkeit,
Nein, nein, da faulen die Zähnechen —

O weh, da faßt ihn ein tiefes Leid
Und reichlich perlen die Thränen!

Zum Troste schleppt der Bruder herbei
Elephanten und Bären und Affen —
Und plötzlich ist zu Jubelgeschrei
Die Klümmernis umgeschaffen.

Das zappelt und schwirrt den ganzen Tag,
Stellt tausend gefährliche Fragen,
O Kinderstube, wer dich nicht mag,
Der kennt nicht die süßesten Klagen!

Hier schlummert die Zukunft in saftigem
Keim,

Und Kraft von Unschuld umschlungen —
Hier klingt noch spielend des Lebens Keim
Von den kleinen, geschwägigen Zungen!

Anonyme Briefe.

Es ist eigentlich sonderbar, daß anonyme Zuschriften schmähen- den, beleidigenden Inhaltes beim Empfänger noch immer eine gewisse Wirkung erzielen. Sagen doch in den meisten Fällen solche Zuschriften klar und deutlich das Gegenteil von dem, was sie sagen wollen. Wenn z. B. eine Postkarte ohne Unterschrift dich einen „Spizbuben“ nennt, so sagt sie damit: „Wenn ich dich, den Empfänger dieser Karte, einen Spizbuben nennen würde, so könnte ich das nicht verantworten, mit meinem Namen nicht unterschreiben. Die Karte behauptet etwas, dessen Unrichtigkeit der Verfasser durch Verweigerung seiner Unterschrift bestätigt. Es ist klar genug: Wer einen Schimpf an mich nicht unterschreibt, der lobt mich, und umgekehrt auch, also daß schmeichelhafte Zuschriften ohne Unterschriften viel schlimmer

sind, als andere. Ein Anonymus, der das nicht einsieht, muß stark vernagelt sein. Aber er gibt sich mit seiner anonymen Zuschrift auch andere Blößen, er zeigt, daß der Schreiber derselben nicht bloß dumm, sondern auch böshaft und feige ist, sich seines Namens schämt, daß er ein böses Gewissen hat, daß er . . . Da hätte er ja die schönsten Eigenschaften beisammen, um selbst das vorzustellen, was er etwa anderen anzudichten bemüht ist.

Doch was kümmert ihn das! Weiß er doch, daß seine Person geschützt ist, daß seine niederträchtige That seinem Namen nicht schadet, wenigstens vorläufig nicht, weil man ja eben nicht wissen kann, daß seine Person und jener versteckte Schurke ein- und dasselbe Individuum ist. Ob er sich selber in trautem Selbstgespräche einen schlechten Kerl nennt?

Wahrscheinlich nicht, denn um das einzusehen, dafür ist er zu — anonym.

Die meisten anonymen Briefe werden in den ungebildeten, verrohten Schichten geschrieben; man merkt es leicht ihrer Blindwüthigkeit, ihrer Giftigkeit, ihrem Stile, ihrer Orthographie an, wess Kinder sie sind. Mancher Schreiber findet es allerdings nöthig und klug, seine Schriftzüge zu verstellen, fremde Schriften, ja sogar Namen nachzufälschen, also, daß — während er andere verdächtigt, verleumdet — er sich selber fürs Criminal reif macht. Doch manchmal kommt's an den Tag, und zwar viel öfter, als es sich die Schuftlein weiblichen und männlichen Geschlechtes träumen zu lassen belieben. — Ist einer entlarvt worden, so redet er sich gewöhnlich damit aus, daß seine anonyme Zuschrift nicht so schlimm gemeint gewesen, daß er den Empfänger nur ein wenig habe ärgeren wollen, nichts weiter.

Viele solcher sauberen Zuschriften geben sich wie Freunde des Empfängers, bei dem sie, ihn scheinbar warnend, dritte Personen verdächtigen. Das ist das praktische Verfahren. Wenn dir jemand anonym schreibt: „Du bist ein unredlicher Mensch“, so wirst du dazu lachen, denn was du bist, das weißt du selber am besten. Wenn dir aber jemand nahelegt: „Dein Nachbar ist ein unredlicher Mensch“, so kannst du nicht wissen, ob nicht etwas Wahres an der Sache ist. Doch auch in diesem Falle wird dir die Anonymität des Verdächtigers der beste Beweis sein von der Unwahrheit seiner Behauptung.

Die anonymen Briefe sind eine so überaus leicht zu handhabende Waffe, daß sie jeder armselige Wicht gebrauchen kann, sie wird in allen denkbaren Variationen und für alle möglichen Zwecke verwendet.

Vor einem Jahre, als ich meine „Bitte an den Klerus“ veröffentlicht hatte, bekam ich eines Tages eine

anonyme Postkarte folgenden Inhaltes: „Sie treiben es schon zu arg gegen die heilige Kirche, Gottes Langmuth ist erschöpft, bereiten Sie sich zum Tode vor, denn Sie müssen binnen der nächsten sieben Tage vor das Gericht Gottes!“ — Aufgegeben war die Karte in Linz an der Donau. Jemand, dem ich sie lesen ließ, gerieth in eine heftige Wuth über „diese verdammten Zeloten, Fanatiker u. s. w.“ Ich klopfte ihm auf die Achsel: „Merkest du denn nichts? Diese anonyme Zuschrift kommt weder von einem Zeloten, noch von einem Fanatiker, sondern von einem Spassvogel, der gerne ein bißchen heken und im nächsten „Heimgarten“-Hefte einen recht geharnischten Artikel gegen den Clerus lesen möchte. Den Gefallen, reinzufallen, kann ich ihm nicht thun.“ Der Zufall wollte es, daß ich gerade innerhalb der nächsten sieben Tage nach Linz reiste, wo die Dolche für mich ja geschliffen sein mußten! In Linz wurde ich aber nicht todt gemacht, sondern wiederholt leben gelassen. — Wer durch eine anonyme Drohung sich ins Bodshorn jagen ließe! Wenn hinter dem Wische nicht einmal ein Name steht, um wie weniger erst ein Mann!

Und doch, so wird mir entgegnet, ist der Empfänger eines namenlosen Schmähbriefes beschimpft. Aber wie so? Man vergegenwärtige sich einmal die Natur des Schimpfes, den ein anonymes Brief zuwege bringt. Wenn aus dem Hinterhalte ein Stein auf mich geworfen wird, so kann er mich treffen und verwunden, ohne daß der Werfende bekannt ist. Im geistigen Streite ist es nicht so. Zu einer Beschimpfung gehören drei Factoren: der Schimpfende, der Schimpf und der Beschimpfte. Wo einer dieser Factoren fehlt, da ist es nichts. Bei einer anonymen Schmäbung sind nur zwei Factoren vorhanden, der Brief als feinsollender Schimpf und der Empfänger als feinsollender Beschimpfter. Der Schimpfende mangelt,

verneint sich selbst, und wo kein Schimpfender ist, da kann kein Schimpf und kein Beschimpfter sein.

Der anonyme Brief ist nichts, als das Zeichen unendlicher Ohnmacht irgend eines Individuums, das gerne beleidigen möchte. Schimpf und Schande fällt auf dieses Individuum zurück, sobald die Sache an's Licht kommt.

Wer jemandem einen Hieb verfehen will an seinem Charakter und guten Namen, der muß mit seiner ganzen Persönlichkeit hervortreten, und diese Persönlichkeit muß eine tadellose sein. Es ist also unvergleichlich schwerer, jemandem moralisch etwas anzuthun, als körperlich. Die Ehre ist in der That viel unverletzbarer, als unser Rücken. Schon körperlich kann's zutreffen, daß es auf meine Kraft und Geschicklichkeit ein weniger günstiges Licht wirft, wenn ich an der Stirn, als wenn ich am Rücken verwundet werde. Gegen den Angreifer vor mir konnte ich auf der Hut und in Bereitschaft sein, der Angreifer hinter mir konnte mich neuchlings überfallen. Und doch gilt es als Ehre, vorne, und als Schande hinten verwundet zu werden.

Ehre! ein beliebtes Wort. Nur allzu oft eitel genannt, und wenn man genau zusieht, mangelt der wahre Glaube daran. Denn wahrlich kein gutes Zeichen, daß man heutzutage so empfindlich an seiner Ehre ist. Empfindlich ist man an kranken Stellen. Die gesunde Ehre ist doch nicht so leicht umzubringen. Freilich muß gesagt werden, daß wir zweierlei Ehre haben, eine echte Ehre und eine Scheinehre. Letztere ist die, von welcher Sudermann sagt, daß sie in jeder Gesellschaftsschichte eine andere sei; ist die, um welche Gerichtsverhandlungen abgehalten, Zeitungsfehden ausgefochten und Duelle geschlagen werden; ist endlich die, welche jeder umso ängstlicher hütet, je zweifelhafter es mit seiner echten Ehre

steht. Es ist die Ehre nach außen hin, die Scheidemünze, welche unter Standesgenossen Giltigkeit besitzt. Die echte Ehre ist bei allen Ständen gesitteter Menschen dieselbe, sie ist das Geldniß der Summe der persönlichen Tüchtigkeit und Bravheit ihres Trägers. Diese Ehre ist durch willkürliche fremde Eingriffe unverletzlich. Vielleicht könnte man die echte Ehre mit Goldbarren vergleichen, die den Eigenthümer berechtigen, Papiergeld in Umlauf zu setzen; dieses Papiergeld ist die Scheinehre. Mancher setzt mehr Scheine in Umlauf, als er schließlich einzulösen vermag, dann kommt's zum Bankrott. Fremde Individuen können wohl das Scheingeld rauben, aber nicht die Goldbarren in den feuersicheren Kellern eines gediegenen Charakters. Wenn jemand vor vielen behauptet, du wärest unfähig und unbrav, so vernichtet er dir für den Augenblick vielleicht eine Menge Scheine, die im Bekanntenkreise cursirt haben. Die Ehre ist geschädigt, sagt man! Im Grunde ist es nicht so schlimm; das vernichtete Scheingeld kann jederzeit wieder hergestellt werden, denn in den Kellern liegen die Goldbarren.

Die echte Ehre steht also auf weit festeren Füßen, als unsere nach Ehren jagende und dabei die Ehre so oft aufs Spiel setzende Zeit sich einbildet. Von zwei Brüdern kann der diebische den rechtlichen nicht entehren; von zwei Eheleuten kann der treulose Theil den treuen nicht entehren. Nicht einmal der Galgen kann den Verurtheilten entehren; oder was entehrt eigentlich, die Schuld oder die Strafe? Und erst die Ohrfeige eines aberwitzigen Kampfhahnes soll entehren? Und erst der jämmerliche Geifer eines Anonymus soll entehren? Der Anwurf eines Gassenbuben beschmutzt nur deinen Rock, weiter nichts. Also ein anonymes Schimpfbrief gibt durchaus keine Ursache, sich verletzt zu fühlen. Und

selbst, wenn es an und für sich wahr wäre, was im Briefe Schlimmes steht, so hebt der Brieffschreiber für sich wenigstens den Vorwurf auf, denn er hat dieser Wahrheit seine Unterschrift verweigert.

Wenn der anonyme Brieffschreiber, der eben einen tödtlichen Pfeil gegen jemand abgeschickt zu haben glaubt, sich vorstellen würde, wie absolut wirkungslos der Natur nach sein Geschloß ist, wie der anonyme Brief bei dem Empfänger nur das eine erreicht, daß dieser ihn in den Papierkorb sendend ruhig sagt: Schon wieder ein Schusterle! — wenn der anonyme Schreiber sich das vorstellte, er müßte sich über die Massen erbärmlich vorkommen.

Das alles ist ja ohne Zweifel richtig, wird man mir entgegen; doch wenn der anonyme Schmähbrieff auch nicht entehrt, so ist er für den Empfänger insoferne drückend, als man in demselben die Absicht zu beleidigen sieht. Liegt dir an der ohnmächtigen Absicht eines Wichtes etwas? O lerne eines auf Erden, lerne ruhig deiner Wege gehen.

Und wenn dir der Schelm schon manchmal einfällt, so bedauere ihn.

Einmal hat mir ein Handwerksmann Folgendes mitgetheilt: „Ja, Herr, wenn man seinem Todfeind so ein Briefel ohne Unterschrift schicken kann, das taugt, da weiß ich mir kein größeres Vergnügen, als zu denken: Jetzt kriegt er's, jetzt liest er's, jetzt giftet er sich zum zerplagen. Einen Tag nachher ist mir schon übel und möcht' mir selber ins Gesicht spucken.“ Manchmal kommt der Klagenjammer schon früher, kaum das Schreiben im Briefkasten ist. Aber der Absender kann den Brief nicht sperren, von der Post nicht mehr zurücknehmen, er müßte denn dort beweisen, daß er wirklich das Schusterle ist.

Wie gefährlich es spielen kann, wenn einer, obzwar anonym aber

doch unbesonnen, seine Handschrift zum Vollführer eines Schelmenstückleins macht, davon ein Beispiel. Da kam mir von einem beschäftigungslosen „Privatlehrer“, wie er sich nannte (auch Name und Adresse waren genau angegeben), eine inbrünstige Bittschrift zu um Barmherzigkeit und Hilfe für ihn und seine frierende und hungernde Familie, die mit ihm ganz unverschuldet, durch herbe Schicksalsschläge in das tiefste Elend gekommen sei. „Frierend und hungernd!“ und „unverschuldet!“ Da will man doch 'mal sehen, ob in unsereinem noch ein bißchen Herz und Christenthum vorhanden ist. Zudem kam mir die Schrift bekannt vor. Der Mann hatte vielleicht einmal ein Manuscript geschickt; etwa hatte er es schon versucht, sein Brot mit lyrischen Gedichten zu erwerben, ein rührender Wahn, in dem so mancher arme Dichterling befangen ist. Ich traute also nach unter alten Papieren und Briefen. Poetisches fand ich nichts in derselben Schrift, hingegen etwas anderes. Ein Brieflein war's. Ein anonymes Brieflein mit folgenden Schmeicheleien:

„Eggenberg, 4. December 1885.

Heuchler! Judenknecht! Apostat am deutschen Volke! Sage, wie viel Baares hast Du denn auf die Hand bekommen dafür, daß Du ein Semitenhundling geworden bist? Ewig schade um Dein Talent, aber Dein »Judenbaum«*) ist wert, daß man Dich d'ran aufhängen soll. Pfui Teufel!“

Ein anderer Name war nicht unterschrieben. Die Schriftzüge ließen nicht den geringsten Zweifel übrig: dieser lebenswürdige Brieffschreiber und der arme Bittsteller waren eine und dieselbe Person. Was war nun zu thun? Natürlich Rache zu nehmen.

*) Eine humanistische Erzählung von mir. Der Verf.

Ich schicke dem „unverschuldeten Privatlehrer“ (weitere soll seine Anonymität respectiert bleiben) einen Gulden, einen einzigen lumpigen Gulden! und dazu folgende Zeilen:

„Euer Wohlgeboren bitte ich höflichst, zufrieden sein zu wollen mit dieser kleinen Gabe. Dieselbe ist der Rest des Judensoldes, für den ich mein Volk verrathen und verkauft habe. Sollte deshalb dieses Sündengeld bei Ihnen keine Annahme finden, so nehme ich es gerne zurück.“

Ihr ganz ergebener
u. s. w.

Graz, 28. Jänner 1891.“

Es war eine etwas plumpe Rache, doch hatte ich weder Zeit, noch Lust, eine feinere auszufinnen. Das „Sündengeld“ hat gütige Annahme gefunden und ist wahrscheinlich in einer Schnapzboutique massacriert worden. — Hoffentlich läßt es der Mann von nun an sich angelegen sein, bei anonymen Briefen oder bei Bittgesuchen auf Veränderung der Schrift etwas mehr Gewicht zu legen. Denn es ist nicht immer genug, den werten Namen zu unterdrücken, es ist nicht genug, daß der Schreiber keinen Charakter hat — auch die Schrift darf keinen haben.

Von anonymen Briefen zu anonymen oder pseudonymen Pamphleten ist nur ein Schritt. Die durch Druck verbreiteten Schmähschriften haben vor allem den Zweck, den Angegriffenen in der Achtung seiner Mitwelt herabzusetzen, ihm zu schaden. Wer solche Schriften verfaßt, ohne seinen Namen beizusetzen, der thut noch weit Unehlicheres als jener, der ein uneheliches Kind in die Welt setzt, welches ein Taugenichts, ein Ehrabschneider und Fälscher wird. Denn ein solcher denkt nicht daran, daß sein Kind Böses stiften wird, jener hat eine bestimmte Absicht, er will mit der Schmähung eine Rache

üben. Ist er der Überzeugung, mit der Druckschrift etwas Schlechtes zu bekämpfen, also zum Wohle der Allgemeinheit zu wirken, dann setze er nur dreist seinen Namen darunter; wo man mit dem Namen und dem Wohl und Wehe anderer spielt, da wäre zu große „Bescheidenheit“ nicht am Platze.

Und einer, der sich etwa mit den Borgefekten ausredet, „die es nicht gerne sehen, wenn er auf diesem Felde thätig ist“, gesteht damit seinen Ungehorsam, seine Unredlichkeit und sein böses Gewissen ein. Hat er wirklich etwas Rechtes im Sinne, so wird er nicht nöthig haben, seine Sache auf Schleichwegen zu vollführen.

Ernst nimmt natürlich kein Mensch öffentliche Angriffe und Schmähungen, bei denen die Namensunterschrift fehlt; es ist auch zu lächerlich, wenn man jemanden im Busche grausam poltern, fluchen und drohen hört, der sich aber beileibe nicht hervorwagt aus seinem Versteck. In einem solchen Busche hockte voriges Jahr viele Monate lang ein oberösterreichischer Kaplan und zeterte auf mich her. Ahtzehn Schimpfartikel brachte das „Welscher Volksblatt“ gegen meine Schriften und meine Person, ohne daß der Verfasser den Muth gehabt hätte, mit seinem Namen dafür einzustehen. „Literatus“ nannte sich der Schelm. Durch Zufall wurde mir der Schreiber bekannt; ich wäre in der Lage gewesen, sein Wohlbefinden wesentlich zu stören, ließ ihn aber laufen.

In bedenklicher Nachbarschaft von solchen Schalken sind jene Zeitungs-schreiber, welche auf den Ruhm verzichten, daß ihr Name unter Leit-artikeln und anderen Aufsätzen aus ihrer Feder stehe. Der „verantwortliche Redacteur“ entschuldigt nur einen geringen Bruchtheil der Unsitte, und man weiß ja, wie solche verantwortliche Redacteurs sich vor Gericht zu vertheidigen pflegen. Wie weitans gewissenhafter in der Sache und an-

ständig in der Form würden unsere Zeitungen sein, wenn — besonders in polemischen Aufsätzen — der Journalist seine Arbeit unterschreiben, oder mindestens mit einer offenen Signatur bezeichnen müßte. Hat doch jeder freie Mensch persönlich für all seine Handlungen und Worte einzustehen, warum gerade der Zeitungsschreiber nicht? Ist es dem „Ritter vom Geiste“ anständig genug, bei der modernen Behme den verummten Büttel zu machen? Die Zeitung will

das Correctiv der Gesellschaft vorstellen, so muß die persönliche Verantwortung des Zeitungsmannes das Correctiv seiner Feder sein.

Alles Versteckte, Verkappte, Hinterhältige ist verächtlich.

Ihr Schriftsteller, die ihr so gerne euch Lehrer des Volkes nennt, gebt dem Volke vor allem ein Beispiel der Offenheit, des deutschen männlichen Freimuthes — erst dann lehrt auch anderes und begehret Achtung.

J. A. Hofegger.

Müßige Reden

oder

Das Urtheil der Welt.

Den rechten Weg wies nie vermissen.
Handle nur nach Gefühl und Gewissen.

Goethe, „Faust“.

Außer den ansteckenden Krankheiten, welchen im Laufe der Jahrtausende die Menschen zum Opfer gefallen sind, außer Krieg und Pestilenz gibt es keinen bössartigeren, gefahrvolleren Feind des häuslichen Friedens, als das Gerede müßiger Zungen; die Gesellschaft sollte dasselbe mit den empfindlichsten Strafen belegen, denn an dem giftigen Gefläß der Menge ist schon mehr denn eine ehrliche Seele zugrunde gegangen, mehr denn ein Hausfrieden gestört worden. Das sind Dinge, welche freilich in dem großartigen Treiben des Weltlaufes verschwinden, an denen aber das Herz des einzelnen verblutet. Wer kennt sie nicht, die absurde Frage: „Was werden die Leute dazu sagen?“ und wer kennt nicht die kaum minder giftige Schwester dieser Phrase: „Die und die hat es gesehen, hat es gehört, weiß es ganz bestimmt!“ Im Leben der Frau

spielen diese thörichten Worte leider eine große Rolle und es hat fast den Anschein, als lasse sich die Klatschsucht, welche in ihren Folgen so verderblich sein kann, von gesteigerter Bildung und erhöhter Civilisation nur blutwenig berühren, als finde sie ein besonderes Vergnügen daran, die Menschheit in den Schlamm herabzuziehen und in diesem zu wühlen, anstatt mit freiem Fluge aufwärts zu streben nach einer reinen Sphäre, welche erhaben dasieht über dem erbärmlichen Formwesen, das die Menschen unempfänglich macht für Gutes und Edles.

Verstehen wir uns recht, ich fordere nicht, daß wir uns losjagen sollen von all dem, was nun einmal Brauch und Sitte ist, um excentrische Freigeisterei zu betreiben, — ich will nur, daß man anerkenne, wie viel von dem, was durch die Macht der Gewohnheit zur Sitte geworden,

eigentlich hirn- und herzlose Unsitte ist.

Beleuchten wir nun einmal die landläufige Phrase: „Was werden die Leute dazu sagen?“ Wer und was sind „die Leute“? eine Menge, der ich gleichgiltig bin und die es mir ist, eine Menge, die mir kein Glück gibt und kein Unglück fern hält; und das Urtheil dieser Menge sollte vernünftigen Denkenden, in Geist und Herz gesunden Menschen von Belang sein? Nimmermehr! Wir sollen zu allem, was wir thun und lassen, nicht fragen, was die Leute dazu sagen, sondern uns die Gewissensfrage stellen, ob es recht sei und was unser eigenes Gewissen, dieser strengste Richter, dazu sagt. Und wenn wir uns nach pflichtgetreuer Umschau in uns selbst, die Frage, ob es recht sei, mit einem „Ja“ beantworten können, dann mögen wir auch getrost thun, was wir als Recht anerkennen, ohne uns auch nur einen Augenblick darum zu bekümmern, ob unsere lieben Nächsten die Nase rümpfen oder nicht.

Und nun gar das kleinliche Gerede über diesen oder jenen, das anmaßende Aburtheilen nach dem äußeren Schein! Ich habe einmal eine hochgestellte und geistreiche Frau gekannt, welche die unerbittliche Maxime aufstellte, nur solche Leute in ihrem Hause zu empfangen, welche über ihre Mitmenschen kein medisantisches Geklaff zu erzählen wußten; die Frau hatte freilich keinen großen Umgangskreis, aber die Leute, welche man bei ihr antraf, waren des Kommens wert! Verirrte sich einmal in diese reine Sphäre ein rüdiges Schaf, so ward ihm ein zweitesmal unerbittlich die Thür gewiesen und „nicht zuhause“ lautete der Bescheid, welcher ihm mit solcher Consequenz zutheil ward, daß es endlich von selbst ausblieb, um seiner giftigen Zunge allerdings anderwärts doppelt rücksichtslos freies Spiel zu lassen.

„Haben Sie schon gesehen, Frau von H. hat schon wieder ein neues Kleid und die L. läßt sich in auf-fallender Weise von dem blonden Husaren den Hof machen, woher der das Geld nimmt, um ihr alle Tage ein Bouquet zu schicken? und er thut es ganz bestimmt; nun freilich, der Mann muß ein Auge zudrücken, damit sie nicht wegen der Brünette aus der zweiten Quadrille ihm einen Tanz macht.“ —

So schwätzt man in der Gesellschaft und nennt es — „sich unterhalten!“ Solange es bei müßigem Geschwätze Unbetheiligter bleibt, ist die Geschichte noch harmlos, oft aber fühlt sich irgend eine mitleidige Seele, natürlich nur aus purer Menschenliebe, veranlaßt, einer der beteiligten Persönlichkeiten die Augen zu öffnen und wenn auch nicht alle Menschen naiv genug sind, medisantem Geklaff zu glauben, so bleibt oft doch der Stachel zurück und wirkt nach, wenn das unheilvolle Wort auch längst verklungen.

Nichts ist so sehr geeignet, den höchst denkbaren Grad von Ekel an den Menschen zu erzeugen, als die Erkenntnis dessen, wie sehr der Mensch sich selbst erniedrigt, indem er nur zu oft der vollendete Gegensatz von dem ist, was er sein sollte. Anstatt Gutes zu thun, anstatt versöhnend und veredelnd einzugreifen, wo dies in menschlicher Macht gelegen, wittern Klatschbasen beiderlei Geschlechtes hinter allem nur Böses; anstatt zu helfen, wo Hilfe noth, lügen und verleunden sie und stecken zumeist noch die Fahne erheuchelter Frömmigkeit und Theilnahme auf, weil sich, geschützt durch diese, so wunderbar leicht Ehr' abschneiden und betrügen läßt. Der Klatsch und alles, was mit ihm zusammenhängt, ist ein Krebschaden der menschlichen Gesellschaft, ist ein grober Verstoß gegen das fünfte Gebot. „Du sollst nicht tödten“, kann in richtiger Anwendung

für den Gebildeten unmöglich nur heißen sollen, er dürfe nicht mit Schwert, Schusswaffe oder Giftbecher auf seine Nächsten eindringen, sondern es ist damit auch das geistige Töden gemeint, welches durch Verleumdung und Lüge begangen wird.

Die meisten Untugenden der Erwachsenen sind auf die Kindheit und auf eine unvernünftige Erziehung zurückzuführen; wenn somit in einer künftigen Generation durch Klatsch und Scheinwesen weniger Unheil gestiftet werden soll, als dies jetzt der Fall, so obliegt es den Müttern von heute, welche in der Mehrzahl gewiß schon Gelegenheit hatten, sich über die Tratschsucht der Menge zu ärgern oder unter derselben zu leiden, dafür Sorge zu tragen, daß die Herzen ihrer Kinder rein gehalten werden von dem Gifthauch des Klatsches, daß sie edel und vornehm denken

und erhaben dastehen, verständnislos für den kleinlichen Gesichtskreis jener Menschen, welchen nichts heilig ist, weil sie selbst keiner heiligen und herzengewarmen Empfindung fähig sind.

Man schwärmt von Abschaffung der Kriegsheere, es schweben socialistische Beglückungstheorien in der Luft; viel wichtiger aber für das Wohl der Menschheit viel wichtiger als all diese schwer durchführbaren Neuerungen, dünkt mir die Abschaffung der Klatschsucht. (Wir glauben, leichter seien die Kriegsheere abzuschaffen, als die Klatschsucht. Die Red.) Die Abschaffung der Klatschsucht ließe sich nur durchführen, wenn alle Mütter sich vereinen wollten, um energisch dagegen zu Felde zu ziehen, und es wäre damit das Glück einer kommenden Generation gesichert.

Max von Weiskuthurn.

Dichterlos.

Von Richard Kochlich.*)

Der weite Platz ist mit Menschen gefüllt,
Ein prächtiges Denkmal wird heut enthüllt
Von einem, der längst geschieden
Zum Grabesfrieden.

Um mehr als ein Menschenalter zurück —
Da jagt er rastlos nach Ruhm und Glück;
Er konnte sie nimmer erjagen
In jungen Tagen.

Da zog er aus seinem Vaterhaus
Am Stab in die öde Fremde hinaus;
Doch das Glück hat er nicht erworben. —
Verdorben, gestorben. —

Und die Menge flüsternd und brausend
schwilt
Und gafft hinauf zum verhüllten Bild,
Und manchmal taucht aus dem Troste
Eine Karosse.

Und Würdenträger stolzieren herum
Und sehen sich stolz, gelangweilt um,
Die Gönner geistiger Thaten,
Die Kunstmäcenaten.

Und Redner nahen im festlichen Kleid,
Zu dem Jubelacte zu sprechen bereit,
Und rühren zur Tagesfeier
Lobpreisend die Leier.

*) Aus einsamen Stunden. Großenhain. Baumert und Ronge. 1892.

Die Redner alle sprechen zumeist
Von des Todten Gaben und hohem Geist;
Da fließen gar viele Thränen, —
Und manche gähnen. —

Doch drüben am einsamen Friedhofrain,
Da wankt ein gebrechliches Mütterlein,
Sie selbst schon nahe dem Grabe,
Am stützenden Stabe.

Und Jubelgeschrei erschüttert die Luft —
Sie suchet emsig von Gruft zu Gruft;
Mit Biffern nur ist beschrieben
Der Platz ihres Lieben.

Sie legt' einen Kranz, wo ihr Knabe schlief,
Und betete lang' und seufzte tief,
Und als sie drüben sangen,
Ist sie gegangen.

Die Menge strömt nach der Stadt hinein,
Um's Denkmal stutet der Abendschein,
Und um die einsamen Gräfte
Kosen die Lüfte.

Die drei Bevölkerungsstufen.

Von Franz Schlinkert.

Diejenigen, welche sich mit der
Installierung der „Zukunfts-
gesellschaft“ befassen, reiben sich
mit Vorliebe am Bauernstande. Es
ist bezeichnend für ihre Lehrmeinungen,
dass sie zur praktischen Durchführung
derselben ganz neue Menschen brauchen:
ohne Heimatgefühl, ohne angeborene
Liebe zum eigenen Besitz, ohne Boden-
ständigkeit. Dem widerspricht die
Artung unseres Bauernthums und
deshalb soll es vor allem anderen
vernichtet werden.

Anderer wieder, die wollen den
Bauernstand erhalten wissen, weil er der
„Nährstand“ sei, ohne den man nicht
auskommen könnte; weil er die „Grund-
lage“ der gesellschaftlichen Schichtung
bilde; weil er die „Säule“ des Staats-
wesens sei und die Quelle darstelle,
aus welcher das Heer seine Kraft
schöpfe.

Weder die eine, noch die andere
dieser beiden Richtungen beruht auf
vorurtheilsloser Überzeugung, auf
wissenschaftlicher Ergründung oder
auf einer richtigen, praktischen Be-
obachtung.

Um so freudiger muss daher das
Verdienst anerkannt werden, welches
sich derjenige erwirbt, der es unter-
nimmt, die eigentliche Bedeutung des
Bauernstandes in eingehender Weise
klarzulegen. Und ein solches Unter-
nehmen liegt in einem Buche des
bayerischen Kreisarchivars Dr. Georg
Hansen vor, welches den Titel führt:
„Die drei Bevölkerungsstufen. Ein
Versuch, die Ursachen für das Blühen
und Altern der Völker nachzuweisen.“
(München, J. Lindauer'sche Buch-
handlung.)

Der Verfasser geht von der Lehre
Robert Malthus' aus; dieselbe sagt
bekanntlich, dass die natürliche Ver-
mehrungstendenz der Menschen be-
schränkt werde durch die Menge der
jeweilig vorhandenen Unterhaltsmittel.
Während nun die Bevölkerung die
Neigung zeigt, sich in geometrischer
Progression (1, 2, 4, 8 u. s. w.)
zu vermehren, steigt die Menge der
Unterhaltsmittel nur in arithmetischer
Progression (1, 2, 3, 4, 5, 6 u. s. w.).

Gemeinhin wird angenommen,
dass die drei Bevölkerungsklassen:

die Grundbesitzer, der Mittelstand, die Arbeiterchaft selbständig nebeneinanderstehen und sich durch eigene Kraft erhalten. Hansen behauptet, daß dies unrichtig sei. „Die drei Classen bestehen nicht nebeneinander, sondern sie sind nur die verschiedenen Entwicklungsstufen derselben Bevölkerung. Nur die erste Classe, der Stand der Grundbesitzer, ist dauernd, aus dem Überschuss an Kräften, welchen er erzeugt, bildet sich zuerst die städtische Bevölkerung, aus ihm wird sie fortwährend erneuert und ersetzt.“ Nur ein geringer Theil der städtischen Bevölkerung vermag sich zu halten; ein weit größerer stirbt ab, und „der Rest geht in den Stand der besitzlosen Arbeiter und des Proletariats über“.

Das ist der Zug des Bevölkerungsstromes. Der Überschuss der ländlichen Bevölkerung fließt in die Stadt, ersetzt dort einerseits den natürlichen Abfall der Stadtbevölkerung und drängt andererseits den minder befähigten Theil des Mittelstandes fortwährend hinüber in den Arbeiterstand.

In lichtvoller Weise stellt Hansen die Entstehung der drei Bevölkerungsstufen dar und zeigt deren Verhältnis zu einander als Bestandtheile der Gesellschaft. Er entwickelt dabei ein so umfassendes Wissen und eine solche Fülle originaler, aussprechender Ideen, daß es mir hier auf beschränktem Raume nicht möglich ist, auf alle Punkte näher einzugehen; durch ein Herausheben einzelner Partien aber könnte leicht ein falscher Gesamteindruck hervorgerufen werden. Es bleibt nichts übrig, als das Studium des ganzen Buches wärmstens zu empfehlen; die anziehende Schreibweise desselben erleichtert ja sehr diese Aufgabe.

Die drei Bevölkerungsstufen ziehen ihr Einkommen entweder aus den freiwirkenden Kräften der Natur (Grundbesitzer), oder aus der geistigen

Arbeit (Mittelstand), oder aus der rein körperlichen Arbeit (Arbeiterstand). Auf eine dieser drei Quellen ist jede Einkommensart zurückzuführen. Auch der Capitalzins; denn nur der kann eine Rente verkaufen, der aus irgend einer oder aus mehreren dieser Quellen ein Einkommen bezieht. Bei Erklärung dieser Einkommensarten nimmt Dr. Hansen Gelegenheit, manche irrige Meinung richtig zu stellen. So z. B. die Theorie von der eigenen „Zerungskraft“ des Capitals; die Phantastereien eines Henry George über die Grundrente und den Capitalzins.

Solange der Bevölkerungsstrom nicht stockt, also eine rasche, ungehinderte Auswechslung der abgenützten Kräfte stattfindet, kann das gesellschaftliche Ganze gedeihen. Eine Hemmung erfährt nun derselbe durch das Streben des Mittelstandes, sich dauernd zu machen. In diesem Streben bekämpft die zweite Bevölkerungscategorie vornehmlich den Bauernstand. Und die Waffen liefert ihr hiebei der auswärtige Handel. Wenn sich dieser nur auf den Austausch von Naturproducten bezieht, kann er allerdings keinen Einfluß auf die Zusammensetzung der Bevölkerung nehmen. Bedeutung gewinnt er dann, wenn es einem Volke gelingt, „andere Völker zu bewegen, einen Theil der von ihnen hervorgebrachten Naturproducte gegen eine Ware auszutauschen, die in beliebiger großer Menge producirt werden kann. Diese Ware ist die menschliche Arbeit, die geistige, wie die körperliche“.

Durch den auswärtigen Handel erfolgt zunächst eine starke Vermehrung der Bevölkerung; man tauscht nur theuere, feinere Naturproducte ein; solche, die im Lande selbst hervorgebracht werden können, werden nicht eingeführt. Daher findet eine starke Nachfrage nach ländlichen Erzeugnissen statt; sie steigen im Preise, aber ebenso die Arbeitskräfte, welche

reiche Verwendung und guten Lohn in den Städten finden. Der Bauer muß intensiver wirtschaften; aber die städtische Bevölkerung vermehrt sich so rasch, daß die Lebensmittelpreise noch immer hinaufgehen, daher hat der Bauer trotz der hohen Löhne und seiner intensiveren Wirthschaft eine gute Rente. Infolge der Concurrenz vermindert sich aber jetzt der Gewinn aus städtischen Unternehmungen; die hohen Getreidepreise können nicht mehr so leicht gezahlt werden. Nun beginnt man auch Getreide zu importieren, und damit ist auch das Zeichen zum Vernichtungskampfe gegen den Bauernstand gegeben.

Die reichgewordenen Familien suchen ihren Nachkommen ein sicheres Einkommen zu hinterlassen; sie erkennen, daß das ihrige nur durch geistige Arbeit hervorgebracht wurde; von dieser Arbeit wollen sie das Einkommen nunmehr unabhängig stellen, indem sie sich wieder die freien Naturkräfte dienstbar machen. Auf mannigfache Art wird der Bauer aus seinem Besitze gedrängt: durch Untergrabung des Herrenstandes, durch Loslösung der hörigen Bauern, durch Übertragung des römischen Rechtes auf die bäuerlichen Verhältnisse, durch hypothekarische Belastung der Güter u. s. w. Die aus dem Besitze gedrängte ländliche Bevölkerung strömt nun in die Städte. Dieser frische Zuzug hebt das geistige Niveau des Mittelstandes. Die Handelsblüte erreicht den Höhepunkt. Den alten Familien wird die Concurrenz noch mehr erschwert; sie suchen nach neuen Mitteln, ihren Bestand zu sichern, und als solches Mittel dient ihnen jetzt der Capitalzins, durch den sie sich einen Theil der geistigen Arbeit anderer nutzbar machen. Auch nehmen sie einen weitgehenden politischen Einfluß, strecken dem Staate Gelder vor, der ihnen eine jährliche Rente dafür garantieren muß. Dadurch erfährt schon der Bevölkerungs-

strom eine Verlangsamung. Die den alten Reichen gesicherte Rente muß durch Steuern hereingebracht werden. Dieselben drücken die Anfänger und geistigen Arbeiter, welche die meisten Steuern tragen; sie müssen auf diese Art „einen Theil ihres Arbeitsertrages an solche Leute abgeben, welche diese Fähigkeit (nämlich geistig zu arbeiten) nicht mehr besitzen.“ Aber dennoch gelingt es den Fähigen noch immer, sich zum Besitze emporzuarbeiten und die Alten daraus zu verdrängen. Man erschwert nun das Emporkommen durch Monopole, die man den alten, im Besitze der Güter befindlichen Familien gewährt.

Jetzt kommt aber der Bevölkerungsstrom ernstlich ins Stocken; der Zuzug frischer Kräfte vom Lande hört auf, denn der Bauernstand ist aufgezehrt; es ist nicht mehr ein Ueberschuß unabgenützter Kräfte, der in die Stadt strömt, sondern höchstens ziehen jetzt nur mehr die heruntergekommenen ländlichen Tagelöhner zur Stadt, die sich nicht mehr von der städtischen Arbeitermasse unterscheiden. Das geistige Niveau des Mittelstandes beginnt zu sinken. Nun beginnt der Niedergang; zwar allmählich nur, denn es braucht längere Zeit, bis die aufgespeicherten Reichthümer aufgezehrt sind.

Die Industrie kommt zuerst in Verfall; der Handel vermag sich länger zu halten, er wird aber zum bloßen Expeditionshandel. „Was jetzt den Gewinn bringt, ist nicht die eigene geistige Arbeit, sondern diejenige fremder Völker, die von ihrem Reichthum einen Theil an das an Capital reiche, aber an Geist arme Volk abgeben können.“ Nach und nach geht das Capital an den geistig kräftigeren Nebenbuhler über; im eigenen Lande schreitet die Verarmung fort, bis es vielleicht einem aufstrebenden Nachbar gelingt, sich zum Herrn desselben zu machen.

So altern die Völker. Hansen er-

weist an der Geschichte der italienischen Handelsrepubliken, der deutschen Reichsstädte, an der Blüte und dem Verfall Spaniens, der Niederlande und an den Geschicken Großbritanniens und der Vereinigten Staaten die Wichtigkeit seiner im Vorstehenden kurz angedeuteten Theorien. Auch die Verhältnisse in Deutschland, wie sie sich nach dem dreißigjährigen Kriege entwickelt haben, unterzieht er einer kritischen Betrachtung. Da durch den ungehinderten Lauf des Bevölkerungsstromes das geistige Niveau des Mittelstandes gehoben wird, bleibt er nicht ohne Einfluss auf die geistige Cultur des Volkes, auf Kunst und Literatur. Hansen streift deshalb auch dieses Gebiet in seinen Darstellungen.

Der so häufig als Phrase gebrauchte Satz, dass der Bauernstand die Grundlage unseres Bestehens sei, wird durch die auf statistische Nachweise gestützten Ausführungen Hansens zur Höhe eines wissenschaftlichen Erkenntnisses erhoben. Die Aufgaben des alten Nährstandes zeigen sich in neuem, hellerem Lichte.

„Indem wir erkannten“, sagt Hansen, „dass der Bauer die städtische Bevölkerung nicht bloß mit Butter und Käse, sondern vor allem auch mit Menschen zu versorgen hat, indem wir nachgewiesen, dass von der Quantität und Qualität des Zuzuges das geistige Niveau des Mittelstandes abhängig ist, gewinnt der Bauernstand eine ganz andere Bedeutung. Er ist jetzt in der That die eigentliche Grundlage des Staates, und jedes Volk, das nicht einem raschen Verwelken entgegengehen will, hat seine vornehmste Aufgabe darin zu sehen, den Bauernstand in möglichst großer Anzahl und Kraft zu erhalten. Diesem Gesichtspunkte gegenüber ist die Frage der Rentabilität eine untergeordnete. Will man also beurtheilen, ob Latifundien, ob bäuerlicher Betrieb oder Zwergwirtschaft

für ein Land den Vorzug verdienen, so hat man in erster Linie sein Augenmerk nicht darauf zu richten, welches der Wirtschaftssysteme den höchsten Reingewinn erzielt, sondern darauf, welches den zahlreichsten und für die Gesamtheit geeignetsten Überschuss an Menschen produciert.“

Diese Worte „schnitt“ ich gern in alle Rinden ein“, und namentlich jene möchte ich auf dieselben verweisen, die in den oft ungünstigen Standorten vieler Bauernwirtschaften und in dem unverhältnismäßigen Arbeitsaufwande, den sie erfordern, die Gründe suchen möchten, um überhaupt alle bäuerliche Wirtschaft aufzuheben. Wenn man weltwirtschaftliche Theorien anwenden wollte, könnte freilich gar manche Bauernwirtschaft vor der Kritik nicht mehr bestehen; dasselbe Maß von Arbeit, welches beispielsweise in den Alpenländern nothwendig ist, um einen Megen Weizen zu ernten oder das Winterfutter für ein Stück Jungvieh einzubringen, würde auf einen anderen Zweig menschlicher Thätigkeit verlegt, Werte schaffen, die einem ganz bedeutenden Vielfachen von einem Megen Weizen oder einem Stück Jungvieh entsprächen. Von diesem Standpunkte aus wäre es wohl ökonomischer, unsere Alpengegenden zu entvölkern, um Wald anzulegen, und unsere Alpenbauern einer anderen Beschäftigung zuzuführen. Aber die Bauern erfüllen eben noch einen anderen Zweck außer dem Ackerbau und der Viehzucht. Wenn auch der Gebirgsbauer auf seiner Einsicht nur infolge einer großen Genügsamkeit das Darauskommen findet, so erzieht er doch ein kräftiges Geschlecht; und es sind nicht die schlechtesten Elemente der Gesellschaft, welche aus solchen Einsichten den Weg zur Stadt finden, um als Soldaten, geschickte und fleißige Werkleute, als Lehrer und Geistliche der Gesamtheit zu dienen. Aller-

dings kann es Standorte von bäuerlichen Betrieben geben, auf denen der Bauer verkümmern muß; dann — aber auch nur dann — wäre es vielleicht im einzelnen Falle besser, derselbe würde sich an geeigneterem Platze ansiedeln.

Nicht der Umstand, daß zu viel Arbeitskraft auf eine unrentable Landwirtschaft verschwendet wird, ist das Gebrechen, an dem wir leiden, sondern durch den hemmenden Einfluß, welchen der Capitalismus auf die Bevölkerungsbewegung ausübt, werden Gefahren heraufbeschworen. Die alten, reich und dabei morsch gewordenen Geschlechter verlegen den aufstrebenden, kräftigen Elementen den Weg; mit Hilfe des von ihnen angesammelten Capitaless sichern sie ihr Dasein und zwingen die befähigten Aufstrebenden, sich in übergroßen Anstrengungen aufzureiben oder — zu verhungern.

„Wie ein Alp lastet der Capitalismus auf unserer Gesellschaft“, sagt Hansen. „Er bewirkt, daß nicht die begabtesten und fähigsten Köpfe, sondern die plattesten und seichtesten den Ton angeben, den Geschmack bestimmen.“ — — „Der Capitalismus hat einen finsternen Zug in unser Leben gebracht, er verwandelt die Menschen, um einen derben Ausdruck Schopenhauers zu gebrauchen, in ernste Bestien.“ — — „Der Capitalismus theilt die Gesellschaft in zwei Classen: eine arbeitende und eine genießende. Erst diejenigen finden Zeit, sich um andere Dinge zu bekümmern, als um das Geldverdienen. Die hiezu überhaupt nicht mehr fähig sind. Aber ebensowenig haben sie Fähigkeit zu anderen Beschäftigungen, die eine gewisse geistige Arbeit erfordern.“

Diesen Grundanschauungen entsprechend, müssen die staatlichen Vorkehrungen zur allgemeinen Wohlfahrt darauf abzielen, den Bauernstand zu halten und zu kräftigen, den Capi-

talismus einzuschränken und den körperlichen Arbeiter zu dem ihm gebührenden Verdienste zu verhelfen; der vom Arbeiterstand producierte Überschuß muß aber vor Mangel ausgiebig geschützt werden.

Den Bauernstand will Hansen der allgemeinen Concurrenz entrückt wissen; dies sei nur durch die Gebundenheit des Grundbesitzes und die obligatorische Vererbung auf einen Erben zu ermöglichen. Neben diesen „bleibenden Maßregeln“ sei in den meisten Staaten eine „Lastenabschüttelung“ nöthig. In Deutschland sei die Lage verhältnismäßig am günstigsten; aber das Feuer „glimmt unter der Oberfläche. Noch ist es möglich, den Ausbruch zu verhindern. Geschieht aber nichts, so wird es plötzlich das ganze Reich in ein Flammenmeer verwandeln“. — Die Macht des Capitalismus sei dadurch zu brechen, daß man es demselben unmöglich macht, sich vom Staate eine Rente zu kaufen, welche auf Kosten der anderen Staatsbürger ein sicheres Einkommen verbürgt; durch diesen Rententausch ist der Capitalreiche in die Lage versetzt, mit einem mäßigeren Gewinne im Geschäfte arbeiten zu können, er braucht seine Kräfte nicht anzustrengen u. s. w.; auf diese Art ist für die jüngeren, befähigten Elemente eine gefährliche Concurrenz geschaffen. Alle Staatserfordernisse sollten daher nur durch Steuern gedeckt werden. „So viel steht jedenfalls fest, daß bei weitem der größte Theil der Staatsschulden zu einer Zeit entstanden ist, wo das Gesamteinkommen des Volkes in der Zunahme begriffen war. Man hat, um die naturgemäß wachsenden Staatsausgaben zu bestreiten, anstatt diejenigen, deren Einkommen fortwährend im Wachsen begriffen war, zu stärkeren Leistungen heranzuziehen, Schulden contrahiert und so jenen Reichen die Gelegenheit gegeben, zu ihrem höheren Einkommen sich auch noch eine feste

Staatspension zu erwerben, während man die Last, diese Pensionen zu bezahlen, den arbeitenden Classen aufgebürdet hat.“ Daher sollen keine Steuererleichterungen vorgenommen werden, so lange noch ein großer Theil der Staatsschulden nicht getilgt ist; durch Einführung einer ergiebigen neuen Steuer sollen zunächst die außerordentlichen Ausgaben bestritten werden. — Da der Arbeiterstand die Tendenz hat, sich stark zu vermehren und derselbe auch durch die fortwährend aus dem Mittelstande herabsinkenden Existenzen verstärkt wird, so ist bald nach dem Entstehen eines Arbeiterstandes schon ein Überschuss aus demselben vorhanden. Der Staat kann die Zahl der Arbeitslosen niemals dauernd vermindern; allein er hat Sorge zu tragen, dass einer zu großen Ausdehnung industrieller Thätigkeit Schranken gesetzt werde. Es sollen nur solche Unternehmungen gegründet werden, „welche Gewähr bieten, dass nicht bloß die in ihnen beschäftigten Arbeiter auf die Dauer einen auskömmlichen Lohn beziehen, sondern dass auch noch ein Beitrag geleistet werden kann für die Unterhaltung des Überschusses des Arbeiterstandes“. Unternehmungen, die sich nur durch niedrigste Löhne halten können, sollen nicht gestützt werden. Es schadet nichts, wenn durch die Vertheuerung der Arbeit die deutsche Industrie im Wachsen etwas aufgehalten wird. „Reichthum und Macht der Völker sind schließlich nur wünschenswert als Mittel zum Glück“ sagt Malthus. Auch dafür, dass die Arbeitskraft nicht gewissenlos ausgebeutet werde, hat der Staat zu sorgen.

Der Stand, welcher als wirtschaftliche Grundlage der menschlichen Gesellschaft erkannt wird, ist gegen alle Erschütterungen zu schützen; den aufstrebenden frischen Kräften der Gesellschaft darf kein Damm entgegengesetzt werden. Über diese Wahrheiten

werden uns keine wie immer gearteten Utopien hinweghelfen, so lange es noch Menschen gibt von der geistigen und körperlichen Construction der gegenwärtigen.

Der Wert des Bauernstandes scheint mir in dessen schlummernden Fähigkeiten und unverbrauchten Kräften zu liegen. Das Wesen des Bauers ist mehr nach innen gekehrt; er ist charakterisiert durch eine besondere Ruhe und Ebenmäßigkeit in der geistigen Thätigkeit; dieselbe ist durch nichts überreizt, zerstreut; es macht dem Bauer daher keine Schwierigkeiten, auf einen bestimmten Zielpunkt loszusteuern. Seine berufliche Thätigkeit macht ihn körperlich gewandt, gestählt. Wenn er nun aus irgendwelchen Gründen veranlasst wird, aus seinem Stande aufzustreben, so tritt er mit vollständig frischen Kräften in den Kampf und verbessert die Säfte in jenen Ständen, in welchen er Eingang findet. — Derjenige aber, der längere Zeit dem Arbeiter- oder Mittelstande angehört, ist geschwächt durch Aufreibungen, die er zu bestehen hatte; er ist nervös geworden, es mangelt ihm die Beharrlichkeit; er leidet an ererbten Gewohnheiten, Bedürfnissen, Meinungen, den Irrungen des Geistes, wie sie eben das städtische Getriebe mit sich bringt und wie sie durch seinen Arbeitsberuf in Fabriken, Werkstätten, Schreibstuben u. s. w. herausgebildet werden. Die äußeren Bedingungen für jene Eigenschaften des Bauers liegen in der Stetigkeit und Sicherheit des Nahrungserwerbes, wie er nur durch den Grundbesitz ermöglicht wird. Niemals vermögen daher wirtschaftliche Maßnahmen über die Nothwendigkeit der Existenz des Bauernstandes auf die Dauer hinauszuhelfen, welcher nie durch Arbeitermassen — und sollten sie noch so weich gebettet sein — ersetzt werden kann.

Der Palbauer.

Ein Bild aus den Alpen von Hans Fraungruber.

Wer zum Palbauer will, muß gute Sohlen haben, denn sein Anwesen liegt in einem steinigten Graben auf sumpfiger Anhöhe. Und die gute Beschuhung thut's auch nicht mehr, denn beim Bauern sprach vor kurzem ein Gast vor, der den Menschen nur einmal besucht und mit sich auf die Reise nimmt, der Tod. Der Palbauer und ich hätten auch nicht gedacht, daß wir einmal zusammenkommen würden, aber es geschah doch, und gerade vor Thor-schlus, ehe der Deckel über seinem Sarge niederfiel. Das geschah so:

Im Dörflein pochte eines Spätsommertages ein junges Weib an die Thür des Arztes und meldete, daß der Vater gestorben sei. Der Herr Doctor möge so gut sein und zur Todtenbeschau kommen. Ich saß just in der Stube, und weil das Absterben eines Bauers kein weltbewegendes Ereignis, gieng mir die Kunde nicht nahe, wohl aber die Erläuterung des Arztes, daß der Palbauer der letzte seines Namens sei und mit ihm auch der Sitz seiner Vorfahren verschwinden werde. Ein tochter Bauer und ein sterbendes Anwesen! Das klang mir traurig ins Gemüth, und ich trug dem heilkundigen Freunde meine Begleitung an. Langsam schritten wir durch die Dorfstraße hinaus, dann zwischen den Feldern hin, wo die ihrer Frucht be-

raubten Hänge so öde im Sonnenschein lagen. Der Weg verlor sich zwischen dunklen Tannen und zog sich aufwärts an grasiger Lehne zu einem schmucken Kirchlein, durch dessen offenes Thor die Muttergottes freundlich vom Altar herausschaute. Da werden sie, dachte ich, übermorgen die Bahre hineinstellen und die Sonnenstrahlen werden, durch die bunten Scheiben brechend, auf dem Sargtuche herumgaulen, unter dem der todte Palbauer mit geschlossenen Augen im ewigen Schlafe ruht. Das ist ein Kirchlein, in dem man beten kann, einsam in grüner Waldesstille; da wohnt die milde Mutter Maria und hört mit sanftem Lächeln die Seufzer und Klagen des verschüchterten Herzens, das vor den Menschen krampfhaft schweigt und verstohlen blutet. Wie oft mag auch der Bauer hier seine müden Hände gefaltet und mit steifen Fingern die Perlen des Rosenkranzes gezählt haben! Das ist die Sonntagruhe der Alten, auf harter Kirchenbank Gebete stammeln und inbrünstig hoffen auf ein besseres — Jenseits.

Wir giengen vorüber; zur Rechten schob sich der Wald beiseite, da grüßte das Dorf herauf mit seinen friedlichen Häusern und dem rauchenden Hammerwerk, es blühte der Bach durch die Weiden, und hoch über bunte Vorberge hob sich die graue Schulter des Alpenriesen. Das sind die Stufen

zum Himmel, sagen die Dorfkinder und glauben, daß es von jener Platte nicht mehr weit sei hinauf zum Throne des Herrn. Sie haben recht, die Altäre der Natur und der Weg des Schöpfers sind einander nahe.

Der Doctor hub nun an zu erzählen, daß der Besitz des Palbauers nur ein Lehen gewesen, eine Ruhestatt, auf der er sterben durfte; der eigentliche Herr sei der reiche Gutsbesitzer, der gleich anderen Bauerngütern auch dieses gekauft, um es nach dem Tode des letzten rechtmäßigen Bewohners abzutragen, damit die Hirsche und Rehe in ihrem edlen Dasein nicht mehr gestört werden durch zweibeinige Wesen, die den Boden aufreißen und mit dem Schweiß ihres Angesichtes düngen. „Warum verkaufen sie das Haus ihrer Väter dem Güterschlächter?“ wallte ich auf. Der Doctor lächelte ironisch: „Warum geht der hungrige Fink dem Vogelsteller ins Garn? Weil der so schön pfeifen kann und den Fisch mit lederen Krumen bestreut. Der arme Vogel findet das letzte Futterplätzchen verschneit und hackt den Schnabel wund am festgefrorenen Erdreich. Da drinnen“ — der Sprecher wies mit rajchem Armschwunge waldein — „da standen blühende Gehöfte — vormals, und manch glückliches Leben wohnte darin — einmal; da kam die Noth der Zeit — o es gab nicht allzeit so verkümmerte und starre Bauerngesichter wie heute, lies nur die alten Geschichten von Bauernstolz und Üppigkeit — das ist hin, die moosigen Fichten wachsen darüber, und jene Geschlechter verwelken. Wie das zugiang? Du lieber Gott! Die moderne Zeit hat so viele Erwerbzweige brachgelegt, sie ist auch dem Bauernstande abhold. Seit jeder Graben dem Verkehre offen steht, ist der Verfall eingezogen. Ich habe da drinnen wenig zu thun, die Leute brauchten einen anderen Arzt. Eine Unsumme

von Arbeit steckt in dem Boden, er lohnt es nicht. So sind sie verarmt und nach und nach von der Heimat abgefallen; einer zog dem andern nach, und der Güterschlächter hat leichten Kauf. Der eine seufzte, der andere fluchte, aber sie nahmen das Geld für die entwertete Heimstatt, zogen fort ins fernere Glend oder bedangen sich das Recht des Verbleibens bis zum Tode.“

„Wie der Palbauer?“

„Wie der!“ entgegnete mein Gefährte und hieb mit dem Stocke einer Distel das rothe Haupt ab.

Wir bogen links in den Palgraben ein, die Berge waren ganz nahe zusammengedrückt, kaum daß der Bach sein spärliches Wasser neben dem steinigen Fahrsträßchen fortschieben konnte.

„Sind sie denn alle ausgestorben?“ forschte ich weiter, „viele haben doch wohl Kinder gehabt?“

„Drüben im Hammer verrufen sie, und hier unten arbeiten etliche als Tagelöhner“, murrte der Doctor.

Unter uns lag ein Sägewerk, das den Graben absperrete. Da gab es Mauern von aufgeschichteten Brettern, Berge von Balken, die Sägeschrillte, und selbst der Bach, der durch ein gewaltiges Wehr gestaut, über die geneigte Fläche schoss, gab sich schäumend und tosend ein Ansehen, als läge sein armseliges Dasein nicht waldein vor aller Augen.

„Das ist die Sargfabrik für den ruinierten Ackerbau“, grollte mein Gefährte, „und die Sandmuhren, die über die abgeholzten Waldblößen rücken, sind das Grab.“

Zwischen den schlanken Bacherlen rechts und Fichtenbeständen zur Linken stolperten wir weiter auf dem steinreichen Fahrwege, in den die klappernden Schleifwagen und nachgezogenen Baumstämme Furchen lang und quer über gerissen; allmählich gieng's wieder aufwärts, hie und da über gebrechliche Brücken, bis sich nach

einer Stunde das Thal weitete und inmitten brauner, magerer Äcker drei bescheidene Höfe, Lehen bereits und der Vernichtung geweiht, auftauchten. Rechts davon lag einsam das Anwesen des Palbauers, ein niederer Holzbau, dessen windschiefes Dach große Steine beschwerten. Über hölzerne Wasserrinnen und sumpfige Grasstellen stapften wir hinüber. In einem winzigen Gärtchen fristete spärliches Gemüse sein Dasein, und mattfarbige Blumen blickten erschöpft durch das Holzgitter zu den Schwestern, die aus den kleinen Fenstern des Hauses herauslugten. Die Thüre stand offen, aber niemand rundum war zu sehen, und unsere Tritte klangen hart und laut auf dem schmalen Antrittsteine vor der Schwelle.

Kein menschliches Wesen regte sich, durch den engen, mit Gartengeräth verlegten Vorraum traten wir in die Stube. Sie sah feiertäglich aus; die reine Diele, die weißen Tüchlein an den blumenbestandenen Fenstern, die blankgeputzte Platte des Tischungethüms verriethen eine weibliche Hand. Ich suchte nach den Bewohnern, der Arzt hatte einen gefunden. In der anstoßenden Kammer saß ein blühender Knabe mit einem alten Hute spielend auf dem Boden und starrte uns mit offenem Mündlein an. Neben dem Kinde stand auf einer Truhe eine brennende Kerze nebst einem Weihwasserbehälter und über zwei gegenüberstehenden Stühlen lagen an der Wand starke Bretter, darauf eine verdeckte Last.

Schweigend hob der Doctor das weiße Laten empor. Da ruhte der Palbauer in verschossenem Todengewände, die Hände über dem schwarzen Kreuze gefaltet, an der Brust ein Rosmarinzweiglein.

„Und hebt's ihr mich einst in die Truh'n
hinein,
Aft legt's mir auf d' Brust ein' grün'
Rosmarin.“

Das Antlitz war starr, in das hatte die Sorge und geheimes Weh ihre Rinnen gegraben. So war der Mann, der auf Erden seine Heimat verkauft; nun hatte er eine neue gefunden.

„Einen Bauch hat er wie eine Trommel“, meinte der Arzt, nachdem er den Todten wieder bedeckt, „das hat der Palbauer bei seinem kargen Sterz auch nicht gedacht, daß er an zu vollem Bauche sterben werde. Komm, Bübel, das ist keine Lust für dich!“

Damit setzte er den Kleinen in die Stube hinaus, schloß die Kammerthüre, und aufathmend verließen wir den dumpfen Raum.

Als wir ins Freie traten, lehnte am Thürstock ein junges, bleiches Weib, das uns mit leisen Worten begrüßte. Es war die Tochter des Verstorbenen.

„Morgen, Hanna, hol dir den Todtenschein“, redete sie mein Genosse an. „Wirst wohl nimmer lang da sein — gehst in die Sagemühle?“

„Nein“, antwortete das Weib, „ich fahr in die Stadt und steh in einen Dienst ein.“

„Du auch, Hanna? Nun, ich werde bald kein bekanntes Gesicht mehr da herin finden, alle geht ihr auswärts, Gott besser's!“

Die Angesprochene erröthete und strich mit der Linken wie träumend über die Stirn. „Der Vater von meinem Bübel ist in der Stadt Bräuerbursche, da sind wir halt dann näher. Ja, wenn wir das Haus noch hätten, da könnten wir heiraten — ist aber kein Leben mehr da im Graben.“

Diese leisen Worte klangen wie Vorwurf, und der Doctor verstand ihn.

„Der da d'rinn“, sagte er, „kann nichts dafür, und der andere hört's nicht.“

„Ist eh wohl wahr“, seufzte

Hanna, „wird halt so fein müssen. Dem Vater ist's so schwer auf dem Herzen gelegen sein Lebtag; wär' ich ein Mannsbild, hätt' er's etwa nit hergeben, aber ein Dirndl sucht eh meist sein Glück anderwärts. Lang hat er sich gehalten mit Müß und Noth, dann sind die schlechten Jahr hereingebrochen, die Mutter gestorben — da wollt er halt abrasten in seinen alten Tagen und hat das Geld vom Grafen genommen, ist gleichwohl nicht viel gewesen.“

„Und dann?“ fragte ich.

„Dann war alles soweit gut, aber wie ich und mein Lois sind bitten kommen wegen dem Buben — daß er uns verzeihen soll — da hat's den Vater stark an'griffen, fast hat er mir ab'bitt, daß er dem Kind nicht kann die Heimat geben, und wie s da war, hat er's nit vom Arm lassen vor Lieb und Sorgen, dabei ist er immer stiller worden. Jetzt ist er selig verstorben und die Herrschaftlichen warten schon auß Niederreißn. Wir haben nichts mehr, ich kann gehen, wie ich bin. Die da droben“ — sie wies gegen die Gehöfte bergan — „die halten sich auch nimmer lang. Der Graf hat abholzen lassen und seitdem ist's mit'm Acker ganz aus. Die Dienßboten gehen einß nach dem andern, ist die Kost zu schlecht, für den Bauer und die Bäuerlein thut sie's noch, aber die Knechte sind halt heutigentags so viel extra.“

Der Doctor war sehr ernst geworden, er drückte den Hut tief in die Augen und schritt nach kurzem Gruße rasch bergab. Auf der Straße wartete er, bis ich nachgekommen war.

„Jetzt hast du selbst gesehen, wie es hier zugeht“, sagte er, „nicht bloß die große Welt ändert sich, auch der kleinste Gebirgsgraben hat sein Schicksal und seine Geschichte. Nimmst du dort oben die kleine Felswand aus, die durch den Hochwald herunterleuchtet?

Dort ist eine Höhle, den Elfen sitz nennen's die Leute, da hausten sieben schöne goldhaarige Frauen, die sind oft zur Nachtzeit herabgestiegen und legten den neugeborenen Kindern eine goldene Spindel in die Wiege, die brachte Glück. Ja einstmals walteten viele gute Geister in diesem Waldlande, aber jetzt sind die schönen Geschichten verstummt, die Leute haben keine Phantasie mehr, weil sie kein Glück mehr haben.“

„Und kein Glück mehr, weil ihre Phantasie verdorrt ist“, fiel mir ein.

„Es wird alles materiell“, fuhr der Arzt fort. „Jetzt fährt der Bauer auf der Eisenbahn zur Ausstellung in die Stadt und sein Weib bleibt auch nicht daheim; früher waren die geblumten Kasten voll der prächtigsten Hausleinwand und selbstgemachtem Loden, jetzt wird das alles feiner und — schlechter beim Kaufmann erhandelt, und den Dirnen bringt der Hausierer modischen Kram zum Bette. Der Hausfleiß ist im Verfliegen und um die schlechte Ware vertauschen die Bethörten das alte Silbergeld in der Truhe. — Wohl sieht der Bauer manch gutes Ackergeräth und manch rare Maschine in der Stadt, meinst du? Aber wenn er das eingewurzelte Mißtrauen besiegt hat, fehlt doch das Geld dafür immer mehr. Dort die Reblaus, bei uns der Wildschaden, die schlechte Ernte und nicht zum wenigsten die systemlose Grundsteuer. Du findest da herinnen desto mehr hölzerne Pflüge und Eggen, je mehr der verschlechterte, von Kiesel und Sandmuhren heimgesuchte Grund nach Eisen schreit.“

„Und die Regierung“, fiel ich wieder ins Wort, „die kümmert sich nicht um die Leute? Ich hörte doch in der letzten Parlamentsperiode, daß ein Abgeordneter dieses Kronlandes, der doch fachkundig ist, eindringlich über die bäuerlichen Verhältnisse sprach. Die Collegen lachten ihn aus, ich weiß nicht warum, aber es ist

doch Pflicht der Regierung, seine Vorschläge zu prüfen?"

„Gut Ding braucht Weil“, brumnte der Doctor erbittert, „auch wo Eile noth thut. Indess ist ja die Regierung zärtlich besorgt; sie nimmt die besten und stärksten Kräfte und stellt sie unter den Stolz des Reiches. in die Armee, dafür schickt sie die Pfändungscommission zum Steuertreiben. Die Söhne kehren selten zurück, denen gefällt die Stadt besser, die Fabriken zahlen auch mehr, aber die Steuerboten kommen schon wieder, bis das Maß voll ist. Das ist die richtige Zeit für den Güterschlächter. Er macht der höchsten Noth ein Ende, zahlt bar aus, und bis zu seinem armseligen Versterben zehrt der Bauer von dem Preise seiner Heimstatt. So geht der Bauernstand in den Alpen langsam zugrunde, bis — nun die Folgen werden ja kommen.“

So hatten wir allmählich den Ausgang des Engthales erreicht. Da hielt mein Gefährte und lehnte sich zurückschauend an einen Holzzaun, der die Wiese vom Wald abtrennte.

„Dort oben“, hub er nach einer Weile an, „unter dem Elfenstuh, lag ein Bauerngut, das gehörte einem braven, lebensfrohen Manne, der hatte mehrere Söhne. Auch über ihn brach das Unglück herein. Die Seuche wüthete unter dem Vieh, ein Bergsturz verschüttete den fruchtbarsten Grund, und als er ans Abräumen gieng, schlug ein fallender Baum den ältesten Sohn zum Krüppel, den zweiten führte die Pflicht in die Kaserne. In einer schwülen Julinacht kam er wieder, bleich und mit glimmenden Augen, das Heimweh und die Liebe, zwei Mächte, die in diesem Volke mit elementarer Gewalt herrschen, hatten ihn heimgetrieben. Zwei Tage darauf stiegen die Landjäger den Waldweg empor und pöchten mit den Gewehren ans Thor. Mit einem Bruder entsprang der Verfolgte in das Dickicht. Wochenlang hielten sie

treu zusammen und führten ein ungestetes Wildschützenleben. Endlich stießen die Brüder mit den Jägern zusammen; der Jüngere fiel mit durchschossener Brust, den anderen trieben sie blutend und mit gebundenen Händen an seinem Vaterhause vorbei. Er starb kurze Zeit nachher an einer Lungenentzündung. Der lustige Bauer war ein stiller Mann geworden, der tagelang vor sich hinstarrend auf der Bank vor dem Gehöfte saß und alles seinem Laufe überließ. Die Dienstleute verloren sich, unheimliche Gerüchte giengen im Thale um, und das Anwesen verfiel. Das war um die Zeit, als der Gutsherr anhub, die verstreuten Höfe auf seinem Jagdgebiete auszurotten. Er kam auch zu dem gebrochenen Manne da droben. Der aber erhob sich grimmig gegen den Versucher und fiel ihn mit der Hade an. Bleich bis in die Lippen eilte der Graf davon, der Alte aber schlug hinter ihm der Länge nach zu Boden und erhob sich nicht wieder. Da muß der Krüppel in Verzweiflung Feuer ins Haus gelegt haben, denn als die Leute im Dorfe unten das Bett aufsuchten, schlug aus dem Walde helle Lohe empor, und als die Hilfe den Elfenstuh erreicht hatte, fand sie einen Schutthaufen im Kranze der Fichten. Das ist die Tragödie von dem Waldbauern und seinen Söhnen.“

Der Arzt wendete sich zum Weiterreiten, und als ich in sein Gesicht sah, glänzten seine Augen in feuchtem Schimmer.

„Ich bin auch einer“, antwortete er auf meinen betroffenen Blick.

Wir stiegen ins weite Thal nieder; als wir das Dorf erreichten, stand die Sonne tief im Westen und dunkle Schatten breiteten sich schwer über das Waldland. Im Schlosse wurden eben die Lichter angezündet und strahlten stolz hinaus in die Dämmerung. —

Das sind alte Geschichten, höre ich einen jagen. Ich kann es nicht

leugnen, die Geschichte ist alt, aber die Thatsachen sind in jenen Landen noch immer neu, und es kann sein, daß die Bücher einmal erzählen werden: In diesem herrlichen Gebiete

wohnte einst ein biederes Geschlecht, von Gott und der Natur zum Herrn und Pfleger darüber eingesetzt, aber die Noth der Zeit rottete es aus und niemand erbarmte sich seiner.

Vichtbratel-Abende.

Erinnerung aus der Handwerkerzeit von P. A. Hofegger.

In unserem Oberlande ist bei Schustern und Schneidern der Brauch, daß sie „von Patrizzi bis Micheli“, d. h. von Mitte März bis Ende September nur bei Taglicht arbeiten. Am Anfange dieser Zeit und am Ende derselben sind also die kürzesten Tagewerke, so etwa gutgemessen „von sechs bis sechs“. Der Handwerker arbeitet auf der Ster im Taglohne, und da sieht es der Bauer gerne, wenn er früh aufsteht und spät Feierabend macht, was im Sommer und im Winter auch stattfindet. Im Winter steigt der Handwerker morgens fünf Uhr aus dem Bette, arbeitet ein paar Stunden, dann kommt die Frühsuppe, arbeitet wieder vier Stunden, dann kommt das Mittagmahl, arbeitet fünf Stunden, dann kommt das Tausenbrod, arbeitet eine Stunde, dann kommt die Abenddämmerung, in welcher er eine halbe Stunde Lichtfeier hält, arbeitet nach derselben wieder zwei Stunden, hernach kommt das Nachtmahl, nach demselben arbeitet er noch eine bis zwei Stunden, dann wird es zehn Uhr und Zeit zum Schlafengehen. Wenn dann der Schustergefelle einmal hört, daß in den Städten und Fabriken die Leute täglich nur acht Stunden, und bei erhöhtem Lohne

arbeiten wollen, sprengt er vor Zorn unversehens eine Ahle ab und brummt: „Da muß ich hin. Die Leut' haben den Himmel auf Erden!“

„Und die Höll' in der Ewigkeit!“ schreit der Meister und reißt seinerseits vor Zorn den Garndraht entzwei. „Ja freilich, die Höll' in der Ewigkeit, weil sie die viele freie Zeit dazu brauchen, um die Höll' zu verdienen, und den hohen Lohn, um die Hölle zu kaufen!“

Zu meiner Handwerkerzeit wird noch selten ein solches Wort gefallen sein. Wir fürchteten uns redlich vor der Hölle, wie es einem katholischen Christen ansteht, und freuten uns mitunter ein bißchen auf den Himmel, obzwar unser Schneidergeselle, den wir den Mehreren hießen, weil er aus Mähren war, einmal etwas zweifelnd bemerkte: „Was ich für ein Luder bin! Ich glaub's nit, daß ich in den Himmel komm', ich glaub's nit!“

„Nur fleißig arbeiten, nachher hast nit Zeit zur Luderei!“ mit diesem nach beiden Seiten hin vortheilhaften Rath schnitt der Meister das Gespräch ab.

„Zu Micheli“, wenn die Nachtarbeiten bei Kerze oder Rienspan anhuben — damals gab's kein Petroleum,

noch weniger etwas Elektrisches, wenn man den Blich und die jungen Schneider ausnimmt — fand ein kleines Fest statt, das „Lichtbratel“. Führt der Meister am Tage des heiligen Michael, oder den darauffolgenden Sonntag seine Gefellen und Lehrbuben ins Wirtshaus, läßt ihnen eine Maß Wein auftragen, ferner Schweinsbraten mit Salat, und es gibt oft bei zufällig anwesender Musik einen lustigen Abend, mit welchem die weniger lustigen in der Werkstatt eingeleitet werden. Der Lehrbub muß darum nothwendig dabei sein, damit jemand vorhanden ist, der die Knochen abnagt, und so durfte ich an jenem Tage, von dem ich erzählen will, mit ins Wirtshaus gehen.

Zur Zeit war der Mehrere bei uns und heute spielte er einen Herrn. Als die erste Weinflasche gekommen war und er davon gekostet hatte, schob er sie zurück und sagte: „Den soll nur der Lehrjung trinken. Geschwefelt ist er.“

„Wenn der Wein geschwefelt ist, so soll ihn der Wirt selber trinken“, entschied der Meister, „wir zahlen unsere Sach' redlich und wollen auch redlich Sach' haben!“

Am Ofentisch hockte ein alter Mann mit wackelndem Kopfe. Er war sehr sorgfältig rasiert und hatte dichtes nussbraunes Haar. Man hatte ihn auch schon gesehen, als er nicht rasiert gewesen war und kein nussbraunes Haar aufgesetzt gehabt hatte, da gab's einen eisgrauen Bart und einen knochenfahlen Schädel. Man würde sich kaum darum gekümmert haben, wenn der alte Laden-Lippel, wie er hieß, nicht kurz zuvor sich ein junges Weib genommen hätte.

Dieses Weib war eben erst noch beim Ofen gefessen, ein fröhliches, lebhaftes, dralles Ding, welches — nun, das geht mich nichts an.

Dass ich nur hübsch würdevoll weiter erzähle! Als der Laden-Lippel wahrnahm, uns Schneidern wäre der

Wein nicht recht, machte er einen langen Hals herüber und sprach in seiner Fistelstimme also: „Wenn die Herren den Wein stehen lassen, so bitt' ich drum, ich mag ihn schon.“

Mehrere Gäste wurden nun aufmerksam auf den Alten, und der Tonhöfer-Knecht rief ihm zu: „Ja, du Lippel, wo hast du denn heut' dein Weibel?“

Der Lipp blickte etwas befremdet auf die Ofenbank zu seiner Seite, schaute dann in der Runde umher und piepste: „Ich weiß nit! Ich weiß nit, wo sie ist, mein' Alte. Just vorhin ist sie dagewesen. Na, sie wird halt ein Bissel in die Küche hinausgegangen sein zur Frau Wirtin. Die Weiberleut' haben alleweil was miteinander, he he. Vergelt's Gott, Meister Naß, wenn er mir gehört!“ Mit den letzten Worten bestätigte er den Empfang des Weines, den mein Meister vor ihn hingestellt hatte.

Der Wirt brachte eine frische Flasche, die er mit den Worten „So, der ist besser, da ist auch Bleizucker dabei!“ vor uns auf den Tisch stellte.

Unser Meister fragte beim Wirt nun bescheidenlich an, ob er nicht auch ordinäre Weine hätte, ohne Schwefel und ohne Bleizucker, ganz ordinäre?“

Der Wirt antwortete, er hätte schon so etwas im Keller, doch es wären die Knechte nicht daheim. — Wozu die Knechte? — Ja, die müßten den Trinker bei den Ohren halten, einer rechts und einer links. — Wir verstanden die alte Überlieferung und ließen es bei dem bisschen Bleizucker bewenden; das heißt, der Mehrere sagte: „Bleiben wir bei dem, und wird er uns zu wild, so soll ihn der Lehrjung trinken.“

Er wurde ihnen indes nicht zu wild, ich trank Wasser und bewahrte mir — um der Geschichte vorzugreifen — die Fähigkeit, am nächsten Tage

dem Meister und dem Gesellen kalte Umschläge um den Kopf machen zu können.

Mittlerweile unterhielt der Tonhöfner Knecht sich mit dem Laden-Lippel, immer wieder fragend, wo denn der Lipp sein feines Weibchen habe?

Neben dem Tonhöfner Knecht saß der Karten-Thom, ein abgefeimter Strick, nebstbei Viehhändler. Dieser stieß den Knecht fortwährend mit dem Ellbogen und flüsterte: „So sei still! Gunn ihm's, dem Tischler! Der hat schon lang auf die Gelegenheit gepaßt. Jetzt hat er sie, wenn er gescheit ist. Bist du auch froh, wenn einmal Faschingtag ist, weißt! Dem Alten ist eh alleweil kalt, laß ihn ruhig sitzen beim Ofen und mach' ihm lieber was vor, daß er sitzen bleibt.“

Aber es war zu spät, der Alte war unruhig geworden, kratzte sich auf der Perrücke und murmelte: „Das kann ich mir selber nit denken, wo sie kommt sein. Hab' ihr einen Kaffee zahlen wollen, und jetzt rennt sie fort. — Traudel!“ rief er ganz kleinmüthig und machte Anstalt, aufzustehen. „Ihr Kopfstuch ist da, und ihr Zoppel ist auch da, weit kann sie nit weg sein. — Traudel!“

„Lippel!“ sagte nun der Wirt, der den traurigen Gesellen aus der Wirtsstube gern beseitigen wollte. „Lippel! Magst denn nit ein bißel zu der Leonore hinaufgehen, auf ein Mariascherl! Dieweil kommt dein Weibchen wieder.“

Die Leonore, so hieß die alte Schwester des Wirtes, welche seit Jahren von der Gicht an ihr Zimmer gebannt war und ihr einziges Lebensglück nur in einem Kartenspielen fand, wenn ihr jemand half. Aber der Lipp fühlte jetzt gar keinen Antrieß zu einem christlichen Krankenbesuch, er raffte sich zusammen, um nach dem Weibchen zu forschen.

In die Küche stolperte er hinaus und fragte nach seiner Alten. In der

Küche schmorrte die Köchin an unserem „Lichtbratel“, schlürfte die Wirtin an ihrem Kaffee, und die Laden-Traudel war nicht vorhanden. Im Vorhause war sie früher von der Kellnerin gesehen worden und jetzt keine Spur von ihr. Der Kaffee war fertig, er soll heiß getrunken werden, da ist er am besten — aber wo ist die Traudel?! — Der Lipp hub an, im Hause umherzuhaseln. Auf einmal rief der hautschlechte Karten-Thom laut: „Der Lipp hat sein Weibchen verloren! Wir wollen sie suchen gehen, wer ist dabei?“

„Bei, die Schneider sind dabei! Unser Mehrerer war's, der sich sofort bereit erklärte, sich der Expedition anzuschließen, und ich — blieb natürlich nicht zurück, denn Entdeckungsreisen, die waren in der Jugend meine Passion.“

Die Wirtin gab ihre Meinung ab: „Wo wird sie denn sein, die Traudel? Bei der Nähterin Leni wird sie sein. Hat sie mir doch heute erst gesagt, ihr blaugestreifter Wollenrock thät ihr zu eng werden und sie müßte ihn weiter machen lassen. Wo wird sie denn sein? Bei der Nähterin wird sie sein.“

„Und ist auch nit anders!“ bestätigte der Lipp. „Der Wollenrock, schau du! Zu eng wird er ihr, he, he! Zu mir hat sie aber nichts gesagt, nit ein Wörtel davon, das ist ein Band! Aber sein wird's eh! Mein Gott, wie gut ich's mit der Traudel hab' troffen!“ rief er uns allen zu, ganz glücklich aufgereggt war er. „Und jetzt will ich ihr doch gleich den Kaffee nachtragen, ehe er kalt wird, meiner Traudel!“

Denn die Nähterin Leni wohnte in einem Häuschen der Nachbarschaft und wir schlossen uns dem Alten an, der mit seiner Schale und dem Kipfel gar fürsorglich dahinsiffelte und doch mehr als die Hälfte des köstlichen Getränkes unterwegs verschüttete.

Die Nähterin Leni saß eben auf einem hölzernen Einfuß unter ihrer Biege und moki sich die Abendsuppe aus dem Euter. Die Trauderl war nicht bei ihr und die Leni wußte keinen Bescheid.

Der alte Lipp stand sehr verblüfft da mit seiner Schale. „Jetzt kann ich ihn selber austrinken!“ murmelte er, „dass aber schon gar kein Verlaß ist auf die Weiberleut', schon gar keiner! Jetzt ist sie heimgelaufen und hat mir gar nichts davon gesagt“. Er wollte wieder ins Wirtshaus zurück, da läpelte ihm der Mehrere ins Ohr: „So leicht möcht' ich's nit nehmen an deiner Stell'! Ein junges unerfahrenes Weibsbild! . . .“

„Trauderl!“ rief der Lippel, „was hat der Satan denn fortzulaufen von mir! Ein schlechtes Zücht, dieses Weibervolk! Trauderl! O du Höllbratel, jetzt ist sie mir durchgegangen! — Trauderl!“

„Wenn ihr die Laden-Trauderl sucht, die wird halt beim Pfarrer oben sein“, meinte nun die Nähterin. „So viel ich weiß, hat sie die Vorstandsstelle des Jungfrauenvereines noch nicht niedergelegt. Das wird jetzt doch sein müssen und da wird sie halt hinaufgegangen sein.“

„Und ist auch so!“ bestätigte der Lipp zuversichtlich. „Weil sie eine gewissenhafte Person ist, meine Traudel, ei, das wohl!“

„Aber schauen sollten wir doch, ob sie oben ist!“ rief der Karten-Thom, dem daran gelegen war, den Alten in Athem zu halten und in den Weiten umherzuführen, — aus Freundschaft für seinen Kameraden, den Tischler.

„Gut ist's, gehen wir zum Pfarrer!“ sagte der Alte. Und wir giengen selbender mit ihm.

Es dunkelte schon der Abend, als wir in den Pfarrhof kamen. Der würdige alte Herr war noch im Garten, eben beschäftigt, ein Gewächs zu betreuen. „Schön guten Abend!“

rief er uns zu, „ich thu' gerad' meinen Spargel binden.“ Sein Spargel, das war aber ein Schopf Schnittlauch, und der Schnittlauch, das sei — wie uns der Pfarrer sofort versicherte — das beste und gesündeste Gewürze, auf seinen Tisch komme jahraus jahrein keine Suppe, kein Knödel, keine Tunke, kein Kraut ohne Schnittlauch und was es denn bedeute, dass er noch so spät Abends ehrenwerten Besuch habe?

„Gestorben ist niemand“, versicherte der Tonhöfer Knecht.

„Angelommen auch niemand“, setzte der Karten-Thom bei.

„Gott sei Dank!“ antwortete der Pfarrer.

„Mein Weibel!“ sagte nun der alte Lipp, „hat sie nicht zugesprochen vor einer halben Stund' oder wann? Die Traudel? Meine Traudel? Meine herzliche Traudel! — Nicht? Ja höllisch, wo ist es denn nachher hin, das Beest? Die kriegt's, wenn sie heimkommt!“ Die beiden Fäuste streckte er schreckbar drohend in die Luft.

„Wenn sie aber nimmer heimkommt!“ gab der Karten-Thom zu bedenken.

„Wie meinst das, Thom, wie meinst das?“

Sprach jetzt der Pfarrer: „Dein Eheweib ist dir davon? Lipp, die kommt schon wieder. Und wenn sie frischen Schnittlauch sollt' brauchen, ich habe heuer recht viel nachgezügelt.“

Wir sagten höflich gute Nacht, mein Mehrerer sogar „Küss die Hand, Hochwürden!“ ohne es zu thun, wornach er uns bemerkte, dieser schöne Ausdruck sei die einzige Lüge, die man auch einem Pfarrer offen ins Gesicht sagen könne.

Als wir wieder hinabschritten gegen das Wirtshaus, packte der alte Laden-Lipp den Karten-Thom plötzlich am Arm und pfauchte: „Mit deiner Red früher, was hast damit gemeint?“

„Mit welcher Red'?"

„Dass sie vielleicht nimmer heimkommt?!"

„Kann sie nicht in den Mühlbach gefallen sein?" gab der Thom mit fürchterlich ernster Miene zurück. „In das Vorhaus ist sie gegangen, im Vorhaus ist sie das letztmal gesehen worden. Kommt knapp vor der Hausthür nicht der Mühlbach vorbei? Das Brückel ist nit breit, die Weibsteute sind schwindlich, auf ja und nein liegt eine unten. Ja, mein lieber Lipp, es ist kein Spass nit!"

Schon während der Rede des Thom hatte der Lipp angefangen, leise zu wimmern, und jetzt brach er in ein lautes Weinen aus: „O meine Trauderl, was ist das! Wird doch das nit sein, dass du mich verlassen hast! Du mein Liebestes auf der ganzen Welt. — Nein, 's ist nit, 's ist nit, sie thut mich nur neden. Das ist ein Galgenstrick, dieses Weibsbild! — Trauderl! Mach keine Geschichten, geh' herfür. Mit so Sachen spazst man nit. — Wenn's aber doch wär'! Im Mühlbach! Auweh, auweh, mein liebes, gutes, schönes Weiberl!"

So gieng es durcheinander, der Alte schluchzte und lachte, betete und fluchte, und so eilten wir dem Mühlbache zu. Da es ganz finster geworden war, so meinte mein Mehrerer, er müsse ins Wirtshaus gehen um eine Laterne, ich möge nur die Todte suchen helfen, das wäre ein christliches Werk der Barmherzigkeit. Er würde auch bald wieder da sein. Wir giengen dem Bache entlang; der Karten-Thom voraus, stets eifrig spähend nach dem Leichnam der Verunglückten; inzheim aber war sein Denken also: Tischler, heut' kannst du mit mir zufrieden sein. Ein andermal erweistest du mir einen Gefallen! — Die übrigen, die sich bisher höchlich ergöht hatten an dem komischen Wehklagen des Alten, sattelten jetzt um, denn der Lipp weinte zu bitterlich.

„Ich denke", sagte der Tonhöfer Knecht, „wir lassen den Mühlbach rinnen wie er will und kehren ins Wirtshaus zurück. Die Traudel hat sich gewiss schon gefunden."

„Wahr ist's!" rief der alte Lipp, „und am End' sucht sie jetzt mich!"

„Ist leicht möglich."

„Du gutes Trutscherl, und suchst mich und grämst dich um mich, es kommt mir was geschehen sein. Geh, Kerl, dummes, liebes! Nur ein bisschen Geduld, wirst mich ja bald wieder haben!" Und eiligen Schrittes dem Wirtshaus zu.

Der Karten-Thom und ich giengen hinten drein, der Thom lachte vergnüglich über den Spass; mir kam der Spass schon etwas säuerlich vor. Unser Weg gieng an der Kugelbahn vorüber, wo bei Kerzenlicht mehrere Bursche in Hemdärmeln und mit Tabakpfeifen im Munde segelten. Darunter auch der Tischler Andreas. Als der Thom diesen sah, gieng er langsam auf ihn zu, zerrte ihn in den Winkel und flüsterte ihm ins Ohr: „Bist gescheit gewest?"

„Wer, ich?" fragte der Tischler ganz laut. „Ich gescheit, wieso?"

„Der dir den Alten aus dem Weg geschafft hat, das war ich! Weißt!"

„Was geht mich der Alte an?"

„Aber vielleicht sie! Die Junge! Wie du einmal was hast fallen lassen!"

„Dummheiten!" sagte der Tischler.

„Wirst aber doch derweil die Gelegenheit beim Schopf genommen haben, heut'!"

„Ich hab' Kugel geschoben und du lass mich dabei in Fried!"

„Geh, geh, Kamerad, thu' nit so — recht gut wirst dich unterhalten haben." Also der Thom und zwinkerte mit den Augen.

„Das hab' ich auch", sagte der Tischler Andreas scharf, „aber nit so, wie du meinst, schlechter Kerl! Kann ja sein, dass sie mit einmal gefallen

hat, wie sie noch ledig ist gewesen, Aber ein Schmarotzer bin ich nit. Was ich nehm', das zahl' ich, mein Lieber, und nach Verheirateten mag der jagen, der keine Ledigen mehr kriegt und ein Lumpenhund ist!"

"Geht das mich an?" fragte der Thom spitzig.

"Wenn du's brauchen kannst, wird mir ein' Ehr' sein."

"Du Andreas!" beehrte der Thom auf.

"Ist's dir etwan nit recht?!" sagte der Tischler und stellte seine stramme Gestalt sehr nahe vor den Thom hin. Das kam diesem ungemüthlich vor und er verzog sich rasch.

Der Andreas erfaßte — da die Reihe just wieder an ihm war — gelassen die Kugel, gleichmäßig rollte er sie den Laden hinaus und draußen war ein so mächtiges Geklapper, daß ich heute noch glaube, es fielen wenigstens alle Neun.

Endlich ins Wirtshaus zurückgekehrt, erinnerte ich mich an das Lichtbratel. Aber es war schon vorüber, der Mehrere, welcher früher hineingegangen war, „um die Laterne zu holen“, warf gerade den letzten Broden unter den Tisch hinab, wo seiner der Hund wartete.

Vom Salat war auf dem Teller noch der Essig da; mein Meister schob mir den Teller zu: „Das ist dir geblieben. So geht's, wenn man den Frauenzimmern nachläuft.“

Ebenso einfach als das „Lichtbratel“ hatte sich die Angelegenheit des Laden-Lipp entwickelt. Der Alte kauerte völlig gebrochen beim Ofen und sein Weib war immer noch nicht zum Vorschein gekommen. Jetzt wurden wir aber wirklich neugierig, wohin sie gerathen sein konnte und ganz geheuer kam mir die Geschichte nicht vor. Da war es, zur Zeit des Nachtmahls, als die Kellnerin von der Hinterstube zurückkam, wohin sie der alten, sicken Leonore die Rüdelsuppe getragen. Sie stemmte ihre

runden Arme in die Seite, that einen Lacher und rief: „Jetzt weiß ich schon, wo die Traudel steckt.“

Alles fuhr fragend auf: „Nau?“

„In der Hinterstube, mit der Leonore thut sie schon die längste Zeit Kartenspielen.“

„Das verfluchtlete Weibmensch!“ kreischte der alte Lipp, und hieb seine magere Faust auf den Tisch. Des Weiteren blieb er sitzen und ließ sich ein frisches Seitel Wein geben, wobei ihm sehr gemüthlich ums Herz zu werden schien.

„Trink', Bub!“ rief er mir plötzlich zu, „du bist brav, du hast auch suchen geholfen. Du bist ja der Lehrjung, nau, die sind alleweil hungerig und durstig, trink' nur rechtschaffen! Und beiß' eine Semmel dazu.“

Demnach merkte ich, daß der Lippel, den wir so gefoppt hatten, eigentlich sehr vernünftig war. — Wenn man Frauenzimmern nachläuft, natürlich! darauf schmeckt einem Essen und Trinken erst recht gut.

Der Laden-Lipp war überhaupt so ein wenig sonderbar. Seit er in seinem fünfundsiechzigsten Lebensjahre geheiratet hatte, dachte und fühlte er nichts mehr als sein Weibel. Es war ja vieles nachzutragen und sein kleines Vermögen gestattete ihm, fortwährend verliebt zu sein. Freilich nur das Silbergeld gestattete es! und da kamen manchmal Tage, an welchen der Lipp arg verzagt war.

Die Traudel war eine arme Magd gewesen und hatte ihn — das sage ich aber nur hinter seinem Rücken — genommen, weil sie sich vor den jüngeren Mannsleuten so schwer zu erwehren wußte und weil es von diesen jeder nur auf eine lose Liebschaft abgesehen hatte, sie aber doch ihr Lebtag gern einmal heiraten wollte. „Die Alten sind leicht behalten“, nach diesem Sprichworte nahm sie den Lipp und war soweit zufrieden.

Der Alte hatte noch mehr Grund es zu sein, war's aber nur zeitweise.

Sein Weibel gab sich nämlich nicht immer genau so, wie er sich's gedacht hatte, sie war manchmal ein bißchen launisch und trozig und flatterhaft. Der Pipp würde in solchen Zeitläuften vor Wuth mit den Zähnen geknirscht haben, wenn er noch welche gehabt hätte; in Ermanglung dieses Rachemittels that er etwas anderes, er enterbte sein Weib. Er schrieb sein Testament: „Im Namen Gottes! Mein Vermögen gehört der Junggesellenbruderschaft, der ich so lange angehört habe, und mein Weib, die soll nichts haben! Philipp Vaden-simpler.“

Ein andermal war das Weibel wieder überaus besorgt um ihn, war herzlich und zuthunlich und knüllte ihm das Ohrläppchen — ein Knüllen, welches der Pipp so ziemlich für das Köstlichste hielt, was einem in diesem Leben passieren kann. War es denn kein Wunder, daß er sein voriges Testament in Fäden zerriss und ein neues schrieb: „Im Namen Gottes! Sonst kein Mensch hat von mir was zu hoffen. Mein ganzes Geld kriegt die Herzliebste, die Traudel allein. Philipp Vaden-simpler.“

Und es trug sich zu, daß er seinen letzten Willen sehr oft änderte. im Monate mehrmals, je nachdem das Weibel ein „Strick“ war, oder ein „Trutscherl“.

Das einermal war die Traudel erbärmlich enterbt, das anderemal war sie Universalerin. — Weil nun der Pipp aber ein kluger Mann war, und das Wetter je länger je öfter umschlug, so fürchtete er, es möchte im Falle einer heftigen Krankheit oder eines jähen Todes nicht mehr Gelegenheit sein, das maßgebende Testament aufzustellen. Er schrieb daher in einer neutralen Stunde zwei Testamente; in dem einen war das schlimme Weib enterbt, in dem anderen war die liebe Traudel Herrin des ganzen Nachlasses. Jetzt kam es, je nach den Umständen, nur darauf an,

in der letzten Stunde das ungiltige Testament bei Seite zu schaffen, was doch auch ein Sterbender zuwege bringen werde.

Er wurde in der That vor seinem siebenzigsten Jahre krank, humpelte ein Jahr lang siehend umher, lag ein zweites Jahr lang im Bette, dann starb er. In seinem Wollenhemd eingeknäht fand man zwei Testamente, in dem einen war Universalerbe die Junggesellenbruderschaft, in dem andern das liebe Eheweib Gertraud. Und die beiden Urkunden waren an einem und demselben Tage verfaßt, so daß nicht zu sehen, welche die neueste, also giltige ist. — Jetzt standen sie da. Auch der Notar stand da.

Die Junggesellenbruderschaft nahm natürlich sogleich einen Advocaten; die Traudel nahm keinen, sondern zog sich zurück und meinte, um Todtengeld wolle sie nicht procesßieren.

Und zu dieser Zeit, als der Tischler Andreas hörte, daß die Traudel wieder gar arm und verlassen war, gieng er hin zu ihr und trat mit dem Spasse ein, er sei da, um sie zu heiraten. Es war aber kein Spass, denn bald setzte er sehr ernsthaft bei, sie habe ihm schon vor Jahren gefallen. Seither habe sich sein Geschäft gehoben und jetzt hole er, wenn sie nichts dagegen einzuwenden habe, sein Weib.

Also hat es sich zugetragen, daß gerade wieder bei einem Lichtbratel-Abend Handwerker- und anderes Volk im Wirtshause versammelt war. Ich hatte bereits die Gefellenwürde, ergözte mich am fetten Schweinsbraten und bedauerte nur, daß der Meister keinen Lehrjungen mehr hielt für die Knochen.

Der Tischler Andreas feierte auch Lichtbratel, denn er saß neben seiner vergnügten Braut. Es war eben der Gerichtsdienet gekommen und hatte den Leutchen einen großen Vogen Papier gebracht. Das ist sonst fast

allemal zum Erschrecken, wenn eine solche Person und ein solches Papier kommt, Gott weiß es und der Leser vielleicht auch. Diesmal stand's anders, es war ein ganz löstliches Lichtbratelpapier. Denn in demselben stand — von der löblichen Gerichtssprache ins Deutsche übersetzt — Folgendes: Wenn der Philipp Ladensimperl zu gleicher Zeit zwei Testamente gemacht hat, eins auf Ja und eins auf Nein, so heben sie einander auf und es ist, als ob gar nichts da wäre. Und der Gerichtsdiener erklärte weiter: „Wenn aber beim männlichen Tode gar nichts da ist, so gehört das, was da ist, dem Eheeweibe, in diesem Falle“ — er verneigte sich vor der Traudel — „der Jungfrau Braut! Mir gebürt

eine Zustellungstaxe von achtzig Kreuzern.“

Als wir alle hingingen, um mit dem Brautpaare anzustoßen, war auch der Karten-Thom da.

„Siehst du's, siehst du's, Kamerad!“ munkelte er zum Tischler. „Was hab' ich denn gesagt? Die wird noch die deinige!“

„So hast es aber nicht gemeint, Spitzbub!“ entgegnete ihm der Bräutigam und wandte sich seinem lieben Trauderl zu.

Als Hochzeitsgabe bekam das Paar von mir einen wunderschönen Verz, vom Wirt eine Flasche Wein ohne Schwefel und vom Herrn Pfarrer zwei Schöpfe Schnittlauch mitsammt der Wurzel.

Auf dem Hochschwab.

Der Hochschwab bildet bekanntlich die 2273 Meter hohe Hauptculmination jenes vier Meilen langen und eine halbe bis eine Meile breiten Kalkgebirgszuges, der im Norden von der Salza, im Süden von der Mürz und Mur begrenzt wird. Er ist von allen Seiten und auf zahlreichen Wegen zugänglich, da jedoch die Grazer und Wiener Touristen mit Vorliebe jenen Aufstieg von Süden her wählen, der über das sogenannte „Gehackte“ führt, soll zunächst dieser in Kürze beschrieben werden.

Wie gewöhnlich bei den Hochschwab-Partien der Wiener Touristen, war die sechsstündige Eisenbahnfahrt nach Kapfenberg in der Nacht gemacht worden und von Schlaf in dem dichtbesetzten Coupé nicht die Rede gewesen. Daher herrschte auch, als man uns um die dritte Morgenstunde auswaggonierte, allgemein eine etwas „misse“ Stim-

mung und das Bedürfnis, vor allem den knurrenden Magen zu befriedigen und die eingeroosteten Glieder wachzurütteln. Kein Lüftchen regte sich, die Atmosphäre war von unheimlicher, gewitterverheißender Schwüle, ob schon es im Osten eben erst dämmerte. Aber das prächtige Mürzthal lag im Grauen eines Junimorgens, der wolkenlos zu werden versprach, und so wurde denn ohne viele Umstände die fünfständige Wanderung zum Bodenbauer angetreten. Bald lag die Thalweitung von Kapfenberg hinter uns und es gieng zwischen immer höher werdenden Waldgehängen dem munter plätschernden Thörlbach entgegen. Schon war die ganze subalpine Frühsommerflora entfaltet und purpurfarbene Pechnecken, weißstrahlige Wucherblumen, Bodsbart und Glockenblumen, Schwalbenwurz und prächtige Exemplare von Wiesenraute,

ja auf einigen Felsen bei der Drahtzieherei sogar Steinbreche mit hochstengeligen Blütenbüscheln erfreuten das Auge des Wanderers. Kurz vor Thörl schwingt sich auch die Landschaft zu einer ungemein pitoresken Scenerie auf. Die Thälwände ziehen sich nämlich auf wenige Schritte zusammen und man erblickt hoch zur Rechten einen viereckigen Thurm, links ein ebenfalls uraltes Gebäude auf senkrecht und plattig abfallenden Felsen, zu welchen ein mit Geländer versicherter Weg emporführt. Der reizende Euginöland wird noch verschönt durch Anlagen, welche am Fuße des Felsens ein alterthümliches, mit Säulenhallen gezieres Gebäude umgeben. Dort oben, im Glanze der strahlend aufgegangenen Morgen-sonne, wäre gut rasten, wir müssen aber vorwärts, nach Thörl, wo schon das Wägelchen wartet, das unsere Thalwanderung abfürzen soll.

Rascher geht es nun in dem belebten St. Ilgenthale aufwärts, zwischen Wiesen und Feldern, die hoch in die Waldflanken der Gehänge hineingreifen, vorbei an schmucken Gehöften und an Werken der hier bodenständigen Eisen-Industrie, vorbei auch an Scharen von Landleuten, die zur Kirche von St. Ilgen pilgern. Gerne gesteht sich jeder, daß es um einen Sonntagmorgen in diesen Alpenthälern eine gar schöne und traute Sache sei, und doch ist uns das Schönste noch vorbehalten, der plötzliche Anblick der sich entfaltenden, vom Licht der Morgen-sonne überfluteten Hochschwablente mit ihren himmelhohen Felskronen, ihren blinkenden Schneefeldern und Schutt-farren, mit ihren in tiefe, dunkle Waldgründe absehenden Steilabstürzen.

Auffallend erscheint uns im Verlaufe der Fahrt, daß sich das Thal gerade im obersten Theile wieder erweitert und einem ziemlich ausgedehnten ebenen Boden Raum gibt.

„Im Buchberg“ heißt die Gegend, wo zweifellos einst ein Seespiegel, ähnlich dem Lunzer See, flutete, während jetzt Wiesen und von mächtigen Geröllrinsen durchsetzte Auen sich ausbreiten. Rings umgeben von mächtigen Bergerscheitungen, steht fast am Ende des Thales das Bodenbauer-Hotel, so einladend mit seiner luftigen Veranda und seinem schattigen Hintergarten, daß wir nicht widerstehen können, vor dem eigentlichen Anstiege kurze Restauration zu halten.

Zwei Haupttrouten stehen nun offen, eine nordwestliche, bequemere, die durch den Sackwald und um den jetzt in so üblen Ruf gelangten Hochstein zur Häufelalpe führt*), und eine nordöstliche durch das Seitenthal der Trawies. In letzterer Richtung erblicken wir schon vom Bodenbauer aus die Scharte „Das Gehackte“ und dieser streben wir nun zu, rasch in immer wildere, großartigere Hochgebirgsscenerien gelangend.

Beim Bodenbauer hatten wir uns in 877 Metern Seehöhe befunden (Höhe des Eisernen Thores bei Baden), nun beginnt unmittelbar ein strengerer Anstieg, theils durch Wald, über welchen die bleichen Mauern und Zinnen gewaltiger Felsbastionen hoch in den blauen Himmel ragen, theils über mächtige Geröllfelder, die durch Abbröckeln der Fels-gefimse, sowie durch das Wüthen des Wildwassers entstanden sind. Bei Überschreitung dieser Halden brennt die Sonne mit tropischer Glut hernieder und wir sind froh, als uns nach etwa halbstündiger Wanderung für eine Weile die Schatten eines herrlichen Lärchenwaldes aufnehmen. Herausgetreten aus diesem begrüßen

*) Von der Häufelalm läßt sich mit wenig Zeitaufwand der von Fichtenwäldern umrauschte grüne Sackwiesensee besuchen, der am Fuße der Seemauer in 1420 Metern Seehöhe liegt und als einer der wenigen Kalkalpen-Hochseen interessant ist.

wir die prachtvollen Matten unter den Tarwies-Umhüllen und sehen an den subalpinen Formen der blauen Kreuzblume, des Wundklee, der Troll- und Dotterblume, sowie an dem Auftreten von Alpenlein und weißem Alpenmohn, daß wir der Alpenregion nahe sind. (Seehöhe 1350 Meter, gleich der des Baumgartnerhauses am Schneeberg.)

Nun biegen wir links ab ins Herz des eigentlichen Hochschwabmassivs, der Wald bleibt zurück und wird durch Krummholz ersetzt, die Krautvegetation nimmt alpinen Charakter an und tritt, je höher wir kommen, desto mehr in der Form der sogenannten „Gamsgarteln“ auf, d. h. bildet wulstige Rasenstreifen und Polster, welche die Gries- und Geröllhalden terrassieren. Die unser Hochthälchen umgebende Felscenerie ist wild und großartig: zur Rechten die zerklobene Steinwand der Gschirrmauer mit gelben und rothen Einlagerungen und dunklen Krummholzstreifen, links die steilen, bauchigen, von Rissen durchfurchten Felsen des Bagelkogels und Gehackkogels, dessen Geheimnis sich uns in Wäldern enthüllen soll. Hoch über uns thront ein bauchiger Gupf, dessen Schichten wie von Riesenhand übereinandergethürmt erscheinen; links davon gipfelt klippiges, wie gedörrter Lehm aussehendes Gestein in Formen auf, die zu grotesk sind, als daß sie beschrieben werden könnten; in der Mitte aber führt die steile, mit einzelnen Gamsgarteln besetzte Felsenschlucht, durch deren Eden und Trümmer wir empor zur Höhe müssen.

Die kaum eine halbe Stunde währende Passage hat unter gewöhnlichen Verhältnissen gar nichts Bedenkliches, da starke Eisendrähle, welche von fest ins Gestein getriebenen Zwingen gehalten werden, das Erklimmen der steileren Stufen erleichtern. Diesmal war die Sache

aber doch etwas unheimlich, weil gerade während des Kletterns im Gefolge ein furchtbares Gewitter losbrach. Zu Häupten und auf allen Seiten zuckten die Blitze und die Donner hallten in den Wänden; es war unmöglich, die Befürchtung abzuweisen, daß ein Blitz in die Eisensäbe fahren könnte. Dabei goß es in Strömen — kurz, der Anstieg wurde sehr unerquicklich und wir waren froh, endlich auf dem Plateau angelangt zu sein, wo sofort ein wahrer Wettlauf nach dem noch drei Viertelstunden entfernten Schutzhause begann.

Mehrere Stunden hielt uns hier ein Unwetter gefangen, die Temperatur sank rapid und in unseren durchschwitzten Kleidern hätte uns tüchtig gefroren, wäre nicht der warme Ofen, sowie ein Thee zu Hilfe gekommen, den der brave Schutzwirt mangels Stoff allerdings in immer verdünnterer Auflage herstellte. Endlich gegen Abend klärte sich der Himmel wieder auf, und wir traten auf das noch von weiten Schneefeldern bedeckte Plateau hinaus. Vor uns erhob sich der eigentliche Hauptgipfel des Hochschwab als eine dominierende Felskuppe, die mehrfach in colossalen Steilwänden senkrecht zu einer riesigen Doline abfällt. Letztere ist auch im Hochsommer stets von bedeutenden Schneemassen erfüllt und gleicht einem Kratersector, der in das Gipfelmassiv einschneidet; steht man an ihrem Rande, so sieht man jedoch das Terrain noch etliche Meter bis zur höchsten, eine breite Kuppe bildenden Culmination ansteigen. Hier steht die Triangulirungs-Pyramide und hier mag man sich auch bei schönem Wetter des gewaltigen Panoramas erfreuen, das seit Erzherzog Johann, dem ersten Propagator, und seit Oberst v. Souklar, dem ersten Durchforscher der Hochschwabgruppe, das Entzücken so vieler Alpenfreunde gewesen.

Nach der berühmte Alpenmaler Pernhart weilte oft auf dem Hochschwab und entwarf ein Gemälde der Rundsicht, die vom Schneeberg bis zum Großglockner ein immenses Gewirr mächtiger Gebirgszüge umfaßt. Ihre Glanzpunkte sind die verschiedenen Gipfel des Hochschwab selbst, sowie die äußerst pittoresken Gestalten der Ebnsthaler Alpen und der Dachstein; auch der Überblick bedeutender Theile des Hochschwab-Plateaus ist instructiv und besonders interessant dann, wenn man Hoffnung hat, am nächsten Morgen bei schönstem Wetter stundenlang auf der Höhe der Sonne entgegenzuwandern.

Es gibt in den Alpen wenig schönere Hochwanderungen, als jene über das östliche Hochschwab-Plateau zur Grau-Alm. Zwar liegen auf der Hochfläche vor Mitte Juni noch ausgedehnte Schneefelder, da aber der Schnee im Sommer dicht und fest ist, so gestaltet sich besonders in den Morgenstunden des Gehen auf ihm weit angenehmer als etwa auf steinigem Wegen. Mitte Juni schwinden dann die Schneefelder auf den ebenen Flächen und bedecken nur mehr die Nordseiten der Sättel, welche zwischen den Kuppen und Bergzügen des Plateaus von einer Hochmulde zur anderen führen. Das Hochplateau ist nämlich keine ebene Fläche, sondern bildet ein äußerst mannigfaltiges, verwickeltes Terrain.

Im allgemeinen herrschen schwachgeneigte Mulden vor, aus welchen sich ebenso sanft die theils felsigen, theils rasigen Hänge rundlicher Kuppen erheben. Es kommt aber auch vor, daß wir, einen Sattel überschreitend, plötzlich ganz scharfe Felsgrate und Fels Thürme vor uns sehen. Dies ist besonders dort der Fall, wo die Randgipfel des Plateaus aufragen. Dort bieten sich auch gewöhnlich prachtvolle Anblicke in die ungeheueren Felscirken und in die umliegenden Thäler. Großartig und vielleicht einzig in den

Nordalpen ist z. B. der Abblick in den oberen Ring, der sich ziemlich unvermittelt erschließt, nachdem wir einen noch Mitte Juni beschneiten Sattel überschritten haben.*) Auf diesem Sattel werden wir in den Morgenstunden selten verweilen, ohne starke Rudel von Gemsen zu ihrem Wechsel ziehen zu sehen, denn die „Ringe“ gehören zu den gemsenreichsten Revieren des Hochschwabgebietes, in welchem dieses edle Wild durch den Grafen von Meran außerordentliche Hegung erfährt. Vor Überschreitung des Sattels befindet man sich in einem abseits eingeschlossenen Hochthale von hochalpinem Charakter. Rings kahle, oder nur mit Knieholz bebüschte Hänge, schneegefleckt und von jenem eigenthümlichen Grün, welches durch die Mischung von Kalkgries- und Alpenrasenflächen erzeugt wird. Nach Überschreitung des Sattels aber stehen wir plötzlich im hellen Sonnenschein inmitten der viel reicheren Vegetation der Sonnseite und haben im ganzen östlichen Umkreise den Blick auf eine Reihe der herrlichsten Landschaftsbilder frei. Ablicken in die Ringe folgen solche in die Hölle und überall setzen uns die colossalen Felsgebilde in Staunen, mit welchen die nördlichen Randgipfel des Hochschwab zur Tiefe setzen. Gelegentlich blinkt aus dem tief zu unseren Füßen liegenden Salzthale der Silberstreif des Flüsschens herauf oder wir schauen südlich

*) Hier schließt ein sehr schöner, fort in aussichtsreicher Lage führender Abstieg nach Gollrad (bei Wegscheid) an, mit dem man einen Abstecher zum Brandhose, der alpinen Musterwirtschaft weiland des Erzherzogs Johann, verbinden kann. Der Hof ist interessant als eine alpine Villaggiatur des Erzherzogs und seiner Gemahlin, auch findet der Tourist dort einen Alpenpflanzen-garten. Die Straße vor dem Hofe führt südlich nach Seewiesen und Alsenz, nördlich nach Wegscheid, von wo man mittelst Wagen über das Niederalpe nach Mürzsteg und Neuberg gelangen kann.

über die mächtigen Felsformationen, welche die grandiose Dufkviß bedecken, hinüber auf das grüne Waldmeer jenseits der Mürz. Alle diese Gestaltungen der Nähe bilden jedoch nur den Vordergrund eines weiten Bergpanoramas, das bis zum Schneeberg reicht und uns fortwährend gegenwärtig bleibt.

Und während das Auge nicht satt wird zu schauen, athmet die Lunge auf dieser durchschnittlich 1800 bis 2000 Meter über dem Meere liegenden Fläche die reinste Alpenluft, es herrscht eine erquickende Frische selbst Mittag, wenn die Sonne durch die verdünnte Atmosphäre mit belebender Kraft herniederscheint, der ganze Organismus funktioniert mit einer in der Tiefe nicht zu empfindenden Leichtigkeit.

Allerdings hat man dieselben hygienischen Einwirkungen auf den Plateaux der Veitsch, Schneetalpe und Raz ebenfalls. Die Plateaux dieser Berge sind jedoch sämmtlich viel geringer an Umfang und bieten weder so colossale Felscenerien wie die Ringe, noch sind die imponierenden Gebirgsbildungen der Ennsthaler Alpen so nahe gerückt, daß sie wie hier voll zur Geltung kämen.

Sowohl durch seine immense Größe als durch die Leichtigkeit der Begehung und Mannigfaltigkeit der Aussichtsbilder ist also das Hochschwab-Plateau eine in den nördlichen Kalkalpen hervorragende Erscheinung, welche verdiente, noch weit mehr als bisher von den Naturfreunden gewürdigt zu werden.

„Presse.“ Reinhard E. Petermann.

Die Erzbergbahn.

Eine Spazierfahrt in der Heimat.

Willst du auf die Alm?
Ich wollte schon, aber meine Füße sind zu schlecht.
Sind die Füße zu schlecht, so nimm einen Wagen.

Die Wege sind zu schlecht.

Sind die Wege zu schlecht, so setze dich auf die Eisenbahn und fahre hinauf.

Wer hätte vor fünfzig Jahren denken können, daß in ernsthafter Weise einmal ein solches Gespräch geführt werden würde? Heute hört man es allenthalben, so in der Schweiz, in Tirol, in Salzburg und nun auch in Steiermark. Der Erzberg hat seit fünfzig Jahren Eisenbahnen gebaut in aller Welt, sich

selber aber mühsam fortgefrettet mit Pferden und mit — Hunden. Die Eisenbahn, hatte der Erzberg immer gesagt, sei zwar ein schönes Ding, aber viel zu kostspielig für einen bürgerlichen Haushalt, und er wolle es halten, wie es seine Vorfahren gehalten, sicherer kleiner Gewinn sei ihm lieber, wie möglicher großer Verlust.

Aber die Eisenbahn ist immer zudringlicher geworden, von der Grazer Seite ist sie bis Vorderberg an ihn herantreten, von der Wiener Seite bis Eisenerz, und mitten stand der Erzberg starr und steil und hoch, ließ jahraus, jahrein die Tausende von Insecten mit Hauen und

Krampe und Pulver nagen an seinem Körper und machte sich nichts daraus.

Nun hatte er aber gute Freunde, die redeten ihm immer zu, er solle sich doch auch selbst eine Eisenbahn gönnen, für den Hausgebrauch, er würde sehen, wie das bequem sei und nützlich, immens nützlich. Der Erzberg wußte aber recht wohl, daß diese guten Freunde ihn nur noch mehr ausbeuten wollten, wozu ihnen gerade die Eisenbahn recht war, er sagte daher nicht zu. Nun kam aber auch das Land Steiermark und versprach ihm auf viele Jahre jährlich eine Zusage von zwanzigtausend Gulden, wenn er — der Erzberg — sich eine Eisenbahn baue. Wenn das Vaterland ruft, natürlich! Andere müssen folgen, wenn das Vaterland ruft: Gib her! Umso leichter kann man ihm folgen, wenn es ruft: Nimm hin! — Ja, da sagte der Erzberg: In Gottesnamen, und baute sich eine Eisenbahn. In Bordenberg knüpfte sie an die schon bestehende, und dann hinauf zum Passe Prebühel, hinüber zu den Erzlagern und hinab nach Eisenerz. Aber dieses „hinab nach Eisenerz“ gieng nicht so einfach. Bei den Alplern ist es schon so: Bergan geht's ruhig, aber thalab, da kriegen sie die „Knieschnappen“. Einen meilenweiten Umweg machen, durch Höhlen kriechen, an steilen, lahmenträchtigen Hängen hinklettern, über thurmhohe Schluchten und wilde Wässer sehen, bis wir endlich unten sind am Eisenerzer Bahnhof.

Aber als die Bahn schon gebaut war, wollte der Erzberg, durch den sie gieng, sich noch eines anderen besinnen, begann sich zu bewegen, begann zu rücken, zu rutschen, begann Lawinen herabzuwerfen auf das neu-modische Spielzeug und wurde überhaupt sehr unhöflich. Mit Geld und guten Worten, besonders mit neuen Tunnelmauerungen, Dämmen und Schutzwällen ließ er sich endlich bestimmen, vorläufig wenigstens nicht

zu revoltieren. Und also ist das Ding nun fertig geworden.

Die Eisenbahnbauer und anderen Techniker und Mechaniker haben gesagt: Es thut's! Die „Alpine“ (das ist die Busenfreundin des Erzberges) hat gesagt: Es thut's! Die hohen Herren, welche die neue Bahn versuchten, waren auch der Meinung: Es thut's! Nur der Minister schüttelte sehr lange, fast ein Jahr lang, fortwährend den Kopf. Endlich hat auch er gesagt: Es thut's. Nur müssen sehr hohe Fahrpreise sein auf der neuen Bahn, damit, wenn ein Unglück passiert, wenigstens den armen Leuten nichts geschieht. — Also konnte die Erzbergbahn für den Personenverkehr eröffnet werden.

Das geschah am 9. Juni 1892, ganz heimlich, „daß niemand nichts weiß“, denn es könnten Leute kommen und fahren wollen. Aber wie heutzutage schon nichts verborgen bleibt, am wenigsten ein Schelmenstück, so munkelte man bald, die Erzbergbahn sei eröffnet worden! Bald nahm das Gerücht bestimmtere Formen an und endlich stand es sogar in den öffentlichen Blättern. — Nun reiste ich nach Bordenberg, um mich selbst zu überzeugen und zu sehen, ob sich's thut. Selenguet wurde keinen Augenblick, ja, es stand sogar der kleine Zug, drei hübsche Waggons mit einer Maschine hinten, bereit, bergan zu steigen. Die Bahn, die sofort hinter dem Bordenberger Bahnhofe merklich zu steigen beginnt, hat übrigens ein ganz unschuldiges, solides Aussehen. Nur daß zwischen den zwei Schienen die Zahnstange läuft, unterscheidet sie von anderen Bahnen. Diese Zahnstange ist fast durchgehends, nur mit Ausnahme der ebenen Strecken auf der Höhe des Berges, angebracht, und es gienge arg schief, wenn sie nicht wäre. Es gibt Touristen, die an den schwierigsten Stellen sich auch mit den Zähnen anklammern müssen, um hinauf zu kommen und nicht in

die Tiefe zu fahren; gerade so macht's der Eisenbahnzug auf der Erzbergbahn.

Unzähligemal hatte ich, in heißer Sonnenglut, in Regen, Sturm und Schnee, zu Fuß den Prebühelpass überseht, daher stieg ich jetzt mit Vergnügen in den wohlausgestatteten Waggon, um zu den hellen Fenstern hinauszublicken, wie mir die hohen Berge nun selbst entgegenkommen würden. Die müßte Vorderberger Mauer stand schon da, gerade gegenüber. Der reiche Ort selbst lag bald so tief und demüthig zu meinen Füßen, daß ich ihn kaum wieder erkannte. Wenn sogar ein deutscher Poet einmal von oben herabschauen kann auf die Millionäre des alten Eisenadels, die hier ansässig sind, dann wird's schier bedenklich. Aber der Ort bleibt festständig und der Poet rutscht weiter. Bald bleibt auch die alte Lorenzkirche zurück, die dort auf grünem Büchel beim Waldschachen steht. Knappenhäuser, Erzhöfen noch und anderes zum Bergbaue gehörige; — wir steigen rasch, übersehn eine Unzahl von Gruben, Wasserlein und Bergwegen, und hinter der Haltestelle Schönauhalde sind wir ganz im hohen Almgebiete. Ein gegen Norden sanft ansteigendes matten- und blumenreiches Thal; dort und da noch ein Bauernhaus, eine Hütte, ein Waldschachen; an beiden Seiten steile Berge, die hier und da einen Hochgraben offen lassen, hinein in ihre Steinwildnisse, wie z. B. das Hochthal rechts, aus dessen Hintergrunde die zerklüfteten Wände der Griesmauer herabstarren. Anfangs hielt die Bahn sich an die rechtsseitige Berglehne, hinter den letzten Almhäusern schwingt sie sich auf hohem Damme zur anderen Seite hinüber und geht durch Jungwald hinauf. Links der Bergstock des Reichenstein und rechts der Bergstock des Trenchtling rücken ihre Vorberge gegen uns heran, und dort, wo sie an der Sohle sich treffen,

ist der Übergang, genannt der Prebühelpass.

Die Station Prebühel steht 1204 Meter über dem Meere. Wenige Meter höher, in der nächsten Nähe, übersteigt die Prebühelstraße den Pass, dort steht auch ein neues Touristenwirthshaus, denn von diesem Punkte aus kann man eine Menge schöner Hochpartien machen, zumeist über grüne Matten hinauf, für strengere Anforderungen der Touristen auch mit Felswänden zum Abstürzen versehen.

Sogleich hinter der Station Prebühel fahren wir in den ersten Tunnel (519 Meter lang), und während der paar Minuten, als wir unter der Erde waren, hat sich die Welt wunderbar verändert. Eben auf der Sohle des grünen, sonnigen Almtales gewesen, sind wir jetzt hoch auf einem Berghange, in eine waldfinstere schwindelnde Tiefe blickend. Es ist ähnlich, wie am Semmering, wo man vor dem großen Tunnel im Thale und hinter demselben auf hohem Berghange ist. Die Semmeringlandschaft kann mit diesem wilden Hochgebirgsbilde nicht verglichen werden. Die Semmeringbahn ist weitaus mannigfaltiger an freundlichen Landschaftsbildern und interessanten Bauobjecten, die Erzbergbahn ist vor allem merkwürdig durch die Großartigkeit ihrer nächsten Umgebung und durch ihren weltberühmten Erzberg. Uns gegenüber steht ein gewaltiger Felsriesen, der Pfaffenstein, und weiter links werden die Gewände der Seemauer, des Kaiserschildes und anderer sichtbar, die weit draußen in der Ennsgegend ragen. Das tiefe, düstere Thal, in welches die Straße steil hinabsteigt zu dem Wiesengelände des Dörschens Troseng, heißt der Hochgerichtsgraben, in welchem vor Zeiten die verbrecherischen Knappen des Erzberges hingerichtet worden sein sollen. Von diesem berückenden Landschaftsbilde ist kein Augenblick zu verlieren, denn es dauert nicht lange.

Mehrere Hochbrücken übersehend, fahren wir bald in den Plattentunnel (1098 Meter), in welchem die Bahn einen Bogen nach links macht und den Erzberg durchbohrt. Es ist aber der rückwärtige, mit dem Reichenstein zusammengewachsene Theil des Erzberges. Die Eisenbahnbauer fanden bei Durchstechung des Tunnels zu ihrer Überraschung hier kein Erz. Doch soll einem Arbeiter in der Erde Schoß das Bergmännlein begegnet sein. Der Arbeiter fragte es dreist, auf wie viele Jahre der Erzberg noch Erz geben würde. „Tausend nimmer!“ antwortete das Männlein und verschwand. Seither rechnen die Eisenerzer ihren Vorrath noch für neunhundert Jahre. Und das wäre nur sehr traurig bei dem Umstande, daß die Bedürfnisse unserer Nachkommen noch immer eiserner werden dürften.

Aus dem Plattentunnel ins Freie gefahren, sind wir an der Station Erzberg. Die Gegend ist wieder plötzlich eine ganz andere. Wir sind nun südlich des Erzberges, dem wir früher östlich waren. In der Nähe am Hang schon die rothen Terrassen des Bergbaues. Über das Thal der Ramsau herniederdämmernd die Hochschroffen des Fölzergebirges mit dem Kaiserschild, dem wildesten Berge in der Runde. Zu unseren Füßen der Erzgraben, links in unmittelbarer Nähe aufragend die steilen, kahlen, aber grünen Hänge des Reichenstein mit seinen Schneereifen, von welchen sich die silberweiß schäumenden Wasser herabschlängeln und Wasserfälle bilden.

Der Erzberg mit der Erzgewinnung und Bringung des Minerals wäre ein eigenes Capitel, groß und interessant; das muß ein Fachmann schreiben. Ich bin auf dieser Fahrt Tourist und kann deshalb auch das Auge von dem Gebirgsansblicke nicht wenden, der hier entzückend ist. Es kann aber noch schöner sein!

Von der Station Erzberg oder vielleicht schon von Prebühel aus kann

die Spitze des Erzberges bestiegen werden. Das soll niemand versäumen. Für die geringe Mühe ist der Lohn ein großer. Obzwar nur 1534 Meter hoch, bietet der Erzberg eine herrliche Rundschau. Herrlich ist hier genau das richtige Wort. Nicht eine große Fernsicht bietet der Punkt. Denn die Bergriesen ringsum sind alle viel höher, aber wie diese Bergriesen sich darstellen, die starrenden Gipfel, Thürme und Hörner, die graufigen Wände, Schründe, Kunsen und Schuttfelder, und tiefer in sanften Formen die sonnigen Almen, die dunkelgrünen Wälder, die braunen Holzschläge, und noch tiefer die thaufrischen Wiesen des Thales mit den winzigen Bauten, weißen Sträßlein und schimmernden Flüssen. Den Hochschwab und die Ennsthaler Gebirge und den Spiegel des Leopoldsteiner Sees sieht man von einem Punkte aus. Auf der Höhe dieses Berges, der das Schatzkästlein der Steiermark bedeutet, steht ein colossales Kreuzbild, aufgestellt von unserem unvergesslichen Erzherzog Johann. Dasselbe ist 7½ Meter hoch und trägt das eiserne Bildnis des Heilands. Dieses Bild auf dieser Höhe, wo ringsum alles Macht und alles Wunder ist, erhöht die Stimmung des Beschauers noch um ein Bedeutendes.

Fertig! Wir fahren von der Station Erzberg ab. Die Bahn setzt nun wieder über eine Hochbrücke, unter welcher, von den finsternen Kunsen des Reichenstein herabkommend, ein Wildbach gräbt. Dann macht die Bahn, den hier endenden Erzberg bekreisend, eine große Curve hart am Fuße des Reichenstein hin. Dieser hochmüthige Gefelle nimmt einstweilen eine zuwartende Stellung ein, läßt die unbefangene und vertrauensfelige Bahn an seinem Fuße hinkriechen, aber kommt nur erst das Frühjahr wieder, dann wollen wir einmal sehen! Größere und schönere Schneelahren hat keiner auf Lager, als der Herr

Reichenstein & Comp. Ihn von außen zu zähmen, dürfte schwer fallen, man wird ihm wohl von innen müssen beikommen, d. h. die Bahn anstatt an der Lehne hin, unterirdisch anlegen.

Endlich rollt's an dem südlichen Berghange des Erzgrabens hinaus, und nun haben wir gerade gegenüber den Erzberg. Hoch oben steht das Gebäude der Station Erzberg, noch höher über den rothen Terrassen oder an steilem Waldhange ragen Knappen- und Beamtenhäuser, darunter auch das weiß niederschimmernde Vorderberger Haus, das manchem Wanderer schon ein gastliches Dach geboten hat. Der Erzstoß, auf dem es steht, ist schon bedenklich umnagt. Der Erzberg wimmelt von Knappen, Kletternden, kriechenden, hachenden, erzschlagenden und hundebefördernden. Das geht ruhelos die Stollen und Schachte aus und ein, an Schienensträngen entlang, ebenhin, thalab, bergauf. Aufzüge, Auffahrten, Einfahrten verschiedener Art. Tausende von Arbeitern tummeln sich wie Insecten, und das Hauen, Schlagen und Hämmern ihrer Werkzeuge knattert durch die Luft. Plötzlich ein schrilles Zeichen. Alles wird still, versteckt sich in Schlupfwinkel, hinter Schutzwälle. Da hebt es, von aufspringendem Rauche begleitet, an zu krachen, zu knattern, wie in einer Schlacht — es sind die Sprengungen. (Siehe „Heimgarten“, XIII. Jahrgang, Seite 28.)

Nach ein paar Durchfahrten übersehen wir die mächtige Hochbrücke des Ramsaubaches. Ein Blick da hinab in die Wildschlucht, wie das zwischen den Felstrümmern braust und gischtet! In der ganzen Gegend gibt es kaum ein klares, durchsichtiges Wasser, überall ist es weiß wie Milch, weil überall in heftiger Bewegung des Fallens, Wallens und Springens. — Von Vorderberg bis zum Plattentunnel gieng die Bahn gegen Norden, dann

bis zum Reichenstein gegen Südosten, dann bis zur Ramsaubachbrücke wieder gegen Norden und von dieser an nun fast gegen Osten, hoch an der Lehne über dem Ramsaubach dahin. Nun kommt der Kressenbergstunnel (150 Meter) und der Klammwaldtunnel (245 Meter). Wir sind im Thale von Eisenerz, schon heben die Gebäude an, schon stehen rostbraune Hochöfen da, schon sehen wir dort auf dem Hügel die dunklen Mauern der Oswaldkirche. Hinter derselben ragt der Pfaffenstein. Von hier aus bietet er sich schon in seiner berühmten Gestalt, als ungeheurer Katafalk, auf dessen Höhe ein Leichnam ruht. Der Leichnam ist so lang, wie die ganze Hochzinne des Berges, man sieht gleichsam wie unter einem sich anschmiegenden Bahrtuche die Erhöhungen des Hauptes mit der Gesichtsbildung, den gekreuzten Armen über der Brust und den Fußspitzen. Das ist ja die Leiche jenes Einsiedlers, der sich einst in die Wildnisse der Griesmauer zurückgezogen hatte, um in den Höhlen der Frauenmauer angeblich ein heiliges Leben zu führen. Nun gab's aber in den Höhlungen der Frauenmauer mancherlei schöne Frauen, ob es nun böshafte Nixen waren oder lustige Almerinnen — der Einsiedler hielt sie für Geschöpfe Gottes, die man verehren und lieben müsse. Er stieg auf die Eiskanzel des Eisdomes und predigte ihnen von der Liebe mit solcher Glut, daß das Eis zu schmelzen begann. Die Eiskanzel stürzte und mit ihr der Prediger und blieb todt in der Höhle liegen. Da kamen drei Teufel, trugen die Leiche auf den Pfaffenstein und bahrten sie dort so auf, wie sie heute noch zu sehen ist. — Historisch etwas beglaubigter ist eine andere Sage. Zur Türkenzeit hatten sich aus Eisenerz, Tragöß und selbst aus dem Würzthale her hilflose Frauen in die Höhle der wilden Griesmauer hinaufgeflüchtet. Auch ein Priester war mit

ihnen, der auf einem Steinaltar der Höhle Messe las und auf einer Steintanzel predigte. Als derselbe Priester starb, trugen ihn die Engel auf den Polster, einen Berg östlich von Prebühel, legten ihn dort auf die grüne Matte und schmückten die Ruhestätte mit Kohlröschen.

Der Pfaffenstein hat eine so auffallende Gestalt, daß wohl jeder Fremde fragen wird, wie der Berg heiße; aber nicht jeder wird die Antwort erhalten wie jener Geistliche, dem auf die Frage sein höflicher Führer antwortete: „Das ist Euerhochwürden-Stein!“ Pfaffe war vor Zeiten zwar durchaus kein Schimpfname, aber heutigentags kann man damit confisziert werden. Es steht zu erwarten, daß das „Vaterland“ demnächst vorschlagen wird, den Namen „Pfaffenstein“ in „Geistlicherherrstein“ umzuwandeln.

Das Volk, welchem das Naturrecht zusteht, seine Berge zu nennen, wie es will, kümmert sich leider nicht um derlei, und auf willkürliche Namensänderung der Berge, wie sie Touristen manchmal belieben, geht es auch nicht ein.

Wir fahren durch den Schichtthurmtunnel (143 Meter) und sind auf dem Bahnhofe Eisenerz. Wir sind in dem weltberühmten Orte, der in einem tiefen Kessel liegt zwischen grünbewaldeten Vorbergen, hinter welchen das steinerne Hochgebirge hereinschaut.

Von Vorderberg bis zum Prebühelpass ist die Eisenbahn 484 Meter gestiegen, vom Pass bis Eisenerz ist sie 510 Meter gefallen. Drei Bahnstationen, sechs Tunnels und sechs Hochbrücken haben wir zurückgelegt. Die Erzbergbahn hat eine Länge von kaum 20 Kilometern. Die Fahrzeit ist

zwei Stunden weniger fünf Minuten. Die Zugführer sollen oft rathlos sein, wie sie sich unterwegs die ihnen so reich zugemessene Zeit vertreiben könnten, sie kommen mit ihrem Zuge häufig zu früh an Ort und Stelle. Allein die Generaldirection sagt: „Nur immer langsam voran, damit auch der Fußgeher nachkommen kann.“ Nun, Vorsicht ist bei jeder neuen Bahn geboten, umsomehr bei dieser außerordentlichen Gebirgsbahn, daher muß man mit solcher Vorsicht — Nachsicht haben.

Und damit alles erfüllt werde, hat auch diese Bahn doppelt so viel gekostet, als sie ursprünglich veranschlagt war. Das Volk munktelt von sieben Millionen — Donnerwetter! Weil die Steirer gar so gerne fluchen.

Hoffentlich wird sie sich auszahlen. „Das Erz herab, die Touristen hinauf, das sei dieser Bergbahn Lebenslauf!“ schrieb jemand ins Fremdenbuch des Berghauses. Der Tourist wird vielleicht die Conducutenrlöhne bestreiten, alles Weitere muß das Erz thun. Das kann man aber getrost sagen: In unserer schönen Steiermark gibt es vorläufig nichts Interessanteres, als die Erzbergbahn, nur darf man sich nicht damit begnügen, diese flüchtige Skizze im „Heimgarten“ zu lesen, sondern man muß die Bahn selber befahren.

Auch das Gefäße, die Radmergegend, die Frauenmauer, alle westlichen Ausläufer des Hochschwab sind den Grazern durch diese Bahn, bis sie erst ihre Kinderschuhe zertreten hat, näher gerückt, und wenn der Mensch vom Grazer Bahnhofe aus in fünf ein halb Stunden auf der Spitze des Reichenstein stehen kann, so mag er einstweilen damit zufrieden sein.

Dattel und Cypresse.

Eine Studie von Heinrich Noë.

I.

In geringer Entfernung vom Meere befindet sich zwischen hohen Magnolienbäumen, durch deren Geäst sich gelbe Theerosen in die Höhe ranken, eine Villa, worin ein am ganzen Strande hin bekannter Gutsbesitzer wohnte, den man den Grafen Alexander nannte. Dieser Mann lebte nur der Wissenschaft, insbesondere der Erforschung jener dunklen Gebiete, in welchen die Räthsel verborgen liegen, welche das Verhältnis unserer Sinnesausrüstung zum unerreichbaren Wesen der Dinge darbieten. Ein anderes Dasein erschien ihm ganz und gar unwürdig. Von großem Einfluß auf seine Bestrebungen war eine Fahrt gewesen, die er auf einem englischen Schiffe im rothen Meere zurückgelegt hatte. Der Capitän dieses Schiffes, ein von der Insel Man gebürtiger Seemann, kam mit ihm auf das „Zweite Gesicht“ zu sprechen. Ost habe er gesehen, wie sich in einer Entfernung von vielen Meilen gewisse Dinge zutragen. Diese Dinge waren aber alle von gleichgiltiger Art und das Gesicht dauerte nie länger, als einige Augenblicke. Er verglich es mit dem Dahinschwirren einer Sternschnuppe. So habe er einmal zur Abendzeit wahrgenommen, daß auf einer Klippe der Insel Mull, auf welcher er in seinem Leben ein einzigesmal gewesen war, bei dem Lichte von drei Fackeln vier Matrosen in der Uniform der russischen Kriegsmarine, von zwei Fischern begleitet, aus einer mit Stroh bedeckten Hütte hervortraten und sich zwischen zwölf Strandfelsen von ganz bestimmter, auffallender Form verloren. Die ganze Vision dauerte nicht eine halbe Minute. Er

selbst befand sich damals auf der Fahrt zwischen Malta und Ägypten. Nachdem er sich genau Tag und Stunde angemerkt hatte, erfuhr er später an Ort und Stelle, daß alles in gleicher Weise geschehen war. Er erkannte sogar das Gesicht eines der Matrosen an einer Photographie wieder, welche derselbe in der gastfreundlichen Hütte zurückgelassen hatte.

Von da ab hatte Graf Alexander an den Entscheidungen der heutigen Schulweisheit gezweifelt. Aus einem munteren Gesellschafter war ein nachdenklicher Mann geworden, der kaum für etwas, das um ihn herum geschah, Augen zu haben schien. Seine Gedanken weilten unablässig bei Fragen, die sich um die Realität der sinnlichen Erscheinung bewegten. Er vergrub sich immer mehr in seine Bücher und in die Birkel jener Welt hinein, die er sich selbst aufzubauen begann.

Schließlich wendete er sich ganz und gar von sogenannten praktischen Aufgaben ab. Sein Dasein hatte für ihn nur mehr pädagogische Bedeutung insoferne, als es ihm auferlegt zu sein schien, um seinen unsterblichen Theil in irgendeiner Weise zu fördern. Für ihn erschien das Leben also wie ein Prolog zu einer künftigen Daseinsform, etwa so, wie in der Entwicklungsgeschichte der irdischen Wesen immer spätere Formen schon durch gewisse Ansätze an früheren voraus angekündigt werden.

Er begann Bücher zu schreiben, in welchen er seine Weltanschauung auseinandersetzte. Niemals hätte er gleich seinem Stammesgenossen Leo Tolstoi, welcher die Erlösung der Welt durch die Arbeit erwartet, sich zu irgendwelcher solchen Hantierung herbeigelassen. Er betrachtete es als Verpflichtung einer Persönlichkeit, die

in seinen Verhältnissen lebte, von allen vorübergehenden Erscheinungen abzusehen, dafür aber Dinge zu schaffen, die wie Wegfäulen auf die übersinnliche Bedeutung der Welt aufmerksam machen. Er besaß jene Nitgift, welche einst den Ritter von der Mancha antrieb, gegen die Welt Krieg zu führen. Wie es diesem keine Ruhe ließ, die schlimmen Zauberer zu bekämpfen, welche einst die Kraft edler Ritter lähmten oder hilflose Prinzessinnen raubten, wie dieser sich berufen fühlte, den Schwachen beizustehen und alles Unrecht geradezumachen, so glaubte dagegen der Graf, als idealer Vorkämpfer einer auf das Übersinnliche gerichteten Weltanschauung, dem Zeitgeiste dieses Jahrhunderts neue Bahnen vorzeichnen zu müssen.

Eines Tages hatte ihm einer seiner Freunde, ein Nationalökonom, gesagt:

„Deine ganze Anschauung ist nichts, als weichlicher Egoismus. Du bist reich, aus guter Familie, gesund, das Leben ist für dich mit Unnehmlichkeiten angefüllt. Da liegt freilich die Versuchung nahe, sich diese vortreffliche Weltordnung auch ästhetisch und moralisch zurechtzulegen. Sterben will man auch nicht gleich einem Proletarier. Glückskinder, wie du, brauchen eine esoterische Religion, die ihnen den sicheren Fortbestand ihrer begünstigten Persönlichkeiten verbürgt. Diejenigen aber, welche leiden, haben weder Zeit noch Lust zu solchen Üppigkeiten. Theile dein Gut unter die Armen aus, so hast du mehr für die Welt gethan, als mit all deinen Büchern.“

Sicher ist, daß er von diesen Büchern selbst nur Verdruss und Aufregung hatte. Es lag ihm allerdings wenig oder nichts an dem Urtheile der großen Menge. Gleichwohl erbitterte ihn der Mißerfolg, der seine Werke fast allenthalben begleitete. Man folgte seinen Ansichten nur „der Curiosität halber“. Sein Freund verspottete ihn deshalb.

„Wie kommt es“, sagte er, „daß jemand in einem Athem das *Odi profanum volgus* singt und zugleich sich über ein abfälliges Urtheil kränkt oder über ein beifälliges, ebenso minderwertiges erfreut ist?“

Der Herr Professor vergaß, daß derjenige, welcher nach seiner Überzeugung Licht und Wärme in die Menschheit hineinträgt, es stets als Freude oder Schmerz empfindet, wenn ihm Beifall oder Gleichgiltigkeit und Widerstand entgegengetragen wird. Er fühlt dieses instinctiv, als Verkörperung der Gedanken, die er austheilt, nicht als Person.

Der Graf dachte sich einen über unsere Erfahrung hinausgehenden Weltzweck und war fest überzeugt von dem Vorhandensein einer anderen Seite der Dinge, welche mit der Erscheinung, die unseren Sinnen zugänglich ist, nichts gemein hat. Er verglich den Drang, die übersinnliche Welt festzuhalten und zu ergründen, den Faustischen Zug nach dem zweiten Gesicht der Dinge, nach dem Vorgange eines berühmten Schriftstellers, mit dem Verhältnis des verlängerten Insectenrüssels zur Tiefe des Blumenkelches. Man könne schon im Vorhinein aus dem Dasein jenes Organes auf diesen Kelch schließen.

In diesen Anschauungen hatte der Graf keinen schärferen Widersacher als den Arzt, der zeitweilig die Villa besuchte. Dieser meinte, wenn der Herr Graf statt Gutbesitzer und Philosoph Arzt geworden wäre, so würde er es sich nicht so leicht gemacht haben, einen idealen Endzweck der Welt anzunehmen. Wenn eine gewisse Summe von Elend über einen Faustischen Geist verhängt würde, meinte er, so könne man dem Dasein allerdings unter gewissen Umständen noch eine pädagogische Bedeutung zuschreiben. Derlei Möglichkeit falle ganz und gar hinweg, wenn die Lunge eines Tagewerkes langsam dahinsauale und seine unmündigen

Kinder dadurch in Bettel und Schande geriethen, oder Geistesanlagen in Hunger und Armut verkümmerten — ganz der Thiere zu geschweigen, deren Lebenslauf oft eine lange Marter ist unter der Gewalt des Menschen. Würde dem Weltplan in der That Vernunft zugrunde liegen, so müßte sie sich zunächst in Gerechtigkeit zeigen. Daß solche nicht vorhanden sei, vermöge der Graf nicht abzuleugnen. Der Gedanke einer Gerechtigkeit aber, welche später wieder gut mache, was sie früher gesündigt, muthete ihn wenig an.

Für den hochstrebenden Mann jedoch war das irdische Übel ungefähr ein Ding, wie Hindernisse bei einem Wettlauf. Es schien ihm eines der Mittel zu sein, durch welches die Persönlichkeit in einer Phase ihres endlosen Daseins, nämlich dem vorübergehenden Aufenthalte auf der Erde, zu einer Erweiterung ihres Bewusstseins gebracht wird, und zwar nach der sittlichen, sowie nach der ästhetischen und noch anderen Seiten hin. Die irdischen Übel waren nach ihm da, um überwunden zu werden.

In Gedanken dieser Art versunken, schritt der Graf am Vorabende des Weihnachtstages längs des Strandes der Adria dahin. Drückende Schwüle lag über der Landschaft. Es wollte sich kein Lüftchen regen, dennoch rollte das Meer stark von Süden herauf, und ein weißer Schaumkamm nach dem anderen zerschlug sich an den Felsen. Von der Stärke der Wellenbewegung draußen im Golf konnte sich der Graf leicht einen Begriff machen, wenn er dem Schwanken eines großen Dampfers zuschaute, der in der Richtung gegen den nächsten Hafen steuerte. An den flacheren Stellen des Strandes wurde der Spaziergänger von dem eigenthümlichen Klagegeheul der Kiesel überrascht, welche, von einem Wogeneschwall weit auf den Strand hinaufgeworfen, mit der zurückweichenden Flut

wieder abwärts rollten, um sofort sich von Neuem an das abschüssige Ufer wieder hinaufwälzen zu lassen.

Plötzlich bemerkte der Graf den Arzt, welcher von der entgegengesetzten Richtung kam.

Als sich die beiden Männer auf Sprechweite gegenüberstanden, rief ihm der Arzt zu:

„Bleiben Sie mir ferne, Herr Graf!“

„Fürchten Sie sich etwa vor mir, Herr Doctor?“

„Ich komme aus einem Blatternhause“, erwiderte der Arzt. „Es ist ein schwerer Fall. Der Vater ist heute gestorben und die Mutter wird den morgigen Tag kaum erleben. Es ist kein Bissen Brot im Hause. Gott gnade den fünf kleinen Würmern!“

Die erste Bewegung des Grafen war, nach seiner Geldbörse zu greifen und eine ergiebige Spende hervorzuziehen, welche er dem Arzte einhändigen wollte. Dieser aber wehrte ihm ab und sagte:

„Kommen Sie mir nicht nahe, Herr Graf! Schicken sie mir Ihre menschenfreundliche Gabe lieber ins Haus. Besser ist besser!“

Der Graf lächelte und sagte: „Ich fürchte mich nicht. Ich war in Agypten in einem Cholera-Spitale und in Syrien mitten unter Pilgern, die von der orientalischen Beulenpest angesteckt waren.“

Der Doctor entgegnete: „Damals waren Sie ohne Zweifel nicht verheiratet. Ein Familienvater aber hat das Recht, feig zu sein.“

„Sie haben ja auch Kinder, Herr Doctor!“

„Bei mir ist es etwas anderes“, entgegnete dieser lächelnd. „Der Arzt ist ein Soldat, die Pflicht ruft, die Menschheit erwartet seine Dienste, er folgt.“

Mit diesen Worten grüßte der Arzt und gieng auf einem schmalen Fußsteige, der durch die Olbäume führte, in einiger Entfernung am Grafen vorüber.

II.

Diese Begegnung, so wenig Absonderliches sie an sich bot, hinterließ im Grafen für einige Augenblicke ein eigenthümliches Gefühl von Unbehagen. Es regte sich in ihm die Frage, ob seine beschauliche Wirksamkeit, welche darauf gerichtet war, seinen Zeitgenossen die Grenzen des Weltbildes zu erweitern, eine Vergleichung aushalten könne mit der Thätigkeit dieses in einen entlegenen Erdwinkel verschlagenen Mannes. Das unmittelbare Eingreifen in den Kampf der Erde, das werththätige Ringen mit ihrer Noth übte jetzt auch auf diesen hochgebildeten Geist jene Wirkung aus, mit welcher es in der Empfindungsweise des Volkes alle Achtung vor rein intellectuellem Streben schlägt und besiegt. Er dachte sich ungefähr: „Was bist du doch für ein unnützer Schlachtenbummler, der da hinten hergeht und Bücher schreibt, während andere das Ungethüm bei den Hörnern fassen?“

Er wäre diese Empfindung gewiß noch eine geraume Weile nicht losgeworden, wenn seine Aufmerksamkeit jetzt nicht von einer Veränderung der Umgebung in Anspruch genommen worden wäre. Ein mächtiger lauer Windstoß wühlte in den Blättern der Öl bäume, die plötzlich ihre bleichen unteren Seiten zeigten. Fast wäre er gegen einen der Prellsteine an der Straße geworfen worden. Der Scirocco-Sturm hatte nunmehr das Ufer erreicht und wüthete mit gleicher Gewalt wie auf dem Meere. Er riss die letzten gelben Blätter der Kastanien und Zerreichen herab, beugte die hohen, steifen Cypressen wie Weidenbäume und schwirrte an der Berglehne durch den Lorbeerwald hin, daß man das Gelöse eines mächtigen Wasserfalles zu hören vermeinte.

Der Graf trat hinter eine der Mauern, von welchen dort die Neben- und Feigengärten eingefriedet werden,

um sich diesen Aufruhr ungestörter zu betrachten.

Da fiel sein Blick auf einen dunklen Gegenstand weit draußen im Meere, der manchmal mitten im Schaume sichtbar wurde, welcher den ganzen Golf bedeckte. Der Graf zog sein Binocle hervor und suchte die Stelle auf. Als der Gegenstand wieder zum Vorschein kam, erkannte er in ihm das Marktschiff, welches die Leute zurückbrachte, die in der Stadt den Vormittag über ihren Vorrath von Gemüse und anderen Lebensmitteln verkauft hatten. Es war des Festes wegen augenscheinlich stark überfüllt, der Graf erkannte unter den auf dem Schiffe Befindlichen viele Frauen an ihren weißen Kopfstüchern. Das Fahrzeug erschien in Zwischenräumen, dann wurde es wieder von den Wellen verdeckt. Der Graf konnte nicht mehr zweifeln, daß es sich in höchster Gefahr befand. Handelte er noch unter der Einwirkung des Stachels, der aus dem kurzen Gespräche mit dem Doctor in ihm sitzen geblieben war, oder war es der natürliche Antrieb seines menschenfreundlichen Gemüthes? Genug, er beschloß alsbald, mit aller Kraft in das Dorf hineinzulaufen, um es sofort durch das Angebot einer hohen Belohnung zu veranlassen, daß den Bedrängten unverzügliche Hilfe gebracht werde. Denn er konnte keine Barke sehen, welche sich in der Richtung gegen das Marktschiff hin bewegte.

Während er im Lauffschritt dorthin eilte, blieb er einmal einen Augenblick stehen, um auszuschnaufen. Er blickte auf die See hinaus. Das Schiff war nicht mehr zu sehen. Er suchte mit seinem Binocle — umsonst, der dunkle Gegenstand kam nicht mehr zum Vorschein. Der starke Mann war vom Schrecken wie gelähmt. Sollten ihn seine Sinne täuschen? Nein, er mochte blicken wohin immer, Schiff und Menschen blieben verschwunden.

Jetzt rannte er in rasender Eile gegen die ersten Häuser des Dorfes hin. Mit solchen Geberden und mit solchen Rufen war wohl niemals ein fremder Gast dort angekommen. Laut schreiend stürzte er unter die auf dem Hafendamme versammelte Volksmenge.

„Geld, so viel ihr wollt!“ rief der Graf athemlos, indem er seine Brieftasche in die Höhe hielt. „Rettet die Menschen!“

Offenbar war das Unglück auch vom Hafen aus bemerkt worden, denn eben gieng man daran, ein Boot zu bemannen.

Einige grauhaarige Männer, die ihre Pfeife rauchten, sagten kopfschüttelnd:

„Es ist zu spät. Von denen wird keiner mehr lebendig ans Ufer geschafft.“

Fast wäre der Graf selbst in das Boot gesprungen, wenn ihn nicht eine Ahnung von dem zurückgehalten hätte, was vorhin vom Arzte als Recht zur Feigheit bezeichnet worden war. Hoch schlugen die Traufen über den Damm hin, man wurde durchnäßt, wenn man sich bis auf die Entfernung von einigen Klaftern dem Rande des Molo näherte.

Gleichwohl wagte sich die Barke hinaus.

Der Graf wich nicht von dem jammernden Volke, welches mit wahn sinnigen Geberden längs des Meeres hin- und herlief. Es vergiengen zwei, drei Stunden. Das Boot kehrte zurück. Seine Bemannung befand sich in einem bemitleidenswerten Zustande. Alle Mühe war vergeblich gewesen, sie hatten keinen der Verunglückten mehr aufgefunden. Die Hoffnung, daß einer derselben vielleicht eine andere Stelle des Gestades erreicht haben könne, theilte niemand.

Das Glend, welches durch dieses Ereignis über viele Familien gebracht werden mußte, blieb auf den Grafen nicht ohne Einwirkung. Indessen siegte auch hier wieder seine gewohnte Auffassung der Dinge. Ein derartiges unheilvolles Ereignis mußte ihm als

eine Episode innerhalb einer unabsehbaren Entwicklung erscheinen, welche letztere gleichwohl als optimistisch zu fassen wäre.

Indessen trat ihm dennoch mancher Gedanke, den zeitweilig der Arzt verfochten hatte, in einer anderen Beleuchtung vor die Augen. Was halfen alle kühnen Ideen, alle Umdeutung der Welt als die Entwicklungsformen eines mystischen Processes, im Vergleich zu der einfachen und schlichten Thatkraft, mit der das Übel, wie immer es erscheint, ohne jedwede Rücksicht bekämpft wird? Vielleicht standen doch nicht die Philosophen und Dichter, sondern die pflichtgetreuen Diener und Förderer des öffentlichen Wohles auf der Höhe der Menschheit. Der Arzt hatte den tödtlichen Feind angegriffen, ohne nach irgend etwas zu fragen, und wenn den Hinterlassenen derjenigen, die das Meer verschlungen hatte, nicht werthtätige Hilfe gebracht wurde, so wurde ihr Kummer noch weniger durch die glänzendste Lösung der Erkenntnistheorie gemildert.

Diese Erwägungen versetzten den Grafen Alexander in eine schier unbehagliche Stimmung. Vielleicht war diese Veranlassung daran, daß er am nächsten Tage, dem Weihnachtsfeste, dem Herrn Pfarrer, den er, wie immer, an diesem Tage zu sich geladen hatte, einen noch weit höheren Betrag, als die zuerst bestimmte, schon sehr ansehnliche Summe ausmachte, zur Unterstützung der Familien einhändigte.

Nach Tisch setzte sich die Gesellschaft in den Garten und betrachtete das Meer, welches sich nun wieder so glatt und lächelnd ausdehnte, als ob seine Wellen niemals einen Jammer, wie den gestrigen, hervorzurufen vermocht hätten.

Das Gespräch nahm nach und nach eine Wendung, welche sich in der Erwägung ähnlicher Gegenstände bewegte, wie gestern der Gedanken-

gang des Grafen. Auch der Arzt theilte sich daran.

„In dieser Hinsicht“, bemerkte der Pfarrer, „kann es kein kräftigeres Beispiel geben, als die Bedeutung des Festes, welches wir heute feiern. Der hochfliegende Geist des Evangelisten spricht von Christus als dem Logos, dem „Wort“, für welches alle Räthsel der Welt in göttlicher Klarheit aufgelöst waren. Und dennoch verehrt die Menschheit das „Wort“ vornehmlich als Heiland, als den Errettenden, den Heilenden. Wenn also selbst göttliche Einsicht in die Dinge auf die Erde herabsteigt, und in alle Kämpfe und in alle Qual derselben eintritt, so kann das wohl als Hinweisung darauf gelten, daß Weisheit und Geistesglanz ohne werththätige Arbeit für die Brüder stumm und starr bleiben.“

„So weit das Können und Vermögen reicht“, erwiderte der Graf, „muß dies Helfen gewiß geschehen. Wer aber in handgreiflicher Weise seinen Mitmenschen gar nicht förderlich oder hilfreich sein kann, ist ihnen sicherlich auch dann nicht unnütz, wenn er als einsamer Denker ihre Herzen und ihre Sinnesweise mit sich und an sich selbst in die Höhe zu ziehen trachtet. Denn die besten Regungen kommen doch von der Erhebung über das staubige Treiben der Gewöhnlichkeit her. Man denkt über diese nicht hinweg, ohne auf mittelbare Weise zur Erhebung eines anderen beizutragen, der mitten in ihr befangen geblieben ist.“

Eine leise Regung der Luft machte die Wasserfläche ein wenig erzittern und auch die Saiten einer Windharfe, welche am Stamme einer hochstrebenden Cypresse angebracht war.

Die Gesellschaft hatte eine Weile geschwiegen. Nunmehr nahm der Graf wieder das Wort:

„Ich weiß nicht, wie es geschah, daß mit dieser Bewegung in meiner eigenen Erinnerung eine Saite angeregt wird, die ich für versunken hielt. Als ich im Morgenlande weilte, trug mir mein Lehrer den ‚Rosengarten‘ des Saabi vor. Es war ein heller Morgen, wie heute, und das feine Geäst der Cypresse im Garten gestattete, gleichwie durch ein schützendes Dunkelglas die Sonne anzuschauen, ebenso wie es hier geschieht. Bis zur Spitze hinauf glüherten noch in dem unvergänglichen Grün die Tropfen des Morgenthaues. Da kam mein Lehrer zu der Stelle, wo es heißt: „Die Leute fragten einen Weisen, indem sie sagten, warum von den vielen herrlichen Bäumen, die Gott geschaffen hat, keiner Affad (das will sagen: frei) heiße, so wie die Cypresse, die doch keine Früchte trägt. Der Weise antwortete: „Jeder hat seine eigene Jahreszeit, während welcher er frisch und voll Gedeihen dasteht, während er zur anderen Zeit sich verwittert und kahl zeigt. Solcher Stahlheit ist die Cypresse nicht ausgesetzt, und von dieser Art sind die Affad, die in Gedanken Freien. Hänge dein Herz nicht an das, was rasch vorübergeht; denn der Tigris wird noch durch Bagdad fortfließen, wenn das Geschlecht der Khalifen schon längst verschwunden ist. Wenn deine Hand eine Fülle auszutheilen hat, so sei freigebig wie der Dattelbaum. Wenn sie aber nichts zu schenken besitzt, so sei ein Affad oder ein Freier, gleich der Cypresse!“

Die Männer warfen noch einen Blick auf den stolzen Baum der Freiheit, der seine Zweige nicht nur über die Erde hinstreckt, sondern sie nach der Höhe hin zusammenfaßt, und verließen den Garten, jeder in seiner Weise mit dem Wahrspruche dieser Feststunde beschäftigt.

Kleine Laube.

Ein russischer Dichter.

Leo N. Tolstoy, sein Leben, seine Werke, seine Weltanschauung, von Raphael Löwenfeld. Erster Theil. (Berlin. Richard Wilhelmi. 1892.)

Es ist ein sehr merkwürdiges Zeichen der Zeit, daß jetzt in Deutschland ein Schriftsteller wie Graf Tolstoy so große Begeisterung erwecken konnte. Im Zeitalter des Materialismus ein Tolstoy! Daß eine Gegenreaction eintreten muß, ist freilich selbstverständlich, aber muß ihr Anwalt denn gerade ein Idealist, ein Weltflüchtiger, ein Cultur- und Bildungsfeind von so leidenschaftlicher Art sein? Rousseau, Ibsen, der Verfasser des „Membrandt als Erzieher“, sie wandeln dieselben Straßen, gehen aber nicht so weit. Unser Heimgartenmann zieht dieselben Straßen, hat manches harte Wort gegen Bildungshochmuth und Übercultur gesprochen und damit vielfachen Anstoß erregt; wie erst, wenn er die Tolstoy'schen letzten Ziele predigte? Gesteinigt würde er.

Der russische Schriftsteller ist, soweit uns das vorliegende Buch unterrichtet, eine merkwürdige Persönlichkeit, allein sympathisch dürfte er vielen nicht sein. Ein hoher Aristokrat, der in der Jugend alle Eigenheiten und Gepflogenheiten

seines Standes mit Leidenschaft durchmacht, steigt zum niedrigen Volke herab, wird Volksschullehrer, Bauer, Arbeiter, predigt in Schrift und That die Rückkehr zur Natur, bis dort, wo sie nackt ist.

Und ist er bei der nackten Natur angelangt, dann verachtet er sie.

Er predigt gänzliche Entsagung, Abtödtung; er versteht die christliche Lehre wörtlich, buchstäblich, und dadurch wird er strenger als Christus selbst. Hingebungsvolle Menschenliebe, zornige Bekämpfung gegnerischer Richtungen, heftige Unduldbarkeit, energisches Einsetzen für das als wahr Erkannte, Leben und Sterben für die Wahrheit nur allein, und doch das Geständnis, daß eine absolute Wahrheit nicht zu finden und daß alles menschliche Streben vergeblich sei. Das ist Tolstoy. Ein moderner Mensch, der die Grundsätze aller Großen sich angeeignet hat, dieselben ernst nimmt, mit dem Leben in Einklang bringen will und seine Person dafür einsetzt und in Conflict mit der Gesellschaft kommt. Das ist Tolstoy.

Ein Suchender, der nach Maß und Richtschnur strebt und in die äußersten Extreme verfällt. Das ist Tolstoy.

Er ist sprunghaft, die Übergänge sind manchmal so plötzlich und scheinbar

willkürlich, daß sie bisweilen an Schrullen eines Sonderlings, oder — an Sportslanunen erinnern. Eine harmonische Entwicklung ist es nicht, die uns in diesem Buche vorgestellt wird, ein lebenswürdiger Charakter ist es auch nicht, der uns hier geschildert wird, und ein weiser, weltüberlegener Geist ist es erst recht nicht, der da beschrieben wird — es ist ein heißblütiger, grüblerischer, redlich und opferfreudig nach dem Rechten ringender Mensch. Man wird weniger bewegt, ihm nachzufolgen, als ihn zu bewundern und zu — bemitleiden.

Tolstoy's Werke sind stets dem russischen Leben entnommen, streng national, was nicht ausschließt, daß seine Philosophie eine weltumfassende, menschenliebende ist. Über seinen Stil kann uns die Übersetzung keine hohe Meinung beibringen, aber seine Art, die Menschen zu schildern, ist genial. Seine im ersten Theile der Biographie berührten Hauptwerke sind die „Lebensstufen“, „Der Morgen des Gutsheeren“, „Die Kosaken“, des Weiteren kommt: „Krieg und Frieden“, „Anna Karenina“, „Volks- und Erziehungsschriften“ und „Die Kreuzersonate“. Diesen Dichtungen mangelt das Künstlerische, die Innigkeit, der Humor, sie sind hart und rücksichtslos, sie sind tendenciös und lehrhaft, zukunfts hoffend im Stile Rousseaus und doch wieder pessimistisch im Sinne Schopenhauers. Einzelne Stücke wie die „Kreuzersonate“ sind abscheulich.

„Die Bestimmung des Menschen“, sagt Tolstoy, „sei das Bestreben, sich zu vervollkommen, dieses Bestreben sei ewig und sei leicht.“ Wie stimmt dazu die in dem Nachworte der „Kreuzersonate“ ausgesprochene Tendenz? „Diese Kreuzersonate“ mit dem berüchtigten Nachwort ist der Sackstrafen dunkelste, in die je ein Dichter sich verrannt hat.

Wahrheit, Wahrheit um jeden Preis! ruft Tolstoy aus, und dann wieder: absolute Wahrheit gibt es nicht. Wir verstehen wohl, er meint die Wahrhaftigkeit, die Medlichkeit der Person, die er sucht und an sich selbst bezeugt.

Den Krieg nennt Tolstoy eine Völkerverwirrung, und er ist Soldat. Die Civilisation ist ein Irrthum, sagt er, und er will Lehrer seines Volkes sein.

Was werden unsere Schulmänner zu dem Ausspruche Tolstoy's sagen: „Die Erziehung verdirbt die Menschen und bessert sie nicht. Je verderbter ein Kind ist, desto weniger darf es erzogen werden, desto mehr bedarf es der Freiheit.“

„Die Schule wirkt verdummend.“

Und dieser Mann gründete Volksschulen und versammelte um sich die wilde Bauernjugend, um sie zu lehren und zu erziehen. Im Volke allein ist Heil! sagt Tolstoy, und alles Stadt- und Culturleben ist Entartung, und also ist er selbst von seinem Grafenschlosse herabgestiegen zum Pfluge, den er als sechzigjähriger Greis persönlich führt.

Am Herzen der Natur will er Leben trinken und anstatt dessen kommt er zur finsternen Verleugnung alles frohen menschlichen Lebens.

Widerspruch über Widerspruch. Ja, eine echt menschliche Leidensgestalt, ein merkwürdiges Beispiel des Irrthums, des Hoffens, des Zweifelns und des Verzweifelns ist dieser Mann; unser Interesse verdient er im hohen Grade, unser Mitleid in einem noch höheren — doch ein führender Geist kann Leo Tolstoy nicht sein.

K.

Der Alkohol standrechtlich verurtheilt.

Aussprüche berühmter Männer über Bier, Wein und Schnaps.

A. Baer, Dr. med., fgl. Sanitätsrath, Oberarzt am Strafgefängnis Plöcken-see bei Berlin; bester Kenner der Alkoholfrage; Verfasser des Werkes: „Der Alkoholismus“ sagt: „Auch der mäßige Genuss von Alkohol ist im gefunden Zustande nicht nothwendig, und sicher befinden sich die meisten Personen am wohlsten ohne

ihn, und ebenso sicher ist, daß niemand unmäßig werden kann, wenn er nicht vorher mäßig getrunken.“

Claude Bernard. Dr. med., Professor, Physiologe. „Der Alkohol ist der Typus aller Nervengifte.“

Bismarck. „Vier macht dumm, faul und impotent.“

Karl Bleibtreu, deutscher Dichter und Schriftsteller. „Ein gutes Buch kauft man in Deutschland bekanntlich nicht. Das überläßt man untergeordneten Völkern, den kleinen Skandinaven, den leichtfertigen Franzosen und den barbarischen Russen. Der Deutsche kauft dafür möglichst viele Biere und verliert jeden Abend sein Geld beim Skat. Das sind die geistigen Erhebungen, die einem deutschen Manne geziemen. Denn wir sind das Volk der Dichter und Denker.“

Th. Brecht, deutscher Schriftsteller. „Der Deutsche thut, wenn er patriotisch ist, auch nicht viel anderes, als was er sonst zu thun pflegt: er trinkt. Geht unser Volk zu Grunde, so geht es am Saff zu Grunde.“

Gustav Bunge, Dr. med., Professor der physiologischen Chemie in Basel, Verfasser der Schrift „Die Alkoholfrage“. „Das Deutsche Reich vertrinkt alle drei Jahre an Bier allein die fünf Milliarden der französischen Kriegszuschädigung.“

Epiktet, stoischer Philosoph des Alterthums im ersten Jahrh. n. Chr. „Drei Reben hat der Weinstock; die erste trägt die Lust, die zweite den Rausch, die dritte das Verbrechen.“

Benjamin Franklin, amerikanischer Naturforscher, Schriftsteller und Staatsmann. „Das Laster des Trinkens zu pflegen kostet bei weitem mehr als drei Kinder zu erziehen.“

Thomas Guthrie, Geistlicher und Philanthrop in Schottland. „Alkohol ist ein gutes und nütliches Ding. Es gibt in der ganzen Welt nichts besseres als Alkohol, wenn man einen Menschen, der

gestorben ist, erhalten will. Der Alkohol ist das thörichteste Mittel, einen Menschen zu erhalten, solange er lebt. Wollt ihr einen Leichnam erhalten, so thut ihn in Alkohol; wollt ihr einen gesunden, frischen Körper verderben, so thut Alkohol in ihn.“

„Ich habe vier Gründe, enthaltsam zu sein: 1. Meine Gesundheit ist besser. 2. Mein Kopf ist klarer. 3. Mein Herz ist leichter. 4. Meine Börse ist schwerer.“

Edward von Hartmann, deutscher Philosoph, Verfasser der „Philosophie des Unbewußten“. „Noch immer sind die deutschen Jünglinge in der wahrhaft barbarischen Anschauung befangen, als ob Mäßigkeit ein Zeichen unmännlicher Schwäche, Unmäßigkeit aber ein würdiger Gegenstand der Reue sei, und kein Grund zur Mißachtung der Juden ist roher und gemeiner als der, daß sie keine Neigung zum Saufen haben. Es gibt Deutsche genug, die wenig vertragen und trotzdem nicht imstande sind, Mäßigkeit zu beobachten; es ist also ganz achtungswert, wenn die Juden, welche wenig vertragen, daraus einen Anlaß mehr schöpfen, mäßig zu sein. Einen Organismus zu besitzen, der wenig Alkohol verträgt, ist ebenso wenig eine Schande, wie es eine Ehre ist, einen Körper zu besitzen, der viel verträgt; im Gegentheil deutet ersteres darauf, daß man von einer Ahnentheile abstammt, welche den Wert der Nüchternheit zu schätzen wußte, letzteres auf das Gegenteil, so daß die Ehre der Abstammung eher auf der ersten Seite ist.“

Charles Lamb, englischer Essayist und Dichter, Verfasser der Shakespeare-Erzählungen; gieng am Alkohol zu Grunde. Könnte der Jüngling, den der Dufst seines ersten Glases entzückt, in mein Elend hineinschauen! Und könnte er verstehen, wie unsäglich traurig es ist, wenn ein Mann fällt, wie er offenen Auges und gebundenen Willens einen Abgrund hinunter gleitet, wie er seine Zerschmetterung vor sich sieht und doch

nicht die Willenskraft hat, sich festzuhalten, und dabei stets weiß, daß alles seine eigene Schuld ist, daß alles Gute aus seinem Herzen ausgeköpft ist und daß er die Zeit nicht vergessen kann, wo alles anders war: O wie würde der Jüngling entfliehen vor der ersten Versuchung.

Otto von Leizner. Deutscher Schriftsteller und Dichter in Berlin. „Die Schädigung der Gesundheit ist nicht das einzige der Übel, die dem Wirtshausleben entspringen. Als das größte derselben muß die Rückwirkung auf das Leben der Familie betrachtet werden.

Leider wird der Wirtshausbesuch immer mehr zur Gewohnheit in weiten Kreisen der Bevölkerung. Stundenlang sitzen die Männer dann in den trotz aller künstlichen Luftzufuhr immer staub- und raucherfüllten Zimmern und Salen und trinken immer mehr, als zur Stillung des Durstes nöthig ist. Dieses Leben gibt den besten Nährboden für jene gesteigerte Erregbarkeit ab, die in Berlin sich in allen Kämpfen des Tages bemerkbar macht. Hier gewinnen den Sieg die stärksten Zungen und die unermüdetsten Zungen; hier wird gezüchtet jene politische Vielgeschäftigkeit, die über alles urtheilt und alles verurtheilt, was nicht zu dem Bekenntnis des Sprechers paßt; hier blühen jene leeren Redensarten, besonders die politischen, die dann in Vereinen und Volksversammlungen auf die Rednerbühne verpflanzt werden. Die Unsitte des Frühschoppens sorgt Vormittags für die Füllung der Räume, der Abenddurst abends — ich zweifle nicht, daß sich allmählich auch der Nachmittagsdurst zu einer Macht entwickeln werde. — Je reicher die Räume ausgestattet sind und je leichter zugänglich, desto mehr ziehen sie an. Der Unterschied zwischen ihnen und den oft sehr beschränkten Wohnungen des Mittelstandes und der unteren Schichten fällt ins Auge, und das bescheidene Heim verliert immer mehr an Reiz. Dabei aber vergessen die Leute, daß sie mit jenem Gelde, das jährlich dem Moloch des

Bieres geopfert wird, nicht nur das Heim sich traulicher, sondern auch das Leben sich inhaltsreicher gestalten könnten durch geistigen Genuß.“

Papst Leo XIII. „Die Priester müßten besonders für diese Sache eifern. Diejenigen, welche berufen sind, das Volk in den Worten des Lebens zu erleuchten und es in der christlichen Moral zu erziehen, sollten auch mit einem guten Beispiel vorangehen. Laßt darum die Priester in Wort und That ihr Bestes thun, das Laster der Unmäßigkeit aus der Herde Christi zu vertreiben und selbst ein Beispiel der Totalenthaltigkeit sein, damit die Gefahren, womit dieses Laster sowohl Kirche als Staat bedroht, abgewandt werden mögen.“

Friedrich v. Logau, deutscher Dichter, insbesondere Epigrammatiker.

„Von einem Trunkenbold.

Wann einen Bacchusnecht ich voll von
Weine schau,
Ist solche Sau halb Mensch, ist solcher
Mensch halb Sau.

Trunkenheit.

Wer vielleicht soll ertrinken,
Darf ins Wasser nicht versinken,
Adiemeil ein deutscher Mann
Auch im Glas ertrinken kann.

Wein.

Kommt Wein vom weinen nicht, so
kommt vom Weine weinen.“

Friedrich Nietzsche, deutscher Dichter und Denker. „Daß jede Art Schwindelgeisterei im heutigen Deutschland nicht ohne Erfolg bleibt, hängt mit der nachgerade unabwegbaren und bereits handgreiflichen Verödung des deutschen Geistes zusammen, deren Ursache ich in einer allzu ausschließlichen Ernährung mit Zeitungen, Politik, Bier und Wagnerischer Musik sehe.“

Johann zu Schwarzenberg, deutscher Gesetzgeber, Reformator des deutschen Strafrechts im 16. Jahrhundert.

„Ich wollte lieber, daß mir meiner Söhne einer ehrlich erschlagen, denn mit Zutrinken durch Wein also gefüllet, daß er nit gehn könnt, entgegen getragen würde.“

E. Sonderegger, Dr. med., Arzt und medicinischer Schriftsteller in St. Gallen. „Am allerschlimmsten wirkt der Frühtrunk, und die jungen Helden, welche nur Braten und Wein frühstücken, sind früher alt an Leib und Seele, bald er gichtbrüchig und wassersüchtig als alle andern. Der Frühschoppen macht durstig, fidel, nachlässig und arm; er ist der eleganteste und sicherste Weg zum Verderben.“

Steinwender, lic. theol., Pastor a. D. zu Görlitz. „Geseht, ein Mann, der im Begriffe stünde, den Handel mit spirituösen Getränken zu eröffnen, schreibe mit großen Buchstaben, so daß es alle Welt sehen und lesen könne, Folgendes auf sein Aushängeschild: daß er viele seiner Mitbürger, um sich ihr Vermögen anzueignen, arm machen und ins Hospital jenden, der ganzen Commune aber die Pflicht aufnöthigen werde, sie und ihre Familien zu unterhalten; daß er viele andere zur Vergehung von Verbrechen verleiten und so das Eigenthum, die Sicherheit und die Wohlfahrt der Gesellschaft gefährden werde; daß er viele mit schmerzhaften, gefährlichen Krankheiten heimsuchen, und in vielen Fällen schon vorhandene Krankheiten, die sonst unbedeutend gewesen wären, durch sein Gift gefährlich und unheilbar machen wolle; daß er viele Menschen ihres Verstandes berauben, vielen anderen einen plötzlichen Tod verursachen werde; daß er viele Frauen zu Witwen und viele Kinder zu Waisen machen wolle, auch dafür zu sorgen gedenke, daß die Kinder meistentheils in Unwissenheit, Laster und Verbrechen aufwachsen und, nachdem sie eine Last der Erde gewesen, frühzeitig ins Grab kämen; daß er endlich die Wirkungen des Evangeliums zu verhindern, den heiligen Geist zu dämpfen und die Seelen der Menschen für die Ewigkeit zu verderben sich vorgenommen

habe; — und geseht, er fügte, um von dem Verluste des Seelenheiltes, von der drückenden Schuld und dem Elende desjenigen, der zu solchem Verderben wissenschaftlich das Werkzeug sei, seinen Mitbürgern einen schwachen Begriff beizubringen, am Rande seines Aushängeschildes noch dies hinzu: „Wenn ihr fragt, was wohl mein Zweck dabei sei, daß ich so viel Greuel gleich einem eingestrichelten Teufel verüben und so unsägliches Elend über euch bringen will, so antworte ich getreulich: Geld“; und, um sich zu entschuldigen, spräche er: „Ich habe eine Familie zu ernähren und muß Geld haben. Dies ist mein Geschäft; dazu bin ich angeschalten worden, und wenn ich dasjelbe nicht fortsetze, so muß ich ein neues ansaugen oder ich kann meine Familie nicht ernähren;“ — und geseht, er wollte, wenn nun alle Gesichter vor dem herannahenden Verderben erblickten, und alle Gemüther gegen ihn, den Ausrüfter desselben, in Zorn entbrennten, sie mit den Worten zu begütigen: „Wenn ich nicht dieses Unheil über euch brächte, so thäten es andere“, was würden seine Mitbürger, was würde die Welt von einem solchen Mann sagen? Handelt aber derjenige, der seinen Mitbürgern im voraus redlich sagt, was er thun werde, schlechter, als der, welcher es ohne es zu sagen thut?“

Maurice Reinhold von Stern, Lyrischer Dichter und socialistischer Schriftsteller. „Der Alkohol ist eine Gabe Gottes. Ja, und die Dummheit auch.“

Die Unentschlossenheit.

Die Unentschlossenheit ist keine Grille, keine schwache Seite; sie ist eine Krankheit weit seltener als man denkt, welche sich in alle Lebenshandlungen mischt und die eine Qual ist, nicht nur für denjenigen, der davon befallen, sondern auch für sein Umgebung. . . . Ich höre immer, so erzählt ein berühmter französischer Erzieher, das Zwiegespräch eines höheren

Beamten mit seiner Frau hinsichtlich eines Regenschirmes.

„Marie, meinst du, ich solle meinen Regenschirm mitnehmen?“

Mache, wie du willst, mein Freund.

„Glaubst du, daß es regnet?“

Ja, das weiß ich nicht, mein Freund.

„Nun! so nehme ich ihn mit.“

Du thust recht, mein Freund.

„Aber wenn es nicht regnet, so hindert er mich.“

Nun! so laß ihn hier.

„Wenn es aber regnet, werde ich nass.“

So nimm ihn mit.

„Du bist unausstehlich! Nimm ihn mit . . . nimm ihn nicht mit . . . Das heißt doch nichts. Man hat eine Meinung. Glaubst du, daß ich gut daran thun würde, ihn mitzunehmen?“

Ja!

„Nun, dann nehme ich ihn mit . . . Doch der Barometer ist seit diesem Morgen hinaufgegangen . . . der Himmel hellt sich auf . . . wenn das Wetter schön wird, denke ich nicht mehr an diesen verwünschten Regenschirm, und werde ihn verlieren . . . Man muß sich entschließen (entschließen ist das Wort der Unentschlossenen) ich nehme ihn nicht mit . . .“

Nun geht er endlich. Aber im Vorzimmer sieht er seinen Regenschirm stehen, er nimmt ihn und . . . unten angelangt, stellt er ihn zum Pförtner.

Aber, wird man sagen, das ist eine Manie! Darum eben muß man sie heilen. Sowie zwei Dinge in der Unentschlossenheit sind: ein angeborener Fehler und eine Gewohnheit, so muß man durch die Gewohnheit den angeborenen Fehler angreifen.

Hat man einmal gesagt: Ich werde diese Sache thun, so soll man, koste was es wolle und was auch geschehen möge, nicht mehr davon abweichen. Nur in der Übung dieser festen Gewohnheit wird man von der Manie, von der Unentschlossenheit geheilt.

J.

Friedrich der Große hat das Wort!

Die christliche Liebe fordert, die Fehler des Nächsten mit den besten Farben zu übertünchen.

An Döhan, 2. October 1736.

Die Menschlichkeit ist die wahre Religion.

Der Fürstenspiegel, 5. Februar 1744.

Es gibt keine Religion, die in Betreff der Moral sich weit von den übrigen entfernte; sie können also der Regierung alle gleich sein.

Über Religion unter der Reformation, 22. Jänner 1749.

Der falsche Eifer ist ein Tyrann, der die Länder entvölkert; die Duldsamkeit ist eine zärtliche Mutter, welche sie pflegt und gedeihen läßt.

Über Religion unter der Reformation, 23. Jänner 1749.

Wer an einen Schöpfer des Weltalls nicht glaubt, muß den Verstand verloren haben.

Unterredung mit de Catt, August 1758.

Alles, sogar das Wachsthum eines Grassalmes, beweist das Dasein Gottes.

Über die deutsche Litteratur, 1780.

Ich habe keinen anderen Begriff von Gott, als daß er ein vollkommenes gutes Wesen ist.

An Voltaire, 18. Mai 1740.

Die Toleranz muß in einem Staate jedem die Freiheit sichern, zu glauben, was er will; aber diese Toleranz darf sich nicht so weit erstrecken, die Dreistigkeit und Ansgelassenheit junger unbesonnener Leute gut zu heißen, die läbn beschimpfen, was die Welt heilig hält.

An Voltaire, 13. August 1766.

Die Menschen halten alles für erlaubt, wenn sie für Gott zu kämpfen glauben.

An Voltaire, 29. September 1775.

Keine Macht der Erde ist im Stande, den Charakter eines Kindes zu ändern;

alles, was die Erziehung vermag, ist, die Festigkeit der Leidenschaften zu mäßigen.

Instruktion für den Major Borde,
14. September 1751.

Die Jugend soll mit klaren Begriffen aus der Schule entlassen werden; anstatt ihr das Gedächtnis anzufüllen, soll man darauf bedacht sein, ihr Urtheil auszubilden, damit sie das Gute vom Schlechten unterscheiden lerne.

Über die deutsche Litteratur, 1780.

In der Historie muß man die jungen Leute bei den alten Zeiten nicht zu lange aufhalten, doch so, daß sie eine Kenntniß von der alten Geschichte kriegen. Aber in den neueren Zeiten, da muß man genauer damit gehen, damit die jungen Leute solche gründlich kennen lernen.

Cabinetsschreiben an den Staatsminister
von Zedlitz, 5. September 1779.

Der Poetenwinkel.

Sinnen und Minnen.

Feiner Regen plätschert leise
Nieder auf das schlechte Pflaster,
Bildet tüdlich kleine Teiche,
Die wir ahnungslosen Menschen
Bei der matten Gasbeleuchtung
Dann natürlich erst bemerken,
Wenn wir schon mit beiden Füßen
In dem nassen Element stehn.
Eilends streif' ich durch die Straßen,
Grollend meinem Unverstande,
Der in diesem schänden Wetter
Mich mein trautes Arbeitszimmer
Ließ so leichten Sinns verlassen.
Da verlockt das helle Fenster
Eines kleinen Bücherladens
Dennoch mich zum Stehenbleiben,
Wie denn überhaupt aus Büchern,
Sei'n sie nach so alt und schmutzig,
Ein geheim magnetisch Fluidum
Mächtig scheint auszustrahlen.
Wohlbeleibt ein Corpus juris
Fällt zuvörderst mir ins Auge,
Dft verklümmelt — stets von neuem
Heiße Schweißestropfen saugend;

Auch im Einband stark beschädigt,
Weil es mehrmals ward im Zorne
In die Ecke hingeschleudert.
Und daneben arg zerlesen
Eine lange Reih' Romane
Mit geheimnisdunklen Titeln
Von noch dunkleren Autoren,
Eiselsöhren in den Blättern,
Gelb und fettig, wie der Daumen
Bildungsdurst'ger Ruchendamen
Nächtlich pflegt sie einzubiegen.
Da erspäht mein suchend Auge
Mitten in dem alten Wüste
Auch ein schwarz gebundnes Büchlein
Mit noch leidlich frischem Goldschnitt,
Das in solcherlei Umgebung
Wenig schien hineinzupassen.
Kurz entschlossen in den Laden
Tret' ich und verlang' das Büchlein:
Hamerlings Gedichte waren's. —
Ich erstand sie um ein Bill'ges
Und enteilte rasch nach Hause,
Denn der Regen floß in Strömen.
Und behaglich auf dem Sopha
Wollte ich des großen Dichters
Klassische Verse recht genießen
Freuend mich des süßen Wohllauts.
Doch wie Schimmel feucht und muffig
Quoll es mir daraus entgegen
Und gemahnte an das Grab mich,
Wo der Dichter selbst jetzt modert.
Trüben Sinns wend' ich die Blätter.
Sieh! Da auf der ersten Seite
Sind zwei Zeilen eingeschrieben.
Liebe heißend, Sehnsucht athmend
Steht's in zierlich feinen Zügen:
„Denke mein in Lieb' und Treue!“
Und der Name „Annschen“ drunter
Und die Jahrzahl einundneunzig.
„Lieb' und Treue!“ — Armes Annschen!
Hast gehofft im vollen Herzen,
Daß die Liebesglut des Dichters
Auch im Busen deines Liebsten
Neue Gluten werde wecken.
Wußtest wohl nicht, daß sich Bücher
Liebende nicht schenken dürfen:
Übel sei die Vorbedeutung,
Heißt es allgemein im Volksmund.
„Denke mein in Lieb' und Treue!“
Batest du — du heil'ge Unschuld!
Doch der Freund, der Vielgeliebte,
War nicht Freund auch von Gedichten,
Brachte die poet'sche Gabe,
Um sie praktisch zu verwerthen,
Zu dem alten Bücherjuden;
Gab sie hin um achzig Kreuzer,
Die ihm nöthig für Cigarren.
Ja, das ist die Welt, lieb Annschen! —
Hin legt' ich das Buch — ich mochte
Heut' von Liebe nichts mehr lesen. —

Trenn von Knuß-Goerens.

Welten.

Jedes Herz ist eine Welt, überreich in sich
allein,
Winter hat's für sich und Lenz, Wettersturm
und Sonnenschein
Hat sein Stückchen Himmelsblau, mit ihm
eig'nen treuen Sternen,
Die an Tagen wolkengrau, es wird nie
doch missen lernen.

Wenn zwei Augen ihm vertraut, brechen
in der Todesnacht
Lächeln zwei der Sterne aus, die im Äther
ihm gelacht.

Wenn der große erste Schmerz es erbitternd
nimmt gefangen,
Ist der erste Todeshauch übers Leben hin-
gegangen.

Stern um Stern erblaßt und stirbt. Lenz
und Liebeslust verfliegt,
Bis es über jedem Geist wie ein trübes
Zwielicht liegt. —
Jedes Herz, das müd verstummt nach dem
Daseinskampf, dem platten,
Ist ein Weltenuntergang. — Doch auch
Welten sind nur Schatten.

E. Salburg.

Staub.

Denk' ich an alle, die waren und längst
schon nicht mehr sind,
Blumen im Frost entblättert, Spreu ver-
weht im Wind,
Denk' ich an alle Gräber, die Immergrün
umspinnt,
An denen die Zeit, die strengen, sibt und
sinnt und sinnt.

Dann faßt mich ein dumpfer Schauer, was
ist's, das sie sinnt die Zeit?
Sie sieht in den Gräbern sich selber, sie
sieht die Vergangenheit.
In jedem Stäubchen da unten zittert von
ihr ein Hauch,
In jedem der ihr entschwunden, entschwand
sie sich selber auch,
Und kann sich nicht mehr finden, so wenig
als jemals wir
Die Todten wieder beleben, die einst ge-
wandelt hier.

E. Salburg.

Die Mörtekbuben.

Hilft kein Bitten, hilft kein Weinen!
Früh am Morgen auf den Beinen
Bis zum späten Abendroth.
Um ein Stücklein hartes Brod!
Ruft der Meister: Frisch und munter,
Flink herauf und flink hinunter!

Am Gerüst hoch in die Lüfte,
In die Gruben, in die Klüfte
Steigen mit der schweren Last
Sonder Ruhe, sonder Raß.
Ruft der Meister: Frisch und munter,
Flink herauf und flink hinunter!

Wär' so kühl im Walde drohn,
Wo die Blätter dicht verwoben
Schützen vor der Sonne Glut.
Armes, armes junges Blut!
Ruft der Meister: Frisch und munter,
Flink herauf und flink hinunter!

Drunten spielen auf der Gassen
Kinder, die nicht glückverlassen.
O wie fein wär's mitzuthun,
Nur ein Weilchen auszuruhn!
Ruft der Meister: Frisch und munter,
Flink herauf und flink hinunter!

Doch am Sonntag — übermorgen —
Keine Arbeit, keine Sorgen,
Vater, Mutter, grüner Wald!
Sonntag, Sonntag, lehre bald!
Ruft der Meister: Frisch und munter,
Flink herauf und flink herunter!

S. Del Perc.

Zehntausend Dichter.

Zehntausend wad're Dichter sind
In Deutschland wohl zu Hause,
Die reimen frisch und gönnen sich
Gar selten eine Pause.

Zehntausend deutsche Dichter — hu!
Wie's einem da nur schauert!
Denn niemand weiß, wann's enden mag,
Wie lang das Dichten dauert.

Und ob es gleich kein Mensch begehrt,
Sie müssen producieren,
Und dichten tapfer immer zu
Und kennen kein Genieren.

Doch brauchen sie sich ihrer Kunst
Wahrhaftig nicht zu schämen.
Nur eines kann man diesen Herrn
Im Ernst recht übel nehmen.

Dass sie die Sachen immer auch
Zulezt noch drucken lassen,
Und noch dazu — o Pegasus! —
In welchen Riesenmassen!

Des Waldes Vöglein singen auch
Viel liebe frohe Lieder.
Doch üben sie nicht jenen Brauch
Und schreiben alles nieder.

Sie singen sich zur eignen Lust
Vergnügt und immer heiter;
Und ob's den andern auch gefällt,
Das kümmert sie nicht weiter.

O nehmet euch ein Beispiel dran,
Macht's so in diesen Studien,
Und was ihr dichtet, singt's für euch
Und laßt es nicht gleich druden.

Bedenkt, wir kommen ganz gut aus
Mit der vorhand'nen „Ware“
Und haben recht im Überfluff
Genug für hundert Jahre. —

Ha! lustig klingts, wenn wie ein Schalk,
Ich d'rüber lach' und höhne
Und doch im selben Augenblick
Dem gleichen Laster fröhne.

Nun, wer Poeten recht versteht,
Wird mich darum nicht richten,
Denn wie der Vogel singen muß,
So muß der Dichter dichten!

Koloman Kalser.

**Herr Graf, du hast mich lieb
gehabt.**

Herr Graf, du hast mich lieb gehabt,
Das arme Bauernkind,
Und dort, wo junge Dirnen auch
Von altem Adel sind.

Ich war dein lieber süßer Schatz,
Und du mein trauter Franz,
Jetzt trägst du deine gold'ne Kron,
Und ich den Dornenkranz.

Herr Graf, du hast mich lieb gehabt,
Wir hatten zwei ein Bett.
Wenn ich von deinen Hunden jezt
Den Bretterlobel hätt'!

Du hast der Köche zwei und drei,
Der Kellermeister vier;
Wer reicht die harte Krume Brot,
Den Wassertrofen mir?

O Herr, du hast mich lieb gehabt,
Und unser Kind verschmacht',
Der Vater fährt ins hohe Schloß,
Die Mutter in den Schacht.

Wenn einst sich auf die Gräber thun,
Die Schlösser stürzen ein,
Dann wird, du stolzer Bräutigam,
Wohl unsre Hochzeit sein?

V. A. Hofegger.

Sommerstimmung.

Vöglein singt gar traurige Weisen,
Düster rauscht der Bach im Grunde,
Lebensmüde Falter kreisen
Gifthauch sächelnd durch die Runde.
Auf die Heimatserde legt sich,
Schwermuthglühend, Sonnbrand nieder
Und es summt und klingt — das regt sich
Wie der Geist verstorb'ner Lieder.
Schlank und schwarz ein Lannbaum trauert
Einsam dort auf jener Halde,
Hinter jedem Grassalm lauert
Todesmahnung hier im Walde.
Wenn ich nun so liegen bliebe
Hingestreckt im Waldesmoose. —
Fühlt' ich länger meine Liebe
Nicht die tiefe, hoffnungslose.
Will, gleich hoffnungslos, sie fühlen,
Fühlen, wie sie fühlt die eine —
Deinen heißen Schmerz zu fühlen,
Leg das Haupt in's Moos und weine.

Lut. 24.

Der Nagelschmied.

Schaut d' Sunn üba d' Höch,
Is dr Nagelschmied auf,
Legt sein Eisen ins Feuer
Und haut lusti drauf.

Er draht's umadum
Und ziacht's aus mit dr Zang,
Und sein Liad und sein Hammer
Gebn gleich guatn Klang.

Ast raht 'r a went,
Nachher schmedt n dr Wein,
Und er möcht af dr Welt nig
Bia Nagelschmied sein.

Und wird eahm sein Leb'n
Immermal a went j'rund,
Nachher packt er sein Hammer
Und arbat sib gsund.

Gans Frauengruber.

Aus der Kinderstube.

Reich zeigt sich die Sprache der
Kleinen an neuen Wortbildungen und
Wortanwendungen, deren Seele der Ver-
gleich ist. Von der Schachtel geht nicht
der Boden, sondern die „Sohle“ ab.
Ein Knabe, der schon Flinten gesehen

hat, aber keine Pistolen, nennt letztere „junge Flinten“, ebenso spricht ein anderer, als sein Vater den Deckel der Weife zumacht, von deren „Thür“. Dann wird ein Streichholz, das gebrannt hat, ein „todtes Streichhölzchen“ genannt. Ein Mädchen nennt Hobelspane „holzige Loden“. Einen hübschen Beitrag zur Empfindung der Farben gibt ein kleiner Knabe, der „kalte und warme Bäume“ erfindet, um damit welke und grüne zu bezeichnen. — Rastlos thätig ist bei den Kindern die etymologische Anlehnung fremder Worte und Wendungen an bekannte. Das gibt oft drollige Vermengungen. „Oper“ ist für die Kleine ein unbekannter Begriff, so machte sie aus einem „Operngucker“ einen „Obergucker“. „Heulen und Zähneklappern“ hat das Kind noch nie gehört; so wird daraus ein „Neun- und Zehnklappern“. Ein kleiner Junge, der nichts von einem Raben weiß, aber schon Kohlrabi gegessen hat, bildet das Wort „kohlrabijschwarz“, und ein anderer spricht von „Hinterpunction“. Ein fünfjähriges Kind wird von der Mutter ermahnt: „Lass das, sonst schilt Tante Bertha“, worauf es leise mit dem Worte „Schildkröte“ antwortet. Ein kleiner Schuljunge antwortet auf die Frage, was er eben thue: „Ich lusionier Zeitwörter!“ Ein kleines Mädchen erhält von der Tante immer hübsche Geschenke. „Ach, Tantchen, du bist immer so gut und schenkst mir was, du bist die reine Schenkمامسج!“ Der kleine Emil ist entsetzt, als er hört, dass Herr Müller „durchgebrannt“ sei. Ein anderes Kind bringt das Wort „Amerika“ in Beziehung mit „am Meer“ und fragt daher, ob dort viel Wasser sei. Dann wieder entstehen gräuliche Verwirrungen, wenn das Schulkind Apostel von Post, Priester von Prieße ableitet, oder einen Arbeiter vom Felde „Feldherr“ nennt. Diese Denktthätigkeit der Kleinen steigert sich oft genug zur Philosophie. Was kann einfacher und schlagender sein, als folgende Erklärung des kleinen Hans. Mama: „Hans, weißt du auch, was

unanständig ist?“ Hans: „Ja, wenn jemand dabei ist.“

„Sch. u. H.“

Foppen!

Ein Alpenidyll.

Heumahd auf der Alm! Das Arbeiten geht uns nichts an, wenn sie aber Feierabend gemacht haben und ihre Gemüthlichkeit hervorjuchen, gesellen wir uns zu ihnen. Vielleicht hören wir schalkhafte Sachen.

In der Schutzhütte wird gerade das Nachtmahl gekocht — ein fetter Brennsterz, wenn man rathen darf! Vor der Hütte stehen, lehnen, sitzen und liegen sie umher und thun den Stachei steigen lassen. Mit einem Stabe hat er tagsüber die Mahden auseinander-geworfen, der Stachei, und jetzt verdient er das Rasten so gut wie die anderen.

Ja, der Stachei! Das ist ein feiner Vursch! Auf den fliegen sie nur so, die Weiberleut, wie die Muden auf Zucker — und der Stachei schmunzelt. Seinen Gut puht er auf. Kohlröserlu und Wildnelken! Hat eine Bedeutung! Paar Geierfedern! Hat auch eine Bedeutung! Der Stachei schmunzelt. Er ist einer von denen, die — na, man braucht ihn bloß anzusehen, wie er dasitzt auf dem Pflock und hineinlächelt in seinen Gut. Beschreiben kann man ihn nicht, dafür ist er zu hübsch; den Maler müßt' man dazulassen. Und richtig, da haben wir ihn leibhaftig, wie er sich selber befiedert und bekränzt, und wie ihn seine Kameraden bewundern.

Also heißt der Hager-Toni in sein Weisenbein und sagt: „Ei, ei, der Stachei richtet sich halt schon wieder zusamm' für die Untermüller-Lieserl!“

„Freilich!“ gröhlt der Stachei und schlägt verschämt die Augen nieder.

„Die Lieserl wird schon nimmer erwarten können auf dich“, sagt der Scheibel-Steff. „Zu der sollst heut noch hinab.“

„Ja“, erzählt der Friedl, „ich glaub's, daß sie nimmer derwarten kann, die Lieserl auf den Stachei! Gestern spat nachts, wie ich vorbeigegangen bin beim Untermüller, hör' ich von der Kammer heraus so was seufzen. Nau, denk ich mir, da drin hat einer Zahnweh. Ich lug hin und ist's die schöne Lieserl; das Augenwasser zudelt ihr nur so über die rothen Wangen herab. Was hat's denn? denk ich mir. Hör' ich auch schon, wie sie wimmert: daß er aber nit kommt! Daß mein Stachei aber gar nimmer kommt! — Und weint, daß sich der Mühlstein hätt' erbarmen mögen!“

Der Stachei ist während dieser Erzählung kreisroth geworden im Gesicht, schlägt unsicher seine salben Augenlider auf und weiß nicht, was er sagen soll. Sagen soll er etwas, das kommt ihm wohl so für, aber was? Ist es zu gescheit, was er sagt, so verstehen sie es nicht, ist es zu dumm, so — lachen sie ihn aus. Manchmal ist es fast so, als ob sie ihn auslachen thäten. Er glaubt es aber doch nicht, daß es so gemeint ist, sind ja lauter gute Leut'; der Toni und der Steff und der Friedel und die Moidl und die anderen.

Die Moidl, das ist die Saubere, die am Plosten sitzt, die begehrt jetzt auf über den Friedel und sein vorlautes Erzählen. „Was geht die Untermüllersche mein Stachei an!“ schreit sie, „sie soll ihr Augenwasser außs Mühlrad leiten, daß sie Brotmehl kriegt, und sich nit kümmern um anderer Leut' Sach'! Der Stachei ist mein!“

Der Bursch wendet langsam seinen großen Kopf und blinzelt auf die Moidl hin. Nachher nimmt er seine ungefügen Beine zusammen, steht auf und trachtet gierend hin gegen das Dirndl. Dieses schreit auf und birgt sich hinter die andern. Da sagt der Hager-Toni: „So hitzig mußst es nicht angehen, Stachei. Bei den Weiberleuten muß man's machen, wie beim Vogelfangen: ganz stad und still hin-

ducken, nit mizen, recht unschuldig thun und auf einmal zutappen!“

„Wird doch besser sein“, meint nun die Moidl, „ich laß ihn der Lieserl. Sie könnt sonst in den Mühlbach gehen. So eine Verantwortung möcht' ich nicht haben. Der Mensch muß wohl oft was Liebes g'rathen (entbehren) auf der Welt, ich will mich halt geduldig dreingeben.“

Alle lachen, nur der Stachei schaut unsicher drein. Er kennt sich nicht recht aus.

„Lappen seid's!“ ruft jetzt die alte Bäuerin vom Feuerherde heraus, „ein armes Geschöpf so foppen! Schamt's euch! Was kann er denn dafür, der Stachei, daß er so ist! Dankt's ihr euerem Gott, daß ihr gesund seid's, und laßt ihn mit Fried, den Hascher! — Zum Essen ist's.“

Bücher.

Ein schweizerischer Bauerdichter. Wenn wir in der neuesten Literatur auf einen Mann stoßen, der sich als ein Ebenbürtiger an die Seite der Besten stellen darf, die je Dorfgeschichten geschrieben haben, und der dabei in voller Wirklichkeit ein Bauer geblieben ist, ein Mann, der den Pflug nicht aus der Hand gestellt hat, auch nachdem er kunstvoll mit der Feder hatte schaffen lernen, so dürfen wir billig über den seltsamen Bauer verwundert sein, und es ist wohl gerechtfertigt, wenn wir ihn uns etwas näher betrachten. Josef Joachim heißt dieser seltene Bauersmann, von dem im vorigen Jahre in rascher Folge mehrere Bücher*) erschienen sind, darunter eines („Die Brüder“), das ganz besondere Aufmerksamkeit verdient.

In den „Brüdern“ hat Josef Joachim ein Volksbuch geschaffen, das wohl zu den besten Werken gehört, die in dieser Art vorhanden sind. Sein Horizont ist hier der weiteste, die Fülle der Figuren, Motive

*) Pönnly, die Heimtloose. Erzählung aus dem schweizerischen Cultur- und Volksleben in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts von Josef Joachim. Basel, Schwabe, 1889. — Erzwingene Sagen, Novelle. Ebenda, 1890. — Die Brüder. Eine Volksgeschichte in zwei Büchern Zwei Bände. Ebenda, 1891. — Fünfzig Jahre auf dem Gellenhofe. Erzählung. Ebenda, 1891.

und Gedanken scheint uner schöpfl ich, die Kraft der Gestaltung scheint nie zu erlahmen, das Ganze, wenn manchmal auch durch ein zuviel des Guten, eine übrigens echt epische Ausführlichkeit, ermüdend wirkt, ist doch ein Werk aus einem Guss, und der Mann, der diese reiche Welt vor unseren Augen entfaltet, scheint sie von dem Gipfel eines hohen Berges ruhig und doch mit mächtiger, inniger Erregung und Theilnahme zu überschauen. Man bedenke, daß Joachim in den „Brüdern“ ein Abbild des gesammten schweizerischen Volkslebens in seinen Höhen und Tiefen geschaffen hat. Wir sehen hinein in das sogenannte freie politische Leben des republikanischen Volkes; wir sehen es bei der Politik, am Conferenztisch, bei den alle Leidenschaften entseffeln den politischen Wahlen; wir sehen es in Handel und Wandel, am Wirtstisch und auf dem Jahrmarkt, in der Kirche und vor der Kirche, auf dem Tanzboden und in der Familie. Wir sehen es mit an, wie in ein altes, weltabgelegenes Dorf die neue Zeit mit ihren Eisenbahnen, Fabriken, mit ihren Actien und verführerisch hohen Procenten einzieht, aus dem aderbauenden Dorfe einen Fabrikort macht und damit das ganze Dorf für eine Weile auf den Kopf stellt. Wir blicken in die Gemeinderathssitzung hinein, wo Leute, die weder lesen noch schreiben können, über Schulangelegenheiten berathen. Der Kampf des Ultramontanismus gegen die freieren Geister entseffelt sich vor uns in seiner ganzen Heftigkeit und Leidenschaft. Dorf und Stadt, alte Überlieferung und modernstes Streberthum, Einfachheit und Raffiniertheit stehen sich gegenüber — das alles bietet der reiche Inhalt dieser Volksgeschichte, die uns bis auf die letzte Zeile nicht losläßt und mit ungewöhnlichem künstlerischem Sinne componiert ist. Denn sie zerfällt in zwei an Umfang und Tonart grundverschiedene Theile. Der erste, der die Geschichte des leidenschaftlicheren und thatkräftigen Bruders gibt, ist ebenso reich bewegt, gleichsam überprudelnd, wie der zweite, der die Geschichte des beschaulichen und philosophischen Bruders enthält, still und idyllisch dahinsiecht, die Vergangenheit vom Standpunkte eines beruhigten und geklärten Weisen überschaut.

Joachim ist kein radicaler Gegner der Kirche, er ist keiner jener Aufklärer, die von Religion überhaupt nichts wissen wollen, er erkennt rückhaltlos ihre Bedeutung an. Aber er hat geläuterte Begriffe von der Religion, sein Christenthum fühlt sich empört bei dem Anblicke des Treibens der Hecapläne, und darum weist er nach, was für Unheil sie anrichten.

So viel aus einem Urtheile M. Reders über dieses Werk.

Sagen Niederösterreichs. Gesammelt, erzählt und erläutert von P. Wilibald Ludwig Leeb. Erster Band. (Wien. Heinrich Kirsch. 1892.)

Daß die volksthümliche Dichtung, die Sagen und Märchen und Schwänke mitinbegriffen, politisch sich nicht abgrenzen laßt, beweist wieder dieses Werk. Wir finden in den „Sagen Niederösterreichs“ die deutschen Alpensagen überhaupt wieder. Doch stößt man hie und da auf ein oder das andere Stückchen, welches uns bisher nicht bekannt war, so besonders in den „frommen Sagen“. Die Darstellung ist schlicht und volksthümlich und verschmäht jegliche Ausschmückung. Darin liegt ein Wert der Sammlung. Ein noch größerer Wert derselben besteht in den Anmerkungen, welche uns wissenschaftliche Aufklärung geben, soweit das auf dem dunklen Gebiete möglich ist. Ein poetischer Anhang, in welchem mehrere Sagen rhythmisch behandelt sind, sowie ein fleißiges Sach- und Ortsregister bilden den Schluß der verdienstlichen Arbeit.

M.

Die Zukunft unseres Volksheaters.

Unter diesem Titel veröffentlicht Anton Bettelheim bei F. Fontane & Co. in Berlin zehn Aufsätze, die in den Jahren 1882/92 in Wiener Blättern erschienen sind. Diese Aufsätze sind weder veraltet noch zusammenhangslos, sie behandeln das Wiener Volkstheater der Gegenwart, vorbereitend auf ein solches der Zukunft. Das Buch — das ist es geworden, — zielt auf das Raimundstheater ab, welches eben im Entstehen ist. Ein genauer Kenner der Bühne und feinsinniger Kritiker der Stücke und Darstellung weiß Bettelheim selbst dem Nichtwiener vielfach für das Wiener Volkstheater zu interessieren, wie ja wohl auch die Frage nicht bloß localer Natur ist.

M.

Drei Studien zur englischen Literaturgeschichte. Von Th. A. Fischer. Inhalt: Roger Asham. Erinnerungen eines Jenenser Studenten. Über den Einfluß der See auf die englische Literatur. (Gotha. Friedr. Andr. Perthes. 1892.)

Die erste Studie „Aus dem Zeitalter der Königin Elisabeth“ schildert Leben, Werke und Bedeutung eines als Mensch, Schriftsteller und Reformator des Erziehungswezens gleich hervorragenden Zeitgenossen jener glanzvollen Periode englischen Geisteslebens und bietet namentlich für Pädagogen und Schulmänner ein ganz besonderes Interesse.

Die zweite Abhandlung gewährt Einblicke in das Leben und Streben des seiner Zeit weit berühmten wissenschaftlichen Vermittlers zwischen Deutschland und England, H. C. Robinsons, des persönlichen Freundes fast aller deutschen Dichter und Denker am Anfange unseres Jahrhunderts. Die Schilderungen seines Verkehrs mit den Heroen deutscher Dichtkunst und Philosophie werfen Streiflichter auf die damaligen literarischen Verhältnisse Deutschlands, speciell Weimars und Jenas.

Von Interesse dürfte das Urtheil sein, das Professor Edward Dowden, Lehrer der englischen Literaturgeschichte in Dublin und Verfasser von „Shakespeare's Art and Mind“, „Life of Shelley“ etc., über die Studien, speciell über die dritte, eine Abhandlung über die englischen Seeromane, Matrosen- und Seelieder, abgegeben hat. Er schreibt dem Verfasser: Es ist ein glücklicher Gegenstand, den sie beleuchtet haben, und Ihr Essay füllt eine Lücke in der Literaturgeschichte aus. V.

Der Wirkungskreis des Weibes. Von Ella Gruska. Verlag von „Schule und Haus“, Wien.

Die Schrift weist zunächst nach, dass die Frauenbewegung etwas Gewordenes sei, das mit geschichtlicher Nothwendigkeit auftritt, einerseits als die Folge des allgemeinen Bildungsfortschrittes, andererseits als das Ergebnis der gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Verhältnisse. Sie untersucht ferner, ob und wie weit dieses Gewordene die Berechtigung habe, sich weiter zu entwickeln, und beleuchtet zu diesem Zweck die Aufgabe, welche den Frauen in der menschlichen Gesellschaft zukommt. Die Aufgabe des Weibes im allgemeinen ist: die Sitte zu hüten und das Schöne zu pflegen, in und außer uns. Die Aufgabe des Weibes im besondern, nämlich als Gattin ist: die Pflichten der Hausfrau und Mutter zu erfüllen. Die vielen Frauen, welche unverheiratet bleiben, können sich aber nur zum Theile in ihrem natürlichen Wirkungskreise betheiligen und sind auf Selbsterhaltung angewiesen. Das weibliche Erwerbsgebiet ist jedoch unzureichend. Da nun in einem gesunden Staatswesen keine productive Kraft unbenützt bleiben soll und es das angeborene Recht jedes Individuums ist, dass die Grenzen seines Arbeitsgebietes nur durch die Grenzen seiner Leistungsfähigkeit bedingt sind, so muss das Weib durch seine Arbeit selbständig gemacht und sein Wirkungskreis über einen beträchtlichen Theil des öffentlichen Arbeitsgebietes erweitert werden. Die Verfasserin gibt nun

in Kürze eine Darstellung der bisherigen Ereignisse der Frauenbestrebungen. Sie verlangt, dass Mann und Weib einander geistig ebenbürtig gegenüberstehen, dass daher den Frauen, abgesehen von der praktischen Verwerthung der Studien, die höchste Bildung zugänglich gemacht werde — und kommt endlich zum Schlusse, dass das Weib nach edler Weiblichkeit zu streben, d. h. ihre allgemeine Aufgabe zu erfüllen habe. E. S.

Goldstiege. Roman von R. Freiherrn von Seydlitz. Mit Illustrationen von F. Wahle. (München. C. Albert & Co.)

Der Verfasser des Romans, R. v. Seydlitz, ist Realist, Phantast und Humorist zugleich.

In ungleichwertiger Schilderung entwirft er in dieser Erzählung ein pikantes Bild aus dem Junggesellenleben der höhern Stände, jener großstädtischen Kreise, in denen die Jagd nach Genuss mit der Jagd nach Geld Hand in Hand geht. Die gähnende Kluft, die den Reichtum vom Elend trennt, der grundlegende Unterschied des festhaften städtischen Philisterthums und der wildbewegten Laufbahn der Artistenwelt wollen zur Darstellung gebracht werden. Die Illustrationen nach französischer Art sind nachgerade widerlich. V.

Die uns kürzlich zu Händen gelommene neue Serie der Bibliothek der Gesamtliteratur, Verlag von Otto Hendel, Halle an der Saale, geht bis zur Nr. 597 angewachsen, bringt Folgendes: Der arme Mann im Toggenburg. Herausgegeben von Ludwig Büttner. Arthur Schopenhauer, Parerga und Paralipomena. Kleine philosophische Schriften. Skizze einer Geschichte der Lehre vom Realen und Idealen. — Fragmente zur Geschichte der Philosophie. — Über die Universitätsphilosophie. Bret Harte, Argonautengeschichten. Deutsch von Johann Hoops. Das Glück des Brüllerlagers. Die Verbannten von Peter Flat. Miggles. Tennessee's Compagnon. Die Idylle im Nothen Thal. Brown von Calaveras. Aus Webers Demokritos. XXII. Bändchen (Schluss). Todesbetrachtungen und die Todesfurcht in ihrer Lächerlichkeit. Römische Grabchriften. — Henrik Ibsen, Ein Puppenheim. Schauspiel aus dem Norwegischen von J. Engeroff.

Der blinde Musiker von Wladimir Korolento. Aus dem Russischen von A. Marlow. (Bibliothek der Gesamtliteratur, Otto Hendel, Halle a. S.) Diese Erzählung schildert den geistigen und seelischen Entwicklungsgang eines Blindgeborenen mit außerordentlicher Naturtreue und großer psychologischer Feinheit. Wunderbar versteht es der Verfasser, die zartesten Saiten der menschlichen Seele anklingen zu lassen und uns einen Blick zu eröffnen in das innere Empfindungsleben eines des physisch und psychisch wichtigsten Sinnes entbehrenden Wesens. Dazu kommt noch die hervorragende Begabung Korolentos für poesisreiche, von einem leisen Hauch der Schwermuth durchzogene Schilderungen seiner russischen Heimat, indem er in stimmungsvollen Zügen den typischen Charakter seiner Landsleute wiederzugeben versteht. V.

Im Zukunftsstaat. Lustspiel in vier Acten von Gottfried Doehler. (Plauen F. C. Neupert 1892.)

Das Lustspiel, im nächsten Jahrhundert spielend, führt den exträurten Zukunftsstaat in humoristisch-satirischer Weise ad absurdum und behandelt einen Familienconflict, dessen Hintergrund im ersten Act der Ausbruch der Revolution bildet, im zweiten und dritten Act die neue Ordnung (resp. Unordnung) der Dinge und im vierten die Gegenrevolution. V.

Wider unseren Erbfeind. Aussprüche derer, die ihn erkannt. Gesammelt von Hermann Blocher. Adolf Geering, Basel.

Unter diesem Titel erschien eine Sammlung von 300 Aussprüchen berühmter und hervorragender Männer, die gegen das alte deutsche Erbübel, den Genuß geistiger Getränke, gerichtet sind. Wir finden alle Literaturen vertreten und alle Seiten der Alkoholfrage berücksichtigt. V.

Von A. Heilmann, Leiter des Curfes für alpines Zeichnen im „Osterr. Alpenclub“, ist bei G. Freytag & Berndt in Wien ein Werk erschienen, das sich die Aufgabe stellt, Fertigkeit im Skizzieren nach der Natur im Laien zu entwickeln und auch Vorgesrittenen die weitere Verbesserung zu ermöglichen.

A. Heilmanns Alpine Zeichen-Studien bieten in fortwährendem Stufengang Bilder

aus unseren Bergen zum Nachzeichnen und wir können sie als eine Schule empfehlen, die vielen eine willkommene Gabe sein wird. V.

Der Schutz der landschaftlichen Natur und der geschichtlichen Denkmäler Deutschlands. Von Ernst Rudorff. (Berlin. Allgemeiner deutscher Verein. 1892.)

Im Allgemeinen Deutschen Verein (Berlin) hat sich ein Schutzausschuß gebildet, welcher der Vertiefung des Verständnisses und der Liebe für das deutsche Land bezweckt. Derselbe hat zur Aufgabe den Schutz der landschaftlichen Natur und der geschichtlichen Denkmäler Deutschlands, auch der einheimischen Thier- und Pflanzenarten, die Erhaltung und Weiterbildung des Überkommenen in Gebräuchen, Sitten, Trachten und Bauweise. — Dieses löbliche Unternehmen sei dem Interesse unserer Leser auf das Wärmste empfohlen. M.

Resyr. (Unabgerahmte Kuhmilch.) Im Verlage der Kaukasischen Resyr-Anstalt in Breslau ist eine kleine Abhandlung über „Resyr. Ein Hausgetränk zur Stärkung und Ernährung für Gesunde und Kranke“ erschienen.

Dem „Heimgarten“ ferner zugegangen:

Der Schmied von Holsandsch. Volksschauspiel in drei Aufzügen von Franz Reim. (Wien. Karl Graeser 1892.)

Im Strome der Zeit. Dramatische Dichtung von Peter Philipp. Zweite Auflage. (Leipzig. Literarische Anstalt. 1892.)

Eine versinkende Welt. Dramatische Dichtung von Peter Philipp. Zweite Auflage. (Leipzig. Literarische Anstalt. 1892.)

Antike Lustspiele. Die Philosophen. — Die Satire. — Malermodelle. Von Friedrich Koeber. (Leipzig. Julius Bädeler. 1892.)

Ramphold Gorenz. Ein deutsches Gedicht aus der Hussitenzeit von Karl W. Gawalowski. Zweite Auflage. (Berlin. Hans Lustenöder. 1892.)

Deutsche Vermächtnisse und deutsche Ver-säumnisse von Karl Pröll. (Berlin. Hans Lustenöder. 1892.)

In gerechter Fehde. Zeitgedichte von Anton Horn. (Berlin. Hans Lichtenöber. 1892.)

Auf dem Pegasus. Gedichte von Haescheha. (Köln. Fritz Greven. 1892.)

Aus dem Paris der dritten Republik. Bilder und Skizzen von Paul Lindenberg. (Leipzig. Ph. Reclam.)

Wohlstand für alle. Eine sociale Studie. Erste und zweite Auflage. Von Dr. Sturm. (Berlin. Dr. Sturms Bucherverlag für persönliche und sociale Gesundheitspflege.)

Das goldene Zeitalter des Gewerbes. Vortrag, gehalten im niederösterreichischen Gewerbeverein von Heinrich Glückmann. (Wien. Niederösterreich. Gewerbeverein. 1892.)

Eine Erinnerung an Dr. Leopold Karl Schulz von Stražnički. Von A. W. Grube. (Langensalza. „Blätter für erziehlchen Unterricht.“)

Katechismus des Guten Tons und der feinen Sitte. Von Eufemia v. Adlersfeld, geb. Gräfin Ballestrem. (J. J. Weber in Leipzig.)

Völkermarkt in Bärnten und Umgebung. Bearbeitet von J. Berger. (Völkermarkt. Verschönerungsverein. 1892.)

Die Brennerbahn. Innsbruck, Bozen, Ala, Verona. — Eisackthal, Etschland und Fassaner Dolomiten. — Riva und Arco. Von A. v. Schweiger-Verchenfeld. Mit 51 Abbildungen im Text, 14 Tonbildern und einer Orientierungskarte. (Hartleben. Wien.)

Illustrierter Reisekatalog. Verzeichnis bewährter Reisehandbücher und Führer, Routen- und Touristenkarten, sowie Reisebeschreibungen, Prachtwerke, Atlanten, Conversationsbücher etc. Ausgabe 1892. (K. F. Koehler. Leipzig.)

Volkskatechismus für den Allgemeinen deutschen Schulverein von Karl Bröll. (Braunschweig. Appelhaus & Pfennigstorff. 1892.)

Bodis Buch vom gesunden und kranken Menschen. Fünfte, stark vermehrte Auflage. Vollständig in 20 Lieferungen. Alle 14 Tage eine Lieferung. (Leipzig. Ernst Reils Nachfolger. 1892.)

Koch- und Wirtschaftsbuch der deutschen Hausfrau. Herausgegeben von Caroline v. Friesen. (Düsseldorf. Felix Bagel.)

Westermanns Illustrierte Monatshefte. 36. Jahrgang. (Braunschweig.)

Eltern = Zeitung Schule und Haus. Zeitschrift zur Förderung der Erziehung

und des Unterrichtes. Herausgegeben von Eduard Jordan. IX. Jahrgang. (Wien. I. Manjedergerasse 6.)

Meyers kleiner Hand-Atlas. (Leipzig. Bibliographisches Institut.) Achte Lieferung.

Iduna. Zeitschrift für Dichtung und Kritik. Herausgegeben von der Freien deutschen Gesellschaft für Literatur in Wien. (Leipzig. Literarische Anstalt August Schulze.)

Wiener Kindermode. Erster Jahrgang. (Wien.)

Die goldene Mittelstraße. Unabhängiges Organ für Bürger und Bauern. Herausgeber Eduard Fritsch. (Aussig.) Erscheint am 15. jeden Monats.

Weltausstellung Chicago 1893. The Exposition Graphic Chicago. A Quarterly Edition of the Graphic, an illustrated weekly newspaper. Deutsche Ausgabe. Große illustrierte Zeitung. (Leipzig. K. F. Koehler.)

Postkarten des „Heimgarten“.

H. H., Ostrau. Die angedeuteten „Geschichtsphilosophischen Gedanken“ finden Sie in den „Grenzböten“. Dieselben enthalten im ganzen außerordentlich viel Wahres. Wir hätten nur gewünscht, dass zur persönlichen Bekräftigung des schriftstellerischen Muthes, der hier erfrischend zu Tage tritt, der Autor sich genannt haben möchte.

P. R., Fiume. Sie wundern sich darüber, dass die Menschen so selbstüchtig sind? Wir wundern uns darüber, dass sie es nicht noch mehr sind; sie würden es gewiss sein, wenn nicht ein uner schöplicher Quell von Güte, von allgemeiner Liebe vorhanden wäre, der aus dem Geiste Gottes fließt.

F. L., Alagensfurt. Utopie sagen Sie? Wie bequem ist dieses Wörtchen für den Philister, der sich gar nichts vorstellen kann, als was seine alltägige Umgebung ihm zeigt, der fest davon überzeugt ist, dass stets alles beim Alten bleibt und nichts sich mehr ändern kann. Vor tausend Jahren war in Deutschland ein Culturleben im heutigen Sinne ganz undenkbar. Vor sechzig Jahren noch waren Dampfkraft und Telegraph Utopie, vor zehn Jahren war das elektrische Licht, das Telephon noch Utopie. Vor zweihundert Jahren war ein regelmäßiger Postverkehr zwischen den europäischen Hauptstädten noch Utopie, und heute? — Dreist kann man annehmen, dass auf Erden mehr Gutes möglich ist, als was die Leute wollen.

G. G., Wels. Es hat sich der vielbenedete Milliardenjegen des Deutschen Reiches bereits in eine Schuldenlast umgewandelt. Die „Deutsche Rundschau“ (Mai 1892) thut dar, dass nach gänzlicher Schuldenfreiheit, die bis zum Jahre 1875 währte, für das Etatsjahr 1891/92 eine Zinsklast von 54 1/2 Million Mark entstanden ist. So geht es.

S. A., Altona. Ob der Mensch in der Sprache denkt oder in innerem Schauen? Eine interessante Frage. Theilweise Antwort darauf gibt G. Kümelin in seinem Aufsatz „Über die Arten und Stufen der Intelligenz“. (Berlin Geb. Partel.)

F. O. H., Oppeln. Die Mathematik, sagen Sie, sei der beste Prüfstein für den Grad der Intelligenz bei der Jugend. Sie sind gewiss Mathematik-Professor. Strauß, Schopenhauer, Goethe u. s. w. müssen gar vernagelte Köpfe gewesen sein, weil sie für Mathematik kein Talent gehabt haben. Goethe bekannte, dass ihm die Mathematik geradezu abstoßend und unzugänglich sei. Nun ja, er war eben ein Dichter.

J. B., Dornbirn. Wächner hat recht: Herzog Friedrich zu Innsbruck, der mit der leeren Tasche, konnte mehr, als unsereiner, er konnte nämlich ein Dach vergolden (das goldene Dachel), unsereiner kann nur eine Uhr versilbern in der höchsten Noth. Daraus ersehen Sie, dass die leere Tasche eines Fürsten nicht so schlimm gemeint ist, als die eines deutlichen Poeten.

J. H., Haremskellen. Der ungebildete Bauer von heute ist Ihnen ein „Culturhindernis“, darum fort mit ihm. Dem Gebildeten bestreiten Sie die Fähigkeit, das beschwerliche und immerhin entsagungsvolle Leben des Bauers zu führen. Grund und Boden wollen Sie aber doch rationell ausnützen. Wie gedenken Sie denn das zu machen?

R. A., Ollenhöfen. Um öffentlich so entschieden für eine bestimmte Art von Naturheilkunde einzutreten, mangelt uns Wissen und Erfahrung. Ein paar Beispiele stellen eine Sache noch lange nicht fest,

berechtigten höchstens nur zu einer persönlichen Meinung, die wir übrigens mit Ihnen theilen.

M. O., Graz. Der Urheber der schönen Frauenfogelwarte bei Judendorf ist Franz Goldhan, welcher für den Fremdenverkehr und für die Touristik in unseren Alpen schon manches Verdienstliche geleistet hat. Ueber die Frauenfogelwarte werden wir noch sprechen.

R. L., Meran. Nein, nicht von „sich gecheut haben“ (vor Unvernunft) kommt das Wort gescheit, sondern von Scheiden, es heißt so viel als geschieht im Scheiden, im Unterscheiden. Sowie das Wort dumm (früher thumb) von dumpf, stumpf, dumper (dämmernd) kommen dürfte.

* Emil Mario Vacano's Freunde sammeln Beiträge für ein Grabdenkmal des beliebten Schriftstellers. Die Verehrer desselben, und solche gibt es gewiss viele, mögen ihr Scherlein nach Karlsruhe an den Redacteur Herrn Friedrich Gutsch einschicken. Die Beiträge werden in der Karlsruher Presse bestätigt. — Der „Heimgarten“ bringt demnächst eine Charakterisierung des merkwürdigen E. M. Vacano, der als Mensch nicht minder, denn als Schriftsteller Interesse verdient.

M. H., Meran. Einbanddecken für alle Jahrgänge des „Heimgarten“ sind im Verlage „Leplam“ in Graz und durch alle Buchhandlungen zu haben.

F. u. B., Wien. Die umständlichste und ungeschickteste Postverpackung für Hefte, Zeichen- und Notenblätter u. s. w. ist die in Rollen. Ein einmal enge zusammengerolltes Blatt bringt man nicht mehr ins Gleiche. Besonders Bilder werden durch die Rolle gänzlich verdorben. Die betreffenden Absender möchten sich das merken.

B. J. Abg. Schlägt nicht in unser Fach.

* Druckfehler im Aufsatz „Matthias von Lezer“: anstatt Formans muss es heißen: Fromanns, anstatt Freiburger: Freiburger-Universität, anstatt Königreich Böhmen: Baiern.

* Bitten unverlangt Manuscripte nicht einzuschicken; wir können nicht dafür bürgen.

Heimgarten



12. Heft.

September 1892. XVI. Jahrg.

Poesie.

Novelle von E. Salzburg.

Ein süßes Wort, ein sanfter Ton
 zog leise durch mein Leben,
 Im Vollmondlicht als Anabe schon
 hört' ich sein holdes Weben.

X. Christen.

Es ist etwas Seltsames um dieses Wort. Ein sanfter Hauch, wie Weichenduft und milder Mondesglanz, ein Gruß, wie vom ewigen Frühlingsmärchen, weht aus ihm entgegen. Poesie. Sie ist nicht der Dichter ausschließliches Eigenthum, und mancher, der sie gepachtet zu haben glaubt, hat doch nur ein recht geringes Theil von ihrem echten Zauber abbekommen. Aber hinwieder gibt es auch Menschen, über deren ganzem Dasein dies geheimnisvolle Empfinden wie eine ewige, gedämpfte Festestimmung, liegt. Einfache Menschen! In der ungesuchten Einfachheit des Denkens und Handelns tritt alles Ungewöhnliche doppelt bedeutsam zutage. Solch ein Geschöpf,

mit der gleichmäßigen, fast allzustillen Anmuth des Betragens und den nachdenklichen Augen, die gleichsam nach innen schauen, war Elisabeth Högglin, das Mädchen, welches sie in der kleinen, spießbürgerlichen Stadt, im lauten Kreise der ehrsamem Honoratioren, dem ihre Eltern angehörten, am wenigsten beachteten. Sie verschwand unter den sehr gepuzten Töchtern und Töchterchen der Bürger mit ihrer tollten Munterkeit und ihrem schiefen Anstandsknize, denn sie war immer ruhig, wie ablehnend. Nie über die kleine Stadt hinausgekommen, wo ihr Vater einer der ersten Honoratioren war, unberührt vom raschen, stürmischen Pulsschlag der Metropole wuchs sie auf und sog die lärmende

Aleinlichkeit als Lebensathem ein. Dennoch bot sie nie den Anblick einer Kleinstädterin, und ähnelte in Nichts ihrer Umgebung. Man überfah sie; sie zählte kaum mit im geselligen und häuslichen Kreise, obwohl sie dem Vergnügen bewohnte und die Arbeit that, wie die anderen alle, letzteres vielleicht mit mehr Eifer als die anderen. Was sie an ihr auszufehen hätten, wußten sie selbst nicht genau, nur erschien sie ihnen beschränkt und hochmüthig, weil sie so unsäglich stille war. Niemand bestritt ihr, daß sie anmuthig sei, mit der großen Gestalt, die sich ruhig und edel bewegte, mit den klaren, blauen Zügen und der hohen Stirne. Ihr röthliches Paar lag, gleichgiltig gegen die wechselnden Moden, lose, als schimmernder Knoten im Nacken, die dunklen Augen blickten offen und ernst. Dennoch gab es hier weit schönere Mädchen, von strahlender, wenn auch kurzer Blütezeit. Aber ihr blickte der vornehme Fremde nach, wenn er sich einmal in das Städtchen verirrete. Wie sie mit siebzehn Jahren, von der Confirmation zurückkehrend, vor ihren Eltern stand, schlank, ruhig, mit den Augen, die von innerer Andacht erleuchtet schienen, so blieb sie und gieng, jede Pflicht erfüllend, den vorgeschriebenen Weg. Sie war keine Schwärmerin und keine unverstandene Seele; nichts in ihrem Wesen voll natürlicher Harmonie widersprach sich, oder ließ auf eine Doppelnatur schließen. Von den Anforderungen, die das alltägliche Leben stellt, ließ das Mädchen keine unerfüllt. Im Gegensatz zu jenen, die sich poetisch veranlagt glauben und das Gewöhnliche ungestüm ablehnen oder zu umgehen suchen, zog sie es zu sich heran, und ihr Walten schien es zu veredeln. Es gibt begnadete Hände, die allem, was sie berühren, ihren eigenen Reiz verleihen.

Elisabeth fühlte sich glücklich. Sie blieb ihrer Umgebung fremd und

hielt sich zurück, nicht weil sie es so wollte oder vorbedacht hatte, sondern weil ihr überreiches, inneres Leben wenig Zeit für das der anderen übrig ließ. Ihr erschien niemand kleinlich, niemand unangenehm oder untergeordnet. Jenes volle, sanfte Licht, das von ihrem innersten Wesen ausgieng, verklärte ihr auch die Außenwelt. Wohl las sie mehr als andere, und doch noch immer wenig genug. Gelesene oder anerzogene Romantik hält dem Leben nicht Stand. Was dieses Mädchen gegen jede krankhafte Gefühlsverirrung setzte, das war das Freie, durchaus Ursprüngliche in seiner Gemüthspoesie. Elisabeth Högglin liebte ihre Wohnstätte. Ihr Herz hieng mit pietätvoller Bewunderung an der uralten Stadt mit den dunklen, krummen Straßen und Gassen, auf deren schlechtem Pflaster die Regentropfen deutlich aufschlugen und die Sonnenstrahlen träumerisch umherhüpften, an der winkeligen Kirche mit dem verblassten Altarbild, am grauen Thorbogen beim vorzeitlichen „Hungerthurm“ und an allen den ehrwürdigen Häusern mit kleinen Fenstern und engen Vorgärtchen, wo Ephen und Kletterrosen, herbduftende Narzissen und andere altmodische Blumen üppig emporwuchsen. Ihr Vater wohnte in einem der „neuen Häuser“; das war ihr ein großer, wenn auch verschwiegener Schmerz. Sie kannte die Chronik der Stadt und wußte daraus, daß sich hier in den alten Gebäuden ebensowenig etwas Besonderes zugetragen, als anderswo, daß alles immer so ziemlich seinen Alltagsgang gegangen war. Wie jede ehrenwerte und gesittete Stadt, hatte dies Häuflein Häuser seine Epidemien, bei denen so und so viele Menschen verblieben, seine Besuche hochfürstlicher Häupter, „die Ort und Inwohnerschaft mit hoch Dero höchstem Wohlgefallen ausgezeichnet“ und seine „Belagerung“, bei der sich „die wohlthätliche Bürger-

schaft höchlich hervorgethan“, zu verzeichnen; die Chronik war trocken und selbstzufrieden. Dies kümmerte das Mädchen nicht. Unwillkürlich wob seine eigene scheue, kindliche Phantasie Sagen und Geschichten um diese Stätten, die Jahrhunderte vorüberziehen gesehen. Da war vor allem ein altes Haus, wohl das älteste der verwitterten Gefellen. Es lag im Mittelpunkt der Stadt und doch ziemlich wie eine eigene kleine Welt für sich abgeschlossen, denn rund umher lief der große, der Stadt gehörige Falkengarten, so genannt nach dem uralten „Falkenheim“ selbst, dem Hause, in dem ein Grafengeschlecht gewohnt. Nun schief es längst „in steinernen Särgen“, sein Besitz gehörte dem Städtchen. Es wußte aus dem wunderlichen Gebäude nicht viel zu machen, die Zimmer waren niedrig, winkelig und dämmerstille, lange Gänge durchkreuzten sie überall. Viele der Wohnungen standen leer, insbesondere für den ersten Stock hatte sich lange kein Bewohner gefunden. Die Kleinstädter, vom ersten bis zum geringsten, thaten sich gerne in den „neuen Wohnungen“ groß und für die kleinen Leute waren die Räume zu ausgedehnt und schwer heizbar. Dennoch lag für ein Träumergemüth, das sich nun einmal mit dem seltsamen Baue beschäftigen wollte, ein räthselhafter Zauber über der einsamen Stätte.

Elisabeth Högglin befand sich von Kindheit an im Banne dieses Zaubers. Sie war oft durch die dunkelnden Zimmer gegangen, aus den Holznischen hatten blasse Bilder sie eintönig angelächelt, die krummen Ecken und Erker schienen ihr lauschige Winkel voll Ahnungen und Geschichten. Der ungeheuerere Garten draußen war lange brach gelegen. Niemand fand Gefallen an seinen regellosen Gängen und Lauben, man nannte ihn feucht und schauerlich. Die unbeschnittenen Zweige der Ulmen und Eschen klopf-

ten an die breiten, kleinen Fenster, zwischen ihnen lugte die kahle Wand des vernachlässigten Hauses traurig hervor. Der „Stadtgärtner“, welcher nothdürftig für die Erhaltung des Gartens sorgte, weil selber nicht aufgelaßen werden durfte, war ein alter, bequemer Mann, den man mit Geringschätzung behandelte. Er wohnte im Erdzimmer des Falkenheims, die übrigen Räume ließ man leer und versperrt. Seine Gehilfen wechselten jährlich, sie jäteten das nöthigste Unkraut aus, pflanzten geschäftlich, ohne Eifer und Sorge, immer dieselben Ranunkeln, Pfingstrosen, großen Veilchen und blassen Monatsrosen in die altväterischen Beete und kümmersten sich weiter um nichts. Der Garten war öffentlich, aber man bemerkte das kaum, er lag stets einsam. Die ehrfamen Valenbürger, welche alle einem Vereine angehörten, der sich „Wir Gönner des Fortschrittes“ betitelte, saßen oder wandelten steif unter den kindlichen Bäumchen der tausend Schritte umfassenden „Neuen Promenade“ umher, wischten sich unter den senkrechten Sonnenstrahlen den Schweiß des Gerechten von den Stirnen und klagten über die alberne Klausel, die dem Vermächtnis des letzten Falkenheimers beigefügt war: „Der Garten müsse erhalten bleiben.“ Welch schönen Bauplatz hätte er gegeben, wie stattlich hätte sich ein „Schlachthaus“ oder gar eine „Bierhalle“ an seiner Stelle ausgenommen. So meinte vor allem der Rath Högglin; alles, was mit dem Falkenheim zusammenhieng, erbitterte ihn, seine Mißgunst lag auch schwer auf dem alten Gärtner. Wenn Elisabeth seine Reden darüber hörte, wechselten die Farben auf ihrem stillen Gesichtchen. Es war, als schmähe man ihr Heiligstes, die andächtige, fast ehrfürchtige Liebe, die sie zu dem Alterthum der Stadt ängstlich verborgen im Herzen trug. Etwas Magisches, fast Geheimnisvolles lag in

der Anziehung, die diese Stätte auf sie ausübte, sie begriff es selber nicht und suchte es nicht zu enträthseln, ihr ganzes Wesen gab sich natürlich und willenlos diesem Cultus hin. Als Kind hatte sie sich in den Garten geschlichen und, eine kleine Gestalt mit röthlichen Flechten und dunklen, wachsamem Augen, zu dem stummen Hause aufgeblüht, stundenlang; wie eine liebliche, lebendig gewordene Frage an ein Räthsel, stand das kleine Wesen unter den uralten Bäumen. Und später wandelte die stille Gestalt des Mädchens unter ihnen hin, schmiegte sich im dichtverwachsenen Laub auf die morschen Bänke und huschte wie ein süßer Lebenshauch durch die todte Einsamkeit. Sie brachte fast nie ein Buch mit, meist einfaches Arbeitszeug, denn sie durfte nicht feiern; aber während sie ungezählte Male den Faden durch die Leinwand zog, lauschte sie den Stimmen des wilden Laubwerkes, und wenn der Abend ihre Familie in einen der geliebten „Lustgärten“ entführte, dann blieb sie zurück und gieng durch die verwachsenen Gänge. Sie lebte in engstem Bunde mit diesem gemiedenen Orte, ohne sich zu fragen, wie es kam und warum es so war. Und so wußte sie auch nicht, wie viel Dank sie dem Falkenheim schulde, wußte nicht, daß diese Heimat ihres Herzens sie hinderte, sich in der anderen Heimat öde und fremd zu fühlen. Hier in dieser Wildnis blühte dieselbe unwillkürliche schöpferische Poesie, wie im Innersten des Mädchens, hier wehte derselbe Sehnsuchtschauch, wie in ihrer Brust, stillte den der einsamen Seele und machte sie glücklich. Es kam ihr oft der Gedanke, was sich aus dem verachteten Garten machen ließe, wenn eine verständnisvolle Hand sich freundlich seiner Verwilderung hätte annehmen wollen. Sie war für seine Mängel und für die wüste Verwahrlosung nicht blind, ihr Auge irrte

traurig über die feuchten, wilden Lauben, die zerbrochenen Götterbilder und die wuchernden Schlingpflanzen. Und wäre der Garten ringsum ein belebtes, fühlendes Geschöpf gewesen, dann hätte er vielleicht mit derselben Wehmuth und Befreiungssehnsucht das liebe Wesen betrachtet, das sich aus dem Zwang seiner elenden Alltagsverhältnisse unwillkürlich zu ihm flüchtete. Was ließe sich machen aus dir in Freiheit, du verlassen, gedrücktes, hilfloses Menschenkind. —

Die Jahre giengen hin, und von Elisabeths Schwestern war nur mehr eine daheim, die häuslichste und reizloseste. Elisabeth selbst fand, nachdem sie lange jeden Bewerber im Beginne sogleich abgeschreckt, einen Freier, den sie auf der Eltern strenges Gebot nicht sofort abfertigen durfte. In jenen Tagen kam es ihr zuerst zum Bewußtsein, daß sie daheim überflüssig sei. Auch war der steife Postsecretär „aus sehr guter Familie“, darauf hatten die Valenbürger mehr als der Hochadel, das Ideal eines Schwiegersohnes für das Ehepaar Högglin. So warb er denn langsam und feierlich, im Bewußtsein seines Wertes, um das Mädchen. Und öfter denn je floh es vor diesem Fremden in den Falkengarten, wo es niemand suchte. Was Elisabeth trieb, den vortheilhaftesten Antrag zu fürchten oder zu fliehen, war wieder nicht ein fester Vorsatz oder eine deutliche Abneigung, sondern jenes alte, unbewußte Zurückschrecken vor der Gewöhnlichkeit.

Es war ein Frühlingsabend und die sinkende Sonne tauchte die Gegend in fattes, rothes Gold, da saß Elisabeth müßig in der dichten Fliederlaube. Blaue und weiße volle Blumentrauben nickten zitternd zu ihr herein und die Erde hauchte den tiefen, feuchtwarmen Athem des Lenzes aus. Die schwere, süße Lust streifte das weiße Mädchen Gesicht, wie der Kuß des Verführers; und er verführte

sie wieder zu jenem vagen Hinträumen, das die Welt um den Träumer in ein Märchen verwandelt. Schritte ertönten auf dem engen Hauptweg, sie achtete ihrer nicht. Es war wohl der Gärtner, er humpelte oft mürrisch ohne Gruß vorbei und sah sie kaum, so gebrechlich wurde er allgemach. Er war es auch, aber nicht allein. Neben ihm schritt ein junger Mann, nicht viel besser, aber viel sorglicher gekleidet als er, Spaten und Metermaß in der Hand, eine hochgewachsene, stattliche Gestalt. Nahe bei der Laube blieben sie stehen. Der Jüngere stieß den Spaten in die Erde und sah sich um.

„Es ist so, wie ich Euch sagte, Oheim“, rief er, „viel Fleiß, etwas Geschmach und einiges Geld, und wir verwandeln diesen Garten in einen Park, der Euere Stadt berühmt macht. Guter Gott! Schläft Euer Ehrgeiz oder seid Ihr hier blinde Thoren! Ich sag' Euch, wenn ich hier Gärtner wär' —“

Der Alte lachte spöttlich.

„Sei es, du Narr, mir soll's recht sein, wenn statt eines Fremden mein Nefse in den sauren Apfel beißt. Ich bin um meine Pensionierung eingekommen. Haha! Vächerlich! Wilhelm Borbeck, der mit achtundzwanzig Jahren wohlbestallter Obergärtner und Leiter der fürstlichen Gärten in W. ist, wird sich freiwillig zum miserablen Verwalter dieser Wüstenei degradieren, für die ihm niemand einen Heller aufwendet.“

„Letzteres kann sich ändern, und ersteres, nun Oheim, das «Degradiertwerden» dürfte mir nichts Neues sein“, sagte der junge Mann mit finsterem Blick. Als mein Vater, der Pastor, starb, zählte ich vierzehn Jahre, war mit glühendem Eifer mitten in meinen Studien auf der Realschule und mußte sie, als das älteste von neun unversorgten Kindern, jäh abbrechen, um ein Handwerk zu lernen, es war bitter, Oheim.“

„Ja, mein nobler Bruder sieng immer groß an und brachte nichts zu Ende.“

„Still!“ gebot Wilhelm schroff. „Ich bin zufrieden. Ich habe Glück gehabt, dank meiner Befähigung die Gartenkunst und noch etwas mehr ohne Kosten völlig erlernt, kann für die Kleinen sorgen und habe es, da ich nicht umgangsbedürftig bin, ertragen gelernt, statt zu dem «Herren»-, zum «Handwerkerstand» zu gehören.“

Es zuckte spöttisch um seinen Mund. „Deine Stellung“, begann der Alte —

„ist glänzend für den Beginn“, unterbrach ihn Wilhelm kurz, „aber zu bequem.“

„Und da willst du sie aufgeben und hier Schutzpatron dieser Wüstenei werden, probier's“, höhnte der Gärtner.

Wilhelm zuckte mit feiner Wimper. Er sah mit langem Blick über den Garten hin und seine Augen leuchteten auf.

„Bei Gott, hier ist ein Spielraum für mich“, sagte er ernst, „hier ließe sich ein Paradies schaffen, dem Stumpfsinn abtrogen, wenn es sein muß! Die Stätte ist herrlich und ich — bin frei!“

„Probier's“, wiederholte der Alte.

„Warum nicht? Ein paar Jahre zum Versuch bringen sich leicht ein, eine andere Stellung zu finden, ist Kinderei und . . . hier ist es schön“, sagte er nochmals innig.

Der Gärtner lachte laut auf und humpelte fort.

Wilhelm blieb stehen, in tiefe Gedanken verloren. Und jetzt, wie er sich aufrichtend mit der Hand über die Stirne fuhr, als wolle er einen Traum verschrecken, jetzt, was war das? Vor ihm stand ein Mädchen in nonnenhaft einfachem, grauem Kleide, röthliche Flechten im Nacken, aus einem klaren, blassen Gesichte schauten zwei dunkle Augen vollkommen unerschrocken, fast leidenschaftlich beredt

zu ihm empor; geisterhaft leise war die Erscheinung über den Rasen herangekommen.

„Thun Sie es, o ich bitte, thun Sie es doch“, sagte sie athemlos, wie vor innerer Bewegung. „Schaffen Sie dem Falkenheim sein Recht, Sie haben Augen für seinen Wert.“

„Es soll nicht ganz zugrunde gehen, gewiß nicht“, sagte Wilhelm mechanisch.

Sein Auge hieng betroffen an diesem ungewöhnlichen Gesichte voll kindlichem Vertrauen und fremder Poesie. Und jetzt fiel ihm bei, wer sie sei. Sein Oheim hatte sie ihm in der Kirche gezeigt, Kath Högglin, des erbitterten Kleinstädters Tochter, der die Hauptschuld an der Verwahrlosung des Falkenheims trug. Seltjam! Er sah es dem sinnigen Gesichte an, daß es für gewöhnlich den Stempel eines verschüchterten, in sich selbst versunkenen Gemüthes trug. Diese Schüchternheit war nur jetzt augenscheinlich um eines zwingenden Gedankens willen beiseite gesetzt worden, und der Gedanke war derselbe, welcher ihn beim Eintreten in den Garten gefangen genommen. Hier schien er zur Sehnsucht, zur Leidenschaft geworden, die ein Leben ausfüllte.

„Glauben Sie, daß ich es wagen kann, Fräulein Högglin?“ sagte er lächelnd. „Ihr Vater hat viel Einfluß, könnten Sie ihn zu freundlichen Gefühlen für dies alte Heiligthum bewegen?“

„Nein“, sagte sie offen und ernsthaft.

Diese Offenheit gefiel ihm, sein Blick, der nachdenklich und manchmal etwas traurig war, tauchte tief in die furchtlos bittenden Augen, die zu ihm aufschauten.

„Und die Väter der Stadt, ist ihre Unterstützung und Hilfe denkbar?“

Sie blickte bekümmert zu Boden.

„Wenn Sie Geduld und Energie

hätten und vielen Gleichmuth“, sagte sie leise, „und dann ein ausdauerndes, echtes Gefühl für diese Stätte; aber freilich, woher sollten Sie es haben, und warum? Sie werden Ihre schöne Stelle nicht aufgeben.“

„Ist sie so schön?“ bemerkte er bedachtsam. „Da Sie nun einmal gelauscht haben, Fräulein, will ich es Ihnen offen sagen, Ihnen, als Schutzgeist dieses Ortes, ich werde es wohl thun müssen. Aus Selbsterhaltungstrieb; denn erstens lodt mich diese Wildnis an, und dann, Sie hörten es ja, ich ward aus meiner Bahn gelenkt, bin statt eines Professors ein Arbeitsmann geworden, aber der alte Trieb, das schönste und beste aus jeder Beschäftigung herauszufinden, der blieb mir treu. Ich hätte als Gelehrter nicht Alltagsbücher gelesen, und will als Gärtner nicht Alltagsgärten hegen, hier ist ein besonderes Ding für sich, das die gewöhnliche Arbeit veredelt, etwas wie Poesie. — Mich drängt's, es zu wagen.“

„Ich danke Ihnen“, sagte sie aufgeregt und das Blut schoß heiß in ihre weißen Wangen. „Im Namen des alten Herrn, dem es gewiß weh gethan, hätte er gesehen, wie pietätlos man sein Vermächtniß behandelt — und im eigenen. Ich habe hier mein ganzes Lebensglück geträumt.“

Sie sagte das willenlos und wußte selber nicht, wie es ihr jäh zum Bewußtsein kam, das Unausgesprochene ihrer innersten Seele. Und ihre Augen füllten sich plötzlich mit Thränen, obwohl sie seit Jahren nicht geweint.

Seine Augen hiengen sehr ernst, fast andächtig an dem bewegten Gesichtchen.

„Ich will es wagen“, sagte er nochmals.

Sie war fort, so rasch und still, wie sie gekommen.

Er gieng noch lange unter den Lauben umher, und in der Nacht darauf, in der süßen, stillen Sommer-

nacht, wo der Duft der Sträucher schwer zum offenen Fenster hereingewogte, träumte er, er stände mitten im Garten, halb begraben in einer Fülle von Narzissen, Flieder und Veilchen, aus einem Bosquet dunklen Immergrüns neige sich eine große, schneeweiße Blume, die trage ein zartes Antlitz in ihrem Kelch, und leise, leise klinge es von ihr zu ihm: „Ich habe hier mein ganzes Lebensglück geträumt.“

Zwei „Ereignisse“ belebten die Langeweile der Kleinstadt. Wilhelm Vorbeck erhielt die Stelle des Aufsehers über das Falkenheim und Elisabeth Högglin gab dem gefeierten Postsecretär einen Korb, worauf er in stolzer Verachtung ihrer „Beschränktheit“ ihre Schwester heiratete. Elisabeths Leben im Elternhause gestaltete sich trostlos, offene Abneigung begegnete ihr. Der Vater wollte sich nicht mit dem Gedanken ausöhnen, gerade diese einzige, ungeliebte Tochter daheim behalten zu müssen. Dieser Gedanke und seine zunehmende Kränklichkeit machten ihn zu einem schwergeritzten, unerträglichen Menschen. Nicht Elisabeth allein litt unter seinen Launen. Auch im Gemeinderath und in den verschiedenen Versammlungen zum Wohle der Stadt ward seine Unverträglichkeit schwer empfunden.

Wilhelm Vorbeck unterbreitete seine Vorschläge und Gefühle betreffs des Falkenheims in schlimmer Stunde. Was er vorschlug, war an sich nichts Besonderes, das fanden sogar einige der Väter der Stadt. Er sprach von dem Werte und der außerordentlichen Schönheit des Gartens und des alten Hauses, von der Thorheit, dasselbe brach liegen zu lassen, und rieth, das Haus für eine Gärtnerei in Stand zu setzen, welche der Stadt großen Nutzen bringen könnte, ein kleines, abgesondertes Theil des Gartens mit einem Gewächshause zu nützlichen

Zwecken zu verwenden, den Rest aber zu einem öffentlichen Park, in strengem Rococostil herzurichten, die Zierrathen auszuführen und zu restaurieren, so dass der Stadt ein Besizthum von bedeutendstem Werte geschaffen würde. Er erbot sich, die Sache in die Hand zu nehmen und forderte dafür weder eine Gehaltszulage, noch sonstigen persönlichen Vortheil. Er verlangte nur, dass jährlich einige hundert Gulden mehr für die Erhaltung des Falkenheims gegeben würden und dass ihm statt zwei, vier Gehilfen zur Verfügung ständen, bis die erste schwere Arbeit gethan sei. Die Honorationen, welche den Aufseher des Falkenheims tief unter sich stehend fanden und zu der Handwerkerklasse rechneten, erstaunten nicht wenig über die klare Redeweise und die Lebensart des jungen Revolutionärs. Mancher neigte fast hin, ihm zuzustimmen, aber Rath Högglin's ausschlaggebendes Wort änderte rasch die Sachlage. Alles wurde abgelehnt. Es bleibe beim Alten, so hieß es, und Vorbeck möge Oberaufseher sein, nach Muster der früheren, oder sich trollen. So der zornige Bescheid.

„So will ich's auf eigene Faust und mit eigenen schwachen Kräften versuchen“, sagte Wilhelm mit kurzem Aufschauen und gieng fort.

Schon am nächsten Tage räumte er mit seinen Arbeitern sämmtliche beschädigten Marmorbilder aus dem Garten in das Haus. „Werden sie nicht renoviert, so sollen sie nicht das Auge beleidigen“, dachte er gleichmüthig. Als diese Arbeit gethan war, stand er im Garten und dachte darüber nach, was er wohl mit den leeren Nischen beginnen solle. Dabei fiel sein Blick auf die Laube, aus der jenes Mädchen so plötzlich auf ihn gekommen war. Ein Monat war darüber verflossen und sie hatte sich nicht mehr eingefunden. Sie wollte ihm nicht begegnen, aus Zartgefühl oder Scheu vielleicht. Aus

Gleichgiltigkeit gewiß nicht. Was würde sie empfinden, wenn ihr ihres Vaters Beschluß zu Ohren käme? Woran sie zuerst denken würde, an den Schaden, der dem Garten erwuchs, an die gekränkten Gefühle des Gärtners? Er lächelte mit flüchtiger Bitterkeit. Sie war gewiß trotz allem und allem zu viel ihres Vaters Tochter, als daß er, Wilhelm Vorbeck, der mit eigener Hand rüstig arbeitete, in ihren Gedanken etwas anderes sein konnte, als eine nützliche Maschine. Langsam gieng er über den Rasen, die letzten Jasminblüten an den Sträuchen sprachen mit ihrem überreifen Dufte davon, daß der Juni im Schwinden sei. Die Luft war stille. Da sah er Elisabeth Högglin plötzlich wieder auf sich zukommen, wie damals, mit den beredten Augen und dem röthlichen Glanz ihrer Flechten.

Wie gebannt blieb er stehen, bis sie dicht vor ihm war.

„Ich weiß alles“, sagte sie kurz abgebrochen. „Was werden Sie thun?“

„Fest bleiben, arbeiten, Fräulein, mit eigener Hand.“

„Ich danke Ihnen, Sie sind gut“, rief sie hastig.

Wilhelm sah sie gedankenvoll an.

„Nicht so sehr. Einst wird die Stadt wegen dieses Gartens berühmt sein, dann wird man auch meinen Namen nennen, aber viel Mühe und Sorge, viel Zeit, Fräulein Högglin. Ich werde drei Jahre zu dem brauchen, was ich mit Hilfe in einem Jahre vollbrächte!“

„Werden Sie nicht verzagen?“

„Nein, wenn ein Bundesgenosse sich für meine Arbeit interessiert, mit mir denkt, nachsieht und sich freut; der müssen Sie sein, mein Fräulein.“

„Ich will es“, sagte sie ohne Zögern mit jener ernstesten Einfachheit, die ihrem Wesen einen seltenen und bestimmten Charakter ausdrückte.

„Ich will es.“

Dann giengen sie zusammen durch das dicke, wilde Grün, und er zeigte ihr im Hause die lange Reihe der verstümmelten Bilder. Sie rieth ihm, die besseren wieder in den Garten zu stellen und ihre Schäden mit Immergrün zu bedecken. Als Freunde schieden sie. —

Und es kam ein Tag, wo sie sich anders wieder fanden: als Liebende, die es selbst nicht wußten, wie es gekommen, daß ein so tiefes, inniges Gefühl sie verband. Im Garten, wo die verwilderten Hecken, beschnitten und gerundet, einen zierlichen Anblick zu bieten begannen, wo die Wege gesäubert und mit Sand bestreut wurden, wo bunte Monatrosen in den Beeten dufteten, hielt Wilhelm die zarte Gestalt des Mädchens in seinen Armen und sprach ihm von seiner Liebe. Rings rauschten die Bäume feierlich, aus den tiefen, verstickten Gründen des Parks wehte ein kühler Hauch. Das einsame Geschöpf, das so still und anmuthsvoll war, wie dieser verzauberte Garten, und so reich an verschwiegenen Schätzen, wie er, hatte in einem treuen Herzen ein Asyl voll verständnisinniger Hingebung gefunden.

Die Arbeiten im Falkengarten schritten langsam, aber unermüdlich fort, der junge Aufseher hielt fleißig selbst Hacke und Spaten in der Hand. Daheim saß er über den Büchern und mied jeden Umgang; seine Wohnung glich mehr der eines Gelehrten, als eines Gärtners.

Eines Tages erschien er bei Rath Högglin und warb um Elisabeth. Er wußte, daß es nutzlos sei und daß er die Geliebte gegen den Willen des Vaters werde heimführen müssen, aber sein offenes Wesen zwang ihn zur Aufrichtigkeit. Högglins Empörung war grenzenlos. Aber sie hatte nicht mehr so recht Zeit, zum Ausbruche zu kommen, denn der alte Mann starb an einem Schlagfluß bald

darauf. In seinem Testamente war Elisabeth bedeutend verkürzt; unter ihrem targen Erbtheil fand sich auch ein Loß, das der Rath längst wertlos erachtete. Wilhelm Vorbeck führte ein Mädchen, das verwaister war als die ärmste Waise, in das alte Falkenhaus. Sie waren beide arm, und vor Elisabeth lag mehr Arbeit, als sie je verrichtet. Trotzdem schwebte es wie ein Hauch von Glück und tiefem Frieden über ihnen. Wilhelm hatte Kletterrosen an die Mauern gepflanzt, sie rankten sich empor und mitten herein zum Fenster der jungen, blonden Frau mit dem ernstesten Lächeln und den immer fleißigen Händen. Die Träume ihrer Kindheit hatten sich bewahrheitet; sie waltete an der Stätte, die ihr immer ein Heiligthum gewesen. — Wenn etwas das Glück dieser beiden seltenen Menschen trübte, die so unscheinbar und unbeachtet durch die Menge dahinschritten, wie es die echte Poesie immer zu thun pflegt, so war es der Schmerz, daß die Verwandlung des Gartens so unsäglich langsam fortschritt, obwohl die Arbeit aufreibend war.

„Mich zog es immer hieher“, sagte Elisabeth, als sie abends am Jahrestag ihrer Hochzeit unter den Bäumen standen, „als wüßte ich, daß ich hier mein Lebensglück finden würde; der Falkengarten hat mir so

viel geschenkt und ich kann ihm nichts dafür geben.“

Sie irrte. Der Tag der Vergeltung kam. Es fand sich eines Tages, daß Elisabeths Loß gezogen worden war, und sie verfügte über ein, wenn auch nicht großes, so doch sicheres Capital, dessen Zinsen ein kleines Einkommen lieferten. Was die Stadt nicht hatte thun wollen, das that Elisabeth Högglin. Sie behielt nur den kleinsten Theil der Zinsen für sich und gab das übrige für zehn Jahre hin, damit der Garten das würde, was Wilhelm träumte. Da giengen den Valenbürgern plötzlich die Augen auf über die Schätze, die sie in ihrer Stadt besaßen. —

Und als das alte Falkenheim sich in seiner ursprünglichen Pracht wieder erhob, als Fremde den berühmten Garten aufsuchten und die Blumen in den anstoßenden Glashäusern weit fort verkauft wurden, nannte man den wunderlichen Gärtner und das Mädchen, welches den Honoratioren durch seine Mißheirat solche Schande gemacht, als die Gründer dieser Herrlichkeit. Sie aber blieben zurückgezogen, fremd, fast schen. Jener sehnsüchtige Zug von Wehmuth und Poesie, der sie vereint hatte, webte fort durch ihr stilles Dasein. Sie hätten beide sagen können: Wir haben unser ganzes Lebensglück — geträumt.

Godwasser.

Novelle von Ernst Haufser.

(Schluss.)

Lara hatte ihre Erzählung beendet, und schaute traumverloren vor sich hin.

„O, was mögen Sie gelitten haben!“ rief ich erschüttert — „ein so herber Verlust — und so jäh, so unerwartet!“

Sie hob die feuchten Augen zu mir auf: „Ja, und was das Marterndste dabei war: mir sagen zu müssen, daß ich es war, die ihn in den Tod getrieben!“

„Nein! Um alles in der Welt“, beschwor ich sie, „so dürfen Sie es nicht nehmen! Haben Sie nicht das Möglichste angeboten, ihn an der Ausführung seines Vorhabens zu hindern? Es war eben ein Unglück — Bestimmung — Verhängnis! Und welcher junge Mann hätte an seiner Stelle in solcher Lage nicht ebenso behandelt?“

„Nie und nimmer hätte er es gethan“, erwiderte sie entschieden, „gewiß nicht! Ich kannte ihn. Diese That war ganz gegen seine Natur. Und sie war ja auch reiner Wahnsinn; aber ich war's, die diesen Wahnsinn großgezogen. Hätte ich einstmals jene unseligen Worte nicht gesprochen, die in sein beleidigtes Herz fielen und darin fortkeimten, er lebte heute noch! Doch so hielt er seine Ehre für verpfändet, sein Stolz war gereizt, er wollte beweisen, woran er mich zweifelnd glaubte, und

rannte in sein Verderben. Und ich? Soll ich zur alten Schuld noch eine neue fügen: die Lüge gegen mich selbst? O nein, da gilt keine Verschönigung, und klar wie ich den Zusammenhang gleich damals sah, sehe ich ihn heute noch . . .“

All meine Beredsamkeit, sie von ihrer Auffassung abzubringen, fruchtete nichts, die Gründe, die ich dawider ins Feld führte, blieben ohne jegliche Wirkung. Sie schwieg eine Weile und fuhr dann fort: „Damals freilich fand ich nicht lange Zeit, meinen schmerzlichen Betrachtungen nachzuhängen. Die Schrecken jener Nacht, der Gram um mein zerstörtes Lebensglück warfen meinen alten Vater aufs Krankenlager, und seine Pflege nahm meine ganze Sorge in Anspruch. Doch seine Kraft war gebrochen — im Spätherbste starb er. Ich stand allein. Wohl meinte ich anfangs, nicht weiter leben zu können; aber wie die Wasser allmählich verlaufen und in ihr gewohntes Bett zurückkehren, so versiegen auch nach und nach die Thränenströme, und dieselbe Natur, die sich uns als erbitterte Feindin zeigte, wird zuletzt unsere beste Freundin. In der Beschäftigung mit ihr, in der thätigen Erfüllung meiner sich in ihrem Schoße regelmäßig abspinnenden Pflichten, in der Stille der Einsamkeit fand ich Ersatz für das, was die Menschen Glück nennen,

— ja, — und wäre nur der Stachel der einen Erinnerung nicht . . .“ — sie erhob sich rasch, — „doch genug und schon zu viel! Nur Thatsachen wollte ich Ihnen mittheilen. Wenn ich mich hinreißen ließ, von meinen Empfindungen dabei zu sprechen, so mögen Sie das einem Herzen zugute halten, dem schon lange nicht mehr diese Erleichterung vergönnt ward! — Haben Sie tausend Dank!“ — —

Ich füge kein Wort weiter hinzu. Meine Hand ist lahm vom Schreiben. Gute Nacht!

— 13. August.

Nichts Überraschenderes, als der heutige Morgen! In vollster Klarheit spannte sich der lichtblaue, sonnige Himmel über den Bergen aus, deren beschneite Spitzen, wie mit Zucker bestreut, erglüherten. Jede Felskante, jede Falte prägte sich scharf und deutlich aus, und leichte, zerfließende Schleier schwebten an den Klüften hin. Die Luft rein und durchsichtig wie Krystall — Wonne, sie zu athmen. Der smaragd'ne Wiesenabhang, mit Millionen Brillanten übersäet, hauchte balsamischen Wohlgeruch. Der Brunnen plätscherte noch einmal so hell und lustig denn sonst. Über dem erfrischten Walde hoch wiegte sich ein Geier in majestätischen Kreisen. Die Kinder schritten mit frohem Geblöte aus dem Stalle zur Weide, der Esel wieherte übermüthig in seiner Hürde. Die Rosi jodelte, der Hansel pfiß ein Liedlein. Alle Creatur freute sich des wieder enthüllten, belebenden Lichtes. Nur ich wußte demselben im Herzen keinen Dank, daß es die Pforte meines Gefängnisses erschloß. Ach, ich hatte mich darin so wohl gefühlt, und was sollte mir die Freiheit, zu gehen, wohin es mir beliebte? —

Gehen aber mußte ich jetzt, da mir jedweder Vorwand zu bleiben fehlte. Ich durfte Claras Gastfreundschaft nicht missbrauchen. O, wie mit ganz anderen Augen betrachtete ich sie, seit ich in ihre Geschichte eingeweicht war! Das wärmste Mitleid kam hinzu, die stille Reigung zu verstärken, die ich in der ersten Stunde für sie gefaßt hatte. Wie? — sagte ich mir — soll sie noch in der Blüte der Jahre bestimmt sein, ein verwaistes Leben einsam zu vertrauern? Sollte sich, nachdem ihr Bund mit dem einen so grausam zerrissen worden, kein Würdiger mehr auf Erden finden, der ihr ein volles Liebesglück gewährte, ein schöneres vielleicht, als ihr an der Seite des armen Jünglings beschieden gewesen wäre? Denn ich kann mir nicht helfen zu glauben, daß die zwei doch nicht so recht für einander geschaffen waren

Von alle dem jedoch, was sie mir gestern erzählt hatte, war heute zwischen uns nicht mehr die Rede. Nur als sie mir ein eilig geschriebenes Briefchen für Herrn Franz einhändigte, sagte sie: „Er ist ein braver, verlässlicher, treuergebener Mensch, der mir in den Tagen der Bedrängnis eine große Stütze war. Er wird Ihnen, wenn Sie es benöthigen, jede gewünschte Auskunft erteilen.“

Schon vorher nämlich hatte ich ihr meinen Entschluß kund gegeben — da eine Bergbesteigung wegen des frischgefallenen Schnees zunächst doch nicht rathsam sei — in den Markt hinunter zu gehen und mich da einige Stunden aufzuhalten, um auch ihr Winterheim kennen zu lernen. Hans sollte mich als Träger begleiten.

Der Abschied von meinem Stübchen ward mir schwer. Als ich mit Clara, die mir eine Strecke das Geleite geben wollte, durch den Hof gieng, rief Rosi mir eine „glückliche Reise“ nach. Schweigsam schritten wir am Saum des Lärchenwäldchens hin. Manchmal bückte sie sich

und pflückte eine der dunkelrothen Cyclamen, die dort ihre Köpfe senkten. Bei dem Tische — an dem Blage, der Arthurs Geständnis vernommen — blieb sie stehen und reichte mir mit der Linken das duftige Sträußchen, indes sie mir die Rechte zum Lebewohl hinstreckte. Nun hieß es scheiden. Ich ergriff ihre liebe Hand und hielt sie fest in der meinigen, aber- und abermals dankend für alles Freundliche, das sie mir angedeihen ließ. Ich hätte das holde Wesen am liebsten ans Herz gedrückt, und es kostete mich — weiß Gott! — keine kleine Überwindung, mich endlich loszureißen.

„Vergessen Sie mich nicht ganz!“ stammelte ich noch, und schritt ohne mich umzuschauen, dem flinken Hans nach, der, mein Kofferchen auf dem Rücken, den Abstieg bereits begonnen hatte. In raschen Sprüngen gieng's den steilen, steinigen Pfad hinunter durch die geschlossenen Fichten, das uns trotz des tiefen Schattens und der kalten Luft der Schweiß von der Stirne perlte.

Wir gelangten nun auf eine ebene Blöße, in deren Mitte ein riesiger Kohlenmeiler stand, dem süßlich-würziger Rauch entqualmte. Zwei beruhte Männer — echt homerische Gestalten — waren um ihn geschäftig. Neben einer kleinen Bretterhütte sprudelte eine frische Quelle. Rings im Geäste zwitscherten die Vögel. Wir kühlten uns ein wenig aus und giengen dann im sachteren Tempo weiter, den Kamm hinan, auf welchem angekommen, wir uns zu Füßen den Graben liegen sahen. Ohne Aufenthalt wandten wir uns in die Tiefe auf dem schmalen Steige zwischen grauen Felsblöcken und Alpenrosenstauden, welche leider längst verblüht waren. Ein paar Ziegen liefen uns meckernd nach. Bald waren wir unten am Bache, ein schwanker Steg leitete uns ans andere Ufer. Wir schritten dasselbe entlang, bis, wo die Schlucht breiter werdend

gegen das Hauptthal zog, sich rechts nacheinander die Warte, die Gartenmauer und das Haus im hellen Sonnenschein zeigte, wie es Clara mir beschrieben hat.

Links davon zogen sich die übrigen Häuser der Ortschaft hin. Es war ein einstöckiges, weißgetünchtes Gebäude mit grünen, geschlossenen Jalousien, die Front mit dem Thore und dem Schilde nach Süden, der Reichsstraße zugewendet, auf die unser Weg jetzt ausmündete.

Wir betraten das Verkaufsgewölbe. Ein schwächlicher Mann, eine Müze auf den grauen Haaren, stand hinter dem Ladentisch, den Oberkörper über denselben gebeugt, und schien mit dem Bleistifte in einem Buche zu rechnen. Neben ihm stand ein halb-wüchsiger Junge.

Ich gieng auf ersteren zu und begrüßte ihn. Er richtete sich auf, küpfte die Müze und frug artig, was ich befehle. Ich übergab ihm den Brief des Fräuleins. Er setzte seinen Zwickel auf, entfaltete das Blatt, und — nun hättest du sehen sollen, mit welcher Besessenheit er hervorkam und mir seine Person und das ganze Haus zu Diensten stellte! — Er bat mich, nur einen Augenblick zu gedulden, und verschwand durch ein Pfortchen im Hintergrunde. Unterdessen fertigte ich den biederen Hans ab und gab ihm noch viele Grüße für das Fräulein mit, die er getreulich auszurichten versprach. Herr Franz kam zurück, einen Schlüsselbund in Händen, und machte sich voll Eifer anheischig, mir die Wohnung zu zeigen. Nachdem er noch vorerst mein Gepäck dem Jungen zum Aufbewahren gegeben, und letzterem einige Verhaltensmaßregeln zugeflüstert hatte, stieg er mit mir die Treppe hinauf. Er öffnete ein Zimmer nach dem anderen und schloß in jedem die Jalousien auf. Ich stand an dem Fenster, an dem Clara in jener Schreckensnacht gestanden hatte, und sah in den Bach hinab.

„Ist es möglich“, rief ich aus, „dass dieses Wasserlein, das so unschuldig wie ein Kind dahinhüpft, sich so ungestüm geben konnte!“

„Ach, ja!“ seufzte Herr Franz, „wer das miterlebt hat, der bringt's so leicht nicht wieder aus dem Sinn, ob auch Jahre darüber vergangen sind.“ Er wäre gewiss, gefällig wie er sich mir in allem bewies, bereit gewesen, mich über manche Einzelheit aufzuklären, die mir an dem tragischen Ereignisse noch dunkel geblieben; aber da ich merkte, dass ihn die Erinnerung angriff, unterdrückte ich meine Wissensbegierde.

Sodann besichtigte ich mit ihm den kleinen Garten. Buntfarbige Begonien säumten die geradlinigen, mit weißem Kalksand bestreuten Wege; etliche Obstbäume beschatteten die Grasplätze. In einer von wildem Wein umrankten Laube war ein runder steinerner Tisch gedeckt, bei dem sich zwei Sessel befanden. Dorthin führte mich jetzt mein Freund — denn das war er bereits geworden — und lud mich ein, platzzunehmen. Als ich seiner Einladung gefolgt war, setzte er sich auch. Das Essen werde sofort aufgetragen werden, sagte er, ich möge nur verzeihen, wenn nicht alles so klappe, wie es wohl der Fall wäre, könnte das Fräulein selber gegenwärtig sein. Und auf meine Äußerung: es thue mir sehr leid, ihm solche Umstände zu verursachen, und ich hätte ja nichts anderes gedacht, als im Gasthause zu speisen, versicherte er, dass ich durchaus keine Ungelegenheiten mache, und er nur die Aufträge seiner Gebieterin vollziehe, die freilich auch ihm das größte Vergnügen bereiteten.

Während wir nun „die Hände zu dem leckeren Mahle erhuben“, das eine sauber gekleidete Magd inzwischen brachte, und dazu den feurigen Tiroler tranken, kannst Du Dir leicht vorstellen, dass der ausschließliche Inhalt unseres Gespräches sie war,

— sie, deren Geist hier allenthalben in den Lüften schwebte, deren Namen die Blätter lispelten und die Wellen murmelten!

Die Begeisterung, mit der er von ihr sprach, entstammte einem tieferen Gefühle als dem der bloßen Anhänglichkeit, und ich sah es dem alten Manne, dem der Wein mehr und mehr die Zunge löste und die Wangen röthete, an, wie wohl es seinem junggebliebenen Herzen that, einen so gleichgestimmten, verständnisinnigen Hörer an mir zu finden. Er konnte nicht enden, ihre Emsigkeit und Umsicht zu rühmen, ihren praktischen Sinn in Geschäften, darin sie sogar ihren seligen Papa übertreffe, der doch ein studierter und vielgereister Herr gewesen wäre. Er vertraute mir, dass nach dessen Ableben ihre Schwiegereltern, die es allerdings nie geworden seien, sie ganz zu sich in die Stadt nehmen wollten; Fräulein Clara habe sich aber nie entschließen können, ihren Heimatsort zu verlassen, an den sie so viele heitere und schmerzliche Erinnerungen bänden.

Sonderbar, dass er Arthurs nicht erwähnte!

„Und dachte sie, die Alleinlebende“, frug ich, eine Pause benützend, „seit her nie daran, ein neues Verhältnis einzugehen?“

„O wenn sie gewollt hätte“, erwiderte er, „mehr als einmal hätte sie Gelegenheit gehabt, sich zu verheiraten! Welcher von den jungen, reichen Gutsbesitzern hier in der Gegend hegte nicht den sehulichsten Wunsch, ein Mädchen von so außerordentlichen Vorzügen heimzuführen? Aber sie vermied jede Annäherung. Und es waren mitunter ganz nette Leute. Keiner freilich, der ihr an Herz und Verstand ebenbürtig gewesen wäre! Wo ist überhaupt der Mann, der eine solche Perle zu besitzen verdiente? Selbst Herr Arthur, nun ich will ihm nichts Übles nachsagen, so gut und gescheit er war: sie nach ihrem vollen Werte zu

schähen, dazu war er zu jung und unerfahren! Gleichviel! Er war der Glückliche, der Auserwählte, und wohl durfte er stolz sein auf eine Eroberung, um die ihn die Götter selber beneideten!"

"In der Fülle der Hoffnungen, der Kraft und Gesundheit plötzlich weggerafft zu werden, wie bejammernswert!" sagte ich.

Er nickte schweigend mit dem Kopfe. Ich füllte die Gläser bis zum Rande mit dem Rest der Flasche, und forderte ihn auf, anzustoßen auf das Wohl der edlen Spenderin. Wir erhoben uns beide.

"Ja, Gott segne und erhalte sie, und lasse sie trotz alledem noch viele frohe Tage erleben!" rief er laut, und schlürfte mit einem Zuge sein Glas aus.

Die Sonne senkte sich schon dem Rande der hohen Bergwand im Westen zu, es war Zeit für mich, aufzubrechen. Herr Franz, der mich zum Bahnhof begleitete, ließ es sich, so sehr ich dagegen Einsprache that, durchaus nicht nehmen, meinen Koffer zu tragen. Wir schlenderten durch die lange, öde Häuserzeile des Marktfleckens, überschritten die Flussbrücke, und langten mit genauer Noth noch rechtzeitig auf der Station an. Ein flüchtiger Händedruck, und in wenigen Secunden ist der letzte Mensch, der einen Bezug auf Clara hat, und die ganze, mir so lieb und vertraut gewordene Landschaft aus meinem Gesichtskreise verschwunden.

Nur eine kurze Fahrt war's, die ich heute machte. Schon hier, an dem Knotenpunkte der Eisenbahn, stieg ich aus. In dem stattlichen, auf einer kleinen Anhöhe dicht am Ort gelegenen Hotel sind nur wenige Fremde, das schlechte Wetter der vorigen Woche scheint die Reiselust abgekühlt zu haben. Ich setzte mich auf die Terrasse, vor mir glühten die kahlen Bergpyramiden wie feurige Kohlen, obwohl die Sonne

längst untergegangen war, indes im dunklen Azur, das nicht der Hauch eines Wölkchens trübte, die Mondescheibe sich mit silbernem Glanze füllte. Es war ein prachtvoller Anblick; aber — ich weiß nicht, was mir fehlte, ich ward dessen nicht recht froh. Oder eigentlich ich weiß es wohl. Ich hatte Heimweh nach dem traulichen Alpenhäuschen und seiner Bewohnerin. Einen Tag mindestens hätte ich doch noch bleiben sollen. Warum schüzte ich nicht eine Unpässlichkeit vor? — Nein! Ihr gegenüber würde ich mich der kleinsten Unwahrheit geschämt haben.

Wohin ich mich von hier wende, ist noch ungewiss: darüber werde ich mir erst morgen den Kopf zerbrechen. Es ist ja auch alles eins. Am liebsten möchte ich wieder umkehren, — wenn es nicht zu lächerlich wäre . . .

— 15. August.

Da bin ich nun wirklich zuguterleht noch in das hineingerathen, dem ich um jeden Preis ausweichen wollte. Das kommt davon, wenn man so unbesonnen ins Blaue, ohne Reisehandbuch reist! — Ein solches hätte mich belehrt, daß der Badeort, an dem ich weile, sich in neuester Zeit zu einem Modebad ersten Ranges aufgeschwungen. So ist es in der That. Wo vor kurzem nur etliche unansehnliche Häuser standen, auf die das Schloß von seinem Felsstogel stolz herunterblickte, reiht sich jetzt Villa an Villa, Gasthof an Gasthof am Ufer des kleinen, bergumgürteten Sees. Elegante Damen und feine Herren promenieren schwägend in den geschmackvollen Parkanlagen, gepudgte Kinder treiben sich lachend, mit Ball und Reifen spielend, herum. Buntbewimpelte Boote gleiten auf dem Wasserspiegel dahin, den die Strahlen der Nachmittagssonne umzittern. —

Das ist alles recht schön und gut; aber es ist nichts für mich.

Über den gestrigen Tag bin ich Dir noch Rechenschaft schuldig. Ich verbummelte ihn ohne Nutzen und Genuss, in einem Gefühle des Verlassenseins, der Leere, das ich nicht los wurde, nach welcher Richtung immer ich die Schritte lenken möchte. Um wenigstens etwas zu leisten, habe ich heute den Weg hieher, einen Marsch von sechs Stunden, zu Fuß zurückgelegt. Ohnedies war der Zug sehr überfüllt.

Himmel! Ist das heutzutage ein ewiges Hin- und Herfahren! Die ganze Menschheit ist in ununterbrochenem Rollen. Niemand hält es mehr an einem Orte aus. Doch ob sie auch die halbe Welt durchfliegen — am Ende geht's doch nur von einem Wirtshaus ins andere —. Und mache ich es denn besser? Das wäre jetzt das richtige Wetter zu einer größeren Hochgebirgstour; aber ich habe alle Wanderlust verloren. Auch ist der Urlaub, den ich mir bewilligte, nahezu abgelaufen, und es wird heilsam sein, wenn ich die schwärmenden Gedanken wieder ins Joch spanne. So habe ich denn beschlossen, morgen mit dem erstbesten Zug geradewegs nachhause zu fahren, dem Vogel gleich, der aus dem Käfig entlassen, nach kurzem Umherflattern freiwillig in denselben zurückkehrt.

— 17. August.

Herzlichen Dank für Dein liebes Schreiben, das ich, gestern abend wohlbehalten hier angekommen, auf meinem Pulte vorfand! Dafs Du mich wegen des „Abenteuers“ mit der schönen „Semmerin“ weidlich aufziehen werdest, habe ich wohl vorausgewußt. Wenn es Dir Spafs macht, necke mich damit so viel Du willst! Ich bin kein blöder Jüngling mehr,

der seine Gefühle ängstlich zu verbergen sucht, und gestehe ganz aufrichtig, dafs mir das Bild das seltenen Mädchens fort und fort vorschwebt, und ich ihr Thun und Lassen stündlich im Geiste verfolge.

So will ich Dir auch nicht verschweigen, dafs es heute mein erstes Geschäft war, ein kleines Geschenk, als Zeichen meiner Erkenntlichkeit, für sie auszusuchen. Ein Album mit naturgetreuen Abbildungen der vornehmsten Alpenblumen und begleitendem Texte schien mir die passendste Wahl. Selbstverständlich fügte ich meiner Sendung einige verbindliche Worte bei. Ich bin begierig, wie sie's aufnehmen wird. Deiner Frau gefällt meine äplliche Freundin also auch? — Wie mich das freut! Du weißt, welchen Wert ich auf ihr Urtheil lege. Zwar kennt sie jene nur aus meinen Schilderungen, aber ich kann Dich versichern, dafs ich durchaus nicht idealisiert habe, sondern eher hinter der Wirklichkeit zurückgeblieben bin — —

Ist es möglich, dafs ich nur acht Tage weggewesen? Mir scheinen's ebensoviel Monate zu sein. Was habe ich in der Zeit nicht alles innerlich erlebt, und wie fremd ist mir alles hier geworden! Nein, mein Lieber, das ist keine Übertreibung. Noch nie ist mir das großstädtische Getümmel, das mich umtobt, so kleinlich, so erbärmlich vorgekommen. Was soll all dies Jagen nach tausend Dingen, die kein wahrhaftes Bedürfnis befriedigen, und nur den Ballast vermehren, mit dem wir uns durch das flüchtige Dasein schleppen? Wozu dieses Buhlen um Titel, Würden, Ehre und Anerkennung, darin es einer dem anderen zuborthut? Das einzige, was uns frommt, und das Leben lebenswert macht, läßt sich weder durch Geld noch durch Mühe erringen. — Du, der Du es im vollen Maße Dein eigen nennst, Du weißt schon, was ich meine.

Alle unsere sogenannten Vergnügungen sind Kinder der Langweile. Selbst unsere Schauspiele, Opern, Concerte — was sind sie anders als Lückenbüßer, deren wir leicht ent-rathen können, sobald uns die Natur zu ihren Festen ruft. O, wenn ich ihr ruhig erhabenes Wirken mit der fieberhaften Hast dieses wimmelnden Menschenhaufens vergleiche! — —

Wie tüchtig der Mensch auch im beschränktesten Kreise sein kann, und daß er in der Abgeschlossenheit an seinem Geiste und Charakter nicht nothwendig eine Einbuße zu erleiden braucht — dies jüngst wieder erfahren zu haben, ist der unschätzbare Gewinn, den ich von meinem Ausfluge mitbrachte.

Ich aber, den das Schicksal mitten in dieses Babel zu stellen beliebte, will gleichfalls auf meinem Posten ausharren und in der Arbeit trachten, der Wünsche zu vergessen, deren Erfüllung mir nun einmal versagt bleibt. Gehe die Welt im übrigen wie sie mag! —

— 21. August.

Meinen Zweck, Clara'n eine Freude zu bereiten, habe ich mit meinem Geschenke vollkommen erreicht. Sie nahm es ganz in dem Sinne auf, in dem es gegeben wurde: als ein Andenken an die Tage unseres Weisammenseins, und dankt mir dafür in schlichten, warmen Worten, fern von jeder empfindsamen Überschwänglichkeit, die überhaupt nicht in ihrem Wesen liegt. Nur meint sie, daß eine Gabe, die dem Salontisch jeder vornehmen Dame zur Zierde gereichen würde, für sie viel zu kostbar sei. Für sie werde jedoch das Buch mit dem prächtigen Einbände kein bloßes Schaustück sein, sondern eine Quelle der Belehrung, und gewiß immer hoch in Ehren gehalten werden. Dann schreibt sie von

dem herrlichen Wetter, dessen sie sich jetzt beständig zu erfreuen haben, und schließt mit dem Wunsche, daß meine kleine Reise mir recht wohl bekommen haben möge.

Wenn ich den Brief mit den reinen, kräftigen Schriftzügen überlese, und das thue ich alle Momente, so ist mir, als ruhten ihre schwarzen, sinnigen Augen auf mir, als hörte ich den tiefen, verschleierten Klang ihrer Stimme, und eine eigenthümliche, wehmüthige Sehnsucht beschleicht mich, wie oft des Morgens nach dem Erwachen aus einem schönen Traume.

Ich lege ihr Schreiben zu dem verträuerten Cyclamensträußchen, und ist alles nun damit aus und abgethan? Sollen zwei Menschen, die sich einmal, wenn auch nur auf kurze Zeit, so nahe gestanden, daß sie sich ihr innerstes Leben offenbarten, fortan unbekümmert um einander getrennte Bahnen wandeln, als hätten sie sich nie gekannt? —

In ihren Zeilen findet sich keine Andeutung, die auf das Verlangen einer Fortsetzung unserer Beziehungen schließen ließe; aber wenn ich zwischen den Zeilen lese, wenn ich den Ton des ganzen Briefes nehme, wenn ich eitel und eingebildet genug wäre —

Nichts mehr davon. Heute soll es, ich verspreche es Dir feierlich, das letztemal gewesen sein, daß ich ein Thema berührt habe, dessen Du schon überdrüssig sein mußt.

Künftig wollen wir von anderen Dingen reden.

— 23. August.

Lieber Freund, ich erstaune! Zwar daß Deine Frau mir einen solchen Rath gibt, wundert mich nicht so sehr, ist Ehen stiften doch bekanntlich eine Leidenschaft aller Frauen! aber

dass auch Du, auch Du — — O, wo denkst Du hin?

Nicht als hätte ich gegen den Vorschlag meinerseits etwas einzuwenden. Ich erinn're mich, Dir schon einmal geschrieben zu haben, dass, wenn mir ein Geschöpf wie Clara früher begegnet wäre ja, und auch jetzt noch, ich würde mich keinen Augenblick besinnen, sie zu meiner Gattin zu wählen; doch sie? — ist es nach allem, was ich Dir über sie mitgetheilt, wahrscheinlich, dass sie meinen Antrag annehmen würde? Hast Du vergessen, was Herr Franz mir gesagt, dass sie gegen jede fernere Bewerbung sich ablehnend verhielt?

Und wollt Ihr, dass ich mich der Gefahr aussetze, einen Korb zu empfangen? . . .

Nein! Ich ereif're mich nicht länger. Das Ganze ist wohl nur als ein Scherz aufzufassen, mit dem Ihr mich für meine knabenhaften Schwärmereien strafen wolltet. Deiner besseren Hälfte hätte ich allerdings so viel Bosheit mit Nichten zugemuthet.

— 24. August.

„Der Mensch ist ungleich, ungleich sind die Stunden . . .“ Nun wird es an Dir sein zu erstaunen. Ja! so ist der Mensch, dass er dasjenige, was er noch eben mit hundert Gründen bekämpft und als unausführbar verworfen, bald darauf mit ebensoviel Gründen vertheidigt und als das einzig Vernünftige hinstellt. „Inconsequenz ist das einzige, was den Menschen erträglich macht.“ Ich weiß nicht mehr, wer das gesagt hat, jedenfalls war es ein großer Mann. Doch warum mich entschuldigen? — Höre, und halte dann von mir, was Du willst! Also: ich hatte kaum mein letztes an Dich abgeschickt, so las ich nochmals aufmerksam Dein Schreiben,

und was ich in der ersten Verblüffung voreiligerweise für Scherz genommen, schien mir nun ernstlich gemeint, und von der freundschaftlichsten Theilnahme an meinem Wohl und Wehe eingegeben. Ich erwog reiflich alles, was Ihr darin zu Gunsten Eures Vorschlages vorbrachtet, und dieser kam mir jetzt gar nicht mehr so ungeheuerlich vor. Ja, es ist wahr, sagte ich mir, dies ist vielleicht die letzte Gelegenheit, die mir ein guter Genius bietet, des häuslichen Glückes theilhaftig zu werden — soll ich sie aus Schüchternheit, aus über großem Misstrauen in mich selbst versäumen?

Ist es denn so unerhört, dass ein Mann von zweiundvierzig Jahren noch daran denkt, eine Familie zu gründen? Reich bin ich nicht; doch habe ich ein kleines Vermögen, und erwerbe mir mit der Feder so viel, dass ich um die Hand eines wohlhabenden Mädchens anhalten kann, ohne mich dem Verdachte der Eignüchtheit auszusetzen.

Und warum sollte ich nicht hoffen dürfen? . . .

Einem Menschen, der ihr völlig gleichgiltig wäre, hätte sie wohl kaum so viele Beweise des Zutrauens gegeben. An meiner treuen Gesinnung kann sie nicht zweifeln. Wie, wenn sie des Alleinstehens endlich doch müde wäre? Schließlic ist sie doch auch schon in einem Alter, wo in solchen Fragen nicht bloß das Herz, sondern auch der Verstand ein Wort mitzureden hat. Aber noch einmal: warum sollte sie mir nicht ein ganz klein wenig gut sein können? Ich verlange ja nicht mehr. Die glücklichsten Ehen sind es nicht, die aus blinder Leidenschaft geschlossen werden.

Und wenn sie dennoch Nein sagt? Nun, so weiß sie wenigstens, und auch das schon wird mir ein Labsal sein, bis zu welchem Grade ich sie liebe, und alles bleibt zwischen uns, wie es war. —

Es ist geschehen. Stundenlang

rannte ich abends kreuz und quer durch die Gassen und wälzte das Für und Wider unschlüssig im Kopfe herum. Da, wie ich in mein Zimmer zurückkam, und die Lampe auf dem Schreibtisch anzündete, war es mir auf einmal, als zwänge eine unsichtbare Hand mich auf den Sitz nieder. Ich überlege nichts weiter und schreibe in fliegender Eile, keinen förmlichen Antrag; doch etwas, das einem solchen sehr ähnlich sieht, und unmöglich missverstanden werden kann.

— 1. September.

Ich hatte mir vorgenommen, der Entscheidung mit der größten Kaltblütigkeit entgegenzusehen.

Und nun! — Die Ungeduld, mit der ich den Briefträger erwarte, die schmerzliche Enttäuschung, wenn er wieder und wieder nichts von ihr bringt! Acht Tage sind schon verflossen, seit ich geschrieben, ich könnte längst schon eine Antwort haben! Ist das ein gutes oder ein schlechtes Omen? Ich fürchte das letztere. Man zögert nicht so lange, wenn man Ja sagen will. Tausend Zweifel peinigen mich, und rauben mir Lust und Sammlung zu jeder Arbeit. Ist mein Brief verloren gegangen? Ist sie krank geworden? Zürnt sie mir?

Wort für Wort gehe ich meinen Brief im Gedanken durch; aber ich finde keines, das ihren Zart Sinn verletzt haben konnte. Ich habe mich vielmehr in allen meinen Ausdrücken der äußersten Mäßigung beflissen, wie solche dem reiferen Manne geziemt, ob ich gleich mich nicht enthalten mochte das, was ich wirklich begehre, auch als begehrenswert anzusprechen. Das ist doch keine Beleidigung?

O lieber Freund, in welches Meer von Sorgen und Aufregungen stürzen wir uns muthwillig selbst! Fast reut

mich schon, was ich that. Wenn man bereits in den ruhigen Hafen der Entsagung eingelaufen war, soll man nicht von neuem sich hinauswagen, und Stürme heraufbeschwören, denen nur die Kraft der Jugend gewachsen ist. Nein, lange ertrage ich diese Ungewissheit nimmer! Ein paar Tage gedulde ich mich noch, dann aber fahre ich auf und davon und hole mir den Ausspruch, der mein künftiges Geschick entscheidet, aus Claras eigenem Munde.

— 2. September.

So hat sich denn die Ahnung: ich werde an einer unüberwindlichen Klippe scheitern, erfüllt, jene Ahnung, die sich leise, aber unabweisbar in meinem tiefsten Herzen regte, und die ich mich scheute, mir selber zu bekennen! . . .

Hier Clara's Brief.

Geehrtester Herr Doctor!

Entschuldigen Sie, daß ich Ihr Wertes vom 24. v. M. so lange unbeantwortet ließ! Dringende Geschäftsangelegenheiten, die meine persönliche Anwesenheit nothwendig machten, hielten mich einige Tage im Markte zurück, und nahmen meine ganze Zeit in Anspruch. Erst heute, da ich wieder ungestört in meinem Stübchen heroben weile, habe ich Muße, Ihr Schreiben zu erwidern. Und ich will es so offen und ehrlich thun, wie es dasselbe verdient.

Jedes Mädchen könnte sich glücklich schätzen, einem Manne die Hand zu reichen, dessen Charakter — wie ich ihn aus seinen Werken und persönlichem Umgange kennen gelernt — die sicherste Bürgschaft für eine gedeihliche Zukunft böte. Wenn ich dennoch die mir zgedachte Auszeichnung ablehnen müßte, so wäre es nicht, weil ich durch einen solchen

Bund meiner ersten Liebe untreu zu werden fürchtete. — Denn es war wohl nicht die echte Liebe, mit der ich den armen Arthur liebte: die Liebe, die nicht mäkelte und nicht krittelte; sondern den Menschen nimmt, wie er ist, mit all seinen Fehlern und Schwächen! . . .

Aber, wie könnte ich je mit gutem Gewissen mich einem Glücke hingeben, dessen ich ihn beraubte, und das ich mir selbst dadurch für immer verschert habe? Ja! nie werde ich aufhören, mich dieser Schuld anzuklagen, und sie zu sühnen ist die einzige Befriedigung, die mir auf Erden noch werden mag.

Nennen Sie das immerhin eine fixe Idee, eine Überspanntheit! Ich kann einmal nicht anders — —.

Sie verstehen mich gewiß, und werden mir in Zukunft Ihr, mir so wertvolles Wohlwollen nicht entziehen.

Mit vorzüglicher Hochachtung
und bestem Gruße

Clara.

* * *

Hat der edle Platen doch vielleicht recht:

„Nur Einsamkeit ist Vollgenuss des Lebens,
Wo sind zwei Herzen, die sich ganz ver-
steh'n?“

Und wie sagte schon Clara?

„Muss denn jede Blume ge-
pflückt sein, deren wir uns erfreuen
sollen?“

Ende.

Die Geschichte eines Kammerdieners.

Dem Leben fast wörtlich nachgezählt.

Der hohe Herr auf Seggenstein wanderte, wie er öfter that, einsam durch das Gebirge. Obwohl sonst feiner Weltmann, wich er bei solchen Fußgängen aller Cultur aus, selbst den gebahnten Wegen, den Bergführern, den Touristenhäusern. Er wanderte mit Vorliebe weitab von aller Welt, nichts als eine Ledertasche am Rücken und ein Griesbeil in der Hand. Wo er schritt, da war vor ihm kein Steig, wo er einkehrte, da schauten rauh Hüttenbewohner scheu und mißtrauisch auf ihn her. Das trieb er manchmal zwei bis drei Tage, nannte es ein Naturbad und kehrte dann ermüdet und erfrischt zugleich zurück auf sein prächtiges Schloß Seggenstein, neu auf-

gelegt zum Genusse eines reichen Lebens.

Eines Tages bestieg er den Zening — möglicherweise führt der Berg einen anderen Namen, das macht nichts — es ist ein hoher Stämme, dessen Fußstock finstere Hochwälder und freundliche Almen hat, dessen Haupt von Ferne einer ungeheueren, Klobigen und zerspaltenen Felsenveste ähnlich sieht. Wahrscheinlich werden die Touristen bald ein Hotel hinaufbauen, befrachte Kellner hineinthun und es mit einem Schnürchen Telephondraht an die Stadt hängen. Diesen herrlichen Errungenschaften der Neuzeit wollte der Graf zuvorkommen. Er hatte Glück auf seiner Wanderung, der Berg war in Wirklichkeit noch

viel wilder, als er von unten aus-
sah. Der Tourist suchte eine Weile
vergeblich nach einem Aufstiege. Da
begegnete ihm ein Bauernbursche,
der konnte auch Holzhauer sein oder
Halter, er war in Äplertracht:
graues Lodengewand mit grünen
Aufschlägen, grünbebänderter Filzhut
mit Hahnenfeder, strammgespannte
Lederhose, grüne Wadenstrümpfe mit
derben Bindschuhen, das war sein
schmuckes Um und Auf. Ein hübsches
Gesicht mit nussbraunem Bartanflug,
blaue Augen, aus denen Treuherzig-
keit und Redlichkeit lugten, und doch
auch ein bißchen Befangenheit, wie
sie jungen Leuten gerade gut steht.

Diesen Burschen fragte der Graf
nach dem Aufstiege auf den Zening.

„Der ist überall und nirgends“,
antwortete der Äpler, „ich getraue
mir da durch die Runse hinaufzu-
kommen.“

„Hast Zeit, so komm mit!“

„Zeit habe ich freilich“, antwor-
tete der Bursche, welcher sich als der
„Lupf-Loisel“ vorstellte und nun also
mitgieng. Einen knipfeligen Lärchenast
hatte er sich zum Stock genommen.

Sie stiegen bedächtig an, und wo
der Weg es gestattete, führten sie
miteinander ein gemüthliches Gespräch.
Der Loisl hatte manchen lustigen, aber
auch manchen trausen Einfall. Auf
einmal, als sie zwischen den Wänden
auf einem Stein rasteten und den
Gemsen zusahen, die an dem gegen-
überstehenden Berghange ruhig äseten,
sagte der Bursche: „Wenn ich nur
jemanden wüßte, der mir Geld leihen
thäte!“

„Pfui!“ rief der Graf scherzhaft,
„ein Naturmensch und Geld!“

Der Loisel schwieg und sie stiegen
weiter, oft durch struppige Legföhren
oft über Steingetümmel sich hinanar-
beitend. Nach ein paar Stunden
kamen sie in grauenhaftes Geklüfte.
Sie waren in eine jener ehernen
Falten des Verges hineingerathen,
wo in dem ewigen Schatten Schutt

und Schnee liegt, wo man keinen
Ausblick mehr hat in die weite
ätherblaue Gegend und wo man
nichts mehr hört, als die nieder-
rieselnden Sandkörner und die herab-
sickernden Wassertropfen. Hier blieben
sie mit Stöcken festgestemmt stehen;
der Graf forschte nach einem Aus-
wege, der Loisel sagte: „Ich wollte
es mit guten Zinsen zurückgeben, daß
Geld, wenn mir's einer leihen
möchte.“

„Lass das dumme Geld und schau,
daß wir weiter kommen!“ herrschte
der Herr.

Sie kletterten einen rauhen Kamm
hinan, der Loisel hatte Übung darin
und half dem Grafen tapfer empor.
Der Blick wurde wieder frei, allein
die Stelle, wo sie nun standen, war
nicht anmuthig. Eine schmale Riefbank
war es, hoch und mitten in einer un-
geheueren Felswand. Der Graf,
welcher vorausgestiegen war, konnte
nicht einen einzigen Schritt mehr
machen, ohne in den Abgrund zu
stiegen. Er wollte umkehren, allein
der Bursche stand stramm und trohig
da und wich nicht zurück. Die Faust
ballte er, finstler starrte er in die Luft
hinaus, wie er nun murmelte: „Es
wird nicht anders sein. Heute werd'
ich wen ausrauben müssen.“

Der Graf blickte seinen Führer
sprachlos an.

„Es ist kein anderes Mittel mehr,
es ist keins“, sagte der Bursche.

„Loisel!“ rief der Herr.

„Wenn ich nur fünfundzwanzig
oder dreißig Gulden hätt!“

„Willst du mich etwa“ — Weiter
vermochte der Graf für den Augenblick
nicht zu sprechen; es schauderte ihm
vor der Lage, in welcher er sich be-
fand.

„Ich hätte nur schön bitten mögen,
Herr!“ sagte der Loisel, indem er
nun die Hände faltete und dem
Grafen gutmüthig ins Gesicht schaute.

Dieser fand sich und entgegnete
schroff: „Wenn du glaubst, daß für

eine solche Bitte das der richtig gewählte Platz ist, so irrst du, mein Sohn."

"Auf einem anderen Platz krieg ich noch weniger was", meinte der Bursche. Schauen's, Herr, Sie irren sich aber auch an mir. Ich weiß nicht, wer Sie sind. Vielleicht haben Sie einen großen Haufen Geld bei sich; schon Ihre Ringe sind was wert! Ich will's nicht, ich brauch' nur dreißig Gulden. Nachher kann ich mir schon helfen."

"Ich sag' dir, Kerl, mach, daß du weiter kommst!"

"Saggra, jetzt ist's mir schon gleich", knurrte der Bursch. "Wenn ich schon sitzen muß, weil's mir einmal so beschaffen ist, so lieber als Straßenräuber, wie als gemeiner Dieb. Die dreißig Gulden muß ich haben, und sollte ich sie mit Gewalt nehmen müssen, jetzt ist mir schon alles eins!"

"Nimm sie nur!" sagte der Graf und stellte sich kampfbereit vor den Burschen.

"Kaufen!" antwortete der Loisel wieder unschlüssig, "da möchte wohl einer hinabfliegen, oder allzwei. Das wäre ich nicht wert."

"Bist du ein Narr!"

"Es schaut wohl ganz so aus. Ich weiß ja schon selber nimmer, was ich thun soll. Werde jetzt wohl eine große Dummheit gemacht haben. Herr, wenn Sie wissen konnten, wie ich dran bin!"

"Zum Teufel, so sag's!" rief der Graf.

"Darf ich?" bat der Bursche.

"Darf ich alles sagen? Dazu müssen wir uns aber einen besseren Platz suchen, es ist eine lange Geschichte. — Mir nur auch anderswo zuhören und mich nicht verrathen, ich bitt' unterthänigst!"

Damit wich der Loisel zurück. Sie kletterten nicht ohne Gefahr niederwärts durch den Kamin, sie kamen auf eine Sandriese, durchquerten die-

selbe und gelangten an eine freiere Stelle, wo wieder Gezirn und Alpenrosensträucher wuchsen. Dort schien die Sonne hin und dort setzten sie sich nieder.

Der Bursche wollte nicht anheben; endlich sagte er: "Doch ein guter Herr! Wie wir da herabgeklettert sind, hätten Sie mich leicht stürzen können. Wär wohl auch das beste für mich, wenn ich da unten thät' liegen, kein Knocherl mehr ganz von einem unglücklichen Menschen." Er wandte sich ab.

"Na also, Junge, was ist's mit dir?" fragte der Graf, ihm die Hand auf seine Achsel legend. "Da, einen Schluck aus der Flasche!"

"Alles lieber, nur nicht wieder in den Arrest!"

"Etwa lieber an den Galgen?"

"Bei meiner Seel', Herr, lieber als ordentlicher Verbrecher aufs Rad, als noch einmal unter die Beutelschneider und Schafdiebe in die Keuchen!"

"Du bist also schon einmal bei ihnen gefessen."

"Sieben Monate lang, ich sage es offen."

"Nun also trinke und dann erzähle."

"Herr, ich will auch ohne Wein noch so viel Kurasch ausbringen, daß ich die Wahrheit sage. Ich dank' schön. Ich kann's von niemandem verlangen, daß er mit mir aus einem Glase trinkt."

Der Herr von Seggenstein war in hohem Grade neugierig geworden, mit wem er es zu thun hatte und nachdem er sich mit seinen Bergwerkzeugen zwar unauffällig für alle Wendungen in eine wehrhafte Lage versetzt hatte, sprach er dem Burschen freundlich zu, in Vertrauen sein Herz aufzuthun.

Also setzte sich der Loisel ruhig auf den Rasen und begann zu erzählen:

"Daheim bin ich in Trautenweil,

was im Gebirg liegt. Mein Vater, den Lupf-Lenzel haben sie ihn geheizen, ist ein Vorknecht bei den Holzleuten gewesen und von der Großmutter hab' ich hundertfünzig Gulden geerbt. Um das Geld hat mich der Vater vom Wald heraus zum Schullehrer gegeben, daß ich lesen und schreiben hab' lernen können. Später, als halbaufgeschossener Bursch, bin ich wieder zu den Holzknechten gekommen und Sommerszeit auf der Alm ihr Ziegenhalter gewesen. Wenn ich aber Zeit gehabt, bin ich gern hinaus nach Trautenweil gegangen, wo mich die Leut' gern gehabt haben, und der Schulmeister hat oft gesagt, ich thäte wo anders hingehören, als in den Wald. Bin auch richtig wo anders hingekommen, freilich. — Beim Michelbauer bin ich öfters über die Nacht geblieben und zu seinen Söhnen ein guter Kamerad gewesen. Kugelscheiben und Schlitteln und Scheibenschießen haben wir gern getrieben, ich hab' just nicht schlecht getegelt und nicht schlecht geschossen. Ist's einmal an einem Sonntag gegen Abend, es hat Nebel, es wird schon dunkel, daß mir der Michelbauer die Flinte in die Hand gibt: Geh, Loisel, sei so gut und pfeif' beim Fenster hinaus, es ist der Has' wieder auf dem Krautacker. Den Gefallen thu' ich ihm gern und hab' das Thier über den Haufen geschossen. Steht auf das nicht acht Tage an, laßt mich der Forstjäger rufen und sagt, ich wär' als Ziegenhalter abgedankt, könnt' hingegen wo ich wollt'. Hat's aber nicht gesagt, warum und ich bin jetzt brotlos gewesen. Mein Vater hat um die Zeit nimmer gelebt, die Mutter schon alt und mühselig in einem schlechten Häusel, und ich hätt' auf sie schauen sollen. Jetzt, was hebst an! Eine Weil hab ich mich so herumgetrieben und auch einmal ein Reh geschossen, weil wir nichts mehr zu essen gehabt haben. Und auf den Forstjäger hab' ich einen

großen Zorn gehabt und mir vorgenommen: dem thu ich einmal was an. — Richtig, wie das Frühjahr kommt und der Jäger für den Jagdherrn — das ist ein Wiener Baron gewesen — einen Auerhahn herrichtet, geh' ich einen Tag vor der Jagd mit der Büchsen und schieß' den Hahn. Und dabei hat er mich erwischt.

„Eine gewöhnliche Wildschützen-geschichte“, bemerkte jetzt der Graf.

„Ja, Herr, es ist eine, aber für mich war sie wohl ungewöhnlich“, fuhr der Loisel fort. „Auf der Stell hat er mich niederschließen wollen. — Ah na, sag ich, Franzel, niederschließen thust mich nicht. Schon wegen meiner alten Mutter nicht und die Schand ersparst mir auch, daß du mich durchs Dorf treibst wie der Fleischhader ein Kalb. — Die Verlegenheit, in die du mich gebracht hast! sagt der Forstjäger, morgen ist der Baron da und ich keinen Hahn! Mitten im Dorf sollt' man einen Galgen aufrichten und dich bei den Füßen hängen! Du bist schon lang ein Wildschütz, mein Lieber, aber jetzt ist dein Krügel gebrochen! Daß ich dich erschieß, wär' mir ums Pulver leid, zum Gericht treib ich dich! — Und dabei alleweil das Rohr auf mich. Franzl, alter Schulkamerad, sag' ich, thu' mir das nicht an. Ich stell' mich selber beim Gericht, da hast meinen Handschlag drauf, heut abends stell' ich mich selber. Angenommen hat er den Handschlag. Ich eil' zu meiner Mutter und sag' ihr alles. Herr, Sie können sich's denken . . .“

Der Bursche rang mit seinem Worte, das ihm in der Kehle steden bleiben wollte. Dann fuhr er fort: „Wie sie so weit zu sich gekommen ist, schreit sie mir zu: Zum Gericht gehst mir nicht! Sie sollen nur kommen, will es ihnen schon zeigen, wem das Kind gehört, und wohin! Du hast nichts gestohlen und hast nichts angestellt und eines Wildhahnes

wegen ist's zum lachen. Du bleibst daheim. — Aber Mutter, sag ich, meinen Handschlag hab' ich gegeben! In den Keller sperren hat sie mich wollen, heimlich habe ich müssen fort und am Abend bin ich beim Gericht gewesen. Der Forstjäger hat schon alles angegeben gehabt. — Geleugnet hab' ich nichts, das Reh nicht und den Hasen nicht beim Michelbauer. — Sieben Monat hab' ich bekommen — wegen Diebstahls.“

Begwendete er sich, als er das letzte Wort sprach, sein Körper zuckte — „wegen Diebstahls. Da hab' ich den Led für mein Lebtag. — Aber lügen müßt' ich, wenn ich sagen wollt', es wär' mir schlecht gegangen im Arrest. Die paar Hauptspißbuben, mit denen ich zusammengesperret gewesen, haben mir zwar wenig Freude gemacht, bin aber nicht lange bei ihnen geblieben. In der Kanzlei haben mich die Herren zum Schreiben gebraucht, hab' die ganze Hausrechnung zu führen gehabt, nichts hat mir gefehlt, im Essen und Trinken nicht und die Herren haben mich gern gehabt. Auf einmal ist die Strafzeit aus, ich weiß nicht wie. Jetzt hat sich der Herr Gerichtsrath, der halt mein Richter ist gewesen, selber ins Mittel gelegt, hat mich durch seinen Bruder in einem großen Eisenwerk empfehlen lassen und hab' dort gleich eine Anstellung bekommen, zuerst als Heizer und bald nachher als Magazinaufseher. Dafs ich wegen Diebstahls gefessen bin, haben wir freilich geheim gehalten; das braucht niemand zu wissen, hat der Gerichtsrath selber gesagt, du hast dein' Straf' abgebüßt und kein Mensch darf dir etwas vorwerfen. Und um die Zeit ist's mir besser gegangen, als ich mir's jemals hätt' verhoffen können. Vorwärts wär' ich gekommen, Bestand hätt'z gehabt, denn ich hab' mein Amt redlich versehen. — Herr, wenn ich aufhören kunnt! — Aber jetzt nimmt's halt

einen anderen Lauf, jetzt kommt das Weibsbild.“

Diese Wendung erfrischte die Aufmerksamkeit des Zuhörers wesentlich, er bot nochmals seine Flasche dem Erzähler. Dieser achtete nicht darauf, sondern fuhr fort:

„Eine junge Kohlfrachters-Witwe ist mir öfters nachgegangen und einmal hat sie gesagt, ich thät' ihr erbarmen, weil ich gar so fleißig wär' und doch eigentlich nichts Gutes hätt' auf der Welt. Die Red' hat mir gefallen, bin mit ihr näher bekannt geworden und wie es schon geht — bin halt auch auf den Punkt gekommen mit ihr, wo einer mit nichts mehr ein Geheimnis macht. — Es vergeht eine kurze Zeit und jetzt will sie geheiratet sein. Ich habe Aussicht, dafs ich Obermagaziner werde und da möchte es schon halten für Weib und Kind. Jetzt, wie die Beamten im Eisenwerk, die mit nicht feind gewesen sind, hören, dafs ich die Person heiraten will, wissen sie allerhand zu sagen von ihrem Lebenswandel, dafs mir Hören und Sehen vergeht. Darauf geh' ich hin zu ihr: Bittel, vom Heiraten kann wohl keine Red' sein. Was ich weiß, wird's wohl am besten sein, wir zwei gehen auseinander. — Ist das dein Ernst, Voifel? fragt sie. Es ist am besten für uns zwei, Bittel, ich kunnt dir doch nicht mehr recht trauen. — Du mir nicht trauen! schreit sie auf. Ja, Bürschel, wer ist denn von uns zweien der Dieb, ich oder du! — Um Gotteswillen, schrei's nicht so aus! sag' ich. — Oh, sagt sie, ich kann noch viel lauter schreien. Wirst dich wundern, mein lieber Voifel, wie laut ich schreien kann! Den Herrn Director wird's recht freuen, wenn er erfahrt, wo sein Magazinsaufseher sieben Monate lang studiert hat. — Bittel, sag' ich und halt' vor ihr die Händ' zusammen wie vor einem Heiligenbild, Bittel, das thu' mir nicht an! Meine kleine

dersparte Sach' gehört dein, da hast sie, daß du siehst, ich bin redlich zu dir. Aber mach' mir keine Geschichten, ich bitt' dich tausendmal! — Mein Sparcassabüchel reißt sie mir aus der Hand. Das ist mir noch zu wenig, sagt sie, will das Bürschel auch dazu haben. — Behüt dich Gott, Bittel, vergiß mich! Drauf ich zu ihr, und fort und nicht mehr umgeschaut. Gott sei Dank, daß ich von so einer ledig bin! Ja wohl, ledig bin ich gewesen. Steht nicht zwölf Stunden an, hab' ich vom Werksdirector meine Kündigung. Natürlich, ein Mensch, der schon wegen Diebstahls abgestraft, paßt nicht zu einem Magazinsaufseher. Ich mach' freilich meine Vorstellungen, daß doch ein Unterschied ist zwischen einem Wildschützen und einem gewöhnlichen Dieb. Wenn der Richter keinen gemacht, können wir auch keinen machen, hat's geheißt. Und fort hab' ich müssen. — Und doch wieder Glück. In einer Papierfabrik hab' ich Arbeit gefunden; aber wie ich eintreten will, heißt's, es wär' die Anzeige gemacht worden, daß ich eines Diebstahls wegen gefessen. Der Teufel hol's, hat mich auch hier die Bestie verrathen! — Und so ist's überall gewesen und hab' keine Arbeit finden können. Meine Mutter ist gestorben, dieweil ich im Arrest gefessen und jetzt hab' ich wohl gar nicht gewußt, wohin. Herr, für einen armen Menschen ist das Leben hart! Länger als ein Vierteljahr so herum, dort ein paar Tag Arbeit, da ein paar Tag Arbeit, und die übrige Zeit betteln. Schon gar kein Gewand hab' ich mehr gehabt, ganz herabgekommen und verzagt. Da hab' ich gehört, im Nuthal bei der Eisenbahn wär' Arbeit. Aber einen zerlumpten Vagabunden nimmt man nicht auf, man muß sich anständig vorstellen. Keinen Menschen weiß ich, der mir hätt' geholfen, überall heißt's: der wegen Diebstahl schon einmal gefessen ist. Verdamm't, nun bin ich wild worden.

Wenn ich's schon sein soll, so will ich's auch sein. Jetzt ist's schon alles eins. — Zu einem großen Bauernhof komm' ich im Nuthal draußen, beim Zwidelhof heißt's. Um ein Stück Brot will ich zusprechen. Ist niemand daheim, alles auf dem Feld beim Heuen. Das Hausthor zugesperrt. Aber ein Fenster läßt sich ausheben. Ich kriech' hinein, trink' in der Kammer einen Topf Milch aus, mach' den Kasten auf und nehm' das Gewand. 's ist ein schönes Feiertagsgewand, schauen Sie's nur an, Herr!"

Der Bursche hielt die Ärmel des Rodenrodes hin: „Der ist gestohlen, die Hose ist auch gestohlen, die Schuhe sind auch gestohlen, der Hut auch, ha, ha — und so bin ich halt glücklich ein gemeiner Dieb worden! — Sie geben nicht nach, eh man's nicht ist!“ rief er gellend aus.

Also hatte der junge Mensch erzählt und also hatte der Graf ihm zugehört.

„Wenn das, was du mir jetzt gesagt, alles wahr ist —“ sprach dieser.

„Ich verlang's gar nicht, daß Sie mir glauben“, unterbrach der Poisel, „wer wird denn einem Dieb glauben! Ich glaub mir selber nimmer. Da hat der Kerl so lang den gemeinen Dieb verabscheut, bis er selber einer worden ist. — Und ich denke, es geht noch weiter. Halten thut mich niemand und einer für sich ganz allein kann nicht bestehen. — Wie habe ich Sie gebeten, Herr, um dreißig Gulden, damit hätt' ich den Diebstahl wieder gutmachen können und mit dem gekauften Gewand in Arbeit einstehen bei der Eisenbahn. — Aber Sie haben ja ganz recht; das, was ich erzählt, könnt' jeder sagen.“

„Poisel“, sprach nun der Herr und nahm ihn freundlich bei der Hand, „so bitter sollst du doch nicht sein. Du thust den Leuten unrecht und auch dir selber.“

„Das glaub' ich nicht. Wenn noch ein Funken Ehr' in mir wär', so müßt ich in den Abgrund springen. Nur die leidige Schand ist mein Theil.“

„Merke, was ich dir sagen will“, sprach der Herr. „In den Bauernhof, wo du die Kleider entwendet hast, wird dafür das Geld geschickt, von einem Ungenannten, das laß meine Sorge sein. Dein Weg zur Eisenbahn ins Nuthal steht dir also frei. Willst du aber mit mir kommen nach Seggenstein, so ist es auch recht. Ich beschäftige viele Leute, für die Braven pflege ich besonders zu sorgen und ich hoffe, daß der ehrliche Kerl in dir noch einmal emporkommen wird.“

Nach diesen Worten schaute der Loifel eine Weile so drein, als müsse er sich's erst ausdenken, wie das gemeint sei. Plötzlich sprang er auf und stieß einen Juchschrei aus, der klingend in den Felsen wiederhallte.

Er gieng mit dem Grafen nach dem schönen Schlosse Seggenstein, wo er anfangs als Gärtnergehilfe Beschäftigung fand. Später wurde er dem Forstamte zugetheilt und da begleitete er seinen Herrn, dem er grenzenlos ergeben ist, auf Jagden und Bergtouren. — Eben, als ich diese einfache Geschichte schließen will, theilt mir der Loifel durch eine Postkarte mit, daß er des Herrn Grafen Kammerdiener geworden ist.

R.

Eine Komödianten-Ehe.

Von Alphonse Daudet.

Wie wäre es möglich gewesen, daß sie sich nicht liebten? Beide schön, beide berühmt, sangen sie in den gleichen Stücken, lebten sie Abend für Abend fünf Acte hindurch das gleiche von künstlicher Leidenschaft durchtränkte Leben.

Man spielt nicht ungestraft mit dem Feuer! Man sagt einander nicht zwanzigmal im Monat: „Ich liebe dich!“ — begleitet von den schmelzenden Seufzern der Flöte und den Tremolos der Geigen, ohne schließlich an die Wahrhaftigkeit der rührenden Worte und Töne zu glauben.

Die Leidenschaft, von der sie allabendlich sangen, stahl sich mit der Zeit in ihre Herzen hinein. Auf den Wogen der Harmonien, auf dem auf- und niederschwebenden Rhythmus der Melodien, in den prächtigen, glänzen-

den Costümen, in den gemalten Decorationen — überall war sie. Sie kam durch das Fenster herein, welches Elsa und Lohengrin weit öffnen in der von Tönen und Klängen erzitternden Nacht:

„Athmest du nicht mit mir die süßen Düfte . . .“

Sie barg sich zwischen den Marmorsäulen des Balkons der Capuletti, wo Romeo und Julia sich verspäten, während die ersten Strahlen der Morgenröthe bereits am Himmel sichtbar werden:

„Die Lerche war's, und nicht die Nachtigall . . .“

Sie erwachte zwischen Faust und Margarethe in dem glänzenden Mondenstrahl, welcher sich von der Gartenbank bis zu den Fensterläden des kleinen Zimmers zwischen Epheu und Rosengerant langsam erhebt:

„Lass mich dein holdes Antlitz sehen.“ — — — — —

Ganz Paris sprach bald nur noch von ihrer Liebe und interessierte sich dafür.

Es wurde das Ereignis der Saison.

Man gieng hin, um die beiden Sterne an dem musikalischen Himmel der Oper zu bewundern, welche langsam einander näher und näher rückten.

Endlich, eines Abends, als nach unzähligen enthusiastischen Hervorrufen der Vorhang langsam herabfiel, welcher die beifallslärmende Menge von der mit Blumen übersäeten Bühne trennte, auf welcher Julius weiße Atlasschleppe über zertretene Camilien und Rosen hinwegfegte, packte ein unwiderstehlicher Impuls die beiden Sänger; und als ob ihre etwas künstlich erzeugte Liebe nur auf den Augenblick eines großen Triumphes gewartet habe, um sich voll zu entfalten, brach sie mit voller Gewalt hervor.

Unter dem fortgesetzten Bravorufen des Publikums, das wie aus weiter Entfernung herüberschallte, tauschten sie ihre Liebeschwüre aus.

Die beiden Sterne waren in ihre Conjunction getreten.

* * *

Nach der Hochzeit zogen sie sich auf einige Zeit von der Öffentlichkeit zurück.

Dann, als ihr Urlaub zu Ende, fand ihr erstes Wiederauftreten an dem gleichen Abende, in der gleichen Oper statt.

Dieses Wiederauftreten war wie eine Offenbarung.

Bis zu diesem Tage war er es gewesen, der den Vorrang einnahm. Er war älter als sie, kannte das Publikum mit seinen Wünschen und Liebhabereien besser als sie, und verstand es mit dem Wohlklang seiner Stimme, das Parquet und die Logen hinzureißen.

Neben ihm war sie bisher nur erschienen, wie eine bewunderungswürdige, begabte Schülerin, wie ein für die Zukunft vielversprechendes Talent; ihre fast noch zu jugendliche Stimme hatte hie und da Ecken und Kanten, ebenso wie ihre noch etwas zu mageren Schultern. Als aber bei diesem Wiederauftreten in einer ihrer früheren Rollen mit den ersten Tönen schon ihre Stimme voll, klar und unendlich wohlklingend wie ein reicher Silberstrom hervorquoll, da war die Überraschung und das Entzücken des Publikums so groß, daß das Interesse den ganzen Abend hindurch sich nur auf sie concentrierte.

Dieser Abend wurde für das junge Weib einer jener glücklichen, wo die Luft, die einen umgibt, ganz erfüllt ist von den goldenen Sonnenstrahlen des Erfolges.

Den Mann vergaß man fast über diese Überraschung, vergaß, ihm Beifall zu klatschen, wie sonst, und wie jeder plötzliche, grelle Lichtstrahl einen tiefen Schatten um sich herum wirft, so fand er sich auf einmal wie einen unbedeutenden Choristen zurückgedrängt in die finsterste Ecke der Bühne.

Und dennoch war diese tiefe Leidenschaftlichkeit, welche die Sängerin in ihrem Spiel entfaltete, die zauberhafte Innigkeit und Seele in ihrem Gesang, welche alle Welt überraschte, nur durch ihn erweckt worden. Er allein war es, der dieses Feuer in ihren dunklen Augen entzündet hatte, und dies Bewußtsein hätte ihn mit Stolz erfüllen müssen, wenn — die Komödianteneitelkeit nicht zu groß gewesen wäre!

Am Schluß der Oper, als der Vorhang gefallen, berief er den Chef der Claque zu sich und überschüttete ihn mit Vorwürfen.

Man hatte es versäumt, ihn beim Auftreten zu empfangen, beim Abgehen zu applaudieren, ja, man hatte vergessen, ihn nach dem dritten Act

herborzurufen. Er würde sich beim Director beklagen u. s. w.

Ach! Was nützten ihm seine Klagen und sein Zorn, was nützten die Kraftanstrengungen der Clique, seine Frau hatte sich die volle Gunst des Publikums im Fluge erobert und sie blieb ihr fortan unbestritten.

Sie erhielt die glücklichst gewählten Rollen, in welchen ihr Talent und ihre Schönheit sich am glänzendsten entfalten konnten, und in welchen sie auftrat mit der königlichen Ruhe einer Weltbame, welche in dem Bewußtsein den Ballsaal betritt, daß sie eine herrliche Toilette trägt und ihres Erfolges sicher sein kann. Jeder neue Erfolg der Frau machte den Mann verstimmter, nervöser, reizbarer. Es kam ihm vor wie ein an ihm verübter Raub, als er die Beliebtheit, die er früher genossen, unwiderleglich zu ihr übergehen sehen mußte. Lange suchte er seine Leiden vor allen zu verbergen, namentlich vor seiner Frau; aber eines Abendes, als sie die Treppe zu ihrer Garderobe emporstieg, ihr mit Blumen gefülltes Kleid mit beiden Händen zusammenhaltend, und mit einer Stimme in welcher noch die Freude über ihren Triumph vibrierte, fröhlich zu ihm sagte: „Welch ein volles Haus wir heute hatten!“ antwortete er ihr mit einem kurzen, schroffen „Findest du?“ welches zugleich so voll von bitterer Ironie war, daß der jungen Frau plötzlich wie mit einem Schlage die Augen aufgingen und sie die Wahrheit erkannte.

Ihr Mann war eifersüchtig! — nicht eifersüchtig wie ein Verliebter, der nicht will, daß andere außer ihm die Geliebte schön finden, sondern eifersüchtig mit der kalten, brutalen, unveröhnlichen Eifersucht des Komödianten!

Mitunter, wenn sie beim Schluß einer Arie secundenlang unterbrochen wurde durch den anhaltenden Applaus und die zahllosen Bravorufe, stand

er da mit fast steinernen, undurchdringlichen Zügen, und sein zerstreut auf das Publikum niederfallender Blick schien gleichsam zu sagen: „Wenn ihr mit dem Lärm aufgehört haben werdet, werde ich singen, nicht früher!“

O, der Beifall, der Beifall! Dieses hagelartige Geräusch, welches sich so wohlklingend und süß anhört im Theater, auf der Bühne und in den Coulissen! Wer es einmal gekannt hat, kann sich seinem Zauber nicht mehr entziehen! Die großen Komödianten sterben nicht an Altersschwäche, auch nicht an Krankheiten! Wenn man ihnen nicht mehr applaudiert — dann hören sie auf zu leben! —

Diesen ergriff vor der fortgesetzten Gleichgiltigkeit des Publikums völlige Verzweiflung. Er magerte sichtlich ab, wurde gereizt und böseartig. Was nützte es, daß er sich selbst Vernunft predigte, sein unheilbares Leiden objectiv zu betrachten suchte, sich mehr als einmal sagte, bevor er die Bühne betrat:

„Es ist doch meine Frau! . . . und ich liebe sie! . . .“

In der künstlichen Atmosphäre der Bühne und der Lampenlichter erlosch dieses Gefühl sofort wieder. Er liebte seine Frau nach wie vor, die Sängerin aber verabscheute, haßte er.

Sie bemerkte das alles wohl, und mit derselben Sorgfalt, mit der man einen Kranken pflegt, überwachte sie seine traurige Manie.

Zuerst dachte sie daran, mit Absicht ihre Erfolge zu verringern; sie wollte sich gewaltsam zurückhalten, nicht ihre volle Stimme, ihr ganzes Können geben; aber ihre Entschlüsse schmolzen ebenso wie die ihres Gatten vor dem Feuer der Öffentlichkeit und der Glut der Lampenlichter. Ihr Talent war stärker als ihr Wille. Gegen ihren Willen brach es doch in vollem Glanze hervor.

Nun demüthigte sie sich selber,

machte sich klein vor ihm, ganz klein, um ihn zu versöhnen.

Sie frug ihn bei jeder Gelegenheit um Rath. — „Hatte er sie heute gut gefunden?“ — „Würde er die Rolle auch so auffassen, oder anders?“ u. s. w.

Selbstverständlich war er nie mit ihr zufrieden. In jenem gutmüthig sein sollenden Tone, mit der bekannten Nuance falscher Kameradschaft, die unter Komödianten üblich ist, pflegte er ihr an den Abenden, wo sie die größten Erfolge hatte, zu sagen:

Überwache dich wohl, mein Kind — du scheinst mir nachzulassen — wenigstens machst du keine Fortschritte mehr.“

Wieder ein anderesmal suchte er ihr Auftreten zu verhindern:

„Sieh dich vor, du ermüdest dich — du strengst dich zu sehr an — verdirb nicht deine Zukunft! Halt, weißt du, was ich denke! Du müsstest einen Urlaub nehmen.“

Er erniedrigte sich bis zu den dümmsten Vorwänden, um sie vom Auftreten zurückzuhalten.

Sie sei erkältet, meinte er — nicht gut bei Stimme. Sie sollte nicht singen.

Oder er suchte in gemeiner Weise Zänkereien herbeizuführen.

„Du hast das Finale des Duo zu schnell genommen — hast mir meinen Effect total verdorben“, sagte er. „Aber das willst du eben — du thust es mit Absicht.“

Der Unglückliche! Er war sich nicht bewußt, daß er selber es war, der ihr all dieses that; der seine Repliken mit gewaltsamer Schnelligkeit hervorbrachte, um zu verhindern, daß ihr am Schluß ihrer Arie applaudiert wurde, und der in dem niedrigen Wunsche, die Gunst des Publikums wieder zu erlangen, sich des Platzes vorne an der Lampe bemächtigte und seine Frau dadurch zwang zurückzutreten.

Sie beklagte sich niemals, dazu liebte sie ihn zu sehr. Außerdem macht der Erfolg nachsichtig; aber an jedem Abend, an dem sie sich zurückhalten, sich kleiner machen wollte, zog der enorme Beifall des Publikums sie aus dem Dunkel, in das sie sich zu stellen versuchte, in immer helleres Licht hervor.

Unter den Collegen entdeckte man bald diese eigenthümliche Eifersüchtelei und amüsierte sich darüber.

Man überschüttete den Sänger förmlich mit Complimenten über das Talent seiner Frau. Man hielt ihm die Zeitungen unter die Augen, in welchen der Kritiker am Ende der vier langen Spalten, welche er dem „Stern“ gewidmet hatte, auch einige Zeilen dem Gatten widmete, dessen frühere Beliebtheit fast gänzlich todt war.

Als er eines Tages wieder einen solchen Artikel gelesen hatte, stürmte er plötzlich in die Garderobe seiner Frau, wüthend, bleich vor Zorn, mit der Zeitung in der Hand, und schrie: „Dieser Mensch ist also Ihr Geliebter gewesen?“

Bis zu diesem Grade der Niederrichtigkeit fiel er.

Und das unglückliche Weib, gefeiert und vielbeneidet, dessen Name auf den an allen Ecken von Paris klebenden Placaten oben an stand, der selbst auf den Etiketten der Confiseurs und Parfümeure stand, führte eine traurige und unendlich gedemüthigte Existenz.

Sie wagte es kaum mehr, eine Zeitung zu öffnen, aus Furcht, ihr Lob zu lesen, sie vergoß Thränen über den Blumen, die man ihr zuwarf, und die sie in einer Ecke ihrer Garderobe vertrocknen ließ, um nicht auch zu Hause noch die grausame Erinnerung an die Abende ihrer Triumphe zu bewahren.

Sie wollte der Bühne gänzlich entsagen, aber dem widersetzte sich ihr Mann.

„Man würde glauben, daß es mein Wunsch war“, sagte er.

Und von neuem begann das Leben der Tortur für beide.

Am Abend einer Premiere wollte die Sängerin soeben die Bühne betreten.

Da sagte jemand zu ihr:

„Seien Sie auf Ihrer Hut. Es ist eine Kabale gegen Sie im Werk.“

Sie lachte. — Eine Kabale gegen sie? — Warum sollte das wohl sein? Sie hatte keine Feinde. Sie genoß die Sympathie aller — sie lebte außerhalb aller Cliques und Koterien.

Und dennoch war es so!

Inmitten der Oper, in einem großen Duo mit ihrem Gatten, in dem Augenblick, da ihre herrliche Stimme auf dem höchsten Ton ihres Registers angelangt, mit einer Cadenz aus so gleichen, reinen Noten, daß sie einer Perlschnur gleich die Nummern beendete, ließ ein vielstimmiges Wischen sie plötzlich verstummen.

Ihre Aufregung und Überraschung theilte sich dem ganzen Hause mit. —

Der Athem eines jeden schien plötzlich ebenso abgeschnitten, ebenso in der Kehle stecken geblieben zu sein, wie ihre unvollendete Cadenz.

Und plötzlich durchfuhr ein wahnsinniger, ein scheußlicher Gedanke ihren Kopf.

Außer ihr war nur er auf der Scene; er stand ihr gegenüber. —

Sie wandte ihr Auge auf ihn und sah in dem seinen den Blick eines böshaften Lächelns zucken.

Da begriff die arme Frau alles!

Ein Schluchzen stieg in ihrer Kehle auf, daß sie zu ersticken glaubte.

Sie brach in Thränen aus und verschwand rasch in dem Schatten der Coulissen. . .

Es war ihr eigener Gatte, der sie auszischen ließ! — —

„Magazin“.

Im Labyrinth des Lebens.

Gedichte von Erik Lemmermeyer.*)

An die Poesie.

Wie du vom Himmel bist,
Schlichtende, tröstende,
Nimmer ermüdende, heilige Poesie!
Auf den Knien im Staube ruft zu dir

In tiefster Noth der Mensch, den das Leben verwundet.

Leise trittst du, immer Vereile,
Aus verhüllenden Wolken,
Steigest milde hernieder
Zu dem einsam Trauernden,
Reigest dich ihm und berührst mit rosigem Finger

Die glühende Stirne, ziehst ihn empor zu dir,

Drückst an dein Herz, das gütereiche, den Armen,

Und siehe: sachte, sachte zieht der Friede,
Der süße, liebliche Friede ihm in das Herz,

Und der Verzweifelnde fühlt,
Wie hold die Genesung naht,
Und küßt in scheuer Ehrfurcht
Den Saum deines göttlichen Kleides.

Mensch.

Fehlerlos zu wandeln,
Wie in den Wolken die Göttlichen,
Ist nicht gegeben uns sterblichen Menschen.
Halten wir frei von nied'rer Begierde
Unsere Sinne,
Frei von gemeinem Wollen das Herz,
Können der Qual des dumpfen Neides
Wir uns entziehen:
Müssen wir selig uns preisen.
Mehr vermag er nicht,
Der im Staube Geborene,
Der im Staube verloren Wandelnde,
Der sich auflöst wieder in Staub.

*) Aus dessen gleichnamiger Gedichtesammlung. Leipzig. R. Clausner. (1892.)

Hat er die Liebe, des Lebens Sonne,
Treu sich erhalten,
Hat er zum Kampf den Muth sich bewahrt
Gegen die verderblichen,
Gegen die Kleinen,

Durch die Vereinigung starken Mächte der
Larven,

Hat er die Kraft der Entfagung gerettet,
Still ergeben in Unglück und Glück:
Ist, wie arm auch, verlassen und hilflos,
Doch ein stolzes Kind des Prometheus
Der Mensch!

Lebensergebnis.

In sternlosen Nächten,
Frierend und schauernd,
In Tagen, kalt und trostlos,
Ist sie mir kund geworden,
Die furchtbare Wahrheit;
Hab' ich kennen,
Doch zu fassen nicht gelernt,
Das unerbittliche Gesetz;
Ohn' Erbarmen ward er mir verklündet,
Mit ehernen Zungen,
Unter Sturm und Klage,
Der eifige Spruch der Parze:
Du mußt, o Mensch,
Begraben dein Liebsteß,
Oder du mußt, banger Gefelle,
Von deinem Liebsten
Begraben dich lassen! —
Von beiden, welches
Dünkt dir das Här't're?
Sinn' und grüble
In Tagen und Nächten
Der Frage nach,
Und schaud're und lerne
Fassen und tragen
Die furchtbare Wahrheit!

Volkslied.

Der Schnitter Tod geht durch die Welt
Und mäht die Gräser in dem Feld.

Er schont auch nicht die schönste Flur.
Ach, kaum ist vom Sommer mehr eine
Spur!

Nur gelbe Blätter, irrend im Wind,
Die Zeugen seiner Schönheit sind.

Bald werden sie ganz verloren gahn,
Die Mutter Erde wird sie empfah'n.

Der Winter breitet den Teppich auf,
Vollendet hat ein Jahr den Lauf.

Begraben d'rinnen Alt und Jung,
O das ist traurig, traurig genug!

Es bleibt eine nebelnde, kalte Zeit,
Des Sommers Freude liegt weit, o weit.

Sonette an meine hundertjährige Großmutter.

I.

Noch war der Königin Haupt gefallen nicht,
Im Schreckensjahr, auf Frankreichs Guillot-
tine,
Und du — schon schautest du mit Kinder-
miene
Frohlockend auf zum gold'nen Sternenlicht!

Napoleon mit ernstem Angesicht,
Er träumte noch, wie er dem Franzmann
diene —
Du schwirrtest schon gleich einer hurt'gen
Biene,
Du hattest schon Gewicht und hattest Pflicht.

Gestorben sind die Helden der Geschichte,
Zertrümmert liegen Krone und Altar,
Vermodert ist, was einmal herrlich war.

Dir ward die Zeit zur Sage, zum Gedichte,
Erklingend wie ein Ton aus weiten
Fernen —
Und noch schaust du empor zu Gottes
Sternen!

II.

Nun hast du ein Jahrhundert ganz ge-
tragen.
Sag, Ahne, mir, wie konntest du's voll-
bringen,
Wie konnt' es dir so gut und voll gelingen,
Nicht zu erliegen hundertjäh'r'gen Plagen?

Den Enkeln hat die Stunde längst ge-
schlagen
Der letzte nur kann dir ein Lied noch
singen,
Ermüdet vor der Zeit, nach kurzem
Ningen —
Du trugst das Joch der Zeiten sonder
Zagen!

Du standest fest, wie auch der Sturmwind
grollte,
Des Schicksals Rad hin über Menschen
rollte,
Den König und den Bettler warf zum
Staube.

Du standest fest, dir fehlte nicht der Glaube,
Der Wunder schafft und den die Welt be-
wundert —
So konntest du ertragen ein Jahrhundert.

Maria Geburt.

Die Schwalben nun sich sammeln
Zum Zug ins Agypterland,
Dem Sehnsuchtsdrange folgend,
Sie ziehen fluggewandt.

Den tiefen Drang der Sehnsucht,
Wie kenn ich ihn so gut!
Wie treibt und gährt und brennt er
In meines Herzens Blut!

Mit euch kann ich nicht wandern,
Ihr Wasser, zart und klein,
Und weiß mir nicht zu stillen
Der Sehnsucht irre Pein.

Doch weiß ich, es wird kommen
Des Wanderns ernste Zeit
In unbekannte Fernen,
Weitab von Freud' und Leid.

Ins Land, wo jeder Schleier
Abfällt vom Sphinggesicht,
Wo unverhüllt sie starret
In der Erkenntnis Licht.

Ich kann mich nicht versammeln
Mit euch zum Wanderzug,
Muss meine Seele rüsten
Zu einem weiter'n Flug.

Ihr ziehet unter Singen —
Wöchte mir's auch gesch'eh'n,
Dass ich einst singend könnte
Zur Heimatreise geh'n!

Gerubigung.

Noch kann ich dichten, wenn mein Herz
geschwellt,
Noch hat die Liebe treu sich mir gefellt,
Noch treib' ich froh der Künste schönen
Cult,
Empfange noch viel edler Frauen Huld;
Noch kann ich hassen, wenn Gemeinheit
schafft

Und wenn das Unrecht blöd und hämisch
gast,
Und mit der heil'gen Wahrheit fest im
Bund
Kann furchtlos sterben ich zu jeder Stund'

An die deutsche Jugend.

Lasst mich um eines euch bitten, ihr meiner
Jugend Genossen:
Wahrt euch den offenen Sinn, wahrt die
Begeisterung euch!
Ist es auch lang nicht mehr Mode, opfert
dem Altar des Schönen,
Und für der Wahrheit Kampf haltet die
Schwerter bereit!
Dann nur seid ihr wert, den deutschen
Namen zu führen,
Und die Palme sei euch, Jugendgenossen,
verlieh'n!

Loßsprüchlein auf Ulrich v. Hutten.

Der Hutten war ein freier Mann,
Hat's meinem Herzen angethan!
Der buhlte nicht um Fürstengunst
Und buhlte nicht um Vöbelgunst.
Sein Weg war einsam, dornenvoll,
Er trug das Unglück ohne Groll.
Er führte stark ein starkes Schwert
Und eine Feder kampfbewährt,
Und liebte stark und haßte stark
Und war ein Mann von Kraft und Mark.
Die Wahrheit und die Redlichkeit,
Die Freiheit und die Menschlichkeit —
Das war sein ganzes Hab' und Gut,
Dazu ein Herz mit hohem Muth.
Im Leben must' er untergeh'n,
Um als unsterblich aufzusteh'n.
Der Hutten war ein freier Mann,
Hat's meinem Herzen angethan!
Und gepriesen sei in aller Zeit
Des deutschen Mannes Herrlichkeit!

Der deutsche Brief seit sechshundert Jahren.

Die Forscher deutscher Culturgeschichte haben alle Quellen aufgemacht, alle Archive durchstöbert, alle Volksfitten, Bräuche, Sprichwörter, Lieder u. s. w. zu Hilfe genommen, um uns ein Bild der geistigen Entwicklung unseres Volkes aufzustellen. Ein sehr wichtiger Behelf ist bisher vergessen geblieben: der Privatbrief. Dieser aber ist von außerordentlicher Bedeutung. Was heute die Zeitung, die Broschürenliteratur ist, das war einst in seiner Art der Brief. Und noch mehr. Er war ein echter Schlüssel zu dem jeweiligen Menschen, zu ihren Anschauungen und zu ihren Thaten. Je schwieriger und kostspieliger die Postgelegenheiten gewesen, desto seltener zwar, aber desto gehaltreicher waren die Briefe. Die Eisenbahn, das billige Postporto hat den Brief zerstückelt, verflacht, bis zum Correspondenzkartensstil herabgebracht; also daß er heute kaum mehr eine culturelle Bedeutung beanspruchen kann. Wer etwas Besonderes zu sagen hat, der läßt's lieber drucken, wer eine wichtige Nachricht zu versenden hat, der wählt den Telegraphen, und was an Intimität sich noch unter Couvert verbirgt, das wird übertrumpft durch noch größere Intimitäten in den Zeitungen.

Unser Leben, Sprechen und Denken ist ein öffentliches geworden und nur besonders bedeutende Menschen bleiben auch heute noch bedeutend im Privatbriefe.

Georg Steinhausen hat die culturgeschichtliche Wesenheit des Briefes

erkannt und bei R. Gärner in Berlin (1891) ein Werk herausgegeben: „Geschichte des deutschen Briefes.“

Der Stoff für ein solches Werk ist freilich ganz unerschöpflich und die Sammler werden auf diesem Gebiete noch höchst interessante Dinge zu Tage bringen.

Um ein, wenn auch nur ganz flüchtiges Merkmal der Entwicklung des deutschen Briefes zu geben, entnehmen wir den Beispielen eine Reihe von Privatbriefen aus verschiedenen Jahrhunderten, in welchen uns vor allem die Unterschiedlichkeit der Form auffallen wird.

Bis zum zwölften Jahrhunderte wurden alle Briefe in lateinischer Sprache geschrieben. Dann kam das alte Deutsch, mit Latein stark vermischt. Jahrhunderte lang währte es, bis durch die bedenklichsten und lächerlichsten Verirrungen endlich in der Classifierzeit der Brief zum Kunstwerke ward. Von da an sank er dem Verfall zu.

Der erste uns hier vorliegende deutsche Brief aus dem zwölften Jahrhunderte stammt von einer Frau. Es ist ein Liebesbrief, in welchem es unter anderem heißt:

„Wande warest du mir nieth liep, ego permitterem te currere in voraginem, ut ita dicam, ignorantiae et ceticatis. des ne bist abe du nicht wert, quia in te sunt fructus honoris et honestatis. Ich habete dir wol mere gescriben u. s. w.“

Aus der Mystikerzeit findet sich das Schreiben eines Basler Welt-priesters Heinrich von Nördlingen an die Nonne Margarethe Ebner:

„Gia! frau gar hohe und aller erwidigü, wie wirt ewer mund so nahen gefügt zu dem mund goß! owe! gotlicher küsse, owe! gotliche ainigung mit aller menschlicher natur.“

Und ein andermal: „Mins herß herzenvollin fröud, als es mir möglich ist! ih han lang vergessen, das ich nit mit dir rett umb ainen barfüßen, der haiset der Ebner, und soll bischoff worden sein von dem un-gerechten babist, den der Paier machit ze Rom. sag mir, was er dich bestand, und bit got für in mit ernst, wan er wunderlichü ding tut, als ich oft gehört han“ u. s. w.

Eine Frau schreibt im Jahre 1450 an ihren Gatten:

„Mein freuntlichen Grues zuvor, lieber herr, das ir frisch und gesund werdt, deßelben hort ich allzeit gern von euch sagen, wißet lieber man, daß ich von goz gnaden noch frisch pin, und dee sun alle tren; got behuet uns furpaß und auch euch, doch wißet lieber man, das Albrecht got sei gelobt in neuer narung noch wol besumbt . . . und lieber Mann wißet, daß die zimerleit wessen gelt haben und als ir mir nichts wessolhen, so hab ich nichts wolt geben; wißet lieber man, das mir ewer briess wol worden ist, den ir zu Gerliß geben habt“ u. s. w.

In demselben Jahrhundert schreibt ein junges Mädchen, das nicht im Kloster bleiben will, an seine Muhme:

„Herß liebe mum, ich laß euch wissen, daß vor verganger zeit die herrn pey uns sin gewesen; do hab ich hu etlich vrsach und beschwernus der sel halben angezeigt, das ich nit im kloster wol bleiben; do haben sye . . . mir vnd den andern, die

solchs auch begert haben, getrenlich geraten vnd vns gefragt, ob keine kein anweßen hab, do sye hin tem; do hab ich fur mein person geantwort: nehn, den der her Endreß Tucher wil mich nit annemen, er hat selber IV enyfla; er thut greulich, hat sorg, er muß mir etwas geben, so ich doch nichts an zu beger, ich hab ie eine gute hoffnung zu got, er wer mir denng helfen . . . Herß liebe mum, ich bitt euch um Chr. vnserß seligmachers willen . . . dar ir mich nur ein weil pey euch wolt haben; ich wil euch wahrlich nit schad zu eurem hauß sein, ich will nit feiern, ich wil auch neen, was euch in das gehort, spinen, oder was ihr mir zu erbeten gebt, ich wil euch der kynder warten, ir durfts mir kein wein zu trinken geben“ u. s. w.

Und Martin Luther schreibt an seine Tischgenossen:

„Gnade und Friede in Christo, lieben Herren und Freunde! Ich hab euer aller Schreiben empfangen, und wie es allenthalben zustehet, vernommen. Auf daß ihr wiederumb vernehmet, wie es hie zustehet, füge ich euch zu wissen, daß wir, nämlich ich, Magister Veit und Cyriacus, nicht auf den Reichstag gen Augsburg ziehen; wir sind aber sonst wohl auf einen andern Reichstag kommen.

Es ist ein Kubel gleich für unjern Fenster hinunter, wie ein klein Wald, da haben die Dohlen und Krähen einen Reichstag hingelegt, da ist ein solch Zu- und Abreiten, ein solch Geschrei Tag und Nacht ohne Aufhören, als wären sie alle trunken, voll und toll; da secht Jung und Alt durch einander, daß mich wundert, wie Stimme und Odem so lange wahren mögen. Und möcht gerne wissen, ob auch solchen Adels und reifigen Zeugs auch etliche noch bei euch wären; mich dünkt, sie seien aus aller Welt hieher versammelt. Ich hab ihre Kaiser noch nicht gesehen, aber

sonst schweben und schwänzen der Adel und großen Haufen immer für unsern Augen; nicht fast köstlich gekleidet sondern einfältig in einerlei Farbe, alle gleich schwarz und alle gleich grauaugig; singen alle gleich einen Gesang, doch mit lieblichem Unterschied der Jungen und Alten, Großen und Kleinen. Sie achten auch nicht der großen Ballast und Saal, denn ihr Saal ist gewölbet mit dem schönen, weiten Himmel, ihr Boden ist eitel Feld, getäfelt mit hübschen grünen Zweigen, so sind die Wände so weit, als der Welt Ende. Sie fragen auch nichts nach Rossen und Harnisch, sie haben gefiederte Räder, damit sie auch den Büchsen empfliehen, und ein Born entsitzen können. Es sind große, mächtige Herren, was sie aber beschließen, weiß ich noch nicht.

So viel ich aber von einem Dolmetscher habe vernommen, haben sie für einen gewaltigen Zug und Streit wider Weizen, Gerstern, Hasern, Malz und allerlei Korn und Getraidig, und so wird mancher Ritter hie werden und große Thaten thun. Also sitzen wir hie im Reichstag, hören und sehen zu mit großer Lust und Liebe, wie die Fürsten und Herren sampt andern Ständen des Reichs so fröhlich singen und wohlleben. Aber sonderliche Freude haben wir, wenn wir sehen, wie ritterlich sie schwänzen, den Schnabel wischen und die Wehr stürzen, daß sie siegen und Ehre einlegen wider Korn und Malz. Wir wünschen ihnen Glück und Heil, daß sie allzumal an einem Zaunsteden gespießet werden.

Ich halt aber, es sei nicht anders, denn Sophisten und Papisten, mit ihrem Predigen und Schreiben, die muß ich alle auf ein Haufen also für mir haben, auf daß ich höre ihre liebliche Stimme und Predigten, und sehe, wie sehr nützlich Volk es ist, alles zu verzehren, was auf Ehren, und dafür ledern für die lange Weil.

Heute haben wir die erste Nach-

tigall gehöret: denn sie hat dem April nicht wöllen trauen. Es ist bisher eitel köstlich Wetter gewesen, hat noch nie geregnet, ohne gestern ein wenig. Bei euch wird's vielleicht anders sein. Hiemit Gott befohlen, und haltet wohl Haus. Aus dem Reichstag der Malztürken d. 28. Apr. Anno 1530.

Martinus Luther, D."

Das war köstlich, aber nun ward es schlimm, es kam der unnatürliche, gespreizte Stil. Das Bittgesuch einer adelichen Frau aus dem Jahre 1639 lautet:

„Hoch Ernuehster Großachtbar vnd Hochgelarter ehren großgünstiger vnd vielgeneigter Herr vnd freund. Seine mir schon in Pommern erwiesene vnd aus allen actionibus sonsten allewege vortspuerte große favor wilfchrung vnd dexteritet, wie auch wegen meines felschlig traducirten vnd druf vnschuldig annoch leider ghar hart vnd captivirten Ehr Junders Jurg Behrens satsamb condestirte Christmitleidentliche displicentz vnd ober daß beliebter justici vnd abomirirten vnrechten gewalts, ihm allenthalben ruhmblig nachgehende fama haben mich nebest zu Ihme gefaseter sicherer Confidentz abermaln incitiret vnd gleichsamb animiret, meinen Ehrengeneigten gonsligen Herrn vnd freund, mit diesem meinem schreiben molestirlich anzugehen.“

In einem Liebesbrief um 1730 heißt es:

„Meine Allerliebste Dame, die grosse perfection, womit der Himmel selber eure glorificirte Seele hat erfüllet, zwinget alle amoureuse Cavalliers dz sie sich für eüwere hochwürdigen grandesse humilijren vnd alß vnderthänigste gekorksamste Schlawen zu den Scabellen eüwrer prächtigen Füesse niederlegen. Sie perdonnire mir allerschönste Dame, daß ich die hardiesse gebrauche, mich jren allerunterthänigsten Serviteur zu nennen.“

Etwas später schreibt Adalgunde Kulmus an ihren Freund Gottsched den folgenden classisch schön stilisierten Brief:

„Mein erzürnter Freund! Diesen Augenblick erhielt ich ein Schreiben von Ihnen, worüber ich ungemein bestürzt bin. Scherz und Ernst, Liebe und Kaltsinn finde ich darinnen so künstlich vermischt, daß ich nicht weiß, was ich denken soll. Nichts als die unvermeidlichen Umstände, die mich länger, als ich wünsche, hier aufhalten, sind die Ursache Ihres Unwillens. Ich bin bereit, Ihnen alle Vortheile aufzuopfern, und nichts, es mag so wichtig seyn, als es will, soll mich abhalten, Ihr Verlangen buchstäblich zu erfüllen. Aber wie können Sie mein Herz so empfindlich angreifen, und es beschuldigen, daß ihm der Aufschub, den die Umstände erfordern, lieb wäre? Wie beleidigend wäre dieser Verdacht, wenn ich Ihren Eifer nicht für eine zärtliche Ungedult ansähe, die so schmeichelhaft für mich ist. Ist es denn meine Schuld, daß das Schicksal gleich im Anfange unserer Bekanntschaft so viel Hindernisse ihrem Fortgange in Weg gelegt, zu deren Überwindung Zeit und viel, viel Gedult erfordert wurde? Verschonen Sie mich, bester Freund, mit dem Vorwurf des Kaltsinns, oder lehren Sie mich die Kunst, ihn mit Gelassenheit zu ertragen.“

Dann aber kommt eine Formmode, in welcher Goethe, einer Laune folgend, den „Zettel“ schrieb:

„Lieber Bruder, schreib' mir doch manchmal, grimm oder gut, über alles und nichts! — Sieh, da die Welt so voll Sch . . . kerle ist, sollten

wir doch miteinander tissiren und sch Warum ich das alleweil schreibe? Da krieg' ich nach Tisch ein Büchlein zur Hand, Herrn Prof. Meiners Versuch — Aegyptier — He! — sagt' ich, und blättere, wo kommt da Bruder Herder vor? — denn ich denk' das ist auf Anlaß! mehr oder weniger. — Finde Dich nun freilich nicht, weder im Guten noch Bösen — das verfluchteste Saugzeug vom See Möriz, und travestirte Leichencereemonien der Aegypter etc. etc. etc. etc. und so Orpheus!! etc. etc. Und hinten nach X Y Z etc. auch Deinen Namen, und im seidnen Mantel und Kräglein flink, daß er doch auch etc. — Ade Bruder! Die Heß hat mir den Brief des Schweizer Bauern geschickt. — Klopstock war ehigestern bei mir, geht nach Hamburg. — Hab' auch vor drei Tagen Merck in Langen gesehen. Grüß' Dein Weib.
den 1. April 1775.

Goethe.“

Und wenn wir zum Schlusse unserer flüchtigen Übersicht den erstbesten „Brief“ von 1892 hernehmen, so heißt es da:

„Lieber Freund!

Deine Depesche erhalten und berücksichtigt. Was es bei uns Neues giebt, wirst Du ohnehin in der Zeitung lesen. Gedanke in nächster Woche auf einem Rutsch nach dem Süden für ein paar Stunden Graz zu berühren, dann das Nähere. In Eile Dein
M.“

Letzteres wird allerdings kein Culturdenkmal sein für künftige Geschlechter, außer ein Beispiel dafür, daß wir in unserer Zeit — für nichts Zeit gehabt.
M.

Deutsche Amazonen.

Betrachtung über den deutschen Frauenverein „Reform“.

Weimar, die friedliche Stadt der Erinnerungen an eine große literarische Vergangenheit, steht im Begriff, sich in ein gewappnetes Heerlager kriegerischer Amazonen zu verwandeln. Am 30. März 1888 ist dort ein „Deutscher Frauenverein „Reform“ für Eröffnung wissenschaftlicher Berufe für die Frauenwelt“ gegründet worden, dessen Leitung sich seitdem in den Händen seiner angriffs-lustigen Urheberin Frau J. Kettler zu Weimar befindet. Nach den Satzungen ist der Verein von der Pflicht durch-dringen, das gesammte gewerbliche, kaufmännische, künstlerische und wissen-schaftliche Gebiet auch den Frauen zugänglich zu machen, beschränkt sich aber aus Zweckmäßigkeitgründen zu-nächst noch darauf, den Bau von oben zu beginnen, das heißt, die Berufsarten, die wissenschaftliche Studien zur Voraussetzung haben (und zwar alle, nicht bloß den ärztlichen Beruf) durch Erklämpfung von Gymnasium, Hochschule, Staatsprü-fung und Anstellung für die Frauen zu erobern. Als Kampfmittel sollen öffentliche Vorträge, Flugschriften, Pe-titionen und Geldsammlungen zur Gründung eines „Parthenagogiums“ dienen. Auch eine eigene Zeitschrift „Frauenberuf“, redigiert und heraus-gegeben von derselben Frau J. Kettler, arbeitet an dem Emancipationswerke.

Von den Petitionen des Vereines an den Reichstag und an die Land-tage der deutschen Einzelstaaten hat

man wiederholt in den Tagesblättern gelesen, sie sind als schätzbares Ma-terial zu den Acten gekommen und haben den Parlamentspräsidenten Gele-genheit gegeben, sich den Damen gegenüber in höflich ablehnenden Ant-worten als Gentlemen zu erweisen. Welche Summen für das „Parthena-gogium“ bisher gezahlt oder gezeich-net worden sind, darüber vermögen wir keine Auskunft zu geben, weil uns Bekanntmachungen darüber nicht zu Gesicht gekommen sind. Desto häufiger machen die Vorträge des Vereines von sich reden. Bald hier, bald da in verschiedenen Gegenden Deutschlands taucht eine Wanderred-nerin allein oder in Gesellschaft der Frau Kettler auf, um durch die Fluten ihrer Beredsamkeit die Geg-ner der Bewegung zu ertränken. Da wird denn auch manchmal über Fra-gen gehandelt, die aus dem Rahmen der ungrenzten Zwecke des Vereines herausfallen und das weitere Gebiet der Frauenemancipation betreffen.

Zu unserer Beschämung müssen wir gestehen, daß wir von dem reichen Schriftenschatz, der durch den Frauen-verein „Reform“ in alle deutschen Lande hinausgesandt wird, nur einen kleinen Theil gelesen haben. Aber wie man aus der Klaue den Löwen erken-nen kann, so genügt zur Charakteristik des Vereines ein von seiner streitbaren Leiterin verfaßtes Hauptschriftchen, das bereits in vierter Auflage vor-liegt und gleiche Bildung für beide

Geschlechter fordert. *) Es gehört ziemliche Überwindung dazu, sich durch den unwirschen Wortschwall trotziger Gereiztheit hindurchzuarbeiten, und manchmal kann dem ruhigen Leser der Verdacht kommen, all diese neuen Offenbarungen seien nur eine böshafte Satire auf gewisse Auswüchse der Frauenbewegung. Doch Frau Kettler will ernst, ganz ernst genommen sein, und da muß man ihr schon glauben, daß sie die Erscheinungen wirklich sieht, von denen sie in ihrer Broschüre zu erzählen weiß.

Die ganze Schrift von Frau Kettler charakterisiert sich als ein rebellisches, unbändiges Aufbäumen wider die unwandelbaren Gesetze der Schöpfung. Daß den Frauen eine andere Bestimmung vorgezeichnet ist als den Männern, darüber ist die Verfasserin in tiefster Seele gekränkt und entrüstet, sie erblickt darin nur eine himmelschreiende Ungerechtigkeit, predigt Empörung und will mit Gewalt die Frauen zu Männern, oder wenn's nicht anders sein kann, wenigstens die Männer zu Frauen erziehen, damit die unabweisliche Forderung völliger Gleichheit endlich einmal erfüllt werde. Und nun kommt eine Hochflut leidenschaftlicher Ausfälle gegen die „gesetzgebende Hälfte der Nation“, die wahre „Kerkermeister der Frauen“ sind und die von ihnen „bevormundeten Geschöpfe degradieren“, indem sie unter dem Deckmantel der Nächstenliebe Teufeleien an ihnen ausüben“, sie „täglich und stündlich an Leib und Seele ruinieren“, ja „zum Tode verurtheilen“. Diese gewaltthätigen „Feinde aller Kultur, die ihre Gewalt widerrechtlich behalten wollen“, lassen „kraft ihrer Machtstellung“ den armen Frauen „eine Behandlung widerfahren“, deren „Un-

gerechtigkeit und Härte selbst unwisende Kinder empören muß“, sie haben „als schlechte Erzieher die Frauen miserabel unterrichtet“, gehen nur darauf aus, sie „durch Anachronismus der Erziehung“ „künstlich unten zu halten“, und geben den Frauen „von ihrem rechtmäßigen Eigenthum nur so viel heraus, als ihnen zum eigenen Vortheil gut erscheint.“ Kurz, es ist ein wahrer Jammer auf Erden um die bedauernswerten, „zu schwachen, unmündigen Kindern erzogenen Frauen“, und da unser lieber Herrgott gar keine Anstalten treffen will, „den klugen und wohlwollenden Mann“, das heißt den, der mit ins Horn der Frauenemanzipation bläst, „von der Kameradschaft des rohen und beschränkten Mannes,“ d. h. dessen, der sich der Emancipation entgegenstellt, zu erlösen, so ist der Frau Kettler nichts anderes übrig geblieben, als den „entwürdigenden, infamierenden, blamablen Zuständen“ selbst auf den Leib zu rücken, indem sie das den Frauen „vorenthaltene Recht nicht etwa als Gnade erbettelt und erwinselt, sondern ernsthaft und aufrecht fordert.“ Schade nur, daß die Verfasserin offenbar sehr weit von hier zu Hause ist; ein in unseren Verhältnissen erwachsener Sterblicher hat Mühe, sich in solche orientalische Beschaffenheit der Dinge hineinzudenken. Die deutsche Männerwelt, die so eigenartige Höflichkeiten bisher nur aus den Declamationen eines Fräulein Wabnitz und ähnlicher Damen zu hören gewohnt war, quittiert über den Empfang der auserlesenen Schmeicheleien und wird ihnen mit Vergnügen ein Plätzchen im Karitätenstranke *) anweisen, im

*) Bibliothek der Frauenfrage, herausgegeben von Frau J. Kettler. Heft 6: J. Kettler, Gleiche Bildung für Mann und Frau! 4. Auflage. Weimar, Verlagssankt, 1891.

*) Dahin gehört auch der löstliche Ausspruch, den Frau Ihrer neulich in einer socialdemokratischen Versammlung in Hamburg gethan hat: Haben wir Frauen das Recht, das Schafott zu besteigen, so müssen wir auch das Recht haben, die Tribüne zu besteigen.

übrigen aber darüber wohl zur Tagesordnung übergehen.

Durch die gereizten Vorwürfe, mit denen Frau Kettler in ihrer Voreingenommenheit die Männer überschüttet, wähnt sie herumzukommen, um beweiskräftige Gründe für das, was sie selbst glaubt und anderen einreden möchte, daß nämlich die Verschiedenheit zwischen Mann und Frau durch die Cultur hervorgebracht, nicht aber ursprünglich begründet sei. Frau Kettler scheint sich den Unterschied der beiden Geschlechter etwa so vorzustellen, wie den zwischen der rechten und linken Hand eines Menschen. Beide Gliedmaßen stimmen anatomisch genau überein, sie sind gleich groß, haben dieselben Knochen, Muskeln, Blutgefäße, Sehnen und Nerven, und das geringere Geschick der linken Hand gegenüber der rechten ist nur eine Folge des Mangels an genügender Übung und Ausbildung. So, meint Frau Kettler, steht es auch zwischen Männern und Frauen, der Unterschied ist lediglich „durch verschiedene Erziehung künstlich geschaffen“, und es ist eine abscheuliche Intrigue des Mannes, „wenn er die Natur der Frau nach dem beurtheilt, was er aus ihr gemacht hat“, und sich darnach erdreistet, die Phrase von der „angeborenen geistigen Inferiorität des Weibes“ in die Welt zu setzen. Die miserable Bildung der Frau, die „von den Männern verfügt“ wird, ist „ein Makel für die ganze Nation“, sie führt nur zu „einer mangelhaft entwickelten Verstandesthätigkeit“, aber „wie dumm die Frauen auch sein mögen, so dumm sind sie doch nicht“, daß ihnen die wahre Ursache ihrer Unterdrückung verborgen bliebe, nämlich „der unbeugsame Wille des Mannes“, den Frauen „die gleichen Menschenrechte, besonders das edelste auf höchste Bildung“ vorzuenthalten. Und so weiter.

Das von Frau Kettler angewandte Verfahren ist ebenso bequem

wie wohlfeil. Man fertigt sich eine ausgestopfte Figur zum Angriff, dann geht es mit eingelegter Lanze im Sturmtritt unter Hurrah drauf los, und ist die Stroh puppe unter den grimmen Stichen zusammengesunken, dann blickt man triumphierend über das Schlachtgefilde und meint einen glänzenden Sieg erfochten zu haben. Ja, wenn es bloß die fluchwürdigen Männer wären, aber die Fehde richtet sich gegen die Mutter Natur, und an deren Unererschütterlichkeit bricht sich wirkungslos der ganze hitzige Aufruhr.

Die Natur hat nun einmal, mag es gern gehört werden oder nicht, von Anfang an einen bemerkenswerten Unterschied zwischen Mann und Weib festgesetzt. Ganz abgesehen von den Ungleichheiten, die offenkundig vorliegen, ist es unbestreitbare Erfahrungsthatsache, daß die Durchschnittsfrau an Körpergröße, Körpergewicht, Festigkeit der Muskeln, Knochen und Sehnen, sowie an Größe des Kopfes und Brustkastens dem Durchschnittsmanne nachsteht. Ebenso bekannt ist es, daß das Nervensystem der Frau eine weit zartere Organisation zeigt als das des Mannes, und daß bei allen Völkern ohne Unterschied des Culturzustandes das Gehirn der Frauen nicht bloß absolut, sondern auch relativ an Gewicht und Menge hinter dem des Mannes zurückbleibt. Diese Erscheinungen für eine Folge einer willkürlich differenzierten Behandlung beider Geschlechter anzugeben, widerspricht jeder vernünftigen Überlegung. Die Natur sagt damit in nicht mißzuverstehender Weise, daß sie von der Frau weder körperlich noch geistig die gleichen Kraftanstrengungen verlangt wie von dem Manne, sie hat eben ein stärkeres und ein schwächeres Geschlecht hervorgebracht, deren Unterschied nicht aus der Welt geschafft werden kann. Von der Bedeutung des Körpers auch für geistige Arbeit weiß Frau

Kettler nichts, ihr gilt es gleich, ob die Elektrifiziermaschine kräftig oder schwach, die Batterie groß oder klein ist. Wenn es Frau Kettler durch ihre Anstrengungen dahin bringt, daß die bestehenden natürlichen Unterschiede von der Natur abgeschafft werden, dann könnte man den Satz von „willkürlich herbeigeführter Differenz“ der beiden Geschlechter gelten lassen. Vorläufig bleibt er eine *petitio principii*, eine den Thatsachen widersprechende Behauptung und da sich auf dieser haltlosen Annahme alle weiteren Folgerungen des Schriftchens aufbauen, wären wir eigentlich schon am Ende angelangt. Es verlohnt sich aber, noch ein paar weitere Betrachtungen anzuknüpfen.

Wenn Frau Kettler von ihrem schiefen Standpunkt aus zu der Forderung gymnasiale und akademischer Bildung der Frau gelangt, um die vermeintliche Gleichheit hervortreten zu lassen, so muß es bei Anerkennung der vorhandenen Unterschiede statt „allen das gleiche“ vielmehr heißen „jedem das Seine“. Wo aber das eigentliche Gebiet der Frau liegt, darüber ist selbst die Verfasserin nicht im Unklaren, denn sie erklärt ganz richtig den Beruf der Hausfrau und Mutter für den natürlichen Beruf des Weibes. Um so ungerechtfertigter ist aber die Behauptung, daß die Frauen infolge ihrer „mangelhaften Bildung“ heutzutage „ihren Beruf so unvollkommen wie möglich erfüllen“. Wörtlich so bei Frau Kettler zu lesen, die natürlich nicht daran denkt, etwas zu sagen, was sie nicht aus Erfahrung bekräftigen kann! „Gattinnen, die so schlechte Gattinnen sind, daß sie dem Manne nicht zu genügen vermögen, Mütter, die so schlechte Mütter sind, daß sie ihre Söhne und Töchter nicht zu einem ehrenhaften, nützlichen Lebenswandel zu erziehen vermögen“, das ist nach Frau Kettler der Typus der heutigen Frauen! Die deutschen Hausfrauen mögen sich bei

der Verfasserin für dieses Conterfei bedanken, die deutschen Männer erklären es für ein häßliches Zerrbild. Man sollte nach den Worten der Frau Kettler wirklich meinen, unsere Jungfrauen würden in Verdummung und Rohheit großgezogen. Es ist nicht der Mühe werth, die deutsche Mädchenerziehung gegen so ungeheuerliche Verdrehungen in Schutz zu nehmen. Niemand bestreitet, daß es wie bei den Männern so auch bei den Frauen mehr oder weniger Beispiele verunglückter Erziehung gibt, aber ebensowenig ist es zu bestreiten, daß trotz „der Dämmerung unserer Tage“ die deutschen Mädchen für ihren natürlichen Beruf im allgemeinen gut vorbereitet werden, und daß nicht sowohl geringere Ausbildung als vielmehr geringere Lust und Liebe zu ihrer natürlichen Thätigkeit manchmal ein Hindernis ihres Lebensglückes bilden. Wenn die Männer über etwas klagen, so ist es nicht das mangelhafte „Wissen“ ihrer Frauen, sondern vielmehr ein geringeres „Können“ im Vergleich zu der Menge des Wissens. Hier aber die Ausgleichung durch weitere Vermehrung des Wissensstoffes herbeiführen zu wollen, „das ist — verzeihen Sie das harte Wort — das ist Unsinn.“ Wie soll es möglich sein, wirtschaftliche Ausbildung, gewerbliches Geschick und erzieherische Tüchtigkeit bei den Mädchen zu steigern, wenn Zeit und Kraft immer mehr zur Bewältigung neuer Wissensmassen aufgebraucht werden? Und müssen nicht auch Herz und Gemüth, deren Pflege und Ausbildung zu den schönsten Vorrechten und Vorzügen der Frauen gehört, mit Nothwendigkeit verkümmern, wenn immer größerer Nachdruck auf Verstandesdrillung und Wissen gelegt werden soll? Aber Frau Kettler bewegt sich schon in den Kreisen einer „erleuchteten Zukunft“, wo es bei der Frau nur noch auf die Masse des im Hirn angehäuften Wissens an-

kommen wird. Sie gleicht dem biederen Famulus des Faust, der zwar viel wußte, aber nichts Höheres kannte, als alles zu wissen.

Recht bezeichnend ist es, wie sich Frau Kettler wissenschaftliche Bildung vorstellt, nämlich lediglich als ein gedächtnismäßiges Aneignen von Wissen, indem sie vom „Auswendigkönnen“ einer größeren und besseren Fibel bei den Knaben spricht gegenüber einer geringeren bei den Mädchen. Dieser Vergleich ist „sehr tief-sinnig“, denn er zeigt, daß bei weiblicher Leitung die Wissenschaft gerade nur auf dem durch Männerleistungen erreichten Standpunkte bleiben würde, nicht aber auf Fortschritt zu rechnen hätte. Der Verfasserin kann aus ihrer Ansicht kein Vorwurf gemacht werden, die receptive Natur des Weibes läßt sich eben nicht verleugnen; aber die Wissenschaft ist keineswegs gesonnen, einer grauen Gleichheitstheorie zuliebe sich in ihrem Entwicklungsgange aufhalten zu lassen, und beabsichtigt deshalb nicht, einer Umkehrung aus dem productiven genus masculinum in das femininum oder auch nur in das genus commune Vorschub zu leisten.

Erkennt man es als den natürlichen Beruf der Frauen, Gattinnen und Mütter zu werden, so zeugt es von nicht geringer Kurzsichtigkeit, ihnen trotzdem den Bildungsgrad der Männer vorzuschreiben, die doch niemals im Leben Gattinnen und Mütter werden können oder wollen. Da jeder Beruf seiner besonderen Vorbildung bedarf, schließt das Verlangen der Frau Kettler und ihrer Anhängerschaft entweder den Vorwurf in sich, daß die Männer bisher ihre Berufsbildung verfehlt haben, oder es ist ein un-rühmlicher Versuch, die Frauenwelt mit Fleiß zur Verfehlung des natürlichen Berufes heranzuziehen. Bei der Begeisterung, mit der das Christen von dem Bildungsgrade der Männer spricht, kann nur das Ab-lenken der Frauen von ihrem natür-

lichen Berufe gemeint sein. Das ist aber wahrhaftig kein edles Beginnen und kann nicht zum Segen ausschlagen, jemanden seiner natürlichen Bestimmung zu entfremden, um ihn in einen unpassenden Beruf hineinzudrängen. Die Dinge liegen ja bei uns leider so, daß schon durch die geringere Zahl der Männer eine größere Anzahl von Mädchen nicht zur Ehe gelangen kann, also den natürlichen Beruf verfehlen muß. Da man nun nicht voraus weiß, welche Mädchen von diesem Lose betroffen werden, so sollte die Erziehung darauf ausgehen, alle Mädchen derart auszubilden, daß sie nöthigenfalls in einer für Frauen geeigneten Berufsart ihren Unterhalt selbst erwerben können. Das ist aber etwas ganz anderes als das Bestreben des Vereines „Reform“. Der Satz: „Die Frauen, wie sie bisher erzogen worden sind, taugen zu verschiedenem nicht“, läßt sich ebenso gut auf die Männer anwenden. Non omnia possumus omnes. Es wird selbst bei der besten Erziehung unzählige Dinge geben, zu denen die Erzogenen nicht taugen, weil diese Dinge ganz außerhalb des Erziehungsplanes liegen. Die deutsche Hausfrau taugt sehr wohl für ihre Bestimmung, und der emphatische Ausruf der Frau Kettler: „Wir brauchen bessere Gattinnen und Mütter!“ ist unberechtigt, wenn er nach den Absichten der Verfasserin die Beschuldigung jekiger miserabler Zustände ausdrücken soll. Gerade wie beim Bildungswesen der Männer, über das jetzt so viel hin- und hergesprochen wird, ist auch bei der Frauenerziehung noch mancher Fortschritt zu erringen, und es wird auch unausgesetzt auf das Ziel der vervollkommnung hingearbeitet, aber der Ausblick auf dereinstige Verbesserungen darf uns nicht so blind machen, das vorhandene Gut kurzerhand für schlecht zu erklären. Ein Hauptpunkt der Reformarbeit im Bildungswesen der

Männer ist die Entlastung des Gymnasiums von den Elementen, die weder Fähigkeit, noch Absicht zum Studieren haben und durch ihre Gewissenhaft nur hemmend auf die wirkliche Gymnasialgemeinde wirken. Um solche Kleinigkeiten kümmert sich aber Frau Kettler nicht. Weil es junge Männer gibt, die das Gymnasium besuchen, ohne zur Universität gehen zu wollen, darum müssen auch alle jungen Mädchen dieselbe Gymnasialbildung erhalten!

Es gehört eine große Begriffsverwirrung dazu, bessere Gattinnen und Mütter dadurch erziehen zu wollen, daß man die Mädchen durch Einführung des männlichen Bildungsgrades planmäßig aus ihrem Elemente herauserzieht und auf einen unnatürlichen Beruf vorbereitet. Niemand kann zweien Herren dienen. Berufsmäßiges Studium und berufsmäßiger Haushalt lassen sich nicht vereinigen. Eine studierende Frau wird den Haushalt links liegen lassen müssen und dadurch keine bessere, sondern eine schlechtere Gattin und Mutter werden. Man weiß ja zur Genüge, wie es aussieht in den Wirtschaften emancipierter Damen, die Papiermassen mit Tinte schwärzen, in öffentlichen Vorträgen ihre Zungenfertigkeit üben, an Disputationen mit dem ersten und letzten Worte teilnehmen, Leinwandflächen mit Ölfarben bedecken u. s. w. Da laufen die Kinder verwahrlost herum oder werden den Dienstboten überlassen, Ordnung und Pünktlichkeit sind unbekannt im Hause, die Speisen kommen verdorben auf den Tisch und der Mann muß sich, wenn er anständig einhergehen will, abgerissene Knöpfe selbst annähen und Risse eigenhändig zustopfen wie in den verstoffenen Tagen seines Junggesellenthums, ja er wird mit so einer gelehrten Dame selten ein ordentliches Gespräch führen können, da sie in ihrem anerlernten Ideenkreise lebend

ebenso geringes Interesse an dem Berufe des Mannes wie an dem Haushalte nehmen wird. Wer mag es dem Gatten dann verübeln, wenn er sich durch den Verdruss über die häusliche Mißwirtschaft in das Gasthaus treiben läßt?

Aber auch in wissenschaftlicher Beziehung wird die von Frau Kettler gepredigte Umwälzung nicht zu der erwarteten Gleichheit führen. Das von der Natur schwächer geschaffene Geschlecht kann es in geistiger Arbeit, die bei höchster Anspannung des Hirnes und der Nerven auch eines kräftigeren körperlichen Rückhaltes bedarf, mit den stärkeren Männern nicht aufnehmen, selbst wenn ihm alle Wege dazu geebnet würden. Sigen sich doch nicht einmal alle Männer für das Studium, sondern nur eine kleine Anzahl, die sich des Vorzuges besonderer geistiger und körperlicher Organisation erfreut. Und wie manche von den Männern, die im Besitze dieser nothwendigen Vorbedingungen zu sein glauben, täuschen sich noch über das Maß ihrer Befähigung! Mit Aufbietung aller Kräfte führen sie wohl das Studium zu Ende, aber dann ist, wie das Volk sich ausdrückt, ihr Geist „verstudiert“, sie können der Menschheit und der Wissenschaft keine ernsthaften Dienste mehr leisten und müssen als halbe Invaliden zur Last der übrigen mit fortgeschleppt werden. Diese Erscheinung wird bei den schwächeren Frauen in weit stärkerem Maße zutage treten und bei den verfehlten Existenzen eine körperliche, wie geistige Entartung hervorbringen, unter deren Folgen nicht allein sie selbst, sondern, was noch schlimmer ist, auch ihre Kinder zu leiden haben werden. Schon bei dem jetzt zu bewältigenden Wissensstoffe werden überreichlich viel Frauen nervös und bleichsüchtig, und es wünscht niemand, daß ihre Zahl sich ins Ungemessene vermehre. Von der Gesundheit und Frische der Mutter

hängt ganz hauptsächlich das Wohl des kommenden Geschlechtes ab, darum auch sind den Frauen nach Möglichkeit gesellschaftliche Vorrechte und Befreiung von schwereren Geschäften eingeräumt worden. Wer wollte die Verantwortung auf sich nehmen, durch naturwidrige Erziehung und Aufbürdung erdrückender Lasten ein Siechthum der künftigen Mütter mit allem Vorbedacht heraufzubeschwören?

Frau Kettler freilich hüpf mit graziösem Salto über dergleichen Bedenken hinweg, um einen neuen Pfeil auf die böse Männerwelt abzudrücken. „Der Mann betrachtet die Angelegenheit der Frau nur vom Standpunkte seines persönlichen Vortheiles und dem der Gesamtheit der Männer, er glaubt, die Gesamtheit der Menschen befinde sich wohl, wenn es nur die Gesamtheit der Männer thut.“ Nein, da hat Ihre Voreingenommenheiten Ihnen wieder einmal den Blick getrübt! Die Männer wissen die Bedeutung der Frau für die Gesamtheit wohl zu würdigen und gönnen ihnen dasselbe Wohlbefinden, das sie für sich selbst wünschen, aber sie haben erkannt, daß die Natur in den Frauen ein schwächeres Werkzeug gebildet hat und halten es für ihre selbstverständliche Pflicht, auf die natürliche Verschiedenheit gebührende Rücksicht zu nehmen. „Die Benachtheiligung der Frau schadet dem Gesamtorganismus, also auch den Männern.“ Sehr richtig, eben darum ist es nöthig, die Frauen vor den Nachtheilen zu bewahren, denen sie durch das Hineintreiben in einen unnatürlichen und schädigenden Beruf ausgesetzt werden sollen, und eben deshalb werden sich verständige Männer nicht „bereit finden lassen, die Mittel gütigst zu gewähren“, mit denen gedankenlose Gleichmacherei ungesunde Experimente vornehmen will, sondern werden es solchen Frauen, die es durchaus nicht anders haben wollen, ruhig allein überlassen, mit

eigener Anstrengung und auf eigene Kosten das Schlußfiasco herbeizuführen. Daß „die Gleichheit nöthig sei zum Wohle der Gesamtheit und damit zum Wohle des Mannes“, ist eine Einbildung, die der Wahrheit geradezu widerspricht. Nur durch Berücksichtigung „der von der Natur gewollten Verschiedenheit“, deren verschämtes Anerkenntnis selbst der Verfasserin einmal entschlüpft ist, wird sich auf beiden Seiten Wohlbefinden, Glück und Zufriedenheit erringen lassen. Wer darauf ausgeht, von Apfel- und Birnenbäumen durch gleiche Pflege künstlich gleiche Früchte zu erzielen, wird niemals Erfolg sehen; wer beide nach ihrer Eigenart behandelt und von Apfelbäumen nur Äpfel und von Birnbäumen nur Birnen erwartet, dem wird jeder Baum Früchte nach seiner Art tragen. Die abnormen Mädchen, die durch ungewöhnliche Organisation aus dem Rahmen ihres Geschlechtes herausfallen und in sich die Fähigkeit und den unüberwindlichen Drang zum Studium zu fühlen glauben, mögen die Gymnasialkenntnisse durch Privatunterricht erwerben und dann als Studentinnen in das Paradies der Schweiz gehen, wo sie es in Zürich nach neuester Entscheidung des Erziehungsrathes sogar zur Stellung einer Privatdocentin und Professorin bringen können. Für solche Ausnahmen aber besondere Veranstellungen zu treffen, wäre Übertriebenheit.

Der deutsche Frauenverein „Reform“ hat seine Forderungen offenbar gar nicht bis in die letzten Folgerungen ausgedacht. Frauen, die akademische Studien betreiben, können sich nicht ebenmäßig im häuslichen Berufe ausbilden, und wären sie auch darin geschult, so könnten sie doch ihren natürlichen Beruf gar nicht übernehmen, wenn sie überhaupt ein Amt zu verwalten oder wissenschaftliche Leistungen hervorzubringen die Absicht hätten. Sie könnten sich nicht

an einen Mann binden, sondern müßten ehelos bleiben, um ihrem naturwidrigen Berufe nicht untreu zu werden. Und würden die Forderungen des Vereines „Reform“ auch auf dem gewerblichen, kaufmännischen und künstlerischen Gebiete durchgeführt, so müßten auch da die Ehebindnisse aufhören. Man käme also schließlich auf anderem Wege zu demselben Ziele, das die Socialdemokratie erstrebt, zum tatsächlichen Ende der Ehe. Die Damen des deutschen Frauenvereines „Reform“ hätten dann die Wahl, entweder mit den Socialdemokraten auch die freie Liebe sammt allem Zubehör einzuführen, oder aber ihre ganze Herrlichkeit nach einigen Jahrzehnten mit dem aussterbenden Menschengeschlechte ins Grab sinken zu sehen. Freilich bringt es weibliche Logik, die selbst nach den hochgespannten Erwartungen der Frau Kettler bei völliger Gleichheit der Bildung beider Geschlechter nur „so ziemlich beseitigt“ werden würde, fertig, die Zukunftspläne des Frauenvereines „Reform“ mit der Fürsorge für Gesunderhaltung der Familie als der Stütze des Staates zu begründen!

An die Aufrichtigkeit so hochherziger Besorgnis für das Gesamtwohl kann man schwer glauben, wenn man die Gesinnung ins Auge faßt, die sonst aus dem Büchelchen spricht. Es gehört wenig Scharfblick dazu, den Geist übermüthiger Herrschsucht und rücksichtslosen Eigennuzes zu erkennen, der aus allen Ecken und Enden des Schriftchens hervorblitzt. Frau Kettler und ihre Genossinnen sind, um es gerade herauszusagen, angesteckt von dem krankhaften Gelüst unserer Zeit, sich nicht fügen zu wollen. Der unvernünftige Feminismus unserer Literatur hat ihren Blick verwirrt, sie halten die Frauen für zu hochstehend, als daß sie sich von irgend jemand etwas brauchen sagen zu lassen, und darum muß vor allen Dingen „die Unterordnung der Frau“

unter ihren „Herkermeister“, den Mann, bekämpft werden. „Die Frau muß aufhören, die Ungerechtigkeit zu ertragen“, sie muß sich „empören über die unsinnige Weise, in der sie behandelt wird“, und sie muß aufhören, die Autorität des Mannes zu achten. Da keine Gemeinschaft, selbst nicht die feinste, ohne entschiedene einheitliche Führung gedeihen kann, so bedeutet auch hier das Streben nach völliger Gleichstellung der Frau mit dem Manne nichts anderes als Beseitigung der Ehe, es müßte denn sein, daß der deutsche Frauenverein „Reform“ zur Erhaltung des Menschengeschlechtes die Gefälligkeit hätte, künftig neue Verbindungen der Pantoffelwirtschaft und Synakokratie einzuführen, in denen der Mann die Oberhoheit und Logik des Weibes als maßgebend anerkennen sollte. Und mit solcher Auslehnung gegen die „von der Natur gewollten Unterschiede“ wähnt man den Gesamtorganismus der Menschheit zu fördern! Es gibt eben unzufriedene und selbstsüchtige Frauen, denen es eine Kleinigkeit ist, alles auf den Kopf zu stellen, wenn nur ihrer Herrschbegier Genüge geschieht und jede Abhängigkeit abgeschafft wird. Wissen sie nicht, was für eine Selbständigkeit und Gewalt sie trotz aller Aufsicht des Mannes in ihrem Haushalte besitzen? Eine Selbständigkeit, wie sie viele von ihnen beneidete Männer in ihrem Berufe niemals erreichen! Wie müssen alle Beamten ihren Vorgesetzten gehorchen, wie muß sich selbst der höchste Staatsdiener nach oben dem Willen des Souveräns und nach unten der Stimme des Volkes fügen! Das ganze Erdenleben des Mannes wie der Frau ist überhaupt nur ein unausgesetztes gegenseitiges Dienen, und ein gesunder, natürlicher Sinn findet darin so wenig Schimpfliches, daß er es vielmehr für Pflicht, Ruhm und Ehre betrachtet, seinen Mitmenschen da zu

dienen, wohin er von Gott und Natur gestellt worden ist, ohne mißgünstig nach denen hinzuschielen, die auf anderem Plage andere Dienste zu leisten haben. „Dienet einander, ein jeglicher mit der Gabe, die er empfangen hat, als die guten Haushalter der mancherlei Gnade Gottes“, so mahnt schon der Apostel. Und ein gewisser Goethe, der einmal in dem Wohnorte der Frau Kettler gelebt hat,

auch nicht ganz ohne Kenntniß der Menschen, insbesondere der Frauen, gewesen sein soll, spricht sich insbesondere über die Frauen dahin aus:

Dienen lerne beizeiten das Weib nach ihrer Bestimmung;
Denn durch Dienen allein gelangt sie endlich zum Herrschen,
Zu der verdienten Gewalt, die doch ihr im Hause gehört.

„Die Grenzboten“.

Naturforscher auf der Alm.*)

Im Nachsommer des Jahres 1875 war's, als eines Tages in einem steirischen Almwirtshause helle Verwunderung herrschte.

Der alte Fritz, der krumme, buckelige Botengeher, sonst ein gar ernsthafter Mann, hatte heute die Mär gebracht: „Die Naturforscher sind im Land!“

„Was?“ schrie alles.

„Sie kommen gar auf die Alm.“

„Wer?“

„Sie rücken schon an.“

„Du heiliger Sanct Sebastiani!“ rief hierauf die hübsche Almwirtin und sog nach altem Brauch aus ihrem Pfeifchen, das zu ihrer heute schier vornehmen Aufgepuztheit freilich nicht recht passen wollte; aber sie hat's einmal im Mund und wir können nichts machen. Um ihre rothen Lippen ist's schade, daß sie geräuchert werden. „Medlich wahr“, rief sie, „es ist kein Fried' auf der Welt. Eh' vor Zeit' ist alle fingerlang der Türk' da. Nachher ist der Franzosentummel g'wesen. D'rauf rücken gar die

Preußen an, und jetzt wären auf einmal die — die — wie hast gesagt, wie heißt der Feind?“

„Du närrische Frau Wirtin, du!“ rief der alte Botengeher, „das ist ja kein Feind nicht!“

„Was denn? So red', wenn du was weißt!“

„Die Naturforscher, das sind lauter hochgelehrte Männer; Wirtin, denk' dir g'rad einmal den alten Schulmeister von der Kadau. Du weißt, der hat schneeweiße Haar' und thut rechtschaffen Tabak schnupfen; hat aber — mußt wissen — seine großen Glasaugen auf und sitzt Tag und Nacht bei seinen alten Büchern und G'schriften, und ist ein gar gelehrter Herr, und ein bißel zaubern“ — der Fritz ließ einen forschenden Blick umherschließen — „'s selb' kann er auch.“

Die Wirtin saß recht breit auf einem Stuhle da, hielt die Arme über dem Busen gekreuzt, in einer Hand die Pfeife und that nichts, als den Kopf schütteln.

Der Bote schob das leere Schnaps-

*) Aus Roseggers: „Neue Waldgeschichten“. 6. Auflage. Wien, A. Hartleben 1892.

gläschen vor sich über den Tisch hin: „Geh', Almwirtin, noch ein paar Tröpfel von deinem guten Geist.“

„Alle guten Geister lobt unser Schickbot“, rief ein Schalk unter den Halterlenten, die beim Ofen saßen.

„Ja du, und daß ich dir's sag', Frau Wirtin“, fuhr der Friß fort, „das sind halt auch so weißhaarige Herren, wie der Madauer Schulmeister; haben aber — rath' ich — noch größere Glasaugen, wie der, weil sie ja noch viel mehr Bücher lesen und viel gelehrter sind, und noch viel flinker zaubern können. Ja, Leut, 's ist kein Spass nit, die Naturforscher haben die Welt erfunden!“

Jetzt schlug die Wirtin ihre Hände zusammen, daß es klatschte. „Die Welt haben sie erfunden?! — Na, du, Frißl, die Welt, die hat der Gott Vater erschaffen!“

Der Frißl nippte von dem neu angekommenen »guten Geista«, den der Almwirt selber aus Ingberwurzeln braunte. „Der Gott Vater!“ murmelte er dann vor sich hin. „Kann eh sein. — Aber nachher möcht' ich schier wetten, daß der Gott Vater selber zu den Naturforschern gehört.“

„Geh', geh'“, rief einer vom Ofen her, „bist leicht auch so einer, der einen neuen Glauben aufbringen will?“

„Nu, nu“, befänstigte der Alte, „ich sag's halt nach, wie ich's gehört hab'. Dahinter ist schon 'was, und die Naturforscher sind im Land, das laßt sich nicht leugnen. In der Grazerstadt d'rin haben sie die alten Herren recht in Ehren gehalten. Den ganzen Schloßberg, hab' ich gehört, hätten sie vor Freud' angezunden über und über — soviel hätten sie beleuchtet. Bei allen Fenstern — und es gibt viel Fenster in so einer Stadt — hätten sie die Fahnen herausgeredet und einer hätt' gar auf die Dominicaner = Kirchturmspiz' eine Fahne gesteckt. — Muß wohl 'was dahinter sein, unferneiner kann sich das nicht auslegen.“

So hatte der Friß erzählt, und deswegen die helle Verwunderung im Almtennirtshaus.

Da war zufällig die Agathl, die junge Schwaigerin (Sennin) von der Schoberalm im Hause gewesen, als der Bote solches und mehreres lautbar gemacht hatte. Und Agathl gieng gedankenvoll, wie noch selten, ihrer Hütte zu. — Wenn es richtig wahr, daß die uralten, hochgelehrten Herren kommen, auf die Alm und 'leicht auch in die Schoberhütte, dann mag sie wohl 'was vorrichten. Butter und Käse werden so Leut' nicht mögen. Da stellt sie's schon gescheiter an. Das Stubengesiedel scheuert sie rein ab und den Tisch deckt sie mit einem blühweißen Tuche und stellt eingekrachte Gentianen und Herbstzeitlose d'rauf, und etwa noch etliche Heiligenbildchen dazu, daß die ehrwürdigen Herren sehen, die Schwaigerin Agathl weiß, was sich schickt. — Dann hat sie — die Agathl — auch noch extra mit ihnen zu reden.

So wird's gedacht. Dann naht der Tag des Ereignisses.

— Die Gelehrten waren von allen Gauen Deutschlands zusammengekommen in die freundliche Murstadt, um sich gegenseitig kennen zu lernen, schöne Reden zu halten und auf das Wohl der Wissenschaft und auf die Einigkeit des großen deutschen Vaterlandes steirischen Wein zu trinken. Welch ein Aufsehen hatte es daher gemacht, als zu Graz in jenen Tagen, in welchen an den Wohnungen aller Freisinnigen Kränze prangten und Fahnen flatterten, auch an der hohen Thurmspizze der Dominicanerkirche eine schwarzgelbe Fahne wehte — eine Huldigung für die freie Wissenschaft. Alle frommen Herzen waren außer sich über diesen unerhörten Frevel der Dominicanermönche; am entsetztesten und rathlosesten aber waren — diese Dominicanermönche selbst. Sie waren unschuldig an der Beslagnung ihrer Kirche, die Fahne

war über Nacht auf die Thurmspitze gekommen, und zwar auf ganz unerklärliche Weise. Kein Gerüste und keine sonstige Spur war an dem Thurme zu sehen und die Flagge oben am römischen Kreuze wehte in salbungsvoller Jubelstimmung hoch über der festlichen Stadt.

Die geistlichen Herrn hielten Rath, wie das arge Zeichen möglichst rasch da oben entfernt werden könne.

„Ein Gerüste bauen“, meinte ein Sachverständiger, „kostet aber zweihundert Gulden.“

„Diese verfluchten Heiden!“ rief einer.

„Wer den Fegen ohne Gerüst hinaufgeschafft hat“, sagte ein anderer, „der soll ihn ohne Gerüste wieder herabtragen.“

Aber wer hat den »Fegen« hinaufgeschafft? Wo ist der Thäter? Die Polizei fahndete nach demselben, entdeckte ihn aber nicht. Endlich am zweiten Tage, nachdem sich Graz an der Dominicanerfahne sattfam belustigt und die Mönche sich daran sattfam geärgert hatten und immer noch rath- und thatlos waren, nachdem aber viele auch die Muthmaßung ausgesprochen hatten, es sei ja möglich, daß der liberale Orden der Dominicaner es mit der neuen Wissenschaft halte — meldete sich ein Mann, ein ausgesuchter Turner und Kletterer, und erklärte sich bereit, für ein gutes Entgelt die Fahne vom Turme herabzuholen. Die Dominicaner begrüßten einen solchen Retter in der Noth mit offenen Armen. Als aber der Retter lustig an der Außenseite des Thurmes emporkletterte, oben kunstgerecht die Fahne losband und dieselbe mit einem lauten »Hoch« auf die Naturforscher und auf Oesterreich schwang — da war es offen, kein anderer als der konnte die Flagge auf die Thurmspitze gepflanzt haben. Das unten versammelte Volk jauchzte ihm entgegen; doch unter diesen Jauchzenden lugte auch die Polizei.

Konnte aber die Polizei einen braven Kerl fassen, der auf hoher, wenn auch kirchlicher Zinne Oesterreichs Farben entfaltet und Oesterreich ein Profit gebracht hatte? Unter den Mönchen aber war einer, der die Faust ballte hinan gegen den Thurm. Dies sah der Mann; allsogleich band er die Fahne wieder fest am Kreuze, stieg fröhlich den gefährlichen Weg wieder herab, die Flagge wehte oben wie vor und eh und die Menge umjubelte den Kletterer.

Nach vielem gütlichen Zureden von Seite der Behörde verstand sich endlich der Mann, die gute alte Reichsfahne von der Thurmspitze zu entfernen. Er bekam hierauf selbstverständlich seine reglementsmäßige »Straf«, aber seine Richter blinzelten ihm möglicherweise zu, und dem wackeren Burschen soll es — weiß die Fama — sein Lebtag nie besser ergangen sein, als in jenen vierzehn Tagen, in welchen er seiner »gesetzwidrigen Handlung« wegen im Arrest gesessen. (Das war derselbe Kletterer, der später in Wien zur nächtlichen Stunde eine Fahne an die Spitze des Stefansthurmes gebunden hatte.)

Diese Fahnengeschichte, hier als kleine Abschweifung erzählt, war das Lustigste bei dem Naturforschertage zu Graz. Im Übrigen waren die Herren endlich des vielen Festessens satt; Ausflüge in die schönsten Landschaften der Steiermark wurden veranstaltet und freudigen Herzens zogen die Gelehrten den grünen, lebendigen Bergen zu. Nach Hang der Charaktere, nach Art der Studien theilten sich die Wege. Der eine führt in die sonnigen Auen des Unterlandes, zu alten, merkwürdigen Burgen und gastlichen Schlössern, zu den Weingärten und Gesundheitsbrunnen; der andere geht unterirdischen Zielen zu, wo in der Kohle, in den Versteinerungen die Spuren vergangener Jahrtausende ruhen, oder die Schätze des Metalles vergraben liegen. Der dritte Weg

endlich leitet empor zu lichten, reinen Höhen, zu interessanten Steinen und Pflanzen, zu den Naturspielen der Luft und des Lichtes, zu den leichtlebigen Thieren und zu der kreuzsaubereren Agathl. Mancher ist gar mit der Büchse ausgezogen.

Eine gute Anzahl hatte den Weg auf die Berge gewählt.

Als diese Herren gegen die Madau kamen, gesellte sich der Pfarrer des Ortes zu ihnen, lud sie freundlich in seinen Baumgarten zu einem Glase Wein mit Zuehör und bat die Gäste schließlich, wenn sie auf der Alm, wo voraussichtlich viele Landleute versammelt sein würden, etwa irgend welche eine Begrüßung oder Rede zu halten gedächten: sage, bei derlei Reden gefälligt Worte und Abhandlungen zu vermeiden, welche leichtlich geeignet sein könnten, die guten, einfachen Leute in ihrem alten Glauben zu verwirren. Er, der Seelsorger, halte diese Bitte für seine Pflicht. Des weiteren möge jeder sagen und thun, was ihm beliebt.

Über solche Maßregelung huben einige der Herren an zu murren: „Wenn uns das freie Wort verboten ist auf den Bergen, wo doch die Freiheit wohnt, dann lieber verzichten wir auf die Alpenfahrt!“ Und sie lehrten um, eine Stätte suchend, wo sie nach Herzenslust ihre Stimme ertönen lassen und ihren pathetischen Gefühlen Luft machen konnten. Der größere Theil jedoch versprach dem besorgten Seelsorger gerne, seine kleine Bitte zu berücksichtigen, maßen ja im übrigen ihr Wirkungskreis auf den Höhen des steirischen Arladiens ein ganz unbeschränkter war.

Sie kamen zum Almwirtshause, wo der alte Fritsch schmunzelnd im Winkel saß und sich an der Berwirrung der Wirtin ergöhte, die etliche Gläser in Scherben schlug, bevor es ihr gelang, die begehrten Erfrischungen auf den Tisch zu schaffen. Sie kamen zu der Hälterhütten, wo

in allen Belassen neugieriges Bauernvolk lauerte, welches, die Gefahrlosigkeit der Sache einsehend, allmählich hervorsichlich. Und sie kamen auch zur kleinen Behausung der Schwaigerin Agathl.

Agathl wurde, als sie die lustige Gesellschaft nahen sah, irre an der Welt und an sich selber. — Alte, weisköpfige, ehrwürdige Herren, auf Stäbe mühsam gestützt und ein jeder ein großmächtiges Buch unter dem Arm — so hatte sie es erwartet. Und jetzt zog singend und polsternd ein Haufe junger, hübscher, schwarz- und blondbärtiger Männer voll Heiterkeit und Possen in ihre Hütte ein. Nur daß sie noch rechtzeitig die Heiligenbilder unter die Bettdecke verbergen konnte — da stürmten sie auch schon in aller Lustigkeit in die Kammer. Die Herren nahmen sie led an der Hand und streichelten ihr die eröthenden Wangen; dann wollten sie Milch und Butter haben fürs erste; und trieben es lauter und unbändiger als die Bauernburschen, wenn sie heraufkamen an Sonntagen.

Und das — meinte die Agathl bei sich — sollten die Herren sein, die dem lieben Gott Vater die Welt hätten erschaffen helfen? Das sollten die großen Gelehrten sein, die — wie der Fritsch erzählt hat — den Dampfwagen ausstudiert hätten, und den Telegraph, und das Zacherlpulver, und den Blihableiter, und die Sonnenfinsternisse, und die Erdbeben, und das Photographieren (wie die Agathl ein Bildnis vom Hansel hat), und die Medicinen, die Salben für Gift und Gall', und die künstlichen Stopfhaar' — 's ist gar wunderlich, was man schon hört in der Welt und was die neue Mod' alles aufbringt. Und von so leichtfertigen Leuten soll das alles kommen? Aber sauber sind sie und fein, 's selb' muß man ihnen lassen. Der dort mit dem falben Schnurrbart schon gar — ist hell noch blutjung. Der kann aber das

Handdrücken, wie sie's ihr Lebtag noch nicht so kräftig verspürt hat. Die Milchschüssel ist, gottsdank, so auf den Tisch gestellt, daß er, der Blutjunge, den Rahm mag „derlangen“. So dachte die Agathl. —

Herr Doctor Willibald war er benamset, derselbige, welcher bei seiner Ankunft der jungen, lebensfrischen Schwaigerin so wacker die Hand gedrückt hatte. — Ein leiser Gegenstand, den er aber doch erkledlich wahrgenommen hatte, sagte ihm, daß er hier ein günstiges Object für seine Forschungen gefunden haben dürfte. Doctor Willibald war nämlich nicht bloß Naturforscher, sondern insgeheim auch ein bißchen Ethnograph und Philosoph, und erforschte in des Menschengeschlechtes schönerer Hälften gern die Herzen und Nieren.

Die meisten der Herren Naturforscher hatten sich draußen gelagert, „wo klingen alle Auen“. Dort erfreuten sie sich eines gesegneten Mahles mit Naturbraten und Naturwein, erfreuten sich der Naturschönheit und zwanglosen Fröhlichkeit. Allmählich zogen sich die Landleute herbei, wurden zutraulich, zeigten den gelehrten Herren schimmernde „Donnerkeile“, die in der Erde gefunden worden. „Irrwurzeln“, die im Walde wüchsen, und jeden, der „unbesinnt“ darauftritt, von dem rechten Wege ab und in die Irre führen, zeigten Walpurgisblümlein und Marienkraut, mit denen man „wetter- und butterhexen“ kann, zeigten „Hexeneier“, wie sie auf Moorheiden zu finden, und mehr solch merkwürdige Dinge, mit denen sie den gelehrten Herren etwas Neues vorlegen wollten, das gewißlich bisher noch nicht erforscht worden wäre. Aber die Herren waren mit allem schon bekannt. Den Donnerkeil nannten sie Bergkrystall, das Hexenei war ihnen ein Pilz. Über die Irrwurzeln lachten sie und sagten: „Ihr lieben Leute steigt euer ganzes Leben auf Irrwurzeln herum.“ Herr

Doctor Willibald hingegen behauptete kurz und entschieden, es gebe gar keine Irrwurzeln; das, was der Aberglaube so nenne, sei bloß die Wurzel des Weiderich. — Übrigens kümmert sich der junge Mann weder um den Weiderich, noch um seine Genossen, noch um die paar Jägerknechte, die ein todtes Reh vorbeischleppen, welches sie einem Wildschützen abgejagt hatten. Während die anderen draußen lustig essen und trinken, sitzt er am Herde bei der Schwaigerin und schwächt.

„Agathl“, sagte er, konnte aber den Namen nicht mundgerecht aussprechen, weil er von den Gegenden der Mitternacht kam, in welchen die Zunge schon ein wenig anders gewachsen ist, als in dem sangreichen Himmelsstriche der Alpen, „Agathl, Sie sind ein prächtiges Mädchen!“

„Oh, du Tollpatsch!“ rief die junge Schwaigerin aus, „wird der Herr noch eine Weil' «Sieu» zu mir sagen! Bin ja kein Stadtfräulein nicht.“

Hierauf sind sie du und du zusammen geworden.

Als das Agathl mit seinem Korbe hinab in die Matten gieng, um den Rüben grünes Futter für den Abend zu holen, begleitete sie der junge Doctor und sah ihr zu, wie sie all die schönen Pflanzen und Blumen, die der Botaniker so sorgsam hegt, so genau studiert, so haarklein beschreibt in den Büchern; die der Dichter so rührend besingt und die das Kind so gern frisst — mit der Sense niedermahte. Noch versuchte der junge Gelehrte, dem Mädchen einige Blumen zu erklären; sie ließ ihm aber nichts gelten, sie hatte ihre eigene Naturgeschichte.

„Ja“, sagte sie, „jezt, das sind LiebFrauensühlein, die ziehen die verstorbenen Jungfrauen an, wenn sie ins Himmelreich eingehen. Und das ist der Herzensschlüssel, den man den hübschen Buben auf den Hut stecken muß, dann schauen sie um,

auf dem Kirchweg, wenn ein's hinten d'rein geht. Und das ist die brennende Lieb', die alle sieben Jahr' nur einmal treibt. Und das — kennst du das auch nicht?! — das ist die blühende Untreu'."

"Das trifft man auch unten an", bemerkte der Naturforscher.

"Ja", sagte sie, "das wächst überall."

"Bei dir kann man ja allerhand lernen", versetzte der Gelehrte.

"Oh, wegen deswegen", antwortete das Mädchen, "ich weiß schon noch mehr; aber mir fällt's jetzt nicht ein."

Die Herren dort drüben auf der Au richteten sich an zum Abzuge. — Die Agathl merkte es und sagte leise und vertrauensvoll zum jungen Doctor: "Wollt' gern, du bleibst bei mir bis zum Abend!"

Groß und innig war das Auge, mit dem sie ihn jetzt anblickte, und ein Hauch der Schwermuth lag in dem Worte: "Ich wollt', du bleibst bei mir!"

"Du herziges Kind!" lispelte Willibald, "meine Kameraden mögen ziehen, wohin sie wollen, ich bleibe bei dir!" Er drückte ihr wieder die Hand — die Hand, die rechte und die linke, und preszte sie und walkte sie eine Weile in der seinen. Sie sah ihm dankend in das Angesicht.

Die übrigen Herren hatten mit ihren funkelnden Instrumenten noch allerlei Beobachtungen angestellt; sie hatten das Wasser der Quellen geprüft — es roch aber nach gar nichts. Sie hatten herumgehämmert an den Steinen und nichts gefunden, als daß sie Funken gaben, wenn man in sie d'reinhieb. Und endlich hatten sich die Forscher zwischen den Zerben und Schwaighütten hin verloren.

Herr Doctor Willibald blieb zurück. Er sah in stiller Glückseligkeit dem flinken, heiteren und blühenden Mädchen bei dessen Arbeiten zu. Sein Auge ergöhte sich an dem glatten, schlanken Halse, an welchem auch

nicht die mindeste Spur von einem Kropfe war, wie solche doch der Naturbeschreibung nach in Steiermark gut gedeihen sollten. Er ergöhte sich an ihren Flachshaaren und trillerte sogar das Liedchen, er wolle wegen "dem Dirndl seinem Flachshaarl ein Spinnradel werden". Er ergöhte sich an ihrem rothen Lippenpaar, zwischen welches sie ein Steinnestchen gelegt hatte. Er ergöhte sich an ihren runden Armen, über welche die weißen Ärmel zurückgeschlagen waren bis über das Grübchen des Ellbogens hinein. Er ergöhte sich an der jugendlichen milden Hebung des Busens, an der ganzen anmuthreichen, geschmeidigen Gestalt. Mit einem Worte, er ergöhte sich an dem frischen Naturkinde.

Als es draußen endlich zu dunkeln begann und der Gelehrte noch immer in seine Naturstudien versunken war, kam der Hirte mit den Kühen von der Weide und leitete sie in die Ställe; kam auch ein junger Bursche mit einer Gemse auf dem Rücken den Berg heran und fragte unseren Willibald, ob er in der Hütte übernachten wolle? Dieser brummte ein unverständliches Wort; der Bursche schritt fürbass und begab sich rückwärts in den Stallboden. Agathl stand an dem flackernden Herdfeuer und ihre Wangen waren doppelt roth und ihre Augen leuchteten doppelt — sie war doppelt schön.

Schier ein bißchen schämig hatte sie ihren Gast aus den fernern Mitternachtsgegenden gefragt, was sie ihm aus ihrer kleinen Borrathskammer für den Abend vorsehen dürfe. "Agathl", hatte der Herr geantwortet, "ich esse mit dir aus einer Schüssel."

Darauf war der Abend immer dunkler und die Schwaigerin immer verlegener geworden. Sie hatte ein vielgroßes Anliegen. — Aber es ist halt schwer, mit so einem weltfremden Herrn. — Freilich ein großer Gelehrter! Wissen thät' er sicher was gegen die böse Sach' . . .

Endlich schlich sie vom Herde gegen den Tisch, fuhr über denselben mit der Schürze und es lag doch kein Staub darauf. Dann gieng sie zum Fenster und sah hinaus; 's war all stockfinster. Dann gieng sie zur Wanduhr und wollte dieselbe aufziehen, war aber ohnehin das Gewicht ganz oben, weil sie es erst vor zehn Minuten aufgerollt hatte. Endlich gieng sie zum Butterkübel und blieb davor eine Weile stehen und lugte verstohlen gegen Willibald hin. Und schließlich that sie ein paar Schritte zu demselben und flüsterte: „Jetzt, Herr, wenn ich rechtschaffen bitten dürft', daß du ein bißel mit mir giengest — lang thäten wir uns nicht aufhalten.“

Der junge Mann gieng mit ihr — leisen Schrittes und im Herzen Erwartung. Sie führte ihn in den Stall. Sie leitete ihn an der Hand zwischen den Streuschichten und Futterhaufen hin. Und als sie im Finstern waren, hauchte das Mädchen dem Fremden zu, er möge doch recht achtgeben, daß er nicht falle. Hierbei zündete sie die Laterne an und sie standen vor den Kühen.

„Die da“, sagte nun die Agathl mit einem schweren Athem, und deutete auf ein braunes Kind mit großem Euter, „die da wär's halt. Was hab' ich sie nicht mit Weibwasser angesprengt über und über! Jeden Tag drei Palmkagel geb' ich ihr in den nüchternen Magen, 's schlägt nicht an und 's will nicht schlauen. Dreidoppelt muß es verhext sein, das arme Vieh, ich kann's anders nicht glauben. Seit Bartlmei her gibt sie schon die blutrothe Milch. Jetzt, was ist zu machen?“

Der Doctor war verstimmt, er schüttelte das Haupt. Da setzte sich die Schwaigerin auf den einfüßigen Stuhl und molk das braune Kind.

Und in der That, die Milch war ganz röthlich.

Kurz sprach der Naturforscher seine Meinung aus, der Zustand hätte nicht viel zu bedeuten; es gebe ein Kraut, das, von den Kühen genossen, die rothe Farbe in die Milch bringe. Auch könne eine kleine Überfütterung daran schuld sein. Er nehme sich für die Austunft ein Küßchen. Sie wendete nichts dagegen ein; als sich Willibald aber anschickte, sein Honorar zu holen, da rief die Agathl heß: „Hansel!“

Sogleich guckte ein Blondkopf durch eine Wandlücke von der Scheune heraus. Es war der Bursche, den Willibald tagzuvor als Jäger mit der Gemse gesehen hatte. Jetzt sagte der Hansel: „Soll ich dir 'was, Agathl?“

„Daß ich dir's sag', morgen kommen die Küh' auf die Oberweid“, rief das Mädchen.

„Das weiß ich ja eh“, brummte der Bursche und zog sich wieder zurück.

Einen Augenblick war's still und der Erzähler vermuthet, es habe sich im ganzen Stalle nachgerade gar nichts gereg. Doch nahmen die Dinge allmählich eine solche Gestalt an, daß die Agathl abermals mit scharfer Stimme den Namen »Hansel« rief.

Als der Hansel da war, sagte mißmuthig der Herr Doctor Willibald: „Ja, wie bemerkt, von einer Bersehung durch die Hitze wird sie kommen, die rothe Milch. Adieu!“

Und er gieng nachdenklich davon, spöttisch beleuchtet vom aufsteigenden Monde. Unterwegs nach Radau hinab murmelte er mehrmals zu sich selber: „Ich habe heute behauptet, daß es keine Irrwurzeln gebe, und bin selbst auf eine solche getreten.“

Die Agathl und der Hansel aber blieben oben.

Steinklauber und Erzbrocker.

Zwei Gestalten aus dem Volke der Alpen. Von August Brunlechner.

Wenn wir dem rauschenden Wald-
bache entgegengehen und so all-
mählich aufwärts vordringen
in die höheren Thalgründe, wo der
Sohn der Gletscher noch in unge-
zähmter Wildheit tobt und schaum-
sprühend über Felswände von Stufe
zu Stufe stürzend, der Tiefe zustrebt,
so gelangen wir endlich auf jene kurz-
grasigen, mit blauen Gentianenglocken
und goldgelben Arnicaestern durch-
wobenen Alpenmatten, aus deren
frischem Grün uns die letzten Ansied-
lungen entgegenschauen. In den
grauen, von Stürmen fahlgebleichten
Holzhäusern mit ihren rauchgeschwärz-
ten Giebeln und winzigen Fenster-
lücken finden wir unter Jägern, Holz-
leuten und Bauern zuweilen auch die
seltsamen Gestalten des Steinklaubers
und des Erzbrockers. Ihr eigentlicher
Lebensberuf ist ein verschiedener; Sepp
von der Dorfer Alpe ist Bauernknecht,
der Trojer Josef hütet die Schafe,
Lois vom Heubachergrund treibt das
Schuhmacherhandwerk, der Laffacher
Hansl, sagt man, spürt in seinen
Mußestunden dem flüchtigen Gratthiere
nach, der Franzl im Pfitzsch führt
Stadtherren auf ruhmvollen Wegen,
d. h. abseits von dem üblichen guten
Steige über Firnfelder und Felsgrate
auf die Gipfel der Berge, Pies von
der Mauris hält eine Schenke, und so
trachtet jeder von ihnen jene gering-
fügigen Bedürfnisse zu decken, deren
Einfachheit sich nur hier in dem der
Überkultur entrückten Bergdorfe erhal-

ten konnte. An Sonntagen aber, oder
zur Zeit der durch die Jahreszeit be-
dingten Berufspausen wird der Passion
des Steinsuchens oder Erzbrockens,
die allerdings nebenher oft auch Ver-
dienst einträgt, gehuldigt.

Der Steinklauber, die edler ange-
legte Natur von diesen beiden Alplern,
findet seine Freude an Krystallen ver-
schiedener Minerale oder auch an derben,
mehr oder weniger auffallend gefärbten
Vorkommen, die er an einsamen Stellen
im Hochgebirge, in Klüften, Höhlen,
im Gebölke der Schutthalden oder
Moränen entdeckt; der Erzbrocker hin-
gegen sucht in alten verlassenen Grub-
ben, im Sande des Waldbaches oder
auf Ausbissen von Lagerstätten, die
er aufgeschürft hat, nach edlem Metall-
erz, meist nach Gold. Die beiden ein-
samen Bergsportler sondern sich wie in
ihren Absichten so auch in ihrem ganzen
Wesen streng von einander; während
beispielsweise der ergraute Schulmeister
von St. Peter im Walde mit seiner
alten Goldsackse*) von Bach zu Bach
wandert, um endlich jene ergiebige
Stelle zu finden, die ihn nach kurzer
Mühe zum reichen Manne machen
wird, hat er für die Bestrebungen
seines Berufsverwandten, des Krystall-
josels von Prägratten, nur ein mit-
leidiges Lächeln! Beide aber sind
markige Charaktere. Die fernige Gestalt
trägt einen scharf contourirten Kopf

*) Gewinnungsapparat zum Gold-
waschen.

mit kräftigen Zügen, aus welchem uns ein einen regen Geist kündendes, munter blickendes Augenpaar entgegenleuchtet. In der Gewandung unterscheidet den Steinklauber von den übrigen Aplern nur die eigenartige, über Kopf, Stirn und Ohren reichende Kappe, deren Seitenlappen unter dem Kinn geknüpft werden, damit der Besitzer zur kritischen Zeit des Sturmes über ihr Schicksal nicht besorgt zu sein braucht. Der Erzbrotler ist mehr Mann der Speculation, er trägt das erbeutete Säckchen Schliche*) am Schlusse einer Wajchperiode ohne Herzeleid zum Einlöser, während die Kinderseele des Steinklaubers oft derartig zähe an einem gemachten Krystallfunde hängt, daß sie sich oft jahrelang trotz ganz vorzüglicher Angebote nicht entschließen kann, sich desselben zu entäußern.

Treten wir nun in die dunkle Stube eines Steinklaubers ein. Nachdem er unsere Wünsche gehört, hiebei unser Äußeres sorgsam, oftmals unter Zuhilfenahme von Augengläsern mit großen, runden Scheiben, geprüft hat, bietet er uns einen Platz in der Stube oder auf der Hausbank, wohl auch am grünen Ager an. Indes wir uns von der Anstrengung des Aufstieges erholen, entschuldigt sich der Dorfmineralog, daß er eigentlich „nichts Neues“ habe, weil man schon seit Jahren keine „guten Steine“ mehr finde, auch fehle ihm die Zeit zum „Klofengehen“ und zumal heuer ist's schlecht, weil es an den „höflichsten Stellen“ noch nicht aper geworden ist. — Nach Abgabe dieser typischen Äußerungen beginnt unser Freund gemach seine Steine von den verschiedensten, oft ganz unglaublichen Depots hervorzuholen; er bringt sie aus einer alten Truhe, zieht sie unter dem Bette hervor, holt sie vom Unterdache, ja auch aus einem leeren Viehtroge oder aus der Bienehütte. Niemals besteht die geringste Be-

sorgnis, daß der Käufer während des Zusammentragens der Steine etwa voreiligerweise mit seiner Auswahl beginnen könnte.

Während wir nun mit dem Abblasen des oft fingerdick auf den Steinen lagernden Staubes, mit der Ausscheidung des Brauchbaren beschäftigt sind, wird unser ganzes Mienenspiel von der Seite her scharf beobachtet, denn daraus leitet sich dann die Höhe der zu stellenden Anforderungen ungefähr ab. Niemals wird der Steinklauber im Verlaufe des Handels zu fragen vergessen, „wo denn der Herr sonst bleibe“ und ob dies weit von hier sei. Zur Bestimmung ihm fremder neuer Vorkommen ladet er uns mit den freundlich gesprochenen Worten ein: „Und was lassen Sie denn dieses sein?“ Unter schärfster Aufmerksamkeit nimmt er unsere Aufklärung entgegen und bittet eventuell um Aufschreibung des ihm neuen Mineralnamens. Den fremdsprachlichen Bezeichnungen kommt unser Mann trotz der Schwierigkeiten, die sie ihm bieten, meist sehr nahe. Der Handel wickelt sich in der Regel rasch und glatt ab, die Forderungen sind fast durchwegs bescheidene. In einzelnen Fällen wird die Übernahme einer ganzen Jahresausbeute gefordert, für die sich der Steinklauber den Preis nach Stückzahl und nach der zum Suchen aufgewendeten Zeit einen bestimmten Verdienst fixiert. Da wir den Kauf abgeschlossen haben und uns bereits verabschieden, fällt dem Manne, wenn wir ihm zu Gesichte stehen, ein, daß er noch ein „besseres Stückel“ habe; es ist seine Perle — und wir müssen das eine Mineral gut bezahlen, wenn wir es erlangen wollen, denn „sonst könnte man sich bei dem Geschäfte auch keine Wassersuppe mehr verdienen!“

In näher gelegenen, von Fremden besuchteren Orten haben manche Steinklauber Verkaufsstellen, beim Krämer oder beim Wirt. Die Schweizer

*) Erzhältiger Sand.

Sammler sind weitaus raffinierter, als unsere einheimischen Steinklauber, sie kennen den Wert ihrer Ware, haben einen wohlorganisierten Handel in jedem mineralreichen Thale und stellen Verkaufsbuden an den Linien des regeren Verkehrs, sie bringen es auch nicht selten zu einem recht einträglichen Erwerb.

Untereinander sind die Dorfmineralogen ebenso eifersüchtig, wie die Sammler in den Städten, jeder hält seine Fundstellen geheim, nicht leicht wandern sie zu zweien auf die Suche; dies geschieht nur dann, wenn die Gewinnungsverhältnisse es unabwieslich gebieten. Leider wird ein solches Geheimnis nur allzubald verrathen und der arme Entdecker findet in der Absicht, seine Fundstelle auszubeuten, am Ziele angelangt, oft den Rahm bereits von einem guten Freunde abgeschöpft. Zu unabsichtlichen Verräthern werden die Käufer, indem sie die erhandelten Stücke allen Krystallsuchern vorzeigen, um noch mehr von solchen Vorkommen zu erhandeln; haben es diese aber einmal erfahren, um was es sich handelt und wer der glückliche Witter ist, dann wird ihm mit aller Klugheit und List so lange nachgespürt, bis das Räthsel gelöst ist. Feindlich gegenüber stehen dem Steinklauber oftmals die Jäger, zuweilen aus purem Neid, andernfalls, weil der Steinklopfer mit seiner Arbeit das Jagdvergnügen stört. Die Herren aus der Stadt lassen es sich viel Geld kosten, die Genssen wochenlang in abgeschlossene Steintare zusammenzutreiben; da kommt nun der Störfried Steinklauber, bald dröhnt das Rollen abgelassener Steine durch die heilige Stille der Berge, laut erschallt der Hammerschlag und hallt mit vielfachem Echo in den Wänden wieder! Das hurtige Thierlein stutzt nicht lange, wird unruhig und eilt über die Jagdgrenzen hinaus! Der Treiber Lieb' und Mühe war fruchtlos, mit unzufriedenem Murren ziehen die

Herren von ihren Ständen zu Thal, wo sie das Hohngelächter des Schwarzsprechtes empfängt.

Der Lebensabschluss des Steinklaubers ist nicht immer ein friedvoller, ja oft ein recht tragischer. Unfähig geworden durch das Alter, beschließt er sein freudearmes Dasein als wandernder Einleger. Bei meiner letzten Anwesenheit im Pfitzsch zeigte mir der Jakerl seinen Vorrath an Fundstufen, er hatte lauter ganz wertlose Gesteinsstücke in Papier gewickelt; das Wildkreuzjoch, seine alte Fundgrube, vermochte er seit langem nicht mehr zu erklimmen. Auf meine Bemerkung, daß mit diesen Stücken wohl nicht viel anzufangen sei, erwiderte Jakerl unter Hinweis auf einen seiner Steine: „Ja mein So, döz ischt aber die Muata von die schön Birken, der König von Sachsen gibt mir hundert Thaler für so a Stückel!“ Der arme Jakerl war ganz irre geworden, das Siedenhaus von Sterzing hat ihn erbarmungsvoll aufgenommen. Einen nicht minder traurigen Fall weiß ich aus dem Pinzgau zu erzählen. Es war im verflossenen Sommer, als ich über Paß Thurn nach Hollersbach abstieg, um dort den Dorf Müller, einen alten Erzbroder, zu besuchen. Die Sonne neigte sich bereits über die eisungürteten Häupter der Tauern, da ich im Thale anlangte; hier fand ich auch meinen gesuchten Bekannten. Im Abendroth plauderten wir vor der kleinen, klappernden Bauernmühle und unterhielten uns über Steine und Weltgeschichte, über Einst und Jetzt. Als ich mich auch um meine Steinklauber-Freunde erkundigte und insbesondere um den alten „Steinhäuzler“ von Mühlbach, da zeigte der Müller hinüber auf den Kirchhof, dort, sagte er, rastet Sepp jetzt wohl schon über Jahr und Tag. Steinhäuzler war eigentlich Smaragdsucher, sein Revier war oben im Heubachthal, da hörte er von den gelbrothen Granaten im Hollersbach und

fahndete nun nach diesen. Nachdem er durch vierzehn Tage nicht mehr heimgekehrt war, begann man nach ihm zu suchen; da lag denn oben „im Schaden“ unter einer Felswand der arme Steinhausler, abgestürzt, todt! Unweit von ihm fand sich ein Tröglein mit Granaten, sein letzter Fund, dann eine mit Wasser gefüllte Flasche und einige Brotkrumen. Gott weiß, ob er auch wirklich abgestürzt ist.

Wenn nun auch diese seltsamen

Menschen nicht immer ein so düsteres Ende finden, so verdienen sie als Beispiel seltener Ausdauer und Entschlossenheit sicherlich unsere Beachtung; ihre Genügsamkeit regt zu Reflexionen an, deren Bilder grell abstechen von jenen, welche uns das tägliche Leben der Stadt mit seinem nervösen Hasten nach Gewinn und Genuß bietet. Deshalb unsere Sympathien diesen lieben, braven Waldleuten.

Ochsen.

Ein grauenhafte Geschichte von Rosegger.



Der alte Rosensteiner war gestorben.

Gestorben, bestattet, beklagt und auch gepriesen als ein braver Mann, um den es schade ist, daß er hat sterben müssen. Soweit waren die Förmlichkeiten erfüllt. Die Aushaltigsten saßen beim Drachenvirt noch beisammen zur Todtenzehrung. Die Klagen aßen solange, bis sie getröstet wurden, und bei denen das Essen nicht anschlug, die versuchten es mit dem Trinken und genasen der Betrübniß.

Allmählich hatten sich die Leidtragenden verzogen, um des Abends es wieder mit dem Leben zu probieren, nachdem sie den ganzen Tag mit dem Tode umgegangen waren. Nur ihrer drei tapfere Bauern — der Stanger, der Hopf und der Michel-Machel — saßen noch beim Krüge, um mit dem verstorbenen Rosensteiner gründlich fertig zu werden. Seinen Lebenslauf, seine Gewohnheiten, seine Wirtschaft, seine Ver-

wandten waren in Kreuz und Krumm durchgearbeitet; nun riethen und stritten sie noch darüber, wie alt der Rosensteiner gewesen, wie vermögend, und endlich auch, wie viel Schuh er an Länge gemessen haben mochte. Bei diesem letzteren hielten sie sich am längsten auf. denn zwischen fünf und sechs Schuh giengen die Meinungen Zoll für Zoll auf und nieder.

„Das ist doch leicht festgestellt“, sagte der Hopf, „man darf nur sein Leichenbrett messen, und man hat's.“

In jener Gegend, wo diese sehr interessante Geschichte sich zugetragen, herrscht nämlich die Sitte, daß der Todte gleich nach seinem Absterben auf ein Brett gelegt wird, das eigens dazu gemacht, genau die Länge der Leiche hat oder diese Länge durch ein Zeichen andeutet. Ist der Todte in den Sarg gelegt, dann wird das Brett, mit seinem Namen und etwa auch mit religiösen Zeichen versehen, an eine Wand des Hauses genagelt,

oder am Felldraine, an einem Wegkreuze aufgestellt oder auch am Waldrande hingelegt auf moorigen Grund, um den Fußgehern als Steg zu dienen. Es ist gleichsam, daß man sich auf allen Wegen und Stegen an den Tod erinnern solle; das gehört zur Lebenskunst, denn nie ist das Leben so süß, als im Angesichte des Todes. Nun, so war auch das Leichenbrett, auf welchem der Rosensteiner fast drei Tage lang ausgestreckt gelegen, draußen im Schachen hingelegt worden, gerade vor einem hohen, rothangestrichenen Kreuze, das Hexenkreuz genannt, weil an jener Stelle die letzte Hexe verbrannt worden sein soll.

„Du, wahr ist's!“ versetzte auf Hopfs Vorschlag der Stanger, „messen wir das Leichenbrett.“

„Und ich sag's, der Rosensteiner war um einen halben Schuh kürzer als ich!“ rief der Michel-Machel.

„Darfst dich g'rad einmal aufs Brett legen, nachher wird sich's zeigen“, rieth der Hopf.

„Hau, der sich aufs Leichenbrett legen!“ lachte der Stanger.

„Ich? Warum denn nicht?“ begehrt der Michel-Machel auf.

„Kunnt wohl sein, daß dir die Grausbirn' aufstiegen.“

„Mir die Grausbirn'? Auf dem Leichenbrett? Auf so einem Brett liegt sich's just so gut, wie auf einer anderen Bank.“

„Oder besser!“

„Besser, wie im weichsten Federbett, ich glaub's.“

„Lebendigerweis' schwerlich!“

„Gilt's was, ich leg' mich aufs Leichenbrett“, rief der Michel-Machel „heut' noch, wenn ihr wollt, und rauch' drauf meine Pfeife Tabak.“

„Gilt's was, du thust es nicht!“ darauf der Hopf.

„Gilt's was, ich thu's!“ schrie der andere.

„Was gilt die Wett'?“

Der Stanger und der Hopf

stießen sich unter dem Tisch mit den Knien an, da verstanden sie sich. Bei der Feuchtigkeit, die immer noch in reichlichem Maße vorhanden war, gedieh die Wette.

„Machel! Wenn du heut' bei der Nacht von elf bis zwölf Uhr auf dem Rosensteiner seinem Leichenbrett liegst, nachher —“

„Was gilt's?“

„Ein Paar Ochsen!“

„Gut ist's“, sagte der Michel-Machel und hielt seine Hand hin, „wenn ich heut' um Mitternacht nicht eine ganze Stund' auf dem Rosensteiner seinem Leichenbrett lieg', so soll morgen der Weidbub mein braunes Paar Ochsen in deinen Stall treiben. Verstehst?“

„Und wenn du heut' von elf bis zwölf Uhr in der Nacht auf dem Leichenbrett liegen bleibst, kriegst mein falbes Paar, bei meiner Seel'!“ Also entgegnete der Hopf.

Zeugen waren der Stanger, der Wirt und der heilige Florian, der über dem Hausaltar auf der Wand stand.

Noch mancherlei wurde in Bezug auf die Wette beredet und sichergestellt. Als besonders wurde vermerkt, daß es verboten sei, den Michel mit Gewalt vom Brett zu reißen oder zu rütteln.

„Wer soll denn aufpassen?“ fragte der Drachewirt.

„Ja, Narr!“ rief der Hopf, „wenn ein Aufpasser daneben steht, da wird's freilich kein Heldenstück sein, auf dem Leichenbrett liegen zu bleiben. Oh, beileib nein, Nachbar Michel-Machel, mütterseelenallein mußt du ausgestreckt liegen auf dem Todtenladen.“

„Da lauft er davon und plauscht uns morgen an“, muthmaste der Wirt.

„Du wirst wohl ein Ehrenwort haben?“ fragte der Stanger den Michel-Machel.

Dieser besann sich d'rauf — ja, er hätte eins.

„Das mußt du uns geben, daß du liegen bleibst von Schlag elf bis Schlag Zwölf.“

„Nach der Kirchenguhr halt' ich mich, wenn sie nicht stehen bleibt — verstehst?“

„Gut ist's.“

Ganz feierlich wurde es ausgemacht, und hierauf erhoben sich der Stanger und der Hopf, um „nachhause zu gehen“.

„Es ist Zeit zum schlafengehen!“ hatten sie dem Michel-Machel noch zugerufen.

„Ja, gute Nacht!“ sagte der Michel-Machel.

„Nuch so viel!“ versetzten die beiden und schoben sich sachte zur Thür hinaus.

Der Michel-Machel blieb noch sitzen bei seinem Krüge, er hatte Zeit. Eine frische Pfeife stopfte er an, dann brütete er vor sich hin und blies viel Rauch von sich. Tiefe Gedanken schien er zu haben. Der Machel war einer von jener Gattung, bei der man sich nicht auskennt, ist ein Mädchen zu viel im Kopfe oder eins zu wenig. Von der einen Seite sah er aus wie ein Lapp, von der anderen wie ein Schalk. Wie kann einer einfältig sein, wenn er zweifältig ist?!

Sezte sich jetzt der Wirt ihm gegenüber und schaute ihn an.

„Machel“, sagte er hernach, „das muß dich doch freuen von deinen Nachbarn.“

„Was muß mich freuen?“

„Daß sie ein solches Vertrauen setzen auf dein Ehrenwort. Auf ein Paar Ochsen wird so was selten geschätzt, hier zu Lande!“

Der Michel-Machel sagte nichts dazu.

Die Gäste waren alle davon, der Wirt hielt auch schon manchmal die flache Hand vor den Mund; als diese Form nicht verschlug, gähnte er den Machel offen an. Der Zeiger war hoch emporgerückt am Ziffernblatte. Also raffte sich der Mann zusammen.

„Bezahlt hat heute der Rosensteiner, glaub' ich?“ fragte er noch.

„Das hat er, und du geh' jetzt in Gottesnamen und legst dich auf sein Brett.“

Etwas ungleich war ihm doch, dem Michel-Machel, als er jetzt in der stillen, dunklen Nacht über das Feld dahin trottete gegen den Schachen. Auf dem Kirchturme hatte es schon dreiviertel zu elf geschlagen. Etwas warm ward dem Michel-Machel um die Brust und etwas eng. Schlecht Wetter wird, weil es so schwül ist. Die Pfeife war ihm auch ausgegangen, er zündete sie wieder an. Er gieng in den Wald, und beim Sternenschein, der zwischen den hohen Fichtenwipfeln niederfloß, sah er bald das Perrenkreuz. Es war heute so hoch, so grauenhaft hoch und schien immer noch höher zu wachsen. Vor dem Kreuze im wuchernden Grase lag eine lange, schmale, grauschimmernde Tafel. Das war's. — Der Rosensteiner, sollte er denn wirklich so lang gewesen sein? — Die Pfeife war schon wieder ausgegangen. Es ist ein dummer Spas! dachte sich der Machel, ein ganz dummer Spas! — Da schlug es elf Uhr. — Das schöne Paar Ochsen! — „Brett ist Brett!“ murmelte er und streckte sich hin auf den Laden.

Da die Hände an den Seiten keinen Platz hatten auf dem schmalen Brette, so mußte er sie über die Brust legen, wie bei —

— Nun, Machel, wer ist länger, du oder ich? — War es seine Grabes-Stimme, seine hohle —? Oder kann der Mensch sich etwas so lebhaft einbilden? — Die Pfeife hat er weggeworfen. Wenn man schlafen könnte! Der Rosensteiner schläft. — Puh! Kalt über den Rücken! Es sind dumme Einbildungen. Als ob auf allen Bänken und Bettstätten, wo wir rasten, nicht schon Menschen gelegen wären, die jetzt gestorben sind! Auf dem Kirchplatz

unten sind seit Menschengedenken die Särge niedergelegt worden zur Einsegnung, und doch ist Jahrmarkt auf demselben Platz, und doch stehen bei Hochzeiten die Musikanten auf demselben Platz — kein Mensch denkt daran. Der Todte ist todt, es ist alles Einbildung. — Was? Krampf in den Beinen? Starr? Ei, das wollen wir doch sehen! — Er schlenkerte ein Bein in die Höhe, es war noch ganz und gar lebendig. — Ein Frevel ist's eigentlich doch. Aber das Paar Ochsen! Will nachher etliche Messen lesen lassen für den Rosensteiner, Gott hab' ihn selig. — Erst ein Viertel auf zwölf! Das geht höllisch langsam, als ob's wirklich schon die Ewigkeit wäre. — Sonst, wenn man ein paar Krüge getrunken, gleich ist der Schlaf da, und was für einer! Heut' bin ich so munter — und frisch — daß nur alles zuckt in mir!

Ja freilich zuckte es in ihm, weil er vor einem Geräusch erschrak. Als ob jemand ein dürrer Astlein, das auf dem Waldsteige lag, entzweigetreten hätte, so ein Knistern! Und dort heran nahen langsam, schwebend zwei schwarze Gestalten. Der Michel-Machel rief alle Heiligen an; das half nicht viel, seine Beine wollten auf- und davonlaufen. Er rief das Paar Ochsen an, da blieben die Glieder fest gebannt liegen auf dem schmalen Brette. —

Die Gestalten nahen dem Kreuze — stellten sich an das Leichenbrett, einer zu Häupten und einer zu Füßen, und bückten sich; Tragstangen waren am Brette; so hoben sie es langsam auf. Nun dachte der Machel an keinen Ochsen mehr, wollte vom Laden springen, war aber gelähmt vor Schreck.

Allzulang dauerte der Schreck nicht, denn die schwarzen Gestalten pusterten, stolperten ein paarmal in den Baumwurzeln und benahmen sich nicht haarscharf wie pure Gespenster.

Und wie dem Michel-Machel das aufsiel, kam über ihn ein unendlicher Trost. Zwei Schelme sind es! Und da wurde ihm traulich. Der Stanger und der Hopf — ein Paar Ochsen! Alles um ein Paar Ochsen. — Wenn sich das so verhält, daß sie mich schrecken wollen, daß sie mir Grausen einjagen wollen und daß ich vom Brett springen soll; wenn sich's so verhält, dann ist alles gut, sehr gut, und ich weiß, was ich thu! Ich rühr' mich nicht, ich bin gestorben, mausetodt, da wird ihnen der Spaß schon vergehen. Es wird sich aber nicht gut machen lassen, mausetodt sein. Der Mensch wird nicht kalt und starr, wann er will. Schlafen will ich, baum- und steinfest schlafen will ich bis zwölf Uhr, sie sollen mich tragen, wohin sie wollen.

Also hatte der geliebene Michel-Machel seine ganze Selbständigkeit wieder gewonnen. Die zwei schwarzen Gestalten trugen das Brett, welches richtig auf zwei Tragstangen gebunden war (o ihr Spitzbuben, die ihr aus dem Wirtshause so früh schlafen gegangen seid!) wie eine Bahre dahin durch den Wald. Der Nachbar Hopf war ein Eurschmied und roch immer ein bißchen nach Pechöl. Der schwarze Kerl da voran riecht auch ein bißchen nach Pechöl. Also können wir ganz sorglos schlafen, das Leichenbrett hat alle Schrecken verloren.

Die Bahre schwankte zwischen den Stämmen dahin, schwankte auf das freie Feld hinaus. Hinter dem Lofenstein gieng der Halbmond auf und warf aus der feierlich wandelnden Gruppe einen gespenstischen Schatten hin über den Plan. Der Michel-Machel schnarchte. Es schlug halb zwölf Uhr. Dem vorderen Träger wurde unbehaglich. Wenn der Lump schläft — gefossen hat er wie ein Loch — nachher wird er freilich liegen bleiben auf dem Brett, und die schönen Ochsen sind hin. — Er hub an, unregelmäßige Schritte zu

machen, die Bahre schaukelte, aber der Machel fiel nicht herab. Doch bewegte er sich jetzt ein wenig und that einen Seufzer. Uha! — Wart, Michel-Machel, wir wollen dir schon Graufen machen!

Die Bahre schwankte dem Feldrain entlang, schwankte dem Hohlweg entlang, schwankte einen Hügel hinan — gegen den Friedhof. — Was tausend! dachte der Michel bei sich, die treiben es led. In den Kirchhof! Zum Grabe des Rosensteiner hin! Das ist noch nicht zugeworfen! Hab's ja immer gesagt, unser Todtengräber ist nichts nutz. — Das geht doch über den Spaß. Aber der verd . . . Hammer auf dem Thurm will immer noch nicht zwölf schlagen. Das Paar Ochsen ist höllisch theuer, meiner Seel! Und liegen bleib' ich justament. Es sind ja eigentlich zwei Paar. Für zwei Paar Ochsen kann sich der Mensch was gefallen lassen. Ich die Ochsen und sie die Sünde. Nur zu, Nachbarn!

Halb geschlossenen Auges lag er da, sich mit beiden Ellbogen auf das Brett zwickend, daß er nicht hinabfiel. Die von blassem Mondlichte beschienenen Kreuze des Kirchhofes schwebten zudend vorüber. Endlich wurde Halt gemacht und die Bahre zu Boden gestellt, am Rande eines offenen Grabes. Das tiefe Grab des Rosensteiners war richtig noch nicht zugescharrt; im Erdhauseu stat der Spaten, daneben lagen noch die Stricke, mit denen der Sarg am Tage zuvor hinabgesenkt worden war. Die schwarzen Gefellen standen jetzt unbeweglich da und beobachteten den Mann auf dem Brette. Der lag still wie ein Todter; man wußte nicht, schlief er oder schauderte er vor dem, was nun kommen konnte. Die Stunde gieng gegen zwölf. Konnte man ihn nicht endlich vom Brette werfen? Das war gegen die Wette. Aber die Ochsen, die Ochsen!

„Gott verzeih's, wir müssen's

thun!“ flüsterte der eine Schwarze zum anderen. „Das wird wirken!“

Sie legten die Stricke um das Brett; sie rückten dasselbe über den Rand des Grabes hin, sie senkten es hinab. Sie merkten das wilde Beben des Michel-Machel, als die Bahre tiefer und tiefer hinabglitt auf den Sarg des Rosensteiners. Im nämlichen Augenblicke tauchte vom Todtengräberhäuschen her ein Mann auf; die zwei Schwarzen ließen die Stricke los und flohen davon.

Als sie draußen vor der Kirchhofsmauer im Gebüsch ihre dunklen Pferdedecken abgeworfen hatten, schlug es zwölf Uhr.

„Die Ochsen sind hin!“ stöhnte der Hopf. „Jetzt wird er herauskriechen und uns anlachen. Es ist ganz teufelmäßig.“

„Hätt's nicht gedacht, Schwager, daß der so hartgesotten ist!“ versetzte der Stanger. Und voll giftigen Argers schlichen sie ihren Höfen zu.

Der nächste Tag war ein Sonntag. Als der Hopf in der Kirche von seinem Platz hinüberschielte nach dem Stuhl des Michel-Machel, war derselbe leer. Das fiel auf. Der Machel war sonst ein fleißiger Kirchenbesucher, ei, das wohl! Sollte er krank sein? Hätte ihm doch der Schauder geschadet? Es geschähe ihm schon recht, dem Frevler, dem Schelm, dem — ach, meine Ochsen! — Als beim Nachmittagssegen der Michel-Machel wieder nicht in der Kirche war, wurde der Hopf erst ein bißchen neugierig und er fragte einen Knecht des Machel, ob sein Bauer wohl auf einer Wallfahrt oder auf einem Viebhandel aus sei?

„Redlich wahr, das weiß ich selber nicht“, antwortete der Knecht. „So viel ich weiß, ist er seit der gestrigen Begräbnisfeier gar nicht heimgekommen — weil die Bäuerin so geschimpft hat, heut' früh.“

„Die Bäuerin hat geschimpft, daß der Bauer nicht heimgekommen

wär'?" versetzte der Hopf. „Der Machel hat gestern stark getrunken. Am End' hat er sich wo verschlafen, der Lump!“

„Kann wohl sein, kann wohl sein“, sagte der Knecht, „na, macht nichts, heut' ist eh Sonntag.“

Jetzt wurde dem Hopf auf einmal etwas uneben zumuthe; er gieng hinter den Häusern des Dorfes zum Friedhof hinaus und wußte nicht recht, warum. Auch wußte er eigentlich nicht, warum er gerade hinter den Häusern, wo kein rechter Weg war, dahinstieg. Auf dem Friedhofs eilte er dem Grabe des Rosensteiners zu; dasselbe war geschlossen, darüber rundete sich ein Hügel aus frischer, röthlicher Erde. — Wenn er, so arbeitete es jetzt im kleinen Haupte des Hopf, wenn er vor Entsetzen ohnmächtig geworden wäre! Oder wenn er doch so fest geschlafen hätte in seinem martialischen Rausche, daß — Nein, es ist nicht, es wäre zu schreckbar!

Dort vor dem Häuschen saß der Todtengräber, rauchte aus seinem Nasenwärmer und blickte wohlgefällig hin über sein reichbestelltes Feld. Er sah zwar nicht viel, denn auf dem einen Auge hatte er ein „Blümel“ und das andere war altersschwach. Schon ganz nahe war der Hopf, als er ihn bemerkte. Je, ist das nicht der Hopf-Bauer? Gar säumig und schleichend kommt er heran. Was nur der wieder will!

„Thust halt ein bissel rasten, Vater Adam!“ so redete der Bauer ihn mit lauter Stimme an, denn der Todtengräber war „großhörig“, so nennt man Leute, welche nur großen Lärm hören, kleinen nicht.

„Rasten, wohl, wohl, thut mir eh schon noth.“ So die Antwort.

Lehnte sich der Hopf an den Zaun hin, schaute unsicher umher, als suche er etwas. Er suchte nach einer Form für seine Frage.

„Bist wohl eh fleißig gewesen, Vater Adam“, sagte er endlich.

„Muß halt sein.“

„Hast dich geschleunt mit dem Zumachen — beim Rosensteiner.“

„Wohl eh. Heut' bei der Nacht hab' ich die Gruben verschüttet. Der Herr Pfarrer mag's nicht leiden, wenn ein Grab über Nacht offen bleibt.“

„Bei der Nacht, sagst? Heut' bei der Nacht?“ stammelte der Bauer und rief laut: „Aber daß du dich nicht fürchten thust, so bei der Nacht!“

„Eh, vor wem denn?“ lachte der Todtengräber heiser. „Etwan, daß sich andere vor mir fürchten, das kunn' sich schon zutragen.“

„Thust nie 'was wahrnehmen, so bei den Gräbern?“ fragte der Hopf forschend. „Fürwitzige Leut', oder Besoffene, oder so was?“

„Ich schau nicht viel um.“

„Und heute Nacht, hast niemand gesehen beim Grab? Oder unten? Oder heraufsteigen?“

„Laß mich aus“, rief der Alte unwillig, „man schaufelt zu und geht wieder schlafen.“

Der Hopf gieng zum Friedhofs hinaus, es war mehr ein Taumeln, als ein Gehen. Draußen klammerte er die knöchigen Finger ineinander und murmelte: „Nicht anders! Lebendig begraben!“

Am Abende saß er auf der Bank vor dem Stangerhause und klagte es dem Nachbar: „Ich möcht' ins Wasser springen!“

„Ist dir denn gar so heiß?“ entgegnete der Stanger.

„Der Machel! Denk dir, der Michel-Machel!“

„Was ist's denn mit dem Michel-Machel?“

„Lebendig begraben!“

„Wer sagt denn das? Kann er nicht früher gestorben sein?“

„Gautschlecht bist, Stanger! Gestorben! Gestorben! Freilich gestorben!“

„Kann dir ja recht sein, wenn er

gestorben ist. Erbst ein Paar Ochsen von ihm."

"Der höllische Höllteufel soll die Ochsen holen!"

"Die Ochsen? Was soll der höllische Höllteufel nur mit den Ochsen anfangen? Der ist kein Freund von Rindsbraten, der weiß sich ein besseres Fleisch, Hopf-Nachbar!"

"Du bist auch dabei gewesen!" rief der Hopf.

"Als Zeuge, nicht als Wettender!"

"Du hast uns hineingefoppt, und jetzt redest so! Der Bsuß! Und jetzt ist er lebendig begraben!"

"Jetzt nicht mehr."

"Natürlich, weil er jetzt schon todt ist, der Ganner! Den, wenn ich ihn jetzt unter den Fingern hätt'!" knirschte der Hopf und krümmte die Finger, als wollte er jemanden zerreißen. „Dass er mir so was hat angethan! In seiner schauderhaften Leichtsinngigkeit! Sich vor lauter Rauschdusel auf den Kirchhof schleppen und in die Gruben werfen lassen! Schandmensch! Und dennoch ein armer Pascher!"

Er verhüllte mit den Händen das Gesicht.

Sie wurden in ihrer Unterhaltung gestört von einem eilends des Weges laufenden Weibe.

"So hat er mir's noch nie aufgeführt!" rief sie vor sich in die Luft hinein. „Und nicht einmal in den Wirtshäusern ist er zu finden! Michel, Michel! Wenn du nicht bald heimgehst! Es wird dir alleweil gefährlicher, ich sag dir's! — Seit der Todtenzehrung nimmer daheim gewest! — „Wißt denn ihr nichts von meinem Mann?“ fragte sie den beiden Bauern zu.

Was sollten sie nur darauf antworten? Sie antworteten gar nichts und das Michel-Machel-Weib wüthete weiter.

Von Schlaf konnte in der folgenden Nacht beim Hopf keine Rede sein. Die Leinwanddecke lastete schwer

und erstickend wie fünf Schuh Erde über ihm. Lag er doch auf dem Sarge des Rosensteiners ganz enge neben dem Machel. Schon thurmhoch wucherte die Erde über ihnen und der Todtengräber schaukelte immer noch drauf. Schon grünte der Rasen über dem Grabe, aber sie konnten immer noch nicht sterben; sie rangen miteinander, zausten sich bei Haar und Bart, bissen sich bei den Nasen, und das alles der Paar Ochsen wegen, welche auf dem Hügel behaglich grästen und gleichzeitig den Boden düngten für nächstes Jahr, da die lebendig Begrabenen in der Tiefe immer noch miteinander raufen werden. — Oh, das war eine Nacht!

Am nächsten Tage strich der Hopf so umher, erschrat vor jedem Baumrascheln und vor jedem Vogelpsiff. Beim Drachenwirt kehrte er ein, vielleicht wärmt der Wein. Den Bauer fröstelte.

Der Drachenwirt blickte ihn sehr forschend an, setzte sich zu ihm und sagte in gleichgiltigem Tone:

„Nun, wer hat denn die Wette gewonnen?“

„Dummheiten!“ versetzte der Hopf.

„Welcher ist denn eigentlich länger, der Machel oder der Rosensteiner?“

„In Fried' lass mich!“

„Muszt heut' mit dem linken Fuß aus dem Bett gestiegen sein, Hopf.“

„Bin jetzt nicht aufgelegt.“

„Du Hopf“, fragte der Wirt, „weißt du auch nicht, wo der Michel-Machel kunnt' sein? Er ist seit der Samstagnacht nicht mehr gesehen worden.“

„Du wirst es besser wissen, wir haben ihn bei dir da in der Stuben sitzen lassen, wie wir schlafen gegangen sind, der Stanger und ich.“

„Der Stanger und du. Wie ihr schlafen seid gegangen“, sagte der Wirt nach. Es war ganz verflucht, in welcher Weise er das nachsagte. — Da kann eine saubere Schmier herauskommen!

Der Hopf merkte, daß der Wein heute seine Schuldigkeit nicht that, er beeilte sich, die Zeche zu zahlen, jedoch, als er bei der Thür hinauswollte, traten ihm zwei Gendarmen entgegen.

„Was kann ich dafür? Was kann ich dafür!“ lärnte der Hopf ihnen ganz dumm entgegen, bevor sie noch eigentlich nach etwas gefragt hatten. Nun, da haben sie ihn in Empfang genommen.

Als der Bauer in so verlässlicher Begleitung den Wiesenweg dahinging, sah er seine Herde weiden. „Ochsen, Ochsen!“ stöhnte er auf. Tiefstes Weltleid und strengste Selbstertennnis lagen in diesem Rufe. Vom Waldberge herab kam ein Mann gegangen, der hatte einen Strick und einen Stod bei sich, vor der Herde stand er prüfend still. Mit einer stechenden Fistelstimme lachte der Hopf plötzlich auf, wies mit beiden Zeigefingern hin: „Da ist er ja! Da ist er ja, der Schelm, der Erzschelm!“

Und der da niedergestiegen war vom Waldberge gegen die Rinder, das war der Michel-Machel, lebendig über und über, und kein Erdstäubchen klebte an seinen Kleidern. Er kam um sein Ochsenpaar.

Damit hat die merkwürdige Geschichte ein Ende. Und wenn man ihn fragt, den Michel-Machel, wo er die zwei Tage zugebracht, so schmunzelt er höllisch verschmigt. Und wenn ihn der Wirt oder gar der Gendarm schärfer fragt, so gesteht er ganz treuherzig, auf seiner Alm sei er oben gewesen, um sich ein bisschen auslüften zu lassen. Und wenn ihn der Hopf auf sein Gewissen fragt, warum der Michel-Machel ihn in solche Angst versetzt, so antwortet der Michel-Machel: „Ich hab' nur dein Paar Ochsen reif werden lassen wollen. Verstehst? Heut' gibst du mir's lieber, als du's gestern hättest gegeben. Ich bin meine geschlagene Stund' auf dem Brettle gelegen, nachher eilends herausgetrochen, just noch ehe der alte Adam angefangen hat zu schaufeln. — Die da, die zwei Falben sind's, gelt? Wart, wir wollen sie bald herfürkriegen!“

In demselben Augenblicke, als die Gendarmen den Hopf freiließen, nahm der Michel-Machel das schöne Ochsenpaar an den Strick. Und als der Hopf solches sehen mußte, hieb er sich die Faust an die Stirn, daß es dröhnte: „Und der Mensch unter der Erden — das hab' ich bejammert?! O ich —“

Drei Leut und a vierts.

A wohri Gschicht, de sich ober nit gor oust zuatrogg wird.

Da Dittl und die Bittl, das sein ara zwoa gwen. Und an iads vaheirat't: er mit ihr und sie mit ihm. Gwiß ah nouh!

A vier a fünf Jahrl scha mit-eranond vaheirat't, und ollaweil noh ara zwoa. Wuhl eh Goud Loub und Dont muas ma sogn, wos thatus dan sist? Hobn jo koans nix wiar eahneri grodn Glieder und an gfundn Mogn, und die Glieder orbatu fürn Mogn, und da Mogn für die Glieder und guat sei muas's. Ban ormen Leutn is's nit ondersta. Da Dittl is a Maurer, d'Bittl is a Togwercherin, er geht obn aus, sie geht untn aus, wo's holt grod Orbat gibb, und Somstas kemens astn wieda zsom in eahna Stübl; er legg sei Häufel Bochngeld afn Tisch, sie legg ihrs dazua und wos'j in Suma vadeanen, geht in Winta wieda drauf. Daz s eper an oagns Stübl hātū, ollzwoa, und gor a kloans Gfintl hātū, a liabs — den Gspoaß troggs nit. Ban ormen Leutn is's holt amol nit ondersta.

Mit da Zeit müassns af weiter und af länger ausanond. Er hot in Beitschgrobn zthoan, zerst ban an Hausbau, später ban an Bergwerch. Sie hat gor entn in da Broatnau an Badeanst gfundn, in Fruajohr af an Schlog ban Bamerlsehn, ast noch-her in Winta hot's ihr mit Woschn und Flicn für d'Schmied ihri por Groschn vadeant. Und hasn a Johr is bagongen, ohni daz sich die zwoa

Ehleut gsehn hobn. Wia ma dazählt, sult eahm's da Dittl nit gor schwar zherzn gnoma hobn, daz er wieder alloan umgehn kon wir er will. Ober noch und noch isu douh zeitlont worn, überoll und ninascht recht dahoam zsein, und weil's an Bstond hot mit seiner Orbat, sa möcht er freilich sei Weib wieda zan eahm nehmen: bamerlsehn und woschn kon's ah in Beitschgrobn. Gwiß ah nouh!

Nau, wia nochher amol zwen Feiertä sein, geht er übrī in die Broatnau um sei Weib. Ban an Kloanhäusler is's in der Einwohn, do sist's vorn Häußl af da Bont, legg d'Orn überanond und roat't. Vor loan übel's Weibsbild, wan ma's recht onschau. A frisches Mundgsichtl, a por Mugn as wia zwoa Schworferscherla. A bloamads Tüchl hot's übern Koupf wegn da Sun, und untern Hols rougl zjombundu.

A sou siacht's da Dittl, schnolzt awent mit da Zung, wir ah Haun, wan er pfolzt, und ast geht er ihr zua.

„Uh Jouffas!“, sogg sie, „da Dittl!“ steht auf und gibb eahm d'Hond. Ma kunt nit grod sogn, daz s extra a Freud ghobb hāt, weil er do is. Und er thuat ah nit viel dasgleichn, as wia wan s vergonga Johr epa go sa lont gwen war.

„Muas douh amol schaun gehn, ob's do in da Broatnau herent ah bekonniti Leut gibb“, sogg er zan ihr.

„Reicht douh“, geit sie Dntwort.
„Guat schaust aus, Diti?“

„Fahlt ma jo nix.“

„Wa ma nit liab! Do gangst af wieda zrugg: Der Eszmoaster is nit d'lest go nit mit in d'Veitsch eini.“

„Woag's nit“, moant sie.

Hiaz schaut ers a Weil on. Von Koupf bis zan Fuag schaut ers on.

„Bittl“, fogg er, frei kloant laut fogg er's, „wos war dan doz? Bölli zguat host dih zücht't!“

Wir ers hiaz onschaut, blemascht's: a Käferl straf't's wet mit da Hond, däs af ihru Zablings is glassu.

„Wia's holt schon imeramol is“, moants und hot schier a töibigi Stirn.

„Wos fogst, Bittl?“

Nix fogg d'Bittl, mäuserlstill is's, d'Bittl. Da Dittl hot sih austemnt.

Noch a Randl brummelt er: „Selm war ih umfiß gonga. Mit-nehma hon ih dih wölln; mir wird alloan die Zeit lont in da Veitsch.“

„Ih geh scha mit.“

„Jo, dös glaub ih da, dajs d hiaz mitgangst“, locht er hell auf. „Wos denkst da dan, Bittl? Ehenter is unser Schlüssel für zwoa zkloan gwen und hiaz sulz für drei groß gmua sein?“

„Auf däs wird's nit ontema“, moant sie, „dasebi, da Gwissi, wird scha wissn, wos er zthoan hot.“

„Wer is er dan, da Gwissi?“ frogg der Schmunn.

„A dosiger Eszmoasta.“

„Du bist dough a vadontis Luada.“

Sie mocht ihr nit viel draus, aus da groubn Red. Und eahm kent ma's ah leicht on, daj's nit sa harb gmoant is. Ma kent sih jo frei nit aus mit de Vent! Aftu fogg er, mitu Eszmoasta möcht er redn.

„Möcht da's nit rothn“, moant sie, „däs is gor a storfa Klachl.“

„Redn möcht ih mit eahm, nit rassn! dajs ih wegn jou wos an Hondl onhebat, ja dum bin ih nit.“

An kloan Quabn gehts on, d'Bittl: „Geh, Maxl, do host an Kreuza, spring mar umi zan Dochgruaber, der Eszmoasta sull gschwind awent übra tema za mir.“

Da Maxl laßt und kimpf bald wieda zrugg: Der Eszmoaster is nit dahoam, er sikt ban Kreuzwirt in da Stubn.“

„Is's weit zan Kreuzwirt?“ frogg da Dittl.

„Geh mit“, moant d'Bittl, „gleich selm ent ba da Bruggn.“

„Gehn mar überi.“

Sie geht gleich mit eahm. Gonz gmüatlich gehns nebu anonda daher und redn über oans ums onder, von Wetta, von Eisnwert, und dajs's nit übel war in da Broatnau, moant da Dittl, oba liaba war's n holt dough nouh in da Veitsch. Und d'Bittl denkt ihr: Wos hot er in Sinn!

Wias in d'Wirtsstubn keman, sikt oana ban Tisch, gonz alloan sikt er do und racht sei Pfeifn. A großer, hafu sauberer Mensch, a guatmüatigs Gesicht, oba damisch knouchigi Fäust.

„Dös is er!“ fogg d'Bittl zu ihru Monn, und zan Eszmoasta: „Da Dittl va da Veitsch, woagt eh. Der will wos redn mit dir.“ — Und verstellt sih, as wia wan nix war.

Der Eszmoasta ruckt, die zwoa sehn sih zan Tisch, a Holbi Wein lossns eahna hertrogn und a Cigarn zündt eahm da Maurer on, gottika, as wult er sogn: Mir Veitscher gebn's awent nobliga wia die Broatnauer!

Und noch, wias so schön worm banonda sikt oll drei, fogg da Dittl zan Eszmoasta: „Wissn wirst as eh, wegn wos ih do bin.“

„Kon ma's dentu“, drauf der Eszmoaster und paßt schön stad sei Pfeifn Tabak. Nit amol in Koupf draht er viel hin und her, zohlt eahm's nit aus.

„Nouh sa weit brav, dajs däs nit langst.“

„Ih? laugna? solt man nit ein.“

„Nau, sa red dih aus drüber, wiast as in Sinn host, Eszmoasta!“

„Ih hon's da Bittl scha gfogg. Du host dih a gonzes Johr long nit umgeschaut um dei Weib, und wirst as wuhl dentu tina, wia's nochha hergeht.“

„Eh wuhl, eh wuhl. Ober a zwiedri Soch is's hiaz. Mit hoam nehma hon ih's wöllu.“

„Kon nix dagegn hobn.“

„Däs glaub ih da, dafs du nix dagegn host, Eßmoasta! — Wia moanst dan nochha — va wegn weita?“

„Wos mei Schuldigkeit is, däs woaf ih.“

„Is a Red, Eßmoasta!“

„Sie hät do in da Broatnau ah nou an Ploß ghobb, d'Vittl, oba wanst's scha mitnehma willst, so wirfst's mitnehma müassn wias is. Wirst 's ah nochha nit trenn wöllu, wos zsom ghört — Muader und Kind. Ih zohl meini Milchkreuzer — entn oda herentn, däs is mar olls oans.“

„A brava Mensch bist, Eßmoasta“, moant da Vittl, „wan na d'Leut nit warn! Däs Gred in da Weitsch, wan ih mei Weib hoambring af solchti Weis.“

„Wos mei ghört, däs losz ih ah af mein Rom schreibn“, sog der Eßmoasta. „Dochgruaber hoaf ih.“

„Ist war ma jo gleich!“ locht da Vittl und holt'n d'Hond hin.

„Dir wird's jo ah recht sei?“ frogg der Eßmoasta d'Vittl.

„Goud, jo freilih!“ gibb sie zua, gonz weck is's drüber, dafs sa sih sa leicht mitanonda verglichn hobn. Zäiffas, wan olli Manna sa gmüatlich warn, do war's freilih lusti af da Welt!

A sou hobns as ausgroat't und ausgredt oll drei und astu feins banonda sijn blieb'n in Wirtshaus, hobn trunkn und san lusti worn und sein af d'Nocht wia die bäigtn Freund ausanonda gonga. — Däs sein die Wohn! Meina Seel!

In da Weitsch, ban an Bauru af der Einwohn, hobns eahma s Nest schön worm hergrich't da Vittl und d'Vittl. Long feins oba nit blieb'n afn sebin Ploß, va lauta Trotsch'n und Spötl'n, wia's d'Leut hiaz hobn triebn, sein die zwoa in an onder's Thol zogn. Kleber

an ocht Woch'n steht's on, schickt d'Vittl ja da Taff. Der Eßmoasta hot schon ehanta Pouß kriagg af Broatnau und is gleich tema. Er und da Vittl, ollzwen gehns zan Pforrer und deutn eahm's, wia's as ausgredt hobn; da Kloani sul nit noch'n Vittl hoafn, sul eingeschriebn wern afn rechtn Bodern sein Rom: Matthias Dochgruaber.

Kon mar oans deutn, da Pforrer schlogg d'Händ zsom! A sou wos is n ah nouh nit firtema. A schredbori Strospreidi will er louslos'n über se, do sollt's n ein: Sein jo eigentlih gonz aufrichtigi Leut.

„Eines Eheweibs Kind soll auf eines Ledigen Namen getauft werden?“ frogg da Pforrer nouhamol. „Das geht ja nit.“

„Jo, worum nit?“

Nach dem Gesez ist der ehelich angetraute Gatte der Vater.“

„Jo, jo, sou is's da Brauch“, moant da Vittl, „und eigentlih ghört sa sih ah a sou. Oba däs mol, Herr Pforrer, gibb's holt a kloani Ausnohm.“

„Das G'sez kennt keine Ausnahmen!“

„Losz's mich aus, wos woaf; dan s Gesez!“ rumpelt's n Eßmoaster auffa.

„Ich bitte!“ sog da Pforrer g'streng. „Was das Gesez sagt, dagegen gib'ts keine Entrede. Ich schreibe das Kind auf den Namen des Ehemannes ein.“

„Däs derf nit sei!“ schreit der Vittl und fohrt n Pforrer in d'Hond.

„Natürlich, man wird Euch fragen! — Also der Vater: Benedict — weiter, wie schreibt Ihr Euch?“

„Ich hoaf Matthias Dochgruaber“, sog der Eßmoasta.

„Euch hab ich g'fragt!“ fohrt da Pforrer in Maurer on. „Wie heißt Ihr mit Eurem Schreibnamen?“

Da Vittl draht sih a went und jogg schön zach: „Den woaf ih selba nit.“

„Wo seid Ihr zuständig?“

„Däs woaf ih ah nit.“

„Ihr verweigert mir die Auskunft? Auch gut, Ihr werdet Euern Herrn schon finden“, a sou da Pforrer und aft hobn die zwoa wieder gehn lina. Da da Thür bleibn's nou stehn und schrein zruigg: „Zan Doukta gehn mar und an Proceß hebn mar on. Und mir drei hobn uns amol a sou verglichn und wann's uns recht is, weita geht's neamb nix on, und mir gehn zan Douktan! Und beweisen wern ma's ah!“

Da Pforrer — wahr is's, ih hät de Geduld nit ghobb — geht eahna nouh bis za da Thür noch und fogg gonz güati, se fultn sih net auslochn lossn, und wan's zan oubersten Richter und zan Kaiser gangadn, ausrichtn thatn's nix und ausglocht wurdn's tüchti.

„Wern ma sechn!“ begehrt da Dittl auf. „Wan a sou wos, däs sou klar und bedeuht is, wir unser Soch, und sou leicht begreiflich, sou selbstverständlich, nit onerkonnt wird, nochha! nochha!“

„Kurz und guat“, sezt der Eszmoasta dazua: „mir gehn zan Douktan!“

„Na geht nur, geht nur!“ fogg da Pforrer und mocht hinter eahna die Thür zua.

Und wie da Pforrer glogg hot: In Brugg ban Douktan werns höllasch ausglocht. A lediga Boder und a verheirati Muader hobn gor koan Rom, hot's ghoafn, ober a verheirata Boder und a ledigi Muada, däs wol!

„Däs war hell go nit zan vastehn!“ moant da Dittl.

„Und da Mensch wird douh s Recht hobn über sein oagus Kind!“ fogg der Eszmoasta. Gehn ma weiter, gehn ma zan Kaiser!“

Sie richtn sih zsom zan a Noaz

af Bean. Losst's as sein!“ rothn eahna d'Leut. „Maurer, nochn Gsek is da kloan Bua dein und gegns Gsek derf da Mensch nit aufstehn, Loszn schreibn af dein Rom!“

„Chanta loss ih mit hentn!“ schreit da Dittl, „eh s ih wos nim, wos nit mei ghört.“

„Und ih loss ih mit hentn, ehs ih wos weckgib, däs mei ghört!“ drauf der Eszmoasta, zan streitn und lärma hobns onghebb oll mitanond — ja s is an Unsin!“

Und wias schon immeramol is, dafs unser Vergout Mittel mocht, wan sih d'Leut neama zhelfn wissn, a sou is's a däs mol gwen. — s kloan Büabl wird front, im Hals hot's wos, und af jo und na is's weck gwen.

Hiaz, du orms Würmerl, brauchst gor koan Rom — und guat is's.

Und mit dir, Maurer-Dittl, hät ih a Wörtl zredn für an ondersmol: Wanst du nochha dein Rom nit hergebn willst, so schick dei jungs Weib nit af a gonzas Johr af Broatnau oda sist wo hin. Gholt's schön ba dir dahoam, is gscheida!

Und du, Eszmoasta, mit dir hon ih ah nouh a Wörtl zredn: Wanst an kloan Buabu hobn willst, ja sühr's Weib von Oltor weck, wias da Brauch is — nochha wirft in den Stuch koan Unglegnheit hobn — gwiß ah nouh!

Und mit dir, Dittl, mit dir — red ih go nix.

Erklärungen: ara: ihrer. hasn: beinahe. Roat't: denkt nach, sinnt über etwas. Rougl: loder. Perent: herüben. Guat host dih zücht't: an Körperfülle hast du zugenommen. Blemajchts: zucht sie mit den Augenwimpern. Töibigi: heisere. Umjist: umsonst. Tasebi: derselbe. Dosiger hiesiger. Kleber: laum.

Kleine Laube.

Im Vaterlande!

Wie zieht im Lenz so wunderbar
Mein Herz der Heimat zu!
Ich geh' durch Wald und Wiesenrund
Und finde keine Ruh';
Es blüht der Baum, es grünt das Feld,
Schön ist auch hier die Gotteswelt,
Doch schöner noch bist du
Mein Vaterland!

Ich wurzle fest im neuen Reich,
Hab' Herd und Freunde hier,
Und seine Eintracht, seine Kraft
Schwellt stolz den Bufen mir;
Mein Volk daheim hat schlimme Zeit,
Durch seine Gauen tobt der Streit,
Doch hängt mein Herz an dir,
Mein Vaterland!

Mir lächelt Ehre hier und Günst
Wie mildes Sonnenlicht;
Die Heimat, die ich oft besang,
Die kennt beinah' mich nicht;
Und doch, verhallt auch mein Lied
Dort ungehört, die Seele glüht,
Bis mir das Auge bricht,
Für's Vaterland!

Gott segne dich, du theures Land,
Mein Ostreich schön und wert,
Er schütz' im Kampf für Sprach' und Art,
Der Heimat deutsches Schwert!
Schön ist auch hier die Gotteswelt,
Doch baut' am liebsten ich mein Zelt
Bei meiner Brüder Herd
Im Vaterland!

Anton Chorv.*)

Ein Brief Anzengrubers.

In meinen Papieren hat sich noch ein Schreiben Ludwig Anzengrubers an mich vorgefunden, welches besonders bezeichnend für den Dichter ist. Da Anzengrubers Biographen derlei Darlegungen wünschen, so veröffentliche ich das Schrei-

*) Aus dessen Sammlung nationaler Gedichte: „In gerechter Fehde.“ (Berlin, Hans Vilsenböcker, 1892.)

ben als Nachtrag zu seinem Briefen (siehe Heimgarten Jahrg. XV. Seite 29 u. f. w.) recht gerne, und braucht dasselbe weiter auch keine Erklärung und keine Bemerkung. Es ist die freichausstrebende, lebensfreudige Dichterkraft, die sich in dem Briefe offenbart.

Er lautet:

Wien, den 9. Jänner 1872.

Wertber Freund!

Glücklich Neujahr! — Herzlichen Dank für die Theilnahme, die Sie mir und meinem Schaffen bisher gewidmet, und lassen auch Sie sich nicht beirren, ruhig Ihren Weg fortzuschreiten. — Mögen die Kritiker sagen was sie wollen, junge Talente, die noch die Eischalen an den Schnäbeln und den Federn tragen, mögen sie die Bahn zum Besseren oder sonst wohin leiten, uns aber, die wir entweder aus uns selbst heranzuwachsen, oder uns in langen Kämpfen im Innern fertig gerungen; uns müssen sie nehmen wie wir sind, auch mit allen unsern Fehlern und Schwächen oder wie sie das heißen wollen.

Wahrhaftig, ich achte die Kritik hoch, die nicht nach dem Kleinlichen langt, die nicht uergelt, sondern den ganzen Kerl faßt, und der Welt dann nichts Neues sagt, wenn sie ihr auch zeigt, daß Salomon Recht hatte: Es ist nichts vollkommen auf Erden.

Nun aber seien Sie so freundlich und hören Sie mir ein wenig weiter zu — was meinen Sie, wenn wir Beide, Rosegger und Gruber (zwei hübsche Namen und zwei schöne Männer) unser Glück versuchten — nicht bei Damen, fürchten Sie nicht, daß ich Sie auffordere zu meinem Inserate die Hälfte beizutragen, welches etwa beginnt:

Zwei junge literarisch gebildete Männer von hübschem Exterieur wünschen sich mit einem Vermögen, woran auch ein Frauenzimmer hängen darf, ehlich zu verbinden. Photographie unnöthig, da das Geld die Hauptsache zc.

Nein, Freund, das, wozu ich Sie auffordern möchte, ist eine Sache für das Volk — versuchen wir es einmal und gründen wir einen Volkskalender — einen guten Kalender —

Frisk — fröhlich — fromm — und frei —

Auch etwas Ernst dabei, den nicht Turner, sondern Städter und Bauern, Arbeitgeber und Arbeiter lesen, und lassen Sie uns der Ameisenarbeit ein Körnlein Bildung und Aufklärung zu dem Hügel der neuen Zeit zuschleppen, auch unsere Kraft widmen.

Meine Freiszangen haben Kraft dazu, die Ihnen doch auch? Gott sei Dank, heutzutage darf ein deutscher Schriftsteller, wenn er nur fleißig ist wie eine Ameise, auch Freiszangen haben.

Sie wissen ja auch, wie im Walde, zwischen „Rothen“ und „Schwarzen“ Ameisen häufig wüthende Fehden ausbrechen, lassen Sie uns mitwirken, mitbeißen, ha — Kampflust sträubt bereits meine Fühler und ich stelle mich auf meine sechs Beine.

Was sagen Sie dazu? Erst Ihre Meinung, und dann im Annahmefall folgt weisliche und reifliche Überlegung.

Keine Überstürzung — wir wollen eben gewinnen — nicht Geld allein — nicht Ehre allein — die Schlacht!

Die Schlacht? Zu kühn vielleicht, denn der Kampf tobt noch nicht, die Plänklerkette ist erst aufgelöst, aber die Vorpostengefechte wollen wir schlagen, — Plänkler der kommenden Zeiten! —

Hie gut Recht alle Wege!

Von Sch. weiß ich nichts als das er, seine beiden Söhne und seine Köchin krank sind.

Was sagen Sie zu seiner Besprechung im Tagblatt über Ihre Gestalten?

Kurz, was sagen Sie zu Allem? Schreiben Sie bald — meine Mutter läßt Sie grüßen, seien auch Sie ge-

segnet für alle Zeit und verbleiben Sie mir — solange wir hier auf diesem Lumpen-Erdenplanet (wie Kortum in der Jobstade sagt) herumkriechen, was ich Ihnen verbleibe, ein getreuer Freund. Sollten wir uns etwa irgendwo nach Untergang dieser mangelhaften Welt wiederfinden, so zählen Sie auch dort auf Ihren
getreuen

S. Gruber.

Ein- und Ausfälle.

Von Adolf Frankl.

Der eine und der andere.

Der eine bemüht sich beim Wandern
Die Disteln am Weg zu enthaupten;
Im Gasthause hört man den andern
Was kopflos ernstlich — behaupten.

Gefährliche Waffen.

Es machte uns der Feinde Schwall
Sehr wenig nur zu schaffen
Wenn wir in unsrer Fehler Zahl
Nicht böten ihm — die Waffen.

Gefallen.

Es wollte manche Maid
Nichts weiter als gefallen,
Und ist nach kurzer Zeit
Dann leider auch — gefallen.

Schwer und leicht.

Das Sein wird manchem schwer gemacht;
Doch hat die Noth ihn umgebracht,
Man trauernd hin zum Grabe schleicht
Und ächzt: „Die Erde sei ihm leicht!“

Modesthorheiten.

Würden von Natur die Damen
So wie durch die Mode werden,
Möchten sicher all mitsammen
Ganz untröstlich sich geberden.

Ein Modegeck.

„Vom Affen stammt die Menschheit nicht!“
Hört sagen man den Laffen;
Doch macht sich selbst der blöde Wicht
Zum lächerlichsten Affen!

Altd deutsches Handwerk.

Es ist ein merkwürdiges Capitel der deutschen Culturgeschichte, das vom Gewerbebestand in dem Jahrhunderte vor dem dreißigjährigen Kriege. Eine Schrift

von Heinrich Glückmann: „Das goldene Zeitalter des Gewerbes“ (Verlag des niederösterreichischen Gewerbevereines in Wien) wirkt einige scharfe Schlaglichter auf jenen Stand in jener Zeit, da die Kunst noch ein Handwerk war, und das Handwerk die Kunst gebar. Albrecht Dürer fühlte sich nicht als Künstler, sondern als Handwerker und der große Reformator deutscher Kunst war brüderlich Du mit Schuster und Schneider. Dürers höchster Preis für ein großes Altargemälde war 280 Gulden; vor einigen Jahren wurde ein kleines Bild von ihm mit 300.000 Mark bezahlt!

Damals regierte im Gewerbe die Zunft.

Die Zunftarbeit war lächerlich scharf umgrenzt; so durfte der Barbier Haare schneiden und Perücken ordnen, aber keine Haartouren anfertigen, das war Sache der Perückenmacher; das Schneiderhandwerk umfasste mehrere Gruppen mit eigenthümlichen Beschränkungen: Zoppen oder Jacken und sogenannte Nestelkittel, das waren Zwilchröcke, durften nur die Zoppner anfertigen, Mäntel nur die Mäntler, Hosen aus leichten, ordinären Stoffen, und Brustlätze — laut einer Bestimmung von 1538 — in keiner anderen als in schwarzer, weißer, rother und grauer Farbe, nur die Gewäntler, die anderen Kleidungsstücke die Schneider. Auch bezüglich des Handwerkszeuges gab es komische Einschränkungen: der Klöpsel von Eisen durfte sich nur der Bildhauer, nie der Maurer bedienen, und die Schreiner durften keinen Nagel verwenden.

Damals lag die bürgerliche Ehre hauptsächlich im Gewerbebestand. Als einst der Sohn eines Schmiedes dem Vater mittheilte, daß er mit Ruhm Doctor der Rechte werden könnte, berief der Alte die Zunft und legte ihr die Sache vor. Die Meister jagten: es sei nicht Herkommens und ein unerhörtes und ungereimtes Ding, daß Schmiedesfinder Doctors würden, und es sei billig, daß es beim alten Herkommen bliebe.

Der alte Schmied antwortete: weil es also sei, soll sein Sohn auch nicht gegen die alte löbliche Gewohnheit sündigen, oder er wolle ihm mit seinem Hammer die Hirnschale entzweischlagen. In diesem Sinne schrieb er auch dem gelehrten Sohne und beschwor ihn, doch ja ihm und der Stadt nicht den Schimpf anzuthun und Doctor zu werden.

Den klösterlichen Genossenschaften entsprossen und nachgebildet, legten die Verbände von Gewerbsleuten auch das Schwergewicht auf religiöse Zwecke: gewisse gottesdienstliche Feste und Handlungen wurden gemeinsam begangen; an Processionen — so in Wien besonders beim Frohnleichnamsumzug — mußten die Innungen in corpore erscheinen und der Geistlichkeit entweder assistieren oder, unter der Zunftfahne vereint, das Geleite geben. Diese oft prachtvolle Fahne schmückte das Bild des Schutzheiligen. Jede Zunft hatte einen anderen Patron am Throne Gottes. Mit Vorliebe wählten sie Heilige, die einst ihr Gewerbe betrieben hatten, so Tischler und Zimmerleute den heiligen Josef, Schuster den Crispinus, Goldschmiede und Schlosser den Eligius. Andere, die nicht so glücklich waren, einen Heiligen zum Handwerksbruder zu haben, mußten sich anderwärts umsehen, und giengen da mit verblüffender Logik vor. Besonders beliebt als Patrone waren die heiligen Märtyrer. Die Gewerbe des Feuers, wie Waffenschmiede, Glockengießer, Feuerwerk-Erzeuger u. a., wählten die heilige Barbara, weil ihren heidnischen Vater, der sie wegen ihres Übertrittes zum Christenthume getödtet hatte, ein Blitz erschlug; diese Heilige gilt heute noch als Schutzpatronin der Artillerie, und die Pulverkammer der französischen Kriegsschiffe heißt man ihr zu Ehren Sainte Barbe. Büchsenmacher, Vogner und Schützen verehrten den heiligen Sebastian, weil er durch Pfeile ums Leben kam; Drechsler den heiligen Erasmus, weil ihm der grausame Kaiser Diocletian, der einer großen Anzahl von Mitzengen des Christenthums die heilige Gloriole an-

marterte, mittelst einer Drechslerrwinde die Gedärme hatte auswinden lassen; Färber den Bartholomäus, weil er lebendigen Leibes geschunden wurde; Messerschmiede und Schwertfeger den Mauritius, der unter Schwertstichen verblutete; Nagelschmiede den gekreuzigten Heiland selbst; Steinmeße den heiligen Stephanus, der sterbend noch für seine Steiniger betete; Böttcher und Räder den heiligen Georg, der in einem mit Nägeln ausge schlagenen Fasse todtergerollt wurde, den aber auch die Sattler zum Patron hatten, weil er beim Drachenkampfe „so gut im Sattel saß“. Drollig berührt es, daß Brillenmacher den heiligen Fridolin zum Patron wählten, weil er sich im Alter von 130 Jahren eines Augenglases bedienen mußte; Knopfmacher und Posamentierer den Hohenpriester Aaron wegen seines reichen Gewandes; Metzger den Antonius, weil in seiner Legende ein Schwein vorkommt; Perückenmacher und Friseure die heilige Magdalena wegen ihres reichen Haars; Färber den heiligen Moriz, weil er, als Mohr, echt gefärbt war, und Köche den heiligen Laurentius, weil er auf dem Roste gebraten wurde.

Ein Beispiel von dem derben Humor des alten deutschen Handwerkerstandes bietet die Prüfung des freigewordenen Lehrlings.

War die Lehrzeit um, so erfolgte nach einer Prüfung des Lehrlings dessen Freisprechung und Aufnahme in den Gesellenstand. Die Prüfungs-Ceremonie vermischte Ernst und Scherz in der drolligsten, oft auch in der handgreiflich grausamsten Weise. „Hast du ordentlich ausgelernt?“ fragte den Lehrling einer der Meister. „Ja“, antwortete der Junge. „Ei, ei! Schau dich um unter diesen Meistern und Gesellen“, belehrte ihn der Alte, „von all diesen hat noch keiner ausgelernt, und du willst schon ausgelernt haben?“ — Welch weise Mahnung zur Bescheidenheit, zur rechten Zeit, am rechten Ort! — Die Fragen wurden gewöhnlich so gestellt, daß sie der arme Delinquent unmöglich beantworten konnte, was aber zum Ergötzen diente und den

Erfolg der Prüfung nicht beeinflusste. Des Spasses wegen gab es oft Fragen, die ganz und gar nicht zur Sache gehörten, z. B.: „Hast du auch eine Mutter gehabt?“ — „Ja!“ — Darauf bekam der Junge, der richtig geantwortet zu haben glaubte, eine Ohrfeige, die damals — trotz der Zunftgesetze — in den Werkstätten häufig klatschte, und dazu den Commentar: „Nein, Dummkopf, deine Mutter hat dich gehabt!“ — — „Wie ist die Erbsie auf die Welt gekommen?“ fragte ein witzig sein wollender Meister. Der Lehrling schwieg und erhielt seine Ohrfeige. „Rund ist sie auf die Welt gekommen, du Esel!“ — So gieng es bei diesen Prüfungen zu.

Alles anders als heute, kräftiger, zielbewusster, gemein sinniger, idealer und drolliger. Die Fugger's waren Webermeister zu Augsburg, ihre Enkel sind deutsche Fürsten. Das Handwerk hatte einen goldenen Boden und der Hände Arbeit war Ehre und Segen. M.

's Moaserl.

In da steirischn Gmoansproch.

In da Ländn war s ma recht, mei Däit,
Oba viel z groß in da Breatn.
Gor ouft hon ih an gsundn Schlof,
Gor ouft ah an vafehrt'n.
Und heint ba da Nocht, do hot ma trambb,
Ih hät a Moaserl gsonga,
Hät s in mei Gasterl ihon, hät s gloult
Und wa zan Fensterl gonga.
Ba der erstn Hüttn, do wa s nix,
Do hon ih s nit möign wäidn;
Ba da zweitn wa s wul munta gwen,
Oba hot a z schwari Däidn.
Ba da dritn Hüttn schloft s nouh nit,
Hot ah Ioan Kamerodn,
Und s Fensterl is weit ouffn gwen,
Diz Leut, do hot s ma grodn!
Mei Moaserl släidragt eini gschwind,
Und singg an Muath, an frischn,
Und wir ih s nochha songa will,
Iz s neama zan dawischn.
Däiz singg und schreit! Und stehn bleibn
d Leut,
Und loufn vor da drin. —

Drum niu', wanst willst, daß s hoamla
bleibb,
Ka Bougerl mit in d Hütn! R.

Erklärungen: s Moasert: Die Weise.
Länkn: Länge. Bait: Welt. Breatn: Breite.
Gasterl, Gastn: Die beiden Hände gehöhl-
nufschalenförmig aneinandergehalten. A Gastn
vul Gubern: So viel Gaser, als man in beiden
gehöhlten, nebeneinander gelegten Händen halten
kann. Grodn, mir hot s grodn: Es ist mir
wohlgerathen. fläidrajn: flattern.

Bücher.

Dramatische Sänge von Adam Müller-
Guttenbrunn. (Dresden. Pieson 1892.)

Von dem Manne, der in seinen Schriften:
„Wien war eine Theaterstadt“ und „Das
Wiener Theaterleben“ ein so freimüthiges
allgemeines Urtheil über die Wiener Theater-
verhältnisse abgegeben hat, konnte man
wohl erwarten, daß er selbes in einzelnen
Erscheinungen auch beispieldmäßig begründen
wird. Das ist durch diese Sammlung von
Besprechungen über Theaterstücke, Schau-
spieler und Zustände des Theaterlebens in
Wien geschehen. Müller-Guttenbrunn gehört
zu den geistreichsten und, was noch mehr
bedeutet, zu den verständigsten, endlich was
am allermeisten bedeutet, zu den ehrlich-
sten Theaterkritikern. Die Herbheit und Rück-
sichtslosigkeit manches seiner Urtheile wird
gemildert durch die feine Form und den
redlichen Freimuth, durch welche sie dar-
gethan ist. Das ist eine Kritik, aus welcher
Dichter, Schauspieler und Theaterdirectoren
lernen könnten, wenn sie wollten. Natürlich
wollen sie nicht, weil die Kritik im allge-
meinen so beschaffen ist, daß man sie als
Lehrmeisterin nicht brauchen kann. Auf-
fallend ist bei Müller-Guttenbrunn die
Vielseitigkeit seines Verständnisses. Er ist
überall zuhause: im classischen Drama,
im modernen Schauspiel, im Salon wie
im Volksstück. Allen bringt er das gleiche
Interesse, die gleiche Vertiefung und die-
selbe Gerechtigkeit entgegen. Und wenn wir
uns nach Orientierung umsehen in neueren
vielumstrittenen Stücken, wie z. B. in denen
von Ibsen, Sudermann, Anzengruber, Bojs,
Paul Heyse u. s. w., hier finden wir klaren
Bescheid. R.

Ramphold Korenz. Ein deutsches Lied
aus der Hussitenzeit von Karl W. Ga-
wallowski. Zweite Auflage. (Berlin. Hans
Lüstenöder. 1892.)

Ein deutsches Heldenlied ist hier schlicht
und schön gesungen, bedeutsam besonders
in unserer Zeit des Kampfes mit dem
Slaventhum. Nicht umfangreich ist der

Sang, doch aber gehaltvoll in jeder Zeile
und ein inniges Dichtergemüth ist es, das
ihn uns gegeben. R.

Bilder aus deutschen Alpen. Dorfge-
schichten von Arthur A. Meitner. (Stutt-
gart, Deutsche Verlagsanstalt.) Diese Bilder
und Geschichten schildern in mehr oder
weniger ausgedehnten Skizzen Landschaften
von Tirol und des bairischen Hochlandes
und geben in kleinen, leicht hingeworfenen
Erzählungen Charakterzeichnungen aus dem
Vollleben der deutschen Alpen. Sie tragen
das Gepräge des Selbstgesehenen, Selbst-
erlebten und eine gesunde Lust durchweht sie.
V.

Gedichte von Heinrich von Wedel.
(Leipzig. Bernhard Hermann.)

Eine kleine Sammlung von anmu-
thigen Liebes- und Freundschaftsliedern,
von Stammbuchblättern und Gelegenheits-
gedichten, von denen jedes den Stempel
wirklicher, eigener Empfindung an sich trägt.
V.

Für die Jugend des Volkes. Eine em-
pfehlenswerte Monatschrift für die ärmeren
Vollklassen, die eine geistige Nahrung ver-
langen, sich aber kostspielige Werke nicht
kaufen können. Eine Nummer kostet sieben
Kreuzer und enthält Geschichten, Gedichte,
Schwänke, Räthsel, sonst mancherlei und
auch hübsche Bilder. (Wien. Robert Weisk,
Schulerstraße 18.) M.

Unterwegs. Schilderungen und Natur-
ansichten von den beliebtesten Reifestrecken.
Sechster Band. Die Kärntner-Pustertthal-
bahn. (Klagenfurt—Franzensfeste) Kärntner
Seen. — Hohe Tauern. — Ampezzaner
Dolomiten. Von A. v. Schweiger-Ver-
chenfeld. Mit 48 Abbildungen im Text,
15 Tonbildern und einer Orientierungs-
karte. (Hartleben. Wien.)

Dieser Band behandelt eine der bevor-
zugtesten Reiserouten in unseren Alpen —
die Kärntner-Pustertthalbahn — welche
mitten durch die herrlichsten Gegenden des
Hochgebirges führt. Auf der einen Seite
der vergletscherte Hochzug der Tauern mit
Heiligenblut und dem Großglockner, die
gepriesenen Thäler, welche sich um Windisch-
Matray öffnen und zu ihrem imposanten
Hintergrunde den Großvenediger haben;
auf der anderen Seite die wunderbaren

Gestaltungen der Dolomiten. Kein Bereich in den Ostalpen erweckt so viele bestirrende Erinnerungen als jene grotesken Felsmassen, welche sich zwischen dem Pustertthale und Cortina d'Ampezzo erheben, mit den spiegelnden Seen unter den jähem Gemäuern und dem Waldesdunkel um einsame Siedelungen. Der Verfasser und altbewährte Alpenfreund hat es verstanden, den Dingen, welche er dem Leser vorführt, eine eindrucksvolle Plastik zu geben und sie in Bezug auf ihre abwechslungsreiche Erscheinung nach Form und Farbe zu schildern. V.

Dem „Heimgarten“ ferner zugegangen:

In meiner Zeit. Schattenbilder aus der Vergangenheit von Adolf Pichler. (Leipzig. A. G. Liebeskind. 1892.)

Die Entwicklung der Menschen im Lichte christlich-rationaler Weltanschauung von C. Andrejen. (Hamburg. Verlagsanstalt und Druckerei A. G.)

Lohi. Erzählung von Ernst Hutscherreiter. (Dresden. E. Pierjon. 1892.)

Eva Siebek. Roman von Bertha von Suttner. (Dresden. E. Pierjon. 1892.)

De wedmed. Eine Erzählung aus dem sächsischen Volksleben von Dr. A. Schultnus. (Hermannstadt. Gött & Sohn.)

Das Horn von Uri. Alpenjage von A. Fahlweid. (Glarus. J. Vogel)

Gedichte von Karl Busse. (Großenhain. Baumert & Ronge.)

Nebensonnen. Neue Gedichte von M. Reinhold von Stern. Illustriert von Ernst Schlemo und Willy Certel. (Dresden. E. Pierjon.)

Welt und Seele. Dichtungen von Hugo Grothe. (Dresden. E. Pierjon 1892.)

Buch der Rosen. Gedichte von S. Varintay. (Dresden. E. Pierjon. 1892.)

Gedichte von Franz Wolff. Mit fünf Bildern nach Zeichnungen von Leopold Burger. (Leipzig. Oswald Muk. 1892.)

Poetik. Die Lehre von der deutschen Dichtkunst. Entworfen von Dr. Ernst Kleinpaul. Ausgeführt von Wilhelm Langewische. Neunte Auflage. (Bremen. M. Heinjins' Nachfolger 1892.)

Großer Volkskalender des Fahrers Hinkehenden Boten für 1893. (Jahr. J. H. Geiger.)

Verlagskatalog. (Von Tunder & Humblot in Leipzig.)

Commentar zu den Schloßbergbauten in Graz von J. K. (Graz 1892. Verlag „Leyskam“.)

Postkarten des „Heimgarten“.

Am 4. August starb in Altenberg bei Klosterneuburg in ihrem 56. Lebensjahre Frau Luise Lecher, die seit vielen Jahren unsere hochgeschätzte Mitarbeiterin gewesen ist. In den ersteren Jahrgängen des „Heimgarten“ waren es besonders die socialen Aufsätze über Frauen, wodurch diese geistvolle Frau unsere Leser vergnügt und angeregt hat. Wir bewahren der Frau Luise Lecher ein dankbares Andenken.

F. A., Mauthstadt. Der Schriftsteller wird bei uns zwar ganz wie ein Geschäftsmann besteuert, aber gesetzlichen Schutz für seine „Waare“ wie jeder Geschäftsmann hat er nicht. Es gibt viele Länder, mit denen Oesterreich noch kein Gesetz von wegen literarischen Nachdrucksrechtes geschlossen hat. Auch der betreffende Autor genießt die Ehre, seine Schriften in verschiedenen Sprachen übersezt zu wissen. Die Ehre, aber sonst nichts. Besonders ausgebeutet wird er von einem schwedischen Buchhändler, welcher von der „Waldheimat“ bis zu „Jakob dem Letzten“ alles ins Schwedische übersezt, dann drucken ließ und als sein Eigenthum verkauft. Der rechtmäßige Verleger A. Hartleben in Wien schrieb jenem darob einen Brief, in welchem er zwar höflich, aber ernstlich sein gutes Recht verlangte. Die Antwort des sich sicher fühlenden nordischen Freibeuters an den Wiener Verleger war auf einer Postkarte geschrieben und lautete: „Sie sind ein unverzähmtes L...!“ — Das ist doch nett!

* Ein alter Berliner Handegen mit dem schönen deutschen Namen Boguslawski hat ein Buch geschrieben unter dem Titel: „Der Krieg in seiner wahren Bedeutung für Staat und Volk.“ In diesem Buche wird behauptet und natürlich auch bewiesen, daß die Kriege der höchste Segen für Staaten und Völker sind. Von nun an wird man also nur noch sprechen von den Greueln des Friedens und von den Segnungen des Krieges. Demnächst wollen wir uns vielleicht einmal von den Russen segnen lassen.

J. A. B., Arem. Sie wundern sich darüber, daß Schönerer in Kirchberg am WaldeHamerlingsGeburtshaus niederreißen ließ. Aber das alte war ja nicht mehr schön und so hat ihm der Herr ein neues Geburtshaus bauen lassen. Das ist eben Pietät!

K. K., Leipzig. Die Folge davon, daß Sie unser beständiges Flehen, unverlangt Manuscripte nicht einzuschicken, unbeachtet gelassen haben. Das Manuscript ist nicht mehr vorhanden.

* Allen, die mir zum 31. Juli und 1. August Beweise des Gedenkens und der Liebe zugehen ließen, meinen verbindlichsten Dank.
R.

Bum Schlusse des Jahrganges.

Ein Schreiben des Verlegers an den Leiter des „Heimgarten“.

Sehr geehrter Herr!

Indem wir nun den sechzehnten Jahrgang unseres Heimgarten zum Schlusse führen, erlauben wir uns die Anfrage, was Sie für den nächsten, den siebzehnten Jahrgang in Vorbereitung haben. Daß Ihnen, wie bisher, in Führung des Inhaltes von unserer Seite vollkommen freie Hand bleibt, wissen Sie. Wir möchten nur in die Lage versetzt sein, unseren Lesern jetzt schon ungefähr mittheilen zu können, womit wir den nächsten Jahrgang beginnen werden. Besonders Beiträge aus Ihrer Feder wären Sie vielleicht so gütig, uns namhaft zu machen. Unter einem freut es Sie vielleicht zu hören, daß die Zahl der „Heimgarten“-Abnehmer auch in diesem Jahre wieder zugenommen hat, worin Sie neuerdings die Aufforderung erblicken mögen, dem alten bekannten Programme treu zu bleiben.

Dem Manuscripte fürs Octoberheft sehen wir bis längstens Mitte August entgegen und zeichnen mit gebührender Hochachtung, geehrter Herr, ergebenst

Die Verlagshandlung „Levkam“.

Graz, am 1. August 1892.

Antwortschreiben des Leiters an den Verleger.

Sehr geehrter Herr!

Dem alten bekannten Programm des „Heimgarten“ bleiben wir, solange ich diese Zeitschrift leite, unter allen Umständen treu, auch wenn darunter die Zahl der „Heimgarten“-Abnehmer anstatt zu-, abnähme. Denn das Programm bin ich. Ich lebe mich im „Heimgarten“ aus, nach allen Zweigen meines Wesens. Manches Jahr gibt's mildere Früchte, manches Jahr herbere, je nachdem Sturm, Frost oder Sonnenschein vom Himmel kam. Der Zeiten und der Leute ungunstiger Lauf hat in den letzten Jahren manch sauren Apfel gezeitigt, um so sicherer dürfen wir vielleicht für die Zukunft auf eine frohe süßere Ernte hoffen.

Soweit ich den Vorrath für den nächsten Jahrgang zu überblicken vermag, gibt's in demselben allerlei, besonders viele Erzählungen, kleine und große, die meisten darunter frisch und herzstärkend, gemüthlich und heiter. Der Gärtner sagt, im Garten solle man mehr lachen als fluchen — dann gedeihe es. Wird wohl so sein und ich trachte meine Mitarbeiterschaft danach einzurichten. Die alten Freunde, die zu mir passen, bleiben mir treu, von neuen jungen Kräften habe ich mir etliche auserlesen, die uns viel Vergnügen machen sollen.

Was meine Feder, nach der Sie sich freundlich erkundigen, betrifft, so ist dieselbe in letzterer Zeit nicht rostig geworden. Von den theils größeren Erzählungen aus dem Volke, die von ihr stammen, könnte man ja nennen „Adam das Dirndel“, „Ein stummes Bekenntniß“, „Das Gupferl“, „Das Gelöbniß der Gurgler-Buben“, ferner eine Reihe neuer Waldheimatgeschichten und Erlebnisse, als „Der Kidel“, „Wir lassen schön danken!“, „Der Pfarrer von Sanct Kathrein“, „Mein Großvater“, „Unser zwei-jähriges Dirndel“, „Der Krieglacher-Himmel“, „Die Wegzehrung“ und was es eben weiter so gibt. Ein Bündel Schwänke, gar pudelnärrische darunter, ist auch vorhanden, viele in steirischer Mundart. Das „Waldvögel aus dem Oberlande“ wird überhaupt wieder fleißiger singen. Dann pflanzen wir im „Heimgarten“ manch poetisches Blümlein an als Feststrauß für schöne Zeiten. Die Cypresse, den Tornstrauch und die Birkenruthen wollen wir aber auch nicht ganz austrotten — ich weiß warum.

Das Beste aber verräth man nicht gerne, möglicherweise sind kleine Überraschungen geplant. Ubrigens ist dafür gesorgt, daß auch im „Heimgarten“ die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Wir wollen halt thun was wir können, die Leser werden dann thun, was sie wollen — nämlich uns treu bleiben, wie wir ihnen.

Ihr ergebener

H. K. Rosegger.

Krieglach, am 4. August 1892.



32101 042855476

1. 11.11

